



264 h

C o n v e r s a t i o n s - L e x i k o n .

Behnte Auflage.

V i e r z e h n t e r B a n d .

Seelenheilkunde bis Thein.

Allgemeine deutsche
Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Zehnte,

verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Vierzehnter Band.

Seelenheilkunde bis Thein.

Leipzig:

B. A. Brockhaus.

1854.



C.

Seelenheilkunde, psychische Heilkunde oder Psychiatrie ist eine erst der neuern Zeit angehörige Wissenschaft, deren Entstehen wir den aufgeklärtern Begriffen vom menschlichen Geiste und von den dem Menschen angeborenen Rechten, der fortschreitenden Humanität verdanken, und welche uns lehrt, wie Geisteskrankheiten (s. d.) zu betrachten, auf welchem Wege sie in geistige Gesundheit zu verwandeln und, wenn das nicht möglich ist, wie die Geisteskranken sowol selbst als Andere vor den schädlichen Folgen ihres Übels zu schützen sind. Sie gründet sich theils auf naturwissenschaftliche, anatomisch-physiologisch-ärztliche, theils auf philosophisch-psychologische Vorkenntnisse, vor allem aber auf die unerlässliche Beobachtung an Seelenkranken selbst, über Ursachen, Anfänge, Verlauf, Ausgänge und Abänderungen der krankhaften Geisteszustände und über deren Heilung auf natürlichem und künstlichem Wege. Die einzelnen Hauptarten oder Formen der Seelenstörungen hat man theils nach der Exaltation oder Depression der drei gewöhnlich angenommenen Seelenvermögen, des Verstandes, des Gemüths und des Willens, theils nach andern Eintheilungsgründen unterschieden. Unter den Schugmitteln, welche die Seelenheilkunde gegen geistige Erkrankungen kennt, steht obenan eine gute körperlich-geistige Erziehung, d. h. verständige Leitung der natürlichen Entwicklung der Seelenfähigkeiten zu einer dem Lebensberuf des Individuums entsprechenden Vollkommenheit und Reife. Gewöhnlich wird die psychische Prophylaxis aber erst angewendet, wenn eine psychische Krankheit beseitigt scheint, und nähert sich daher, als Nachbehandlung, mit Nachwirkungen früherer Ursachen kämpfend, schon mehr der eigentlichen Therapie. Diese zählt unter ihre Mittel theils geistige, theils körperliche, insbesondere alle diätetischen und arzneilichen Heilmittel, welche auch in körperlichen Krankheiten verordnet werden, außerdem auch eigenthümliche, z. B. Musik, körperliche Züchtigungen, Zwangsmittel u. s. w., vor allem aber eine der Erziehung ähnliche fortgesetzte geistige Einwirkung auf die noch gesund gebliebenen Seiten der Seelenthätigkeit des Kranken. Wie scharf der psychische Arzt bei seinen Heilbestrebungen die Modificationen der Krankheiten nach Alter, Geschlecht, Stand, Körperconstitution der Kranken u. s. w., namentlich bei ihrem Beginne, ins Auge fassen müsse, bedarf wol keiner nähern Beleuchtung. Ebenso nöthig ist es jedoch auch für den in die Lehren der Psychiatrie nicht Eingeweihten, mit großer Zurückhaltung das Verfahren eines Irrenarztes zu beurtheilen, da sich bei Geisteskranken das Verhältniß des Körpers gegen äußere Eindrücke meist ganz anders stellt als bei gewöhnlichen Kranken, und der Körper der einzige Weg ist, auf welchem Einflüsse zur Seele gelangen können. In einem besondern Bezuge steht die Psychiatrie zur gerichtlichen Medicin. Wirkliche Seelenkrankheit, vorübergehende wie dauernde, bedingt während ihrer Dauer Seelenunfreiheit, und Seelenunfreiheit muß die Zurechnungsfähigkeit schmälern oder aufheben. Das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein eines solchen Zustandes zumal in einer vergangenen Zeit zu erkennen und darzulegen, ist eine Aufgabe, welche dem Gerichtsärzte häufig gestellt wird und deren Lösung zuweilen den größten Schwierigkeiten unterliegt. Je unvollkommener die Kenntniß war, die der menschliche Geist von sich selbst hatte, um so unklarer waren auch von jeher die Begriffe, welche man sich vom Wesen der Seelenstörungen und von der Behandlung, die Geisteskranken verlangten, machte. In den ältesten Zeiten sah man Störungen des Seelenlebens als unmittelbar von der Gottheit über den Menschen verhängte Zustände an und betrachtete die Irren bald mit Abscheu als Gegenstände göttlicher Strafgerichte, bald mit einer Art Verehrung als außerordentlicher göttlicher Einflüsse Gewürdigte. Die Geisteskranken wurden in Folge dessen häufig als nichtsnutzige Mitglieder der Gesellschaft je nach den Äußerungen ihres Übels entweder von dieser hülfslos verstoßen oder, in Ketten und Banden geschlagen, den Gefangenen und Verbrechern beigegeben. Diese beklagenswerthe Behandlung dauerte bis zu Ende des 18. Jahrh., wo

namentlich Pinel seine Stimme dagegen erhob und bei dem allgemeinen Verlangen nach Anerkennung der Menschenrechte auch die der Geisteskranken geltend machte. Chiarugi in Italien, Arnold und Erichton in England, Weickard, Hoffbauer und Reil in Deutschland folgten, und bald zeigten sich auch die Staaten geneigt zur Errichtung neuer und zur bessern Einrichtung der vorhandenen Irrenanstalten (s. d.). Hierdurch wurde zugleich das Interesse an der durch jene Ärzte begründeten Wissenschaft geweckt, und Männer wie Cor, Haslam, Bright und Combe in England, Esquirol, Pariset und Georget in Frankreich, Horn, Langermann, Heinroth, Rasse, Jacobi, Amelung, Bird und Friedreich in Deutschland, Gualandi in Italien und viele Andere förderten ihre Ausbildung mit einem solchen Eifer, daß sie jetzt sich mit vollem Rechte den übrigen medicinischen Doctrinen an die Seite stellen darf. Vgl. Pinel, „Über Geistesverirrungen“ (aus dem Franz. von Wagner, Wien 1801); Reil und Hoffbauer, „Beiträge zu einer Curmethode auf psychischem Wege“ (2 Bde., Halle 1808—10); Bering, „Psychische Heilkunde“ (2 Bde., Lpz. 1817—21); Heinroth, „Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens“ (2 Bde., Lpz. 1818); Esquirol, „Pathologie und Therapie der Seelenstörungen“ (Lpz. 1827; neue Aufl., Berl. 1836); Friedreich, „Handbuch der gerichtlichen Psychologie“ (2. Aufl., Regensb. 1842); Blumröder, „Über das Irresein“ (Lpz. 1836); Guislain, „Vorlesungen über die Geisteskrankheiten oder Phrenopathien“ (deutsch von Lähr, Berl. 1854); Griesinger, „Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten“ (Stuttg. 1845).

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenmesse heißt in der kath. Kirche diejenige Messe (s. d.), welche für die im Fegfeuer schmachtende Seele eines Gestorbenen gehalten wird, um sie aus dem Orte der Qual zu befreien oder doch wenigstens ihre Qualen zu lindern. Die Entstehung und Ausbildung der Seelenmesse beruht auf der Entstehung und Ausbildung der Lehre vom Abendmahl als wirklichem Opfer, sowie der Lehre vom Fegfeuer. (S. Messe.)

Seelenverkäufer oder **Bettelverkäufer** hießen jene berücktigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Mäkler, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienste in den Colonien und namentlich für die Ostindische Compagnie anwarben, sie bis zur Ablieferung unterhielten und dabei für jedes Individuum einen auf 150 Gldn. lautenden Schulzettel erhielten, die ihnen, wenn der Verkaufte am Leben blieb, ausgezahlt wurden, nachdem man sie diesem an seinem Lohne abgezogen hatte. Die Seelenverkäufer aber verhandelten diese sogenannten Transportzettel meist um sehr niedrigen Preis an Capitalisten, und so wurde sowol mit diesen Zetteln wie mit den sogenannten Monatszetteln, in denen die Verkauften ihren Hinterlassenen in Europa von ihrem Lohne jährlich einige Gulden auszahlen zu lassen sich anheischig machten, der schmachlichste Wucher getrieben.

Seelenwanderung heißt angebliche Veränderung des Aufenthalts der menschlichen Seele, vermöge deren sie nacheinander verschiedene thierische oder menschliche Körper belebt. Da ein Erfahrungsbeweis für diese Meinung nicht denkbar ist, so muß der Grund für diese uralte Ansicht in dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen und an eine allmälige Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell gesucht werden. Damit hängt auch der Glaube an ein Dasein der Seele vor der Geburt auf Erden (Präexistenz) zusammen. Denn das irdische Leben ist hiernach nur ein Punkt in der Kette von Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in seinen Schoos zurückzukommen. Die Brahmanenlehre der alten Indier, in der sich die ersten Spuren dieses Glaubens zeigen, stellt die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bössartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung dar, womit auch die Schonung der Thiere bei den Indiern zusammenhängt. Auch die Buddhisten nehmen eine Seelenwanderung an. Die Geheimlehre der ägypt. Priesterkaste nahm einen nothwendigen Kreislauf von 3000 J. an, den jede Seele nach dem Tode, die Körper aller Thiergattungen durchlaufend, vollenden müsse, ehe sie in den Menschenkörper zurückkehre und in den Wohnungen der Seligen anlange. Wahrscheinlich von den Agyptern empfangen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung, welche sie Metempsychosis, d. i. Seelenwechsel, und Metensomatosis, d. i. Körperwechsel, nannten. Als die ersten Männer, welche sie bei den Griechen annahmen, werden Pythagoras und sein angeblicher Lehrer Pherecydes namhaft gemacht. Die spätern Pythagoräer lehrten, der Geist solle, von den Fesseln des Körpers befreit, in das Reich der Verstorbenen eingehen, daselbst in einem Zwischenzustande längere oder kürzere Zeit verweilen und dann wieder andere menschliche oder thierische Körper auf ihre Lebensdauer be-seelen, bis die Zeit seiner Läuterung beendet und seine Rückkehr zum Urquell des Lebens mög-

lich sei. Es sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum vierten male auf Erden gewesen sein. Doch beruht dieses Alles auf spätern Berichten. Empedokles nahm eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörper an. Die griech. Mythen kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen, und auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Die griech. Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar, Orphischen Lehren sich anschließend, läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schoos der Gottheit auf 10000 J. aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Er trägt dies auf mythische Weise vor; die Neuplatoniker aber scheinen dies eigentlich genommen zu haben. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. Aristoteles verwarf sie, weil sie voraussetzt, daß die Seele sich zu bestimmten Körpern gleichgültig verhalte. Die Rabbinen malten die Lehre von der Seelenwanderung in der ihnen eigenen Manier aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Juden-seelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, solange es Juden gebe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, am Auferstehungstage aber alle geläutert sein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des Gelobten Landes aufleben würden. Die christliche Sekte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung ebenfalls als Bußmittel; aber die christliche Kirche hat sie stets bestritten. Auch die alten Italiener, die celtischen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten diesen Glauben, und die heidnischen Nationen des östlichen Asien, die kaukas. Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrik. Neger haben ihn noch, obschon mit mancherlei Änderungen. Eine Folge desselben war bei vielen Völkern die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleisches.

Seelöwe, s. Robben.

Seemächte oder Seestaaten heißen diejenigen Staaten, welche in ihren befestigten Häfen zum Schutz ihres Handels und ihrer überseeischen Besitzungen eine Kriegsflotte aufbieten können, oder auch solche Staaten, deren maritime und coloniale Macht ihre Bedeutung auf dem Festlande weit überragt. In diesem Sinne waren früher Venedig, Genua und Holland Seemächte zu nennen; ihre Bedeutung ist aber längst durch andere verdrängt. Unter den jetzigen Staaten Europas nimmt Großbritannien den ersten Rang als Seemacht ein. Durch seine Insel-lage, seine Colonialmacht und seine ebenso umfangreiche wie trefflich ausgerüstete Kriegsflotte, wozu eine tüchtige seemännische Tradition und ein trefflicher Stoff an guten Matrosen zu rechnen sind, hat es in unserm Jahrhundert diesen Vorrang erlangt. Als Seemacht ersten Rangs steht der britischen durch die Lage des Landes, den Reichthum der Hülfsmittel und den kühnen Unternehmungsgeist nur die der Vereinigten Staaten von Nordamerika rivalisirend nahe. Von den europ. Staaten reihen sich die Mächte Frankreich und Rußland zunächst an die britische an. Nur ist Frankreich, obwol vortrefflich gerüstet, zugleich zu sehr Landmacht und zu wenig Colonialstaat, um mit England auf gleicher Linie zu stehen. Rußland hat eine sehr zahlreiche Ausrüstung, aber die Beschaffenheit der Meere, die es umgeben, namentlich der nordischen, beschränkt seine maritime Bedeutung ebenso sehr wie der mangelhafte Stoff der Bemannung. Der im J. 1854 ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und den westlichen Seemächten bewies schon in seinem Beginn, daß Großbritannien vierzig Friedensjahre eifrig verwandt habe, um an Größe und Trefflichkeit der Ausrüstung, namentlich durch Benutzung des Dampfs und der Schraubenschiffe, seinen vollen Vorrang zu behaupten. Als Seemächte zweiten Rangs sind Holland, Dänemark, Schweden, Spanien, Portugal, Neapel, Sardinien und die Türkei zu betrachten. Deutschland, durch seine Lage und seinen ausgebreiteten Seehandel dazu aufgefordert, hat 1848 einen Versuch gemacht, in diese Reihe einzutreten, der in Anbetracht der damaligen Verhältnisse und der Kürze der Zeit wenigstens der Nation keine Unehre machte. Dieser erste Stamm einer deutschen Kriegsflotte ist aber dem Widerwillen der Restaurationspolitik gegen Alles, was an das J. 1848 erinnerte, und dem particularistischen Hader als Opfer gefallen. Dagegen haben Osterreich und Preußen bescheidene Anfänge gemacht, eine Kriegsflotte zu gründen, um allmählig wenigstens in die Reihe der Seemächte zweiten Rangs einzutreten.

Seenesseln nennt man gewisse Seethiere, Aktinien (s. d.), Akalephen (s. d.), Seeesterne (s. d.), deren Berührung auf der Haut ein Brennen bewirkt, das dem der Nesseln gleicht.

Seeotter (*Enhydris*) bildet unter den wieselartigen Raubthieren eine eigene, der Fischotter (s. d.) ähnliche Gattung und unterscheidet sich durch die kleinen Vorderfüße mit kurzen verwachsenen Zehen, einen ziemlich kurzen Schwanz, stumpfe Schnauze und oben vier, unten fünf Backenzähne. Man kennt nur eine Art, die edle Seeotter (*E. marina*), welche einen cylindrischen Körper, runden Kopf, tutenförmig eingerollte Ohren hat und ohne den 10—12 Zoll langen Schwanz $3\frac{1}{2}$ —4 F. lang wird. Sie bewohnt das Meer hauptsächlich an der Nordküste Amerikas von Californien bis nach den Kurilen und wird wegen ihres kostbaren Pelzes gejagt, der ungemein fein, schwarzbraun, selten gelb und einer der theuersten im Handel ist. Die meisten solcher Pelze werden von den Chinesen zu ungemein hohen Preisen gekauft; jedoch erreicht jetzt der Fang der Seeottern keine bedeutende Höhe mehr. Das Weibchen wirft nur ein Junges. Die Nahrung besteht in Fischen und Schalthieren.

Seeprotest oder **Verklärung** nennt man die aus dem Schiffsjournal entnommene Darstellung des Hergangs einer Haverei (s. d.), welche nach der Ankunft am Bestimmungsplatze der Schiffsführer geben und sammt seiner Mannschaft eidlich erhärten muß. Der Seeprotest bezweckt, das Verfahren des Schiffers zu rechtfertigen und zugleich den Beweis und die Rechnungslegung gegenüber dem Rheder und den an der Ladung Betheiligten zu bilden, unter Anderm also auch einen sich etwa später an der Ladung vorfindenden Schaden diesen allein zur Last zu legen und den Schiffsführer von jedem Verdacht einer Fahrlässigkeit zu reinigen. Wenn der Schiffer unterwegs in einen Nothhafen eingelaufen ist, so muß er schon hier eine Aussage vor der Obrigkeit leisten, welche bisweilen gleichfalls Seeprotest genannt wird. Der Seeprotest ist in Havereifällen ein unumgänglich nöthiges Document.

Seeräuberei oder **Piraterie** unterscheidet sich von der Kaperei (s. Kaper) dadurch, daß erstere von Freibeutern, Korsaren und Piraten unter willkürlicher Flagge aus eigener Macht gegen Jedermann ausgeübt, letztere dagegen den Privaten und Rhedern von einer kriegsführenden Macht gegen die ihr feindliche, den Seegesetzen gemäß, durch ein Patent erlaubt wird. Die Seeräuberei, häufig ein Erzeugniß langwieriger Seekriege oder innerer Unordnung in Seestaaten, hat ihren Sitz meist in inselreichen Meeren und an buchtenreichen Küsten. Eine Art von Berühmtheit als Seeräuber erlangten im Alterthume die cilicischen und andere Seeräuber im Mittelländischen Meere, welche Pompejus 67 v. Chr. unterdrückte; dann die normann. Seeräuber vom 8.—11. Jahrh.; die nordafrikk. Seeräuber bis in die neuere Zeit; die Flibustier (s. d.) in Westindien; die griech. Seeräuber im Meere um Griechenland, die bis 1828 ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa auf Kreta hatten und auch jetzt noch mitunter, z. B. 1854, auftauchen; die westind. und südamerik. Seeräuber, die durch den Krieg des span. Amerika gegen das Mutterland erzeugt wurden; die persischen und indischen im Persischen Meerbusen, die dem ind. Handel vielen Abbruch thaten; die malayischen Freibeuter im Ostindischen Archipelagus, die jetzt fast noch die einzigen, systematisch in eigenen Raubstaaten ihr Gewerbe treibenden und dabei höchst gefährlicher Art sind; endlich die westafrik., von den Aschantis und andern Negerfürsten ausgerüsteten Raubschiffer. Seeräuberei wird gewöhnlich auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Seerecht nennt man den Inbegriff der Gesetze, die sich auf Schifffahrt und Seehandel beziehen und sowol die privatrechtlichen Verhältnisse zwischen den Eigenthümern des Schiffs, dem Capitän und den Befrachtern, die Beschädigungen des Schiffs und der Ladung, die Bodmerei und die Versicherungen, als auch das Staats- und Völkerrecht umfassen, welches wegen der Kaperei hier tiefer als in andern Beziehungen in das Privatrecht eingreift. Für die Verhältnisse der Staaten zueinander gibt es keine gesetzgebende Gewalt, sondern nur Grundsätze des natürlichen Rechts. Jede Seemacht kann daher hierin so weit gehen, als ihre Kräfte reichen, die Beschränkungen, welche sie Andern auflegt, oder die Befreiungen, welche sie selbst für sich in Anspruch nimmt, mit Gewalt durchzusetzen. Eigentlich ist ganz Europa seit Cromwell mit England über das Seerecht in einem Streite, der bei einem jeden Seekriege von neuem ausgebrochen ist. Die hauptsächlichsten Aufstellungen Englands waren bisher: daß 1) die Neutralen nicht berechtigt seien, den Feinden Kriegsbedürfnisse, die man in einem sehr ausgedehnten Begriffe nimmt, zuzuführen; daß sie 2) nicht befugt seien, unter ihrer Flagge Eigenthum der Feinde zu transportiren, vielmehr feindliches Gut auch auf neutralen Schiffen weggenommen werden könne, also daß die Flagge nicht die Ladung decke; daß 3) die kriegsführenden Mächte ganze Küsten in Blockadestand setzen, d. h. alle Communication zur See dahin untersagen könnten, und 4) daß die kriegsführenden Mächte berechtigt seien, die Schiffe der Neutralen zu visitiren. Diesem Ansinnen Englands wurde von Seiten Rußlands die bewaffnete Neutralität, von Seiten Frankreichs das Continentalsystem (s. d.) entgegengesetzt, doch eins so wenig als das

andere durchgeführt. Bis in die neueste Zeit ruhten diese Fragen wieder, welche in England durch den vieljährigen Richter der Admiralität, Sir Will. Scott, auf die höchste Spitze getrieben waren. Der Krieg erst, welcher 1854 zwischen den Westmächten (England und Frankreich) und Rußland ausbrach, machte sie aufs neue zum Gegenstande mannichfacher Erörterungen im engl. Parlament, bei den Handelsbehörden und in der Presse. Namentlich hat die brit. Regierung hierbei wieder ausdrücklich erklärt, daß das Eigenthum, welches die im feindlichen Lande Angesehenen oder Etablierten (mögen diese nun durch Geburt Feinde, Neutrale, Verbündete oder Mitunterthanen des eigenen Staats sein) aus Feindesland ausführen, in allen Fällen als Feindesgut und mithin als rechtmäßige Kriegsprise behandelt werden solle, wenn es auch an Bord eines neutralen Schiffs geladen sei. Das älteste Seegesetz, welches allen Seerechten zu Grunde liegt, ist die Lex Rhodia, die aus dem Alterthume stammenden Gesetze für die Insel Rhodus. Aus dem Mittelalter sind die Seegesetze von Oléron in Frankreich, das Consolato del mare, die Seegesetze Barcelonas aus dem 13. Jahrh., die flandrischen Seerechte von Damme, das amsterdamer Seerecht aus dem Anfange des 14. Jahrh., das Seerecht von Wisby aus dem 13. Jahrh., das hamburger Schiffsrecht von 1270 und das lübecker von 1299 und aus der neuern Zeit die niederl. Ordonnanz Kaiser Karl's V. von 1549 und vorzüglich die franz. Ordonnance maritime von 1681. Um die wissenschaftliche Bearbeitung des Seerechts haben sich in England verdient gemacht Robinson, Ward, Howard und Wheaton; in Frankreich Audouin, Rayneval, Boucher und Boulay-Paty („Cours de droit commercial maritime“, 4 Bde., Par. 1821); unter den Italienern Galiani, Azuni („Systema universali dei principii del diritto maritimo“, 2 Bde., Flor. 1759) und Plantanida („Della giurisprudenza maritima“, 5 Bde., Mail. 1806); unter den Deutschen von Martens, Gildemeister, Büsch und hauptsächlich Jacobsen („Seerecht des Friedens und Kriegs“, Altona 1815, und „Englisches Seerecht“, Hamb. 1805), in neuester Zeit auch von Kaltenborn („Grundsätze des praktischen europ. Seerechts“, 2 Bde., Berl. 1851). Die vollständigste Sammlung der Seegesetze ist Pardessus' „Collection des lois maritimes antérieures“ (Par. 1824 fg.).

Seeschlange, s. Kraken.

Seesoldaten. Der Seesoldat dient auf Kriegsschiffen nicht nur als Musketier, um das Klingengewehrfeuer in der Schlacht zu unterhalten, die Sicherheits- und Ehrenposten zu besetzen und bei Landungen die Boote zu bemannen, sondern er muß auch wie der Matrose an dem Lauwerke, welches zur Regierung der untern Segel dient, mitarbeiten und die Geschütze bedienen helfen. Die Seetruppen sind ebenfalls in Bataillone und Regimenter formirt und der strengsten Disciplin unterworfen. Die Offiziere der Seesoldaten bedürfen keiner nautischen Ausbildung, obschon sie ihnen von Vortheil ist.

Seesterne machen eine Ordnung der Stachelhäuter oder Echinodermen aus, bewohnen nur das Meer und besitzen einen platten, fünfeckigen oder am häufigsten in 5—20 Strahlen mehr oder minder tief sternförmig getheilten Körper. Die Haut ist ziemlich dick und enthält Kalkplatten; ihre oberste Schicht wirkt mittels mikroskopischer, einen scharfen Saft aussondernder Fäden fast wie Nesseln auf die Haut des Menschen. Es ist nur eine Öffnung (Mund) vorhanden, welche sich im Mittelpunkte befindet. Die Beute, wie Weichthiere, Kruster und selbst kleine Fische, wird von Hunderten von Saugfüßen umstrickt und festgehalten und die harten Schalen derselben werden durch den Mund wieder ausgestoßen. Daß die Seesterne unter den Austern Verwüstungen anrichten, war schon den Alten bekannt; dabei sollen sie nach Deslongchamps durch einen ausfließenden giftigen Saft erst die Schließmuskeln dieser Thiere lähmen, sodas die Schalen klaffen. Die Seesterne kriechen meist sehr langsam und schwimmen durch leichte Bewegung der Strahlen, welche sie auch einrollen und wieder geradestrecken können. Tastsinn und Fühlsinn sind bei ihnen am meisten entwickelt. Die Fortpflanzung erfolgt durch Eier. Sie finden sich über alle Meere verbreitet, bringen aber dem Menschen keinen Nutzen; einige kommen verfeinert vor. Der röthliche Stachelstern oder gemeine Seestern (*Asteracanthion rubens*) wird an allen europ. Seeküsten sehr häufig gefunden und in manchen Gegenden in solcher Menge, daß er zur Düngung der Felder benutzt wird. Die zur Gattung Schlangensterne (*Ophiura*) gehörenden Arten haben gegliederte, einfache Arme oder Strahlen, welche sie nach allen Seiten bewegen und krümmen können. Werden sie angefaßt, so werfen sie einen oder mehrere Arme freiwillig ab, die aber bald wieder reproducirt werden. Die gewöhnlichste Art an Europas Küsten ist der gemeine Schlangensterne (*O. lacertosa*). Bei dem Medusenstern (*Euryale*) sind die Arme mehrmals gabelig getheilt, ja bei einigen Arten des Indischen Ocean geht die Zertheilung so weit, daß sie bis zu 80000 Gliedern ansteigt. Diese wegen ihres roun-

derlichen Aussehens oft für schädlich und giftig gehaltenen Thiere galten sonst als naturhistorische Seltenheiten.

Seestücke nennt man diejenigen Gemälde, welche die Darstellung der See zum Gegenstande haben. Die See- oder Marinemalerei bildet auf diese Weise einen Zweig der Landschaftsmalerei und läßt gleich dieser die verschiedenste Art der Auffassung und Ausführung zu, indem man zunächst das Meer an und für sich in seinem elementaren Walten, sei es in ruhiger Windstille, sei es im Stürmen der aufgeregten Wogen, ins Auge faßt. Daß hier der Wechsel der Beleuchtung, der Tageszeiten, der Zonen eine ähnlich reiche Stala von Nüancen hervorbringt, wie bei der Landschaft, ist selbstverständlich. Sodann aber wird die See in ihrer Verbindung mit dem Menschen, den sie trägt, gegen den sie sich empört, der mit ihr oder auf ihren Wogen gegen seines Gleichen kämpft, dargestellt. In letztem Falle entstehen Werke, die andererseits wieder unter die Kategorie der Schlachtenbilder fallen. Die Seemalerei verdankt der holl. Schule des 17. Jahrh. ihre Entstehung. Bonav. Peters, Pet. Molyn der Jüngere (*Tempesta*) und Alb. van Everdingen waren die berühmtesten Meister in der Darstellung des stürmisch erregten Meeres; Rudolf Bachhuyzen schilderte die See in ruhigem und bewegtem Zustande, sowie den Kampf der Schiffe gegen dasselbe; auch Jakob Nuisdael war ein trefflicher Marinemaler. Vorzügliche Bilder von Seeschlachten hat man von Joh. und Bonav. Peters und Wilh. van der Velde; Meer und Flüsse mit dem lebendigen Getümmel des Hafentreibens schilderten Joh. Lingelbach, Abr. Stocq u. A. Unter den Neuern zeichnen sich bei den Holländern J. C. Schotel, die beiden Linnig, Hult, Roeckoeck (zur Unterscheidung von seinem nicht minder berühmten Namensverwandten Water-Roeckoeck genannt), bei den Franzosen Judin, Barry und Mayer, bei den Deutschen A. Achenbach und Hünten in Düsseldorf, F. Weiß, Krause, L. Herrmann, Schmidt in Berlin u. A. aus.

Seetaktik ist die Verwendung der Schiffe zum Kriegszweck, dem Siege. Sie gibt für einzelne Schiffe an, wie sie auf feindliche Jagd machen, ihnen ausweichen oder sie bekämpfen sollen; sie ordnet die Aufstellung von Abtheilungen oder ganzen Flotten an und bestimmt die Bewegungen derselben, *Seemanoeuvres*. Endlich lehrt sie den Waffengebrauch, das Seegefecht. Dasselbe ist fast ausschließlich Feuergefecht durch Geschütze und Gewehre; zum Kampfe mit der blanken Waffe kommt es nur beim Entern, was jetzt bei der Vervollkommenung der Feuerwaffen, besonders seit Erfindung der Bombenkanonen, selten nothwendig ist. Das Kugelfeuer der Geschütze wird auf den Rumpf der feindlichen Schiffe über und dicht unter dem Wasserspiegel, um sie zu versenken, auf Maaen und Masten gerichtet. Kartätschen fegen das Deck, soviel es die Hängematten, welche dort zum Schuß angebracht sind, gestatten. Dann beginnt das Kleingewehrfeuer der hinter gleichen Deckungen aufgestellten Mannschaften, welche durch Büchsen- schüssen aus den Mastkörben, von wo sie auf Offiziere und Steuerleute schießen, unterstützt werden. Muß ein Schiff sich ergeben, so streicht es die Flagge vom Mast und wird sofort in Besitz genommen. — **Seeschlacht** heißt der Kampf von Flottenabtheilungen oder ganzen Flotten. Die Aufstellung dazu wird gewöhnlich in zwei Treffen genommen, von denen das erste die Schlacht eröffnet, das zweite zur Unterstützung dient. Signale durch Flaggen vom Admiralschiffe aus leiten den Kampf, soviel es der Pulverdampf erlaubt; andere durch Sprachrohr oder Instrumente würden im fortwährenden Kanonenbonner nicht verstanden werden. Überhaupt sind Signale nur in wichtigen Momenten nothwendig, denn mehr oder minder kämpft jedes einzelne Schiff in taktischer Selbständigkeit und hat nur die augenblicklichen Vortheile, die sich ihm bieten, und die Gelegenheit, mit den nächsten Schiffen gemeinschaftlich zu handeln, wahrzunehmen. Überflügelungen, Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie, Benützung von Brandern, Aufsprengen der besten Schiffe u. s. w. führen zum Siege. Dieser muß durch Verfolgung benutzt werden, um so viel Fahrzeuge als möglich in Grund zu bohren. Einer eigenen Niederlage weicht die Flotte durch rechtzeitigen geschickten Rückzug, gewöhnlich in Halbmondform, aus, oder sie sucht, wenn sie geschlagen ist, durch Schnelligkeit wenigstens möglichst viel Schiffe zu retten.

Seetang, s. Tang.

Seezen (Ulr. Zasparr), ein berühmter Reisender und Naturforscher, geb. 30. Jan. 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Zeven, wo sein Vater Landwirth war, studirte 1785 — 88 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und unternahm dann Reisen durch Deutschland und Holland. Am 13. Juni 1802 ging er, von Gönnern unterstützt, nach dem Orient, um von Arabien aus mitten durch Afrika vorzudringen. Zunächst besuchte er, nachdem er zu Aleppo das Arabische erlernt, Syrien und Palästina, 1805 den Libanon und Antilibanon und im Jan. 1806 die Gegenden an der Ostseite des Hermon, Jordan und Todten Meeres, wo er wichtige

Entdeckungen machte. Sodann wandte er sich 1807 über Suez nach Kairo, wo er zwei Jahre verweilte und eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, Alterthümern und vielen naturhistorischen Seltenheiten zusammenbrachte, die sich jetzt in Gotha befindet. Im Mai 1808 besuchte er Mittelägypten. Nachdem er 1809 Mekka und Medina, sowie die von Wechabiten besetzten Gegenden besucht hatte, wandte er sich im März 1810 nach Jemen, dann nach Aden und von hier auf dem von den Europäern damals noch nie besuchten Küstenwege nach Mokka. Sein von hier aus unterm 17. Nov. 1810 an Bernh. Aug. von Lindenau in Gotha geschriebener Brief ist die letzte durch ihn selbst nach Europa gelangte Nachricht. Vier Jahre später erfuhr man, daß S. im Oct. 1811 auf dem Wege zum Imam von Sana, von dem er seine in Mokka in Beschlag genommenen Effecten wieder zu erhalten hoffte, in der Nähe von Laas plötzlich gestorben sei. Das Tagebuch seiner morgenländ. Reisen, welches für verloren galt, gelangte in die Hände des Professors Kruse in Dorpat.

Seeversicherung, **Seeasscuranz** nennt man die Sicherstellung der Eigenthümer von Seeschiffen und darauf befindlichen Ladungen gegen die Gefahr zur See mittels Vertrags zwischen jenen Eigenthümern (den Versicherten) und einem Versicherer (Asscurateur), welcher Letztere gegen Zahlung einer Prämie die Garantie übernimmt und nöthigenfalls die Entschädigung leistet. Auch der Frachtlohn (nicht aber in Frankreich und Spanien), der muthmaßliche (imaginäre) Gewinn auf die Waaren (dieser aber nicht in Frankreich, Sardinien, Spanien, Portugal), die Haverei- und Bodmereigelder, die etwaige Spesennachnahme und selbst die Asscuranzprämie können versichert werden. Die allgemeinen Grundsätze sind hierbei dieselben wie bei den Feuer- und Lebensversicherungen, nur findet der Unterschied statt, daß nicht bloß Gesellschaften, sondern auch Privatpersonen als Versicherer auftreten. Bei Abschließung des Asscuranzvertrags kommt hauptsächlich Folgendes in Betracht: 1) Kein Schiff darf über seinen wahren Werth versichert werden. 2) Ist das Schiff schon in See, so dürfen die Contrahenten über dessen Schicksal nicht unterrichtet sein. 3) Der Verlust darf weder durch den Versicherer noch durch dessen Untergebenen verschuldet sein. 4) Läuft von einem versicherten Schiffe keine Nachricht wieder ein, so tritt (in Europa) bei den nach europ. Häfen bestimmten Schiffen gewöhnlich nach einem Jahre, bei den nach andern Welttheilen gehenden nach zwei Jahren der Versicherte das Versicherte an den Asscurateur ab und erhält von diesem die versicherte Summe. Diese Abtretung heißt der Abstand oder Abandon. Die Versicherung des Fahrzeugs heißt auch **Cascoverversicherung**. Die bisweilen vorkommenden Cascoverversicherungen auf Gegenseitigkeit bei Küstenfahrzeugen u. s. w. gaben Versicherungsvereinen das Entstehen, welche in Ostfriesland Compacten genannt werden. Das beste deutsche Werk über die Seeversicherung ist Benede's „System des Seeasscuranz- und Bodmereiwesens“ (umgearbeitet von Nolte, 2 Bde., Hamb. 1851—52). S. auch **Dispache** und **Haverei**.

Seewissenschaften nennt man im engeren Sinne die Schiffsbaukunst (s. d.), die Seetaktik (s. d.), welche zugleich die Signalkunst umfaßt, die Seefortification und das Seerecht (s. d.), indem man gewöhnlich die Schiffahrtskunde (s. d.) davon trennt.

Seewurf nennt man das Überbordwerfen eines Theils der Schiffsladung, wenn solches zur Erleichterung des Schiffs nothwendig ist. Wird das Schiff dadurch wirklich gerettet, so muß der Schade von Schiff und Ladung gemeinschaftlich getragen und in diesem Verhältniß dem Eigenthümer der geworfenen Güter ersetzt werden. Dies findet auch statt, wenn das Schiff noch auf der nämlichen Reise, aber durch einen andern Unglücksfall untergeht. Der Seewurf ist eine Hauptart der großen Haverei (s. d.).

Segel heißen große, aus mehreren Breiten oder Kleibern zusammengenähte Lächer von starker Leinwand, welche, an den Raaen und Stagen der Schiffe ausgespannt, zur Fortbewegung derselben mittels des Windes dienen. Man hat rechteckige, dreieckige und trapezoidisch gestaltete Segel, die sämmtlich mit einem ihrer Größe angemessenen starken Taue, dem Viede, eingefast sind, um so den Saum zu sichern. Die Raasegel haben alle die Gestalt eines Rechtecks oder Trapezes; ihnen zur Vergrößerung dienen die an den Spieren (Verlängerung der Raaen) befestigten Leeseegel. Die Stagssegel sind dreieckig und es fällt ihre Richtung bei Windstille in die Ebene des Kiels. Die Ruthensegel hängen unter einem in sehr schräger Richtung am Mast befestigten und nach beiden Borden beweglichen Baume; sie sind ebenfalls gewöhnlich dreieckig und auf Galeeren, Schebeden, Tartanen, Feluden u. s. w. unter dem Namen der lateinischen Segel gebräuchlich. Die Baum- und Gaffelsegel hängen unter einem Baume, der sich mit einer ausgeschnittenen Klaue um den Mast bewegt. Die Sprietsegel werden meist auf Booten gebraucht und durch eine in der Diagonale angebrachte Stange aus-

gespannt. Unter Vor- und Hintersegeln eines Schiffes versteht man die vor und hinter dem großen Mast befindlichen, die untereinander im Gleichgewicht stehen müssen. Kriegsschiffe führen unter der sogenannten blinden Maa noch ein Segel, die Blinde; diese war schon den Griechen bekannt und diente zur Regierung des Fahrzeugs während des Gefechts. Nelson hatte die Blinde verworfen; als aber nach der Schlacht von Trafalgar mehr span. und franz. Schiffe, die bereits entmastet waren, durch Hülfe dieses Segels in der Nacht entwichen, wurden sie auf Befehl der Admiralität wieder eingeführt. Unter Segel geben heißt die Segel ausspannen, um abzugehen; auf etwas Segel machen, auf einen Gegenstand zusegeln; Segel mindern oder bergen, beim Sturm oder beim Einsegeln in einen Hafen nach und nach die Segel einnehmen. Oft gebraucht man Segel auch für Schiffe selbst.

Segeltuch, ein sehr grober, schwerer, dicht und fest aus Hanf- oder Baumwollengarn leinwandartig gewebter Stoff, welcher von seiner Hauptanwendung (zu Schiffsegeln) den Namen hat, aber auch zu Zeltbekleidungen, Frachtwagendecken, Feuereimern u. s. w. gebraucht wird. Die leichtern Sorten pflegen unter der Benennung Schiertuch vorzukommen.

Segen heißt überhaupt die Anwünschung eines Gutes in geistiger und leiblicher Beziehung, besonders aber der göttlichen Gnade unter Anrufung Gottes. Als religiöse Handlung findet man den Segen selbst bei den ältesten heidnischen Völkern. Im Judenthume gab es einen häuslichen und öffentlichen Segen; jenen sprach der sterbende Vater über seinen Erstgeborenen, den öffentlichen der Priester über das Volk beim Gottesdienste. Vor Ertheilung des Segens mußte der Priester sich waschen; er sprach ihn mit erhobenen Händen aus und das Volk empfing ihn stehend. Auch Jesus segnete, gebot seinen Bekennern zu segnen, und der Apostel Paulus wiederholte dieses Gebot. Die christliche Kirche hat daher das Segnen beim Gottesdienste, gewöhnlich unter Anwendung der mosaischen Segensformel, und bei gottesdienstlichen Handlungen beibehalten, sodas jener und diese oftmals schon mit einem Segensspruche begonnen, immer aber mit einem solchen unter Anwendung des Kreuzschlagens mit der Hand geschlossen werden. Die Gemeinde empfängt den Segen gewöhnlich stehend oder in knieender Stellung. Die feierliche Weihe mancher Personen unter Segensprüchen, z. B. bei der Confirmation oder bei dem Antritte eines Amtes heißt die Einsegnung, bei Wöchnerinnen aber, die Gott zugleich für eine glückliche Entbindung danken, die Aussegnung, die jedoch nur in manchen Ländern gebräuchlich ist. Bei der Ertheilung des Segens an einzelne Personen findet die Handauflegung statt. Über die Einsegnung von Brot und Wein beim Abendmahle s. Consecration. In der kath. Kirche heißt die Segensertheilung Benediction (s. d.).

Segers oder **Seghers** (Daniel), ein ausgezeichnete niederländ. Blumen- und Fruchtmalers, geb. zu Antwerpen 1590, lernte bei Joh. Breughel, dem sogenannten Sammet-Breughel, trat in jungen Jahren in den Jesuitenorden und zierte mehrere Kirchen desselben mit Landschaften und Staffage aus dem Leben der Heiligen seines Ordens. Nachmals bekam er die Erlaubniß, nach Rom zu reisen, wo er sich eifrig der Kunst widmete. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er bedeutende Aufträge und erwarb sich sehr bald den Ruf eines der größten Maler seiner Zeit. Die Blumen in seinem Garten mit ihren Insekten waren die Modelle seiner in manchen Beziehungen nicht übertroffenen Kunstschöpfungen. Rubens und andere Historienmaler seines Vaterlandes veranlaßten ihn sehr oft, ihre heiligen Bilder mit Guirlandeneinfassungen, Blumenbouquets u. s. w. zu schmücken. Er starb zu Antwerpen 1660. Unter seinen Schülern war Ottmar Elliger der ausgezeichnetste. Gemälde von ihm finden sich nicht nur in den Museen seines Vaterlandes, sondern auch im Belvedere zu Wien, im berliner Museum, in der Pinakothek zu München und in der Galerie zu Dresden. Zeichnungen von ihm und Kupferstiche nach ihm gibt es nur sehr wenige. — Sein Bruder, Geraart S., dessen Hauptfach geistlich-historische Malerei war, wurde zu Antwerpen 1589 geboren und lernte bei Heinr. van Balen und Abr. Janssens. Auch er ging jung nach Rom, studirte sehr fleißig und ahmte die Manier des Michel Angelo da Caravaggio, Manfredi's und Sigoli's in ihren dunkel gehaltenen Bildern mit Lichteffecten nach. Später ging er nach Spanien, wo er am Hofe arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Antwerpen lebte er mit Rubens und van Dyck in freundschaftlichem Verhältniß, dessen Manier er sehr bald mit seiner bisherigen Manier geschickt zu verschmelzen wußte, und wurde mit Bestellungen für Kirchen und Kunstfreunde wahrhaft überhäuft. In seinen spätern Lebensjahren hielt er sich einige Zeit in England auf. Er starb zu Antwerpen 1651. Gemälde von ihm finden sich auch außerhalb seines Vaterlandes in der Galerie des Belvedere zu Wien und im Museum des Louvre in Paris; selten sind Zeichnungen von ihm und noch seltener die von ihm selbst auf Kupfer geätzten Blätter, wie Diogenes, die heil. Katharina und das Porträt des

moſkowiſt. Fürſten Godefridus Chodkiewicz. Geſtochen nach ihm haben P. Pontius, die Vorſterman, die Bolſwert, Laumers u. A.

Segeſta, bei den Griechen **Egeſta**, eine Stadt im weſtlichen Theile Siciliens, unweit der Nordküſte, wahrſcheinlich die heutige Stadt Caſtellamare, war ebenſo wie die weiter weſtlich gelegene Stadt **Eryx** von flüchtigen Troern gebaut, die mit eingeborenen Sikanern zu einem Völkchen, Elymer genannt, verſchmolzen. Nach langen Kriegen mit der Stadt Selinus ſuchte S. bei den Karthagern Hülfe, die dieſe gewährten, aber ſich zugleich der Stadt ſelbſt bemächtigten. Die Karthager wurden durch Agathokles vertrieben, nach deſſen tyranniſcher Herrſchaft S. wieder eine karthag. Beſatzung erhielt. Dieſe wurde von den Segeſtanern im erſten Punischen Kriege ermordet und die Stadt den Römern übergeben, die ſie wegen der trojan. Abſtammung als eine verwandte betrachteten, nach dem Kriege für frei erklärten und mit Ländereien beſchenkten. Unter der Obhut von S. und Eryx ſtand der berühmte Tempel der Aphrodite auf dem Berge Eryx, der früher ein Räthſel für die Archäologen war. Derſelbe war nämlich bei der Kataſtrophe der Stadt um 400 v. Chr. unvollendet geblieben, und Kunſtkenner, die dieſes nicht anerkannten, zogen aus dem vermeintlich vollendeten Zuſtande manche wunderliche Folgerungen.

Segeſtes, ein Fürſt der Cheruſker, war den Römern ergeben, aus Feindſchaft gegen Hermann (ſ. d.), der die Zuneigung des Volkes beſaß und ihm ſeine Tochter Thuſnela entführt hatte, um ſie zu ſeiner Gattin zu machen. Er warnte 9 n. Chr. vergeblich den Varus vor Hermann's Anſchlägen und mußte, von ſeinem Stamm gezwungen, ſelbſt an dem Aufſtande der Germanen Theil nehmen. Als nachher offener Kampf zwiſchen ihm und Hermann ausbrach und er von dieſem in ſeiner Burg belagert wurde, brachte ihm 14 n. Chr. Germanicus Entſatz. Mit S., der in Gallien freien Aufenthalt erhielt, und ſeinem Sohne Siegmund kam auch Thuſnela in röm. Gewalt.

Segment, ſ. Abſchnitt.

Segovia, eine Provinz Kaſtiliens in Spanien, zwiſchen Valladolid, Burgos, Soria, Guadalupe, Madrid, Toledo und Avila gelegen, hat ein Areal von 163,12 QM. und zählt 155000 E. Sie iſt gebirgig, wird von den in den Duero mündenden Flüssen Riaza, Duraton, Segu u. ſ. w. bewäſſert und hat, außer im Gebirge, mildes Klima. Man erzeugt Getreide, Hüſenfrüchte, Olgewächſe, Hanf und Flachſ, Krapp und Holz, betreibt bedeutende Schafzucht, läßt dagegen die Metalle des Gebirgs faſt ganz unbenutzt. Die Induſtrie beſchränkt ſich hauptſächlich auf Pottaſchſiederei, Tuchweberei, Töpferei, Seifenſiederei und Gerberei. Die Hauptſtadt Segovia, am Fuße und Abhang des Guadaramagebirgs im Thale der Eresma gelegen, ſie eines Biſchofs, zählt 6600, in ihrem Weichbilde 7850, in ihrem Gerichtsbezirke 23550 E. Die Stadt iſt mit Thürmen und Zinnen umgeben und hat 24 Kirchen und ebenſo viele Kloſtergebäude. Sehr berühmte Baulichkeiten ſind die herrliche Domkirche, das alte, jetzt zu einem Zeughaus und Gefängniſſe benutzte mauriſche Schloß und die vollkommen erhaltene altröm. Waſſerleitung, welche mit 159, zum Theil dreifach übereinanderſtehenden Bogen eine Länge von 3000 Schritt und eine Höhe von 102 F. hat. Unter den Gewerben der Bevölkerung iſt die Wollwäſcherei, welche die ſchöne Segoviamolle liefert, und die Tuchfabrikation von großer Bedeutung, obſchon nicht mehr in dem Maße, wie zu den Zeiten der Mauren, wo dieſer Induſtriezweig 60000 Arbeiter beſchäftigt haben ſoll.

Seguidilla, eine ſpan. Verſform, beſteht aus vier Verſen, in welchen gewöhnlich ſieben- und fünffüßige aſſonirende Zeilen abwechſeln. Meiſt verbindet man damit einen Anhang, Eſtribillo genannt, von drei Verſen, von welchen der erſte und letzte Verſ ſich reimten.

Sequier, eine alte franz. Familie, die viele ausgezeichnete Juſtiz- und Verwaltungsbeamte zählt. — **Pierre S.**, einer der größten Geſeßkundigen ſeiner Zeit, geb. zu Paris 1504, war erſt einfacher Parlamentsadvocat. Franz I. ernannte ihn 1535 zum Generaladvocaten der Cour des aides und bald darauf zum Kanzler der Königin Eleonore. Unter Heinrich II. wurde er Generaladvocat, 1554 aber Vicepräſident am Parlament zu Paris. In letzterer Eigenschaft proteſtirte er 1555 mit Erfolg gegen die Einführung der Inquiſition. Er ſtarb 1580 und hinterließ ſechs Söhne, die ſich ſämmtlich in hohen Ämtern auszeichneten. — **Antoine S.**, der fünfte Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1552, war erſt Generaladvocat, ſeit 1597 aber Vicepräſident am pariſer Parlament. Mit beſonderm Eifer vertheidigte er die Freiheiten der Gallianiſchen Kirche gegen den päpſtlichen Stuhl. Er ſtarb 1626 und hinterließ ſein Vermögen den Armen, ſein Amt aber ſeinem Neffen. — **Pierre S.**, geb. 28. Mai 1588, wurde nach dem Tode des Oheims Vicepräſident am Parlament. Ludwig XIII. hielt ihn ſeiner Ergebenheit wegen ſehr hoch und erhob ihn zum Pair und Herzog von Villemor. Im J. 1633 wurde er Siegelbewah-

rer und 1635 Kanzler. In den Unruhen der Fronde hing er dem Hofe an und verlor darum sein Amt. Ludwig XIV. gab ihm 1652 die Siegel zurück, die er nun bis an seinen Tod, 28. Jan. 1672, behielt. Er hinterließ nur zwei Töchter, von denen die eine erst den Herzog von Coislin, dann den Marquis von Laval, die andere den Herzog von Sully, später den Prinzen Heinrich von Bourbon, Herzog von Verneuil, heirathete. Die Historische Gesellschaft von Frankreich gab 1844 das „Diaire ou journal du chancelier S. en Normandie, 1639—40“ heraus. — Einer andern Linie der Familie, die noch jetzt besteht, gehört Antoine Louis S. an, geb. zu Paris 1726. Mit großen Fähigkeiten, besonders einem ungeheuern Gedächtniß ausgestattet, überdies von Ludwig XV. begünstigt, schwang er sich beim Parlamente rasch zum Generaladvocaten empor und glänzte als vorzüglicher Redner. Seit 1770 bekämpfte er die neuen philosophischen und politischen Ideen, wodurch er sich sehr unpopulär machte. Nachdem er vergebens die Spaltung zwischen Hof und Parlament zu verhindern versucht, legte er 1771 bei Errichtung des neuen Parlaments durch den Kanzler Maupeou sein Amt nieder. Als 1774 die alte Ordnung wiederhergestellt wurde, nahm er auch seine Stelle wieder ein. Nach der Unterdrückung der Parlamente in der Revolution zog er sich nach Tournai zurück, wo er 1792 starb. — Sein Sohn, Antoine Jean Matthieu, Baron S., erster Präsident der Cour royale zu Paris und Vicepräsident der Pairskammer, wurde 21. Sept. 1768 zu Paris geboren, wanderte während der Revolution aus und kehrte erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft nach Frankreich zurück, wo er in Abgeschiedenheit zu Montpellier lebte. Bonaparte, der gern die alten Familien an sich zog, ernannte ihn 1802 zum Präsidenten des Appellhofs. Als 1810 die neue Gerichtsordnung eingeführt wurde, erhielt S. die Präsidentenstelle an der Cour impériale zu Paris und den Barontitel. Er bewies sich Napoleon sehr ergeben, aber später auch den Bourbons. Ludwig XVIII. gab ihm die Präsidentschaft am obersten Justizhofs zurück und ernannte ihn im Aug. 1815 zum Pair. Nach der Revolution von 1830 wendete sich S. der Dynastie Orléans zu und behielt sein Amt wie die Pairswürde. Er starb 6. Aug. 1848.

Ségur, eine berühmte franz. Adelsfamilie, die früher in zehn, jetzt meist ausgestorbene Linien zerfiel. Dieselbe stammt aus Guyenne, war dem Protestantismus zugewendet und erlitt in den Religionskriegen große Drangsale. Vorzüglich sind es die Linien S.-Pardaillan, S.-Bouzeley und S.-Ponchat, die viele ausgezeichnete Männer zählen. — Ségur (Philippe Henri, Marquis von), der Linie S.-Ponchat angehörig, wurde 1724 geboren, stieg in den Kriegen Ludwig's XV. zum General und erhielt später das Commando in der Franche-Comté. Ludwig XVI. ernannte ihn 1780 zum Kriegsminister. In dieser Stellung errichtete er die leichte Artillerie, schuf einen Generalstab und sorgte für bessere Ausbildung der Offiziere. Nach dem Frieden von 1783 erhielt er den Marschallsstab. Noch vor dem Ausbruche der Revolution nahm er als Minister seine Entlassung, weil er die Politik des Hofes mißbilligte. In der Revolution wurde er ins Gefängniß geworfen, entging aber der Guillotine. Bonaparte hingegen bewies ihm große Achtung und gewährte ihm eine Pension. Er starb 8. Oct. 1801.

Ségur (Jos. Alex., Vicomte de), bekannt als Lustspiel- und Operndichter, der zweite Sohn des Vorigen, wurde zu Paris 1756 geboren und erhielt 1788 den Grad eines Maréchal-de-Camp. Von seinen ersten literarischen Arbeiten sind zu nennen die „Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos“ (Par. 1790), eine täuschende und glückliche Nachahmung, und der Roman „La femme jalouse“ (Par. 1791). Wiewol ein Feind der Revolution, die er durch seine Verse bekämpfte, mochte er doch nicht auswandern. Er verlor während der Schreckenszeit ebenfalls sein Vermögen, wurde eingekerkert und mußte fortan vom Ertrage seiner Feder leben. S. schrieb eine Menge Lustspiele, darunter „Le retour du mari“. Von seinen vielen Liedern wird „L'amour et le temps“ als ein kleines Meisterwerk angesehen. Sein letztes Werk „Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre sociale etc.“ (3 Bde., 1803) wurde oft aufgelegt. Er starb zu Bagnères 27. Juli 1805. Seine „Oeuvres diverses“ erschienen 1819.

Ségur-d'Aguesseau (Louis Philippe, Graf von), bekannt als Dichter und Geschichtschreiber, der älteste Sohn des Marschalls und Bruder des Vorigen, wurde zu Paris 10. Dec. 1753 geboren. Er empfing eine strenge Erziehung, machte tüchtige Studien und heirathete später Antoinette Marie Elisabeth (gest. 5. März 1818), die Tochter des Kanzlers d'Aguesseau. Von seinem Vater in die militärische Laufbahn gedrängt, machte er als Oberst den Krieg in Amerika mit und ward der Freund seines Verwandten Lafayette und auch Washington's. Nach seiner Rückkehr schickte ihn Ludwig XVI. 1783 als Gesandten nach Petersburg, wo er sich als geistreicher Mann die Gunst der Kaiserin Katharina, die er auf ih-

rer Reise nach der Krim begleitete, erwarb, dem brit. Einfluß entgegenarbeitete und 1787 einen vorthellhaften Handelsvertrag zwischen Frankreich und Rußland zu Stande brachte. Beim Ausbruch der Revolution zurückgerufen, trat er in die Nationalversammlung und erhielt den Grad eines *Maréchal-de-Camp*. Zum Gesandten am päpstlichen Hofe ernannt, nahm ihn Pius VI. nicht an. Hierauf sendete ihn 1792 der König nach Berlin, um daselbst die Kriegserklärung zu verhindern. Nach des Königs Tode trat er aus dem Staatsdienst und in der Schreckenszeit verlor er sein großes, durch Heirath erworbenes Vermögen. Er zog sich nach Châtenay bei Sceaux zurück, wo er den Unterhalt für seine Familie durch Schriftstellerei erwarb. Zuerst veröffentlichte er das „*Théâtre de l'hermitage*“ (2 Bde., Par. 1798), eine Sammlung geistreicher Lustspiele, die er für das Privattheater der russ. Kaiserin geschrieben hatte. Hierauf erschien sein treffliches „*Tableau historique et politique de l'Europe de 1786—96, contenant l'histoire de Frédéric Guillaume II*“ (3 Bde., Par. 1800), dem anmuthige „*Contes, fables, chansons et vers*“ (Par. 1801) folgten. In den spätern Jahren beschäftigte sich S. viel mit historischen Studien. Aus dieser Periode sind zu erwähnen: „*Histoire universelle ancienne et moderne*“ (44 Bde., Par. 1817; 10 Bde., 1821 und öfter), eine auf die Jugend berechnete Compilation; „*Galerie morale et politique*“ (Par. 1817); das schöne Gedicht „*Les quatre âges de la vie*“ (Par. 1819); als Fortsetzung der „*Contes etc.*“ die „*Romances et chansons*“ (Par. 1819); endlich sein Hauptwerk, die ausgezeichneten „*Mémoires ou souvenirs et anecdotes*“ (3 Bde., Par. 1825—26). Unter dem Consulat war S. Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, des Staatsraths und 1803 des Instituts geworden. Bei Errichtung des Kaiserthrons ernannte ihn Napoleon zum Grafen, zum Oberceremonienmeister, 1813 zum Senator. Nach der ersten Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair; doch verlor er diese Würde, weil er während der Hundert Tage in die Dienste des Kaisers getreten war. Erst 1818 erhielt er seinen Sitz in der Pairskammer zurück. Er starb 27. Aug. 1830. Seine „*Oeuvres complètes*“ erschienen in 33 Bänden (Par. 1824—30). Sein ältester Sohn, Octave, Graf von S., geb. 1779, betrat erst die Beamtenlaufbahn, theilte sich aber später an den letzten Feldzügen Napoleon's und starb 1818. Er übersezte die Romane „*Ethelvina*“ (2 Bde., Par. 1802) und „*Belinde*“ (Par. 1802) aus dem Englischen. — Ségur-d'Aguesseau (Raymond Joseph Paul, Graf von), geb. 18. Febr. 1803, diente als Offizier in dem span. Feldzuge von 1823 und trat dann in die administrative Laufbahn. Im J. 1837 Präfect des Depart. Obergpyrenäen, legte er sein Amt nieder, obschon der Graf Molé, sein Verwandter, damals im Ministerium war. Dasselbe Departement wählte ihn 1849 in die Legislative Versammlung. Hier war er es, der in der zweiten Sitzung die Rechte bewog, mit ihm in den Ruf „*Vive la république!*“ einzustimmen. Sein republikanischer Eifer kühlte sich indessen bald ab. Seit 25. Jan. 1852 ist S. kaiserl. Senator.

Ségur (Paul Philippe, Graf von), General und militärischer Schriftsteller, der zweite Sohn des Grafen Louis Philippe S.-d'Aguesseau, wurde 4. Nov. 1780 geboren, verbrachte einen Theil seiner Jugend in England und vollendete dann bei seiner Familie zu Châtenay seine Ausbildung. Nach der Revolution vom 18. Brumaire trat er in das Heer und wohnte dem Feldzuge Moreau's in Baiern, sowie dem Macdonald's in Graubünden bei, den er auch unter dem Titel „*Campagne du général Macdonald dans les Grisons*“ (Par. 1802) beschrieb. Der Erste Consul nahm ihn 1802 in seinen besondern Generalstab auf und übertrug ihm die Bewachung des Generalquartiers und seiner Person. Im J. 1805 unterhandelte S. mit Mac die Capitulation zu Ulm. Im poln. Feldzuge von 1807 wurde er von Napoleon als Adjutant gebraucht, fiel aber in die Hände der Russen, die ihn nach dem Frieden von Tilsit auslieferten. Hierauf befehligte er ein Husarenregiment in Spanien und erstürmte mit poln. Lanciers die Höhen von Somo-Sierra, für welche Kühne That ihn der Kaiser zum Oberst erhob. Im Feldzuge von 1812 befand er sich als Brigadegeneral im Gefolge des Kaisers und versah den Dienst eines *Maréchal-de-Logis*. In dieser Stellung hatte er gute Gelegenheit, den Gang der Ereignisse zu beobachten. Im Feldzuge von 1814 mußte er das fünfte Regiment der Garden organisiren, an dessen Spitze er besonders bei Rheims mit Auszeichnung kämpfte. Nach dem Sturze des Kaisers gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die aus der alten Garde gebildete Cavalerie. Während der Hundert Tage wendete sich S. jedoch Napoleon zu und diente als Generalstabschef bei dem Armeecorps, welches den Rhein decken sollte. Mit der zweiten Restauration zog er sich deshalb zurück und schrieb seine berühmte „*Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812*“ (2 Bde., Par. 1824 und öfter; deutsch von Kottenkamp, Manh. 1835). Dieses durch epische Darstellung und philosophische Anschauungsweise ausgezeichnete Werk fand

an dem General Bourgaud (f. d.) einen heftigen Gegner, der aus rein militärischem Gesichtspunkte ein „Examen critique“ (Par. 1825) über das Buch S.'s veröffentlichte. S.'s „Histoire de Russie et de Pierre le Grand“ (2 Bde., Par. 1829) zeichnet sich mehr durch gefällige Form als durch tiefe Forschung aus. Die franz. Akademie wählte ihn 1830 zum Mitgliede. Nach der Julirevolution von 1830 trat er wieder in den activen Dienst und erhielt 1831 den Grad eines Generallieutenants, sowie die Pairswürde. Mit Hülfe der Papiere seines Vaters veröffentlichte er eine „Histoire de Charles VIII“ (2 Bde., Par. 1835).

Sehen, f. Gesicht und Auge. — **Sebachse** oder **Augenachse** heißt die gerade Linie aus dem Mittelpunkt des Auges nach dem betrachteten Punkte. — **Schweite** oder **Weite** des deutlichen Sehens nennt man diejenige Entfernung, in welcher das Auge die Gegenstände am deutlichsten wahrnimmt. Sie ist für jedes Auge verschieden; bei gesunden Augen aber meist in die Entfernung von 8 — 12 Zoll eingeschlossen, sodaß man im Mittel 10 Zoll dafür annehmen kann. Fehlerhafte Abweichungen von dieser gewöhnlichen Schweite sind die Kurzsichtigkeit (f. d.) und die Weitsichtigkeit (f. d.). — **Schwinkel**, **Gesichtswinkel**, **optischer Winkel** oder **scheinbare Größe** eines Gegenstandes nennt man den Winkel, welchen die geraden Linien, die man sich von den äußersten Enden eines sichtbaren Gegenstandes nach dem Mittelpunkte der Pupille des Auges gezogen denkt, einschließen. Dieser Schwinkel wird bei einerlei Gegenstand desto größer, je näher dieser dem Auge kommt, und desto kleiner, je weiter er sich davon entfernt. Das Urtheil über die Größe der Gegenstände hängt nicht allein von ihren wahren Dimensionen, sondern auch von diesem Schwinkel ab, und Gegenstände von sehr verschiedenen wahren Größen können sich dem Auge scheinbar gleich groß darstellen, wenn sie unter einerlei Schwinkel erscheinen. So sehen wir z. B. Sonne und Mond, trotz der außerordentlichen Verschiedenheit ihrer wahren Durchmesser, fast gleich groß. Schwierig ist die Beantwortung der Frage über den kleinsten Schwinkel, bei welchem uns Gegenstände noch sichtbar sind. Hierbei kommt freilich sehr viel auf den Grad der Erleuchtung an. Sehr hellleuchtende Körper sind uns auch bei einem ganz unmerklich kleinen Schwinkel, der kaum einige Tausendstel einer Secunde beträgt, noch sichtbar, wie die Fixsterne beweisen. Soll aber im Auge ein wirkliches Bild eines Gegenstandes erzeugt werden, so darf der Schwinkel auch bei guter Erleuchtung nicht kleiner sein als 20 — 30 Secunden.

Sehnen oder **Flecken** heißen die aus festem, faserigem, nicht fleischigem Gewebe zusammengefügten Endstücke der Muskeln, von rundlicher oder breiter hautartiger Form und gewöhnlich an einen Knochen angeheftet. — **Sehne** oder **Chorde** heißt eine gerade Linie, welche zwei Punkte einer krummen Linie verbindet, ohne die letztere zu schneiden. Besonders wird dieser Ausdruck bei dem Kreise gebraucht.

Sehnedurchschneidung (*tenotomia*) ist eine in der neuern Zeit sehr häufig mit Glück angewendete chirurgische Operation, welche darin besteht, daß die Sehnen krankhaft verkürzter Muskeln durchschnitten werden, um den Antagonisten (f. Antagonismus) mehr Gewalt einzuräumen und durch eine zweckmäßige Nachbehandlung das durch Muskelverkürzung in eine fehlerhafte Lage versetzte Glied in die richtige zu bringen und darin zu erhalten. Sonach gehört diese Operation in den meisten Fällen der Orthopädie (f. d.) an. Vereinzelte Versuche dieses Verfahrens wurden schon von Michaelis, Sartorius, Boyer, Weinhold u. A. mit mehr oder weniger günstigem Erfolg angestellt. Zur weitem Ausbildung dieses Verfahrens aber legte erst Despech den Grund, indem er darauf aufmerksam machte, daß die Sehne bei der Durchschneidung nicht entblößt, sondern unter der sie bedeckenden Haut (*subcutan*) durchschnitten werden müsse, wenn sich ihre beiden Schnittflächen durch eine sich zwischen ihnen erzeugende sehnige Masse wieder verbinden und der Muskel durch dieses neue Gebilde wirklich verlängert werden sollte. Nach Despech richtete vorzüglich Stromeyer seine Aufmerksamkeit auf diese Operation, wendete sie auf mehr Fälle, als bisher geschehen war, an und brachte sie auch als Heilmittel gegen das Schielen (f. d.) in Vorschlag, worauf ihre Verbreitung immer allgemeiner wurde und endlich Dieffenbach sie auch beim Schielen anwendete. Das Verfahren ist je nach der Lage der zu durchschneidenden Sehne ein sehr verschiedenes, sowie auch die Individualität des Kranken, die Dauer der Krankheit, außerdem vorhandene Übel u. s. w. bei der Anwendung der Operation vielfach in Anschlag gebracht werden müssen. Vgl. Stromeyer, „Beiträge zur operativen Orthopädie“ (Hannov. 1838).

Seide heißt das eigenthümliche Gespinnst der Seidenraupe (f. d.), welches sie bereitet, um sich darin zu verpuppen. Diese ovale Hülse, welche *Cocoon* genannt wird, besteht aus einem im Zickzack auf- und absteigenden, 900 — 1000 F. langen und mehrere parallele Schichten bildenden

Fäden, der hinsichtlich seiner Substanz mit den Fäden der Gewebe der Spinnen übereinkommt. Hat sich die Seidenraupe eingesponnen, so liegt sie 3—4 Tage, ehe sie sich verpuppt. Die Cocons werden dann nach ihrer Beschaffenheit sorgfältig sortirt und die darin befindliche Puppe wird durch Hitze getödtet, weil sonst der austretende Schmetterling mittels eines aus dem Munde fließenden Saftes das Gespinnst an dem einen Ende erweicht und durchbricht, wodurch dann der Zusammenhang des Fadens vernichtet wird. Die Cocons, welche meistens mehr oder minder gelb, seltener schneeweiß sind und aus drei Lagen bestehen, werden, nachdem sie in einen Kessel mit heißem Wasser geworfen worden, und der Leim, welcher die Fäden verbindet, aufgelöst ist, mit Ruthen gepeitscht, damit die Anfänge oder Enden der Fäden sich lösen, und dann auf einem Seidenhaspel abgehaspelt. In der neuesten Zeit will man aber eine Methode erfunden haben, den Leim der Cocons auf trockenem Wege zu zerstören. Die äußere, lockere, gröbere Lage gibt die Floretseide (s. Floret), die zweite Schicht die feine Seide und die dritte innerste die Seidenwatte. Fünf bis 24 einfache Fäden des Cocons werden zu einem verwendbaren Seidenfaden zusammengefügt. Da sich die Seide nicht wie Flachsb bleichen läßt, so gibt man ihr die gehörige Weiße durch Degummiren, d. h. durch Auskochen mit Seife, wodurch sie zugleich den natürlichen Firniß verliert, der sie hindert, Farben leicht anzunehmen. Die degummirte oder entschälte Seide wird auf eigenen Maschinen gezwirnt oder moulinirt, und je nachdem sie lockerer oder fester gezwirnt und aus mehr oder weniger Fäden zusammengesetzt ist, nennt man sie Organziseide oder Tramsseide. Jene nimmt man zur Kette, diese zum Einschluß bei den Seidengeweben; beide haben wieder Beinamen nach den Orten, wo sie zubereitet werden. Da das Gewicht der Rohseide mit dem Feuchtigkeitszustande der Luft und des Aufbewahrungsorts merklich zu- und abnimmt, so hat man in Lyon und andern Hauptorten des Rohseidenhandels sogenannte Conditionirungsanstalten errichtet, in denen die Seide durch verpflichtete Beamte auf den Normalgrad der Trockenheit und das Normalgewicht gebracht wird. Titriren nennt man das Sortiren der Seide nach der Feinheit oder dem Verhältnisse zwischen Gewicht und Länge des Fadens. Die früheste Kenntniß der Seide und ihrer Anwendung zum Weben hatten die Chinesen und Indier. Von ihnen kam die Kenntniß der Erzeugung und Behandlung der Seide nach Konstantinopel und verbreitete sich über ganz Griechenland. Durch Roger II. ging sie 1146 nach Sicilien über und wurde von hier aus bald über Italien und Spanien verbreitet. Noch jetzt liefern China und Italien die meiste Seide. Der Kaiser Heliogabalus war der Erste, welcher ein Kleid von reiner Seide trug; Marcus Aurelius verkaufte unter Anderm auch seine seidenen Kleider, um seinen erschöpften Schatz zu füllen, und Jakob I. borgte sich, als er noch König von Schottland war, ein Paar seidene Strümpfe, um sich damit vor dem engl. Gesandten zu zeigen.

Die Verschiedenheit der Seidenzeuge ist nicht minder groß als die der Baumwollenzeuge, und auch hier bringt jede kleine Veränderung neue Namen hervor, sodaß man ein Verzeichniß aller Modenamen nicht geben kann. Die Hauptclassen der Seidenzeuge indessen sind: 1) Glatte, leinwandartig gewebte Zeuge. Hierher gehören die Taffete, Florence, Marcelline u. s. w. Enthalten diese im Schuß mehrfache und dadurch besonders starke Fäden, entweder allein oder im Wechsel mit dünnern, sodaß sie gerippt oder gekörnt erscheinen, so nennt man sie Gros (Gros de Tours, Gros de Naples u. s. w.). Der Camelot aber ist eine Abänderung des Gros de Tours. Durch Anwendung verschieden gefärbter Seide in Schuß und Kette und durch Moiriren entstehen wieder neue Effecte. Mit auseinanderliegenden Fäden sind die Gazearten und Beuteltuche von Seide gewebt. Flor und Krepp sind Seidenzeuge, in deren Kette und Schuß rechts und links gezwirnte Fäden wechseln, wodurch es möglich wird, denselben durch die nachherige Operation des Kreppens die bekannte krause Beschaffenheit zu ertheilen. 2) Geföperte Zeuge. Dahin gehören Levantine, Serge, Croisé u. s. w. und die Atlasse. 3) Unzählig sind die Verschiedenheiten der gemusterten, damastartigen und broschirten Seidenzeuge. 4) Sammetartige Seidenzeuge sind der eigentliche, gerissene oder ungerissene, glatte oder gemusterte Sammet (s. d.), der seidene Welpel (s. d.) und Plüsch (s. d.).

Die Seidenweberei unterscheidet sich in der wesentlichen Einrichtung des Stuhls nicht von der Baumwollenweberei; doch stellt die Zartheit des Materials der Anwendung von Maschinenstühlen große Hindernisse entgegen. Da die Musterweberei zuerst in Seide einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, so gehört auch die Erfindung der jetzt allgemein auf Baumwolle angewendeten Jacquardmaschine (s. Jacquard) der Seidenweberei an. Die Centralpunkte der Seidenweberei sind gegenwärtig Lyon, besonders für Modestoffe leichter und mittlerer Schwere, die Schweiz (Zürich, Basel u. s. w.) für leichte seidene

Zeuge, Mailand, Wien u. s. w., im Norden Krefeld u. s. w. für schwere Möbel- und Kleiderstoffe. Doch kann dies nur im Allgemeinen gelten, da im Einzelnen fast alle diese Orte verschiedene Arten von Seidenzeugen machen. Auch Berlin, Elberfeld und in Sachsen Annaberg und Frankenberg concurriren in gewissen Branchen in neuerer Zeit mit Frankreich, dem indessen in Originalität und Eleganz der Muster immer noch der Vorrang bleibt. Seidene Bänder werden besonders in Basel, Zürich, St.-Etienne u. s. w. verfertigt. — Der Seidendruck und die Seidenfärberei oder das Färben der Seide und der Seidenzeuge, sowie das Bedrucken der Lestern richten sich zwar im Allgemeinen ganz nach denselben Principien für Färberei (s. d.) und Zeugdruckerei (s. d.); doch die besondern Eigenschaften des Materials erzeugen besondere Schwierigkeiten und demnach Abänderungen des allgemeinen Verfahrens. Zunächst ist nämlich die Seide den auf Baumwolle und Leinen anwendbaren Bleichmitteln unzugänglich, da sie durch Chlor dunkel gefärbt wird; man kann sie nur durch Anwendung der Schwefligen Säure völlig weiß machen. Doch wird diese nicht sehr haltbare Bleiche in der Regel nur angewendet, wo die Seide weiß bleiben soll; zu färbende Seide braucht gewöhnlich bloß sorgfältig entschält oder degummirt zu sein. Die meisten echt gefärbten Seidenzeuge werden nicht im fertigen Stücke, sondern in der Seide gefärbt, daher die Seidenfärberei vorzüglich eine Garnfärberei ist. Für Seide, welche nicht Pflanzen-, sondern Thierfaser ist, passen auch nicht dieselben Beizmittel und Farben wie für Baumwolle. Die Hauptbeizen sind Alaun, Zinnbeize und für gewisse Fälle Eisenbeize. Als Farbstoffe dienen für Blau Indig und Kaliblauf, für Roth Safflor, Rothholz und besonders Cochenille, aber kein Krapp, für Orange Orlean, für Gelb besonders Bau, für Violet Orseille und für Schwarz ähnliche Verbindungen wie für Baumwolle. Der Druck auf Seidenzeuge unterscheidet sich, soweit er bloß Tafeldruck ist, nicht von anderm Tafeldruck und wird ebenfalls durch Dämpfen befestigt. Wo man Beizen aufdruckt und dann ausfärbt, gelten die Abweichungen der Seidenfärberei in Bezug auf Wahl der Beizen und Farben ebenfalls, doch nähert man sich hier dem Baumwollendruck bei weitem mehr, indem hier z. B. auch Krappfarben mit Thon- und Eisenbeizen viel zur Anwendung kommen. Immer aber ist die Seidendruckerei mit größern Schwierigkeiten verknüpft als die Baumwollendruckerei.

Seide, eigentlich Said, ein Sklave Mohammed's, war einer der Ersten, die ihn als Propheten erkannten, wofür er zunächst seine Freiheit zum Lohn erhielt. Seitdem Mohammed's treuester Schüler, wurde er von diesem zum Sohne angenommen und mit Zeinab, der Tochter einer Tante des Propheten, vermählt. Bald aber mußte er sie dem durch ihre Reize entzündeten Propheten abtreten, der durch ein Capitel im Koran vorher das öffentliche Argerniß abgewendet hatte. Voltaire schilderte in seinem Trauerspiel „Mahomet“ die auf Glaubensschwärmerei begründete Anhänglichkeit S.'s an seinen Meister so trefflich, daß man seitdem sprichwörtlich jeden ergebenen Anhänger mit dem Namen Seide zu bezeichnen pflegt.

Seidel, auch Seitel, heißt ein Flüssigkeitsmaß in Oestreich und Baiern. In Oestreich ist es $\frac{1}{4}$ Maß = 0,354 franz. Litre = 0,309 preuß. Quart (ein Gemäß von $1\frac{1}{2}$ Seideln heißt hier Großseidel); in Baiern ist es ein älteres Localmaß von $\frac{1}{2}$ altem Maß und von abweichender Größe. Der bis Ende Juni 1854 gesetzlich gültig gewesene ungar. Seidel (Meszeli) war $\frac{1}{2}$ ungar. Halbe = 0,417 franz. Litre = 0,2945 wiener Maß oder 1,178 wiener Seidel = 0,364 preuß. Quart. In Baden ist der Seidel auch ein bergmännisches Maß für Eisenerze, Ocker und andere Erden. In Böhmen ist der Seidel zugleich ein älteres Getreidemaß, von welchem 12 ein Maßel, 48 ein Viertel, 192 einen Strich ausmachen (der Strich = 93,61 franz. Litres = 1,522 wiener Megen = 1,703 preuß. Scheffel).

Seidelbast, s. Kletterhals.

Seidenpflanze (*Asclepias*) heißt eine Pflanzengattung, welche den Typus einer Pflanzenfamilie abgibt und sich durch eine radförmige, zurückgeschlagene Blumenkrone, eine fleischige Beikrone, von deren kappenförmigen fünf Zipfeln jedes ein Horn enthält, durch paarweise an der Spitze befestigte und hängende Staubmassen und eine niedergedrückte und abgestufte Narbe unterscheidet. Es sind aufrechte, selten kletternd-windende, größtentheils amerik. Kräuter mit gegenständigen, wirteligen oder wechselseitigen Blättern. Die Blüten stehen in einfachen Dolden zwischen den Blattstielen, und die Balgkapseln enthalten viele flach zusammengedrückt und mit einem langen seidigen Haarschopfe bekrönte Samen. Sehr häufig wird bei uns in Gärten die gemeine oder syrische Seidenpflanze (*A. Syriaca*) gezogen, welche in Nordamerika nicht aber in Syrien einheimisch ist. Sie hat einen 4—7 F. hohen, aufrechten, einfachen Stengel, eine stark kriechende und sprossentreibende Wurzel, eilängliche oder elliptisch-längliche, ur

terseits graulich-silzige Blätter und große, reichblütige, gestielte, überhängende Dolben mit schmutzrother Blumenkrone. Die ganze Pflanze ist voll einer scharfen weißen Milch, welche Kautschuk enthält; die Blüten verbreiten einen starken und süßlichen Geruch. Die jungen Sprossen werden in Nordamerika wie Spargel gegessen; der Stengel wird wie Hanf gebraucht; aus den Blüten wird in Canada ein brauner wohlschmeckender Zucker gekocht und der seidenartige weiße Haarschopf der Samen mit Zusatz von Wolle oder Seide zum Spinnen verwendet oder zur Bereitung von Watte benutzt. Wegen ihrer kriechenden Wurzel vermehrt sich die Pflanze sehr stark und wird, wo sie einmal angepflanzt wurde, leicht zum Unkraute. Von mehreren andern nordamerik. Arten, wie der fleischfarbigen Seidenpflanze (*A. incarnata*), der knolligen Seidenpflanze (*A. tuberosa*) u. a., wird die Wurzel als ein Auswurf beförderndes Heilmittel bei Lungenkrankheiten, Katarthen u. s. w. angewendet. Von andern, wie der antiasthmatischen Seidenpflanze (*A. asthmatica*), dient die Wurzel als Brechmittel. Diejenige Pflanze aber, welche bei uns gewöhnlich *Asclepias* oder Porzellanblume genannt und in Töpfen sehr häufig cultivirt wird, gehört zwar derselben Pflanzenfamilie, aber einer ganz andern Gattung an und führt im System den Namen fleischige Hoya (*Hoya carnosa*).

Seidenraupe und Seidenzucht. Die Seidenraupe oder der Seidenwurm ist die Raupe eines ursprünglich nur in China einheimischen Nachtschmetterlings, des Seidenspinners oder Maulbeerspinners (*Bombyx Mori*), der mit ausgebreiteten Flügeln etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll in der Breite und $\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge mißt, schmutzigweiße Flügel und mit 2—3 dunklern Querstreifen und einem undeutlichen bräunlichen Halbmond bezeichnete Vorderflügel hat. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung; das Weibchen legt seine 200—300 bläulichen Eier an Baumstämme an. Die im Frühjahr auskriechenden Raupen fressen hauptsächlich Maulbeerblätter, wachsen sehr schnell, häuten sich vier mal während ihres 6—7 Wochen dauernden Lebens und spinnen sich dann ein. Die Raupen sind glatt, weißlich glänzend, mit verschiedenen graulichen und röthlichen Flecken und mit einem Horne auf dem letzten Ringe. Zum Spinnen besitzen sie, wie viele andere Spinner, an der Unterlippe ein Spinnorgan und haspeln durch eigenthümliche Bewegungen den sehr dünnen, aber klebrigen und zähen Faden hervor, welchen sie mit den Vorderfüßen dergestalt um sich wickeln, daß aus dem anfangs unregelmäßigen Gewebe im Verlaufe von 7—8 Tagen eine ovale Hülse (Cocon) entsteht. Aus diesem Cocon kommt nach drei Wochen der ausgebildete Schmetterling hervor. Wenn die Raupen sich einspinnen wollen, muß man ihnen Bündel von Besenreisig hinstellen, zwischen welche sie kriechen und ihre Cocons spinnen. Die Raupen leiden öfters an einer verheerenden Krankheit, der *Muscardine*, welche in der Entwicklung eines den ganzen Körper überziehenden Schimmels besteht. Gegen atmosphärische Einflüsse sind Raupe und Puppe unter dem deutschen Himmel sehr empfindlich. Sie erliegen der Feuchtigkeit und Kälte sehr leicht und sind passend nur mit den Blättern des weißen oder auch des schwarzen Maulbeerbaums zu erhalten, welche den nordischen Winter nicht immer vertragen. Die Seidenzucht erfordert daher im Norden unablässige Aufmerksamkeit und ist daselbst in ihren Erfolgen so unsicher, daß man mit Recht davon abgesehen ist, sie, wie Friedrich d. Gr. es that, zur Sache staatlicher Fürsorge zu machen und allgemein einführen zu wollen. In Italien, dem südlichen Frankreich und der Levante findet sie in dem milden und beständigen Klima die Bedingungen des Gedeihens und bildet daher dort einen wichtigen Zweig der Industrie. Besonders hat seit etwa 100 J. die Seidenerzeugung außerordentlich zugenommen. Man schätzt seit 1836 die gesammte Menge der roh oder gesponnen auf europäische Märkte aus Italien, Frankreich, Spanien, der Levante, China und Indien alljährlich zum Verkauf gebrachten Seide auf 74000 Ballen (zu 150 Pf.) oder auf 10,100000 Pf. Im J. 555 brachten zuerst unter Justinian's Regierung zwei Mönche Eier des Seidenspinners aus China nach Konstantinopel. Einige in China einheimische Arten der Schmetterlingsgattung *Saturnia* liefern ebenfalls eine sehr gute Seide, welche dort unter den Namen der Wilden Seide bekannt ist. Vgl. Zinken, genannt Sommer, „Anweisung zum Seidenbau, besonders für das nördliche Deutschland“ (Braunschw. 1829).

Seidl (Joh. Gabriel), fruchtbarer östr. Dichter, auch als Alterthumsforscher bekannt, geb. 21. Juni 1804 in Wien, studirte, obschon früh poetisch angeregt, nach seines Vaters Wunsch die Rechte. Der Tod des Vaters versetzte ihn in die dürftigste Lage; doch stählte gerade diese seine Thakraft. Im J. 1829 wurde er Gymnasialprofessor zu Gills in Steiermark, von wo er 1840 zum Custos am Münz- und Antikencabinet zu Wien berufen ward. Seit 1847 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst. Unter seinen Dichtungen stehen die Iyrischen, namentlich seine Balladen und Romanzen am höchsten, wenn nicht seine mundartlichen Dichtun-

gen: „Gedichte in östr. Mundart“ (4. Aufl., Wien 1844), jene noch übertreffen. Hervorzuheben sind besonders: „Dichtungen“ (3 Bde., Wien 1826—28); „Bifolien“ (4. Aufl., Wien 1849); „Lieder der Nacht“ (2. Aufl., Wien 1851); „Natur und Herz“ (Stuttg. 1853). Alle seine Gedichte, deren große Zahl vielfach in Taschenbüchern und Zeitschriften verstreut, sprechen durch tiefes und warmes Gefühl, Reinheit des Sinnes und Geschmacks und Wohlklang an; nicht in gleichem Maße besigen sie immer kräftige Neuheit der Gedanken. Weniger bedeutend sind seine Erzählungen, z. B. „Pentameron“ (Wien 1843). Auch seine Dramen, z. B. „Das erste Weibchen“, „Die Unzertrennlichen“ und mehrere nach fremden Vorbildern Bearbeitete, erregten weniger Aufmerksamkeit, bis er mit den Localstücken „s letzte Fensterln“ und „Drei Jahre nach'm letzten Fensterln“ hervortrat, welche den seltensten Beifall fanden. An seine heimatlichen Studien schließen sich an „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ (Lpz. 1840) und akademische Arbeiten, wie „Chronik der archäologischen Kunde in der östr. Monarchie“, sowie mehrere Epigraphische. Sehr verdienstlich ist S.'s Theilnahme an der Redaction der ersten „Zeitschrift für die östr. Gymnasien“ seit 1850. Im J. 1854 wurde sein Text zu Handn's „Gott erhalte u. s. w.“ officiell als österreichische Volkshymne anerkannt.

Seidschütz oder Saidschitz (Zajeczice), Püllna oder Pilna (Bylany) und Sedlitz, drei Dörfer in der Bezirkshauptmannschaft Brün des egerer Kreises in Böhmen, ersteres zur Herrschaft Bilin gehörig und 2 Stunden von der Stadt Bilin (s. d.), letzteres $1\frac{1}{2}$ Stunde von Brün gelegen, sind wegen ihrer Bittersalzbrunnen (s. Bittersalz und Bitterwässer) bekannt, aus denen jährlich über eine halbe Million Krüge in ganz Europa versendet werden. Vgl. Reuß, „Das seidschützer Bitterwasser“ (2. Aufl., Prag 1843).

Seife nennt man im weitesten Sinne jede Verbindung eines vegetabilischen oder thierischen Ols oder Fettes mit einem Alkali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflöst, damit schäumt und fettige sowie andere Unreinigkeiten aus Zeugen hinwegnimmt. Ein jedes Öl oder Fett besteht aus Stearinsäure, Olsäure und ähnlichen Säuren und aus einem basischen Körper, dem Glycerin, sodaß ein Öl oder Fett als ein Salz betrachtet werden kann. Bei der Verseifung tritt das Alkali an die Stelle des Glycerin, welches ausgeschieden wird, und es bildet sich ein neues Salz, die Seife. Man theilt die Seifen ein in harte und weiche Seifen. Die harten Seifen (Soda- oder Natronseifen) haben als Base Natron; das Fett zu ihrer Bereitung ist im nördlichen Europa Talg und Palmenöl, in den südlichen Ländern Oliven- und Seifenöl. Früher pflegte man diese Art Seife mit Pottasche zu sieden und die entstandene Kaliseife durch das Ausfalten mit Kochsalz (Chlornatrium) in Natronseife überzuführen. Bei uns ist dieses Verfahren jetzt noch gebräuchlich, während in Frankreich und England des niedrigen Preises der Soda wegen dieses Verfahren nicht mehr befolgt wird. Die weichen Seifen (Kali- oder Schmierseifen) sind gewöhnlich grünlichgelb; sie haben Kali zur Base und werden mit geringen Sorten von Öl, wie z. B. Rüböl und Thran, dargestellt. Diese weichen Seifen sind weit schärfer als die Natronseifen und können als Auflösungen von Kaliseife in Kalilauge betrachtet werden. Die gewöhnliche Waschseife liefert nächst Deutschland namentlich Rußland in großen Massen. Andere vortreffliche Seifen sind die venetianische, unter den franz. die marseiller, lyoner und toulonier, die neapolitanische, die anconesische und in Spanien die alicantische. Unter den wohlriechenden Seifen, die Berlin, Wien, Leipzig u. s. w. in sehr verschiedenen Sorten liefern, sind am bekanntesten die Mandelseife, die Windsorseife, die Pariser Seifenkugeln, die hell-durchsichtige Transparentseife, die Palmseife, die Königsseife. Die Bimsteinseife (Savon ponce) ist mit Bimsteinpulver gemischte Ölseife. Die Seife ist ein für die Industrieentwicklung wie für Reinlichkeit, Wohlbefinden und Gesundheit des Menschen so wichtiger Gegenstand, daß man wol nicht mit Unrecht behauptet hat, die Menge der consumirten Seife gebe einen Maßstab für den Wohlstand und die Civilisation eines Volkes ab.

Seifen nennen die Bergleute eine eigenthümliche Gewinnungsart von Metall-, Erz- oder Edelsteinkörnern, welche hier und da in losen Sand-, Schutt- oder Lehmanhäufungen gefunden werden. Es besteht dieselbe darin, daß man die Masse, welche die Metall- oder Edelsteinkörner enthält, der Wirkung strömenden Wassers aussetzt, wodurch sie fortgeschwemmt wird. Dabei aber trifft man geeignete, der Drlichkeit entsprechende Vorrichtungen, um eine gesonderte Ablagerung der fortgeschwemmten Theile nach ihrem ungleichen specifischen Gewicht oder nach ihrer Größe zu veranlassen. So sondert man, oft durch mehrfache Wiederholung des Processes, z. B. die schwerern Gold- oder Zinnerzkörner mehr und mehr von den andern Gesteins- oder Bodentheilen ab, zwischen denen sie liegen. Seifenlager werden diejenigen entweder durch bloße Verwitterung an Ort und Stelle oder schon durch Zusammenschwemmung entstandenen

Lagerstätten genannt, welche zu der bergmännischen Arbeit des Seifens Veranlassung geben. Dergleichen Seifenlager kennt und benutzt man in sehr großer Ausdehnung am Ural und Altai. Hier enthalten sie Gold, Platin und selten auch Diamanten. Ungemein reiche goldhaltige Lager der Art haben in neuester Zeit bekanntlich für Californien und Australien eine außerordentliche Wichtigkeit gewonnen. Auch an der Westküste Afrikas (im Lande der Aschanti) wird das Gold seit lange fast nur durch Auswaschen aus solchen Seifenlagern gewonnen. Der Sand vieler deutscher Flüsse enthält ebenfalls etwas Gold und hat oft zu Seifenwerken Veranlassung gegeben, so am Rhein, an der Edder in Hessen, an der Saale und Schwarza im Thüringer Walde u. s. w. Auch das Zinnerz wird häufig aus Seifenlagern gewonnen, so auf Banta, Biliton und andern Inseln Ostindiens, in Cornwall und früher auch im Erz- und Fichtelgebirge. In Brasilien kommen die Diamanten auf ähnliche Weise vor. — Seifenwerke nennt man die zum Zwecke des Ausseifens oder Seifens der Seifenlager getroffenen bergmännischen Vorrichtungen und Anstalten.

Seifenkraut (*Saponaria*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen, zeichnet sich durch einen walzlichen oder bauchigen, fünfzähligen Kelch ohne Nebentelch, fünf langbenagelte, ungetheilte Blumenblätter, zehn Staubgefäße, zwei Griffel und eine einfächerige, vierzählige aufspringende Kapsel mit nierenförmig-rundlichen Samen aus. An Wegen, in Hecken und Gebüsch, besonders aber an Bach- und Flußufern in ganz Europa wächst das gemeine Seifenkraut (*S. officinalis*), welches auch in Gärten mit gefüllten Blüten häufig als Zierpflanze cultivirt wird und sich durch seine deutlich dreinervigen Blätter und büschelig-trugdoldigen, blafsrosenrothen oder weißen Blüten mit walzlichem Kelche unterscheidet. Die ausdauernde Wurzel, welche den Namen rothe Seifenwurzel führt, besteht aus einer außen rothbraunen, innen weißen Rinde und einem gelblichen Kern, schmeckt anfangs süßlich, hinterdrein tragend-bitterlich und enthält hauptsächlich einen tragend-bittern, mit Wasser wie Seife schäumenden Stoff, Seifenstoff (*Saponin*). Sie kann deshalb, wie auch die Blätter, gleich der Seife zum Waschen verwendet werden, nur nicht gut für weiße Sachen, weil die braunrothe Rinde die Abklochung färbt. Auch wird sie als eröffnendes, auflösendes und den Stoffwechsel beförderndes Heilmittel in der Medicin angewendet. In Spanien wird schon seit alten Zeiten die Wurzel des seifenartigen Gypsokrautes (*Gypsophila Strathium*) und des spanischen Gypsokrautes (*G. Hispanica*), welche dort *Jabonera* genannt wird, auf gleiche Weise zum Waschen benutzt; da sie keine dunkle Rinde hat, so kann sie auch zum Waschen weißer Sachen gebraucht werden. Im Handel ist sie unter dem Namen der levantischen, ägyptischen oder spanischen Seifenwurzel und wird bei uns besonders zum Waschen seidener Zeuge und anderer, deren Farben die Seife nicht vertragen, benutzt. Die Wurzel des im mittlern und südlichen Europa wachsenden doldigen Gypsokrautes (*G. fastigiata*) enthält ebenfalls Seifenstoff und kann auf gleiche Weise angewendet werden. Dasselbe gilt von den Wurzeln des hohen Gypsokrautes (*G. altissima*), des spitzblättrigen Gypsokrautes (*G. acutifolia*) und des ausgebreiteten Gypsokrautes (*G. effusa*). Auch die Wurzel der bei uns häufig wachsenden Abend-Lichtnelke (*Lycnis vespertina*) und Tag-Lichtnelke (*L. diurna*), welche im Volke unter dem Namen Marienröschen bekannt sind, besitzt ähnliche Eigenschaften, doch in etwas geringerm Grade und war sonst als weiße Seifenwurzel in der Heilkunde gebräuchlich. Auf den Antillen und in Südamerika bedient man sich der kirschengroßen einzelnen oder zu 2 — 3 zusammengewachsenen Früchte des gewöhnlichen Seifenbaums (*Sapindus Saponaria*) statt der Seife zum Waschen, wozu in Malabar die Früchte des lorbeerblättrigen Seifenbaums (*S. laurifolius*) benutzt werden. Die Früchte des erstern waren sonst bei uns auch als Heilmittel gebräuchlich. Die Rinde der seifenartigen Quillaja (*Quillaja Saponaria*), eines chilenischen Baums, enthält ebenfalls Seifenstoff, wird deshalb in Peru und Chile allgemein statt Seife zum Waschen verwendet und macht dort einen bedeutenden Handelsartikel aus.

Seigneur, vom lat. *senior*, d. i. der Ältere, hieß ehemals in Frankreich Derjenige, welcher als Lehn oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens darüber die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (*Seigneur justicier*) besaß. Ein solches Territorium nannte man *Seigneurie*, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, *Seigneurieage*. Später jedoch wurde unter dem letztern Worte besonders das königl. Münzrecht verstanden. Gegenwärtig bedient man sich des Titels *Seigneur* nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzoge, Erzbischöfe werden mit *Monseigneur* titulirt. Auch „Herr Gott“ wird im franz. Kirchenstil mit *Seigneur* ausgedrückt. Die Verkürzung von *Seigneur* ist *Sire*, so viel als gnädiger Herr,

welches Wort früher ebenfalls eine weitere Anwendung hatte, jetzt aber nur bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. Grand Seigneur heißt im gesellschaftlichen Leben Derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen.

Seiler (Georg Friedr.), Theolog und Volkschriftsteller, geb. 24. Oct. 1755 zu Kreussen bei Baireuth, war der Sohn eines armen Töpfers und studirte zu Baireuth und Erlangen. Nachdem er 1761 Diakonus zu Neustadt an der Haide und 1764 Diakonus zu Koburg geworden, erregte seine gehaltvolle Schrift „Über den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums“ (Kob. 1769; 10. Aufl., 1779) so viel Aufsehen, daß ihn die ansbachische Regierung 1770 als ordentlichen Professor der Theologie zu Erlangen anstellte, wo er 1772 Universitätsprediger, 1773 Geh. Kirchenrath, erster Consistorialrath im Consistorium zu Baireuth und 1788 noch überdies Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums wurde und 13. Mai 1807 starb. In diesen Ämtern wirkte er sehr verdienstlich theils als Schriftsteller, theils durch seinen Einfluß auf die Verbreitung tüchtiger Religionskenntnisse unter den Laien. Seine „Geschichte der geoffenbarten Religion“ (Erl. 1772), das kleine biblische „Erbauungsbuch“ (2 Bde., Erl. 1782), die „Religion der Unmündigen“ (Erl. 1772), das „Lesebuch für den Bürger und Landmann“, unstreitig das beste seiner Volksbücher, erlebten eine Menge Auflagen. Sehr gemeinnützig machte er sich auch durch seine Schullehrerbibel und durch einen Bibelauszug mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er Methodobücher, Katechismen, Fabeln, Lese- und ABC-Bücher, welche in und außer Franken und im Würzburgischen auf Befehl des Bischofs eingeführt wurden. Auch gab er von 1776—1800 die kritische Zeitschrift „Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts“ heraus. Sein Sohn Burk. Wilh. Seiler, geb. 11. April 1779 zu Erlangen, wurde 1816 Director und Professor an der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Dresden, 1817 Director der Thierarzneischule und starb 27. Sept. 1843 zu Freiberg.

Sein ist der allgemeinste der Begriffe. Seine Erörterung ist Gegenstand der Ontologie als eines Theils der Metaphysik (s. d.). Man findet in ihm zu unterscheiden, daß etwas ist (die Existenz oder das Gesetztsein), und Dasjenige, was es ist (die Essenz oder das Wesen). Von beiden unterscheidet sich wiederum das Sein in der Bedeutung der Identität als der bloßen Form des Gesetztseins, wie dieselbe in der grammatischen Copula (s. d.) hervortritt. Da der Begriff des Seins mit dem der Gegenwart zusammentrifft, so kann ein sich in der Zeit entwickelndes Ding, welches fortwährend zum Theil nicht mehr und zum Theil noch nicht ist, nicht ein Seiendes im strengen oder metaphysischen Sinne des Wortes genannt werden. Der Gegenstand, auf welchen der Begriff des Seins in seiner strengsten Bedeutung passen würde, ist unter dem Namen des absoluten Wesens (ὄντως ὄν) von jeher das Ziel der ontologischen Nachforschungen gewesen, in denen es hauptsächlich drei Richtungen zu unterscheiden gibt. Entweder hält man den Seinsbegriff für einen schlechthin einfachen und nimmt in Folge davon schlechthin einfache Grundwesen an, wie Leibniz und Herbart thaten und wie es schon im Alterthum bei den Eleaten und Atomisten vorkam. Oder man reflectirt umgekehrt auf die oben bezeichneten, aus dem Seinsbegriff entwickelbaren Unterschiede und hält ihnen entsprechend auch das absolute Wesen für ein in sich Mannichfaltiges, Werdenendes und Entwickelbares, wie es in den Systemen Hegel's, Schelling's, Spinoza's und schon im Alterthum bei Plato und Aristoteles geschah, wo die am Seinsbegriff entdeckten dialektischen Entwicklungen auf das All der Dinge selbst übertragen wurden. Der dritte Weg ist der, den Begriff des Seins überhaupt nicht als maßgebend für irgend einen wirklichen Gegenstand anzusehen, sondern für ein bloßes subjectives Werkzeug der Auffassung, welches nicht seinem Gegenstande selbst, sondern allein der Art unserer Auffassung desselben zu entsprechen hat. Diese Denkweise, welche im Mittelalter unter der Benennung des Nominalismus (s. d.) sich zuerst Bahn brach, ist später von Baco, Locke, Hume und Kant zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht worden, während sich im Alterthum kaum vereinzelte Spuren derselben finden, ein Beweis, daß ihre Ausbildung die größte Abstractionsfähigkeit des Geistes voraussetzte.

Seine (Sequana bei den Alten), einer der größten und fischreichsten Flüsse Frankreichs, entspringt 1338 F. hoch im Depart. Côte-d'Or, auf dem Plateau von Langres und zwar am Fuße des Mont Lasselot, in dem Walde von Chanceaux zwischen St.-Seine und Chanceaux, durchströmt in nordwestlicher Hauptrichtung Burgund, Champagne, Isle-de-France und die Normandie (Côte-d'Or, Aube, Seine-Marne, Seine-Oise, Seine, Eure und Nieder-Seine) und ergießt sich nach einem sehr gekrümmten Lauf von 97 M. zwischen Havre-de-Grace und Harfleur

in einer meerbusenähnlichen Mündung in den Kanal. Sie wird bei Mery unterhalb Troyes schiffbar, ist bei Paris 2 — 300 F. breit, hat von da an viele Inseln und erreicht beim Ausfluß eine Breite von 2 St. Die Seine hat 25 Nebenflüsse (darunter acht schiffbar), von denen Aube, Marne, Oise mit Aisne, Epte und Andelle rechts, Yonne mit Armençon, Loing, Eure und Rille links die namhaftesten sind. In Verbindung steht sie durch das treffliche Kanalsystem Frankreichs auch mit der Somme, Schelde, Maas, Saône und Rhône, sowie durch den neuen Marne-Rhein Kanal mit dem Rhein. Sie ist der wichtigste und verkehrsreichste Fluß Frankreichs, indem sie die Hauptstadt des Reichs direct mit dem brit. Kanal, dem befahrensten Meerestheil der Erde, und durch künstliche Wasserstraßen den Ocean mit dem Mittelmeer in Verbindung setzt. Etwa 18 M. von der See aufwärts wirkt in ihr Ebbe und Flut; große Schiffe trägt sie bis Rouen. Nach dem Seinefluß sind vier Departements benannt. — Das Depart. Seine, ein Theil der alten Provinz Île-de-France, fast kreisrund, ganz umschlossen vom Depart. Seine-Oise, ist das kleinste, aber durch die darin liegende Hauptstadt Paris das volkreichste und volksthümlichste Departement Frankreichs. Es hat ein Areal von 8,66 QM. und eine Bevölkerung, die sich von 1831—41 von 935108 auf 1,194603, also um 27 Proc., von 1841 bis Ende 1851 aber auf 1,422065 Seelen, also um 19 Proc. und in 20 J. um 52 Proc. gesteigert hat. Die städtische Bevölkerung beläuft sich auf 96 Proc. Das Land ist meist eben; der Montmartre, Chaumont und Mont Valérien sind die einzigen Höhen, welche den mittlern Theil, das Thal der Seine, beherrschen. In die Seine mündet bei Charenton die Marne. Der Boden des Departements, aus Kalkstein, Gyps und Mergel bestehend, ist leicht und dürr, aber durch eifrigen Anbau ertragreich. Producte sind Getreide, viel, aber mittelmäßiger Wein, Hülsenfrüchte, vortrefflicher Spargel und andere Gemüse u. s. w., aber dies Alles für die ungeheuere Bevölkerung nicht hinreichend. Bemerkenswerth sind die zahlreichen Gyps- und Steinbrüche, sowie die zwei kalten Mineralquellen von Passy. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Paris, St.-Denis und Sceaux und zählt 20 Cantons und 81 Communen. — Das Depart. Nieder-Seine (Seine inférieure), aus Bestandtheilen der Normandie (den Landschaften Caux und Bray) und Stücken von Roumois und Verin gebildet, zählt auf 109,88 QM. 762039 E., zerfällt in die Arrondissements Rouen, Havre, Dieppe, Yvetot, Neufchâtel und hat zur Hauptstadt Rouen (s. d.). Die Küste hat außer der Seinemündung keine Buchten, außer dem Cap Hève keine Vorsprünge. Das Land besitzt fruchtbare Thäler, bewaldete Hügel und gehört zu den reichsten, bevölkertsten, gewerbsthätigsten Theilen Frankreichs. Außer der Seine, die hier viele Flüsse aufnimmt, ergießen sich nur kleine Küstenflüsse ins Meer. Der Boden ist im Allgemeinen sehr fruchtbar und gewährt reichliche Getreideernten. Im Innern finden sich gute Weiden, an der Seinemündung auch ansehnliche Wälder, von Metallen nur Eisen, dagegen zahlreiche Mineralquellen, wie die von Rouen und Forges. Neben Ackerbau, Obstcultur und Viehzucht unterhalten die Einwohner eine großartige und vielseitige Fabrikthätigkeit. Wichtig sind auch die Seefischerei, der Schiffsbau, die Schifffahrt und der Handel, welcher durch fünf Seehäfen, die Seine und die Eisenbahnen von Paris nach Havre und Dieppe sehr gefördert wird. — Das Depart. Seine-Marne, aus Theilen von Île-de-France und Champagne, namentlich den Landschaften Brie française und Gâtinais français, Stücken von Valois und Brie champenoise zusammengesetzt, zählt auf 202,7 QM. 345076 E., zerfällt in die Arrondissements Melun, Fontainebleau, Coulommiers, Provins und Meaux und hat zur Hauptstadt Melun mit 9000 E. Das Land ist ziemlich eben. Bewässerung und Schiffsverkehrsverkehr gewähren im S. die Seine mit der Yonne und dem Loing nebst Kanal, im N. die Marne mit dem Morin und dem Durcq nebst Kanal. Das Klima ist angenehm und gesund. Der Boden, nur im S. und D. kalkig, sonst thonig und kiesig, bietet auf Mühlstein- und Sandbänken eine ziemlich dicke Humusschicht, ist gut bebaut und mit schönen Wäldern bedeckt, darunter der berühmte Wald von Fontainebleau. Man gewinnt Getreide, Hanf, mittelmäßigen Wein, Obst, zieht Rindvieh, welches den Käse von Brie liefert, sowie Merinoschafe. Auch Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. — Das Depart. Seine-Oise, ebenfalls aus Theilen von Île-de-France, namentlich aus Hurepoix, Mantois, Parisis, Verin und Brie française zusammengesetzt, das Depart. Seine mit Paris ganz umschließend, zählt auf 102,12 QM. 471882 E., zerfällt in die sechs Arrondissements Versailles, Mantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil, Etampes und hat zur Hauptstadt Versailles (s. d.). Das Land ist wenig hügelig, bewässert von der Seine mit der Essonne, Orge, Mauldre, Yaucouleur links, der Marne mit dem Durcqkanal, der Oise und Epte rechts. Das Klima ist gemäßig und sehr gesund, der Boden sandig und nicht sehr fruchtbar.

Er trägt Getreide, Wein und vieles Obst. Die Bevölkerung treibt Landwirthschaft, Pferdezucht, zieht Schafe, die durch die große Merinoschäfferei zu Rambouillet sehr verbessert worden, und unterhält auch eine vielseitige Industriethätigkeit, sowie sehr lebhaften Handel. Außer den Arrondissementsstädten sind namhafte Ortschaften und Schlösser: St.-Germain-en-Laye, Poissy, St.-Cloud, Sèvres, Marly, Malmaison, St.-Eyr, Montmorency, Ecouen und Méreville. Im leptom Flecken werden die größten Märkte zur Verproviantirung von Paris gehalten.

Seitenstechen, Seitenstich (pleurodynia, pleuralgia), d. h. stechende Schmerzen in der Rippengegend, meist auf einer Seite, ist ein Symptom, welches von sehr verschiedenen Zuständen abhängen kann: so z. B. von Nervenkrankheit (Neuralgie, Spinalirritation), von Erkrankung oder Verletzung der Muskeln und Sehnen (z. B. nach gewaltiger Anstrengung oder von Rheumatismen), von Rippenknochenbrüchen, aber auch von Entzündung des Brustfells (pleuritis) und von Erkrankung der Lunge selbst, wenigstens ihres serösen Überzugs (des Lungenfells). Die Bedeutung und Behandlung dieses Zufalls ist demnach sehr verschieden. Das bei den Laien übliche gewaltsame Streichen eines derartigen sogenannten Herzgespans kann manchmal getadezu schädliche Folgen haben.

Seitenverwandtschaft, s. Verwandtschaft.

Sejanus (Alius), aus Volsinii gebürtig, röm. Ritter und Praefectus Praetorio, der Günstling des argwöhnischen Kaisers Tiberius, bewog, um seine eigene Macht zu verstärken, den Kaiser zu der für die Geschichte des röm. Reichs folgenreichen Maßregel, die Cohorten der Praetorianer (s. d.) in Rom selbst in ein befestigtes Standlager zusammenzuziehen. Des Kaisers Sohn Drusus, mit dessen Gemahlin Livia er Buhlschaft trieb, räumte er durch Gift aus dem Wege. Später wurden auch die Witwe des Germanicus, Agrippina, und zwei von deren Söhnen, Nero und Drusus, auf seinen Betrieb beseitigt. Im J. 26 überredete er den Kaiser, Rom zu verlassen und sich auf der Insel Capri seinen Lüsten ganz hinzugeben. Als sein Stellvertreter herrschte er nun in Rom, von dem Senate knechtisch geehrt und grausam Diejenigen verfolgend, die beim Volke beliebt zu sein schienen. Als er aber auf dem Punkte war, sich selbst der Kaisermürde zu bemächtigen, schöpfte Tiberius Argwohn gegen ihn und ließ ihn verhaften und umbringen. Auch seine Kinder, Verwandten und Freunde, sodann Livia, deren Hand er von Tiberius vergebens erbeten, erlitten den Tod.

Sejm hieß der poln. Reichstag. Außer dem gewöhnlichen Sejm, der nach einem Beschlusse vom J. 1575 alle zwei Jahre durch ein sogenanntes Universal des Königs auf sechs Wochen zusammenberufen wurde, fand ein außerordentlicher Sejm in dringenden Fällen statt, der nach seinem Zwecke verschiedene Namen führte. So kam der Convocationssejm nach dem Tode des Königs zur Berathung über die bevorstehende Wahl zusammen; auf dem Electionssejm fand die Wahl des neuen Königs statt; der Coronationssejm bestätigte bei Gelegenheit der Krönung des Königs die während des Interregnums erlassenen Bestimmungen; auf dem Pacificationssejm wurde Dasjenige berathen, worüber man sich auf dem Krönungstage nicht einigen konnte. Reces hieß Alles, was von einem Sejm zum andern verschoben wurde. Nach einer alten Gewohnheit wurden die meisten Reichstage in Petrikau gehalten. Die Vereinigung Polens mit Lithauen veranlaßte jedoch, daß 1569 Warschau ausdrücklich zum Versammlungsorte des Sejms erwählt wurde. Im J. 1673 veränderte man diese Bestimmung dahin, daß der Lithauer wegen zwei Reichstage in Warschau und der dritte in Grodno gehalten werden sollten. Zur Wahl des Königs versammelte sich der Sejm seit 1573 auf einem zwischen dem Dorfe Wola und Warschau gelegenen, mit einem Graben und Wall umgebenen Felde, in dessen Mitte nur für die Senatoren ein leichtes hölzernes Gebäude aufgerichtet war. Der Sejm theilte sich in die Versammlung der Senatoren und der Landboten. Im Senate präsidirte der Erzbischof von Gnesen; nach ihm gehörten der Erzbischof von Lemberg, sämtliche Bischöfe Polens, die Wojewoden, königlichen Minister, unter denen der Großmarschall der Krone der vornehmste war, und die Castellane dem Senate an. Die Landboten waren adelige Deputirte, welche der Adel auf den Landtagen in den einzelnen Wojewodschaften bald in größerer, bald in geringerer Anzahl wählte. Geseßlich sollte es 182 Landboten geben. In der Landbotenstube präsidirte der Reichstagsmarschall, dessen Amt es war, die Propositionen den Landboten mitzutheilen, die Discussion zu leiten, die Sitzungen zu öffnen und zu schließen und die gefaßten Beschlüsse an den König und den Senat zu bringen. Er wurde bei der ersten Sitzung des Sejms von den Landboten gewählt und konnte während des folgenden Reichstags nicht wieder Marschall werden. Der Sejm hatte die legislative Gewalt, entschied die gegen Adelige eingeleiteten Criminaluntersuchungen, sah die Rechenschaftsberichte der Minister durch, erklärte Krieg und schloß Frieden. Anfangs entschied

Stimmennmehrheit auf dem Sejm. Seit 1652 aber verlangte das Geseß Einstimmigkeit. Rief auch nur ein Mitglied des Sejm „Sisto activitalem“, oder „Veto“, oder „Niepozwalam“ (d. h. ich protestire) in die Versammlung hinein, so war das Sejm zerissen und aufgelöst. Gegen die Übel dieses abnormen Geseßes, das Polen in den Abgrund stürzte, erdachte man die Conföderationen. Die unbefriedigte Partei nämlich schloß eine bewaffnete Verbindung und eignete sich, um ihre Absichten durchzusetzen, das Recht des Sejm zu. Zuweilen entstanden auch zwei entgegengesetzte Conföderationen und in Folge dessen ein Bürgerkrieg, der weder Gut noch Blut schonte. Seit dem Tode Sigismund II. August's bis zur Theilung des Reichs wurden in einem Zeitraume von 225 J. 105 Reichstage gehalten, von denen 56 zerissen worden sind. Vgl. Lengnich, „Jus publicum regni Poloni“ (2 Bde., Danz. 1746).

Sekel (sielus) war der Name eines bei den Hebräern gebräuchlichen Gewichts, wonach Schwere und Werth wägbarer Dinge, besonders des Metalls, bestimmt wurde. Bei Zahlungen wurde Silber nach dem Sekelgewicht zugewogen, da man noch kein gemünztes Geld hatte. Der Sekel galt sonach als eine Art Rechnungsmünze (wie Pf. Sterling) für Berechnung der Preise, Steuern u. s. w.; 3000 Sekel machten ein hebr. Talent aus. Der genaue Werth des althebr. Sekels ist schwer zu bestimmen. Als Münzen wurden ganze, halbe und Viertelsekel erst von dem jüdischen Fürsten Simon seit 142 v. Chr. ausgeprägt, und wenn dieser gemünzte Sekel, wie wahrscheinlich ist, dem alten gleichkam, so entsprach er ungefähr der äginetischen Doppeldrachme, welche 174 par. Gran wog, d. i. etwa der Werth von 25 Mgr. Der öfters erwähnte „Sekel des Heiligthums“ bezeichnet vermuthlich nur den vollwichtigen Sekel, ebenso der Sekel „nach königl. Gewicht“. Die Silberlinge des N. T. sind ebenfalls Silbersekel.

Sekten nannte man ursprünglich die philosophischen Schulen, welche durch Verschiedenheit ihrer Principien und Methoden sich bildeten, später aber und noch gegenwärtig vorzugsweise die kleinern religiösen Parteien, welche in Lehre und Cultus von der herrschenden Kirche abweichen und sich entweder innerhalb dieser befinden, oder außerhalb derselben und von ihr ausgeschlossen ein eigenes kirchliches Leben bilden. In Nordamerika pflegt man mit dem Worte Sekten auch überhaupt die verschiedenen Religionsbekenntnisse und Kirchen zu bezeichnen. Nicht nur das Christenthum, sondern alle ausgebildeten Religionen, die in der Weltgeschichte auftraten, haben Sekten aufzuweisen, und zwar um so mehr, je strenger von herrschenden Parteien die Einheit und Unabänderlichkeit in Lehre und Cultus festgehalten werden.

Selâm heißt im Arabischen der Friede. Die Worte „Selâm alaika!“ („Der Friede sei über dir“) ist die gewöhnliche Anrede der Mohammedaner, und daraus entwickelte sich die allgemeine Bedeutung von Gruß und Sendung eines Grußes an einen Abwesenden. Bei der Eifersucht, mit der der Orientale Frauen und Töchter bewacht, war es gefährlich, brieflich directe Grüße an die im Harem eingeschlossene Geliebte zu senden. Man bediente sich daher schon frühzeitig der Blumen und anderer Dinge, denen man conventionell eine gewisse sinnige Bedeutung unterlegte, um seine Gefühle und Wünsche auszusprechen. So bedeutet z. B. die Jonquille: „Habe Mitleid mit meiner Leidenschaft“; die Seife: „Ich bin krank vor Liebe“; der Pfeffer: „Gib mir Antwort“, u. s. w. Aus diesem Gebrauche kommt es, daß wir das Wort Selâm auch in der Bedeutung von Blumensprache gebrauchen. Ein Verzeichniß von Blumen u. s. w. mit ihrer tiefen Bedeutung in türk. Versen gab Hammer. Vgl. „Selâm oder die Blumensprache“ (Berl. 1825) und andere Werke desselben Titels.

Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.

Selbstentzündung findet bei gewissen Dingen, welche leicht verbrennlich sind, also eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff haben, unter gewissen Umständen statt. Phosphor und verschiedene chemische Präparate, wie das bei den Zündnadelgewehren angewendete Gemenge von chlorsauerm Kali mit Schwefelantimon, entzünden sich durch Reibung, durch welche man auch Metalle zum Glühen oder Holz zum Brennen bringen kann, oder durch bloßen Zutritt von Luft oder Feuchtigkeit. Aus einer angefeuchteten und dann leicht mit Erde bedeckten Mischung von Eisenseilspänen und Schwefel entsteht nach einigen Stunden ein künstlicher Vulkan, während Haufen von dicht zusammengeschichtetem Heu, Getreide, Dünger, Sägespänen mancher Holzarten, Wolle u. s. w. längerer oder kürzer Zeit bedürfen, um nach vorgängiger Gährung und Entwicklung der gebundenen Wärme (s. d.) in Flammen zu gerathen. Man muß daher alle diese Stoffe, ehe man sie dichter aufschichtet, sorgfältig trocknen lassen, um ihnen die Hauptbedingung der Gährung, die Feuchtigkeit, zu entziehen.

Selbstherrscher oder **Autokrat**, s. Autokratie.

Selbsthülfe ist die eigenmächtige Durchsetzung eines Anspruchs oder einer Forderung an

Anderer, oder an eine nicht in unserm Besitz befindliche Sache. Die Selbsthülfe verträgt sich nicht mit der Herrschaft des Gesetzes und ist überall, wo Gesetzlichkeit gelten soll, verboten. Auch das röm. Recht verbot jede Art der Selbsthülfe sehr streng, als zum Verbrechen der Gewaltgehörig, und wie dieses Recht überhaupt mit vielen Rechtsverletzungen sogenannte Privatstrafen (d. h. pecuniäre Vortheile, die den Beschädigten zu Gute kamen) verknüpfte, so wurde auch in diesem Falle die eigenmächtige Selbsthülfe mit dem Verluste des Rechts oder der Forderung, die man sich hatte erhalten wollen, bestraft. Ein Decret des Kaisers Marc Aurel (Decretum Divi Marci) schärfte dies ganz besonders ein, zumal das röm. Recht eine schnelle und kräftige Hülfe im nöthigen Falle gewährte. In Deutschland blieb dagegen in früherer Zeit bei dem Verfall der kaiserl. Gewalt und dem Mangel einer wohleingerichteten und kraftvollen Rechtshülfe kaum etwas Anderes übrig, als seine eigenen Kräfte und, wo diese nicht ausreichten, fremde Kräfte zu brauchen. Als das Kammergericht eingesetzt und 1495 der ewige Landfriede (s. d.) geschlossen war, sollte auch der Unfug der Selbsthülfe aufhören. Es dauerte aber noch lange, ehe die Rechtsverfassung stark genug war, sie nicht allein zu unterdrücken, sondern auch entbehrlich zu machen.

Selbstmord (suicidium). Die Erhaltung des eigenen Lebens ist nicht nur natürlicher Trieb, sondern auch sittliche Pflicht; denn das irdische Dasein des Menschen ist als Bedingung seines höhern Vernunftlebens, auf welchem seine Würde beruht, und um dieser Würde willen geheiligt. Jede willkürlich verschuldete Lebensverkürzung ist daher unsittlich. Ebenso unsittlich ist darum auch die plötzliche und gewaltsame Zerstörung des eigenen Lebens, welche der Mensch auf den Antrieb seiner Neigungen, Leidenschaften und Stimmungen an sich selbst verübt oder der Selbstmord im engeren Sinne, weil der Selbstmörder mit seiner Vernichtung sich zugleich entehrt und die Pflichten gegen andere vernünftige Wesen und gegen den Gesetzgeber und Regierer alles Lebens verletzt. Mit dem Selbstmorde ist der freiwillige Tod (mors voluntaria) nicht zu verwechseln, welcher gewählt wird, um die sittliche Würde zu behaupten und für Ideen zu sterben. Derselbe tritt in den schwer zu beurtheilenden Fällen ein, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte, wo die Fortsetzung des irdischen Daseins unverträglich mit derselben sein würde, oder wo im Gegentheile nur durch Aufopferung des Lebens ein höherer sittlicher Zweck erreicht werden kann. Diese Selbstentleibung entspringt nicht, wie dies gewöhnlich beim Selbstmord der Fall ist, aus sinnlichen Trieben, nicht aus Feigheit vor der Qual einer unbefriedigten Sinnlichkeit, nicht aus verschuldetem Zwiespalt im Innern, nicht aus Wahn oder einem verzweifelten Gewissen, sondern aus Muth und festem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln. Selbstmörder und weiche Bertheidiger des Selbstmordes haben allerdings zu jeder Zeit versucht, nicht nur mancherlei Gründe für den Selbstmord aufzustellen, sondern auch den Begriff des willkürlichen Selbstmordes mit dem des freiwilligen Todes zu vermischen. Von beiden ist endlich verschieden der unwillkürliche Selbstmord, welcher in einer krankhaften Beschaffenheit des Körpers, die auf den Geist unwiderstehlich einwirkt, oder in einer solchen Gemüthsstörung seine Quelle hat, vermöge deren das Bewußtsein des Sittlichen oder Unsittlichen der Handlung und damit auch die freie Willenskraft des Handelnden gehemmt und aufgehoben ist. In den meisten Fällen wirkt jedoch physische und moralische Krankheit zusammen, und hierin liegt der Grund, warum wir bei allem natürlichen und sittlichen Abscheu vor dem willkürlichen Selbstmorde doch ein entscheidendes und verdamnendes Urtheil über den Selbstmörder uns nicht anmaßen dürfen. Vgl. Oslander, „Über den Selbstmord“ (Hannov. 1813); Heyfelder, „Der Selbstmord in arzneigerichtlicher und medicinisch-polizeilicher Beziehung“ (Berl. 1828); Frau von Staël, „Sur le suicide“ (Stoch. 1812), ein Schriftchen voll geistvoller Ansichten; Stäudlin, „Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmord“ (Gött. 1824).

Selbstverbrennung (combustio spontanea) nennt man eine angeblich bisweilen vorgekommene Entwicklung von Hitze und Flamme in lebenden menschlichen Körpern (besonders von Säuern), wodurch dieselben völlig zu Asche verbrannt sein sollen. Daß solche Personen leicht in die Nähe von Feuer kommen, an ihren Kleidern Feuer fangen und so mehr oder weniger vollständig verbrennen können (besonders wenn sie durch Berausung hüllos wurden), unterliegt keinem Zweifel. Daß aber eine Feuerentwicklung von innen heraus durch eine Art von Selbstzersehung (etwa wie Phosphor an der Luft zu brennen beginnt) bei lebenden Menschen vorkomme, wird seit Liebig's in dem berühmten Görlis'schen Proceß erhobenen Widersprüche fast allgemein in der Wissenschaft bezweifelt. Vgl. Liebig, „Zur Beurtheilung der Selbstverbrennung des menschlichen Körpers“ (2. Aufl., Heidelb. 1850); Graff, „Über die Todesart der

Fräfin Görz", nebst Gegenbeweis von Vischoff (beide in Henke's „Zeitschrift“ 1850 und Separatabdruck), auch Gorup-Besanez in Schmidt's „Jahrbüchern“ (Bd. 68, 1850).

Seldschuken, ein türk. Geschlecht aus der Bucharei, welches im 11. und 12. Jahrh. mehrere Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien stiftete. Namentlich unterscheidet man folgende Dynastien: 1) die iranische oder bagdadische Dynastie, welche zu Bagdad und Ispahan herrschte. Sie war die mächtigste und aus ihr gingen die berühmtesten seldschuk. Fürsten hervor. Ihr Stifter war der kriegerische Fürst Togrul-Beg, der Enkel des Seldschuk, welcher 1038 n. Chr. sich der pers. Provinz Khorassan bemächtigte, den Titel Sultan annahm, bei dem Khalifen in Bagdad die Würde eines Oberstatthalters oder Emir-al-Dumrah erhielt und des Khalifen Tochter heirathete. Er starb 1063, und unter seinen Nachfolgern sind Alp-Arslan, 1063—73, der den griech. Kaiser Romanus bekriegte und gefangen nahm; Malek-Schah, 1073—93, der den um die Beförderung der wissenschaftlichen Studien hochverdienten Minister Nisam-el-Mulk in seinem Dienste hatte; Mohammed-Schah, 1105—18, der in Indien und gegen die Kreuzfahrer glückliche Kriege führte, und Sandschar zu erwähnen, der von 1118—58 regierte und einer der berühmtesten mohammedan. Fürsten war. Die Dynastie endete mit Togrul-Schah 1194, den der tharesmische Sultan Tekesch überwältigte. 2) Die kermanische Dynastie, welche in der pers. Provinz Kerman herrschte und von geringerem Einflusse war. Sie wurde gestiftet durch Togrul-Beg's Neffen Kaderb, welchem Togrul-Beg 1039 die Verwaltung der genannten Provinz übergab, und bestand bis 1091. 3) Die aleppinische Dynastie in Syrien, gestiftet 1079 durch Malek-Schah's Bruder Tutusch, welchem Malek-Schah die Verwaltung Syriens übertrug, erloschen 1114. 4) Die damaskische Dynastie in Syrien, gestiftet 1096 durch des Tutusch Sohn Dettak, welcher sich der Stadt Damascus bemächtigte und dessen Nachfolger bis 1155 herrschten. 5) Die ikonische oder kleinasiat. Dynastie, welche zu Ikonium oder Konieh in Kleinasien ihren Sitz aufschlug. Sie wurde gegründet durch Soliman-ben-Kutulmisch, einen Urenkel Seldschuk's, welchem der Sultan Malek-Schah 1075 ein Gebiet in Kleinasien einräumte, und erhielt sich am längsten. Unter Allah-ed-din II., einem der letzten Fürsten dieser Dynastie, zeichnete sich der Türke Osman als Heerführer aus, dessen Nachkommen die Osmanische Dynastie in Kleinasien gründeten, in demselben Gebiete, welches bis dahin die Seldschuken beherrscht hatten. Vgl. Mirchond, „Geschichte der Seldschuken“ (aus dem Persischen übersetzt von Vullers, Gieß. 1838).

Selen, eine von Berzelius 1817 entdeckte Substanz, die in ihren chemischen Eigenschaften dem Schwefel, dem Tellur und Arsenik sehr nahe steht, ist bis jetzt nur selten als Selenblei, Selenquecksilber, Selen Silber, Selen Silberblei u. s. w. in den Eisensteingruben zu Tilsenode, Zorge und Lorbach am Harz und in dem Schlamm gefunden worden, der sich in den Bleikammern ansammelt, die zur Darstellung der Schwefelsäure dienen. Es ist ein bleigrauer, metallglänzender Körper, der in feingetheilter Gestalt schön roth aussieht, bei 80° schmilzt und bei 620° in Dämpfe übergeht. Es verbrennt an der Luft noch unter dem Rothpunkte mit blauer Flamme unter Verbreitung eines höchst widrigen Geruchs nach faulem Rettig. In concentrirter Schwefelsäure löst sich das Selen mit grüner Farbe.

Selene, die Mondgöttin, bei den Römern Luna, war die Tochter des Hyperion und der Theia und die Schwester des Helios, weshalb sie auch Phöbe genannt wurde, und der Cos. Ihr, wie ihrem Bruder, wird ein Wagen beigelegt, der mit zwei weißen Rossen oder Kühen oder auch Maulthierern bespannt ist. Später wurde sie mit der Artemis (Diana) identificirt, die sich aber von der S. durch Jungfräulichkeit unterschied. Mit Endymion (s. d.) zeugte S. 50 Töchter, mit Zeus die Pandia und die Erse (Ithau). Von Seiten der Kunst unterscheidet sich S. in ihrer gewöhnlichen Bildung von der Artemis nur durch vollständigere Bekleidung und ein bogensförmiges Schleiergewand über dem Haupte. Sie ist besonders durch die Endymion-Melie bekannt.

Selenographie, Mondbeschreibung, s. Mond.

Seleucia hießen mehrere von Seleukus (s. d.) Nikator gegründete Städte in Asien, von denen zwei besondere Berühmtheit erlangten. Die wichtigste derselben lag in Babylonien, in der Nähe des Tigris, an einem Kanale, der den Euphrat mit dem Tigris in Verbindung setzte, erhob sich durch ihre günstige Lage zum Mittelpunkt des Handels und zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüte eine Bevölkerung von mehr als 600000 E. Unter Trajan wurde sie von einem der röm. Feldherren geplündert und zum Theil eingeäschert. Noch mehr litt sie unter den spätern röm. Kaisern, so daß sie zur Zeit des Severus gleich Babylon ganz verödet war. Ihre noch vorhandenen Trümmer sind unter dem Namen El-Madain bekannt und ungefähr fünf Mei-

len von Bagdad entfernt. — Nicht minder bedeutend war Seleucia in Syrien, mit dem Beinamen Pieria, in geringer Entfernung von der See, nördlich von der Mündung des Orontes, auf dessen Ruinen jetzt Kypse steht. Die Stadt hatte einen guten Hafen und war unter den Seleuciden so stark befestigt, daß man sie für unbezwingbar hielt.

Seleuciden nennt man die Regentenfamilie des syr. Reichs, die mit ihrem Ahnherrn, dem Seleukus (s. d.) Nikator, begann und bis zum Untergange des Reichs selbst, von 312—64 v. Chr., eine lange Reihe von Königen zählte, die, meist in Vollust und Schwelgerei versunken, die von ihrem Stammvater erhaltene ausgedehnte Herrschaft nicht zu behaupten vermochten. Schon die ersten Nachfolger, Antiochus I. (s. d.) oder Soter, Antiochus II., Seleukus II. und III., thaten einen gewaltigen Mißgriff, indem sie, statt sich durch eine gänzlich morgenländ. Regierungsweise vom Mittelpunkt des Reichs aus mit den Asiaten zu befreunden, die naturwidrige Verbindung mit Europa herzustellen und eine macedonisch-griech. Herrschaft in neuerbauten Städten zu begründen suchten. Die Folge war, daß viele Völker des Morgenlandes den Gehorsam kündigten, und obgleich Antiochus III. (s. d.) oder der Große, 224—187 v. Chr., den Verfall des Ganzen zu halten sich bemühte, so traten doch bald andere ungünstige Umstände ein, die seit Antiochus IV. (s. d.) oder Epiphanes das Reich der Auflösung immer näher brachten. Namentlich trug dazu bei das siegreiche Vordringen der Parther und Baktrer, sowie die Politik der Römer, die aus eigennützigen Absichten unter den Ptolemäern, Seleuciden und Kleinasiat. Königen die Streitigkeiten nährten. Endlich beraubte die Lypigkeit des Hofes und Heeres, die Erpressungen und Plünderungen veranlaßte, den Staat aller Kräfte; Familienzwiste und blutige Thronstreitigkeiten wechselten miteinander ab und zerrütteten das zuletzt auf das eigentliche Syrien beschränkte Reich so, daß es Cnejus Pompejus ohne große Schwierigkeit 64 v. Chr. zur röm. Provinz machte. — Von diesen Seleuciden datirt sich eine eigene Ära (s. d.), die seleucidische.

Seleukus ist der Name mehrerer Könige von Syrien, deren Ahnherr, Seleukus Nikator, ein Sohn des Antiochus, durch Begründung der syr. Herrschaft zu besonderm Ruhm und Ansehen gelangte. Als einer der tüchtigsten Feldherren Alexander's d. Gr. erhielt er von diesem die Satrapie von Babylonien, flüchtete sich später, als ihn Antigonos über seine Verwaltung zur Rechenschaft ziehen wollte, nach Agypten, kehrte aber 312 v. Chr. mit ägypt. Hülfstruppen nach Babylonien zurück, vertheidigte sich hier mit Glück gegen Demetrius, den Sohn des Antigonos, und behauptete sich durch Milde, Weisheit und Gerechtigkeit in dem unabhängigen Besitze von Babylonien, Medien, Susiana und einigen benachbarten Landschaften. Bald darauf erweiterte er durch den Sieg bei Ipsus 301 v. Chr. mit den Hauptländern des Antigonos sein Reich nach Westen hin und gewann nach der Niederlage und dem Untergang des Lysimachus bei Kurupedion in Phrygien 282 v. Chr. auch dessen asiat. Länder, sodaß das syr. Reich nun beinahe alles asiatische, zur Monarchie Alexander's d. Gr. ehemals gehörende Gebiet umfaßte. Doch wurde er nicht lange darauf, 280 v. Chr., als er zu einem Zuge gegen Thrazien und Macedonien sich rüstete, von einem seiner Höflinge, Ptolemäus Keraunos, im 78. Lebensjahre ermordet. S. besaß alle Tugenden eines guten Regenten, ehrte und schätzte besonders auch die Künste und Wissenschaften, gründete viele Städte und schickte unter Andern die von Xerxes aus Griechenland entführten Kunstschätze wieder dorthin zurück. Seine allem Sinnengenuß ergebenden Nachfolger, die Seleuciden (s. d.), vermochten sich jedoch in der ausgedehnten Herrschaft nicht lange zu erhalten.

Seligerossee, ein mehr als zehn Meilen langer, aber nur schmaler See im europ. Rußland, an der Grenze der Gouvernements Iwer und Nowgorod, liegt auf dem Plateau des Waldai-gebirgs und ist ganz besäet mit Inseln, deren Zahl bis auf 169 angegeben wird und deren eine ein sehr berühmtes griech. Kloster, Nilskoj Stolbnoi mit einem Gnadenbilde trägt, zu welchem häufige Wallfahrten angestellt werden. An dem südlichen Ufer des Sees liegt die Stadt Ostaschkow, welche 10000 E. zählt und deren Hauptgewerbe in Lederfabrikation und in Handel auf der Wolga besteht, die mit diesem See durch einen Flußarm verbunden ist. Nach der vorerwähnten Stadt heißt der See auch See von Ostaschkow.

Seligkeit. Seligkeit stammt vom altheutschen Sal, d. i. Menge oder Fülle, sowol im Angenehmen als im Unangenehmen, das sich aber nur noch in den zusammengesetzten Wörtern Drangsal, Trübsal, mühselig, trübselig, glücklich und andern mehr erhalten hat. Im neuern Sprachgebrauche wird selig nur vom Angenehmen gesagt und Seligkeit von einem Zustande, wo man sich in der Fülle des Angenehmen hoch beglückt fühlt. Im kirchlichen Sprachgebrauche bezeichnet Seligkeit oder ewige Seligkeit den glücklichen Zustand Derer, die nach dem Tode in den Himmel aufgenommen werden, frei werden von allen Leiden und Übeln und in die Gemein-

Sohn Abd-ul-Hamid's, den Thron. S. wurde in einen Kioß des Serails verwiesen, aber mit Anstand behandelt. Im Gefängnisse beschäftigte er sich mit der Dichtkunst und mit der Unterweisung seines Neffen Mahmud. Im folgenden Jahre griff Mustapha Bairaktar, Pascha von Rustschuk, ein eifriger Anhänger S.'s und seiner Reformen, für dessen Wiederherstellung zu den Waffen und drang 28. Juli 1808 mit einem Heere in Konstantinopel ein. Mustapha bot um Bedenkzeit, die ihm unter der Bedingung gewährt wurde, daß er S.'s Leben nicht antaste. Allein auf seines Mufti Rath ließ er S. umbringen und seinen Körper über die Mauern des Serails werfen. Sofort nun stieß Bairaktar den Sultan vom Throne ins Gefängniß, während er dessen Bruder Mahmud II. (s. d.) auf denselben erhob. S. war ein gebildeter, humaner und von den besten Absichten besetzter Herrscher, dem es aber an Kraft gebrach, die zerrütteten Zustände seines Reichs zu reformiren.

Selinus, eine griech. Stadt im westlichen Theile Siciliens, unweit der Südküste, wurde von dem sicilischen Megara aus 652 v. Chr. gegründet, an einem Flüsschen, das nach dem dort reichlich wachsenden Eppich (griech. Selinon) ebenso wie die Stadt den Namen Selinus erhielt, jetzt Madiuni heißt und westlich vom Flusse Hypsas (jetzt Belice) mündet. Die Stadt wurde bald reich und mächtig und blühte, bis die Einwohner von Segesta (s. d.), durch die Selinuntier bedrängt, die Karthager gegen sie zu Hülfe riefen. Diese sendeten ein starkes Heer unter Hannibal, der 410 S. eroberte. Im ersten Punischen Kriege um 249 v. Chr. verpflanzten die Karthager die übrig gebliebenen Bewohner von S. nach Lilybäum und gaben die Stadt auf. Seitdem versank sie in Trümmer, die in Hinsicht ihrer architektonischen Kunst von großer Wichtigkeit sind. Eine genaue Abbildung und Beschreibung dieser Überreste finden sich in des Duca di Serradifalco, „Le antichità della Sicilia“ (5 Bde., Palermo 1854 — 42). Vgl. Angell und Evans, „Selinuntine metopes“ (Lond. 1826); Reinganum, „S. und sein Gebiet“ (Lpz. 1827).

Selke, ein kleiner Fluß des Unterharzes, der aus dem Günthersberger Teiche im Herzogthum Anhalt-Bernburg seinen Ursprung nimmt, eine Menge Mühlen, Pochwerke und Eisenhüttenwerke treibt und bei Rotherdorf im krippenstädter Kreise des preuß. Herzogthums Sachsen in die Bode fällt. Die Selke bildet in ihrem obern Laufe von Günthersberge bis zu dem Dorfe Meisdorf im mansfelder Gebirgskreise des preuß. Herzogthums Sachsen das sechs Stunden lange liebliche Selkethal, das, von waldbefränzten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, in immer neuem Wechsel herrliche Ansichten bietet. Die Hauptpunkte des Selkethals sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, das Hüttenwerk Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk, eine Grafschaft im südlichen Schottland, zwischen Edinburgh, Roxburgh, Dumfries und Peebles, zählt auf 12½ QM. etwa 10000 E. in drei Flecken und 12 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein pittoreskes Gebirgsland. Das Cheviotgebirge, das hier im Winklestraw Law 2058, im Whinfell 2100, in den Blackhouse Heights 2214 F. aufsteigt, bildet eine Menge schmaler Thäler. Der Tweed, verstärkt durch den Etterick und Narrow, folgt der Hauptabbachung gegen Osten zur Nordsee. Das Klima ist rauh, der Boden wenig fruchtbar, der Ackerbau auf Hafer und Kartoffeln beschränkt, die Industrie unbedeutend. Ehemals fast ganz mit Wald bedeckt, bildete die Grafschaft gewissermaßen nur einen Wildpark der Könige von Schottland. Die Wälder sind längst verschwunden und zahlreiche Heerden von Rühen, Ponies und besonders von Schafen weiden auf den wellenförmigen Plateauflächen und Bergabhängen. Die Schafe der Selkirk- und Cheviotrace sind berühmt durch ihre feine, lange Wolle, und diese nebst den Lämmern und Hammeln bildet den Hauptausfuhrgegenstand des Ländchens. Der Hauptort ist der Flecken Selkirk, am Etterick und unweit vom Tweed gelegen, mit 3313 E., die sich von Wolle Spinnerie, Strumpf- und Zwirnbandweberei unterhalten.

Selkirk (Alex.), ein schott. Matrose, dessen Abenteuer den Engländer Defoe (s. d.) zur Abfassung des Robinson Crusoe (s. d.) angeregt haben sollen.

Sellerie (Apium), eine Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, ist ohne deutlichen Kelchsaum, hat rundliche, ganze Blumenblätter, äußerst kurze Griffel, rundliche, zweiknotige Früchte mit fädlichen Niesen und einstriemigen, zuweilen auch zum Theil zwei- bis dreistriemigen Nissen und ein ungetheiltes Mittelsäulchen. Die hierhergehörigen Gewächse sind europäische und amerikanische Kräuter mit gefurchem, röhrigem Stengel; die Blätter sind unpaarig gefiedert mit feilsförmigen, eingeschnittenen Blättchen. Die Dolden stehen am Ende des Stengels, haben keine Hülldecke und kein Hülldeckchen, und die kleinen Blüten sind grünlich-weiß. In Europa bis zum Kaukasus wächst an Gräben, Bächen, Flußufern, vorzüglich auf salzhaltigem Boden und am Meeresstrande der gewöhnliche Sellerie oder Eppich (A. graveo-

lens), der sich durch die eng eingerollte Spitze der Blumenblätter unterscheidet und zweijährig ist. Die wildwachsende Pflanze, welche eine möhrenartige dünne Wurzel hat, besitzt einen durchdringenden, widerlichen Geruch und bitterlich-scharfen Geschmack und soll beinahe giftartig wirken. Bei der Cultur verliert sich dieses; der Geschmack wird bloß süßlich-aromatisch und die Wurzel dick, knollenartig. Die fleischige dicke Wurzel, welche als Salat und sonst als Gewürz unter Gemüse häufig gegessen wird, enthält vorzüglich Zucker, Schleim, Amylum und, wie auch das Kraut, einen dem Mannazucker ganz gleichen Stoff und wirkt eröffnend und reizend vorzüglich auf die harnabsondernden und sexuellen Organe, weshalb ein häufiger Genuß für die Gesundheit keineswegs ganz gleichgültig sein kann. Man cultivirt hauptsächlich zwei Abarten, deren eine, der Krautfellerie, sehr lang gestielte, aufrechte Blätter und eine kleinere Wurzel, die andere, der Knollenfellerie, kürzer gestielte Blätter und eine große rundliche Wurzel besitzt.

Selterfer Wasser, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Selterwasser genannt, hat seinen Namen von dem Dorfe Niederselters unweit Limburg im Herzogthum Nassau, wo dieses Mineralwasser hell und klar, perlend und schäumend aus vier in einen Brunnen gefaßten Quellen emporsteigt, welche in der Stunde 5000 Kubikfuß Wasser liefern. Wegen seines hervorstechenden Gehalts an freier Kohlensäure, Kochsalz und kohlensauerem Natron ist dasselbe zu den alkalisch-salinischen Sauerlingen gehörig. Es wirkt gelind reizend auf die Schleimhäute des Mundes, Schlundes, Magens und des obern Theils der Athmungsorgane, fördert daselbst die Absonderung des Schleims und geht endlich reichlich durch den Urin fort. Das Selterfer Wasser wird bei chronischen Krankheiten der Schleimhäute der Respirationsorgane, Leiden der Urinwerkzeuge, Störungen in den Unterleibsorganen, auch in manchen entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, wenn die Gefäßaufregung vorüber ist, mit günstigem Erfolge angewendet. Brustfranke trinken es häufig mit warmer Milch vermischt. Als diätetisches Mittel, allein oder mit Zucker vermischt, wird es namentlich an der Leber Leidenden und in heißen Klimaten und Jahreszeiten empfohlen. Diese berühmte Quelle, von welcher jetzt jährlich mehr als $1\frac{1}{2}$ Mill. Krüge nach allen Gegenden der Erde versendet werden und von der der Staat 80000 Gldn. Einkünfte bezieht, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. entdeckt, im Dreißigjährigen Kriege wieder verschüttet und nach ihrer erneuerten Auffindung so wenig geachtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Jahrh. für 2 Gldn. 20 Kr. verpachtet war. An der Quelle wird das Wasser nur sehr wenig getrunken. — Neuerdings ist das künstliche Selterwasser der Strube'schen Anstalten wegen seines Gasreichtums und seiner Frische in ganz Norddeutschland noch beliebter als das versendete und fast zu einem gewöhnlichen Getränk geworden. Auch bereiten Viele sich selbst ein dem Selterwasser ähnliches kohlensäurehaltiges Getränk aus Brunnenwasser mittels eigener Apparate. Doch ist letzteres, sowie die in Frankreich unter dem Namen Eau de Selt. artificielle, Eau gazeuse üblichen moussirenden Wasser, meist unreinerer Art. Vgl. Jenner von Jenneberg, „Selters und seine Heilkräfte“ (Darmst. 1824).

Seltz, ein kleiner Ort in der Nähe von Friedberg im Großherzogthum Hessen, besitzt einen erdig-salinischen Sauerbrunnen, welcher an der Quelle sowol als versendet getrunken wird, aber mit dem Selterfer Wasser nicht zu verwechseln ist.

Sem, Ham und Japhet sind die Namen der drei Söhne des Noah, von denen nach der Sündflut, wie die mosaische Überlieferung berichtet, sämtliche Völker der Erde abstammen. Sem, hebr. schém, d. i. der Ruhm, der älteste der drei Brüder, wurde der Stammvater der Völker des südwestlichen Asien, der Assyrier, Babylonier, Syrer, Hebräer, Phönizier und Araber. Man nennt in Bezug hierauf diese Völker die Semiten und ihre Sprachen die Semitischen Sprachen (s. d.). Von Ham, hebr. chám, d. i. heiß, stammen die Völker des heißen Südlandes, die Ägypter u. s. w. Japhet, hebr. jefet, d. i. ausgebreitet, wurde der Stammvater der im Osten und Norden von Palästina zerstreut lebenden Völker.

Semele, die Tochter des Kadmos und der Harmonia, aus Theben, Schwester der Ino, Agaue, Autonoe und des Polydoros, war so schön, daß sich Zeus in sie verliebte. Hera deswegen eifersüchtig, überredete dieselbe trügllicherweise in der Gestalt ihrer Amme Beroë, den Zeus zu bitten, daß er sich ihr in dem ganzen Glanze seiner Herrlichkeit zeigen möge. Der Gott, der ihr versprochen, jede Bitte, die sie thun werde, zu erfüllen, kam nun als Donnerer, und die Geliebte wurde von der Glut seiner Blitze verzehrt. Den Dionysos oder Bacchos (s. d.), welchen sie vom Gotte unter ihrem Herzen trug, rettete Zeus. Durch ihren Sohn wurde sie später aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt. Erklärt wird dieser Mythos dahin, daß S. die Erde sei, welche, durch Frühlingsregen und den Blitz befruchtet, den Dionysos, d. i. den Freudengeber, gebat.

Semendria oder **Smederewo**, Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Fürstenthum Serbien, an der Donau und der Tisza, dem westlichen Mündungsarme der Morawa, sechs M. südöstlich von Belgrad und gegen drei M. westlich von Passarowitz, mit romantischer, weinreicher Umgebung, hat 8000 E., welche starken Weinbau und lebhaften Handel treiben, war einst die Residenz der serb. Könige und auch früher Sitz des serb. Senats und des Primas. Die Festung ist 1435 vom Despoten Georg Brankowitsch erbaut, wurde 1439, 1459 und 1690 von den Türken erobert, 1717 diesen vom Prinz Eugen entzogen, 1738 aber von den Türken wieder eingenommen. Im J. 1789 nahmen sie die Östreicher abermals. Die Türken erschlugen hier 1805 den Wojewoden Gjuscha Bulitschewitsch, worauf die Festung von den Serben bombardirt und erobert ward.

Semgallen, s. Kurland.

Seminar (lat. *seminarium*), eigentlich Pflanzschule, nennt man besonders in Deutschland Anstalten zur Bildung von Lehrern und Geistlichen. Dahin gehören die Predigerseminare (s. d.) der kath. und protest. Länder, sowie die Schullehrerseminare. Auch bestehen an den meisten Universitäten homiletische **Seminare** zur praktischen Übung im Predigen und philologische **Seminare**, welche den Studenten der Philologie Gelegenheit geben sollen, unter der Leitung eines besonders mit der Direction beauftragten Professors auf eine eingehende und selbständige Weise mit der Kunst, Andern zu interpretiren, sich bekannt zu machen. Am einflussreichsten war das philologische Seminar zu Leipzig unter G. Hermann's und das zu Berlin unter Böckh's und Lachmann's Leitung. Besondere pädagogische **Seminare** bestehen daneben noch zu Halle (bei den Francke'schen Stiftungen) und zu Heidelberg.

Seminolen, eines der sogenannten Floridavölker in Nordamerika (s. Indianer), ein Zweig des Choctaw-Muskogheestammes, hatten ihre Wohnsitze zuerst am Choctawhatchee-Flusse in Georgia und gehörten ursprünglich zu der Conföderation der Creeks (s. d.). In Folge lange dauernder Streitigkeiten unter den Häuptlingen trennte sich der Stamm. Im J. 1750 brach ein angesehenes Häuptling, Secoffi, an der Spitze einer zahlreichen Gefolgschaft aus der alten Heimat auf und zog nach der Halbinsel Florida, in deren Mitte er den fruchtbaren Bezirk Alachua in Besitz nahm. Er war ein tapferer Streiter, gewaltiger Redner, gewandt und ein erbitterter Gegner der Spanier. Er ist der Stifter des Bundes der Seminolen, d. h. der Entlaufenen oder Flüchtlinge, und starb 1784. Eine andere Schar kam 1808 unter Miko Hadjo nach Florida und ließ sich in der Nähe von Tallahassee nieder. Die eigentlichen Inhaber des von den Seminolen besetzten Bodens waren bis dahin die Mikasukis, ein schwacher Stamm, der sich gezwungen sah, mit den Eindringlingen gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Gesamtzahl dieser Floridaindianer belief sich 1822 auf 3899, wovon 1594 Krieger. Diese Handvoll muthiger Streiter wehrte ein volles Jahrzehnd hindurch, gedeckt durch die Everglades oder die Sümpfe im Süden des Okeechobee-See's, alle Angriffe einer nordamerik. Armee ab, bis sie endlich nach heldenmüthigem Kampfe der großen Übermacht erlag. Der größte Theil der Seminolen wurde nun über den Mississippi in das Indian-Territory geschafft; in Florida selbst sind nur wenige geblieben, aber selbst diese führen einen erbitterten Streit bis auf den heutigen Tag fort. Das neue Gebiet der Seminolen im Indian-Territory liegt am untern Canadian oder Rio-Colorado, einem Zuflusse des Arkansas. Etwa 4—5000 Köpfe stark, leben sie in 25 Ortschaften, deren jede ihren eigenen Häuptling und eigene Ortsgesetze hat, die aber durch einen Nationalrath mit einem Oberhäuptling und einem ausführenden Ausschusse verbunden sind. Sie sind jedoch von ihren Nachbarn, den etwa 25000 Köpfe starken Creeks, abhängig, da ihr Nationalrath nichts beschließen darf, was gegen die Beschlüsse des Nationalraths der Creeks ist.

Semiotik oder **Semiologie**, die ärztliche Zeichenlehre oder Zeichenkunde, beschäftigt sich mit der Beobachtung aller am menschlichen Organismus wahrnehmbaren Erscheinungen und mit den Schlüssen, welche aus diesen Erscheinungen auf den jeweiligen gesunden oder krankhaften Zustand des Menschen gemacht werden können. Man hat sonach physiologische Zeichen, welche dem Leben in seinem regelmäßigen Gange eigenthümlich sind und welche also auf die Gesundheit des Theils, von dem sie ausgehen, oder der Verrichtung, deren Wirkung sie sind, schließen lassen, und pathologische, gewöhnlich Symptome genannt, welche bei totaler oder partieller Erkrankung des Organismus hervortreten. Die Bedeutung dieser Zeichen kann theils auf die vergangene Zeit hinweisen (anamnestische Zeichen), theils auf den gegenwärtigen Zustand (diagnostische), theils auf den zu erwartenden Verlauf (prognostische Zeichen), theils auf Das, was der Arzt zu thun und zu lassen hat (Indicationen). Die Semiotik bietet ein unendlich großes Feld für Beobachtung und Forschung, welches in der neuesten Zeit noch besonders durch die

Ausbildung der pathologischen Anatomie, sowie durch Erfindung der Auscultation und Percussion und anderer physikalischer Unterscheidungsmethoden eine beträchtliche Erweiterung gewonnen hat. Doch ist es einseitig, sie ganz in Diagnostik (s. Diagnose) aufgehen zu lassen. Als Erscheinungen des Organismus nach Aufhören des Lebensprocesses gehören auch die Kennzeichen des Todes zu den Objecten dieser Wissenschaft. Vgl. Albers, „Handbuch der Semiotik“ (Lpz. 1834); Piory, „Diagnostik und Semiotik“ (übersetzt von Krupp, Kass. 1837); Küttner, „Medicinische Phänomenologie“ (2. Aufl., Lpz. 1842); von Gaal, „Physikalische Diagnostik“ (2. Aufl., Wien 1853); Boß, „Lehrbuch der Diagnostik“ (Lpz. 1853).

Semipelagianer, d. h. halbe Pelagianer (s. d.), wurden von den Scholastikern einige Mönche und Lehrer zu Massilia (Marseille) genannt, welche um 425 im Gegensatz zu der Augustinischen Lehre von der Gnade behaupteten, der Anfang der Besserung liege in der Macht des Menschen, und nur zur Vollendung müsse die Gnade hinzutreten. Ihr Hauptführer war Joh. Cassianus; zu ihnen gehörten auch Vincentius von Lerina und Gennadius von Massilia. Mit Unrecht hat die protest. Polemik den Scholastikern und der kath. Kirche überhaupt Semipelagianismus zugeschrieben, da letztere diese Ansicht wiederholt als ketzerisch verworfen hat und die Unfähigkeit des Menschen, ohne die Gnade einen Anfang im Guten zu machen, entschieden lehrt. Vgl. Geffken, „Historia Semipelagianismi antiquissima“ (Gött. 1826).

Semiramis, Königin von Assyrien, ist eine von den Persönlichkeiten des Alterthums, in denen Fabel und Wirklichkeit gemischt sind. Angeblich war sie die Gemahlin des Menon, eines Feldherrn des assyr. Königs Ninus (s. d.), den man abweichend um 2000 und 1200 v. Chr. setzt. Als dieser bei der Belagerung von Baktra längere Zeit nichts auszurichten vermochte, war es S., die den Weg angab, wie er in die Stadt eindringen könnte. Der glückliche Erfolg ihres Rathes gewann ihr die Zuneigung des Königs, der sie zu seiner Gemahlin nahm, nachdem ihr erster Gemahl sich aus Eifersucht das Leben genommen. Nach des Ninus Tode übernahm sie als Vormünderin ihres Sohnes Ninyas die Regierung, die von der Sage zum Typus der Herrschaft eines Mannweibes gestaltet ward. Das Alterthum dachte sich die S. als eine zum Herrschen geborene, unternehmende und kriegerische Frau und schrieb ihr dieser Vorstellung gemäß eine Menge Werke und Thaten zu, von denen aus historischen Gründen ein großer Theil gar nicht von ihr verrichtet sein kann. Sie soll erobernd bis nach Indien einerseits und bis ins Innere von Afrika andererseits eingedrungen sein, die Stadt Babylon gegründet und mit den großartigsten Bauten geschmückt, in ihrem Lande viele Kunststraßen und Kanäle angelegt und überall auf ihren Zügen ähnliche Bauten errichtet haben. In der spätern Zeit pflegte man in vielen Gegenden Asiens alle großen Bauwerke, deren Ursprung man nicht kannte, der S. zuzuschreiben. Namentlich werden ihr die zu den Sieben Wundern der Welt gezählten Schwebenden Gärten zu Babylon beigelegt. Nach der Sage soll sie von ihrem Sohne Ninyas, nachdem sie ihn lange vom Throne entfernt gehalten, durch eine Verschwörung zur Thronentsagung genöthigt worden sein. Nach einer andern Angabe hätte ihr diese Verschwörung das Leben gekostet.

Semiten, s. Sem.

Semitische Sprachen. Diesen Namen führte zuerst Eichhorn ein, da der früher für diesen speciellen Sprachstamm ausschließend gebräuchliche Name „Orientalische Sprachen“ durch die stets wachsende Kenntniß neuer und grundverschiedener Sprachen des Morgenlandes als nicht mehr bestimmt erkannt wurde. In den sämtlichen Sprachen dieses Sprachstammes, der ursprünglich die Gebiete östlich vom Euphrat bis an die Küsten des Mittelländischen Meeres und Arabien umfaßte, durch die Colonien der Phönizier und die Eroberungszüge der Araber aber weit nach Westen hin verbreitet wurde, herrschen dieselben phonetischen Gesetze, in welchen namentlich das Vorherrschen rauher Kehllaute zu beachten ist, dieselben Grundelemente der Wörter, die fast durchgängig aus dreibuchstabigen Wurzeln bestehen, dasselbe consequent durchgeführte grammatische System, in welchem namentlich die Starrheit des consonantischen Elements und die Flüssigkeit des vocalischen hervortritt, sowie dasselbe orthographische System, nach welchem nur die Consonanten, als die eigentliche Basis des Wortes, geschrieben, die Vocale nebenbei bloß angedeutet oder meist ganz in der Schrift weggelassen werden. So steht dieser Sprachstamm eigenthümlich da, wesentlich verschieden von den ihn nach allen Seiten hin begrenzenden Indogermanischen Sprachen (s. d.). Versuche, beide Sprachstämme auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, haben noch kein überzeugendes Resultat herbeigeführt. Der semitische Sprachstamm theilt sich im Allgemeinen in drei Hauptzweige: 1) das Aramäische, welches im Alterthum in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen wurde und hauptsächlich a) in das Westaramäische oder Syrische (s. Syrische Sprache) und b) in das

Ostaramäische oder Chaldäische (s. Chaldäa) zerfällt. Außerdem haben wir noch Documente in den Dialekten der Samaritaner, Sabier und in den Inschriften von Palmyra, welche ebenfalls zum aramäischen Zweige gehören. 2) Das Kanaanitische in Palästina und Phönizien. Hierzu gehören a) das Hebräische (s. Hebräische Sprache) und das daraus gebildete Neuhebräische oder die Sprache des Talmud (s. d.) und der Rabbinen (s. Rabbi), welches aber schon wieder mit dem Aramäischen gemischt ist; b) das Phönizische. (S. Phönizien.) 3) Das Arabische (s. Arabische Literatur und Sprache) des nördlichen Arabien, welches durch Mohammed und den Koran die herrschende Sprache der mohammed. Reiche wurde und woraus sich verschiedene Dialekte bildeten, wie das Syrische, Agyptische und der vielfach verderbte Dialekt in den Barbarenstaaten und in Marokko. Hierzu gehört ferner noch die Sprache der Bewohner von Malta. Von den südlichen arab. Dialekten ist erst in neuerer Zeit durch Inschriften der Himjaritische wieder entdeckt worden, welcher den Übergang zur Äthiopischen Sprache (s. d.) bildet.

Semler (Joh. Salomo), einer der einflussreichsten protest. Theologen des 18. Jahrh., geb. 18. Dec. 1725 zu Saalfeld, wo sein Vater Archidiaconus war, wurde zwar in der Jugend durch das am Hofe des letzten Herzogs von Saalfeld herrschende pietistische Wesen eingenommen, überwand aber auf der Universität zu Halle, die er 1742 bezog, diese Richtung und schloß sich nun dem freisinnigen Sigm. Jak. Baumgarten an, den er bei der Herausgabe der „Welthistorie“ unterstützte. Im J. 1749 ging er nach Koburg, wo er den Professortitel erhielt und 1750 die Herausgabe der „Koburger Zeitung“ übernahm. Schon 1751 wurde er zu einer theologischen Professur wieder nach Halle berufen, wo er mit großer Befähigung und vielem Erfolge lehrte. Aus Nachgiebigkeit gegen den Minister von Zedlig errichtete er 1777 aus den Fonds des theologischen Seminars, das ihm seit Baumgarten's Tode 1757 übertragen worden war, eine philanthropische Erziehungsanstalt zur Übung der Seminaristen, sah sich aber dennoch 1779 durch den Machtspruch desselben Ministers vom Directorium beider Anstalten entfernt. Wiewol es S. an philosophischer Systematik und gefälliger Schreibart mangelte und seine Lehrbücher sich eigentlich nur durch wichtige Notizen und Bemerkungen auszeichnen, die ihm eine streng historische Forschung an die Hand gab, hat er sich doch durch die Beseitigung vieler Vorurtheile in den theologischen Wissenschaften bedeutende Verdienste erworben. Er hat durch seine Anmerkungen zu Berstein's Prolegomenen und kritischen Schriften, durch den „Apparatus ad liberalem Veteris Testamenti interpretationem“ (Halle 1773) und durch die „Abhandlung von der Untersuchung des Kanons“ (4 Bde., Halle 1771—75) für die Geschichte und Erklärung des Textes der biblischen Bücher viel gethan. Mit siegenden Gründen hat er ferner auf dem Wege der ihm eigenen historisch-kritischen Methode die Veränderlichkeit und den zeitlichen Ursprung mancher Dogmen erwiesen, dem Geiste der religiösen Duldung Einfluß verschafft und mit Muth das Recht der freien Untersuchung in Sachen der Religion zu erkämpfen gewußt. Seinen Grundsätzen gemäß bekämpfte er dagegen mit demselben Eifer, welchen er früher den Pietisten entgegengesetzt, den Naturalismus des wolkenbüttler Fragmentisten und der Basedow'schen und Bahrdt'schen Schule. Als er jedoch 1788 das Religionsedict des Ministers Wöllner (s. d.) in Schutz nahm, sah er seine letzten Lebensjahre durch keineswegs gerechte Angriffe auf seinen Charakter verbittert. Er starb 14. März 1791. Unter seinen Schriften sind noch anzuführen: „De daemoniacis“ (Halle 1760; 4. Aufl., 1779); „Umständliche Untersuchung der dämonischen Laute“ (Halle 1762) und „Versuch einer biblischen Dämonologie“ (Halle 1776); „Selecta capita historiae ecclesiasticae“ (3 Bde., Halle 1767—69); die unvollendeten „Commentationes historicae de antiquo christianorum statu“ (2 Bde., Halle 1771—72); „Versuch christlicher Jahrbücher oder ausführliche Tabellen über die Kirchengeschichte bis auf J. 1500“ (2 Bde., Halle 1783—86); „Observationes novae, quibus historia christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur“ (Halle 1784). Vgl. „S.'s Lebensbeschreibung von ihm selbst verfaßt“ (2 Bde., Halle 1781—82).

Semlin, ungar. Zimony, serb. Semun, eine befestigte Stadt in der bis 1849 zu Ungarn gehörigen slawon.-serb. Militärgrenze, liegt an der Mündung der Save in die Donau auf der Landspitze zwischen diesen beiden Flüssen, Belgrad, von dem es nur durch die Save getrennt ist, gegenüber, an den Abhängen eines Hügels, welcher die Ruinen der Burg Joh. Hunyad's trägt. Die Stadt ist der Sitz eines Grenzmilitärcommandos, eines Salz-, Dreißigst- und Postamts, besteht aus der innern Stadt und der Vorstadt Franzensthal und zählt 8700 E. Sie besitzt eine Haupt- und Mädchenschule, eine Contumazanstalt, ein deutsches Theater, ein Hospital. Die Einwohner sind meist Serben, die sich hier ansiedelten, als Belgrad 1739 in türk. Gewalt

lam, und die serb. Sprache ist die vorherrschende; nach ihr ist die deutsche am meisten verbreitet. Die Stadt hat als der Hauptübergangspunkt in die Türkei bedeutenden Verkehr mit derselben und steht mit Belgrad in regelmäßiger Verbindung. Der schon früher sehr ansehnliche Transithandel hat sich seit Einführung der Dampfschiffahrt nur noch mehr gehoben. Die Hauptgegenstände des Verkehrs sind Baumwolle, Garn, Safran, Honig, Hasenbälge, Lämmerfelle und Pfeisenköpfe; Ausfuhrartikel sind besonders Tücher, Porzellan, Glas u. s. w.

Semmering, **Semring** oder **Sömmerring**, eine Bergmasse der steiermärkischen Vor-alpen, auf der Grenze von Unterösterreich und Steiermark, zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag gelegen, durch das schöne reichenauer oder Schwarzathal von dem im Norden 6400 F. hoch aufsteigenden Schneeberge getrennt, aber mit dem zwischen dem Leitha- und Murgebiet hinstreichenden Alpenzuge zusammenhängend, hat eine Höhe von etwa 4300 F. und ist besonders deshalb wichtig, weil der Hauptverbindungsveg Unterösterreichs mit den jenseit der Alpenschwelle liegenden östr. Kronlanden den nur 3066 F. hoch gelegenen Paß derselben überschreitet. Schon im 14. Jahrh. ließ ein Herzog von Steiermark für Reisende über den Semmering mitten in der Wildniß des Gebirgs ein Hospiz, damals Spital am Herrenberge genannt, erbauen, aus welchem das jetzige Dorf Spital am Semmering auf der steierischen Seite des Passes entstanden ist. Eine ordentliche Fahrstraße ließ erst Karl VI. ausführen, die 1728 vollendet wurde, und dem dafür auf deren Scheitelpunkte eine Denksäule mit der bezeichnenden Inschrift „Aditus ad maris Adriatici litora“ errichtet ward. Es ist dies die alte Semmeringsstraße, die durch die 1840 vollendete, wegen ihrer vielen Windungen zwar längere, aber mit Bequemlichkeit fahrbare neuen Semmeringsstraße ersetzt wurde. Nachdem jedoch im Mai 1842 die 10 M. lange Wien-Gloggnitzer Eisenbahn dem Verkehr übergeben war, ging man alsbald an die Ausführung einer Eisenbahn über den Semmering, die, anfangs mit geringern Mitteln und mit Unterbrechungen aufgenommen, erst mit dem Frühjahr 1850 einen raschen Fortgang hatte, sodaß, ungeachtet die ungeheuersten Schwierigkeiten zu überwinden, im Oct. 1853 die erste Probefahrt auf der Semmeringsbahn gehalten werden konnte. Einige Monate vorher war das Unternehmen aus Privathänden an den Staat übergegangen. Die Bahn führt in einer Länge von 5½ M. von Gloggnitz (s. d.) nach Mürzzuschlag (s. d.), welches erstere 1530 F. über dem Meere, d. h. 770 F. tiefer als letzteres liegt, und setzt als ein integrierender Theil der östr. Südbahn oder Wien-Triester Bahn die Kaiserstadt zunächst mit Laibach, wohin die Bahnstrecke von Mürzzuschlag aus 41½ M. beträgt, und dann nach Vollenbung der Karstbahn mit Triest (18½ M.) in Verbindung. Vgl. Edler von Schich, „Anleitung zur zweckmäßigsten Vereisung der Semmeringseisenbahn“ (4. Aufl., Wien 1851).

Semnonen, ein german. Volk, das mächtigste und angesehenste im Bunde der Sueven (s. d.), zu dessen religiöser Feier, bei der auch ein Menschenopfer üblich war, sich Abgesandte der einzelnen Stämme in dem heiligen Haine der Semnonen vereinten. Sie wohnten zu beiden Seiten der Spree, durch die Elbe von den Hermunduren, durch die Oder von den Burgundionen geschieden. Auch sie standen unter der Herrschaft Marbod's (s. d.), von dem sie sich aber im Kriege mit Hermann trennten, während sie sich letzterm angeschlossen. In der spätern Zeit schwindet ihr Name vor dem allgemeinen der Sueven.

Sempach, ein Flecken im Canton Luzern, am gleichnamigen See, mit 1100 E., ein weitläufig gebauter und jetzt offener Ort mit zerfallenden Mauern, ist denkwürdig durch die Schlacht vom 9. Juli 1386, wo 1300 Schweizer über 4—6000 Feinde einen vollständigen Sieg errochten. Der Herzog Leopold von Östreich führte seine Truppen von Sursee her gegen die Eidgenossen von Luzern, den Waldstädten, Glarus und Zug. Diese hatten bereits 60 Gefallene, als die eingeschlossenen Glieder des zu Fuß fechtenden Abels durch den Heldentod Arnold's von Winkelried gebrochen wurden. Mit den Worten: „Eidgenossen, ich will eine Gasse machen“, hatte der gewaltige Mann mit beiden Armen von des Feindes Speeren, soviel er konnte, umfaßt und in seine Brust gedrückt, worauf seine Kampfgenossen in die Lücke eindrangen und die dichten Reihen der Gegner brachen. Der Herzog fiel im Kampfe und mit ihm 1400 vom Adel aus Schwaben, Elsaß und Aargau, darunter 300 gekrönte Helme. Überhaupt kamen nur Wenige von Leopold's Heere davon. Die auf dem Schlachtfelde stehende Kapelle, die wahrscheinlich bis ins 15. Jahrh. reicht, aber seitdem ausgebessert worden ist, soll angeblich auf der Stelle, wo Leopold's Leichnam gefunden wurde, errichtet worden sein.

Semper (Gottfr.), namhafter deutscher Baumeister, geb. 1804 in Hamburg, erhielt seine Elementarbildung zu Altona, besuchte hierauf das Johanneum seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen mathematischen, besonders aber militärwissenschaftlichen Studien, um

sich zu einer Laufbahn in der Artillerie vorzubereiten. Als die Versuche, in preuß. wie in niederl. Diensten eine Anstellung zu finden, erfolglos geblieben waren, studirte er zu München, dann drei Jahre zu Paris die Baukunst. Nach der Julirevolution verließ er Frankreich und setzte seine Studien auf dem classischen Boden Italiens, Siciliens und Griechenlands fort. Seinem Aufenthalt in letztgenannten beiden Ländern verdankte man die eigenthümlichen Ansichten über die bei den Griechen übliche Polychromie (s. d.) oder bunte Bemalung der Tempel, welche er in mehreren geistreichen Schriften niedergelegt hat. Er ist Anhänger jener Ansicht, welche eine durchgängige Bemalung der antiken Tempel behauptet, wogegen indeß die neuern Forschungen nur eine theilweise Polychromie ergeben haben. Im J. 1834 an Thürmer's Stelle nach Dresden berufen, wurde er nicht allein als akademischer Lehrer von nachhaltigem Einflusse, sondern erhielt durch die Kunstliebe des Königs auch einen ausgezeichneten praktischen Wirkungskreis. Das Antikencabinet des königl. Museums decorirte er nach seinen Grundsätzen über die Verbindung einer farbigen Umgebung mit Werken der Plastik. Außerdem erbaute er eine neue Synagoge und von 1837—38 das Frauenhospital. Sein Hauptwerk ist aber das neue großartige Schauspielhaus, bei welchem er zwar in der Hauptsache den Grundsätzen antiker Architektur folgte, jedoch auch in freier, geistvollster Weise die Formen anderer Stile zur Anwendung zu bringen mußte. Bei der zum Bau der durch den großen Brand zerstörten Nikolaiskirche in Hamburg ausgeschriebenen Concurrenz theilte er sich und verfocht darauf den von ihm adoptirten romanischen Stil gegen den von der Commission begünstigten gothischen in einer kleinen Schrift. Im J. 1849 mußte er in Folge seiner Parteinahme bei den politischen Ereignissen Dresden und Deutschland verlassen und wandte sich nach England, wo er bald an der königlichen Akademie in Marlboroughhouse einen entsprechenden Wirkungskreis fand. Er schrieb dort neuerdings „Über Industrie, Wissenschaft und Kunst“ (Braunschw. 1852) und über die „Vier Elemente der Baukunst“ (1851). In diesen wie in allen seinen Schriften erkennt man den geistvollen, feinsinnigen, vielseitig gebildeten Künstler. Von seinem Theatergebäude in Dresden ist eine prachtvolle Ausgabe mit Kupfern (bei Vieweg in Braunschweig) erschienen. Zu seinen Schülern gehören außer zahlreichen Civilingenieuren der Bildhauer Hänel u. A.

Semperfreie, eigentlich **Sendbarfreie**, sollen im Mittelalter Diejenigen genannt worden sein, die wegen ihres hohen Ansehens von der allgemeinen Pflicht, vor dem Sendgericht (s. Send) zu erscheinen, befreit waren. Wahrscheinlich aber ist es, daß der Titel **Semperfreie** die erbliche Reichsfreiheit mehrerer adeliger Familien andeutete, wie ihn denn noch bis in die neuere Zeit herab die Herren von Limpurg und die Grafen von Schaaffgotsch geführt haben.

Sempronius ist der Name eines röm. Geschlechts, das eine patricische Familie und mehrere plebejische in sich schloß. Die erstere, die den Namen **Attratinus** trägt, erscheint in den Magistratsfasti zuerst mit **Aulus Sempronius Attratinus**, der 497 und 491 v. Chr. Consul war. Ihr gehörten auch **Aulus Sempronius Attratinus** an, der 444 unter den ersten consularischen Kriegstribunen sich findet, und **Lucius Sempronius Attratinus**, der 443 mit **Lucius Papirius Mugillanus** zuerst das neubegründete Censoramt verwaltete. — Unter den plebejischen Familien ist die berühmteste die den Namen **Gracchus** (s. d.) führende, die mit **Tiberius Sempronius Gracchus**, der 238 v. Chr. Consul war, in den Fasti erscheint. Sein gleichnamiger Urenkel war der Gemahl der **Cornelia** (s. d.), der Tochter des ältern **Scipio Africanus**, sowie Vater der **Sempronia**, die sich mit dem jüngern **Scipio Africanus** verheirathete, und des **Tiberius** und **Cajus Sempronius Gracchus**, der berühmtesten aus dem ganzen Geschlecht, deren Gesetze nach denselben **Leges Semproniae** heißen. — Andern plebejischen Familien des Geschlechts gehörten an **Cajus Sempronius Bläsus**, der als Consul im ersten Punischen Kriege 255 v. Chr. eine Landung in Afrika machte und auf der Rückkehr Schiffbruch erlitt; **Tiberius Sempronius Longus**, der im ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, 218, als Consul nach Afrika übersehen sollte, aber zurückgerufen wurde, als Hannibal in Italien erschien, und gegen diesen mit seinem Amtsgenossen **Publius Cornelius Scipio** die Schlacht an der Trebia verlor; **Publius Sempronius Sophus**, der als Consul 304 die Aquer, und **Publius Sempronius Sophus**, der als Consul mit **Appius Claudius Crassus Picenum** 268 unterwarf; **Marcus Sempronius Tuditanus**, unter dessen und des **Cajus Claudius Centho** Consulat 240 **Livius Andronicus** zuerst regelmäßige Dramen auf die röm. Bühne brachte; **Publius Sempronius Tuditanus**, der als Consul 204 bei Croton über Hannibal, nachdem er erst von ihm geschlagen worden, siegte; und **Cajus Sempronius Tuditanus**, Consul 129 v. Chr., der durch ein Geschichtswerk, das verloren ging, zu den vorzüglichern röm. Annalisten gezählt wurde.

Senatus hieß bei den Römern die berathende Versammlung, mit der die gesetzlich beschließende Volksgemeinde und die ausführenden Magistrate die drei Grundtheile der Verfassung in den meisten Staaten des Alterthums, italischen wie griechischen, bildeten. Ursprünglich bezeichnet das Wort die Versammlung der Alten (senes) und entspricht genau der spartan. Gerusia, der Versammlung der Geronten. Der röm. Senat war in der Königszeit ein Ausschuss der bejahrten Bürger des patricischen Populus, die Senatores und als Patricier und Patres hießen und bestimmt waren, dem Rex (s. d.) berathend zur Seite zu stehen, ein Rath (consilium) zu sein, nach seinem Tode aber die Regierung selbst so lange zu führen, als ein aus ihrer Mitte hervorgegangener Interrex (s. d.) die Wahl des neuen Königs durch die Comitien des Volks zu Stande gebracht hatte. Ihre Zahl war wol der der Gentes entsprechend, daher zuerst 100 der latinischen Stammes, wozu dann ein zweites Hundert der samnischen Titels, endlich ein drittes der dritten Tribus (s. d.), der Luceres, kam, die als patres minorum gentium (d. i. der mindern Geschlechter) bezeichnet wurden. Gleich nach der Gründung der Republik wurde von den ersten Consuln 509 v. Chr. der sehr geschwächte Senat wieder zur Zahl von 300 durch Aufnahme von Männern des Ritterstandes, unter denen sich gewiß auch Plebejer befanden, ergänzt. Die Neuaufgenommenen wurden neben den alten Patres als conscripti bezeichnet. In späterer Zeit, wo man die ursprüngliche Scheidung nicht mehr erkannte oder beachtete, wurde der Ausdruck patres conscripti wie ein Begriff als die gewöhnliche Anrede der versammelten Senatoren angewendet. Frühzeitig bildete sich der Gebrauch, daß die Bekleidung eines zu den Honores gehörigen Magistratus (s. d.), von der Quästur aufwärts, ein Anrecht auf die Berufung in den Senat gab. So mehrte sich auch, nachdem die curulischen Ämter den Plebejern zugänglich geworden waren, die Zahl dieser in dem Senat, der gleich in der engsten Verbindung mit der Nobilität (s. Mobiles) stand, die sich seit jener Zeit bildete, ja ihren eigentlichen Kern enthielt. Damit entwickelte sich zugleich, während der Senat als Behörde den Comitien des Volkes gegenüberstand, ein Gegensatz zwischen dem Personal des Senats als Stand (ordo senatorius) und dem Stand der Ritter (ordo equester) und der Plebejer (ordo plebejus). Die gewesenen Magistrate wurden jedoch erst dann wirkliche Senatoren, wenn sie die Censoren, früher die Consuln, bei der nächsten Musterung des Volkes denselben beriefen (lecti); vorher wurden sie von den wirklichen Senatoren, als solchen, be-

nen im Senat zu stimmen gestattet ist, geschieden. Waren nicht genug gewesene, der Aufnahme würdig scheinende Magistrate, so ergänzten die Censoren, denen das *Unianische Gesetz* die eideliche Verpflichtung auferlegte, ohne Standesunterschied die Würdigsten zu wählen, nach Gutdünken aus den übrigen Bürgern, zunächst den Rittern, überhaupt aber nur den Freigeborenen, während Freigelassene, ja selbst deren Söhne nicht von ihnen berücksichtigt werden sollten. In der frühesten Zeit traten wol nur *seniores*, d. i. Männer, die das 46. J. zurückgelegt hatten, in den Senat; dann genügte das regelmäßig zur Quästur erforderliche Alter von 30 J.; Augustus setzte das 25. J. fest. Ein Vermögen von bestimmter Höhe, senatorischer Censur, der den ritterlichen überstieg, war in der ältern Zeit schwerlich unumgängliches Erfoderniß; die Summe von 800000 Sestertien, die gegen das Ende der Republik dafür galt, erhöhte Augustus auf 1,200000 Sestertien. Die Zahl von 300 Senatoren mehrte sich erst mit der wachsenden Zahl der Magistrate, namentlich seit Sulla; zu Cicero's Zeit waren mehr als 400 Senatoren; Cäsar und dann Antonius nahmen Viele, der Letztere namentlich auch Freigelassene, in den Senat auf; Augustus brachte die Zahl durch Ausstoßung der Unwürdigen auf 600 zurück. Der von den Censoren bei der Verlesung der Senatorenliste zuerst Genannte, sehr gewöhnlich ein gewesener Censor, hieß *Princeps Senatus*; unter den übrigen bildeten sich nach den Ämtern, die sie bekleidet hatten, Classen der censorischen, consularischen und anderer Männer. Wie die Wahl, so kam auch Ausschließung aus dem Senat den Censoren bei der Musterung zu; Betreibung von Handelsgeschäften wurde den Senatoren 219 durch die *Lex Claudia* verboten. Zur Bezeichnung der Gewalt des Senats wird regelmäßig das Wort *auctoritas* gebraucht; ein ehrendes Beiwort des Standes (*ordo*) sowol als des Einzelnen (*vir*) war *amplissimus*. In der Tracht hatten die Senatoren die breitgestreifte *Tunica* und die senatorischen Schuhe (*calcei*) mit darauf geheftetem elfenbeinernen Halbmond (*lunula*) zur Auszeichnung. Im J. 194 erhielten sie besondere Ehrensitze im Theater, später auch im Circus. Das Recht, den Senat zu berufen, hatten nur die höchsten Magistrate, also regelmäßig die Consuln, der Prätor Urbanus nur in deren Abwesenheit. Die Volkstribunen, die frühzeitig den Zutritt zu den Verhandlungen, später durch das *Atinische Gesetz* kraft ihres Amtes den senatorischen Rang erlangten, hatten jedoch schon zu Ende des 3. Jahrh. der Stadt sich das Recht der Berufung selbst wider den Willen der Consuln erzwungen. Die Berufung geschah durch Präconen, gewöhnlich durch Edict. Regelmäßige Versammlungstage an den Kalenden und Idus jedes Monats richtete erst Augustus ein; den ohne triftige Entschuldigung Ausbleibenden konnte der Magistrat mit Geldbuße und Pfändung belegen. In der Kaiserzeit hörte mit dem 60. J. die Verpflichtung zum Erscheinen auf. Der Ort der Versammlung war gewöhnlich die von König Tullus Hostilius zu diesem Zweck am Comitium gebaute *Curia Hostilia*, an deren Stelle, nachdem sie 52 abgebrannt war, später die *Curia Julia* trat; häufig aber fanden auch die Versammlungen in Tempeln statt, und stets mußte der Ort ein *Templum* im röm. Sinne, d. h. ein inaugurirter sein. Das Recht des Vortrags hatte zunächst der Magistrat, der den Senat berufen hatte, und der, nachdem er vorher geopfert und die Auspicien befragt, die Verhandlung mit der gewöhnlichen feierlichen, Glück anwünschenden Formel eröffnete. Nach ihm konnten auch andere Magistrate, die das Berufungsrecht hatten, vortragen, und jeder Senator konnte einen neuen Gegenstand zur Sprache bringen und den Vorsitzenden zum Vortrag darüber auffodern. Nach dem Vortrage foderte Letzterer die Senatoren auf, ihre Meinung zu sagen. Bei der an jeden Einzelnen namentlich gerichteten Umfrage fand gewöhnlich nach dem *Princeps Senatus* und den designirten Consuln die Reihenfolge nach den Classen statt, die sich unter den Senatoren nach den Ämtern, die sie bekleidet, fanden. Die Abstimmung geschah durch Auseinandertreten in zwei Parteien; war die Majorität zweifelhaft, so trat Zählung ein. Damit ein Beschluß gültig sei, war die Gegenwart einer, jedoch nicht immer gleichen, durch Augustus zu 400 bestimmten Anzahl von Senatoren in der Sitzung (*frequens senatus*) nöthig. Die Willenserklärung des Senats überhaupt hieß *auctoritas*; trat kein Hinderniß, wie z. B. die Intercession der Tribunen, ein, so zum förmlichen Beschluß zu erheben, so hieß sie als solcher *Senatusconsultum*. Die Abfassung desselben geschah unter Beiziehung einer Anzahl von Senatoren durch den Vorsitzenden, die Niederschreibung durch Schreiber, nachdem jener den Senat aus der Curie, die Keiner vorher verlassen durfte, entlassen hatte. Die *Senatusconsulte* waren keine Gesetze (s. *Lex*), aber sie hatten gesetzliche Kraft. Die Einwirkung des Senats auf die Gesetzgebung des Volkes beschränkte sich auf das von den Tribunen sehr eingeengte Recht des Vorbeschlusses zu den *Comitiatcomitien*; seine eigentliche Thätigkeit ging auf die Verwaltung. So kam ihm zu die Oberaufsicht über die Staatsreligion und ihre Diener, über das *Ararium* (den Staatsschatz), die

Finanzen und deren Verwaltung, die Leitung der Verhältnisse der Unterthanen und Bundesgenossen und der Beziehungen Roms zum Auslande, daher die Absendung und Annahme von Gesandtschaften. Die Magistrate waren ihm nicht unterthänig, hingen aber mannichfach von ihm ab, da ihm die Vertheilung der Geschäfte, besonders der Kriegsämter, der Provinzen, die Verfügung über die nöthigen Mittel zur Führung des Amtes und eine Aufsicht über dieselbe, sowie das Recht, ihnen Instructionen zu geben, zustand. Bei dringender Gefahr war der Senat auch berechtigt, in die Leitung des Staats überhaupt einzugreifen, wie das namentlich durch das bekannte Senatsconsult, „die Consuln möchten zusehen, daß der Staat nicht Schaden leide“, geschah, durch das er in die Hände derselben unbedingte Gewalt legte, ohne daß jedoch ihre Verantwortlichkeit dadurch aufhörte. Einflußreich war der Senat auch dadurch, daß bis auf Gaius Sempronius Gracchus die Gerichte durch Senatoren besetzt wurden. Unter den Kaisern stand das Recht, den Senat, dessen Princeps seit Augustus der Kaiser selbst war, zu berufen, noch den republikanischen Magistraten, aber auch dem Princeps zu, der aus der ihm gegebenen tribunicischen Gewalt das Recht ableitete, in jeder Sitzung entweder persönlich oder durch seine Quästoren einen Gegenstand zum Vortrag und zur Abstimmung zu bringen, auch wenn er nicht als Consul, bei dem regelmäßig der Vorfig blieb, präsidirte. Für die Verhandlungen, über welche gewiß schon im Freistaat und nicht erst seit Cäsar Protokolle (acta) geführt wurden, die Umfrage und die Abstimmung blieben im Ganzen die alten Formen. Seiner Thätigkeit nach erscheint der Senat nun vorzüglich als ein Reichsrath der Kaiser, die ihn über Staatsgeschäfte zu Rathe zogen, namentlich auch in Hinsicht auf Gesetzgebung, für die daher bei dem Schwinden der Leges des Volkes die Senatsconsulte eine wichtige Quelle wurden. Ein Theil der Provinzen war durch Augustus ihm überlassen; die Magistrate, die sie verwalteten, standen zunächst unter ihm, und die Einkünfte aus ihnen flossen in das Atrarium, von dem nun der Fiscus unterschieden wurde, und das seiner Verwaltung untergeben war. Die Wahlen der altrepublikanischen Magistrate wurden ihm durch Liberius übertragen. Der Einfluß des Senats auf die Wahl des Kaisers, dem er auch seine einzelnen Gewalten decretirte, und die ihm ganz zusehen sollte, wenn kein Nachfolger designirt war, wurde bald und oft durch die Gewalt der Soldaten, namentlich der Prätorianer, gelähmt. Durch Augustus war dem Senat die regelmäßige Gerichtsbarkeit über Verbrechen wider den Staat oder den Kaiser und über gesetzwidrige Verwaltung der Provinzen gegeben worden, und Senatoren selbst, sowie ihre Angehörigen sollten wegen Capitalverbrechen vor dem Senat zu Recht stehen. Die Provinzen und das Atrarium waren dem Senat schon im 3. Jahrh. entzogen; auch andere Rechte schwanden dahin, und seit Diocletian und Konstantin, der in Konstantinopel ebenfalls einen Senat einrichtete, war der Senat des Einflusses auf Reichsgeschäfte gänzlich beraubt: er wurde bei Gesetzen bloß scheinbar und nur bei Criminalfällen noch zu Rathe gezogen. Als städtische Behörde sah er sich durch den Stadtpräfecten, dem die Verwaltung der Stadtkasse übertragen wurde, sehr beschränkt. Seine Mitglieder, die jetzt ihre Würde vererbten, wurden mit eiteln Ehren ausgestattet, zugleich aber auch mit Steuern reichlich belastet. Die ostgoth. Könige zogen den röm. Senat wieder bei Staatsgeschäften zu Rathe und steigerten seinen Antheil an den städtischen Angelegenheiten, wie er denn auch an der Papstwahl Theil nahm. Nach den ostgoth. Königen aber verschwindet er zu Ende des 6. Jahrh. gänzlich, und erst 1143 erhielt die Stadt Rom wieder einen Senat.

Nach dem Beispiele Roms nannte man seit dem Mittelalter die Magistratscollegien bedeutender Städte, namentlich der Reichsstädte, Senate, desgleichen auch andere hohe Collegien von obrigkeitlichem Charakter (Universitätssenat, Gerichtsenat). In Preußen und andern deutschen Staaten zerfallen noch jetzt die Collegien der Obergerichte in einen Criminal- und einen Civilsenat. — In constitutionellen Staatsverfassungen hat man oft den aristokratischen Staatskörper, der durch das Lebensalter, die Amtswürde, die bürgerliche Stellung, sowie durch die Ernennung seiner Mitglieder durch das Staatsoberhaupt ein conservirendes Gegengewicht zu der mehr den Bewegungen und Leidenschaften des Tages unterworfenen Volks- oder Wahlkammer bilden soll, als Senat bezeichnet. Ein solcher Senat nimmt im Allgemeinen im Staatsleben die Stellung ein, welche das brit. Oberhaus behauptet und welche sonst im constitutionellen Frankreich die Pairskammer (s. Pairs) behaupten sollte. In dieser Weise gab es einen Senat im polnischen Reichstage (s. Sejm): er umfaßte die Prälaten, Bojewoden, Castellane und Minister. Einen gleichen Charakter seiner Bestimmung, wenn auch nicht der Zusammensetzung nach, hat der Senat in der gegenwärtigen Verfassung Spaniens, Sardinien's u. s. w.,

auch der Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Als Bonaparte nach der Revolution vom 18. Brumaire der Republik Frankreich (s. d.) die Verfassung vom J. VIII (15. Dec. 1799) gab, führte er einen Sénat conservateur (Erhaltungssenat) ein, der, nach der Idee Sieyès', auf die Befestigung des Ganzen und die Erhaltung des Gleichgewichts unter den übrigen Autoritäten berechnet war. Die Institution, trotz ihrer geschlich bedeutenden Befugnisse stets ein politischer Schattenkörper, ging mit in das Kaiserreich über und zählte bei ihrer Auflösung 1814 156 Mitglieder, deren jedes eine Dotation von 30000 Francs (nebst einem Schlosse) genoß. Ludwig Napoleon restaurirte in der Constitution vom 14. Jan. 1852 diesen Senat als Wächter der Verfassung, zugleich mit Dotation seiner Mitglieder (30000 Francs), deren Zahl 200 nicht übersteigen soll. — Der Dirigirende Senat in Rußland wurde von Peter d. Gr. 1711 als höchstes Reichstribunal gestiftet, nachdem der Bojarenhof aufgehoben worden, und gilt nach seiner neuern Organisation durch Alexander I. (Ukask vom 20. Sept. 1801) als die höchste Behörde für die inländischen Angelegenheiten. Er hat über Beobachtung der Geseze zu wachen, publicirt die neuen Geseze in der unter seinen Auspicien erscheinenden Senatszeitung, wacht über die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und führt die Mitaufsicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staats. Als Haupt desselben gilt der Kaiser, der auch die Senatoren, gewöhnlich 100—120 an der Zahl, ernennt. Der Senat theilt sich in acht Departements, von denen die fünf ersten zu Petersburg, die übrigen zu Moskau sich befinden. Seinen Beschlüssen ist natürlich die Sanction des Kaisers vorbehalten.

Send, heilige Send oder Sendgericht (synodus), nicht zu verwechseln mit dem Centgericht (s. Cent), hieß in Deutschland eine Art geistlicher Gerichte, welche die Archidiaconen jährlich in den zu ihren Sprengeln gehörigen Städten und Dörfern hielten, oder durch die von ihnen verordneten Sendrichter oder Sendschöppen halten ließen, um alle strafbaren Handlungen, insbesondere die Vergehungen wider die Sonntagsfeier und die Zehn Gebote zu untersuchen und zu bestrafen. Das Aufzeichnen der Vergehungen hatten die Sendrichter oder Sendschöppen zu besorgen. Alle in den Bezirk gehörige Personen mußten bei Vermeidung des Banns vor dem Sendgericht erscheinen. Die großen Mißbräuche, welche später dabei eingerissen, waren Ursache, daß sie nach und nach abgeschafft wurden, besonders da nach der Reformation die protest. Fürsten sich selbst das Recht, in geistlichen Dingen zu richten, zueigneten.

Sendmir, poln. Sandomierz, Kreisstadt des poln. Gouvernements Radom, an der Weichsel, liegt in einer angenehmen und besonders an Weizen fruchtbaren Gegend, hat eine prächtige Kathedrale und zählt gegen 5000 E., welche starken Handel mit Weizen treiben. Im Nordwesten erhebt sich die Sendmirer Berggruppe oder Łysa Góra, d. h. Kahles Gebirge, welche aus fünf in jener Richtung hinziehenden Ketten besteht, im Katharinen- oder heil. Kreuzberg fast 2000 F. absolute Höhe erreicht, im Osten bei Działow bedeutende Steinbrüche und gutes Eisenerz, im Westen bei Kielce Eisen-, Kupfer-, Blei-, Galmei- und Steinkohlengruben enthält. S. war unter den Jagellonen eine der angesehensten Städte Polens und blühte durch Handel und Fabriken, bis sie 1656 von den Schweden zerstört wurde. Hier hielten die poln. Dissidenten, um die unter ihnen entstandenen Lehrstreitigkeiten beizulegen und sich zu uniren, vom 9.—14. April 1570 eine denkwürdige Synode, und mehrere protest., ref. und hussitische Geistliche und adelige Laien unterschrieben 14. April ein gemeinsames Glaubensbekenntniß, das besonders über die Unterschiede in der Abendmahlslehre sehr gemäßigt sich ausdrückt. Doch gelang es dadurch nicht, die theologischen Zwistigkeiten zu beendigen. Vgl. Jablonski, „Historia consensus Sendomiriensis“ (Berl. 1731).

Senebier (Jean), Naturforscher und Bibliograph, geb. im Mai 1742 zu Genf, studirte Theologie und wurde 1765 Pastor an einer der genfer Kirchen. Er gab zuerst „Contes moraux“ in Marmontel's Geschmack heraus, die keinen Beifall fanden. Vielseitig gebildet, gab er sodann in Folge einer von der harten Akademie gestellten Preisfrage die classische Schrift „Über naturwissenschaftliche Beobachtungen“ heraus. Ferner übersezte er mehrere Schriften seines Freundes Spallanzani und arbeitete für die „Encyclopédie méthodique“ die Pflanzenphysiologie aus. Nachdem er einige Jahre Prediger zu Chancy gewesen, erhielt er 1775 die Oberbibliothekarstelle der Stadt Genf und hierdurch Veranlassung, sich mit bibliographischen und literarisch-historischen Studien zu beschäftigen. Während der genfer Unruhen wanderte er aus, kehrte aber 1799 aus dem Waadtlande in seine Vaterstadt zurück, wo er 22. Juli 1809 starb. Die verdienstlichen Leistungen S.'s bestanden in der Anwendung physikalischer und chemischer Geseze zur Erklärung der Lebenserscheinungen der Thiere und besonders der Pflanzen, z. B. des Sonnenlichts („Mémoires sur l'influence de la lumière solaire etc.“, 3 Bde., Genf

1782), der atmosphärischen Luft („Rapport de l'air atmosphérique avec les êtres organisés“ 3 Bde., Genf 1807), Lehren, die er in seiner „Physiologie végétale“ (3 Bde., Genf 1800) theils angedeutet, theils ausgeführt hatte. Als Meteorolog und Bibliograph versuchte er sich ebenfalls, aber mit wenigem Erfolge. Sein berühmtes Werk über die naturwissenschaftliche Beobachtung führt in der Umarbeitung den Titel „Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences“ (2 Bde., Genf 1775; 2. Aufl., 3 Bde., 1802).

Seneca (Marcus Annäus), auch der Rhetor genannt, zum Unterschiede von seinem Sohne, dem Philosophen Lucius Annäus, war aus Corduba in Spanien gebürtig, kam unter Augustus nach Rom und lehrte daselbst nicht ohne Beifall die Redekunst, wobei er namentlich durch ein ungewöhnliches Gedächtniß sich auszeichnete. Nach längerem Aufenthalte kehrte er in seine Heimat zurück und verheirathete sich mit der Helvia. Von seinen Reden oder Declamationen über erdichtete Rechtsfälle, Sentenzen und allgemeine Gedanken, die uns die Ausartung der röm. Beredsamkeit zeigen, veranstaltete er später auf den Wunsch seiner Söhne unter dem Titel „Controversiarum libri X“ eine Sammlung, wovon jedoch nur fünf Bücher und auch diese nicht ganz vollständig auf uns gekommen sind. Ein gleiches Schicksal hat eine andere Sammlung ähnlichen Inhalts: „Suasoriarum liber“, gehabt. Die beste Ausgabe besorgte J. F. Gronov (4 Bde., Leyd. 1649; 3 Bde., Amst. 1672). — Sein Sohn, Lucius Annäus S., auch der Philosoph genannt, geb. zu Corduba bald nach Chr. Geb., erhielt eine sorgfältige Erziehung zu Rom, gelangte hier nach und nach zu den höchsten Staatsämtern und erwarb sich große Reichthümer, wurde aber in die Cabalen der berühmten Messalina am Hofe des Kaisers Claudius verwickelt und nach Corsica verwiesen. Als er nach einem achtjährigen Exile zurückkehrte, berief ihn Agrippina zum Erzieher des jungen Nero, der ihn jedoch zuletzt, weil er an der Verschwörung des Piso Theil genommen haben sollte, 65 n. Chr. zum Tode verurtheilte. Da man ihm aus besonderer Vergünstigung die Wahl des Todes freistellte, ließ er sich die Adern öffnen, nahm dann, da dieses Mittel nicht schnell genug wirkte, Gift und wurde endlich noch in heißen Bädern erstickt. Von seinem Vater zum Redner und Sachwalter gebildet, gab er wegen seines schwächlichen Körpers dieses Geschäft auf und widmete sich der Philosophie, in welcher er anfangs unter der Leitung des Sotion der Pythagoräischen, nachher der stoischen Schule anhing, obwohl mit einer gewissen Unabhängigkeit, so daß er auch das Gute der andern Schulen, selbst der Epikuräischen, anerkannte. Seine philosophischen Abhandlungen, reich an trefflichen Gedanken, tragen doch das Gepräge seines Zeitalters, Künstelei und Schwulst der Rede. Zu ihnen gehören die Schriften „De ira“, „De consolatione ad Helviam“, „De consolatione ad Polybium“, „De consolatione ad Marciam“, „De providentia“, „De animi tranquillitate“, „De constantia sapientis“, „De clementia“, „De brevitae vitae“, „De vita beata“ und „De beneficiis libri VII“. Die „Quaestionum naturalium libri VII“ behandeln die Physik in einer von den Römern vorher noch nicht gekannten Ausdehnung und dienen zur Beurtheilung des damaligen Standpunktes Roms in dieser Wissenschaft. Auch seine Briefe, die bekannten „Epistolae ad Lucilium“, an Zahl 124, enthalten freiere Mittheilungen über philosophische Gegenstände verschiedener Art, besonders über einzelne Lehren der stoischen Moral. Außerdem besitzen wir von ihm unter dem Namen „Apocolocyntosis“, d. h. Verwandelung in einen Kürbis, eine zwar mit vieler Freimüthigkeit verfaßte, im Ganzen aber geist- und geschmacklose Schmähschrift auf den Kaiser Claudius, der darin, statt unter die Götter, unter die Kürbisse oder Dummköpfe versetzt wird. Dagegen werden die unter seinem Namen vorhandenen neun Trauerspiele: „Der rasende Hercules“, „Der ötäische Hercules“, „Thyestes“, „Die Phönizierinnen“, „Hippolytus“, „Oedipus“, „Die Troerinnen“, „Medea“ und „Agamemnon“, von Vielen ihm abgesprochen, und bestimmt gehört ihm ein anderes Stück, „Octavia“, nicht an. Diese Tragödien haben einzelne gelungene Stellen, entbehren aber dramatischer Würde und Einheit. Von den philosophischen oder prosaischen Schriften sind außer der ersten Ausgabe (Neap. 1475) die vorzüglichsten die von Gronov (3 Bde., Amst. 1682), Ruhkopf (5 Bde., Lpz. 1797—1811) und besonders von Fickert (Bd. 1—3, Lpz. 1842—45). Unter den Bearbeitungen einzelner Werke sind zu erwähnen die „Epistolae“ von Schweighäuser (2 Bde., Zweibr. und Straßb. 1809), „De providentia“ von Nauta (Leyd. 1825) und „Quaestiones naturales“ von Köler (Gött. 1818). Eine deutsche Übersetzung der sämtlichen Werke lieferten Moser und Pauly (12 Bde., Stuttg. 1828 fg.). Vgl. Klopsch, „Lucius Annäus S.“ (2 Bde., Wittenb. und Jerbst 1799—1802); Reinhardt, „De Lucii Annaei Senecae vita atque scriptis“ (Jena 1816); Werner, „De Senecae philosophia“ (Berl. 1824). Die Tragödien wurden besonders von J. F. Gronov (Amst. 1682), Schröder (Delft 1728) und Vothe (Lpz. 1819 und

Halberst. 1822) herausgegeben und deutsch übersetzt von Swoboda (5 Bde., Wien 1821—30) und Sommer (Dresd. 1843).

Senefelder (Mons), der Erfinder des Steindrucks, geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, kam mit seinem Vater, einem angesehenen Schauspieler, in früher Jugend nach München, ging hier später zum Theater, verließ aber dasselbe schon nach einigen Jahren und wandte sich der Schriftstellerei zu. Endlich faßte er den Plan, eine Druckerei zu errichten, und da ihm das Geld dazu fehlte, so fing er an Versuche zu machen, ob man nicht wohlfeiler als auf die bisherige Weise Schriftliches vervielfältigen könne. So erfand er zunächst die vertiefte, dann die erhöhte Manier des Steindrucks (s. d.); doch Mangel an Geld hinderte ihn, seine Erfindung zu verfolgen. Einige Versuche, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden, gelangten anfänglich. Spätere aber mißlangen aus Mangel an einer zweckmäßigen Presse und brachten die Unternehmer, welche das Geld vorgeschossen hatten, in großen Verlust, die Erfindung aber in Mißcredit. S. ließ sich indessen nicht abhalten, die Vervollkommnung seiner Erfindung und deren Anwendung auf allerlei Gegenstände zu verfolgen, und so gelang es ihm endlich, eine chemische Steindruckerei zu Stande zu bringen. Er zog nun seine beiden Brüder, Theobald und Georg, in sein Geschäft, welchem er in Verbindung mit dem Hofmusikus Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er 1799 vom Kurfürsten von Baiern ein Privilegium auf 15 J. Bald nachher traten Beide mit dem Musikverleger André in Offenbach in Verbindung, der ihnen 2000 Thlr. für die Erfindung zahlte, und ließen sich nun in Offenbach nieder. Man beschloß, in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien zu suchen, und S. reiste deshalb nach London. Er machte einen Bruder André's mit den Handgriffen des Steindrucks bekannt, vereinigte sich jedoch wegen des Privilegiums mit André, trennte sich von ihm und ging 1800 mit seinen Brüdern nach Wien. Hier versprach ihm der kais. Hofagent von Hartl allen Beistand; doch erklärte er zugleich, daß das Privilegium nur auf des Erfinders Namen erhalten werden könne. Dies bewog S.'s Brüder, nach München zurückzukehren, um dort den Steindruck zu betreiben; Hartl aber schloß mit S. einen förmlichen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn. Die Proben auf Papier und Rattun, welche man machte, fanden den ganzen Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commission. Inzwischen war auch Gleißner in Wien angekommen, und Beide fingen nun wieder an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Da aber der Ertrag die Kosten nicht deckte, so überließ S. das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien, setzte seine Hoffnung auf die Rattundruckerei und schloß mit den Gebrüdern Faber, die in St.-Pölten eine Rattundruckerei besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Als er inzwischen erfuhr, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe, kam er 1806 nach dem Wunsche des Hof- und Centralbibliothekars Freiherrn Christoph von Uretin nebst Gleißner nach München, wo er durch dessen Vorschüsse und Empfehlungen bei seiner Thätigkeit die Steindruckerei sehr bald in Aufnahme brachte. Im J. 1809 erhielt er die Aufsicht über die inzwischen unter der Direction Umschneider's für Landkarten bei der königl. Commission des Steuerkatasters eingerichtete Steindruckerei mit einem lebenslänglichen Jahrgelalt für sich und für Gleißner, ferner den Titel eines königl. Inspectors der Lithographie und die Erlaubniß, auch seine eigene Druckerei in Verbindung mit Uretin besorgen zu dürfen. In eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte er nun, den Steindruck durch allerlei Kunstmaterien zu vervollkommen, was ihm auch in hohem Grade gelang. Noch 1826 machte er die Erfindung, farbige Blätter zu drucken (Mosaikdruck), welche den Ölgemälden gleichen, und 1833 gelang es ihm, solche auf Stein aufgetragene Ölgemälde auf Leinwand aufzutragen. Verdient machte er sich auch durch sein „Lehrbuch der Lithographie“ (Münch. 1819). Er starb zu München 26. Febr. 1834.

Senegal, einer der größten Ströme Afrikas, entsteht in der nördlichen Vorterrasse des Kongplateaus aus sehr zahlreichen Quellflüssen, die einen 40 M. in westöstlicher Richtung breiten Bezirk einnehmen. Die bedeutendsten sind der Bafing im Westen und der Koforo im Osten. Der Bafing oder Baleo, d. h. der Schwarze Fluß, hat seine Hauptquelle zwischen 10—12° n. Br. und 7—9° ö. L. in der Gebirgswildniß Fakkonkadu, nur 16 M. westlich vom Ursprung des Tanfisse, eines der Hauptquellflüsse des Niger, und nur 20 M. östlich von der Quelle des Gambia. Der Koforo entspringt etwa unter 12° n. Br. und 12° ö. L. in der Nachbarschaft der Landschaft Manding. Beide durchfließen in nordwestlicher Richtung das Gebirgsland der Mandingo (s. d.). Nahe ihrem Vereinigungspunkte, unter 15° n. Br. und 8½° ö. L., bildet der Strom die großen Wasserfälle von Govina und 7½ M. weiterhin die Feluhlkatarkten. Unterhalb der letztern tritt der S. in das Tiefland Senegambiens und nimmt oberhalb des Fort Bakel seinen größten Nebenfluß, den von Süden aus der Landschaft Bambuk kommenden wasserreichen Fa-

lemer auf. Von Bakel an wird der S. endlich zu einem schönen, klaren und ruhigen Strome, der gegen Nordwesten in einem Sand- und Kiesbett dahinflutet und in der Regenzeit bis zu den Feluhatarakten für größere Schiffe und Dampfer fahrbar ist. Unterhalb Bakel krümmt sich der S. in unzählige Windungen und bildet große, äußerst fruchtbare Inseln, darunter die Elfenbeininsel oder Morfil. Etwa 36 M. oberhalb seiner Mündung (unter $15^{\circ} 55'$ n. Br. und $1^{\circ} 7'$ ö. L.) in den Atlantischen Ocean zertheilt sich der S. in mehrer Arme, die ein weites Delta bilden. Fürchterliche Brandungen und eine in der trockenen Jahreszeit nur 8—9 F. tiefe Barre erschweren ganz ungemein, Monate lang, das Einlaufen in den Strom. Vor der Mündung liegen mehrere Inseln, darunter St.-Louis mit einer Hauptniederlassung der Franzosen. Die periodischen Überschwemmungen machen das anstoßende Tiefland durch den zurückgelassenen Schlamm zu sehr fruchtbaren, aber auch ungesunden Gefilden. Unter Senegal versteht man auch, wenn von Colonialbesitzungen und Handel die Rede ist, das Land Senegambien.

Senegambien, auch Westnigritien, nennt man die Küsten- und Gebirgslandschaften des westlichen Afrika, die sich am Atlantischen Ocean vom Cap Verga bis zur Portendiebai, d. i. von 10° — 18° n. Br. in einer Länge von 120 M., im Innern nordwärts bis zum Rande der Sahara in einer durchschnittlichen Breite von 85 M., ostwärts bis zu den Ebenen des Nigerlandes in einer Länge von 250 M. erstreckt und etwa 18000 QM. umfaßt. Das Land hat seinen Namen von den beiden Hauptströmen Senegal (s. d.) und Gambia (s. d.). Zwischen beiden hat es gar keinen, südwärts bis zum Ruñez nur unbedeutende Küstenflüsse. Diese gehen zum Theil in breite und lange, in den Küstenraum tief einschneidende Meeresarme, welche bisher für große Flußmündungen gehalten wurden, unter sich durch Seitenarme in Verbindung stehen und so eine Art von Küstenarchipel bilden. Das Innere des Landes bildet den westlichen und nördlichen Abfall des Kong-Hochlandes und ist zum Theil noch unbekannt. Der Boden besteht seiner Erhebung nach aus zwei Theilen: dem Küstenlande, das, theils völlig flacher angeschwemmter Boden, theils Hügel land, von Süden nach Norden immer breiter wird und an der Nordgrenze unmittelbar in die Wüste übergeht; und dem Hochland im Innern, das sich von der Ebene aus in Bergketten zu dem Plateau des Konggebirgs erhebt, die nicht über 3000 F. hoch sind und durch welche steile Gebirgspässe führen. In Ober-Senegambien, welches das Land nördlich vom Senegal begreift, wohnen Araber oder sogenannte Mauren, die sich zum Islam bekennen. Sie treiben starken Gummihandel mit den Europäern, besonders mit Franzosen und Engländern. Mittel-Senegambien begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küste an aufwärts und mißt von Norden nach Süden ungefähr 50 M. Es ist von Negern bewohnt, die sich in viele Völkerschaften theilen, von denen die Fellatahs, die Dschaloffen (Jeloffen) und Mandingos die merkwürdigsten sind. Das Klima ist sehr heiß und in den sumpfigen Gegenden ungesund. Der Boden ist im westlichen Theile eben, fast durchgehends sehr fruchtbar und bringt die gewöhnlichen Producte der heißen Zone Afrikas hervor. Nieder-Senegambien umfaßt die Länder an dem Gambia und südwärts bis zum Ruñez. Die Europäer besitzen in S. verschiedene Gebiete, Forts und Handelsposten. So die Franzosen das Gouvernement am Senegal. Dazu gehören die niedrige und sandige Senegalinsel St.-Louis, etwa vier M. von der Mündung des Stroms, die maritime Insel Gorée, die Factorie Albreda am Gambia und einige kleine Inseln im Casamansa. Außerdem machen sie Anspruch auf das Dschaloffenreich Wallo im Delta des Senegal, das sie jedoch nur periodisch mit ihren Colonnen durchziehen und in einiger Abhängigkeit erhalten. Das Areal wird auf 54 QM. angegeben. Die Bevölkerungszahl belief sich 1846 auf 17976 Farbige und nur 282 Weiße, außer der franz. Garnison von 749 Mann und 139 Civilbeamten. Die Farbigen hatten in diesen franz. Besitzungen stets gleiche Rechte mit den Weißen und bekleideten, wie sie, administrative und Municipalstellen, selbst richterliche Posten. Im J. 1852 hat die franz. Regierung eine freie Negercolonie am Senegal gegründet. St.-Louis auf der gleichnamigen Insel ist der Hauptort, Sitz des Gouverneurs und eines Gerichtshofs, ein blühender, noch immer wachsender, aber sehr ungesunder Handelsplatz. Außerdem sind zu nennen: Gorée, auf der gleichnamigen Insel unweit des Grünen Vorgebirgs mit 7000 E., und Albreda, nördlich am Gambia, ein Handelsposten mit 3000 E. Hauptgegenstand des Handels ist Baumwolle. Weniger bedeutend ist das engl. Gouvernement Gambia (s. d.). Auch die Portugiesen besitzen unter dem Namen Portugiesisches Guinea einige zerfallene Forts im südlichen Theile S.s. Vgl. Massene, „Voyage dans l'Afrique occidentale“ (Par. 1846, nebst Atlas); Gray und Dochart, „Travels in Western-Africa“ (Lond. 1828, nebst Karten).

Seneschall oder Seneschall war in Frankreich seit der Zeit der merovingischen Könige der

Titel eines der vornehmsten Hofbeamten, der das Innere des königl. Hauswesens zu besorgen und, wie in England der High Steward, auch richterliche oder pfalzgräfliche Functionen hatte. Im Deutschen Reiche vertrat der Truchseß (s. d.) die Stelle des franz. Seneschalls. Auch die alten Lehnsfürsten, die Herzoge von Normandie, Bretagne, Guienne, Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne, Toulouse u. s. w., hatten ihre Seneschalle, denen ebenfalls richterliche Functionen übertragen waren. Als diese Besitzungen nach und nach an die Krone fielen, blieben doch diese Gerichtsbezirke (Sénéchaussées), die nun durch königl. Beamte, die ebenfalls Seneschalle hießen, verwaltet wurden. Der Seneschall des königl. Hofes hieß Grand Sénéchal. Außerdem führten diesen Titel höhere Magistratspersonen einiger ital. Städte.

Senf (*Sināpis*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Kreuzblümler, besitzt gelbe Blumen und linealische oder längliche Schoten, welche in einen schwertförmigen oder zusammenge-drückt-viereckigen Schnabel enden. Die Klappen der Schoten sind mit 3—5 starken geraden Nerven durchzogen und die Samen kugelig mit rinnig zusammengefalteten Samenlappen. Bei dem schwarzen Senf (*S. nigra*), welcher auf Feldern und an Flußufeln des mittlern und südlichen Europa wild wächst und auch angebaut wird, sind die Schoten der Blütenspindel angedrückt und alle Blätter gestielt, die untern leierförmig, die obern lanzettlich, ganzrandig. Da die seitlichen der drei Nerven der Klappen nur undeutlich und schlängelich sind, so gehört die Pflanze richtiger zur Gattung Kohl. Die 9—16 Linien langen Schoten enthalten 4—6 braune Samen in jedem Fache, welche viel fettes Öl und vorzüglich einen scharfen Stoff, Sulphosinapin, enthalten, der bei der Destillation mit Wasser zum Senföl wird. Wegen ihrer stark reizenden, auf die Absonderung der Schleimmembranen und der Nieren kräftig wirkenden Eigenschaft können die Samen gegen mancherlei Verdauungsbeschwerden und andere atonische Krankheiten des Unterleibs und der Lungen angewendet werden. Meistens aber werden sie zu Mehl gemahlen, mit Wasser oder Essig zu einem Brei gemengt und bilden dann, mit allerlei in den Fabriken geheim gehaltenen Zusätzen versehen, ein bekanntes Reizmittel der Verdauung, unter dem Namen Senf oder Möstrich (Möstricht, Moutarde). In England, Frankreich und Nordamerika spielt der Senf eine größere Rolle als in Deutschland, wo aber ebenfalls Fabriken bestehen, die nur mit seiner Zubereitung beschäftigt sind. In den heißen Gegenden, wie in Südamerika und am Cap der guten Hoffnung, wird an der Stelle des Senfs der Spanische Pfeffer genossen. Der Senf wird ferner in der Form des Senfteigs als ein einen starken und sehr schnellen Hautreiz bewirkendes Mittel bei vielen krankhaften Zuständen äußerlich zur Ableitung aufgelegt. Das Senföl, welches Schwefel enthält und flüchtig ist, hat einen meerrettigartigen Geruch und wirkt äußerst scharf und blasenziehend; mit Weingeist verdünnt wird es häufig äußerlich als starkes hautreizendes Mittel eingerieben. Das fette Öl der Senffamen dagegen wirkt gelind purgirend. Der weiße Senf (*S. alba*) hat leierförmig-fiedertheilige Blätter und abstehende steifhaarige Schoten, deren Klappen mit fünf geraden Nerven durchzogen sind. Die Samen sind gelblich, gelb oder auch bräunlich und minder scharf als die der vorigen Art, mit denen sie sonst in Allem übereinkommen. Sie werden gleichfalls in der Haushaltung mehrfach als scharfes Gewürz benutzt und sind auch vielfach als Heilmittel empfohlen worden. Das ausgepresste fette Öl kommt, wenn es rein ist, dem besten Speiseöle gleich.

Seniorat, s. Majorat.

Senkblei oder Loth nennt man die in Form einer Pyramide oder eines Kegels gestaltete Bleimasse, deren man sich zur Erforschung der Tiefe des Wassers und der Beschaffenheit des Meeresbodens bedient. Zu diesem Zwecke wird das Senkblei an einer Leine, der Lothleine, befestigt, über Bord geworfen und an ihr die Tiefe in Faden abgemessen. Die Kenntniß des Bodens wird dadurch vermittelt, daß man die hohl gegossene Basis des Senkbleis mit Thalg füllt, der nun je nach Beschaffenheit des Meeresbodens entweder Sandkörner verschiedener Farbe oder Muscheln oder Lehm heraufbringt, oder Eindrücke eines felsigen Bodens zeigt. Durch Vergleichung der Tiefen und des Bodens mit den in den Karten angegebenen Daten ist das Senkblei ein vorzügliches Hülfsinstrument der Schifffahrt. Das schwere Loth für große Tiefen wiegt 30—40 Pf., das Mittelloth 15 Pf., das Handloth bis 9 Pf. Massen's Patentloth hat eine Vorrichtung, die es möglich macht, auch bei nicht senkrechtem Falle des Loths die Tiefe zu bestimmen.

Senkenberg (Heinr. Christoph, Freiherr von), deutscher Jurist, geb. zu Frankfurt a. M. 1704; wurde 1735 Professor der Rechte in Göttingen und 1738 Regierungsrath in Gießen. Im J. 1749 ging er als nassau-oranischer Geh. Justizrath nach Frankfurt und 1750 nach Wien, wo er geabelt und Reichshofrath wurde und 1768 starb. Unter seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: „*Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora*“ (6 Bde.,

§ff. 1734—42); „Corpus juris feudalis Germanici“ (Gieß. 1740); „Corpus juris Germanici publici“ (2 Bde., §ff. 1760—65) und die Schrift „De jure primarum precum regum Germaniae“ (§ff. 1789). — Sein Sohn, Renatus Karl, Freiherr von S., geb. zu Wien 1751, studirte zu Tübingen, Göttingen und Straßburg, ging um 1773 nach Rom, wo er unter dem Namen Polydorus Nemäus in die Gesellschaft der Arkadier trat, und wurde nach seiner Rückkehr zum Regierungsrath in Gießen ernannt. Wegen einer während des Baiischen Erbfolgekriegs an Baiern ausgehändigten abschriftlichen Urkunde aus dem Nachlasse seines Vaters wurde er bei seiner Anwesenheit in Wien verhaftet und dann aus den östr. Staaten verwiesen. Im J. 1784 trat er aus dem Staatsdienste und lebte nun den Musen und der Schriftstellerei. Unter Anderm lieferte er die Fortsetzung von Häberlin's „Deutscher Reichsgeschichte“ (Bd. 21—27, §ff. 1798—99). Er starb 1800 und vermachte der Universitätsbibliothek zu Gießen seine aus 15000 Bänden bestehende Bibliothek, ein schönes Haus und 10000 Gldn. — Senkenberg (Joh. Christian), der Bruder von Heintr. Christoph S., geb. zu Frankfurt 1717, lebte als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und hat sich um dieselbe ein bleibendes Verdienst erworben durch die Begründung des nach ihm benannten Stifts, eines Bürgerhospitals mit anatomischem Theater, chemischem Laboratorium, botanischem Garten und einer Bibliothek. Er starb noch vor Vollendung dieses Baus 1772 in Folge eines Falls, den er erlitt, als er auf einem Balken des Neubaus hingehen wollte. Im J. 1817 wurde ihm zu Ehren zu Frankfurt die Senkenberg'sche naturforschende Gesellschaft gestiftet und mit dem Senkenberg'schen Stift vereinigt, die im Besitze eines ausgezeichneten naturhistorischen Museums ist, welches besonders durch Müppell (s. d.) sehr bereichert wurde.

Senkrecht, s. Perpendikel.

Senfwage, s. Aräometer.

Senlis, Stadt in dem franz. Depart. Oise, 6½ M. nordnordöstlich von Paris, von Wäldern umgeben, in anmuthiger Lage an den Flüschen Nonette und Anette, ist der Hauptort eines Arrondissements, zählt 5800 E. und hat eine Kathedrale mit angeblich dem höchsten Thurne Frankreichs, ferner Reste eines Schlosses aus den Zeiten Ludwig's des Heiligen, ein schönes Theater, eine Kattunfabrik in dem Gebäude der ehemaligen Abtei St.-Vincent, verschiedene andere Fabriken und treibt Handel mit Wolle, Leinwand, Getreide, Mehl und Bauholz. S. weist noch Reste röm. Befestigung auf und war unter den Karolingern eine Pfalz, seit dem 5. Jahrh. Bischofssitz, der erst in der Revolution einging. Zu S. wurden acht Concile gehalten. Am 27. Juni 1815 hatten hier die Preußen (der Vortrab Bülow's) ein Gefecht gegen die Franzosen unter Kellermann.

Sennaar, ein dem Pascha von Aegypten unterworfenen Vasallenland im südlichen Nubien, östlich von Kordofan, nördlich vom Land Kassoll und nordwestlich von Abyssinien zwischen dem Weißen und dem Blauen Nil und östlich von diesem bis zum obern Takazze gelegen, ist wie Kordofan dem größten Theile nach eine weite Savannenebene, die im Südosten des Landes in die Vorberge des abyssinischen Hochlandes übergeht. Der Gesamteindruck der Ebene, die sich am Blauen Nil hinauf bis Roserres in Kassoll erstreckt, ist ein ziemlich trauriger. Alles ist entweder weite Savanne, oder Mimosenwald, oder eine Art Büste, mit kümmerlichem Mimosengebüsch bedeckt; das Ganze trägt aus Wassermangel überall den Stempel der Unfruchtbarkeit. Besser sind die höhern Gegenden in den Ausläufern des abyssinischen Gebirgs; hier findet man eigentlichen Wald und fruchtbare Thäler. Die naturhistorische Beschaffenheit des Landes kommt fast ganz mit der von Kordofan (s. d.) überein. Im Pflanzenreiche zeichnen sich die Adansonien aus, die ersten, die man, von Norden kommend, am Nil trifft; ferner Mimosenarten, Tamarinden u. s. w.; im Thierreich der Gedenko, eine Art fliegenden Hundes, verschiedene Affenarten und eine Menge der interessantesten Sumpf- und Wasservögel. Die Berge enthalten Eisen- und Silbererze. Die Bewohner bestehen aus einem Negerstamme, den Schilluks, die früher am Weißen Nil wohnten, im 16. Jahrh. aber nach S. einwanderten und die dafelbst weidenden Beduinenstämme zwangen, sie aufzunehmen und ihnen Tribut von ihren Heerden zu geben, weshalb sie sich nun auch Fungi, d. i. Überwinder, nannten. Sie stifteten das Reich S., welches nach einem dreihundertjährigen Bestande 1820 von dem Pascha von Aegypten, Mehemed-Ali, unterworfen und zu einem Vasallenreich gemacht wurde. Sämmtliche Bewohner, die Schilluks wie die Beduinenaraber, bekennen sich zum Mohammedanismus. Die Hauptstadt Sennaar, die größte Stadt Nubiens, die gegen 10000 E. zählen soll, liegt am Blauen Nil und treibt nicht unbedeutenden Handel.

Senne, **Sende**, **Sendebeld** oder **Sintfeld** heißt die große Sandfläche und Haide, die sich im Westfälischen von Vaderborn durch die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Nietberg bis nach Münster und Dönnabrück erstreckt. Sie ist jetzt zum großen Theile angebaut. Im lippischen Antheil derselben ist das Sennengefüt, wo zahme, zur Zucht taugliche Stuten des gewöhnlichen Landschlags durch auserlesene Hengste von oriental., span., engl. und andern guten Racen bedeckt werden. Man nennt die hier gezogenen Pferde **Senner**. Unter dem Namen **Sintfeld** kommt diese Fläche schon in Karls d. Gr. Sächsenkriegen vor. Im J. 1640 wurden auf der Senne die Schweden von dem kaiserl. General Hassfeld geschlagen.

Sennerei nennt man in den höhern Gebirgsgegenden, namentlich in der Schweiz und Tirol, die Butter- und Käsefabrikation, **Senne** die Viehhorde selbst und **Senn** den Hirten und auch den Betreiber dieser Milchwirtschaft. Da, wo die Butterfabrikation Hauptsache ist, hat jede **Sennhütte** einen von einer Quelle durchrauschten **Milchkeller**. Häufiger aber wird bloß Käse gemacht, für welchen jede **Sennhütte** einen besondern Käsespeicher hat. Man fabricirt die Käse entweder aus frischer Morgenmilch (fetten Käse), oder mit Zusatz der leicht abgerahmten Abendmilch (halbfetten Käse). Sorgfältig bereitete Alpenkäse halten sich auf 80 J. Solcher alter, mit einer von Tannennrinde eingesepten Jahreszahl versehener Käse kommt aber nicht in den Handel, sondern wird an frohen Familientagen von den Sennen selbst verzehrt. Im Winter macht der **Senn** Butter und magern Käse. Auch die Milch der Ziegen wird zur Käsefabrikation benutzt. Eine **Sennerei** besteht gewöhnlich aus 20—50 Kühen, welche zu Anfang des Sommers auf die Alp geschickt werden und dort so lange auf der Weide bleiben, als sie genug Futter finden. Diese Weiden sind entweder Eigenthum oder Pachtgut. Auf jeder Weideabtheilung befindet sich eine aus Steinen und Holz errichtete **Sennhütte** zur Butter- und Käsefabrikation und zum Aufenthalt der Kühe bei ungünstiger Witterung. Der Eigenthümer des Viehes ist entweder selbst **Senn**, oder er hält sich Sennen, die dann zugleich die Butter- und Käsefabrikation zu besorgen haben. (S. Alpenwirthschaften.)

Senneblätter (*Folia Sennae*), ein sehr häufig angewendetes Arzneimittel, sind die Blätter verschiedener strauchartiger Cassienarten. (S. Cassia.) Sie haben einen eigenthümlichen süßlich-widrigen Geruch und einen bitterlichen, ekelhaft-schleimigen Geschmack. Ihr wirksamer Bestandtheil ist ein drastisch-purgirender Extractivstoff, das **Sennabitter** oder **Cathartin**. Sie wirken als sicheres und kräftiges Purgirmittel und werden sehr häufig angewendet, sobald nur nicht entzündliche Anlage, Anschwellung von Hämorrhoidalgefäßen, Schwangerschaft, Gegenwart der Menstruation oder Neigung zu Krämpfen und Kolik ihren Gebrauch verbieten. Hauptsächlich empfehlen sie sich in denjenigen Fällen, wo eine Purgircur von längerer Dauer beabsichtigt wird, da sie nicht, wie Salze und Mineralwässer, die Verdauungsorgane schwächen. Gewöhnlich werden sie in Aufguss verordnet, aber auch in Pulvern und Pillen gegeben und sind das Hauptmittel in den sogenannten **Wienertränken** (*Infusum laxativum Viennense* oder *Sennae compositum*), in der **Senneblatwerge** (*Electuarium lenitivum*) und in dem **Rutalla'schen** oder franz. **Brustpulver** oder **Hustenpulver** (*Pulvis liquiritiae compositus*), welches letztere in kleiner Gabe zur Abstumpfung des Reizes der Schleimhaut der Respirationsorgane, in großer Gabe aber zum Abführen in Anwendung kommt.

Senonen, ein gallisches Volk, s. Gallen.

Sens, eine sehr alte, aber schöne Stadt im franz. Depart. Yonne, an der Yonne und der Eisenbahn von Paris nach Lyon, ist der Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Erzbischofs und hat eine große Kathedrale, 14 andere Kirchen, ein Communal-College, ein großes Priesterseminar, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein schönes Theater an der Esplanade, zwei Hauptthore im Stil von Triumphbogen, mehrere Hospitäler und ansehnliche Gebäude. Die Stadt zählt über 10000 E., unterhält sehr bedeutende Fabriken in Eisen und andern Metallwaaren, in Wollen-, Baumwollenzuzeugen, in Leinwand, sowie Brauereien und zahlreiche Gerbereien. Auch treibt die Bevölkerung lebhaften Handel mit Industrieerzeugnissen, Getreide, Mehl, Wein, Hanf, Wolle, Holz, Bretern u. s. w. Die alten Festungsmauern von S., deren gewaltige Substructionen den Römern zugeschrieben werden, waren in alter Zeit sehr bedeutend und hielten manche Belagerung aus. Die Stadt selbst galt als Hauptort der Grafschaft **Sennonais** in der Champagne, wurde im 3. Jahrh. Sitz eines Bisthums, später eines Erzbistums, dessen Inhaber den Titel eines Vicegrafen von Sens und Primas von Gallien und Germanien führten. Es wurden hier mehrere Concile gehalten, unter andern 1140 das, auf welchem Bernhard von Clairvaux die Lehre des Abälardus verdammt. Von 1163—65 fand hier Papsi

Alexander III. Zuflucht. Am 11. Febr. 1814 wurde die Stadt von den Württembergern unter deren Kronprinz und dem General Alix eingenommen.

Sensal, s. Mäkler.

Sensibilität bezeichnet der Abstammung und der allgemeinsten Fassung nach die Fähigkeit zu empfinden. Wenn nun Empfindung die Aufnahme eines sinnlichen Eindrucks in das Bewußtsein (in die Seele) bedeutet, so setzt auch der Begriff der Sensibilität das Dasein von Organen, welche einen Eindruck empfangen können und welche wir Sinnesorgane nennen, von solchen, welche ihn bis zum Bewußtsein oder zur Seele fortleiten, also von Nerven und von einer Seele selbst voraus. Müssen wir auch den Pflanzen Reaction nach Einwirkung von Reizen, also Reizbarkeit zugestehen, so fehlen ihnen doch die drei angeführten Erfordernisse der Sensibilität gänzlich, und dieser Mangel bestimmt ihre Unterordnung unter das Thierreich. Als direct der Sensibilität dienstbar oder ausschließend Sensibilität besitzend kann nur die Classe der Empfindungsnerven betrachtet werden, während die Bewegungsnerven meist ihre Function als eine Folge der durch jene erzeugten Empfindungen ausüben, dadurch aber das Dasein der Sensibilität, welche ohne sie nur ein subjectives Gefühl sein würde, wie es z. B. in manchen Fällen von Starrkrampf oder Scheintod sich denken läßt, zur objectiven Anschauung bringen. Ohne Mitwirkung des Willens geschieht dies weniger bemerkbar durch die Sympathie und die Reflexbewegungen. Die alleinige und deshalb mysteriös erscheinende Beziehung der Sensibilität zum Nervensystem hat jedoch der Auffassung ihrer Stellung zu andern Kräften vielfache Schwierigkeiten bereitet, indem die frühern Physiologen ihr bald einen zu hohen, bald zu niedrigen Rang unter den Lebensverrichtungen anwiesen, was theils die einseitige Richtung im Anschließen an herrschende philosophische Systeme, theils der Mangel an physiologischen Kenntnissen und an Schärfe in Scheidung der Begriffe von Nervenkraft, Reizbarkeit und Sensibilität verschuldete. So fand Boerhaave in ihr nur das Princip der stets sich erneuernden Herzthätigkeit, Fr. Hoffmann das des fortdauernden Lebens, während Haller ihr eine mehr feinen Begriffen von der ihr gegenüberstehenden Irritabilität angepasste Bedeutung unterlegte, Brown sie als eine nur Erregungen vermittelnde Thätigkeit und Schaffer, de Haen, Platner u. A. sie wieder als Ursache aller von der Reizbarkeit nicht bedingten Verrichtungen des Organismus betrachteten. Gegenwärtig steht sie als eine dem Nervensystem inwohnende Kraft in der Reihe der übrigen Kräfte, mit denen sie in mannichfaltige Verbindungen und Wechselwirkungen tritt, und vermittelt durch ihre Thätigkeit den Zusammenhang des Bewußtseins (der Seele) mit der Außenwelt. Störungen ihrer eigenen Verrichtungen durch Exaltation, Depression oder Alteration werden theils sympathisch durch Störungen in andern Functionen und dadurch bewirkte Nervenaffection, theils idiopathisch durch Erkrankung der Nerven selbst hervorgerufen und stellen dann entweder die sogenannten nervösen Symptome oder die Nervenkrankheiten selbst dar.

Sensitiv und **Sensitivität** ist eigentlich gleichbedeutend mit sensibel und Sensibilität (s. d.), wird aber in der Physiologie bisweilen auch nur von der Sensibilität der Sinnesnerven und im gewöhnlichen Leben nicht selten zur Bezeichnung gesteigerter Sensibilität gebraucht.

Sensitive oder **Sinnpflanze**, s. Mimose.

Sensualismus. In der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes liegt Zweierlei, was nicht nothwendig miteinander zusammenhängt. Es bezeichnet nämlich theils die Annahme, daß alle unsere Vorstellungen und Erkenntnisse ursprünglich auf sinnlicher Wahrnehmung, also auf den Affectionen der Sinne beruhen, nach dem Sage: *Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu*; theils die Behauptung, daß alle wahre Erkenntniß lediglich auf Das beschränkt sei, was Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung ist oder werden kann. Der Sensualismus in der ersten Bedeutung ist eine psychologische Lehrmeinung, welche, obwol dies oft geschehen ist, die Möglichkeit nicht ausschließt, daß aus dem ersten, gleichsam noch rohen Material des geistigen Lebens, wie es sich in den sinnlichen Empfindungen darbietet, sich höhere Gebilde entwickeln, die mit jenem ersten Material wenig oder nichts gemein haben und daher in der Regel als ein Beleg für angeborene metaphysische, ästhetische oder moralische Begriffe angeführt worden sind. Der Sensualismus in der zweiten Bedeutung ist eine Behauptung, die sich auf den Gehalt und die Grenzen des menschlichen Wissens bezieht und Alles für Täuschung erklärt, was den Empirismus der äußern und innern Erfahrung überschreitet. Beide Bedeutungen des Wortes Sensualismus wurden in der Regel miteinander vermischt, und darüber sind viele Irrungen und Anschuldigungen entstanden. Der Sensualismus, der die Grenzen des Wissens auf den Empirismus beschränkt, muß nämlich alle höhern speculativen, religiösen und sittlichen In-

teressen gefährden, wie er sie denn auch da, wo er in den Materialismus ausartete, vielfach gefährdet hat. Falsch ist es aber gleichwol, wenn man eine naturphilosophische Ansicht, wie z. B. den Atomismus, für Sensualismus erklärt; denn kein Atomist würde zugeben, daß die Atome Objecte der sinnlichen Wahrnehmung seien. In ethischer Beziehung nennt man Sensualismus die Behauptung, es gebe keinen andern Maßstab für das Gute und Böse als den sinnlichen Genuß, die sinnliche Lust und Unlust, gleichviel ob die augenblickliche, als die Summe derselben im Zusammenhange des Lebens. Diesem Sensualismus huldigten Aristipp, Epikur und seine Schule, Hobbes und die franz. Philosophie des 18. Jahrh. Der Sensualismus als Erkenntnistheorie wird, abgesehen von jeder philosophischen Speculation, durch das Dasein solcher Wissenschaften, wie die Mathematik ist, widerlegt. Den Sensualismus als psychologische Ansicht würde man bald aufhören aus andern als theoretischen Gründen anzufechten, wenn man sich erinnerte, daß die Nachweisung des Ursprungs eines Begriffs nichts entscheidet über seine Gültigkeit und seinen Werth. In Frankreich wurde der Sensualismus namentlich durch Royer-Collard gestürzt.

Sententiarier, s. Lombardus (Petrus).

Sentimentalität. Zwischen der Empfindsamkeit (s. Empfindung), welche auch oft Sentimentalität genannt wird, und der Empfindelei steht noch der Zustand eines Übergewichts der Empfindung über das thätige Streben, und dieses Übergewicht der innern Reizbarkeit kann füglich Sentimentalität genannt werden. Die Sentimentalität erscheint besonders als Neigung zu den sanftern Gefühlen, z. B. der Sehnsucht und der Rührung. Die falsche Sentimentalität, welcher man vorzugsweise, besonders in Hinsicht der Darstellung durch Sprache und Literatur, diesen Namen gibt, unterscheidet sich von der natürlichen Empfindsamkeit dadurch, daß man sein Gefühl hegt und pflegt. Als Gegensatz des Naiven (s. Naivetät) haben Schiller und Goethe das Wort sentimental zur Bezeichnung einer durch das Übergewicht des Subjectiven über das Objective charakterisirten Form der poetischen Darstellung benutzt.

Separation (lat.), d. i. Trennung, Scheidung, z. B. einer Ehe, pflegt man unter Andern auch die Theilung der Gemeinheiten (Gemeindegüter) zu nennen. (S. Gemeinde.) — **Separationsrecht** heißt das Recht gewisser Gläubiger, bei einem Concurse voraus befriedigt zu werden und das ihnen Zugehörige sofort von der Masse wegzunehmen. Sie brauchen also nicht die Liquidation der übrigen und das Erkenntniß abzuwarten, sich keine Abzüge gefallen zu lassen und zu den Concurstkosten nichts beizutragen. Dieses Recht steht vorzüglich Denjenigen zu, welche ein Eigenthumsrecht an einem Gegenstande geltend machen können (Vindicanten), auch der Ehefrau in Ansehung der in Natur vorhandenen eingebrachten Stücke, den Gläubigern einer dem Gemeinschuldner zugefallenen Erbschaft, auch Denjenigen, welche mit der Concursmasse selbst Verträge geschlossen haben. (Massenegläubiger), sowie Denen, welche fortlaufende Realabgaben zu fordern haben.

Separatisten heißen solche Glieder der christlichen Kirchen, die sich wegen abweichender Meinungen von Cultus und Disciplin der Kirche, auf deren Gebiet sie leben, absondern und mehr oder weniger eine eigene Religionsübung unter sich veranstalten. Der Separatismus der neuern Zeit war eine Folge des neuerwachten religiösen Lebens, das die Ansprüche der Einzelnen an ihre Kirchen steigerte und viele Unbefriedigte bewog, ohne förmliche Trennung in abgesonderten Conventikeln oder Privatandachtsversammlungen Erbauung zu suchen. Namentlich machten sich unter den Protestanten in Preußen, Württemberg, Sachsen, der Schweiz dergleichen separatistische Bestrebungen bemerkbar. Eine vollständige Lossagung von der alten Kirche in Lehre und Cultus, mit der Absicht, ein neues Religions- und Kirchenwesen zu gründen, wird gewöhnlich nicht als Separatismus, sondern als Sektensiftung (s. Sekten) bezeichnet.

Sepia oder **Kuttelfisch** (Sopha), eine Gattung der Weichthiere aus der zu den Kopffüßern gehörenden Familie der Tintenfische. Der Körper ist sackförmig, elliptisch, die Seiten entlang und hinten herum mit einem schmalen Hautsaume eingesaßt, weich, nur durch eine innere Kalkplatte des Rückens (Rückenschulpe) gestützt. Der Kopf hat zwei große Augen, zwei einem Papageienschnabel ähnliche Kiefern und acht Fangarme, welche mit gezähnelten Hornringen versehene Saugnäpfe tragen. Die gemeine oder gebräuchliche Sepia oder Tintenfisch (S. officinalis), welche in allen europ. Meeren lebt, wird etwa 1 1/2 F. groß und ist obenher auf röthlichem Grunde mit weißlichen Linien durchzogen, unten mehr weißlich und roth punktiert; die zwei längern Fangarme sind dem Körper gleichlang. Die Eier, welche in großer Zahl traubenförmig zusammenhängen und oft an den Strand geworfen werden, sind unter dem Namen Seetrauben

bekannt. Der Tintenbeutel enthält einen braunen Saft, welcher, ausgespitzt, das Wasser verdunkelt und dadurch dem verfolgten Thiere das Entkommen erleichtert und die unter dem Namen *Sepia* bekannte braune Malerfarbe liefert, die aber nur an wenigen Orten Italiens echt bereitet, sonst meistens auf künstliche Weise nachgeahmt wird. Die kalkige Rückenschulpe (*Os Sepiae*) wurde sonst als Arzneimittel angewendet, wird aber jetzt nur noch für technische Zwecke, zum Poliren, sowie als Bestandtheil mancher Zahnpulver benutzt. Das Fleisch ist saftlos, zähe, riecht einigermaßen moschusartig und wird nur von der ärmern Volksklasse gegessen.

Sepiazeichnungen sind eine Erfindung des Professors Seydelmann, der zuerst während seines Aufenthalts in Italien um 1780 auf den Gedanken kam, sich des braunen Safts der *Sepia* (s. d.), den er mit Bister mischte, zu seinen Zeichnungen zu bedienen, die ihm sehr bald einen ausgezeichneten Ruf erwarben. Die großen Vorzüge einer warmen braunen Schattirungsfarbe vor dem kalten schwarzen chines. Tusch waren von jeher anerkannt gewesen; man hatte sich bisher der braunen Erde und des Bisters bedient. Die *Sepia* hat jedoch den Vorzug größerer Zartheit und Feinheit. Später benutzte man die Sepiazeichnung auch zu Landschaften, und es hat namentlich Kasp. Dav. Friedrich herrliche Sepiazeichnungen geliefert.

Sepp (Joh. Nepomuk), kath. Theolog und Geschichtschreiber, geb. 1816 zu Tölz im bair. Hochlande, widmete sich zu München philosophischen und theologischen Studien und begann im Alter von 25 J. sein gegen Strauß gerichtetes „Leben Jesu“ (7 Bde., Regensb. 1842—46). In diesem Werke, welches viel Neues und Eigenthümliches bietet, bekundet sich S. als Schüler von Schelling und Görres. Die wissenschaftliche Verfolgung des Gegenstandes veranlaßte ihn 1845—46 zu einer Reise nach Syrien, Palästina und Aegypten. Nach der Rückkehr erhielt er die Professur der Geschichte an der münchener Universität, wurde aber in der Krisis von 1847 mit sieben seiner Collegen entsezt und wegen der Anhänglichkeit seines zahlreichen Auditoriums selbst aus der Hauptstadt verwiesen. Nach der Märzrevolution 1848 aber von Paris zurückgekehrt, ward er in die frankfurter Nationalversammlung, 1849 aber in die bair. Kammer gewählt, wo er sich als Conservativer bekundete. Im J. 1850 erfolgte S.'s Reactivirung als Professor an der Universität. Außer einigen kleinern Schriften und mehreren Abhandlungen, von denen die über die rechte Lage des Heiligen Grabes zu Jerusalem, in den „Historisch-politischen Blättern“, vom Papste mit dem Ritterorden des Heiligen Grabes belohnt wurde, ist noch als ein Hauptwerk „Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum“ (3 Bde., Regensb. 1853) zu nennen, welches sich gewissermaßen an Schelling's „Mythologie und Offenbarung“ anschließt oder eine streng kirchliche Parallele dazu bietet. Auch schrieb S. über „Jos. von Görres“ (2. Aufl., Regensb. 1848).

September, der neunte Monat des Jahres, der Herbstmond oder Herbstmonat, war als Septembris nach der ältern röm. Zeitrechnung ursprünglich der siebente Monat des Jahres und hat daher (von septem) den Namen. Er hat 30 Tage, und mit der Tag- und Nachtgleiche beginnt in ihm die Jahreszeit des Herbstes. In den September fällt der Beginn der Obst- und Wein-ernte, der Gewinnung von Grummet und Wurzeln, der Winterfaatbestellung und der Aufgang der Jagd.

Septennalität, d. i. Siebenjährigkeit, nennt man ursprünglich die siebenjährige Dauer des brit. Unterhauses rücksichtlich seiner Zusammensetzung, dann auch zuweilen die Frage über die kürzere oder längere Dauer repräsentativer Versammlungen überhaupt. In früherer Zeit hing in England die Erneuerung des Unterhauses durch Wahlen von dem Gutdünken der Könige ab. Nachdem aber Karl I. von 1629—40 ganz ohne Parlament regiert hatte, brachte das Parlament eine Acte, die Triennialbill, zu Stande, nach welcher der König gehalten war, alle drei Jahre ein neues Parlament zu versammeln. Karl I. bestätigte die Acte 16. Febr. 1641. Dieselbe kam aber nicht zur Anwendung, weil das Parlament 3. Mai eine Bill erzwang, in welcher sich der König des Rechts begab, die Sitzung aus eigener Machtvollkommenheit aufzuheben. Dieses sogenannte Lange Parlament saß nun die ganze Revolution hindurch, bis es Cromwell 8. Mai 1653 auseinanderprengte. Nach des Protector's Tode wurde es durch die Generale wieder eingesetzt und führte 1660 die Restauration der Stuarts durch. Erst 8. Mai 1661 versammelte Karl II. ein neues Parlament, das vermöge der Triennialbill Karl's I. mit der Sitzung von 1664 hätte auseinandergehen sollen. Nach Karl's II. Wunsch wurde aber die Bill im März 1664 aufgehoben und das Parlament blieb jetzt 18 J. bis zum Jan. 1679 ohne Erneuerung. Mit der Revolution von 1690 suchte man auch dieser Willkür des Hof's Schranken zu setzen. Man brachte 1694 eine neue Triennialbill durch, die Wilhelm III. bestätigte. Dieselbe blieb aber nur bis 1716 in Kraft, wo Georg I. eine wesentliche Veränderung veranlaßte. Das da-

malige, von den Whigs beherrschte Unterhaus zeigte sich dem Interesse der neuen Dynastie so günstig, hingegen den Jakobitischen Tendenzen so abgeneigt, daß der Minister Rob. Walpole, um die Krone zu befestigen und seine Regierungsgewalt zu stärken, auf die siebenjährige Dauer der Parlamente antrug. Nach heftigen Debatten siegte auch endlich die Hofpartei und Georg I. bestätigte 7. Juli 1716 die noch gegenwärtig in Kraft stehende Septennalitätsbill. Weil die Krone auch das Recht behielt, das Parlament nach Gutdünken aufzulösen, außerdem jeder Thronwechsel die Auflösung mit sich führt, so hat jedoch nur selten ein Parlament seine höchste gesetzliche Dauer erlebt. Die Septennalitätsbill in der Verbindung mit dem Auflösungsrechte wurde oft als ein Hülfsmittel für den ministeriellen Despotismus angefeindet. Schon Bolingbroke erhob sich 1734 im Parlamente gegen die Bill; 1783 sprach Fox sehr heftig, aber vergeblich dagegen. Seit Einführung der Reformbill ist es eine Hauptbestrebung der Radikalen und Chartisten, statt der Septennalität die jährliche Erneuerung der Parlamente einzuführen.

Septett heißt in der Musik ein siebenstimmiges Tonstück, sowol für Instrumente wie für Singstimmen. Letztere kommen vornehmlich in großen Opern vor.

Septimanien hieß, besonders unter der Herrschaft der Westgothen, der Theil ihres Reichs in Gallien, den sie durch Wallia 419 n. Chr. den Römern, unter denen er namentlich die Provincia Narbonensis I. (s. Gallien) bildete, abgenommen hatten. Er begriff das Land zwischen den Pyrenäen und den südlichen Cevennen, der Garonne und der Rhône, also den größten Theil des spätern Languedoc mit Roussillon in sich und hatte seinen Namen von der Ansiedelung der siebenten röm. Legion (Septimani) in Beterrä (jetzt Béziers), das daher als röm. Colonie Beterrae Septimanorum hieß. Unter Chlodwig dem Franken wurde der westliche Theil mit der Hauptstadt Tolosa (jetzt Toulouse) den Gothen 511 entzissen, der östliche mit Narbo und Carcasso blieb ihnen bis zum Untergang ihres Reichs, wo er um 720 in die Hände der Araber kam, denen er durch die Franken unter Karl Martell und Pipin dem Kleinen 758 und 759 genommen wurde.

Septime, der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone aus, ein dissonirendes Intervall, kommt in der praktischen Musik in drei verschiedenen Größen vor, als kleine, große und verminderte Septime. Die kleine Septime, welche auch Haupt- oder wesentliche Septime heißt, besteht aus vier ganzen und zwei halben Tönen, als g-f, a-g, b-a u. s. w. Die große Septime oder der sogenannte Leitton (s. d.) wird aus fünf ganzen und einem großen halben Ton gebildet, als c-h, d-cis, g-lis u. s. w. Die verminderte Septime, welche übrigens nur in der Molltonart vorkommen kann, besteht aus drei ganzen und drei großen halben Tönen, als gis-f, h-as, cis-b u. s. w. Die Septime ist unbestritten das wichtigste Intervall in der musikalischen Harmonie, der Wendepunkt der Accorde und wieder das einzige Mittel, durch welches diese sich zu einer unzertrennlichen Kette von harmonischen Zusammenklängen vereinen lassen.

Septuagesima heißt in der Kirche, wenn man eine runde Zahl annimmt, der 70. Tag vor Ostern, eigentlich der dritte Sonntag vor dem ersten Sonntage in der Fastenzeit oder der neunte Sonntag vor Ostern, mit dem man die sogenannte gebundene oder geschlossene Zeit beginnen ließ, d. h. diejenige Zeit, während welcher der Genuß weltlicher Freuden verboten war. Sie umfaßte in der ältern Kirche die Zeit vom Advent bis zum Feste der Heiligen drei Könige, die gewöhnliche Fastenzeit, endlich die Zeit vom Sonntage Rogate bis zum Trinitätsfeste, seit dem Tridenter Concil aber nur die Zeit des Advents und der Fasten. Mit dem Sonntage Septuagesima begannen viele Kirchen die Quadragesimalzeit, weil sie diese wegen der Fastendispositionen einige Wochen früher beginnen mußten, um die Zahl der 40tägigen Fasten zu erreichen. In andern Kirchen ließ man jene Zeit, je nach der Beschränkung der Fastendispositionen, entweder in die 60 oder 50 Tage vor Ostern fallen, und hiernach entstand für die betreffende Fastenzeit der Name Sexagesima oder Quinquagesima. (S. Fasten.)

Septuaginta oder die Siebzlg (LXX) nennt man die griech. Übersetzung des Alten Testaments. Nach der Nachricht des Josephus soll der König von Agypten, Ptolemäus Philadelphus, von seinem Bibliothekar Demetrius Philaretos veranlaßt worden sein, den Juden Aristas nach Jerusalem zu schicken und sich vom Hohen Priester einen hebr. Codex und zur Übersetzung desselben 72 Schriftgelehrte (die sogenannten Siebzlg Dolmetscher) zu erbitten, die dann dem Demetrius die Übersetzung dictirt, nach Andern aber dieselbe auf der Insel Pharos gearbeitet hätten, doch so, daß jeder Betheiligte für sich eine Übersetzung angefertigt und jede mit der andern wörtlich übereingestimmt habe. Nach Alexandria heißt ihr Werk auch die alexandrinische Übersetzung. Wahrscheinlich verdanken wir sie den unter den Griechen lebenden Juden (s. Hellenisten), die, zum Theil des Hebräischen nicht mehr kundig, von gelehrten Glau-

benutzten, welche beider Sprachen mächtig waren, eine solche Übersetzung ihrer heiligen Bücher zum Gebrauch in den Synagogen um 285 v. Chr. abfassen ließen. Doch möchte dies zuerst nur mit den Büchern Moses geschehen sein, denn von den übrigen Büchern des Alten Testaments ist nur so viel erweislich, daß man sie im 2. Jahrh. v. Chr. in griech. Sprache hatte. Am gelungensten sind die Übersetzungen vom Pentateuch, vom Buche Hiob und den Sprüchen Salomo's, weniger gut die von den Psalmen, dem Jesaias und den Kleinen Propheten, am wenigsten gut ist das Buch Daniel übertragen. Die Übersetzung erlangte sehr bald ein großes Ansehen, und nach ihr wurden noch andere Übersetzungen angefertigt, deren Abfassungszeit meist in das 2. Jahrh. n. Chr. fällt und von denen wir meist nur noch Fragmente übrig haben. Am berühmtesten sind geworden: 1) die Übersetzung von Aquila; 2) von Theodotion aus Ephesus, einem Anhänger Marcion's und später Ebionit; 3) von Symmachus. Die Fehler, die in die Übersetzungen und Abschriften von denselben gekommen waren, veranlaßten den Origenes, den griech. Text der Septuaginta kritisch zu verbessern. Sein Werk heißt die Hexapla, von der wir nur noch Fragmente haben. Außerdem verfaßte er auch eine Tetrapla, welche den Text der LXX, des Aquila, Theodotion und Symmachus enthält und nur noch in einer nach beiden Werken verfaßten syr. Übersetzung vorhanden ist. Später haben sich Lucian, Hesychius, Basilus u. A. wiederholt mit der Verbesserung der LXX beschäftigt. Auch unsere jetzigen Ausgaben der LXX bedürfen noch mannichfacher Berichtigungen. Die wichtigsten Handschriften, die wir von ihr besitzen, sind der Codex Vaticanus und Codex Alexandrinus; beide weichen aber vielfach voneinander ab. Vgl. Frankel, „Historisch-kritische Studien zu der Septuaginta“ (Lpz. 1841).

Sepúlveda (Juan Ginez), ein ausgezeichnete span. Geschichtschreiber und Humanist, wurde zu Pozo Blanco bei Cordoba um 1490 geboren. Er machte seine ersten Studien zu Cordoba, Alcalá de Henarez und vorzüglich in dem span. Collegium zu Bologna, wo er sich mit allem Fleiße der classischen Literatur widmete. Später lebte er einige Zeit zu Rom in dem literarischen Kreise des Fürsten Carpi und war seiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntnisse wegen dort sehr geachtet. Im J. 1556 wurde er Karl V. bei dessen Aufenthalte in Italien bekannt und erhielt von diesem die Anstellung als dessen Reichshistoriograph, was ihm die erwünschte Gelegenheit gab, in sein Vaterland zurückzukehren. Dort verlebte er den Rest seines langen Lebens, sich ganz seinem Berufe und den humanistischen Studien widmend. Nach der Abdankung des Kaisers zog er sich nach Valladolid und dann in seine Heimat zurück. Er verfaßte alle seine Werke in lat. Sprache, unter welchen die polemischen Streitschriften gegen den Vertheidiger der Indianer, Las Casas, wol zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, aber bei der philanthropischen Nachwelt ihm eben nicht zur Empfehlung gereichten. Von seinen historischen Schriften (wie z. B. „De robis Hispanorum gestis ad novum orbem Mexicumque libri VII“; „De rebus gestis Philippi II. libri III“; „De vita et rebus gestis Aegidii Albornotii libri III“ u. s. w.) ist das Hauptwerk seines Lebens lange nur handschriftlich aufbewahrt und fast in Vergessenheit geblieben, nämlich seine „Historiae Caroli V. imperatoris libri XXX“, die erst 1775 wieder entdeckt und auf Befehl der Regierung von der königl. Akademie der Geschichte zu Madrid nebst seinen übrigen Schriften und seiner Biographie herausgegeben worden ist (4 Bde., 1780). Früher waren erschienen „Opera varia“ (Par. 1541) und „Opera omnia“ (Köln 1602). Diese Geschichte des großen Kaisers ist zwar allerdings mehr ein Panegyricus und hauptsächlich nur dessen Kriegsthaten und äußere Politik schildernd; doch kann man dem Verfasser Forschungsgeist und Streben nach Wahrheit nicht absprechen. Er gibt selbst Beweise, daß er es an den sorgfältigsten Erkundigungen nicht fehlen ließ und sogar vom Kaiser selbst sich Aufschlüsse erbeten und erhalten hatte. Uebrigens ist dieses Werk, wie alle seine Schriften, in einem sichtbar den alten Classikern und besonders dem Livius nachgebildeten eleganten Stile geschrieben. Unter seinen Briefen (besonders herausgegeben zu Paris 1581) sind mehrere sehr interessant. S. starb 23. Nov. 1574. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein anderer gleichnamiger und gleichzeitiger Chronolog in Versen, Lorenzo de S., der, als in der Mitte des 16. Jahrh. die Romanzendichtung auch unter den höhern Ständen beliebt wurde, nach dem Muster der Volksromane eine bedeutende Anzahl selbst verfertigte, deren Stoffe er den alten Chroniken, besonders der bekannten Alfonsinischen, entnahm und in eigenen Sammlungen herausgab. Die eine davon trägt den Titel „Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la Crónica de España“ (Antw. 1551 und öfter); die andere, obwohl S. auf dem Titel einiger Ausgaben davon als Herausgeber genannt wird, rührt nicht eigentlich von ihm selbst mehr her und enthält nur eine Auswahl aus seiner Sammlung.

Sequäner, ein Volk in dem Theile des Transalpinischen Gallien, den Cäsar als celtisches Gallien bezeichnet. (S. Gallien.)

Sequenz heißt eine sehr wichtige und folgenreiche, aus den Modulationen des Halleluja beim Gradualeresponsorium (s. Graduale) im 9. Jahrh. hervorgegangene Gattung von Kirchengesängen. Nach Einführung eines geregeltern, von Instrumentalmusik begleiteten Kirchengesangs war (im Abendlande etwa seit dem 4. Jahrh.) das Volk allmählig nur auf die uralte refrainartige Wiederholung gewisser liturgischer Rufe, besonders des Kyrie eleison und des Halleluja, beschränkt worden. Aber schon frühzeitig nahm der das Volk noch weiter zurückdrängende Gebrauch überhand, diese beiden Rufe durch Dehnung der Silben, besonders der Endsilbe zu erweitern, was man Neumia oder Pneumia, d. h. wortlosen Erguß frommen Jubels, nannte. Zuletzt ward die auf der Endsilbe „ja“ bei dem Halleluja des Graduale ruhende Modulation, die man, eben weil sie auf das Halleluja als dessen unmittelbare Fortsetzung folgte (sequebatur), sequentia benannte, so ausgedehnt und verkünstelt, daß es selbst geschulten Sängern schwer fiel, die Melodien im Gedächtnisse festzuhalten. Deshalb gerieth der berühmte Notker (s. d.) Balbulus, veranlaßt durch einige rohe Versuche in einem Antiphonar, welches ein vor den Normannen 841 aus Sumieges geflüchteter Priester mit nach St.-Gallen gebracht hatte, auf den Gedanken, jenen Modulationen Texte unterzulegen, eine Neuerung, welche auch von andern Mönchen in St.-Gallen, Ratpert, Luotilo und ihren Schülern, sofort eifrig aufgegriffen und gefördert, und noch vor dem Ablaufe des Jahrhunderts selbst vom Papste bestätigt wurde. Notker hielt dabei die strenge Regel des Gregorianischen Gesangs fest, daß auf eine Note nie mehr noch weniger als eine Silbe kommen durfte; und mithin waren die Texte der Sequenzen (im Gegensatz zu den Hymnen) durchaus abhängig von der Musik, wurden also nur durch die Melodie bestimmt, zunächst noch ohne alle Rücksicht auf Versmaß und Reim. Wegen dieser anfänglich durchaus prosaischen Form hießen sie auch schlechthin Prosen und als eingeschobene Texte wurden sie auch Tropen genannt. Gleichwol waren auch schon die frühesten Sequenzen nicht form- und geflos, da für ihre Melodie (und dadurch mittelbar auf den Text wirkend) folgende Regeln galten: 1) Sie gehörten zu den Messgesängen des Gesamtchors, als Stellvertreter des Volkes, und waren in der volksmäßigen Gregorianischen Gesangsweise abgefaßt; 2) sie bestanden immer aus mehreren Chorälen oder melodischen Sätzen von oft sehr ungleicher Ausdehnung; 3) ward meist jeder dieser melodischen Sätze unmittelbar wiederholt; 4) wurden außer dieser unmittelbaren regelmäßigen Wiederholung die melodischen Sätze entweder alsbald oder nach andern zwischengeschobenen Sätzen nochmals wieder aufgenommen; 5) hatten alle melodischen Sätze entweder ganz gleiche oder doch sehr ähnliche Schluscadenzen. In dieser Abhängigkeit von der Musik und Melodie begegneten die auch schon wegen ihres Ursprungs aus dem Responsoriengesange auf volksmäßigem Boden stehenden Sequenzen einer Gattung des ursprünglichen deutschen Volksesangs, den Leichen (s. d.), und eine gegenseitige Einwirkung konnte nicht lange ausbleiben. Ferner entsprangen auch aus andern Theilen der Liturgie ähnliche Prosen und Tropen, namentlich aus dem Kyrie, welche letztere Letztere genannt wurden und weniger zu kirchlichem als zu anderweitem gottesdienstlichen Gebrauche dienten, bei Kriegs-, Wallfahrts-, Geißlerzügen. Und auch die Sequenzen selbst blieben nach Form wie Stoff dem Volksesange verwandt. Sie wurden vorzugsweise von Mönchen gedichtet, namentlich in dem seit ältester Zeit um die Pflege der Muttersprache und des deutschen Gesangs verdienten Kloster St.-Gallen, erhielten sich auch am längsten im Gottesdienste der Klöster, schlossen sich am liebsten an die Heiligenverehrung und an Legenden und gingen auch in die deutsche Sprache über, wodurch dem Volke wieder ein größerer thätiger Antheil am kirchlichen Gottesdienste eröffnet ward. Außer Deutschland aber wurden sie fast nur gepflegt in Frankreich und England, den beiden Ländern, wo nächst Deutschland der Volksesang zumeist blühte. Als sie allmählig metrische Gestalt und Reim annahmen, erfuhr auch ihre äußere Form die Einwirkung des Volksesangs, wie sie umgekehrt vielleicht noch stärker auf diesen zurückwirkten. Aber gerade aus diesen Gründen wurden sie der röm. Kirche mißfällig, und schon die Synode zu Köln 1536 erklärte sich für ihre Abschaffung. Endlich, als in Folge des tridentinischen Decrets unter Pius V. 1568 eine neue Ausgabe des Breviars veranstaltet wurde, traf hauptsächlich die Sequenzen das Verdammungsurtheil; denn von mehr als viertelshundert, welche nachweislich einst vorhanden waren, wurden nur vier beibehalten: „Veni sancte spiritus“ (gedichtet von König Robert von Frankreich, gest. 1031); „Lauda Sion salvatorem“ (gedichtet von dem Dominicaner Thomas von Aquino, gest. 1274); „Stabat mater dolorosa“ (gedichtet von dem Franciscaner Jacobus de Benedictis oder Jacopone,

gest. 1306); „Victimae paschali“ (von einem Unbekannten vielleicht schon im 11. Jahrh. gedichtet), nebst dem nicht aus dem Responsoriengesange hervorgegangenen, also nur halb und halb dazu gehörigen Tractus „Dies irae“ (gedichtet von dem Franciscaner Thomas von Celano um 1250). Ja selbst diese fünf Gesänge werden gegenwärtig fast nur noch in Klosterkirchen und auch dort nicht mehr in der alten einfachen Gesangsweise gehört. Mehrere Sequenzen sind in Umdichtungen und Ueberarbeitungen (wie z. B. Luther's „Gelobet seist du, Jesu Christ“, nach Rottler) in die protest. Gesangbücher übergegangen. Vgl. Wolf, „Über die Laus/Sequenzen und Leiche“ (Heidelb. 1841).

Sequestration nennt man die Jemandem anvertraute Aufbewahrung oder Verwaltung eines im Streite befangenen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streite dem Ob-siegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt Sequestration und der Aufbewahrende Sequester. Der gewöhnlichste Fall der Sequestration ist der, daß eine Sache unter gerichtliche Verwaltung genommen wird, um die Einkünfte für Gläubiger zu beziehen oder unerlaubte Verfügungen zu hindern. Die Sequestration kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auch durch die Gerichte von Amtes wegen verfügt werden. Ein Gericht darf aber nur dann eine Sequestration anordnen, wenn während des Processes für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand, auch auf den Fall des Siegs, gar nicht oder unerseßlich beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefordert werden.

Serail, türk. Serai, d. i. ein großes Gebäude, ein Palast, heißt vorzugsweise die Residenz des Sultans in Konstantinopel. Es liegt auf einer Landspitze zwischen dem Marmarameer, dem Bosporus und dem Hafen von Konstantinopel. Seine Mauern haben einen Umfang von mehr als vier Stunden und umschließen eine Menge Moscheen, Gärten und große Gebäude, in denen an 20000 Menschen wohnen können. Indessen beträgt die Anzahl Derer, die im Serail wohnen, mit Einschluß der Garden und der Dienerschaft gewöhnlich nicht über 10000. Von der Meeresseite her ist der Anblick dieses ungeheuern Palasthaufens überall malerisch; allein sobald man ans Land tritt, verschwindet der Zauber, denn hier erblickt man nichts als die hohen Befestigungsmauern, von denen das Ganze eingeschlossen ist. Einen abgesonderten Theil des Serails bildet der Harem, der Wohnort der Frauen. Er enthält die Wohngebäude der eigentlichen Frauen des Sultans, deren jede ihr eigenes Haus nebst Garten und einer Menge Mädchen (Djalischek) zur Bedienung hat, und außerdem noch die Wohnungen der übrigen Beischläferinnen und Sklavinnen des Großherrn. Der Harem steht unter der Aufsicht der Kaja-Hatun, d. h. Frauenaufseherin. Sie sorgt für die Ruhe des Harems und empfängt nur vom Sultan alle Mittheilungen, die sich auf ihren Dienst beziehen; in Rücksicht der äußern Verhältnisse und der Verpflegung des Harems steht sie mit dem Kislar-Aga, dem Befehlshaber der schwarzen Eunuchen, in Verbindung. Die äußern Pforten des Harems werden durch verschlossene schwarze bewacht. Nach den schwarzen Eunuchen folgen die weißen, die unter den Befehlen des Kapu-Agassys stehen und in zweiter Linie den äußern Haremsdienst bilden. Die Jisch-Agass oder Jisch-Agassys haben die Bedienung des Sultans zu besorgen und sind gewöhnlich Afiaten von niederer Herkunft. Außerdem wohnen im Serail die Stummen (Sifedän oder Dikis). Sie mußten ehemals im ganzen Reiche die Lobesurtheile, sowie alle Aufträge vollziehen, bei denen unbedingte Verschwiegenheit erforderlich war. Die Postandschis, welche zum Dienste im Innern des Serails bestimmt sind, waren ursprünglich Gärtner, stehen aber jetzt unter dem unmittelbaren Befehle des Postandschi-Baschi, welcher nach dem Kislar-Aga die zweite Person im Serail ist. Gleichfalls einen Theil der Wache und Dienerschaft im Innern des Serails bilden die Baltadschis oder Holzhafer. Die Schwestern des Sultans wohnen nicht im Serail, wol aber die Sultan-Walide, d. i. die Mutter des Sultans. Noch ist zu bemerken, daß man zwar in das Serail überhaupt, durchaus aber nicht in den Harem Eintritt erlangen kann. — Das Esli-Serail oder alte Serail ist ebenfalls ein Gebäude in Konstantinopel, welches von den hinterlassenen Sultaniinnen der verstorbenen Sultane bewohnt wird.

Seraing, ein Dorf in der belg. Provinz Lüttich, etwa eine Stunde oberhalb Lüttich in reizender Gegend am linken Ufer der Maas gelegen und seit 1843 mittels einer prächtigen Eisenbahnbrücke mit dem Dorf Jemeppe verbunden, hat durch die ausgebreiteten Maschinenwerkstätten, Hohöfen und Kohlenbergwerke John Cockerill's (s. d.) hohe industrielle Berühmtheit erlangt. Im J. 1817 wurde das Schloß, ehemals die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von

Lüttich, von den Gebrüdern Cockerill von der niederl. Regierung angekauft und erblickte seit 1820 den Ausgangspunkt der nunmehr über nahe an 60 Meilen sich erstreckenden Fabrikbaulichkeiten. Die großartigen Verhältnisse dieser Fabriken, denen das Eisen in der rohesten Erzform überliefert wird, um als elegante Dampfmaschine daraus hervorzugehen, ergeben sich aus dem Umstande, daß sie durchschnittlich alle Jahre gegen 118 Mill. Kilogrammes an Kohlen verbrauchen, außer andern Dampfmaschinen und Eisensabakaten 40 Locomotiven zu Stande zu bringen vermögen, über 4000 Arbeiter beschäftigen und wol zuweilen es zu einer Bruttoeinnahme von 17 Mill. Frs. bringen. Nach Cockerill's Tode wurde in Folge einer heftigen Krise die Fortführung von dessen Etablissements zu Lüttich und S. von einer aus den Gläubigern gebildeten anonymen Gesellschaft mit einem Capital von 12 Mill. übernommen. Durch vortreffliche Leitung sind dieselben bisher in stetem Fortschreiten erhalten worden. Die Bevölkerung des Dorfs und der zugehörigen Weiler, die bei der Cockerill'schen Ansiedelung 1820 sich auf etwa 2000 Seelen belief, betrug 1853 12157 Seelen.

Serampore oder Serampur, dän. Frederiksnagor, eine Stadt und früher dän. Factori im brit. Ostindien, am Hugly, etwa 3 M. von Kalkutta, mit 20000 E. und lebhaftem Industrie- und Handelsbetrieb, ist besonders durch die seit 1799 daselbst blühende Mission engl. Baptisten merkwürdig, welche von hier aus 20 Missionsstationen in Bengalen leiten. Worin ihnen haben sich B. Carey, L. Marshman und W. Ward entschieden literarische Verdienste erworben. Mit Unterstützung der brit. Bibelgesellschaft haben sie das Neue Testament und einzelne Bücher des Alten Testaments in mehr als 25 ind. Sprachen übersetzt, auch Sprachlehren, Wörterbücher und Schulbücher für diese Sprachen ausgearbeitet und jene mit dieser Selbstgedruckt. Sie unterhalten nicht nur Schulen für die Kinder der Hindu, sondern auch eine Seminare, worin Hindu zu evangel. Predigern gebildet werden, verbunden mit einem Collegium zum Unterricht für asiat. und europ. Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Am 22. Febr. 1845 kaufte die Ostindische Compagnie der dän. Regierung diese wie die übrigen dän. Besitzungen im Ostindien ab.

Seraph, in der Mehrheit Seraphim, heißen bei den Propheten des Alten Testaments himmlische Wesen mit menschlicher Gestalt, aber sechs Flügeln, die um den Thron Gottes stehen und Loblieder aufftimmen. Der hebr. Ausdruck bezeichnet eigentlich Edle oder Vornehme, die den Königsthron umgeben, Jedenfalls sind die Seraphim, die man später mit dem Cherubim (s. Cherub) identificirt hat, als Engel oder himmlische Diener Jehovah's anzusehen. Die Franzosen nannten ihren Ordre Paler seraphicus und ihren Orden der Seraphischen.

Serapis, Serapis, ein ägypt. Gott, dessen Bild unter Ptolemäus Lagi aus Sinope nach Alexandrien gebracht wurde. Hier wurde dem Gotte der Hauptaltar der heidnischblühenden Residenz zu Theil. Die Ägypter, welche an der fremden Einführung zuerst Anstoß nahmen, wußten jedoch bald die Schwierigkeit dadurch auszugleichen, daß sie in ihm, durch den Namensanfang unterstützt, eine Form des Osiris als Apis wiedererkannten und dadurch berechtigt schienen, auf den neuen Gott die hohen Ehren des seit ältesten Zeiten namentlich in Memphis verehrten stierköpfigen Osiris-Apis zu übertragen. Das memphitische Heiligtum des Apis wurde nun in einem Serapeion (Serapeum). Als Hauptgott der königl. Residenz wurde er bald als Serapis Helios mit dem höchsten Gotte Ägyptens, der Sonne, identificirt und dadurch in gewisser Beziehung an die Spitze des ägypt. Göttersystems gestellt, wie dies früher mit dem Localgott von Memphis, Wtho-Hephästos, sowie mit dem von Theben, Amou-Beus, geschehen war. Von Alexandrien verbreitete sich später der Dienst des Serapis zuerst in Verbindung mit dem der Isis, über Italien und Griechenland, und in Rom wurde Anthenas, gegen den überhand nehmenden Serapisdienst von der Regierung eingeschritten. Den Charakter des unterweltlichen Gottes behielt er bei. Er wurde größtentheils mit dem Pluto verglichen, sei es, daß es diese Bedeutung schon in Sinope hatte, oder sie erst in Ägypten durch seine Verbindung mit Osiris annahm.

Seraskien, eigentlich Seraskier, d. i. Haupt des Heeres, heißt in der Türkei der Oberfeldherr über das ganze Heer. Er wird aus den Paschas von zwei oder drei Rostschewen gewählt und hat eine sehr ausgedehnte Gewalt, steht jedoch unter dem Großvezier.

Serbien oder Servien, türk. Sirp oder Serf-Bilalek, ein unter der Oberherrlichkeit des Osmanischen Reichs stehendes Vasallenfürstenthum, liegt in der europ. Türkei, zwischen 45—45° n. Br., 37—40° 25' ö. L., wird im N. durch die Save und Donau von der slawon.-serb. und banater Militärgränze der östr. Monarchie getrennt, im D. von der Walachei und Bulgarien, im S. von Türkisch-Serbien, im SW. von Bosnien begrenzt und hat ein Areal von

Cultus) geleitet. Doch ist der Fürst durch die Verfassung von 1838 beschränkt, wonach ihm ein consultativer Senat von 17 Mitgliedern, in dem auch die Minister Stimme haben, und eine Nationalversammlung zur Seite stehen. Letztere, die Stupschina, wird jetzt nur noch aus den Gemeinde-, Bezirks- und Kreisvorständen gebildet und nur in außerordentlichen Fällen berufen. Der Senat ergänzt sich selbst, indem er dem Fürsten Candidaten zur Wahl vorschlägt. Die Pforte hat kein anderes Recht, als in Belgrad einen Pascha und eine Besatzung zu halten; im ganzen übrigen Lande darf sich kein Türke aufhalten. Außerdem bezieht sie einen Tribut von 2 Mill. türk. Piaster (etwa 122000 Thlr.), eine bedeutende Summe, indem die Einnahme des Fürstenthums, die aus einer einfachen Familiensteuer, aus den Aus- und Einfuhrzöllen und einer Gewerbesteuer fließt, nur 1 Mill. Thlr. beträgt. Die Gerichtsorganisation begreift: die Friedensgerichte in jedem Bezirke, die Appellationsgerichte in jedem Kreise und den neuerdings in Belgrad errichteten Cassationshof. Die Verwaltung liegt in den Händen der Knesen, Districtsvorsteher und Gemeindebeamten, wobei die durchgehende patriarchalische Einrichtung der großen Familiengemeinschaften von wesentlichem Einfluß auf die Gestaltung des Gemeindegewesens ist. Die kirchlichen Angelegenheiten stehen unter dem Metropolit-Erzbischof in Belgrad und drei Bischöfen zu Uschiza, Schabaz und Negotin. Kirchen gibt es 300; Klöster sind nur noch 30 vorhanden. Die Geistlichkeit darf nur aus der Nation gewählt werden. Das Unterrichtswesen, unabhängig von der Geistlichkeit, hat in neuerer Zeit rasche Förderung erfahren. Es bestehen vier Mittelgymnasien, ein Gymnasium, ein Lyceum für philosophische und juristische Studien, ein theologisches Collegium, eine Artillerieschule und eine Mäckerbauschule in Belgrad. Der Volksunterricht ist indessen noch sehr vernachlässigt. Die bewaffnete Macht besteht für gewöhnlich aus einer zur Aufrechterhaltung der inneren Ruhe militärisch organisirten Nationalmiliz von etwa 3000 Mann, inbegriffen einige Cavalerie und Artillerie. Ubrigens ist jeder Serbe bewaffnet, jeder Waffenfähige zum Kriegsdienste verpflichtet; er zieht unter seinem Natschalnik zu Felde, wo er sich auch selbst Kleider und verpflegt. So vermag das Land im ersten Aufgebot über 60000 Mann zu stellen. Bei der bedenklichen Lage, in welche S. seit dem russ.-türk. Kriege von 1853 gerieth, theilte der Fürst durch Ordonnanz vom 3. Mai 1854 das Land in fünf Militärdistricte und ernannte für jeden einen Bosewoden, der dem General des Latibes untergeordnet ward. So steigerte sich die Macht der regelmäßigen Truppen auf 48000 Mann Infanterie, 6000 Cavalerie und 8000 Mann Artillerie mit 150 Geschützen, die leicht auf 150000 Mann gebracht werden könnte. Die Residenz des Fürsten ist abwechselnd die Stadt Kragujewag im Mittelpunkte des Landes oder die Hauptstadt Belgrad (s. d.), wo auch die Centralbehörden ihren Sitz haben. Außer diesen sind die wichtigsten Städte: die Festungen Schabaz an der Save, Semendria (s. d.) westlich von Passarowitz (s. d.), New-Orsowa (s. Orsowa) und Kladowa und Uschiza im südwestlichen Theile des Landes. Zum alten Serbien rechnete man die jetzt unmittelbar zur Türkei gehörigen Städte Nisch oder Nissa und Protuplje oder Orkup im Südosten, Branja, Pristina an der Hochebene von Kossowo, Buschitta und Nowy-Bazar oder Zenk-Bazar im Süden.

S. wurde in den ältesten Zeiten von thrakischen oder illyrischen Völkern, den Bessen, Skordiskern, Dardanern und Triballern bewohnt, ward kurz vor Christus von den Römern unterworfen und von ihnen als Oberes Moisien zur Provinz Moesia geschlagen, deren Schicksale es unter der röm. Herrschaft theilte. Die Einwohner wurden nach und nach romanisirt und werden deshalb auch mit unter der allgemeinen Benennung Walachen aufgeführt. Bei der Völkerwanderung wurde das Land nacheinander die Beute der Hunnen, Ostgothen, Longobarden u. s. w., nach deren Auswanderung es um die Mitte des 6. Jahrh. wieder unter byzantin. Herrschaft kam. Im Anfang des 7. Jahrh. bemächtigten sich die Avaren desselben, gegen welche der Kaiser Heraklius um 636 die Serben aus dem östlichen Gallzien zu Hülfe rief, welche auch kamen und um 638 die Avaren aus dem Lande vertrieben. Die Serben verbreiteten sich nun über das Land westlich von der niedern Morawa und dem Ibar bis zum Werbas, den dalmatinischen Gebirgen und dem Adriatischen Meer und von der Save südlich bis zu der Centralgebirgskette der europ. Türkei und dem See von Skutari, also über Montenegro, den größten Theil des heutigen Bosnien und die westliche Hälfte des heutigen S. aus. Das Land zerfiel nach den verschiedenen Stämmen in sieben Districte: in das eigentliche Serbien, Bosnien, Heretwa, Zachumien, Travunien, Konawlsa und Dulla, an deren Spitze Zupanen standen, die hinwiederum, jedoch nur mit ziemlich schlaffem Band, einem Großzupan, der als Lehnsträger des byzantin. Kaisers in Debulza an der Drina im eigentlichen S. residirte, untergeben waren und häufig sich mehr oder weniger unabhängig zu machen suchten. Wiewol schon

Kaiser Heraclius die Serben dem Christenthum zuzuwenden suchte, wurden sie doch erst später, um die Mitte des 9. Jahrh., durch Geistliche, welche der Kaiser Basilus sendete, vollständig bekehrt. Die ganze Thätigkeit der Serben wurde damals und für lange Zeit durch die Kriege mit den benachbarten Bulgaren in Anspruch genommen, die bis zur Vernichtung des Bulgarentreichs durch Kaiser Basilus 1018 fortbauerten, wo S. zugleich völlig zur byzantin. Provinz wurde. Schon um 1043 gelang es aber dem Stephan Bogislav, die byzantin. Befehlshaber zu vertreiben, und sein Sohn und Nachfolger Michael, 1050—80, machte sich wieder ganz unabhängig, indem er den Titel eines Königs von S. annahm und sich die Anerkennung der Königswürde vom Papste Gregor VII. verschaffte. Mancherlei innere und äußere Kriege mit den Byzantinern verwüsteten indessen das Land, bis 1165 Stephan Nemanja, nachdem er die byzantin. Herrschaft abermals gebrochen, sich zum Serbenfürsten aufschwang. Er wurde der Stifter der nach ihm benannten Dynastie und der Gründer eines Reichs, das nach seiner Residenz, der Stadt Rassa (jetzt Nowy-Bazar), die Großzupanie von Rassa, später das serb. oder Rassiche Reich genannt wurde. Von der Residenz ging auch der Name auf das Volk über, und noch gegenwärtig hat sich mit dem Namen Serben die Benennung Raizen oder Rajen erhalten. Stephan's ältester Sohn, der 1195 den Thron bestieg, wurde 1222 mit einer von Rom erhaltenen Krone zum Zaren oder König gekrönt. Er wie seine Nachfolger erweiterten das Reich mehrfach, so daß unter König Stephan Duschan (1336—56) ganz Macedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien dazu gehörten. Stephan Duschan, der ein treffliches Gesetzbuch gab und Wissenschaften und Handel begünstigte, nahm sogar den kaiserlichen Titel an und theilte das Reich in verschiedene Statthalterschaften, legte aber dadurch den Grund zu dessen Verfall. Schon sein Sohn und Nachfolger Urosch V. verlor die meisten eroberten Provinzen in Folge innerer Unruhen, die fortan S. wieder den äußern Feinden preisgaben. Mit Urosch starb die Dynastie Nemanja's aus. Um 1374 gelangte eine neue Dynastie mit Lazar auf den Thron, der anfangs mit Glück regierte, dann aber im Kampfe mit den Türken unterlag und in der Schlacht auf Kossowopolje (dem Amselfelde) 1389 fiel. Sultan Bajazet theilte hierauf S. zwischen Lazar's Sohn, Stephan, und Lazar's Eidam, Wuk Brankowitsch. Beide mußten ihm Tribut zahlen und sich zur Heeresfolge verpflichten. Von dieser Zeit an konnten die Serben sich dem türk. Joche nicht wieder entziehen. Spätere Versuche wurden immer verderblicher für das Land, das in den Kriegen zwischen Ungarn und der Pforte stets der unglückliche Schauplatz war. Zuletzt, nachdem unter Lazar II. die innere Zerrüttung aufs höchste gestiegen, fiel Sultan Mahmud 1459 in S. ein. Das Land wurde jetzt den Türken gänzlich unterworfen und von diesen als eroberte Provinz behandelt, Bosnien aber als ein besonderes Paschalik getrennt. Der Rest des Volkes, der diese Katastrophe überlebte, versank unter dem Druck der Türken auf lange Zeit in Elend und dumpfe Trägheit. Eugen's Heldenthath bewirkte endlich, daß Osterreich im Frieden zu Passarowitz (1718), den größten Theil S.s, nämlich das nördliche Stück mit der Hauptstadt Belgrad bis an den Fluß Timok und das Gebirge Bujakdasch, erhielt; aber durch den für Osterreich nachtheiligen belgrader Frieden 1739 fiel dieses ganze Stück abermals an die Türken zurück. Es dienten so die Kriege zwischen Türken und Osterreichern nur dazu, das Land noch mehr zu verwüsten und die Erpressungen der Türken nur noch unerträglicher zu machen. Wenn auch die Türken, wie überall bei ihren Eroberungen, den unterworfenen Serben ihre Gemeindeverfassung ließen, so waren dafür die Willkür der Paschas und die Plackereien der Janitscharen um so größer. Zwar wurden die Pestern 1792 vom Pascha aus dem Lande vertrieben, allein nach der Ausöhnung der Pforte mit Paswan Dglu (s. d.) fielen sie wieder in das Land und hausten nun um so ärger.

Endlich veranlaßte die Grausamkeit der türk. Befehlshaber und der Übermuth der Janitscharen 1801 einen Aufstand in S., an dessen Spitze Georg Czerny (s. d.) stand, der mit der größten Anstrengung für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes kämpfte. Durch Schlaueit und von Rußland unterstützt, gelang es ihm, die ohnmächtige Pforte zu Concessionen zu zwingen, so daß die Serben seit 1806 Herren ihres Landes waren, jedoch unter russ. Leitung. Schon früher vom Volke zum Oberhaupte ernannt, wurde Czerny nach einem 8. Juli 1808 zu Slobosie mit der Pforte geschlossenen Waffenstillstande förmlich als Fürst von S. eingesetzt, auch als solcher vom russ. Kaiser anerkannt. Als im März 1809 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte wieder begann, unterstützte auch Czerny die russ. Waffen. In dem Friedensschlusse zwischen Rußland und der Pforte zu Bukarescht 28. Mai 1812 ward festgesetzt, daß die Pforte den Serben volle Amnestie gewähren sollte. Die Festungen, welche die Serben im Laufe des Kriegs erbaut, sollten geschleift, die übrigen festen Plätze den Türken eingeräumt werden.

Die Verwaltung der innern Angelegenheiten sollte der Nation überlassen und die Steuern im Einvernehmen der Pforte mit den Landesbehörden erhoben werden. Diese Bestimmungen genügten jedoch den Serben nicht und zugleich lehnten sie den Antrag Rußlands ab, wonach letzteres gegen Übergabe aller festen Plätze des Landes und Einverleibung aller waffenfähigen Mannschaft in das russ. Heer die Nation ferner unterstützen wollte. Als Ende Juli 1812 die russ. Truppen abzogen, suchten die Serben in Konstantinopel und durch Annäherung an Oesterreich mehr für sich zu gewinnen. Aber auch diese Versuche mißlangen, und der Kampf gegen die Türken begann im Juli 1813 aufs neue, bis endlich nach beinahe vier Monaten die Übermacht der Türken siegte, sodaß Gerah und Andere aus dem Lande flüchten mußten. Die Sieger behandelten das Volk mit größter Grausamkeit, und das Land glich einer Einöde. Wiederholte Ausbrüche der Volkswuth wurden durch Blutströme gedämpft. Endlich errangen die Serben nach einem Kampfe der Verzweiflung unter Milosch Obrenowitsch (s. d.) durch den Tractat vom 15. Dec. 1813 eine Art von Selbständigkeit, der sie mehr zu Schutzwärtern als zu Unterthanen der Pforte machte. Milosch wurde hierbei zum Oberkneß von Rudnik ernannt. Allein das Verfahren der Türken brachte die Serben noch in demselben Jahre unter Milosch's Führung wieder zum Aufstande, der 1816 durch auswärtige Vermittelungen mit einem Friedensschlusse endigte. Hiernach wurde den Serben die eigene Verwaltung und Rechtspflege bewilligt, wogegen die Türken im Besiz der festen Plätze blieben: Bedingungen, welche jedoch von der Pforte nicht ratificirt, sondern nur vom Pascha von Belgrad anerkannt wurden. Die Regierung in S. erhielt ein Senat, bestehend aus einem Präsidenten und vier serb. Deputirten. Präsident des Senats wurde Milosch, den die Serben hietauf 1817 zu ihrem Fürsten erwählten. Milosch's Hauptbestreben war es nun, dem ausgesogenen Lande den Frieden zu erhalten. Sowol von der Pforte wie von Rußland wußte er sich unabhängig und mit beiden in Freundschaft zu erhalten, obschon seine Stelle bei der Reizbarkeit des Volkes und bei dem Umstande, daß der Pascha von Belgrad die serb. Festungen (Palanken) mit türk. Soldaten besetzt hielt, eine sehr schwierige blieb. Im J. 1827 wurde er auf einer großen Nationalversammlung zu Kragujewas zum erblichen Fürsten erwählt. Als im russ.-türk. Kriege von 1828 die Nation in ihn drang, sich Rußland anzuschließen und das Land von der türk. Oberherrschaft vollends zu befreien, blieb er allein fest, indem er wohl einsah, daß das kleine S. nichts sei, sobald die Herrschaft der Pforte geendet. Im Frieden zu Adrianopel von 1829 wurden endlich von Seiten der Pforte auch den Serben die schon früher eingeräumten Freiheiten und Rechte förmlich bestätigt und die losgerissenen sechs Districte Kraina, Timok, Paraskin, Kruschewas, Starowlaschka und Drina dem Lande zurückzugeben versprochen. Die Vereinigung erfolgte indessen erst durch einen Hattischerif von 1834, der auch den Tribut festsetzte und bestimmte, daß die Türken nur in Belgrad sich aufhalten dürften. Milosch suchte nun im Verein mit der Nationalversammlung eine Verfassungsurkunde aufzustellen, die 1835 zwar zu Stande kam, aber von der Pforte auf das Andringen Rußlands und Oesterreichs, denen dieselbe zu liberal war, verworfen wurde.

Hiermit war ein Wendepunkt in der Regierung Milosch's eingetreten. Derselbe, dessen äußere Politik ganz richtig dahin ging, sich von dem drückenden Einflusse Rußlands unabhängig zu machen, wurde einerseits von der schwachen Pforte und dem unthätig conservativen Oesterreich, andererseits aber von dem Volke selbst im Stiche gelassen. Daß das Letztere geschah, war zum großen Theil seine Schuld; er hatte sich nicht bloß die Aristokratie der Districtsvorsteher u. s. w., sondern zuletzt auch die Masse der Nation durch Habsucht, Willkür, Grausamkeit und unsittlichen Lebenswandel so abwendig gemacht, daß die vielen Wohlthaten, die er dem Volke erzeugt, über dem Drucke vergessen wurden. Es organisirte sich unter der beiden Häuptlinge Bulschitsch und Petroniewitsch Einfluß eine eigene Nationalpartei, die ihm feindlich gegenübertrat, obschon sie ebenso wenig von russ. Einflüsse etwas wissen wollte. Zwar suchte sich Milosch auf England zu stützen; allein der Einfluß dieser Macht war zu gering, als daß er den Fürsten hätte retten können. So ward denn 1838 gegen Milosch ein unter russ. Einflüsse ausgearbeitetes Grundgesetz, das organische Statut, durch großherrlichen Hattischerif eingeführt. Durch dasselbe wurde dem Fürsten ein Senat zur Seite gesetzt, der das Recht erhielt, die Höhe der Steuern, die Besoldung der Truppen und der Beamten zu bestimmen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Milosch, den man des Unterschleifs öffentlicher Gelder beschuldigte und deshalb zur Rechenschaftsablegung zwingen wollte, sah sich jetzt von allen Seiten so bedroht, daß er 13. Mai 1839 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Milan die Regierung niederlegte. Doch dieser starb schon 7. Juli 1839, und nun wurde Milosch's jüngster Sohn, Michael, zum Fürsten ausgerufen und von der Pforte bestätigt. Indessen stellte sich

alsbald herab, daß es überhaupt auf Entfernung der Dynastie Obrenowitsch abgesehen sei. Die Häupter der den Obrenowitsch feindlichen Partei, der Oberbefehlshaber der Truppen Wutschitsch und der Senator Petroniewitsch, hatten sogar in den Hattischerif, der dem Fürsten Michael die Regierung übertrug, die Bestimmung zu bringen gewünscht, daß der Fürst nichts ohne ihre Zustimmung unternehmen dürfe. Die hiermit steigende Übermacht der aristokratischen Partei und ihre Willkürherrschaft mittelst des unter russ. Einflusse stehenden Senats rief zwar 1840 eine Volksbewegung zu Gunsten des Fürsten Michael hervor; allein derselbe erwies sich so unfähig und zugleich blutdürstig, daß sich das Volk bald um so entschiedener von ihm wandte und Wutschitsch und Petroniewitsch es unternehmen konnten, eine Revolution zu bewerkstelligen. Diese kam schon im Sept. 1842 zum Ausbruch. Das Militär schloß sich derselben an, und so sah sich Fürst Michael 8. Sept. genöthigt, nach Semlin zu entfliehen. Am 15. Sept. erklärte hierauf eine Versammlung der Notabeln des Landes in Übereinstimmung mit den türk. Behörden zu Belgrad die Familie Obrenowitsch der Regierung für verlustig und wählte Alexander Karadjordjewicz, den zweiten Sohn Gjergy Georg's, zum Fürsten. Ein Versuch der Anhänger der Obrenowitsch zu einer Gegenrevolution mißlang gänzlich und zog nur harte Repressivmaßregeln nach sich. Am 14. Nov. erhielt der neue Herrscher den Bestätigungshattischerif der Pforte und wurde feierlich installiert, doch nicht als Fürst, sondern nur als Bascha Beg, d. i. Oberherr, und überdies wurden ihm mehrere die Verträge verletzende Bedingungen auferlegt. Da schien Rußland durch einen Protest gegen die Revolution und ihre Folgen, sowie durch das Verlangen der Wiedereinsetzung des Fürsten Milosch als Stütze des Rechts der Verträge und der Legitimität auftreten zu wollen. Allein nur zu bald sah man, daß Rußland unter diesen Vorwände ganz andere Pläne in Betreff der Walachei, insbesondere aber die Entfernung der ebenso Rußland als Milosch feindlichen Wutschitsch und Petroniewitsch und den Sturz der von diesen geleiteten Nationalpartei zu erreichen hoffte. Als dies geschehen war, ließ sich Rußland zu einer Übereinkunft herbei, vermöge deren eine neue Fürstenwahl in gesetzlicher Form vorgenommen und Namik-Pascha, Wutschitsch und Petroniewitsch als die Anführer der jüngsten Revolution des Landes verwiesen werden sollten. Alles dies geschah, und 27. Juli 1843 ward Alexander, der unterdeß sich zu geheimen Zugeständnissen gegen Rußland herbeigelassen, zum Fürsten gewählt und 14. Sept. durch großherzoglichen Hattischerif bestätigt. Neue Erhebungversuche der Partei Milosch's, 1843 und 1844, mißlangen und führten nur harte Gegenmaßregeln herbei. Das Land begann sich unter der verständigen Herrschaft des neuen Fürsten zu erholen und machte seitdem in seiner innern Entwicklung sichtbare Fortschritte. In den J. 1845—47 folgten Reformen auf Reformen. Die Stürme des J. 1848 berührten die innern Verhältnisse des Landes nicht, obschon die Serben bei dem sich in dem benachbarten Ungarn entzündenden Racenkrieg nicht unbethelligt blieben. Der Fürst Alexander schickte der öst. Regierung Hülfstruppen unter Knicanin gegen die Magyaren, gab ihnen aber schon im Febr. 1849 den Befehl zur Heimkehr. Diese Mannschaften hatten sich tapfer geschlagen, aber ihren Namen auch durch Plünderungen und Gräueltthaten besudelt. Für die Entwicklung des politischen Lebens in S. war übrigens dieser Krieg insofern von Bedeutung, als seitdem eine slavisch-patriotische Partei mit großer Bestimmtheit hervortrat, die den Krieg mit dem Islam und eine innige Verbindung mit dem solchen Absichten entgegenkommenden Rußland aufstrebte. Am so mehr suchte aber die Regierung selbst die alten Verbindungen mit der Pforte wiederherzustellen und zu kräftigen. Der Krieg in Montenegro (s. d.) weckte zwar in S., besonders in der untern Volksklasse, Sympathien für das stammverwandte Volk der Montenegriern; allein die Regierung enthielt sich jeder Theilnahme und bot der Pforte sogar ihre Vermittelung an, die freilich abgelehnt wurde. Nachdem Wutschitsch sich in Ruhestand zurückgezogen, trat der bisherige Minister des Innern, Elias Garasdjatin, ein ebenso energischer als besonnen, für den Fortschritt und die Unabhängigkeit S. begeisterter und thätiger Mann, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an die Spitze der Verwaltung. Doch schon Ende März 1853 erhielt er plötzlich seine Entlassung, weil er sich den Plänen Rußlands nicht günstig erwies; und namentlich die Verhaftung und Ausweisung russ. Agenten verfügt hatte. An seine Stelle trat der bisherige Minister des Innern, Alexander Simitsch. Bei dem Ausbruch des russ.-türk. Kriegs 1853 erklärte sich die serb. Regierung in richtiger Ermägung der Verhältnisse für streng neutral, und schon 17. Nov. 1853 verließ darüber der russ. Consul das Land. Die Regierung mußte um so vorsichtiger und energischer zu Werke gehen, als Fürst Milosch auf seinen Gütern in der von den Russen besetzten Walachei Anstalten machte, ein Freicorps zu rekrutiren, das angeblich gegen die Türken, vielleicht aber auch zur Wiederoberung des serb.

Throns gebraucht werden sollte. Obschon sich die alten Anhänger der Obrenowitsch wieder bemerkbar machten und die von Rußland gewonnene Partei im Lande einem Einmarsche der Russen aus der Walachei entgegensetzen mochte, so blieb S. doch ruhig, wozu freilich auch die bedeutende türk. Streitmacht zu Wididin und Kalafat, hart an der serb. Grenze, viel beitragen mochte. Die im Frühjahr 1854 begonnene Concentration östr. Truppen an der Save und Donau veranlaßte die serb. Regierung in einem vom 17. April 1854 datirten Memorandum, welches sie an die Pforte erließ, sich gegen eine befürchtete Besetzung S. durch die Östreicher auszusprechen. Am 3. Mai erfolgte sodann eine Ordonnanz des Fürsten über die Mobilisirung des serb. Nationalheeres. Doch stellte man die mit großem Eifer betriebene Rüstung im Laufe des Sommers wieder ein, indem die Russen die westliche Walachei räumten und zugleich Östreich erklärte, es werde in S. nur einrücken, im Falle sich das Land gegen die legitime Ordnung der Dinge erhebe. Vgl. Ranke, „Die serb. Revolution“ (Hamb. 1829; 2. Aufl., 1844); Richter, „S. Zustände“ (Lpz. 1840); Sor, „S. Freiheitskrieg“ (aus dem Französischen, Lpz. 1845); Kiepert, „Karte von S.“ (Weim. 1849).

Serbische Sprache und Literatur. Die serb. Sprache bildet mit der kroatischen und windisch-krainischen gemeinschaftlich eine der vier Hauptmundarten der Slawischen Sprache (s. d.) und wird wegen ihrer vielfachen provinziellen Verzweigung mit dem willkürlich angenommenen, eigentlich nur geographischen Gesamtnamen, den nur die kath., aber nicht die griech. Serben gelten lassen, auch die illyrische genannt. Außerdem zählt man sie den ostslaw. Dialekten zu. Sie ist mit dem Russischen näher verwandt als mit dem Polnischen und Böhmischem. Da in ihr, im Gegensatz gegen ihre Schwestern, die Vocale vorherrschend sind, so steht sie unter diesen allen in Rücksicht auf melodischen Klang und Weichheit oben an. Diesen Vorzug dankt sie zum Theil dem Einflusse der Sprache der Italiener und der Griechen; von denen jene durch den Handel, diese durch den gemeinsamen Glauben den Serbiern lange befreundet waren. Auch ist im Serbischen der spätere Einfluß des Türkischen unverkennbar. Dennoch hat die Sprache ihre echt slaw. Natur bewahrt: sie hat mit den übrigen slaw. Sprachen die vollkommene Declination und Conjugation und freie Wortfügung gemein; auch ist ihr das Eingehen in die altclassischen Nebeweisen und Verbsmaße leicht. Sie wird nach Schafariz von ungefähr 7 $\frac{1}{2}$ Mill. Menschen gesprochen, von welchen über 4 $\frac{1}{2}$ Mill. unter östr., über 2 $\frac{1}{2}$ Mill. unter türk., 100000 unter russ. Herrschaft stehen. Wuk Stephanowitsch unterscheidet in der eigentlich serb. Sprache drei Unterarten: das Herzegowische in Bosnien und der Herzegowina, das Razawische an der Razawa und das Syrmische in Syrmien und Slawonien. Alle diese Serben bedienen sich des Cyrillischen Alphabets, während die Kroaten und Winden mit lat. Buchstaben schreiben; ein Theil der Dalmatiner gebrauchte einst das Glagolitische Alphabet. (S. Glagol.) Eine „Serb. Grammatik“ (Wien 1814; deutsch, mit einer trefflichen literarisch-sprachlichen Vorrede von J. Grimm, Berl. 1824) und ein „Wörterbuch der serb. Sprache mit deutscher und lat. Erklärung“ (Wien 1819) lieferte Wuk Stephanowitsch. Eine vorzügliche Grammatik für Deutsche verfaßte Berlic (Agram 1842), eine kleinere Babutic (deutsch von Fröhlich, Wien 1839); neuere Wörterbücher sind: „Deutsch-illyrisches und illyrisch-deutsches Wörterbuch“ von Richter und Ballmann (2 Bde., Wien 1839–40), das beste das „Deutsch-illyrische Wörterbuch“ von Mazuranic und Uzarewic (Agram 1842), das größte von Stulli: „Illyrisch-ital.-lat. Wörterbuch“ (2 Bde., Ragusa 1806). Vgl. Schafariz, „Serb. Lesekörner oder historisch-kritische Beleuchtung der serb. Mundart“ (Pesth 1833).

Bei den Serben hatte nach der Einführung des Christenthums, wie bei den Russen, die altslaw. Kirchensprache (s. Kirchenslawische Sprache) so großen Einfluß gewonnen, daß die ältesten serb. Sprachüberreste, die an das 13. Jahrh. reichen, sämmtlich in dem Kirchenslawisch oder in einem Gemisch desselben mit der serb. Volkssprache abgefaßt sind, aus welchem aber das gegenseitige Verhältniß beider nicht mehr genau herauszufinden ist. Überhaupt scheinen vor der Einführung des Christenthums die Serben und Bulgaren einen und denselben Dialekt gesprochen zu haben, dessen edlere Form die sogenannte Kirchensprache ist. Jedenfalls bestanden nebeneinander seit dem 11. Jahrh. zwei Schreibweisen, der sogenannte Kirchensstil und Kanzleistil, jener sich mehr dem Bulgarischen, dieser dem eigentlich Serbischen zuneigend. Von dem letztern sind als die ältesten Schriftentmäler geblieben: Urkunden, Diplome, Schenkungsbriefe, Regierungsbacten, die bis in das 11. Jahrh. reichen, von denen ein Theil 1840 in Belgrad erschienen ist. Das wichtigste Denkmal dieses Stils ist aber das serb. Gesetzbuch des Stephan Duschan (1349–54). Von dem Kirchensstil sind die Überreste viel zahlreicher. Es gehören hierher nicht nur Kirchen- und Gebetbücher, sondern auch Geschichtswerke, die größtentheils von Geistlichen

und Mönchen verfaßt wurden. Als Schriftsteller sind hervorzuheben: Stephan, der zuerst gekrönte König von Serbien (1195—1228), der die Geschichte seines Vaters Stephan Nemanja schrieb; der heil. Sava, Bruder des Vorigen, Erzbischof (1169—1237), der Regeln für Klöster, das Leben seines Vaters und Anderes schrieb; Dometian (um 1263), Mönch von Chilsendar, der Lebensbeschreibungen des heil. Simeon und des heil. Sava verfaßte; Daniil (1291—1338), Erzbischof, der als Zeitgenosse die Geschichte der serb. Könige Urosch Dragutin, Milutin und Detschanstki unter dem Titel „Rodostow“ (Geschlechtsregister), die Hauptquelle serb. Geschichte, abfaßte; desgleichen Lebensbeschreibungen der serb. Erzbischöfe. Der Sieg Murad's I. über die Serben am Amselfelde 1389 verhinderte auf lange Zeit jeden Fortschritt. Mit Georg Brankowitsch, geb. 1645, der eine „Geschichte Serbiens“ vom Ursprunge des Volkes bis auf den Kaiser Leopold I. schrieb, schließt gewissermaßen die Vorperiode der serb. Literatur. Brankowitsch war Kaiser Leopold's I. Gesandter an der Pforte, fiel aber später in Ungnade und starb 1711 als Staatsgefangener zu Eger.

Den Anfang einer neuen Periode der serb. Literatur bezeichnete das Bestreben, das Kirchenlawische und die serb. Volkssprache zu scheiden und die letztere zur Schriftsprache zu erheben. Große Verdienste um die Fortbildung der serb. Sprache erwarb sich der Archimandrit Joh. Raitsch, 1726—1801, durch seine „Geschichte der Slawen, insbesondere der Chormaten, Bulgaren und Serben“ (4 Bde., Wien 1792—95), die er jedoch noch in einem mit Russischem und Serbischem vermischten Kirchenlawisch schrieb. Die serb. Volkssprache als Schriftsprache zu benutzen, unternahm zuerst Dosithei Obradowitsch, geb. 1739 zu Lakowo, der, nachdem er 25 J. lang die Türkei, Italien, Rußland, Deutschland, Frankreich und England durchwandert hatte, 1811 als Senator und Erzieher der Kinder Georg Czerny's zu Belgrad starb. Er hinterließ sehr zahlreiche Schriften, meistens moralischen Inhalts, die in Belgrad 1833 in neun Bänden erschienen sind. Seine Neuerung wurde aber von den serb. Schriftstellern nur theilweise angenommen, und es entstand in der serb. Literatur eine solche Anarchie, daß von den etwa 400 seit 1750 erschienenen serb. Werken nur ein geringer Theil in wirklichem Kirchenlawisch abgefaßt ist, die übrigen aber in den verschiedensten Stufen und Orthographien zwischen beiden schwanken. Dieser Sprachmengerei stellte sich kräftig entgegen Demetrius Dawidowitsch, der 1814—22 eine serb. Zeitung und einen serb. Almanach in mehreren Jahrgängen zu Wien herausgab. Unter den Dichtern that sich am vortheilhaftesten hervor Lukian Muschicki (gest. 1837). Ihnen stand zur Seite Wul. Stephanowitsch (s. d.), der in seiner „Grammatik der serb. Sprache“ zuerst die Eigenthümlichkeit des serb. Dialekts festgestellt und durch Herausgabe der serb. Volkslieder zur Aufnahme der Landessprache als Schriftsprache unendlich viel gewirkt hat. Höher nämlich als alle bisher angeführten Bestrebungen serb. Schriftsteller stehen die Poesien des Volkes selbst. Vgl. Kapper, „Volkslieder der Serben“ (2 Thle., Lpz. 1852). Die schönen Gefilde Serbiens, die eine Fülle der Natur entfalten, und das einsame freie Leben in den herrlichen Gebirgsgegenden hatten schon früh die Serben zu Liedern begeistert, die mit ihrer rohen Kraft Naivetät und Gemüthlichkeit, orient. Blut und griech. Plastik wunderbar vereinen. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Residenz der türk. Herrscher war, noch andere kommen erst aus neuerer Zeit. Sie sind sämmtlich reimlos, doch nicht ohne Numerus. Wenn sie auch schon früher einzeln aus Wörterbüchern und zum Theil aus der sehr getrübbten interpolirten Sammlung des Franciscaners Kacic Mioschic (Ven. 1759; Wien 1836) einigermaßen bekannt waren, so erwarb sich doch auch erst wieder Wul. Stephanowitsch das Verdienst einer kritischen verständigen Sammlung aus dem Munde des Volkes, wobei er sich besonders der Unterstützung des Fürsten Milosch und vieler fleißiger Sammler zu erfreuen hatte. Auch gab Wul. das serb. Taschenbuch „Danica“ (Wien 1826) heraus, welchem die Taschenbücher von Spiridion Jomitsch in Wien (1836), von Pavlovic in Pesth, von Nikolic und Djakovic in Belgrad u. A. nachfolgten. Unter den Dichtern, die in der Volkssprache auftraten, ist noch zu erwähnen Simeon Milutinowitsch, der unter dem Titel „Serbianka“ (4 Bdchn., Lpz. 1827) eine Reihe Heldenlieder herausgab. Der größte und talentvollste serb. Dichter ist aber unstreitig Luchan Muschicki, Erzbischof von Carlovicz, dessen Werke unter dem Titel „Dichtungen“ (2 Bde., Pesth 1838; Ofen 1840) erschienen sind. Durch ihn und seine Mitarbeiter wurde eine frische serb. Literaturbewegung, besonders in Ungarn, ins Leben gerufen. Die Hauptstige der ungar.-serb. Literatur waren Pesth und Neusatz. In ersterer Stadt bestand bereits seit einigen Jahrzehnden ein Stammcapital zur Herausgabe serb. Bücher unter dem Namen „Matica serbska“, das aber trotz der ansehnlichen Kräfte fast nichts Anderes als einige

Jahrgänge der wenig wissenschaftlichen Vierteljahrschrift „Ljetopis serbski“ herausgegeben hat. In Pesth erschien auch bis 1848 eine politische Zeitung der Serben, in Newas eine Reihe von Jahren die „Backa Vila“ von Stamatowic. Im Fürstenthum Serbien ist Belgrad der Sitz des politischen und geistigen Lebens. Hier erscheinen in der fürstlichen Buchdruckerei außer vielen Schulbüchern auch eine politische Zeitung, die Almanache „Avala“ und „Golubica“, belletristische und andere Schriften. In Montenegro (Cernagora) ist Cetigne der Sitz einiger literarischen Thätigkeit, nachdem der verstorbene Vladika P. Njegosh (s. d.) selbst als ausgezeichneter Dichter und Gelehrter seinem Volke den Tempel höherer Bildung erschlossen. Unter den lebenden serb. Dichtern sind Branko Raditschewitz und Jovan Jlij die bedeutendsten. Im Allgemeinen ist es auch die Poesie, die sich bis jetzt bei dem serb. Volksstamme am reichhaltigsten entwickelt hat. Die Wissenschaft befindet sich noch in der Entwicklung, die aber bei dem regen Geiste dieses Volksstammes unzweifelhaft ihre Blüten und Früchte treiben wird. Dagegen hat sich bei den Serben röm.-kath. Glaubens, den sogenannten Jähriern, namentlich bei den Dalmatiern, die weltliche Literatur, darunter vorzugsweise die Poesie, bedeutend früher und großartiger als bei den griech. Serben entwickelt. Bereits im 12. Jahrh. schrieb ein Priester von Ducla (Dioctea) eine zuerst in der slaw. Volksmundart verfasste, dann auch ins Lateinische übersetzte Chronik, welche letztere noch ganz, jene nur noch in Bruchstücken vorhanden ist. Aus dem 13. und 14. Jahrh. sind mehrere Handschriften des Psalter und Gebetbücher in reiner Volksmundart geblieben. Ende des 15. Jahrh. ward die Stadt und Republik Ragusa (slaw. Dubrownik) in Folge der aus Italien und Griechenland hineingetragenen Bildung ein illyr. Athen, welchen Ruhm der kleine Freistaat fast bis ans Ende seines Bestehens behauptete. Gleichzeitig blühten auch in andern Städten und Inseln Dalmatiens Literatur, Kunst und Wissenschaft. Epische, lyrische, dramatische Poesie, Geschichte und Gesetzgebung haben treffliche Werke aufzuweisen. Im 15. Jahrh. blühten als Dichter: Dargis, der ältere Mincetis und Betranis; im 16. und 17. Jahrh. Storowiz, Tschubranis, Bunis, Ranina, Gundulitsch (s. d.), Jovanitschewitz, Dalmoris u. A. Im 18. Jahrh. glänzte noch hell über Alle Djordis und neben ihm Katschis. Gegen Ende dieses Jahrhunderts verengte sich der Kreis der literarischen Thätigkeit im Süden, während sich derselbe im 19. Jahrh. im Norden, namentlich in Kroatien, zu Agram (s. d.) in Ofen-Pesth und Belgrad, zu erweitern begann. Um die dalmatisch-ragusische Mundart haben sich im Anfange des Jahrhunderts vorzüglich Appendint, Voltiggi und Stuli verdient gemacht. Sie bildet jetzt in sprachlicher und poetischer Hinsicht die Grundlage der neuesten literarischen Entwicklung bei den röm.-kath. Jähriern und kommt eigentlich erst jetzt zu ihrer künstlerischen, ästhetischen und literargeschichtlichen Anerkennung. Den Mittelpunkt dieser neuesten Thätigkeit bildet Agram.

Serbische Wojewodschaft, ein östr. Kronland, s. Wojewodschaft Serbien und Temeser Banat.

Serenade (franz. sérénade, ital. notturno), Ständchen oder Abendmusik, nennt man eine im Freien, Jemanden zu ehren, aufgeführte Musik. Diese schon den Griechen und Römern bekannte Gattung von Tonstücken ist unter südlichem Himmel entstanden und heimisch. Vorzüglich steht sie im Dienste der Liebe und Galanterie. (Vgl. Notturmo.)

Sereffaner heißen die den östr. Grenzregimentern in der Zahl von je etwa 200 beigegebenen Mannschaften, denen alle außerordentlichen Aufträge, wie Recognoscirungen in schwierigen Fällen, Gendarmerieoblast, Avantgarden- und Patrouillendienst u. s. w., aufgetragen werden. Sie sind mit langer Klinte, Pistolen und Handsabre bewaffnet, mit blauem Dolman, rother Kappe und rothem Mantel bekleidet. Die Einrichtung ist alt, und die Truppe hat sich in den frühern Kriegen durch Tapferkeit, aber auch durch Grausamkeit ausgezeichnet.

Sereth oder **Sireth** (Hierasus im Alterthum), ein linker Nebenfluß der untern Donau, entspringt im östr. Herzogthum Bukowina, etwa 9 M. südwestlich von dessen Hauptstadt Czernowitz, bei Milefuta am östlichen Fuß der Karpaten, durchfließt das Land in einem gegen N. gekrümmten Bogen 15 M. weit, indem er hier die Städte Sereth und Suczawa berührt, tritt dann in die Moldau, die er als Hauptfluß, ziemlich parallel dem Pruth, in südlicher Richtung über Roman, in einem breiten Thale durchströmt, bis er bei Adjud die völlige Ebene erreicht, und mündet, zuletzt die Grenze gegen die Walachei bildend, nach einem Laufe von 75 M. oberhalb Galacz. Flußbar wird der Sereth schon unterhalb des Dorfs Schipor, unweit seiner Quelle, fahrbar bei Kolibnesti; doch ist seine Schiffbarkeit eine sehr beschränkte. Nebenflüsse sind rechts der kleine Sereth, die Suczawa, die Moldawa, die Goldene Blstrizza, der Totrusch, die Putna und der Busco, links der Belad oder Berlad.

Sergeants at law (nach dem lat. *servientes ad legem*) bilden in England eine durch König. Auszeichnung aus den Barristergesellschaften hervorgehobene Classe. (*S. Counsel*.) Sie wurden früher mit außerordentlichem Pomp inaugurirt, wovon sich bis auf unsere Zeiten der Brauch erhalten hat, daß der Inaugurat dem Könige, den Richtern des Hofa und den anwesenden Staatsbeamten Ringe mit einem von ihm gewählten Motto überreichen läßt. Sie tragen eine violettfarbene Robe, an Galatagen aber Scharlachroth. Seit Sir Francis North, nachmaligem Lord-Siegelbewahrer unter Karl II., wurden alle *Sergeants at law* als königl. Beamte vereidigt und erhielten festen Gehalt, bis gegen 1840; jetzt nur diejenigen, welche wirklich die Krone beraten. Diese heißen auch *King's* (resp. *Queen's*) *Sergeants*.

Sergel (Joh. Tobias von), schwed. Bildhauer, geb. zu Stockholm 1740, erregte als Steinhauelehrling bei dem Baue des königl. Schlosses die Aufmerksamkeit L'Archeveque's, der ihn unter seine Schüler aufnahm. Mit königl. Unterstützung reiste er 1767 nach Italien, wo er in Rom seinen Ruhm gründete. Durch Gustav III. 1779 zurückberufen, wurde er Hofbildhauer und Professor an der Akademie der bildenden Künste. Karl XIV. Johann ließ durch ihn in Rom Karls XIII. lebensgroße Statue und eine Juno in Marmor ausführen. Später wurde er Hofintendant und starb 26. Febr. 1814. Man schätzt in seinen Werken die Tiefe und Kraft der Idee, vereinigt mit der vollendetsten Bleichheit der Formen, sowie die Energie und Grazie seines Kunststils. Unter seinen Statuen sind besonders zu erwähnen: Amor und Psyche; Diomedes, welcher das Palladium raubt; Othryades der Spartaner; ein Faun; Gustav III.; Axel Oxenstierna, welcher der Muse der Geschichte die großen Thaten Gustav Adolfs dicitirt; Mars und Venus und Venus Kallipygos. Die meisten befinden sich in dem schwed. Museum, so auch mehre Skizzen in Thon, welche beim Tode des Künstlers von der Regierung gekauft wurden. Unter den Gruppen sind zu bemerken des Cartesius Monument, auf Kosten Gustav's III. in der Adolf-Friedrichskirche errichtet; die Auferstehung Christi, ein großes Basrelief, am Altare in der St. Klarenskirche zu Stockholm; zwei Engel über dem Altare in der Domkirche zu Karlskrona; das Monument von Ehrenswärd zu Sweaborg. Auch seine Büsten in Marmor, welche die Mitglieder der königl. Familie und merkwürdige Zeitgenossen darstellen, sowie seine Medailons haben ausgezeichneten Werth.

Sergent heißen die ältern Unteroffiziere; doch kommt der Name nicht in allen Heeren vor. In Frankreich bezeichnet *Sergent-major* den Feldwebel; in ältern Zeiten wurden die Leute der Leibwache des Königs *Sergents d'armes* genannt. Im 15.—17. Jahrh. erhielten höhere Stabs-offiziere den Namen *Sergents de bataille*, auch *Sergents généraux de bataille* und hatten die Pflicht, die Aufstellung der Truppen zur Schlacht und ihre Ordnung auf dem Marsche zu überwachen, commandirten auch sogar in Abwesenheit des Oberbefehlshabers.

Sergius heißen vier Päpste. **Sergius I.**, Papst von 687—701 und Zeitgenosse des berühmten Beda, geb. zu Valermo, ist besonders dadurch merkwürdig geworden, daß er die Annahme von sechs Kanones des Concils im Trullus zu Konstantinopel (692), die bereits von seinen Gesandten unterzeichnet waren, verweigerte. Auch hatte S. auf einer Synode zu Aquileja (698) die Schriften des Theodorus von Mopsuestia, Theodoret und einen Brief des Bischofs Ibas von Edessa (die sogenannten drei Capitel) verdammen lassen, und ihm wird die Einführung des Gesangs „Agnus dei“ bei der Messe zugeschrieben. — **Sergius II.** hieß eigentlich Peter, war erst Erzpriester in Rom, dann Papst von 844—847. Er trug zur Erhöhung der päpstlichen Macht dadurch wesentlich bei, daß er die Bestätigung seiner Stuhlbesteigung vom damaligen Kaiser Lothar umging und ungeachtet des Widerspruchs von demselben sich behauptete. — **Sergius III.**, vorher Diakon, dann Papst von 904—911, als solcher aber unwürdig in der Reihe der Kirchenfürsten, gelangte durch die berüchtigten Weiber Theodora und Marozia auf den päpstlichen Stuhl, lebte mit der Marozia in wilder Ehe und zeugte, außer andern Kindern, auch den nachmaligen Papst Johann XI. — **Sergius IV.**, vorher Bischof von Alba, Papst von 1009—1012, hieß eigentlich Bocca di Porco, d. i. Schweinrüssel. Da er sich dieses Namens geschämt, soll er den Namen Sergius angenommen und seitdem die Sitze begründet haben, daß die Päpste ihren frühern Namen ablegten. — **Sergius**, Patriarch von Konstantinopel, von 608—639, vorher Diakon und ein geheimer Anhänger der Monotheliten (s. d.), unterstützte den Kaiser Heraclius in dem Streben, die Monophysiten (s. d.) mit der orthodoxen Kirche wieder zu vereinigen, und faßte auch zu diesem Zwecke die vom Kaiser 638 publizierte Ekthesis ab, welche alle Streitfragen über einen oder zwei Willen in Christus verbot, aber dabei doch die Meinung an den Tag legte, daß in Christus nur ein Wille anzuerkennen sei; sie wurde vom Papste Johann IV. auf einem Concil zu Rom verdammt.

Seringapatam oder **Seringapatnam**, die ehemalige Residenz der Nadschas von Mysore (s. d.) in Ostindien, jetzt zur brit. Provinz Mysore in der Präsidentschaft Madras gehörig, auf einer Insel des Kaverystromes, ist auf ind. Weise befestigt, hat enge und schlechte Straßen und zählt gegen 32000 E. Hyder-Ali's (s. d.) Palast am östlichen Ende der Insel war, obschon nur von Lehm erbaut, ein prachtvolles Gebäude; jetzt liegt er theils in Ruinen, theils wird er zu Kasernen und Hospitälern benutzt. Daneben ist Hyder-Ali's Mausoleum, wo er, seine Gemahlin und sein Sohn Tippe-Saib (s. d.) in Särgen von schwarzem Marmor ruhen. Am 4. Mai 1799 wurde die Stadt durch die Engländer erstimt.

Seriphos, eine kleine felsige, zu den Cycladen gehörige Insel im Ägäischen Meere, jetzt **Serpho** oder **Serphanto**, nahm mit einigen Schiffen bei der attischen Flotte an der Schlacht bei Salamis Theil und galt später unter den Römern als gefürchteter Verbannungsort. Die Insel spielt in der Mythe des Utrifus und Perseus eine bedeutende Rolle, da hier der Kasten an das Land gezogen wurde, welcher den Perseus und dessen Mutter Danae einschloß.

Sermociutio (lat.) heißt diejenige Figur in der Rhetorik, nach welcher eine entfernte Person als lebend eingeführt wird, z. B.: „Wären deine Aeltern hier, so würden sie sprechen: Laß, theures Kind, dich nicht verführen!“ Auch gehört der Fall hierher, wenn der Redner selbst sich lebend einführt, wie er zu Andern gesprochen habe.

Serös und **Serum**. Unter Serum versteht man den wässerigen Antheil des Blutes (s. d.) welcher sich in Folge Gerinnens des aus der Ader gelassenen Blutes vom Blutkuchen trennt und hauptsächlich aus Wasser besteht, in dem Salze und Eiweiß aufgelöst sind. Serös werden deshalb die normalen und abnormen Flüssigkeiten im menschlichen Körper genannt, welche eine dem Serum ähnliche Zusammensetzung haben, und Häute, die eine solche Flüssigkeit absondern (wie der Herzbeutel, das Brust- und Bauchfell, die Spinnwebenhaut u. s. w.) erhielten ebenfalls den Namen seröse Häute.

Serour d'Agincourt (Jean Baptiste Louis Georges), ein um die Kunstgeschichte des Mittelalters verdienter franz. Archäolog, geb. 1750 zu Beaubais, erwarb sich als Staatspächter Vermögen, das er zu Kunstzwecken verwendete. Anfangs nur Dilettant, wandte er sich später einem ernstern Kunststudium zu, bereiste 1777 England, Belgien, Holland und Deutschland und nahm im folgenden Jahre für immer seinen Aufenthalt in Italien, wo er 29. Sept. 1814 zu Rom starb. Sein Bestreben war darauf gerichtet, die Geschichte der Kunst vom 4.—16. Jahrh., gleichsam als eine Fortsetzung der Winkelmann'schen Untersuchungen, fortzuführen und darzulegen. Die franz. Revolutionsperiode verschlang jedoch den größten Theil seines Vermögens, so daß sein Hauptwerk, die „Histoire de l'art par les monuments depuis sa decadence au 4^{me} siècle jusqu'à son renouvellement au 16^{me}“ (6 Bde; Par. 1810—23, mit vielen Kpfen.), erst nach seinem Tode vollendet werden konnte. Außerdem besitzt man von ihm ein „Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite“ (Par. 1814).

Serpent oder **Schlangenhorn** (ital. serpentone) ist ein in Form eines S oder einer gekrümmten Schlange ungefähr acht Fuß drei Zoll langes Blasinstrument von Messingblech oder von Holz, mit Leder überzogen. Aus Frankreich, wo es von einem Kanoniker zu Auxerre, Edme Guillaume, 1590 erfunden wurde und zur Begleitung des Kirchengesangs sehr gebräuchlich war, kam es nach Deutschland, wo man sich desselben später auch bei militärischer Musik bediente. Da sein Ton weit voller, wohlkautender und stärker ist als der des Quartfagotts und des engl. Basshorns, welches sich diesem in der Form nähert, und da es auch mehr Umfang hat als diese (vom Contra-B an drei volle Octaven), so ist es namentlich zum Träger der Harmonie für Blasinstrumente, vorzüglich für militärische Musik, geeignet und vertritt hier die Stelle des Contrabasses.

Serpentin ist ein Gestein von vorwaltend grüner Färbung in den verschiedensten Nuancen, dichtem, mattem, oft splitterigem oder muscheligem Brüche, geringer Härte und Eigenschwere und sehr gering durchscheinender Beschaffenheit oder undurchsichtig. Von der schlangenförmigen Farbenzeichnung, oder weil er als Mittel gegen Schlangengift gilt, erhielt er bei den alten Griechen den Namen Ophites (von ophis, Schlange), wonach auch der dem Lateinischen entlehnte Name Serpentin (von serpens, Schlange) gebildet ist. Man unterscheidet ihn in den gemeinen und den edeln Serpentin. Der gemeine Serpentin bildet ganze Stücke Gebirge, selten einzeln Lager und ist schwärzlichgrün bis zeisiggrün, außerdem auch strohgelb, gelblichbraun, bräunlichroth, blutroth bis röthlichschwarz und rabenschwarz. Selten kommt er einfarbig vor, sondern fast immer sind zwei bis drei oder mehr Farben vereint und machen gestreifte, gestammete, geaderte, gefleckte und punktirte Zeichnungen aus. Man findet ihn in Sachsen, Schlesien,

die Flur, über die er siegte, zuerst mit einem röm. Heere den Taurus überschritt. Es erhielt sein Triumph 74 den Ehrennamen Iulianus. — Plebeische Familien der Gens Servilia waren die durch die Nomen *Geminus*, *Glaucia*, *Mallus* und *Casca* bezeichneten. *Casus Servilius Glaucia* gab 105 als Volkstribun ein Gesetz über widerrechtliche Expropiationen (*Lex Servilia repetundarum*), das wieder Ritter zu Richtern verordnete und dessen noch erhaltene Beschluß von Menze (Beil. 1825) herausgegeben worden sind. Als Prätor 100 schloß er sich dem *Lucius Apulejus Saturninus* an und fand mit ihm den Tod. — *Publius Servilius* Aulus brachte als Volkstribun im Interesse Cäsar's, der das Volk auf Unkosten des Staatshaupf für sich gewinnen wollte, einen Gesetzesvorschlag auf Vertheilung des campanischen Staatslandes, den *Cicero* als Consul 63 in drei noch erhaltenen Reden (*De toga agraria*) bekämpfte, so daß er nicht durchging. — *Publius Servilius Casca*, zum Volkstribunen für 45 v. Chr. durch Cäsar's Verwendung bestimmt, war unter den Verschworenen, die diesen 15. März 44 ermordeten, Derjenige, welcher den ersten Streich auf ihn führte; er fiel 42 bei Philipp.

Servis heißt diejenige Geldsumme, welche der nicht einquartierte Soldat zur Entschädigung für Ruche und Holz erhält. In den Kasernen wird kein *Servis* bezahlt, dagegen nennt man das Geld, welches die Commune zur Unterhaltung der Gebäude und Utensilien zu geben hat, ebenfalls *Servis*. Ist der Soldat bei den Bürgern einquartiert, wo ihm ein reinlicher, im Winter mit warmer Aufenhaltstorte nebst Bett angewiesen werden muß, so erhält er keinen *Servis*. Bei der Einführung stehender Heere im 17. Jahrh. ist auch der *Servis* angeordnet worden.

Serviten oder Diener der Heiligen Jungfrau, auch Brüder von *Maria* und *Wolke* vom Leiden Christi oder von *Monte-Senario* heißen die Mönche eines geistlichen Ordens, der 1255 zu Florenz zum Dienste der Mutter Gottes gestiftet wurde. Im J. 1259 ließen sich die Mönche auf *Monte-Senario* nieder, nahmen die Regel der Augustiner an und erhielten vom Papst Alexander IV. die Bestätigung. Durch den Stifter verbreitete sich der Orden nach Frankreich, in die Niederlande und nach Deutschland; auch nach Polen und Ungarn kam er. In Frankreich trugen die Mönche weiße Mäntel, daher nannte man sie *blancs manteaux*. Durch Papst Martin V. erhielten die Serviten die Privilegien der Bettelorden. Der Bruder *Bernhardin* von *Micciolini* erneuerte die alte Strenge des Ordens (1593); seine Anhänger hießen *Einflüchter-Serviten*. Diese und die minder strengen Serviten haben ihre wichtigste Eige jetzt noch in Italien, sind aber auch in Deutschland noch vorhanden. Zu den berühmtesten Männern des Ordens gehören *Paul Sarpi* und *Ferrarius*. Der Orden der Servitinnen, nach ihrer schwarzen Kleidung auch *Schwarze Schwestern* genannt, entstand zu *Venedig* (gest. 1284 oder 1286), verbreitete sich in die Länder, in welchen die Brüder sich niedergelassen hatten, existirt aber nur noch in wenigen Klöstern, obschon er neuerdings in *Venedig* wieder eingeführt worden. Eine von *Juliani Falconieri* um 1306 gegründete, dem heiligen Orden (Zertharier) angehörige und 1424 bestätigte Stiftung von Servitinnen, die sich 1617 zu einer Congregation gestaltete, ist ebenfalls noch vorhanden.

Servitut, Dienstbarkeit oder Gerechtsame heißt das Recht an einer Sache (das reale), das Eigenthumsrecht an derselben, dieselbe überhaupt oder zu bestimmten einzelnen Zwecken zu benutzen. Dieses Nutzungsrecht kann an einer jeden Sache stattfinden. Subjectiv kann es entweder einer Person eingeräumt (*servitus personalis*) oder wieder mit einer unbeweglichen Sache (als herrschendem Grundstück, *praedium dominans*) dergestalt verknüpft sein, daß der Besitzer desselben sein Recht auf dem dienenden, belasteten Grundstück (*praedium servientis*) ausüben darf. Das Nutzungsrecht besteht entweder darin, selbst etwas in Beziehung auf den Gegenstand desselben zu thun, z. B. Früchte davon zu ziehen, einen Weg zu gebühren (affirmative Servituten) oder dem Eigenthümer einen gewissen Gebrauch, z. B. das Verhüten seines Hauses, das Verhüten eines Fensters u. s. w., zu untersagen (negative Servituten). Zu eigenen Leistungen ist der Eigenthümer der belasteten Sache nach röm. Recht nicht verbunden. Doch gibt es im neuern europ. Rechte manche Verhältnisse, wo der Eigenthümer des belasteten Grundstücks nicht bloß etwas gewähren, sondern selbst etwas thun muß, und diese hat man nach der Analogie röm. Servituten behandelt, obgleich viele derselben sehr verschieden davon und aus der Gemeinerverbindung oder aus der Grundherrlichkeit entstanden sind. Die persönlichen Servituten bestehen bald in der vollen Benutzung einer fremden Sache und in dem Genus aller davon abfallenden Früchte (Nutzbrauch), bald in einem beschränkten Nutzungsrecht (*usus*), welches sich nur auf die eigenen persönlichen Bedürfnisse bezieht oder irgend sonst in seinem Zwecke und Umfange näher bestimmt ist, z. B. auf freie Wohnung. Grundstücksgerechtsamen (*servitutes praediorum*) müssen irgend einen bleibenden Zweck ha-

vielfach angewendetes Öl (Sesamöl) bereitet, welches sich lange hält und an Speisen wie auch in der Heilkunde Verwendung findet. Auch ist es in jenen Gegenden als treffliches kosmetisches Mittel berühmt. Die schlechtere Sorte wird zum Brennen gebraucht. Früher kam das Sesamöl auch häufig in die Apotheken Europas.

Sesostriß ist der durch Herodot in Aufnahme gekommene Name eines ägypt. Königs, welchem geschichtlich zwei Könige zum Grunde liegen, die beiden größten Pharaonen des zweiten ägypt. Reichs, welche im Anfange der 19. Manethonischen Dynastie regierten: Seti I. (etwa 1445—1394) und Ramses (etwa 1394—28), Vater und Sohn. Jener, bei Manethon Sethos oder Sethosis genannt, gab den Anstoß zu dem mißverstandenen Namen Sesostriß, für welchen Diodor, etwas treuer bleibend, Sesoosis schrieb. Beide waren große Eroberer, unternahmen ferne Kriegszüge nach Asien und hinterließen daher an vielen Orten ihr mythisches Gedächtniß, ohne daß die Thaten beider im Einzelnen auseinandergehalten wurden. Dem Sethosis werden von Manethon Siege über Cypern und Phönizien, über die Assyrier und Meder zugeschrieben. Von Ramses berichteten die theban. Priester dem Germanicus (bei Tacitus), daß er außer den Assyriern und Medern auch die Perser, Baktrer und Scythen und in Afrika die Libyer und Äthiopier überwunden habe. Unter Jenem kam (nach Lepsius) Joseph nach Ägypten und führte die großen administrativen Reformen aus, welche von Herodot und Diodor dem S. zugeschrieben werden. Unter dem Sohne wurde Moses geboren und erzogen und die Israeliten mußten Frohndienste thun bei dem Bau der Städte Pithom und Ramses, deren letztere ihren Namen von diesem Könige führte, welcher hier in einem Tempel verehrt wurde. Beide Städte lagen an dem Kanale, der von Ramses II. (nach Aristoteles, Diodor, Strabo und Plinius von S.) vom Nil unterhalb Heliopolis nach den Bitterseen hin angelegt worden war. Berühmt sind ferner die noch jetzt in der Nähe von Beirut am Ausflusse des Nahr-el-Kelb (Zylos) in Syrien sichtbaren drei Felsentafeln, welche nach Herodot von S., nach ihren Inschriften von Ramses eingegraben wurden. (S. Ramses.)

Sessi ist ein in der Geschichte des neuern Kunstgesangs durch mehrere Sängerinnen berühmt gewordener Name. Vorzüglich gehören hierher fünf Schwestern, die Töchter eines Italieners, der früher in Rom angestellt war, seit 1794 aber in Wien lebte. — Die älteste, Marianne S., geb. in Rom 1770, eine der ersten Bravoursängerinnen in Deutschland, war seit 1793 in Wien engagirt, wo sie der Kaufmann Ratorp heirathete, weshalb sie sich nun Sessi-Ratorp nannte. Später machte sie bis 1818 Kunstreisen in Italien, Spanien, Frankreich und England. Hierauf sang sie in Italien, bis sie 1836 noch ein mal nach Deutschland zurückkehrte. Seitdem lebte sie in Zurückgezogenheit und starb zu Wien 20. März 1847. Als Darstellerin machte sie kein Glück. — Die zweite Schwester, Imperatrice S., geb. zu Rom 1783, unter allen ihren Schwestern die ausgezeichnetste Sängerin, bildete sich in Wien, wo sie 1804 zum ersten mal öffentlich auftrat. Den höchsten Triumph feierte sie in Italien. Sie starb zu Florenz 25. Oct. 1808. — Die dritte Schwester, Anna Maria S., eine der gebiegensten Sängerinnen, geb. in Rom 1793, bildete sich vorzüglich durch das Talent ihrer Schwester Imperatrice. Sie trat schon in ihrem 12. J. mit ihren Schwestern öffentlich auf, zuerst in Wien, dann in Bologna; und widmete sich hierauf in Florenz noch gründlicher dem Studium des Gesangs. Sie war in Italien eine der gefeiertsten Sängerinnen, als sie sich 1811 nach Wien begab, wo sie, als die ital. Oper einging, in der deutschen auftrat. Nach ihrer Verheirathung nannte sie sich Neumann-Sessi. Sie machte Kunstreisen in Ungarn und Deutschland und war dann bis 1823 bei dem neuerrichteten Stadttheater in Leipzig engagirt. Später ging sie nach Pesth, wo sie das Unglück hatte, plötzlich ihre Stimme zu verlieren. Sie beherrschte ihre durchdringende Stimme mit seltener Gewalt und eignete sich durch ihren kräftigen Vortrag besonders für den großen, leidenschaftlichen Gesang. — Die beiden jüngern Schwestern, Vittoria S., geb. 1798, und Karoline S., zeichneten sich ebenfalls als Sängerinnen aus, traten aber in Folge ihrer Verheirathung sehr bald von der Bühne ab. — Noch ist zu erwähnen Maria Theresia S., die sich als Sängerin ebenfalls in Wien bildete und 1825—28 großes Aufsehen in Süddeutschland, sowie in Paris und London machte, später aber in ihrem Gesange zurückgegangen zu sein scheint.

Sesterz (numus sestertius), eine röm. Silbermünze von 2½ As Werth, daher der Name sesqui-tertius, die mit der Verschlechterung des As zugleich sank. Der Sesterz war der vierte Theil des Denar und ¼ Quentchen schwer. Sesterzien waren zur Zeit der Republik die gewöhnliche Rechnungsmünze. Sestertia (SS) waren 1000 Sesterzien, bina SS 2000, dena SS 10000 und centena SS 100000 Sesterzien. Sestertium (nämlich pondus) dagegen bezeich-

nete die Hunderttausende und mit den Adverbien verbunden die größern Summen, z. B. de-
cies sestertium, eine Million, vicies sestertium, zwei Millionen, u. s. w. Wegen ihrer Klein-
heit sind die Sesterzien ziemlich selten. Vgl. Gronov, „De sestertiis“ (Amst. 1656).

Sestine, eine lyrische Versform, welche sechs sechszeilige Strophen und eine dreizeilige um-
faßt. Die Form ist provenzalischen Ursprungs. Unter Petrarca's Gedichten sind mehrere treff-
liche Sestinen. Überhaupt ist sie wol von den Italienern und nächst diesen von den Spaniern am
meisten ausgebildet worden. In neuester Zeit hat man sie auch in die deutsche Poesie verpflanzt.

Sestini (Domenico), einer der größten Münzkenner, geb. zu Florenz 10. Aug. 1750 und
gebildet in dem Collegium seiner Vaterstadt, erhielt, nachdem er sich durch eine Abhandlung über
einen Codex des Virgil (Flor. 1774) empfohlen, vom Fürsten Biscari den Auftrag, dessen
Museum zu Catania zu ordnen, und hier wendete er sich ausschließend den numismatischen
Studien zu. Von Sicilien ging er nach Konstantinopel, wo ihn der engl. Gesandte Sir Rob.
Ainslie mit der Bildung seiner nachmals so berühmt gewordenen Münzsammlung beauftragte.
Im J. 1780 wandte er sich wieder nach Konstantinopel, von wo aus er Kleinasien durch-
wanderte, und seine in mehrere Sprachen übertragenen Reiseswerke stehen noch gegenwärtig we-
gen ihrer Genauigkeit und Vollständigkeit im Werthe. Hierauf besuchte er auch Deutschland,
wo er sich namentlich in Berlin aufhielt und vom König von Preußen einen Jahresgehalt er-
hielt. In dieser Zeit ließ er seine „Lettere e dissertazioni numismatiche sopra alcune me-
daglie rare della collezione Ainsliana etc.“ (8 Bde., Livorno 1789—1805) und die „Clas-
ses generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico“ (2 Bde.,
Lpz. 1796; 2. Aufl., Flor. 1821), erscheinen, welchem erstern Werke sich die Beschreibungen
von Knobelsdorf u. A., sowie der berliner und gothaischen Sammlungen als Band 6—9 (Berl.
1804—9) angeschlossen. Im J. 1810 besuchte er Paris und wurde sodann von der Großherzo-
gin Elisa Bacciochi von Toscana zum Antiquar und Bibliothekar ernannt, welche Stelle er
1814 bei der Rückkehr des Großherzogs Ferdinand III. verlor. Hierauf übernahm er die Ord-
nung des Hedewar'schen Museums, sowie die Beschreibungen der königl. Münzsammlung zu
München, der des Königs Christian VII. von Dänemark und des Museums zu Triest. Auch
hatte er inzwischen seine vortreffliche Abhandlung über die alten Stateren (1818) und die
Münzen des Achäischen Bundes geschrieben und neue „Lettere e dissertazioni numismatiche“
(9 Bde., Mail. 1813—20) erscheinen lassen. Seine großen Verdienste bewogen endlich auch
den Großherzog Ferdinand, ihm den Titel als Antiquar und Professor an der Univer-
sität zu Pisa zu verleihen und einen Jahresgehalt auszusetzen. Hierauf erschienen seine Be-
schreibung des Hedewar'schen Museums (7 Bde., 1828—30) und die der griech. Medaillen
der Chaudoir'schen Sammlung (1831). Er starb zu Florenz 8. Juni 1832. Seine Bibliothek
und Manuscripte ließ der Großherzog Leopold II. von Toscana ankaufen. Unter letztern befin-
det sich auch sein „Systema geographicum numismaticum“ in 14 Folioebänden.

Seth, der dritte Sohn Adam's, wird in der Heiligen Schrift als der Stammvater der
Sethiter erwähnt, die sich vor den Kainiten lange Zeit durch ein Gott wohlgefälliges Leben
auszeichneten. Eine den Dphiten verwandte gnostische Sekte des 2. Jahrh. n. Chr., die Sethia-
ner, behauptete, daß S. in der Person des Messias wieder auf Erden erschienen sei, und rühm-
ten sich, mehrer Bücher von ihm zu besitzen.

Seti, auch Sati, Sate gelesen, ist der Name einer weiblichen Gottheit der Ägypter, welche
in deren Göttersystem zur ersten Ordnung gehört. Sie erscheint in der Regel als eine der beiden
Begleiterinnen des Kneph. Der Name selbst bedeutet Strahl. Jedenfalls ist sie mit der Sothis,
dem Sterne der Nilüberschwemmung, identisch. — Seti, ägyptischer Königsname, von Man-
thon Sethos oder Sethosis genannt. Es gab zwei Könige dieses Namens, beide der 19. Ma-
nethonischen Dynastie angehörig. Seti I. war der mächtige Pharao, welcher von Herodot und
Andern durch ein Namensverderbniß Sesostris genannt wird und welchem unter diesem Namen
außerdem auch die Kriegsthaten seines Sohnes Ramses II. zugeschrieben werden. (S. Seso-
stris und Ramses.) Ihm gehörte das schönste thebanische Felsengrab zu, welches von Belzoni
geöffnet wurde. Sein Sarkophag aus Alabaster befindet sich jetzt in London. Seti II. war der
Sohn des Menephthes, des Pharao des Auszugs, der Enkel Ramses' II.

Setuval oder Setubal, von den Ausländern auch St.-Abes oder St.-Yves genannt, eine
portug. Stadt, $4\frac{1}{2}$ M. südöstlich von Lissabon, an der Bai gleiches Namens, besteht eigentlich
aus zwei Orten, die durch eine Brücke miteinander verbunden sind, zählt 15000 E. und hat ei-
nen ziemlich geräumigen, mit Leuchthurm und breiten Quais versehenen Hafen, ein Arsenal
und alte Festungswerke. Die Stadt mit ihren engen Straßen und kleinen, aber hübschen Häu-

fern ist an sich unbedeutend, aber durch den Handel mit Wein und vorzüglichem Seesalz, welches hier in etwa 500 Gruben gewonnen wird, von Wichtigkeit. Auch treiben die Bewohner Fischerei, Handel mit Öl, Südfrüchten und Fischen, sowie lebhaften Küstenhandel. Jährlich laufen etwa 800 meist nord. Schiffe in den Hafen ein und aus. S. ist das alte röm. Cetobriga. Fischer bauten die von den Arabern zerstörte Stadt später auf der andern Seite des Flusses wieder an und nannten sie mit einiger Veränderung des Namens Setubal.

Seuche (lues) ist eigentlich der allgemeine Ausdruck für eine weitverbreitete Volkskrankheit, für eine Epidemie (s. d.) oder Endemie (s. d.), sind zugleich für weitverbreitete Thierkrankheiten. Die Ursachen der Seuchen unter Menschen und Thieren sind im Allgemeinen dieselben, im Einzelnen aber natürlich nach der Lebensweise jeder einzelnen Gattung und Art, den Nahrungsmitteln, den sie treffenden äußern Einflüssen u. s. w. sehr verschieden. Große Weltseuchen pflegen oft neben den Menschen auch mehrere Thierclassen, zahme und wilde, zu ergreifen. Neben der Thierheilkunde, die sich zunächst mit den Seuchen beschäftigt, steht die medicinische Polizei in wichtigem Bezuge zu ihnen, indem sie nicht nur die weitere Verbreitung zu verhindern, sondern auch den schädlichen Einflüssen derselben auf den Menschen vorzubeugen als eine ihrer Aufgaben betrachtet. Vgl. Schnurrer, „Chronik der Seuchen“ (2 Bde., Tüb. 1823—24); Körber, „Handbuch der Seuchen und ansteckenden Krankheiten“ (Quedlinb. und Lpz. 1835).

Seume (Joh. Gottfried), deutscher Dichter, wurde 29. Jan. 1763 in Poserna bei Weissenfels geboren, wo sein Vater Bauer war. Als Lepterer verstorben, nahm sich der Graf von Hohenhausen-Knauthain des Knaben an, brachte ihn auf die Schule in Borna, dann auf die Nikolaischule in Leipzig und nachher auf die dasige Universität, wo er Theologie studiren sollte. Doch S. konnte sich mit der damaligen Theologie nicht befreunden. Er verließ Leipzig, um zunächst nach Paris zu gehen, fiel aber sehr bald Werbern in die Hände und wurde in hess. Diensten nach Amerika eingeschifft. Nach der Heimkehr aus Canada, wo er bis zum Frieden gefochten, gerieth er unter preuß. Werber und wurde wieder als gemeiner Soldat nach Emden gebracht. Hier entfloß er zwei mal, wurde aber wieder eingeholt und entging nur auf vieles Fürbitten der Todesstrafe. Ein wackerer Bürger, der sich mit 80 Thln. für ihn verbürgte, verschaffte ihm Urlaub. Nun ging er nach Leipzig, fest entschlossen, nicht zurückzukehren. Er bezahlte die verbürgte Summe von dem Honorar für seine Übersetzung des engl. Romans „Honorie Warren“ (1788) und widmete sich nun den Wissenschaften. Als Secretär des russ. Generals Igelfström kam er 1793 nach Warschau und erhielt eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Während des Kampfes der Polen gegen die Russen wurde er zum poln. Gefangenen gemacht. Nach seiner Befreiung ging er wieder nach Leipzig, wo er Unterricht im Englischen ertheilte und seine „Wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794“ (Lpz. 1796), „Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland“ (Zür. 1797) und seine „Doblen“ (2 Bde., 1797) herausgab. Später übernahm er das Amt eines Correctors in der Druckerei seines Freundes Götschen zu Grimma. Um diesem Geschäfte nicht zu erliegen, machte er, kurz nachdem seine „Gedichte“ (Lpz. 1801) erschienen, eine Fußreise von neun Monaten, auf welcher er Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte. Eine ähnliche Fußreise machte er 1805 über Petersburg, Moskau durch Finnland nach Schweden. Jener Reise ist sein „Spaziergang nach Sprakus“ (3 Bde., Braunschw. und Lpz. 1802; 4. Aufl., 1815—17), dieser „Mein Sommer im J. 1805“ (Hamb. 1806; 2. Aufl., 1815) gewidmet. Die Vorrede der letztern Schrift ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Nach langen körperlichen Leiden starb er 13. Juni 1810 zu Leipzig. Als Mensch verdient S. große Anerkennung. Lebenserfahrungen, besonders eine unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelassen, ohne daß er sie haßte oder ihre Güter verachtete. Er hatte aber Kraft genug, was ihm versagt war, zu entbehren, und war stolz genug, kein Verlangen danach zu äußern. Diese Charakterfestigkeit spricht sich auch in allen seinen Gedichten und Schriften aus und verleiht ihnen einen eigenthümlichen, nicht geringen Werth, während sie in künstlerischer Beziehung, sowol was die Form der Darstellung, als was die Durchbringung und Regelung des Stoffs betrifft, mancherlei Unvollkommenheiten an sich tragen. Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen in zwölf Bänden (Lpz. 1826—27) und in Einem Bande (herausgegeben von Adolf Wagner, Lpz. 1835; neue Aufl., 1837). Die von ihm begonnene Selbstbiographie wurde von Glorius beendet (Lpz. 1813).

Sevel, ägyptischer Gott, so viel als Sebat (s. d.).

Sevennen, s. Eevennen.

Severn (franz. Saverne), bei den Alten Sabrina, hinsichtlich der Größe und Wichtigkeit nach der Themse der zweite Fluß Englands, entspringt in einem kleinen See auf der Ostseite des Plinlimmungebirges in der Grafschaft Montgomery, und führt anfangs bis Llanidloes den alten Namen Hafren. Innerhalb Wales fließt er gegen Nordost über Newtown und Welshpool, wo er schiffbar wird, tritt ostwärts in die engl. Grafschaft Shrop, durchströmt dieselbe in südöstlicher, dann in südlicher Richtung die Grafschaft Worcester als ein breiter, tiefer und ruhig flutender Strom und wendet sich endlich in die Grafschaft Gloucester, wo er unterhalb Gloucester bereits unter dem Einfluß der Ebbe und Flut steht. Nach vielen Krümmungen wendet er sich bei Nash-Point südwestlich, bis er bei der Einmündung des Avon (von Bristol her) seinen Namen gegen den des Bristolkanals (Bristol Channel) vertauscht und weit ausgebreitet sich unbemerkt im Atlantischen Ocean verliert. Bis zur Mündung des Avon hat die S. eine Länge von $46\frac{1}{4}$ M. Ihr Becken umfaßt, den Bristolkanal als dessen Erweiterung mitgerechnet, ein Areal von $547\frac{1}{2}$ QM. Ihre ansehnlichsten Nebenflüsse sind rechts der Teme, der durch seine romantische Scenerie berühmte Wyre und der Ust, links der Wyrnwy, Tern, Stour, der Upper-Avon und der schon erwähnte Lower-Avon. Durch zahlreiche Kanäle ist die S. mit der Themse, dem Trent, Humber und Mersey verbunden und bildet so die Pulsader des Schiffsahrts- und Handelsverkehrs im südwestlichen England. Der salmenreiche Fluß ist aufwärts bis Welshpool $32\frac{1}{2}$ M. weit ohne alle Schleusen schiffbar. Das ganze weite Thal, welches die S. durchfließt, ist ein Bild natürlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Der schönste Theil desselben liegt zwischen Gloucester und Worcester und heißt vorzugsweise **Vall of Severn**.

Severus (Cornelius), ein röm. Dichter im Zeitalter des Augustus, um 25 v. Chr., verfaßte ein Gedicht über den sicilian. Krieg, wovon er jedoch nur das erste Buch vollendete, und ein anderes auf den Tod des Cicero, das von Einigen nur für einen Theil des zuerst genannten gehalten wird. Nur von diesem letztern hat uns Seneca ein Bruchstück erhalten, welches in Bernsdorfs „Poetae Latini minores“ (Bd. 4) erläutert ist. Dagegen gehört das noch vorhandene, früher ihm beigelegte Gedicht „Aetna“ wahrscheinlich einem spätern Verfasser an, vielleicht dem jüngern Lucilius.

Severus (Lucius Septimius), röm. Kaiser von 193—211 n. Chr., geb. aus einer röm. angesehenen Familie zu Leptis in Afrika 146, bekleidete unter Commodus das Consulat und erhielt dann die Befehlshaberschaft über die pannonischen Legionen, von denen er auf die Nachricht von des Pertinax (s. d.) Ermordung zum Kaiser ausgerufen wurde. Er eilte sofort nach Rom, wo der Senat den Didius Julianus (s. d.) absetzte, hinrichten ließ und ihn anerkannte. Nachdem er die Prätorianer wegen ihres Frevels an Pertinax aufgelöst und sich aus den Legionen eine neue Leibwache von 50000 Mann gebildet, brach er gegen Pescennius Niger, den die syrischen Legionen zum Kaiser ernannt hatten, auf und schlug ihn in drei Schlachten, zuletzt bei Issus in Cilicien 194. Die Anhänger des Pescennius, der auf der Flucht fiel, hatten sich in Byzanz gesammelt. S. nahm die Stadt und ließ die Besatzung und viele Einwohner tödten, die andern als Sklaven verkaufen. Hierauf wendete er sich gegen den von den gallischen Legionen zum Kaiser ernannten Clodius Albinus, den er bis dahin durch den Cäsartitel beschwichtigt hatte. Die Schlacht bei Lugdunum (Lyon) im Febr. 196 endete nach hartem Kampf glücklich für S. Clodius tödete sich selbst; seine Anhänger wurden auf das grausamste verfolgt und über 40 Senatoren, die ihn begünstigt hatten, in Rom hingerichtet. Nach längerem Aufenthalt im Orient, wo er die Parther demüthigte, kehrte er 199 nach Rom zurück. Hier ordnete er die Rechtspflege und die Verwaltung und bewies sich dabei streng, einsichtig und sparsam, aber häufig auch leidenschaftlich und hart. Nur gegen seine und seiner Gattin Julia Domna früh verberbten Söhne Caracalla (s. d.) und Geta, die er zu Mitregenten ernannt hatte, und gegen seinen Günstling, den Praefectus Praetorio Plautianus, war er allzu nachsichtig und gegen die Soldaten zu freigebig. Nachdem Caracalla 204 den Letztern vor seinen Augen hatte tödten lassen, erhob S. den berühmten Papinianus an seine Stelle, der nun mit den nicht minder großen Rechtsgelehrten Ulpianus und Paulus, seinen Beisitzern, die Leitung der Rechtspflege und bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübte. S. selbst ging 208 nach Britannien, um die Caledonier zu züchtigen. Bevor er hier seinen Plan, die Insel durch Ausrottung der Caledonier ganz zu unterwerfen, ausführen konnte, starb er 211 zu Eboracum (York), voll Kummer über die Verberbtheit seiner Söhne.

Severus (Sulpicius), ein christlicher Geschichtschreiber aus Aquitanien in Gallien, geb. um 363 n. Chr., gest. um 410, erwarb sich erst als Anwalt vor Gericht durch Beredsamkeit großen Ruf, entsagte aber später aus Gram über den Verlust seiner Gattin allen öffentlichen Geschäf-

ten und lebte nur den Wissenschaften. Unter seinen historischen Schriften ist die bedeutendste die „*Historia sacra*“ in zwei Büchern, worin er mit Präcision und in einem noch ziemlich guten lat. Stile, daher man ihn auch den christlichen Sallustius nannte, die Begebenheiten von der frühesten bis auf seine Zeit erzählt. Die besten Ausgaben sind die mit den Anmerkungen von Vorstius und Clericus (2 Bde., Lpz. 1709) und von de Prato (3 Bde., Verona 1741). Auch schrieb S. eine „*Vita sanoli Martini*“.

Sévigné (Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von), eine durch ihre Briefe berühmte Französin, wurde 1626 zu Paris geboren. Sie verlor ihren Vater, einen wüthenden Raufbold, zeitig und erhielt durch einen Verwandten, den Abbé de Coulanges, eine gelehrte, besonders philologische Bildung. Außerdem hatte sie Gelegenheit, an dem Hofe Ludwig's XIII. ihre geselligen Talente auszubilden. Weniger durch Schönheit als durch Anmuth und Geist ausgezeichnet, verheirathete sie sich 1644 mit dem Marquis Henri de S. Aus dieser Ehe entsprangen ein Sohn, Charles, und eine Tochter, Françoise Marguerite, die sich 1669 mit dem Grafen von Grignan vermählte und unter diesem Namen bekannt wurde. Der Marquis von S. erkalte indessen bald in der Neigung für seine Gemahlin und schickte dieselbe in die Bretagne, während er zu Paris mit Ninon de Lenelos und andern berühmten Frauen lebte. Er starb 1651 in einem Duell. Die Marquise widmete sich gänzlich der Erziehung ihrer Kinder und kehrte erst nach drei Jahren an den Hof zurück. Ihre sittliche Strenge sowie ihre Theilnahme an der Coetterie der sogenannten Précieuses im Hôtel Rambouillet zogen ihr viele Spöttereien zu. Vergeltend warben Turenne, Conti, ihr Cousin Bussy, Fouquet u. A. um ihre Gunst. Im J. 1671 erhielt ihr Schwiegersohn, der Graf von Grignan, das Gouvernement der Bretagne, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte. Diese Trennung verwandelte bei der Mutter die Liebe zur Tochter in eine schwärmerische Leidenschaft, und es begann zwischen Beiden jener berühmte Briefwechsel, der 25 J. ohne Unterbrechung dauerte. Die Briefe der Marquise offenbaren ein reines weibliches Gemüth, einen feinen, gebildeten Geist und eine zarte, leicht erregbare Phantasie. Ihr Stil ist gewandt und correct, der Ausdruck natürlich, treffend und reich. Dessenungeachtet erhebt sich eigentlich die Verfasserin nicht über die Anschauungsweise ihrer Zeit. In den letzten Jahren hielt sie sich bei ihrer kranken Tochter in der Provence auf, die sie pflegte. Sie starb daselbst auf dem Schlosse Grignan 18. April 1696 an den Blattern. Eine erste Sammlung der „*Lettres de Mad. de S. à sa fille*“ (2 Bde., Rouen und Haag) erschien 1726. Der Ritter Perrin veranstaltete 1734 eine Ausgabe in vier Bänden, an die sich 1737 noch zwei Bände angeschlossen. Als Freund der Familie verschaffte sich Perrin auch die Materialien zu erklärenden Noten, die er bei der vollständigen Ausgabe von 1754 (8 Bde., Par.) benutzte. Hierauf folgten die Ausgabe von Baucelles (10 Bde., Par. 1801), die von Grouvelle (8 Bde., 1806), endlich die in jeder Hinsicht vorzügliche von Monmerqué und St.-Surin (10 Bde., Par. 1818—19, nebst Supplementband, 1820). In neuerer Zeit besorgten Ausgaben Gault de St.-Germain (12 Bde., Par. 1823) und Lefèvre (6 Bde., 1843). Walfenaër veröffentlichte „*Mémoires touchant la vie et les écrits de Mad. de S. etc.*“ (2 Bde., Par. 1842—43). — Die Gräfin Françoise Marguerite von Grignan, geb. 1648, gest. 13. Aug. 1705, war eine sehr schöne Frau und von philosophischer Geistesbildung. Der Ernst und die Kälte, welche sie in ihren Briefen verräth, bilden einen völligen Gegensatz zum Charakter der Mutter. Eine ihrer Töchter, die Marquise von Simiane, geb. 1674, gest. 1737, erscheint in den Briefen als der Abgott der Frau von S. — Charles, Marquis von S., geb. 1647, zeichnete sich in mehreren Feldzügen aus, wurde, gleich seinem Vater, von der Ninon verführt und starb kinderlos 27. März 1713.

Sevilla, früher ein Königreich Spaniens in Andalusien (s. d.), das etwa 500 QM. umfaßte und 1822 in die Provinzen Sevilla, Cadix und Huelva getheilt ward. — Die Provinz Sevilla, wozu ein kleiner Theil von Extremadura geschlagen wurde, zählt auf 216½ QM. 420000 E. — Der Hauptort der Provinz wie früher des gleichnamigen Königreichs ist Sevilla, die größte Stadt Spaniens, nach Madrid die zweite im Range, nach dieser und Barcelona die volkreichste, in einer Ebene am linken Ufer des Guadalquivir gelegen, der Sitz eines Erzbischofs, des Generalcapitans von Andalusien, eines königl. Obergerichts (Audiencia real) und einer Universität. Die Stadt wird von einer Mauer mit 100 Thürmen umgeben, hat mit ihren Vorstädten einen Umfang von 3½ M. und 100500 E. Die Gegend ist sumpfig, die Straßen sind eng, aber die Häuser großartig, mit platten Dächern und maurischen Verzierungen. Als Sehenswürdigkeiten sind zu erwähnen: die Kathedrale, 1401—1519 auf dem Fundamente der frühern Hofmoschee aufgeführt, ein imposantes Gebäude, die größte und herrlichste Kirche in Spanien, reich an Kostbarkeiten und an Gemälden der besten span. Meister, worun-

ter der Knieende heil. Antonius von Murillo das berühmteste, mit zahlreichen Kapellen, fünf Schiffen, 90 trefflich gemalten Fenstern, einer großen Orgel, sowie mit dem Grabdenkmale des Christoph Columbus, in welchem die Reste seines Sohnes Ferdinand ruhen. Daneben findet sich der schöne Thurm Giralda, 364 F. hoch, inwendig so gebaut, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. Ferner der großartige königl. Palast Alcazar, die ehemalige Residenz der maurischen Könige, worin 1478 die Inquisition ihr erstes Tribunal errichtete, seit dem 13. Jahrh. bis auf die neueste Zeit mannichfach verändert; der erzbischöfliche Palast, die Münze, das Kapuzinerkloster mit Gemälden von Murillo, das Karthäuserkloster vor der Stadt mit schönen Gemälden und großem Garten, das von Murillo gestiftete und durch seine Meisterwerke geschmückte Hospital de la Caridad oder Caritas; das Amphitheater zu den Stiergefechten, das größte dieser Art in Spanien; die maurische Wasserleitung (Caños de Carmona), welche 400 Bogen hat; die Alameda, ein großartiger öffentlicher Spaziergang, und die Promenade Paseo am Guadalquivir, las Delicias genannt; die große, 1757 errichtete, von Gräben mit Zugbrücken umschlossene königliche oder Nationaltabacksfabrik, ein Meisterstück der Baukunst; das Handelstribunal (el Consulado), gewöhnlich die Börse (la Lonja) genannt, als solche unter Philipp II. erbaut, aber jetzt zu verschiedenen andern Zwecken dienend und im obern Geschos das amerik. Archiv enthaltend. Die Universität zu S. (in dem ehemaligen Jesuitencollegium) wurde 1504 gestiftet. Sie ist im Besiz einer Bibliothek von 20000 Bänden und zählt 1000—1200 Studenten. Außerdem sind in S. noch zu bemerken: die königl. Schule Santelmo, worin Seelenkinder erzogen werden, die Akademie der schönen Wissenschaften, die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, das Museum und mehrere andere Gemäldesammlungen. Die Seidenfabrikation, obgleich bei weitem nicht mehr so blühend wie ehemals, beschäftigt doch immer noch viele Webstühle. In der Vorstadt Triana, am rechten Ufer des Guadalquivir, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist, befindet sich die große königl. Stüßgießerei. Sonst war S. die Niederlage des ganzen Nationalverkehrs und die größten Schiffe konnten bis zur Stadt kommen; jetzt ist der Fluß so versandet, daß nur kleinere Schiffe ihn befahren können, und der Handel hat sich nach Cadix gezogen. Doch treibt S. immer noch lebhaften Handel, sowol mit Manufactur- und Colonialwaaren als mit Wolle, Öl, Südfrüchten, Safran und Süßholz. S., das alte Hispalis, schon unter den Römern ein sehr ansehnlicher Ort, galt unter den Vandalen und Westgothen als die Hauptstadt des südlichen Spanien. Im J. 590 und 619 wurden hier die beiden Concilia Hispalensia abgehalten. Im 8. Jahrh. fiel die Stadt in die Hände der Araber, die sie Ishbilijah nannten und unter denen sie zur bedeutendsten Stadt der Halbinsel emporblühte und 400000 E. zählte. Seit 1026 war sie Siz des maurischen Königreichs der Abadiden oder Beni-Abad, 1091 kam sie in Besiz der Almoraviden, 1147 der Almohaden. Am 22. Nov. 1248 wurde sie nach 18monatlicher Belagerung von Ferdinand III. von Castilien erobert und blieb seitdem im Besize der Christen. Damals wanderten gegen 300000 E. größtentheils nach Granada und Afrika aus. Noch im 17. Jahrh. zählte S. 130000 Menschen, die mit Seidenweberei und andern Gewerben beschäftigt waren. Seit 1501—1726 hatte S. den ausschließlichen Handel mit Amerika. Jährlich gingen von ihr die 12 Galeonen nach Portobello und (seit 1547) die 15 Schiffe nach Veracruz. Seitdem sich aber der Handel 1726 nach Cadix zog, gerieth auch die Gewerbsthätigkeit in Verfall. Zu S. bildete sich 27. Mai 1808 die span. Centraljunta gegen die Franzosen, die sich bei dem Vorrücken derselben 1. Febr. 1810 nach Cadix zurückzog. Auch die Cortes flüchteten sich 1823 von Madrid nach S. und entführten den König von hier nach Cadix.

Sèvre ist der Name von zwei Flüssen im nordwestlichen Frankreich. Die Sèvre-Mantaise entspringt in der Bergebene Gâtine, nimmt rechts die Moine, links die Maine auf und ergießt sich nach einem Laufe von 17 M. Nantes gegenüber in die Loire. Die Sèvre-Niortaise entspringt etwa 7 M. südöstlicher bei dem Dorfe Sepvret und mündet nach einem Laufe von 19 M., wovon $9\frac{1}{2}$ (von Niort an) schiffbar, und nach Aufnahme der Autise und Vendée in einer sumpfigen Gegend in das Atlantische Meer, zwei M. nördlich von La Rochelle. Nach diesen zwei Flüssen ist das Depart. Deux-Sèvres genannt, welches die Quellen beider und die größere Stromstrecke der Sèvre-Niortaise als ihren Hauptfluß enthält. Dasselbe ist aus Theilen von Poitou, Anis und Saintonge zusammengesetzt und zählt auf $110\frac{1}{2}$ QM. 323600 E. Die Bergebene Gâtine, eine nordwestliche Verlängerung der Gebirge von Limousin, ein wechselvolles, stark bewaldetes Granitplateau von 432 F. mittlerer Höhe, nimmt fast ein Drittel des Areal's ein. Es enthält viele fischreiche Teiche und die Quellen vieler kleiner Flüsse, von denen die beiden Sèvres, der Thoué, die Boutonne, der Argenton, der Lambon, die Autise, der Mignon und die beiden Dives nennenswerth. Auch fehlt es nicht an Sümpfen im Süden

und Nordosten. Das Klima ist kühl, feucht und in manchen Gegenden ungesund. Der Boden ist in den Thälern fruchtbar, der Ackerbau aber, der die gewöhnlichen Producte des westlichen Frankreich liefert, wird lässig betrieben. Ausgedehnte Weiden und Wiesen unterstützen die Viehzucht, welche einen Haupterwerbszweig des Landes bildet. Das Mineralreich bietet Eisen, Antimonium, Mühl- und Feuersteine und Salpeter. Die besuchteste der Mineralquellen ist die von Bilazay unweit Thouars. Die Gerberei und Handschuhfabrikation bilden die Hauptzweige der Industrie. Außerdem bestehen Fabriken in Leinwand, Wollen- und Baumwollenzegen, Strumpfwaaren, Leder u. s. w.; ferner Papiermühlen, Hohöfen, Töpfereien und zahlreiche Brannweinbrennereien. Der Handel ist lebhaft, hauptsächlich mit Maulthieren und Maulsefeln, Pferden, Getreide, Mehl, Holz, Brannwein u. s. w. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Niort, Bressuire, Melle und Parthenay. Die Hauptstadt Niort, an der Sèvre-Niortaise, in schöner Umgebung gelegen, früher befestigt, hat ein Rathhaus, welches ehemals den Palast der Eleonore von Aquitanien bildete, einen Donjon des ehemaligen festen Schlosses für Strafgefangene, schöne Kasernen, ein Communal-College, eine Zeichen- und Malerschule, einen botanischen Garten, verbunden mit einer Schule für Landwirthschaft, ein Athenäum für Kunst und Wissenschaft, eine Manufacturenkammer, eine sehr gewählte öffentliche Bibliothek und zählt 18800 gewerbthätige Einwohner.

Sèvres, eine Landstadt von 7000 E., zwei Stunden westlich von Paris, an der großen Straße nach Versailles, ist berühmt durch seine prächtige Porzellanmanufactur. Die Anstalt wurde 1738 im Schlosse Vincennes gegründet, aber 1755 von den Generalpächtern, welche sie angekauft hatten, nach S. verlegt. Auf Bitten der Pompadour kaufte Ludwig XV. 1759 die Manufactur von den Generalpächtern, und seitdem gehört sie zu den franz. Krondomänen. Die Anstalt besitzt ein in seiner Art einziges Museum, nämlich eine Sammlung von ausländischen Porzellanfabrikaten und den zu ihrer Verfertigung gebräuchlichen Materialien, eine Sammlung von inländischen irdenen und PorzellanGeschirren nebst den Thonarten, woraus sie gemacht sind, und eine Sammlung Modelle von allen kostbaren Vasen, Servicen, Figuren, Statuetten u. s. w., die in der Manufactur seit ihrer ersten Einrichtung fabricirt worden sind. Das ursprünglich in S. verfertigte Porzellan, das sogenannte weiche Porzellan (*Porcelaine tendre*), war eine Mischung von Glas und Erdenarten, die sich durch Fluß verbinden ließen. Es wurde aber aufgegeben wegen seiner schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit der Arbeiter. Das gegenwärtig fabricirte Porzellan, das sogenannte harte Porzellan (*Porcelaine dure*), besteht aus Porzellanerde von Limoges, Alkali, Salpeter und Kiebsand, wozu in flüssigem Zustande Thon hinzugethan wird. Es erfordert große Hitze, bis es hart wird, kann aber nur durch Holz gebrannt werden. Die Glasur bringt man mit Feldspath heraus. Das sogenannte *Biscuit de Sèvres* ist die unglasirte Substanz. Das Fabrikat von S. ist vollkommener als das aller andern Manufacturen in Frankreich, obschon dieselbe Masse allenthalben gebraucht wird. Das weiße Porzellan ist theurer als das jeder andern Manufactur, wegen der kostbarern und schwierignern Formen und Arten der Waaren. Die bei der Fabrik angestellten Maler sind namhafte Künstler; die Zahl der Arbeiter beläuft sich auf 200. Die Manufactur, die bei weitem nicht ihre Kosten deckt, wird auf Rechnung des Staats unterhalten, und die vorzüglichsten Stücke, die sie liefert, werden jedes Frühjahr zu Paris mit den Arbeiten der Gobelinsfabrik ausgestellt.

Sewastopol oder Sebastopol, eine neue, an der Stelle des Tatarendorfs Achtsar ober Achtsar unter Katharina II. 1786 gegründete Stadt des russ. Gouvernements Taurien, in einer dürrn, kahlen Gegend an der Südwestküste der Krim (s. d.), in Form eines Amphitheaters an einer Anhöhe hinangebaut, besitzt in seiner 2 St. weit von Südwesten her in das Land eindringenden Bai einen der geräumigsten und sichersten Hafen der Welt, der darum zum Kriegshafen und zur Station der gesammten russ. Kriegsflotte des Schwarzen Meeres gewählt worden ist und wegen seiner Lage und großartigen Befestigungswerte von der Meeresseite für uneinnehmbar gilt. Die Hafenbai ist 1 M. lang, hin und wieder $\frac{1}{4}$ M. breit, hat eine Tiefe von 60—70 F., vortrefflichen Untergrund und am Eingang ein so schmales Fahrwasser, daß kaum zwei leichte Kriegsschiffe nebeneinander laufen können. Sie verzweigt sich nach allen Richtungen in fünf durch vorspringende Landzungen geschiedene kleinere Baien, die ebenso viele natürliche Häfen bilden und vollkommen sicher sind. Die erste derselben bildet den Handelshafen, geschützt durch die Batterien der zwei äußersten Forts Alexander und Konstantin, mit je 160 Kanonen. Weiterhin folgt der Kriegshafen, der aus zwei Theilen besteht, dem großen für die wehrhaften und dem kleinen für die abgetakelten Kriegsschiffe. Beide sind durch die unmittel-

telbar dahinter aufsteigenden Kalkfelsen vor allen Stürmen gesichert und, wie die Stadt selbst, gegen feindliche Angriffe durch das neuerbaute Fort Nikolaus, das in seinen kolossalen Dimensionen und 240 Feuerschlünden eine eigene Festung für sich bildet, sowie durch zahlreiche Landbatterien und Redouten geschützt. Vom Bassin der Flotte trennt eine Landzunge die Dock-, großartige und überaus kostspielige Bauten, nach dem Plane und unter der Leitung des engl. Ingenieurs John Huxton errichtet und durch ein Dockbassin gespeist, in welches mittels eines durch einen Berg und über eine Thalschlucht geführten zehn Werst langen Kanals das Wasser aus dem bei Inkerman in die Bai von S. mündenden Bache Tschernaja Katscha (Schwarzes Flüsschen) geleitet wird. Außerdem noch erfolgt diese Speisung durch ein Reservoir, in das mittels eines Dampfpumpwerks Meerwasser gehoben wird. Östlich von den Docks, jenseit einer andern Landzunge und des Forts St.-Paul, wird ein vierter kleiner Hafen zur Ausrüstung leichter Kriegsschiffe benutzt. Die Stadt selbst ist sehr regelmäßig gebaut, enthält aber außer den Hauptstraßen und der prachtvollen Treppe am Quai nur eine Menge unbedeutender Plätze und Gassen, auch, außer den Militär- und sonstigen Krongebäuden, nur Häuser von sehr gewöhnlicher Art. S. zählte vor dem Ausbruche des Kriegs 1853 mit Einschluß der sehr zahlreichen Marine- und Festungsmannschaften etwa 45000 E. Die Stadt ist der Sitz einer Admiralität, hat ein neues im größten Maßstabe aufgeführtes Admiraltätsgebäude, ein Eerarsenal, eine Quarantäneanstalt, zwei Leuchthürme, ungeheuere Magazine, Kasernen, Hospitäler und andere Krongebäude für die hohen Seeoffiziere und die Marinesoldaten, eine schöne griech. Kathedrale, mehrere andere Kirchen, eine mit vielem Luxus ausgestattete Bibliothek u. s. w. Die Quais sind prächtig, über $\frac{1}{2}$ M. lang, ihre Unterlage im Wasser von großen Kalksteinquadern, der obere Theil von Porphyr, die Brüstungen, Pilaren u. s. w. von Granit. Obschon S. selbst keine Alterthümer aufweist, liegt es doch inmitten interessanter historischer Reste. Reichliches Material für die großartigen Bauten in S. liefern die benachbarten Steinbrüche von Inkerman, einen vortrefflichen Kalkstein, der, hauptsächlich aus versteinerten Seethieren bestehend, anfangs weich wie Kreide, dann aber, der Atmosphäre ausgesetzt, ungemein hart wird. Das Thal von Inkerman, einer ehemaligen genuessischen Festung, jetzt einem Flecken, ist verödet, aber voll merkwürdiger Überreste der alten Stadt, die aus dem Felsengebirge gehauen war. In der Nähe liegen Koslow oder Jempatorija, das alte Eupatoria, und an einer sichern Bai die Colonie Balaklawa, an der Stelle des altgriech. Hafenorts Symbolon, im Mittelalter eine blühende Handelsstadt der Genuesen, Cembalo genannt, jetzt meist von Griechen bewohnt, die sich mit Fischerei, Wein- und Melonenbau beschäftigen und ein eigenes Bataillon bilden, dem bisher die Strandwache auf der ganzen Südwestküste anvertraut war. Die Bai von S. selbst war den Alten unter dem Namen Ktenus (d. h. Kammhafen) bekannt. Die Landzunge zwischen ihr und der Bai von Balaklawa ist der herakleotische Chersonesos mit der von Herakles am Pontus im 5. Jahrh. v. Chr. aus gegründeten sehr bedeutenden Handelsstadt Chersonesos-Heraklea, die 1 M. im Umfang, eine Citadelle und einen Dianentempel hatte. Sie behauptete noch zur Zeit der röm. Kaiser ihre Freiheit, beherrschte das südliche Taurien und war dann Hauptstadt einer byzant. Provinz und eines Erzbischofs. Im J. 988 schon wurde sie durch die Russen unter Wladimir d. Gr., der sich hier, zu Korsun, taufen ließ, vorübergehend erobert. Später sah sie sich durch das genues. Kaffa (s. d.) verdunkelt. Im J. 1363 ward sie durch Dlgard von Lithauen verheert, im 14. oder 15. Jahrh. von den Tataren völlig zerstört. Bei der Eroberung der Krim durch die Russen hatte sie noch bedeutende Ruinen aufzuweisen, die aber jetzt fast spurlos verschwunden sind. Das Ende jener Landzunge, das jetzige Cap Fanari, war das Vorgebirge Parthenium, wohin die Griechen die taurische Diana und die Iphigenia versetzten. Vgl. Polakow, „De rebus Chersonesitarum et Callatianorum“ (Berl. 1838); Köhne, „Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Chersonesus in Taurien“ (Peterbb. 1849).

Sewerien, ein ehemaliges blühendes Fürstenthum im Süden des heutigen Rußland, bildete zur Blütezeit des poln. Staats einen Theil der Ukraine, kam dann mit den übrigen Provinzen der Ukraine 1667 an Rußland und wurde 1782 in eine russ. Statthalterschaft mit Namen Nowgorod Sewersky umgewandelt, die mit den Statthalterschaften Kiew und Tschernigow unter einen besondern Generalgouverneur gestellt war und einen eigenen griech. Bischof erhielt. Im J. 1802 wurde S. dem Gouvernement Tschernigow einverleibt. Der alte Herrscheritz Nowgorod-Sewersky zählte unter poln. Herrschaft 10—20000 E., als russ. Statthalterschaft noch etwa 8000, jetzt aber fast um die Hälfte weniger.

Sexagesimaleintheilung nennt man die Eintheilung der Zeit in 60 Theile, nämlich der

Stunde in 60 Minuten, der Minute in 60 Secunden und der Secunde in 60 Tertian. Die Sexagesimaleintheilung des Kreises, nämlich seiner 360 Grade in 60 Minuten u. s. w., wurde in Frankreich während der Revolution durch die viel bequemere Decimal- oder eigentlich Centesimaltheilung ersetzt, die man aber später dennoch wieder fallen ließ.

Sextant ist in der allgemeinsten Bedeutung der sechste Theil eines Kreises oder ein Sector von 60 Graden. Gewöhnlich aber versteht man darunter einen Spiegelsextanten, d. h. ein kleines, zur See unentbehrliches Instrument, welches dazu dient, die Winkel zweier Gegenstände in jeder Richtung und selbst dann zu messen, wenn der Beobachter, wie dieses auf Schiffen der Fall, keinen festen Stand hat. Es besteht aus einem Kreissector (gewöhnlich von 60 Graden oder dem sechsten Theil eines Kreises, wovon das Instrument auch den Namen hat), um dessen Mittelpunkt sich eine Alhidade dreht, welche an dem einen Ende einen Spiegel trägt, der senkrecht auf der Ebene des Kreises steht und durch den Mittelpunkt desselben geht. Ein anderer ebener und viel kleinerer Spiegel ist gleichfalls auf der Ebene des Kreises senkrecht und zugleich so auf dem Sextanten selbst befestigt, daß er mit dem großen Spiegel parallel steht, wenn die Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung zeigt. Die obere Hälfte dieses kleinen Spiegels ist durchbrochen, d. h. nicht mit Amalgam belegt, sodaß der Strahl von dem einen der beiden Gegenstände, den man beobachten will, durch den durchbrochenen Theil des kleinen Spiegels unmittelbar in das Auge des Beobachters oder in das gewöhnlich dabei angebrachte kleine Fernrohr (das für nahe irdische Gegenstände eine bloße Röhre ohne Gläser ist) gelangt. Dann wird, nachdem man die Ebene des Sextanten in die durch beide Gegenstände gehende Ebene gebracht hat, die Alhidade, welche den großen Spiegel trägt, so lange um den Mittelpunkt des Sextanten gedreht, bis die Strahlen des zweiten Gegenstandes auf den großen Spiegel fallen, von welchem sie nach dem kleinen Spiegel und von diesem endlich ebenfalls in das Auge des Beobachters zurückgeworfen werden. Während dieser Drehung der Alhidade aber muß das ohne Reflexion durch den unbelegten Theil des kleinen Spiegels gesehene Bild des ersten Gegenstandes immer nahe in der Mitte des Fernrohrs erhalten werden. Wenn sich nun beide Bilder im Fernrohre genau decken, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel miteinander machen, oder der Bogen, welchen die Alhidade durchlaufen hat, gleich der Hälfte des gesuchten Winkels, den beide Gegenstände im Auge des Beobachters machen. Der Umfang des Sextanten ist aber immer schon so eingetheilt, daß jeder halbe Grad des Kreises als ein ganzer bezeichnet ist (also nicht in 60, sondern in 120 Grade, die nun wieder in je sechs Theile von 10 Minuten getheilt sind, während ein angebrachter Nonius (s. *Nonius*) Theile von 10—30 Secunden noch zu messen gestattet), sodaß der unmittelbar abgelesene Bogen auch sogleich den gesuchten Winkel gibt. Will man aber die Höhe eines Gegenstandes, z. B. eines Thurms oder der Sonne, messen, so muß man zu Lande, wo der Horizont nicht genau begrenzt ist, sich eines künstlichen Horizonts bedienen, der aus einem horizontal gelegten Glaspiegel oder auch aus einer Wasser-, Öl-, Weingeist- oder Quecksilberfläche besteht. Man betrachtet das in diesem Horizonte sich spiegelnde Bild als den zweiten Gegenstand und verfährt ebenso, wie bereits erwähnt wurde. Auf diese Weise erhält man, weil in dem künstlichen Horizonte das Bild ebenso tief unter dem Horizonte sich darstellt, als sich der Gegenstand über demselben befindet, unmittelbar die doppelte Höhe des Gegenstandes. Bei Beobachtungen der Sonne schützt man das Auge durch gefärbte Gläser vor dem allzu starken Glanze derselben. Der Halbmesser des Sextanten beträgt 5—13 Zoll; noch kleinere heißen Dosen sextanten und werden in der Hand gehalten. Die erste Idee zu diesem vortrefflichen Instrumente, welches das einzige ist, das der Seemann zu diesem Zwecke auf dem schwankenden Schiffe benutzen kann, verdankt man Newton, dessen Beschreibung und Zeichnung sich 1742 in dem Nachlasse Halley's fand. Doch wird gewöhnlich Hadley, welcher den ersten Sextanten ausführte, für den Erfinder gehalten und das Instrument ihm zu Ehren der Hadley'sche Spiegelsextant genannt. Mayer und Borda (s. d.) haben an diesem Instrumente mehrere Verbesserungen angebracht und statt eines bloßen Kreisabschnitts einen ganzen Kreis, nach denselben Grundsätzen, mit Spiegeln versehen. Dieses so verbesserte Instrument führt den Namen des Mayer-Borda'schen Spiegelkreises.

Sextett ist ein Tonstück für sechs selbständige Instrumental- oder Singstimmen. Mozart, Righini, Moscheles und Beethoven haben Meisterstücke in dieser Art geliefert. Für Singstimmen kommen die Sextette häufig in Opern vor. Berühmt ist das charakteristische Sextett im zweiten Act des „Don Juan“ von Mozart.

Sextius, der Name eines röm. Geschlechts, dem Lucius S. angehörte, der, nachdem er mit Casus Licinius zehn Jahre hintereinander das Volkstribunat bekleidet hatte, 366

v. Chr. der erste plebejische Consul war. — **Cajus S.** kämpfte als Consul mit **Cajus Cassius Longinus** 124 und als Proconsul in dem südlichen Transalpinischen Gallien, dessen Eroberung die Römer damals begonnen hatten, mit Glück gegen die Arverner und die ligurischen Saluvier. Bei den warmen Quellen, wo er die Lepther besiegte, gründete er 122 v. Chr. eine Stadt, nach ihm *Aquae Sextiae*, daher heutzutage *Aix*, genannt. — **Publius S.**, wie es scheint, richtiger **Sestius**, war 63 v. Chr. als Quästor des Consuls **Cajus Antonius** gegen **Catilina** thätig und begleitete dann jenen in seine Provinz *Macedonien*. Als Volkstribun wirkte er 57 mit **Milo** für **Cicero** gegen **Clodius**. Auf Antrieb des Lepther wurde er 56 wegen Bestechung bei den Wahlen und wegen Gewaltthätigkeit angeklagt, von **Cicero** in einer noch erhaltenen Rede vertheidigt und freigesprochen. Nach der Prätur 53 verwaltete er *Sicilien*; später begab er sich von der Seite des **Pompejus** auf die des **Cäsar**.

Sextole nennt man eine Gruppe von sechs Tönen, welche gleichen Zeitwerth haben; dann die sie bezeichnende Notenfigur. Man bezeichnet sie gewöhnlich über den Notensymbolen durch 6. Die **Sextole** gilt so viel als vier Noten von demselben Werthe und läßt sich in drei gleiche Theile zerlegen; doch darf sie deshalb nicht mit zwei Triolen verwechselt werden, da die Accente verschieden sind. Eine aus sechs Noten bestehende Figur, die in zwei Theile zerfällt, ist im Gegentheil eine Doppeltriolen.

Sextus Empiricus, ein Skeptiker zu Ende des 2. Jahrh., wahrscheinlich ein Grieche, lebte zu *Alexandrien* und *Athen* und verband vielen Verstand mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit. Den Namen *Empiricus*, d. h. der Empiriker, erhielt er, weil er als Arzt der empirischen Schule zugerechnet wird, die zu seiner Zeit blühte. In seinen Werken erscheint die skeptische Kunst auf der Höhe, welche sie im Alterthume erreicht hat. Doch besteht sein Verdienst weniger in der eigenthümlichen Entwicklung der Skepsis als vielmehr in der vollständigen Sammlung und klaren Anordnung der Maximen und Schlußweisen, deren sich die frühern Skeptiker gegen den Dogmatismus bedient hatten, wobei er vornehmlich die Schriften des **Anesidemus** benutzte. Die Skepsis setzte er in die Kunst, Erscheinungen und Gedanken einander auf alle mögliche Weise so entgegenzusetzen, daß man durch das Gleichgewicht der entgegengesetzten Thatsachen und Gründe zur Zurückhaltung (*εποχή*) des Urtheils über Gegenstände, deren Wesen verborgen ist, und dadurch zu unerschütterlicher Gemüthsruhe (*ἀταραξία*) in Sachen der Meinung und zum Gleichmuth in Sachen der Nothwendigkeit gelange. Da er mit dieser Skepsis und den von ihm gesammelten Wendungen der Skepsis, die von Spätern Zweifelsgründe genannt wurden, vornehmlich die philosophischen Systeme bekämpfte, wobei er oft sehr sophistisch verfuhr, so sind seine Schriften für die Kenntniß der griech. Philosophie von großer Wichtigkeit. Wir besitzen von ihm noch zwei Werke in griech. Sprache, wovon das eine („*Pyrrhoniae hypotyposes*“) eine Entwicklung des *Pyrrhonismus* (s. *Pyrrho*) überhaupt, das andere („*Adversus mathematicos*“) eine Anwendung der *Pyrrhonischen Kunst* auf alle damals geltenden philosophischen Systeme und andere Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Das letztere besteht eigentlich aus zwei Abtheilungen, von denen die erste in sechs Büchern die Unsicherheit der Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie und Musik, die zweite in fünf Büchern die der philosophischen Wissenschaften (Logik, Physik und Ethik) nachzuweisen sucht. Herausgegeben wurden beide Werke von **Fabricius** (Lpz. 1718; neue Ausg., 2 Bde., Lpz. 1840), am besten von **Bekker** (Berl. 1842); eine deutsche Übersetzung begannen **Niethammer** und **Buhle** (Bd. 1, Lemgo 1801).

Sexualsystem (Geschlechtssystem), s. **Geschlecht**.

Seydelmann (Jak. Crescenz), ein durch seine Sepiazeichnungen bekannter Maler, wurde zu *Dresden* 1750 geboren und machte seine Studien seit 1772 in *Rom*. Bei seiner Rückkehr von dort 1782 wurde er Professor der Akademie der Künste zu *Dresden*. Doch *Italien* blieb das Ziel seiner Wünsche. Noch neun mal besuchte er dasselbe, zuletzt 1818. Er starb in *Dresden* 27. März 1829. Seine Zeichnungen, bestehend in vortrefflichen Copien, sind sehr zahlreich und als Sepiazeichnungen Meisterstücke. Eine seiner gelungensten Arbeiten ist die Copie der *Nacht des Correggio*, welche **Morghen** in Kupfer gestochen hat. — Auch seine Gattin, **Apollonia S.**, geborene **de Forgue**, geb. zu *Venedig* 1767, erwarb sich als Zeichnerin und Malerin Ruf und führte viele Sepiazeichnungen aus. — Sein ältester Bruder, **Franz S.**, der als Componist sich bekannt machte, geb. 1748, war ein Schüler **Naumann's**, dem er 1765 mit Schuster nach *Italien* folgte, wo er sich namentlich auch als Tenorsänger ausbildete. Nach seiner Rückkehr wurde er in *Dresden* 1772 als Kirchen- und Kammercomponist, 1787 als Kapellmeister

stelt und starb 23. Oct. 1806. Unter seinen Opern sind zu erwähnen: „Die schöne Ar-“, „Das sächs. Bauermädchen“ und „Turco in Italia“; auch schrieb er mehrer Sonaten u. s. w.

Seydelmann (Karl), einer der ausgezeichnetsten Schauspieler, geb. 24. April 1795 zu , in Schlessien, besuchte das dortige Gymnasium und trat 1813 als Soldat ein. Später nn er seine Laufbahn als Schauspieler auf den Bühnen zu Breslau, Grätz und Olmütz; wollte es ihm nicht glücken, sich Beifall zu erwerben. Erst in Prag gewann er allgemei-Ruf. Er war dann in Kassel, in Darmstadt, 1829 in Stuttgart, gab 1831 in Wien, wo on entschiedenen Beifall fand, und 1837 in Berlin mit großem Erfolge eine Reihe Gast-l. Er verließ 1838 Stuttgart, wo sich seine Verhältnisse unangenehm gestaltet hatten, nahm eine lebenslängliche Anstellung in Berlin an, wo er 17. März 1845 starb. Seine i war die des scharf berechnenden Verstandes, unterstützt durch eine eigenthümliche Gabe, ichtigen Resultate durch äußere Hülfsmittel zur Verwirklichung zu bringen. Dasjenige ent, welches ihm fehlte, war das der Begeisterung, die den Moment zum Schaffen ergreift.

: Hauptrollen waren Ludwig IX., Cromwell, Shylock, Ossip, der Advocat Wellenberger and's „Advocaten“; Jffland's „Essighändler“, Abbé de l'Épée und Richard Brandon Astab's „Eugen Aram“. Eine Gattung von Rollen, die ihm auch ganz besonders gelan-varen die feinern des Schauspiels. Vgl. Mötscher, „S.'s Leben und Wirken“ (Berl. 1845).

Seyffarth (Friedr. Wilh. von), preuß. General, geb. zu Kalkar bei Kleve 3. Febr. 1721, schon als Knabe und als Page in Diensten des Markgrafen von Schwedt durch manches stück den künftigen kühnen Reiter. Nachdem er 1739 in preuß. Dienste getreten, wurde ersten Schlessischen Kriege gefangen, sehr bald aber freigegeben. In der Schlacht bei Ho-fiedberg nahm er den sächs. General von Schlichting mit eigener Hand gefangen und wurde if zum Major ernannt. Auch in der Schlacht von Sorr zeichnete er sich rühmlich aus.

Lüchtigkeit veranlaßte 1752 seine Erhebung zum Oberstlieutenant; bald darauf wurde mmandeur des Dragonerregiments Württemberg, 1753 des Kürassierregiments von Ro- und 1755 Oberst. Einen glänzenden Angriff führte er in der Schlacht bei Rollin 1757 und zwei Tage nachher ernannte ihn der König zum Generalmajor. Am 7. Sept. 1757 e er ein kühnes Gefecht gegen die feindliche Cavalerie bei Pegau, und bereits 19. Sept. ieb er den Marschall Soubise in so eilfertiger Flucht aus Gotha, daß er mit seinen Offizie- is für jenen und seine Generalität aufgetragene Mittagsmahl im Schlosse einnehmen konnte.

Könige mit dem Commando über die gesammte Cavalerie beauftragt, feierte er seinen glori- len Tag in der Schlacht bei Rosbach 5. Nov. 1757, in Folge deren ihm der König den arzen Adlerorden verlieh, ihn zum Generallieutenant erhob und zum Inhaber des Küras- giments von Rochow ernannte. Seinen Ruhm erhöhten die Schlachten von Borndorf und irsch. In der Schlacht von Kunnersdorf mußte er auf wiederholten Befehl des Königs glücklich gewählte Stellung verlassen. Die Schlacht ging verloren; S. wurde verwundet aufste nach Berlin gebracht werden. Da man öffentlich den Verlust der Schlacht dem zur- t vom Könige an S. erlassenen Befehle zuschrieb, so benahm sich der König sehr kalt gegen nd ließ ihn an mehreren Gefechten keinen Theil nehmen. Bald aber waren Beide wieder hnt, und in der Schlacht bei Friedberg, 1762, fand S. die beste Gelegenheit, seine Umsicht rwendung der Infanterie wie der Cavalerie in glänzender Weise zu bewähren. Nach dem en übertrug ihm der König die Inspection aller in Schlessien stehenden Cavalerieregimenter ernannte ihn 1767 zum General der Cavalerie. Er starb 7. Nov. 1773. Sein Grab in Garten seines Landguts Minkowski bei Namslau in Schlessien bezeichnet ein einfaches Denk-.

In Berlin ließ ihm der König auf dem Wilhelmsplaze ein marmornes Denkmal errichten.

Seyffarth (Gust.), Professor der Archäologie an der Universität zu Leipzig, geb. 13. Juli zu Ubigau im Herzogthum Sachsen, studirte seit 1815 in Leipzig Philologie und Theo- , habilitirte sich 1823 in der philosophischen Facultät und erhielt 1825 eine außerordent- Professur der Archäologie. Aus seiner Habilitationsschrift „De pronunciatione vocalium eorum“ entstand das umfassende Werk „De sonis literarum Graecorum tum genuinis, adoptivis etc.“ (Lpz. 1824). Nach Spohn's Tode übernahm er die Fortsetzung von dessen le „De lingua et literis veterum Aegyptiorum“ (2 Bde., Lpz. 1825—31). Gleichzeitig er die „Rudimenta hieroglyphices“ (Lpz. 1826) erscheinen. Nach S.'s Hieroglyphen- n drückt jede Hieroglyphe grundsätzlich die Consonanten aus, welche der Name der Hiero- je enthält. Im J. 1826 unternahm S. mit königl. Unterstützung eine wissenschaftliche e nach Süddeutschland, Italien, Frankreich, England und Holland. Nach einem fast drei- gen Aufenthalte im Auslande brachte er über 10000 Abdrücke, Abgüsse, Durchzeichnun-

gen und Abschriften ägypt. Monumente und koptischer Manuscripte zurück. Von seinen ar-
 weiten Schriften sind zu erwähnen das „Systema astronomiae Aegyptiorum quadripartitum“
 (Lpz. 1833); die Schrift „Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises“ (Lpz. 1834); die,
 phabeta genuina Aegyptiorum et Asianorum“ (Lpz. 1840); „Die Grundsätze der Mysti-
 gie und der alten Religionsgeschichte u. s. w.“ (Lpz. 1845) und „Untersuchungen über das
 Geburtsjahr Christi u. s. w.“ (Lpz. 1846), insgesammt Arbeiten, die bei vielem Scharfsinn
 gründlicher Gelehrsamkeit nicht frei von sehr kühnen Hypothesen sind und daher vielfach,
 unwürdig, angegriffen worden sind. Seine und Spohn's Ansichten vertheidigte er gegen
 Colton in mehreren kleinen Schriften in engl., franz., ital. und lat. Sprache.

Seyfried (Ignaz, Ritter von), Componist, geb. zu Wien 15. Aug. 1776, wurde unge-
 ret seiner Neigung und großen Anlagen zur Musik von seinem Vater dem Studium der Re-
 wissenschaft gewidmet und durfte erst auf besondere Verwenduug V. Winter's, der für
 mehrere Opern setzte, den angetretenen Studien entsagen und sich ausschließlich der Kunst zu-
 wenden. Schon früh hatte er sich unter Mozart's und später unter Kozeluch's Leitung zu er-
 rüchtigen Klavierspieler ausgebildet, sowie auch von Albrechtsberger Unterricht in der Com-
 position erhalten. In seinem 21. J., 1797, ward er an Schikaneder's Bühne, dem Theater
 der Wien, als Kapellmeister und Componist angestellt, in welchem Amte er große Umsicht
 eine bewundernswürdige Fruchtbarkeit zeigte. Im J. 1828 zog er sich von dem Theater in
 Privatleben zurück und starb 26. Aug. 1841. S. ist zwar nicht unter die genialen Meister
 zählen, verdient aber wegen seines Strebens und Wirkens für die Kunst Anerkennung. S.
 Werke für die Bühne und Kammer sind längst vergessen, während sich die Mehrzahl
 Compositionen für die Kirche durch frischen und edeln Sinn, der sich darin kund gibt, in
 tzung erhalten. Auch als musikalischer Schriftsteller hat S. viel Verdienstliches geleistet.

Seymour, eine engl. Familie, soll von den St.-Maur's in der Normandie stammen,
 aber in der Geschichte zum ersten mal mit Sir John S. auf, der zu Anfange des 16. J.
 Sherif von Somerset und Dorset war und nicht unansehnliche Güter in der Grafschaft
 besaß. Seine Tochter Jane wurde 1536 die dritte Gemahlin Heinrich's VIII., sein ältester
 Edward aber Herzog von Somerset (s. d.) und Protector des Reichs. Ein Ururenkel desselben
 war Sir Edward S., ein berühmter Redner und Staatsmann, der als Mitglied des Unter-
 ses 1667 die Anklage gegen den Lordkanzler Clarendon erhob und durchsetzte. Im J. 1701
 wurde er zum Sprecher erwählt, obgleich er kein Rechtsgelehrter war, was bisher als Be-
 gung für Erlangung dieser Würde galt. Obwol Tory, nahm er an der Revolution von 1701
 Theil und starb hochbetagt 1707. Sein ältester Sohn war der Ahnherr der jetzigen Her-
 von Somerset; der zweite, Popham S., erbt die weitläufigen irischen Besitzungen seines
 ters, des Grafen Conway, woher er sich S.-Conway nannte. Er wurde 1699 im Duell
 tödtet und wurde von seinem jüngern Bruder Francis S. beerbt, der 1703 den Titel
 Conway erhielt und 3. Febr. 1752 starb. Dessen zweiter Sohn, Henry S.-Conway, ein
 gezeichneter General und Staatsmann, befehligte 1761 die engl. Truppen in der Armee
 Prinzen Ferdinand von Braunschweig, wurde 1765 Staatssecretär und starb als Feldmarschall
 1795; der ältere, Francis S.-Conway, bekleidete gleichfalls mehrere wichtige Staatsämter,
 das eines Lordlieutenants von Irland und eines Lord-Oberkammerherrn, wurde 1750 zum
 fen von Hertford, 1793 aber zum Grafen von Portsmouth und Marquis von Hertford erho-
 und starb 14. Juni 1794. — Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis von Hertford,
 geb. 11. März 1777, war anfangs unter dem Namen eines Grafen von Portsmouth be-
 (bis 1822) und erfreute sich der besondern Gunst Georg's IV. Er besaß den Geist, aber
 alle Laster eines Edelmanns des ancien régime. Obwol Herr eines sehr großen Vermögens,
 welches ihm zum Theil durch sein väterliches und mütterliches Erbe, zum Theil aus seiner
 rath mit Maria Fagnani, einer natürlichen Tochter des Herzogs von Queensberry, zugeflo-
 war, verschmähte er nicht die niedrigsten Mittel, sich zu bereichern. Er lebte gewöhnlich in
 ris oder Italien, wo er sich mit allen Erfindungen des raffinirtesten Luxus umgab. Sein
 Charakter soll Bulwer einige Züge zur Schilderung Lord Lilburne's in „Nacht und Morgen-
 entnommen haben. Er starb 1. März 1842. Sein ältester Sohn, Richard S.-Conway, 4.
 ter Marquis von Hertford, geb. 22. Febr. 1800, hat sich durch seinen Kunstsin, der zum
 Lord Henry S., geb. 18. Jan. 1805, aber als Lion (s. d.) in der pariser Gesellschaft be-
 gemacht. — Sir George Hamilton S., ausgezeichnete Diplomat, ist der Sohn Lord Geo-
 S.'s und Enkel des ersten Marquis von Hertford. Im J. 1797 geboren, wurde er 1817
 Attaché bei der brit. Gesandtschaft im Haag angestellt, erhielt 1819 den Posten eines Pro-

listen im auswärtigen Amte und begleitete 1822 den Herzog von Wellington auf den Congreß von Verona. Im Nov. 1823 ging er als Legationssecretär nach Frankfurt, von wo er 1826 nach Stuttgart und 1828 nach Berlin versetzt wurde. Im Sept. 1829 ward er zum Vorschafsrath in Konstantinopel ernannt, wo er sich eine große Kenntniß der orient. Angelegenheiten erwarb. Hierauf fungirte er seit 1831 als Gesandter in Florenz, vom April 1836 aber in derselben Eigenschaft in Brüssel, wo er an allen Unterhandlungen zur Schlichtung belg.-holl. Streitfrage bis zum Schlußvertrage von 1842 Theil nahm. Im J. 1846 nach Lissabon versetzt, sah er sich trotz der Unterstützung, welche England der portug. Regierung zur Dämpfung des Aufstandes in Oporto angedeihen ließ, außer Stande, mit seinen Forderungen Gunsten des engl. Handels durchzudringen, und kam dadurch zu dem Ministerium Cabral ein gespanntes Verhältniß, welches im Jan. 1851 seine Abberufung zur Folge hatte. Da darauf eine Revolution in Portugal ausbrach, welche den Sturz des Ministeriums und die Flucht Cabral's herbeiführte, so wurde S., aber mit Unrecht, beschuldigt, sie angestiftet zu haben. Er erhielt jetzt den wichtigen Posten eines Gesandten in Petersburg, wo er die persönlichen Verhandlungen mit dem Kaiser Nikolaus hatte, die nachher durch die engl. Presse veröffentlicht wurden. S., der sich unter den schwierigsten Umständen mit Takt und Umsicht benahm und die unvermeidliche Entwicklung der orient. Krise vom Anfange an vorausgesehen hatte, fand sich endlich durch die Abreise des russ. Gesandten aus London auch seinerseits genöthigt, seine Pässe zu fordern, und verließ im Febr. 1854 Petersburg.

Sforza, eine berühmte ital. Familie, die im 15. und 16. Jahrh. eine große Rolle spielte, im Herzogthume Mailand sechs Regenten gab und mit den meisten europ. Fürstenhäusern in Verbindung trat. Der Stifter derselben war ein Bauer aus Cotignola in Romagna, Muzio Attendolo, der sich durch Verstand und Muth zu einem der mächtigsten Heerführer in Italien geschwungen hatte. Des Lebens als Landbauer müde und im Gefühle seiner Kraft übermüthig, daß er zu etwas Höherem bestimmt sei, wurde er Condottiere (s. d.). Er sammelte sich sehr bald einen eigenen, ihm ergebenen Haufen und trat, nachdem er mehrmals die Herren gewechselt, in die Dienste des Königs von Neapel. Bereits unter der Regierung der Königin Johanna II. galt er für die Stütze des Throns. Von dem Grafen Alberigo von Barbiano, dem natürlichen Stifter des ital. Condottierewesens, erhielt er den Namen Sforza, d. i. Erzwiniger. Seinem ebenso tapfern Sohne, Francesco S., geb. 1401, hinterließ er zugleich mit den ihm anvertrauten Scharen die Macht, sich allen Staaten fürchtbar oder werth zu machen. So gelang es, daß Francesco, nachdem er viele Jahre bald Mailand, bald Venedig und Florenz gegen sich hatte, und der berühmteste Kriegermann in Italien geworden, der Eidam des Herzogs Filippo Maria Visconti von Mailand, des Letzten dieses Hauses, wurde und nach dessen 1447 erfolgtem Tode durch List und Gewalt die Herrschaft über das mailänd. Herzogthum errang. Vom 1450 bis zu seinem Tode 1465 wirkte er mit Klugheit und Umsicht für die Befestigung der Macht des Staats und seiner Familie. — Francesco's Sohn, Galeazzo Maria S., Barbar und Wollüstling, wurde 1476 durch Verschworene ermordet. — Ihm folgte sein unmündiger Sohn, Giovanni Galeazzo S., der von seines Vaters Bruder, Lodovico il Moro, verdrängt und wahrscheinlich vergiftet ward. Sich auf dem usurpirten Thron zu halten, veranlaßte Lodovico, schlau, aber dennoch sich verrechnend in seinen Plänen, den Zug Karls VIII. von Frankreich gegen Neapel, auf welches das franz. Haus Ansprüche hatte, und führte so das Unglück des Landes wie das seines eigenen Geschlechts herbei. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich und wurde deshalb von Ludwig XII. 1499 vertrieben. Zwar kehrte er noch in demselben Jahre mit Hülfe von Schweizern zurück; allein Ludwig zog nochmals gegen ihn zu Felde und gewann seine schweizer. Truppen. Von einem Schweizer verrathen, wurde der Herzog 1500 nach Frankreich abgeführt, wo er 1510 zu Loches im Gefängnisse starb. — Sein Sohn, Maximilian S., vertrieb zwar 1512 wieder mit Beistand der Schweizer die Franzosen aus Mailand, mußte aber dem König Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land gegen ein Jahrgehalt abtreten. Als jedoch Franz I. von Kaiser Karl V. aus Italien verdrängt war, beehrte der Kaiser den Bruder Maximilian's, Francesco S., der seit 1521 Herzog von Mailand war, 1529 mit dem Herzogthum. Francesco starb 24. Oct. 1535. Im J. 1540 gab Karl V. das Herzogthum als erledigtes Reichslehn seinem Sohne, dem nachmaligen König Philipp II. von Spanien. — Es gibt mehrere Nebenlinien dieses Hauses. Von Francesco's I. Bruder, Alessandro S., einem ausgezeichneten Feldhauptmann, stammten die Herren von Pesaro, welche 1515 erloschen; von einem andern Bruder, Bosio S., die Grafen von Santa-Fiora in Toscana, Erben des uralten Hauses der Aldobrandeschi; durch Heirath mit der röm. Familie Ce-

farini entstanden die Herzoge Sforza-Cesarini, welche noch in Rom blühen. Vgl. Matti, „Della famiglia S.“ (Rom 1794).

Sgraffito ist eine im Laufe des 16. Jahrh. in Italien zuerst aufgekommene Art malerischer Ausschmückung des Außern von Bauwerken. Man strich zu diesem Ende die ganze Mauerfläche mit einer dunkeln Farbe, legte dann eine hellere darüber und rißte in diese mit spitzen Eisen die beabsichtigte Zeichnung ein, die alsdann auf dem hellen Grunde in dunkeln Strichen hervortrat. An Palästen Roms hat sich Einiges davon erhalten; besonders wird Polidoro Caldara (da Caravaggio) genannt, der mit dem Florentiner Maturino dergleichen an vielen Palästen Roms ausgeführt haben soll und dem man die Erfindung des Sgraffito zuschreibt. Für den Norden eignete sich diese Art der Verzierung weniger. Dennoch wurde sie auch hier bisweilen angebracht, wie z. B. in Liegnitz, wo Minutoli dergleichen vom J. 1613 entdeckt hat.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, erster Graf von), ein engl. Staatsmann unter Karl II., geb. 22. Juli 1621 in der Grafschaft Dorset, stammte von Seiten der Mutter aus dem Hause Ashley und war der Sohn des Sir John Cooper auf Rockbourne. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich in Lincoln's-Inn zu London den Rechtswissenschaften. Bereits 1640 trat er ins Unterhaus und gelangte bald durch Wiß und Beredtsamkeit, sowie durch die Kunst, sich der Parteien zu bemächtigen, zu großem Einfluß. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs bot er sich der Hofpartei als Vermittler an, die ihn aber aus Furcht zurückwies. Er ging deshalb zur Parlamentspartei über und errichtete ein Truppencorps, an dessen Spitze er mehrere glückliche Schlüge führte. Nach Auflösung des Langen Parlaments erzürnte er den Protector durch seine Opposition, wurde aber doch in das neue Haus gewählt. Als er nach Cromwell's Tode die Neigung der Nation für Herstellung des Throns gewahrte, zog er die Presbyterianer, auf die er großen Einfluß übte, an sich und machte sich zur Seele der Reaction während Monk (s. d.) das Werkzeug wurde. Karl II. überhäufte ihn nach der Restauration mit Gunst, ernannte ihn zum Lordlieutenant in Dorset und 1661 zum Pair mit dem Titel Lord Ashley. Wiemol er die Hofpolitik zu begünstigen schien, versammelte er doch im Oberhause die Widerstandspartei um sich, widersetzte sich der berüchtigten Uniformitätsacte von 1662 und sprach gegen den Verkauf von Dünkirchen und den Krieg mit Holland. Sein unruhiger Charakter und Mangel an Vermögen trieben ihn jedoch nach kurzer Zeit wieder der Regierung zu. Karl II. ernannte ihn 1669 zum ersten Lord des Schatzes in dem berüchtigten Ministerium Cobal (s. d.), das in Verbindung mit Ludwig XIV. von Frankreich in England den Katholicismus und den absoluten Thron herstellen sollte. Im April 1672 erhielt er die Würde eines Grafen von S. und im Nov. das hohe Amt eines Lordkanzlers. Als er jedoch zur Einsicht gelangte, daß der Plan nicht auszuführen sei, und daß der König leicht seine Rathgeber dem Parlamente opfern könnte, deckte er im März 1673 die Intrigue im Oberhause auf und ging offen zur Whigpartei über; zugleich beförderte er die Einführung der Testacte. Nachdem er im Nov. 1673 seines Amtes enthoben worden, trat er kühn an die Spitze der parlamentarischen Opposition. Seine Behauptung, daß die Prorogation des Parlaments vom Nov. 1675 bis zum Nov. des folgenden Jahres eigentlich eine Auflösung desselben sei, erregte den ganzen Zorn des Hofes und zog ihm eine 13monatliche Gefangenschaft im Tower zu. Nach seiner Befreiung bekämpfte die Doctrin vom leidenden Gehorsam, beutete das papistische Complot von 1678 aus, betrieb die Thronausschließung des kath. Herzogs von York und stürzte endlich das Ministerium des Grafen von Danby. Gegen den Rath der Hofleute wurde er im März 1679 zum Präsidenten des Staatsraths ernannt. Um so kühner betrieb er nun die Ausschließung York's und brachte 1679 auch die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) zu Stande. Nach der Rückkehr des Herzogs von York aus Schottland erhielt S. aus dem Staatsrath seine Entlassung. Wohl begreifend, daß gegen den Herzog von York entweder siegen oder unterliegen müsse, verfügte er sich im Feb. 1680 mit zwölf Andern vor das Gericht der Kings-Bench und klagte den Herzog als widerspenstigen Papisten an. Nachdem die Ausschließungsbill 21. Oct. verworfen worden, verband sich mit dem Herzoge von Monmouth u. A., um sich im Falle des Todes Karl's II. der Thronbesteigung York's mit den Waffen zu widersetzen. Dieser Umtriebe wegen ließ ihn der Hof im Juli 1680 in den Tower werfen und im Nov. des Hochverraths anklagen. Unter dem Jubel des Volkes sprach ihn jedoch die Jury aus Mangel an Beweis frei, worauf er in Verein mit Monmouth, Russell, Algernon Sidney u. A. die sogenannte Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot) ausbildete. Weil jedoch die Verschworenen die Ausführung des Anschlags mehrmals verschoben, hielt er sich für gefährdet und floh noch 1682 nach Amsterdam. Hier starb er 2. Jan. 1683. Martyn gab aus Familienpapieren S.'s „Memoirs“ (Lond. 1837) heraus.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von), der Enkel des Vorigen, einer der geschmackvollsten philosophischen Schriftsteller Englands, wurde zu London 26. Febr. 1671 geboren. Sein Großvater ließ ihn von einer gelehrten Frau unterrichten, welche abwechselnd lat. und griech. mit ihm sprechen mußte, bis er 1683 auf die Schule zu Winchester kam. Unter der Aufsicht eines geschickten Führers ging Ashley 1686 auf Reisen, hielt sich in Frankreich und Italien längere Zeit auf und legte hier den Grund zu jener vertrauten Bekanntschaft mit den schönen Künsten, welche er nachher in seinen Schriften zeigte. Nachdem er 1689 zurückgekehrt, lebte er noch fünf Jahre literarischen Beschäftigungen und trat dann ins Parlament. Er hatte eine seltene Gabe, die Liebe zur Freiheit, die er sein Leben hindurch bewahrte, kräftig auszusprechen und das Parlament für sich zu gewinnen. Unermüdet in der Unterstützung jeder Maßregel, die auf Erhaltung der Freiheit und Beförderung des gemeinen Besten Einfluß haben konnte, ließ er sich nie durch Parteirücksicht von Verfolgung dieser Zwecke abbringen. Durch eine geschwächte Gesundheit genöthigt, verließ er indeß diese Laufbahn, reiste 1698 nach Holland und verlebte dort über ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, Leclerc und andern Gelehrten. Nach seiner Zurückkunft wurde er beim Tode seines Vaters Graf von S.; doch erst auf Veranlassung seines Freundes, des Lord Somers, trat er 1700 in das Oberhaus. Hier unterstützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm mit Eifer. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, theils wegen Kränklichkeit, theils weil er mit den Staatsmännern der herrschenden Partei nicht übereinstimmte, und ging wieder nach Holland. Als franz. Fanatiker eine Gährung in England erregt hatten und man gegen die Urheber derselben gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, rieth er durch seine „Letter concerning Enthusiasm“ (Lond. 1708) zur Milde. Er verheirathete sich 1709, ging 1711 seiner Gesundheit wegen nach Italien und starb zu Neapel im Febr. 1713. Seine Werke erschienen unter dem Titel „Characteristics of men, manners, opinions and times“ (3 Bde., Lond. 1713; beste Ausg., 3 Bde., 1773; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1776). Auch ließ er zwei Bände seiner Briefe über philosophische und theologische Gegenstände erscheinen (1716 und 1721). Seine Untersuchung über Verdienst und Tugend wurde von Diderot bearbeitet; eine deutsche Übersetzung seiner „Philosophischen Werke“ besorgten Hölty und Benzler (3 Bde., Lpz. 1776—79). Seine Darstellung zeugt von einem warmen Gefühle für das Schöne; bei keinem engl. Schriftsteller seiner Zeit findet man eine solche Sorgfalt auf den Stil verwendet, die jedoch bei ihm zuweilen den freien Schwung der Gedanken fesselte. Mehrere seiner Schriften, z. B. „The morals“, gehören zu den Mustern der engl. Prosa. Rücksichtlich seiner philosophischen Denkart hat er bemüht, die nachtheiligen Folgen des Empirismus seines Freundes Locke an den Tag zu legen und im Gegensatz zu der Theorie der Selbstsucht, die sich als Moral geberdete, die unmittelbare Schönheit des Guten zum Bewußtsein zu bringen. S. erscheint überall als Verteidiger der Freiheit, als Anhänger der natürlichen Religion und als Freund der Tugend. Seine Schriften bezeichnen allerdings mehr den lebenswürdigen Menschen als den tiefen Denker; doch können sie als die Grundlage des später von Hutcheson und den schott. Moralphilosophen ausgebildeten Systems betrachtet werden.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, siebenter Graf von), ein Nachkomme des Vorigen, bekannter Philanthrop und Haupt der evangelischen Kirchenpartei in England, ist der Sohn von Anthony Ashley-Cooper's, sechsten Grafen von S., bis zu dessen Tode (2. Juni 1851) er den Namen Lord Ashley führte. Am 28. April 1801 geboren und zu Dorset erzogen, trat er 1826 als Parlamentsmitglied für Woodstock ins Unterhaus und unterstützte die Ministerien Liverpool und Canning, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Unter Wellington wurde er hingerufen Mitglied des Indischen Rathes (Board of control) und siegte 1831 bei der Bewerbung um die Vertretung der Grafschaft Dorset nach einem funfzehntägigen Wahlkampf über den liberalistischen Gegencandidaten Ponsonby. Im kurzen Ministerium Peel 1834—35 war er Lord der Admiralität und übernahm nach dem Tode Sadler's die Leitung der Zehnstundenbill (Abkürzung der Arbeitszeit auf zehn Stunden), deren Durchsetzung er fortan zum Hauptziele seiner parlamentarischen Wirksamkeit machte. Als Peel 1841 von neuem ans Ruder kam, lehnte Lord Ashley es daher auch ab, wieder an dem Ministerium Theil zu nehmen, da der Premier sich nicht zur Genehmigung jener Maßregel verstehen wollte. Durch seine standhafte Vertretung derselben erbitterte er zwar die Fabrikbesitzer aufs äußerste, erwarb sich aber dagegen die Achtung aller Menschenfreunde und die dankbare Anhänglichkeit der arbeitenden Bevölkerung. Im J. 1846 entschloß er sich, die Aufhebung der Kornzölle zu befürworten, verzichtete aber zugleich auf seinen Sitz im Parlament, da er sich zwar bei seiner Wahl nicht zur Aufrechthaltung

haltung des Schussystems verpflichtet hatte, doch mit der Gesinnung der Mehrzahl seiner Committenten in Widerspruch stand. Bei den Wahlen von 1847 trat er als Candidat für Bath gegen Roebuck auf und wurde auch hauptsächlich durch die Unterstützung des religiösen Publicums gewählt. Im Oberhause setzte er seit 1851 die Verfechtung der Interessen des Protestantismus fort, namentlich bei Gelegenheit der Religionsverfolgungen in Toscana, und hielt 10. März 1854 auch eine sehr bemerkenswerthe Rede über die Verhältnisse der christlichen Sekten in der Türkei. Im öffentlichen Leben hat S. stets große Unabhängigkeit gezeigt. Sein Bestreben war vor allem auf die Verbesserung der socialen Lage und des sittlichen Charakters der untern Classen gerichtet, wozu er durch Errichtung von Arbeiterwohnungen, die Gründung der „Ragged schools“ (Ragged schools) und die Beförderung sanitätspolizeilicher Reformen beitrug. Sein Einfluß bei der evangelischen Partei der engl. Kirche ist fast grenzenlos, und der Puseyismus hat keinen entschiedenern Widersacher. Da es ihm nur um das Christenthum selbst zu thun ist, so schließt er sich zu wohlthätigen und religiösen Zwecken auch Andersdenkenden gern an und wirkt als Präsident der protestantischen Allianz, der Bibelgesellschaft, der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden u. s. w. Hand in Hand mit Mitgliedern aller andern protest. Confessionen. Als Schriftsteller war er namentlich in der „Quarterly review“ durch gediegene Aufsätze über sociale und industrielle Fragen thätig.

Shakers, auch Shaking-Quakers genannt, eine um das J. 1747 zu Manchester in England entstandene und seitdem nach Amerika verpflanzte Sekte. Ihre Gründer gehörten ursprünglich zur Gemeinde der Quäker, mit welchen die Shakers noch in dem Widerstande gegen die bürgerliche und geistliche Autorität des Staats, in der Weigerung, Kriegsdienste zu thun und Eide zu leisten, in der Verwerfung der Sacramente und in dem Glauben an die unmittelbaren Offenbarungen des Heiligen Geistes übereinstimmen. Ihren jetzigen Charakter bekam die Sekte durch Anna Lee, die sich 1770 an die Spitze derselben stellte. Diese Frau war 1736 als die Tochter eines Grobschmieds zu Manchester geboren und hatte sich sehr jung mit einem Handwerksgenossen ihres Vaters verheirathet. Nachdem sie sich den Shakers angeschlossen, gab sie vor, eine göttliche Mission empfangen zu haben, fand bei ihrer Sekte unbedingten Glauben und wurde als „Mutter“ und Prophetin anerkannt, während sie sich selbst „das Wort“ nannte. Da sie in England verfolgt wurde, schiffte sie sich 1774 mit einigen ihrer Anhänger nach Amerika ein, wo sie die erste Gemeinde oder sogenannte „Familie“ der Shakers zu Watervliet bei Albany stiftete. Sie hatte sich zwar für unsterblich erklärt, starb aber schon 1784, was jedoch die Gläubigen keineswegs enttäuschte. Es bildeten sich vielmehr neue Gemeinden zu Lebanon im Staate Massachusetts und Enfield im Staate Connecticut, die nach und nach so anwuchsen, daß man 1832 in den Vereinigten Staaten funfzehn Gemeinden mit 6000 Mitgliedern zählte. Ihre Hauptsagung ist das Eölibat; Ehen werden unter keinen Umständen erlaubt und die Gesellschaft vermehrt sich nur durch Proselyten. Es herrscht bei den Shakers vollständige Gütergemeinschaft, und sie zeichnen sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Genügsamkeit vortheilhaft aus. Die von ihnen verfertigten Fabrikate sind wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Sauberkeit in ganz Amerika berühmt; auch ihre Kräutersammlungen (Shakers-herbs) werden von den Ärzten sehr geschätzt. Da sie als erfahrene Landwirthe von der Natur nicht mehr verlangen, als sie ihnen ohne Zwang zu gewähren vermag, so lohnt sie ihnen reichlich für die auf den Anbau des Bodens verwendete Mühe und versorgt sie im Überfluß mit allen Bedürfnissen des Lebens. Eine hauptsächlichliche Quelle des Reichthums sind für sie ihre Viehheerden, die mit großer Sorgfalt gewartet werden. Überhaupt macht in den Dörfern der Shakers die Reinlichkeit und Ordnung der Höfe, die Nettigkeit der Wohnungen und die stille Zurückgezogenheit des Aufenthalts einen wohlthuenden Eindruck, der nur durch das finstere, abetische Ansehen der Bewohner und die Seltsamkeit ihrer Tracht, die sie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts beibehalten, gestört wird. Ihren Namen haben die Shakers von den eigenthümlichen Bewegungen, die beim Gottesdienste ausführen und die anfangs von weit heftigerer Art waren. Sie beschränken sich jetzt meistens auf eine Procession in zwei, von den beiden Geschlechtern gebildeten Kreisen mit einem menuetartigen Tanze endend, der von Händeklatschen und dem taktmäßigen Absingen einer Hymne begleitet wird. Zuweilen wird aber auch der „Tobtentanz“ aufgeführt, der einen so wilden und gewaltsamen Charakter hat, daß die Tanzenden erschöpft zur Erde fallen. Die Gemeinden werden von Ältesten verwaltet; die obere Leitung hat gewöhnlich eine Frau, welche durch Visionen dazu berufen wird und gleichsam als Avatar der ersten Prophetin angesehen gilt. Das Glaubensbekenntniß der Shakers ist in dem Buche „Testimony of Christ's second appearance“ enthalten.

Shakespeare oder Shakspeare (William), der größte dramatische Dichter der Engländer, über dessen Leben nur Weniges mit völliger Gewißheit bekannt, wurde im April 1564 in der kleinen Stadt Stratford am Avon geboren, ob 23. April, wie gewöhnlich angenommen wird, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen; getauft wurde er 26. April. Sein Vater, John S., war Handschuhmacher und scheint durch seine Heirath mit der begüterten Mary Arden Bedeutung in Stratford erlangt zu haben, denn er tritt bald darauf in verschiedenen städtischen Würden auf, endlich sogar als Bürgermeister. Daß William eine für jene Zeit nicht verächtliche Erziehung genossen hat, leidet keinen Zweifel, wenn auch nicht festzustellen, wie viel von seinem nachherigen Wissen er der Schule oder eigenem Fleiße verdankte. Mit einiger Wahrscheinlichkeit ist man vermuthet, daß er nach Beendigung der Schulzeit als Schreiber bei einem Advocaten intrat, um sich selbst für diesen Stand zu bilden. Indessen weiß man über seine Jugendjahre gar nichts. Die erste feststehende Thatsache ist, daß er sich, 18 J. alt, mit der mehr als 25jährigen Ann Hathaway, der Tochter eines wohlhabenden Landbauers, verheirathete, die ihn bereits im sechsten Monat der Ehe mit einer Tochter und Anfang 1585 mit Zwillingen geschenkte. Dieser starke Zuwachs seiner Familie, in Verbindung mit den wenig glänzenden Verhältnissen seines Vaters, der um diese Zeit nicht nur in Geldverlegenheit gewesen zu sein scheint, sondern auch seiner städtischen Bürden entsezt wurde, mochte S. veranlassen, 1586 nach London zu gehen. Die Geschichte vom Wildddiebstahl S.'s ist, wenn auch nicht gerade unzweifelhaft, doch ohne sichern Grund, und das Werk „Citation and examination of W. S. and others for deer-stealing. From original Ms.“ (Lond. 1834) ist ohne Zweifel untergeschoben. In London widmete sich S. dem Theater und wurde Schauspieler und Schauspielbichter. Nach einem Zeugnisse von 1592 ist zu schließen, daß er als Schauspieler nicht in ungünstigen Verhältnissen lebte. Zufolge einer von Collier 1835 bekannt gemachten Urkunde, deren Echtheit jedoch bestritten wird, war er bereits 1589 der erste in der Liste der 15 Besitzer des Blackfriarstheaters. Aus andern Urkunden erfahren wir indessen, daß S. 1596 in der Reihe der 15 Besitzer des Blackfriarstheaters der fünfte war, und in einem neuen Patent von 1603 wird er als der zweite von neun Personen genannt, welche die Erlaubniß hatten, mit ihrer Gesellschaft in ihrem neuen Theater, dem Globe, zu spielen. Noch andere Urkunden zeigen uns, daß sich S. in sehr guten Vermögensumständen befunden haben muß. Im J. 1596 kaufte er Newplace, das beste Haus in Stratford, sodann 1602 an 107 Acker Land, 1603 ein zweites Haus in Stratford und 1605 pachtete er für 440 Pf. St. die Hälfte der Zehnten in Stratford. Im 1612 scheint er sich völlig nach Stratford zurückgezogen zu haben, wo er 23. April 1616, 52 J. alt, starb. Seine Frau und zwei Töchter überlebten ihn; doch starb seine Nachkommenschaft im zweiten Gliede aus. In der Kirche zu Stratford wurde ihm ein einfaches Denkmal mit des Dichters Bildsäule errichtet, ein schöneres und unvergänglicheres bald darauf 1623 durch die Herausgabe seiner dramatischen Werke.

Die Zahl dieser dramatischen Werke und ihre Reihenfolge der Zeit nach haben der Kritik viel zu schaffen gemacht, und wofern nicht neue Zeugnisse gefunden werden, wird Vieles unerledigt bleiben. Jene erste Ausgabe, von Heminge und Condell, zwei Freunden des Dichters, veranstaltet, enthält in einem Foliobande 37 Stücke, dieselben, die wir noch heute in allen Ausgaben finden; mehrere von diesen hat man für unecht, dagegen aber auch andere namenlose Schauspiele jener Zeit als echte Werke S.'s erklären wollen. Angefochten werden von jenen 37 namentlich „Titus Andronicus“, das indessen schon Meres 1598 in seinem Verzeichniß von S.'s Stücken nennt, „Pericles“, der erste Theil von „Henry VI.“ und von Steevens selbst die „Komödie der Irrungen“. Indessen sind die Gründe dazu so wenig stichhaltig, daß man sie S. nicht wird absprechen dürfen; denn der angebliche geringere Werth mancher Stücke kann, selbst wenn er nicht bloß in des Kritikers Einbildung besteht, nicht entscheiden. Dagegen soll S. der Verfasser von vielen Stücken sein, die zwar an Werth meist den echten Stücken nachstehen, aber wenigstens als Jugendwerke S.'s gelten können. Namentlich werden ihm zugeschrieben von Tied und Ulrici „The London prodigal“, „Thomas Cromwell“, „A tragedy in Yorkshire“, „Edward III.“ und von Tied allein „Arden of Feversham“, „Sir John Oldcastle“, „The merry devil of Edmonton“, „Locrine“ und „Merlin's birth“. Die Gründe für die Echtheit dieser Stücke beweisen indessen selten mehr als die Möglichkeit, daß sie von S. geschrieben sein können, und von den engl. Kritikern werden sie ihm meist einstimmig abgesprochen. Nicht minder schwierig ist die Frage über die Zeitfolge der als echt geltenden Stücke zu entscheiden; die genauesten Untersuchungen von Steevens, Malone, Drake, Tied u. A. haben noch Vieles unentschieden gelassen.

Man weiß mit Bestimmtheit nach Meres' Zeugnisse, daß die „Gentlemen of Verona“, „Comedy of errors“, „Love's labours lost“, „Love's labours won“ (seht „All's well that ends well“), „Midsummer night's dream“, „Merchant of Venice“, „Richard II.“, „Richard III.“, „Henry IV.“, „King John“, „Titus Andronicus“ und „Romeo and Juliet“ vor das J. 1598 fallen. Außerdem sind vorhanden Ausgaben von „Richard II.“, „Richard III.“ und „Romeo and Juliet“ von 1597, von „Henry IV.“ und „Love's labours lost“ von 1598, von „Titus Andronicus“, „Henry V.“, „Merchant of Venice“, „Midsummer night's dream“ und „Much ado about nothing“ von 1600, von „Merry wives of Windsor“ von 1602, von „Hamlet“ von 1603, von „Lear“ und „Pericles“ von 1608 und von „Troilus and Cressida“ von 1609. Hinsichtlich der genauern Zeit der Entstehung der einzelnen Stücke ist man fast einzig auf Vermuthungen angewiesen.

S. fand bei seinen Lebzeiten Anerkennung seiner Verdienste, das zeigen schon die Angriffe anderer Schauspieldichter um 1592 und später, die eifersüchtig auf seinen Ruhm waren. Im J. 1598 nennt ihn Meres bereits den besten Dichter der Engländer für Lustspiel und Trauerspiel, und die Zeugnisse aller Zeitgenossen und nächsten Nachfolger S.'s sprechen sich anerkennend und lobend aus. Auch folgte der ersten Ausgabe seiner Werke schon 1632 eine zweite und 1644 eine dritte. Während der Stürme der engl. Revolution wurde die Bühne überhaupt sehr vernachlässigt und somit auch S. Unter der Restauration aber vergaß man S.'s fast ganz, und steife Trauerspiele nach franz. und Lustspiele nach span. Mustern in gereimten Versen füllten die jetzt mit prachtvollen Decorationen prangenden Bühnen. Noch im Anfange des 18. Jahrh. als Addison mit seinem „Cato“ Lorbern erntete, konnte S. keine rechte Anerkennung finden. Indesß begann man seine Werke zu studiren, und der Schauspieldichter Rowe machte den ersten Versuch zu einer kritischen Ausgabe derselben, die jedoch, wie die nächsten Ausgaben von Pope und Theobald, zeigte, wie wenig man noch S.'s Größe begriff. Trotzdem nahm das Interesse für S. zu, und Garrick's Darstellungen S.'scher Charaktere auf der Bühne seit 1740 zogen die Aufmerksamkeit des größern Publicums mehr und mehr auf den Dichter, dessen Stücke freilich selbst Garrick vielfach abzuändern und zu verstümmeln für nothwendig fand. Im J. 1741 wurde ihm auch ein Denkmal in der Westminsterabtei gesetzt. Die Kritiken von Johnson beweisen ebenfalls, wie sehr man um die Mitte des 18. Jahrh. in der ästhetischen Kritik zurück war: man wollte S.'s Größe anerkennen und warf ihm doch Haltlosigkeit und Uebertreibung der Charaktere, Schwallst und Roheit vor. Erst ein deutscher Kritiker, A. W. Schlegel, mußte den Engländern zeigen, was sie an S. besäßen, was Hazlitt und andere Engländer auch bereitwillig anerkennen. Seitdem ist die Bewunderung für S. mehr und mehr gestiegen und fast in Vergötterung übergegangen, so daß man keinen Buchstaben von S. mehr wollte fallen lassen und selbst diejenigen Stellen, worin er dem Geschmacke seiner Zeit nachgab, die aber uns nicht mehr zusagen wollen und können, nicht nur entschuldigt, sondern auch gepriesen wissen wollte. Man hat in dieser Art selbst die Möglichkeit, daß bei S. etwas Unpassendes oder Fehlerhaftes sich fände, nicht mehr zugeben wollen, oder wenn man das Zugeständniß im Allgemeinen machte, es doch in jedem einzelnen Falle, wo es geltend gemacht werden konnte, zurückgenommen. Dieses Verfahren vermag nun freilich zur Erhöhung S.'s nichts beizutragen, da wie viel Zeitliches man auch seinen Schöpfungen abstreifen möge, immer noch der größte aller neuern Dichtergenien bleibt.

Was die ästhetische Auffassung und Würdigung S.'s betrifft, so hat man sich dieser in der Dichters Vaterlande mehr unmittelbar und mit dem Herzen, in Deutschland mehr auf dem Wege der Kritik hingegeben. Seit Lessing haben die größten deutschen Geister S. zu studiren und seinen Werth sich klar zu machen gestrebt. Herder, Schiller, früher auch Goethe, haben treffliche Worte über ihn gesprochen. Schlegel zuerst hat ihn im Großen und Ganzen wie in Einzelnen durchforscht und beleuchtet und seine Riesengröße dargethan, und seitdem ist durch Tieck, Ulrici, Röscher u. A. Vieles zum richtigen Verständniß seiner Werke hinzugekommen. Zuerst muß man die von den Engländern noch jetzt zum Theil festgehaltene, aber schon von Coleridge bekämpfte Ansicht aufgeben, daß S. ein regelloses, wildes, seines Werths sich unbewußtes Genie, ein Naturkind gewesen sei, daher seine Werke auch durch Formlosigkeit und Wildheit entstellte seien. Mit dem vollsten Bewußtsein hat S. seine Werke geschaffen und ihnen über den Stempel künstlerischer Vollendung aufgedrückt. Da ist kein blindes Umhertappen. In Freiheit und besonnener Wahl schildert er das Leben natürlich und wahr in allen seinen Nuancen. Lieblichkeit und Zartheit, Erhabenheit und Schrecken, Schwäche und Lächerlichkeit, Weis und Laune, Alles ist mit gleicher Kraft und Wahrheit geschildert. Den Menschen in

wieder auf. Der „Sommernachtsstraum“ ist das beliebteste und phantastischste von allen diesen Stücken. Die übrigen Lustspiele S.'s sind meist aus Novellen entlehnt, romantische Liebesgeschichten, voll dichterischen Schmucks, bald ins Wunderbare, bald ins Pathetische übergehend. Das bliebteste und vollendetste unter ihnen ist „Der Kaufmann von Venedig“, dann „Maß für Maß“; aber auch die andern alle, „Die beiden Edelleute von Verona“, „Das Lustspiel der Irrungen“, „Die gezähmte Keiserin“, „Verlorene Liebesmüh“, „Ende gut, Alles gut“, „Viel Lärm um Nichts“, „Wie es euch gefällt“, „Was ihr wollt“ und „Die lustigen Weiber von Windsor“, sind reich an eigenthümlichen Schönheiten. Auch „Cymbeline“ gehört zu den Komödien, wofern man Komödie nicht in dem Sinne von Posse versteht: es zeigt, wie die sittlichen Schwächen der handelnden Personen die mannichfachsten Intriguen und Unheil und Leid schaffen, aber zuletzt doch sich selbst aufhebend zu dem Rechten und Guten führen. Die beiden Stücke „Timon von Athen“ und „Troilus und Kressida“ sind weder Lust- noch Trauerspiele und tragen den Charakter, jenes der Satire, dieses des Wipes und Spottes.

Es folgen dann 13 geschichtliche Schauspiele, drei aus der röm. Geschichte nach Plutarch: „Coriolanus“, „Julius Cäsar“ und „Antonius und Kleopatra“, unter denen „Julius Cäsar“, das eigentlich „Brutus“ heißen sollte, den ersten Rang einnimmt. Die zehn aus der engl. Geschichte geschöpften sind nach Schlegel nur Ein Werk, ein historisches Heldengedicht in dramatischer Form: sie verdienen den Namen eines Spiegels der Könige. Acht unter diesen Stücken, von „Richard II.“ bis zu „Richard III.“, umfassen in ununterbrochener Zeitfolge beinahe ein Jahrhundert und zwar das stürmische, thatenreiche der Kriege der Rothen und Weißen Rose. Diesen geht „König Johann“ voran und „Heinrich VIII.“ folgt als Epilog nach. Außer den dramatischen Gedichten haben wir von S. noch andere Gedichte, zwei erzählende, „Venus und Adonis“ und „Der Raub der Lucretia“, jenes 1593, dieses 1594 erschienen, aber früher verfaßt, und lyrische, „The passionate pilgrim“ (1599) und die „Sonnets“ (1609), wahrscheinlich ebenfalls Gedichte seiner Jugendzeit. Sie zeichnen sich durch Blut und Bilderreichtum aus, sind aber häufig durch Weitschweifigkeit und Uppigkeit entstellt.

Bei den Engländern galten lange Zeit die Ausgaben S.'s von Steevens und Johnson (5. Ausg., 21 Bde., 1803) und von Malone (1790 und 1821) für die besten. Höhern Anforderungen genügen die Ausgaben von Collier (8 Bde., Lond. 1842—44, in Einem Bande, 1853), Hazlitt und Knight, dem man auch eine nicht unverdienstliche Lebensbeschreibung S.'s verdankt. Eine Prachtausgabe in 20 Foliobänden begann 1852 Halliwell. Für die Kunde des Dichters und seiner Zeit wurde 1841 in London ein eigener Verein, die Shakspeare Society, gebildet. Übersetzungen ins Deutsche lieferte zuerst Wieland, dann Eschenburg (1775), Schlegel und Tieck (neueste Ausg., 12 Bde., 1844), Benda (18 Bde., 1825), Voss und seine Söhne (9 Bde., 1818—29), Jul. Körner (Schneeb. 1836), Böttger, Fischer, Simrock (37 Bdchn., Epz. 1857, und in Einem Bde.), Ernst Dittlepp (Stuttg. 1838—40); neuerdings Mor. Rapp und Adalbert Keller. Einzelne Stücke sind außerdem noch oft übersetzt. Zur Kritik S.'s haben außer Schlegel und Tieck namentlich Ulrici („S.'s dramatische Kunst“, Halle 1859; 2. Aufl., Epz. 1847), Röscher („Abhandlung zur Philosophie der Kunst“, 4 Abth., 1837—42, und „Einfluß dramatischer Charaktere“, 1844), Servinus („Shakspeare“, 4 Thle., Epz. 1849—50; 2. Aufl., 1850) und Eckart („Dramaturgische Studien“, Aarau 1853) denkwürdige Beiträge geliefert, sowie unter den Engländern Hazlitt („S.'s Charaktere“, 1817) und Mrs. Jamieson („S.'s Frauencharaktere“, deutsch von Ernst Dittlepp, Stuttg. 1840). Großes Aufsehen erregte Collier 1852 durch die Veröffentlichung von „Notes and emendations to S.'s plays“, welche nach angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammenden handschriftlichen Randbemerkungen zur zweiten Ausgabe der S.'schen Dramen eine durchgängige Revision des Textes derselben enthielten, die sich nicht auf die Erläuterung dunkler Stellen und die Berichtigung von Druckfehlern beschränkte, sondern auch ganz neue Lesarten gab, welche von den bisher angenommenen zum Theil wesentlich abwichen. An der lebhaften Polemik, welche sich hierüber entspann, theilhaftigten sich in England unter Andern Knight, Delius und Singer, in Deutschland Delius, Frese und Leo. Vgl. noch Drake, „S. and his times“ (2 Bde., Lond. 1817); Simrock, Echtermeyer und Henschel, „Quellen des S.“ (3 Bde., Berl. 1851—52). Die S. sonst noch zugeschriebenen Stücke finden sich übersetzt von Tieck in „Altengl. Theater“ und in „S.'s Vorschule“, von Dittlepp in den Nachträgen zu seiner Übersetzung (4 Bde., 1840) und von H. Döring (2 Bde., Erf. 1840); die Gedichte S.'s von Dittlepp und Regis („Shakspeare-Almanach“, Berl. 1836); „Venus und Adonis“ von Freiligrath (Düsseldorf. 1849).

Shanghae, Shanghai, eine der größten Handelsstädte Chinas und der größte Seehafen der Provinz Kiang-su, am nördlichen Ufer des $\frac{1}{4}$ M. breiten Wusung, etwa 5 M. von dessen Mündung in den Yangtsiang und an dem Ausfluß des Hwangpu gelegen, ist durch diese Flüsse mit mehreren großen Städten am Kaiserkanal sowie mit dem Innern des Reichs in Verbindung gesetzt und kann in dieser Lage mit Neworleans in Amerika verglichen werden. Am 19. Juni 1842 wurde die Stadt von den Engländern erobert und durch den Vertrag vom 26. Aug. desselben Jahres nebst vier andern Häfen dem Verkehr der Fremden freigegeben. Seitdem war sie nächst Kanton das besuchteste Emporium des Reichs und schien einer der Haupthandelsplätze Asiens werden zu sollen, dessen inländischer, von etwa 1000 Dschunken betriebener Handel bedeutender als in irgend einer andern Stadt erschien und von dem ausländischen an Werth und Mannichfaltigkeit übertroffen zu werden anfang. Indessen ward die Stadt 7. Sept. 1853 von den chines. Rebellen eingenommen, welche die durch einen 20 F. breiten Kanal von ihren Mauern getrennten ausgedehnten und volkreichen Vorstädte niederbrannten und den Handel des Orts, der damals 350000 E. zählte, völlig vernichteten. Im Mai 1854 befand sich S. noch in den Händen der Rebellen, und die kaisertl. Offiziere in der Umgegend verloren täglich mehr Rath und Mittel, die Zurückeroberung zu versuchen. S. liegt in einer weiten, außerordentlich fruchtbaren Ebene, die von zahlreichen, der Schifffahrt und dem Verkehr dienenden Flüssen durchschnitten wird. Es ist schmutzig und eng gebaut, besitzt jedoch große Waarenhäuser, Eisbehälter, Kornböden, Kaufläden, Wirths-, Thee- und Badhäuser und zahlreiche Tempel, unter denen der nahe am Landungsplaz stehende Tempel der Himmelkönigin vorzüglich in die Augen fällt. Die wichtigsten Gegenstände des Handels waren bis jetzt Nahrungsmittel und Thee, sodann Seide und Stickereien, Baumwolle und Baumwollenzeuge, Porzellan, fertige und mit schönem Pelzwerk gefütterte Kleider, Bambuspfeifen, Bambusverzierungen, Gemälde, Bronzemaaren. Die Eröffnung des Freihafens erfolgte 15. Nov. 1843.

Shannon, der Hauptfluß Irlands und hinsichtlich seiner Länge und Breite sowie der Reize seiner Ufer der erste Fluß des brit. Inselreichs, entspringt in der Provinz Connaught, aus dem kleinen See Cleen in der Grafschaft Leitrim, geht durch den See Allen, erweitert sich auf seinem fernem südwärts gerichteten Laufe, Connaught von Leinster und zuletzt von Munster trennend, zu den durch ihre großartigen Umgebungen berühmten Seen Meen und Derg, wendet sich oberhalb Limerick westwärts und breitet sich unterhalb dieser Stadt zu einem gegen 15 M. langen Mündungsbusen aus, dessen Ausgang in den Atlantischen Ocean zwischen Cap Lean oder Loophead und Kerry-Head oder Ballyheige 2 M. breit ist. Der Shannon ist $46\frac{1}{2}$ M. lang, gehört 10 Grafschaften an und nimmt rechts den Ken oder Boyle, den Suir, Grounagh in Roscommon und den Fergus in Clare, links den Inny auf der Grenze von Longford und West-Meath, die Brosna und den Birt in King's-County, den Maigh und Abkeatan in Limerick, den Cashen in Kerry auf. Die Flut steigt an der Mündung in den Ocean 9—14, bei Limerick 12—20 F. Der Fluß ist, seitdem die früher vorhandenen Hindernisse, wie z. B. der berühmte Wasserfall (Salmon-Leap) von Castleconnel, $1\frac{1}{2}$ M. oberhalb Limerick, durch Kanäle und Schleusen beseitigt sind, bis zum Allen schiffbar, für kleine Barken beinahe bis zur Quelle, für Seeschiffe jedoch nur bis Limerick. Der Grand- und der Royalkanal verbinden ihn mit Dublin. Der Fluß mit den Seen ist sehr reich an vortrefflichen Lachsen, sowie an Hechten (oft an 50 Pfd. schwer), Forellen, Brassen, Barschen u. s. w.

Shawl heißt das feinste unter allen wollenen Zeugen, das im Oriente verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer dort einheimischen Ziegenart, den Kaschmirziegen, gewonnen. In Kaschmir werden daraus Tücher gearbeitet, von denen die Mongolen und Indier das Stück zuweilen mit 100 Dukaten und darüber bezahlen. In Europa nennt man diese Tücher vorzugsweise türk. Shawls und es kostet hier das Stück oft 1000 Thlr. und noch mehr. Den türkischen sehr ähnliche Shawls werden aus Seide, Wolle und Baumwolle auch in Europa, namentlich in Frankreich, England und in Wien gefertigt, so daß die echten wegen ihres hohen Preises sich immer seltener machen. In Frankreich unterscheidet man eigentliche orient. Shawls, zu denen tibetanische Ziegenwolle verwendet wird, pariser Shawls aus reiner Wolle, lyoner Shawls aus Seide und Wolle und Shawls von Nancy aus Wolle und Baumwolle.

Shee (Martin Archer), Porträtmaler und ehemaliger Präsident der Akademie der Künste in London, geb. um 1780 in Irland, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Zugleich wandte er sich früh der Porträtmalerei zu, in welcher er sich einen nicht unrühmlichen Namen erwarb. Seine Porträts zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und ein angenehmes Colorit aus. Auch einige Genrebilder und historisch-

Darstellungen hat man von ihm, die jedoch größtentheils aus seiner frühern Zeit herrühren. Außerdem aber schrieb er Mancherlei, namentlich Dichtisch-Poetisches über die Kunst, wie die engl. Literatur dergleichen Zahlreiches besitzt. Seit dem Tode des Sir Thomas Lawrence 1830 wurde er Präsident der Akademie und verblieb in dieser angesehenen Stellung bis zum J. 1845, wo er in Pension trat. Er starb 19. Aug. 1850.

Sheffield, eine unschöne, finstere, aber wegen ihrer Stahlfabriken berühmte Stadt in der engl. Grafschaft York, mit 135310 E., liegt auf einem Hügel an der Sheafmündung in den schiffbaren Don, der eine große Anzahl Werke für die Stahl- und Eisenindustrie in Bewegung setzt. Die Fabriken liegen zum Theil weit von der Stadt, und den Betrieb derselben erleichtert der Überfluß an Steinkohlen, welchen die Umgegend besitzt. Neben den verschiedenartigsten Schneide-, Wirthschafts- und Handwerksinstrumenten, worin S. den Vorzug vor Birmingham und allen übrigen brit. Fabrikorten behauptet, fertigt man allerlei Waaren von gegossenem Eisen, Amboss, Zinnblech und plattirte Waaren in ungeheurer Menge, dergleichen öpische und chirurgische und mathematische Instrumente. Auch gibt es daselbst Stüßgießereien, große Eisenwerke, Twistspinnereien, Fabriken für Teppiche, Rosshaarzeuge, Bleiweiß, Rennige u. s. w. Die Stadt besitzt mit ihrer Umgegend an 70 Ofen, um Eisen, namentlich schwedisches, in Stahl zu verwandeln, und an 600 Ofen zum Stahlschmelzen (for moulling steel), deren jährlicher Verbrauch gegen 250000 Etr. Eisen und an 6 Mill. Etr. Steinkohlen beträgt, einschließlich des Verbrauchs von nahe an 90 Dampfmaschinen zur Verfertigung von Messerschmiedwaaren u. s. w. Der Bedarf an Schleifsteinen, die aus dem nahen Rotherham kommen, beträgt jährlich 4—5000. Nach S. ertheilen selbst viele londoner und birminghamer Messerschmiede und Kaufleute ihre Bestellungen, weil dort Alles mit Maschinen gearbeitet wird und besonders die sheffielder Schleifer (grinders) durch langjährige Übung die größte Fertigkeit und Geschicklichkeit erlangt haben.

Sheffield, engl. Staatsmann und Schriftsteller, s. Buckingham (John Sheffield).

Sheil (Richard Lalor), ein als Parlamentsredner und Schriftsteller ausgezeichnetes Irlander, wurde 1793 aus einer kath. Familie in Dublin geboren. Nach dem Willen seines Vaters eines wohlhabenden Kaufmanns, studirte er die Rechte, widmete sich aber daneben literarischen Beschäftigungen. Als junger Mann gab er die Trauerspiele „Adelaide“, „The apostate“ und „Evadne“ heraus, die viele Schönheiten enthalten und wovon namentlich letzteres durch das Spiel der Miss O'Neill eine Zeit lang Kassenstück war. Die politische Bewegung, welche damals in Irland anhub, entfremdete jedoch auch ihn bald allen andern Bestrebungen. Nachst D'Connell galt er als der bedeutendste der irischen Agitatoren. Nach der Katholikemancipation wurde er in verschiedenen Orten Irlands ins Parlament gewählt, wo er D'Connell in den irischen Fragen unterstützte, aber dessen Bestrebungen für die Auflösung der Union gänzlich verwarf. Dies und die Eleganz seines Vortrags verschafften ihm auch unter den Engländern große Popularität. Unter dem Ministerium Melbourne leistete er den Whigs durch sein Talent außerordentlichen Vorschub. Weil er in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen, verließen ihm die Minister nach der Thronbesteigung der Königin Victoria eine Sinécure. Als der Austritt des Lord Howick im Aug. 1839 eine Umgestaltung in der Verwaltung hervorrief, erhielt S. das Amt eines Vicepräsidenten des Handelsbureaus (Board of trade), welches er kurz vor dem Rücktritt der Whigs 1841 mit dem eines Judge-Advocate-General vertauschte. In demselben Jahre wurde er zu Dungarvon ins Parlament gewählt, welchen Ort er seitdem vertrat. Bei dem großen Staatsprocesse, der 1841 gegen die Häupter der Repealassociation stattfand, vertheidigte S. als Sachwalter 27. Jan. John D'Connell, den Sohn des Agitators, in einer kräftigen Rede. Als im Juli 1846 die Whigs unter Russell das Staatsrunder wieder übernahmen, wurde er zum Director des Münzwesens (Master of the Mint) ernannt. Um als Katholik nicht an den Discussionen über die Geistliche-Titelbill Theil zu nehmen, ging er 1850 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Toscana, wo er zu Florenz 23. Mai 1851 starb. Von seinen literarischen Arbeiten verdienen noch die geistreichen „Sketches of the Irish bar“ Erwähnung, die ohne seinen Namen im „New monthly magazine“ erschienen.

Shelley (Percy Bysshe), engl. Dichter, geb. 4. Aug. 1792 zu Fieldplace in Sussex, ältester Sohn des Baronets Sir Timothy S., bezog mit 16 J., nachdem er wegen Widersetzlichkeit gegen die Schulgesetze und wegen seiner religiösen Ansichten von Eton weggeschickt worden, die Universität zu Oxford, die ihn im folgenden Jahre ebenfalls relegirte, als er den Professoren die Nothwendigkeit des Atheismus zu beweisen suchte. Auch sein Vater sagte sich von ihm los, namentlich als er im 19. J. gegen den Willen seiner Familie eine Ehe schloß, die obendrein an

schlich war und 1816 wieder getrennt werden mußte. Schon 1810 hatte er sein Gedicht „Queen Mab“ geschrieben, das später ohne seine Einwilligung gedruckt wurde und in welchem satirische Grundsätze offen zu Tage legte. Uebrigens enthielt dasselbe eine Fülle der schönsten und kräftigsten Stellen. Von einem Auszuge nach der Schweiz zurückgekehrt, ließ er sich in der Nähe von Windsor nieder und dichtete hier seinen herrlichen „Alastor, or the spirit of solitude“. Nach der Trennung von seiner ersten Frau verheirathete er sich mit der Tochter des berühmten Godwin (f. b.), schrieb in Macfow sein Gedicht „The revolt of Ishmael“ und ging nun, veranlaßt durch einen Urtheilsspruch, der ihm die Erziehung seiner Kinder untersagte, 1818 mit seiner Frau nach Neapel, wo er mit Lord Byron zusammentraf. In Rom schrieb er ein Drama: „Prometheus unbound“. Diesem folgte 1819 ein Trauerspiel „The Gemoil“, das trotz der herrlichsten und dichterischen Stellen durch seinen Gegenstand abstoßte. Mehrere andere Gedichte, „Hellas“, „Adonais“, „Rosalind and Helen“, Übersetzungen aus Calderon und Goethe's „Faust“ erschienen in den nächsten Jahren. Seine Bitterkeit gegen die Welt nahm ab, und dem glücklichen häuslichen Kreise, den er um sich versammelt sah, und seine Aufsichten begannen sich zu läutern. Da erkrankte er aber auf einer Spaziersfahrt auf dem Meer; 8. Juli 1822. Vgl. Kebley, „Life of S.“ (2 Bde., Lond. 1847). Seine gesammelten Werke sind in mehreren Ausgaben erschienen (zuletzt 5 Bde., Lond. 1855). Ins Deutsche übersetzte sie Seybt (Bd. 1844), in Auswahl Prössel (Braunsch. 1845) und „Die Genie“ Adolphi (Stuttg. 1837). — Shelley (Mary Wollstonecraft), die zweite Frau des Vorigen, geb. 1797, machte sich durch ihren Roman „Frankenstein“ (1817), der einen hohen poetischen Geist, ungemeine Beherrschung der Phantasie und Kenntniß der menschlichen Seele verräth, großes Aufsehen. Ihm folgten „Valperga“ (1823), „The last man“, „Lodore“ u. a. Ihre Reisen auf dem Continente beschrieb sie in den mit Beifall aufgenommenen „Rambles in Italy and Germany“ (3 Bde., Lond. 1844). Sie starb in London 1. Febr. 1851. Ihr Sohn, Sir Percy Florence S., geb. 1819, erbte 1844 von seinem Großvater den Baronettitel und die ansehnlichen Güter der Familie.

Sheridan (Rich. Brinsley), berühmter Lustspielsdichter und Parlamentsredner, der dritte Sohn des als Schauspieler und Verfasser eines engl. Wörterbuchs bekannten Thom. S. (gest. 1788), wurde 30. Oct. 1751 zu Dublin geboren. Er zeigte in der Jugend und selbst noch auf der Schule zu Harrow, wohin er 1763 kam, nur geringe Fähigkeiten und wendete auch später als Student der Rechte im Middle-Temple, seit 1769, nur geringen Fleiß an. Durch seine Verheirathung mit der beliebten Sängerin Linley, die er niemals wieder die Bühne betreten ließ, sah er sich zu schriftstellerischen Arbeiten genöthigt. Sein erstes Lustspiel „The rivals“ (1775) fand auf dem Coventgardentheater wenig Beifall. Im nächsten Jahre brachte er eine Posse „St. Patrick's day“ und eine komische Oper „The duenna“, welche letztere 75 mal wiederholt wurde, und 1777 abermals zwei Lustspiele, das eine „A trip to Scarborough“, umgearbeitet nach Vanbrugh, das andere sein berühmtestes und noch jetzt oft gegebenes Stück „The school for scandal“, eines der besten Lustspiele aus neuerer Zeit, ausgezeichnet durch reichen Witz und eine Fülle der komischsten Situationen. Einige spätere Stücke von ihm, „The camp“ und „The critic“, sind weniger ausgezeichnet. Im J. 1780 ins Parlament gewählt, vertauschte S. die dramatische Laufbahn mit der politischen. Er trat zur Oppositionspartei unter Fox, wurde unter dessen Ministerium Unterstaatssecretär und zur Zeit von dessen Verbindung mit Lord North Secrétaire der Schatzkammer. Als darauf Pitt Minister wurde, war S. wieder eines der beredtesten Mitglieder der Oppositionspartei. Glänzende Reden hielt er namentlich in dem Prozesse gegen Warren Hastings und über Pitt's „Persuery-bill“. Nach Pitt's Tode (1806) wurde er wieder Schatzmeister des Secretens und nach Fox's Tode Obereinnehmer des Herzogthums Cornwall. In den letzten Zeit seines Lebens ergab er sich dem Trunke, zum Theil in Folge häuslicher Leiden und der Verlegenheiten, in welche ihn seine schlechte Wirthschaft brachte. Er starb 7. Juli 1816; ein gegen ihn erlassener Verhaftsbefehl blieb nur deswegen unvollzogen. Seine dramatischen Arbeiten gab Th. Moore (2 Bde., Lond. 1821; 2te 1833) heraus; seine Reden erschienen in fünf Bänden (Lond. 1816; 3 Bde., 1842); sein Leben beschrieb Th. Moore (2 Bde., Lond. 1825 und öfter) und Watkins (2 Bde., Lond. 1817).

Sheriff (aus dem angelsächsl. *voirs-gorels*) heißt in England, seitdem die alte Grafschaft sich in einen bloßen Titel verwandelt hat, der erste Beamte in einer Grafschaft oder Provinz. Jede Grafschaft besitzt einen Sheriff; nur Middlesex hat zwei, von denen der eine für die Stadt London bestimmt ist. Der Geschäftskreis, die Verantwortlichkeit, und auch das Ansehen des Sheriffs ist sehr groß. Er verwaltet die Polizei in der Graf-

schaft, treibt die königl. Auflagen, Strafgefälle und Confiscationsgefälle ein, bringt alle Strafurtheile zur Vollziehung und sitzt in bürgerlichen Sachen zu Gericht. Er hat das Recht, seine Amtsgehilfen (Under-sheriffs) und für die Kreise der Grafschaft Amtleute (Bailiffs) zu ernennen, für deren Handlungen er jedoch verantwortlich ist. Unter dem Sheriff stehen auch die Geschworenen. Er schlägt dieselben vor und ruft sie, nachdem er den Proceß instruiert, zur richterlichen Entscheidung zusammen. Sonst darf er sich auf den Gang der Gerechtigkeit keinen Einfluß erlauben. Das Amt des Sheriffs trägt keine Besoldung und ist mit bedeutendem Aufwande verknüpft, so daß Niemand verbunden ist, es in vier Jahren zwei mal zu übernehmen. Der Sheriff war ursprünglich der Beamte der alten Gaugemeinde; später jedoch fiel seine Ernennung dem Könige anheim. Indes wird die unmittelbare Ernennung eines Sheriffs durch den König als unrechtmäßig betrachtet; vielmehr schlägt der Großkanzler im Vereine mit den Ministern jährlich die Amtscandidaten vor und der König bestätigt dieselben. Auf die Weigerung, das Sheriffamt anzunehmen, steht, mit Ausnahme der vom Gesetz bestimmten Fälle, eine hohe Geldstrafe.

Shetland-Inseln, eine zu Schottland gehörige Inselgruppe, von den holl. und skandinav. Schiffen auch Fitland genannt, liegen nordnordöstlich von Schottland und den Orkadischen Inseln, ungefähr zwischen 16 und 17° ö. L. und 60 und 61° n. Br. Die ganze Gruppe besteht aus 86 größern und kleinern Inseln, die zusammen 41½ QM. messen, von denen aber kaum 20 von etwa 30000 Seelen bewohnt sind; die übrigen werden zur Viehzucht benutzt. Der Boden bildet eine einförmige Wüste voll nackter Berge, mit Torfmooren, Heidekraut und Wachholdergebüsch ausgenommen, ohne Holz; nur nach den Küsten zu gibt es anbaufähige Stellen, wo etwas Hafer, Gerste und Kartoffeln gewonnen werden. Man hat Rindvieh, dauerhafte Pferde, darunter Ponies, Schafe mit einer sehr feinen Wolle und Schweine, aber Alles von kleiner Art. Die Küsten haben eine Menge Buchten und einen außerordentlichen Segen an Fischen, besonders an Heringen, deren Fang hier im Sommer Flotillen engl. und holl. Heringsfischer versammelt. Im J. 1849 beschäftigte der Heringfang in Lerwick, Unst und Ball 931 engl. Fahrzeuge mit einer Mannschaft von 3927 Köpfen und außerdem 1328 Einsatzer, Packer und Küfer. Die Einwohner, von normann. Abkunft, wie denn auch die Inseln bis 1474 im Besitze der normeg. Könige waren, sprechen zum Theil noch die altnord. Sprache, meist aber ein verdorbenes Englisch und bekennen sich zur protest. Kirche. Außer der Fischerei nähren sie sich vom Kelpbrennen und namentlich von der Viehzucht, vom Spinnen und Stricken ihrer Wolle, worin sie unübertroffen sind. Der Sommer ist sehr kurz, der Herbst naß und nebelicht, selten ein Frühling; der lange Winter führt wenig Frost und Schnee mit sich, desto mehr Regen und furchtbare Stürme. Die größte Insel ist Shetland oder Mainland mit 20936 E. und dem Hauptorte Lerwick, der ungefähr 3000 E. zählt; die nördlichste, Unst, ist merkwürdig wegen der großen und bewundernswürdigen Höhlen in den Felsen an der Küste.

Shields ist der Gesamtname von drei benachbarten, an der Mündung des Tyne gelegenen und den wichtigsten Seehafenplatz von Newcastle (s. d.) bildenden Städten Englands, nämlich von North-Shields mit dem unmittelbar an der Tyнемündung liegenden Tynemouth in der Grafschaft Northumberland und South-Shields in der Grafschaft Durham. Die beiden erstern, an dem nördlichen Flußufer, zählen 29170, South-S. am südlichen Ufer allein 28974; alle drei mithin 58144 E. Der Hafen, gedeckt durch ein starkes Fort, faßt 2000 Schiffe, die unter der 236 F. langen und 100 F. hohen Kettenbrücke hindurchgehen können, hat einen Leuchthurm, dessen er besonders wegen einer großen Sandbank und mehrerer Felsen an seiner Einfahrt bedarf, und ist der Ladeplatz für die Steinkohlen von Newcastle. In den Werften und 13 Docks von South-S. werden jährlich eine Menge Schiffe, jetzt meist eiserne Segel- und Dampfschiffe gebaut. Außer dem Schiffsbau, der Rhederei und dem Handel beschäftigen auch Salzraffinerien, Glashütten, Seilereien und Seifensiedereien viele Hände. North-S. nährt sich von Steinkohlenausfuhr, Gerberei und Lederbereitung, Handschuh- und Hutfabrikation. Der Stadt Tynemouth gehört ein Seebad eigenthümlich an.

Shire (angelsächsl. soire, von sciran, d. i. theilen) nennt man in Großbritannien die Districte, in welche das Land politisch eingetheilt ist. Das Wort ist gleichbedeutend mit county, d. i. Grafschaft, und wird den Eigennamen, wie Buckinghamshire, Oxfordshire u. s. w., angehängt. Bei manchen Grafschaften, als Northumberland, Middlesex u. s. w., ist es jedoch nicht gebräuchlich. Der Ursprung der Eintheilung selbst fällt noch in die Zeit der angelsächsl. Könige. Die Hauptunterabtheilung des Shire ist das Hundert (hundred); auch diese Eintheilung ist, wie das Wort selbst, altgerman. Ursprungs. Die Beamten des Shire oder der Provinz sind der Lordlieutenant,

welcher die militärische Ordnung handhabt, der Sheriff, der Aufseher des Grafschaftsarchivs oder Custos rotulorum, der Coroner, die Friedensrichter, der Generalsteuereinnehmer, der Unterheriff und der Gehülfe oder Actuar des Friedensrichters (Clerk of peace). Die richterlichen Tribunale des Shire sind der Assisenhof, der Grafschaftsgerichtshof, welchem der Sheriff präsidirt, die Hundredgerichtshöfe und die Erb- und Lehngerichte (Courts-leet).

Shirley (James), engl. Schauspieldichter, geb. 1594 zu London, studirte zu Oxford Theologie, wo ihn der Erzbischof von Canterbury wegen eines Muttermals auf einer seiner Wangen nicht ordiniren wollte. Er ließ sich hierauf in Cambridge ordiniren, wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur kath. Kirche über, wodurch er sich genöthigt sah, Schullehrer zu werden. Später ging er nach London, wo er ein fruchtbarer Schauspieldichter wurde. Während der Bürgerkriege griff er zu den Waffen und diente unter dem Herzog von Newcastle. Als er nach London zurückkehrte, fand er die Theater verschlossen und sah sich daher genöthigt, wieder Schullehrer zu werden. Die Restauration scheint seine Verhältnisse auch nicht gebessert zu haben. Bei dem großen Brande in London verbrannte auch sein Haus in Whitefriars. Wahrscheinlich in Folge des Schreckens starb er kurze Zeit darauf an demselben Tage mit seiner Frau. Man besitzt 39 Stücke von ihm, die in einer Gesamtausgabe von Gifford herausgegeben wurden (6 Bde., Lond. 1829). Sie zeichnen sich weniger durch Selbständigkeit in der Erfindung, durch Kraft der Charakterzeichnung und Witz aus, als durch Reinheit der Sprache wie der Gedanken, durch Klarheit und durch Natürlichkeit und durch raschen, lebendigen Gang der Begebenheiten. Einzelne Stellen von großer Schönheit finden sich oft in seinen Werken; am berühmtesten ist die auf Karl's I. Tod ge deutete in seinem „Ajax and Ulysses“. Zu seinen bekanntesten Stücken gehören: „The lady of pleasure“, „The admiral of France“, „The grateful servant“ und „The doubtful heir“. Auch eine Sammlung Gedichte gab er 1646 heraus, die sich namentlich durch Zartheit der Empfindungen auszeichnen.

Shrapnel's sind Hohlgeschosse, mit Karabinerkugeln gefüllt und mit Sprengladung versehen, welche auf einer bestimmten Entfernung vor dem Feinde durch den bis dahin brennenden Zünder Feuer fängt und das Geschos zerreißt, wonach die freigewordenen Bleikugeln nach dem Befehle des Beharrungsvermögens mit der Geschwindigkeit vorwärts fliegen, welche das Geschos im Augenblicke des Zerspringens hatte, und noch hinreichende Kraft behalten, um die Truppen außer Gefecht zu setzen. Man schießt die Shrapnel's in flachem Bogen theils aus Kanonen, meist aber aus Haubizen. Ihre Wirkung hängt nicht nur von der richtigen Anfertigung des Geschosses ab, sondern vorzüglich von der genau der Entfernung angemessenen Zünderlänge, welche so beschaffen sein muß, daß das Geschos etwa 50—80 Schritt dießseit des Ziels zerspringt. Diese Entfernung nennt man die Intervalle. Entzündet sich die Sprengladung zu früh, so wird das Ziel nur von wenigen schwachen Kugeln getroffen; ist aber die Intervalle zu klein, so bleiben die Kugeln zu nahe zusammen und wirken nur auf eine eingeschränkte Fläche. Eine richtige Beurtheilung der Entfernung des Ziels und eine demgemäße Auswahl der Zünder, von denen mehre von verschiedener Länge mitgeführt werden, sind unerläßlich. Nächstdem muß auch Ladung und Elevation dem Zwecke entsprechen, damit das Geschos bei richtiger Intervalle etwa sechs F. höher, als das Ziel ist, springe. Die Wirkung der Shrapnel's ist durchaus vom Terrain unabhängig und reicht auf viel größere Entfernungen (bis 1200 Schritt) als der Kartätschenschuß. Das Geschos ist vom engl. Artillerieoberst Shrapnel zuerst angegeben worden, in den Kriegen auf der Pyrenäischen Halbinsel 1807—13 in Anwendung gekommen, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen, jetzt aber in allen größern Heeren eingeführt. In alten Schriften über Artillerie finden sich ziemlich bestimmte Angaben, aus denen hervorgeht, daß die Idee, Hohlgeschosse mit Bleikugeln zu füllen, schon in frühen Zeiten angeregt gewesen ist.

Shrewsbury, Hauptstadt der engl. Grafschaft Shrop, ein uralter und in der frühern Geschichte oft genannter Ort, auf einer von der Severn gebildeten Halbinsel, hat in dem alten Stadttheile enge Gassen mit meist hölzernen Häusern, in dem neuen dagegen breite, regelmäßige Straßen mit schönen Gebäuden, zu denen namentlich das Rathhaus, die Grafschaftshalle, das Gefängniß, das Kaufhaus, das Theater, die Armen- und Krankenhäuser gehören. Unter den sieben Kirchen zeichnen sich aus die Peters-, die Marien- und die Julianikirche, die zweite durch ihre normannische Architektur, die letztere durch ihre gemalten Glasfenster. Zwei Brücken überspannen die Severn, die Ostbrücke von sieben Bogen und 410 F. Länge und die Welsche Brücke mit fünf Bogen. Eine kolossale eiserne Statue des Lord Hill auf 130 F. hoher Säule von Quadern ist ein besonderer Schmuck der Stadt. Das von Eduard VI. und Elisabeth gegründete Lyceum nebst Kapelle enthält eine Bibliothek und eine werthvolle Sammlung röm.

Antiquitäten, die in der Umgegend gefunden worden sind. Die 19681 E. treiben Gattspinnerei, Seidenbandweberei und auf der Severn und dem Shrewsburykanal sehr beträchtlichen Handel, namentlich auch mit Wales. Nahe bei der Stadt liegen großartige Eisenwerke, etwas weiter die herrlichen Ruinen der 1010 erbauten Abtei Haghmond und auf der Stelle, wo Heinrich IV. über Heinrich Percy (Heißsporn) in blutiger Feldschlacht 21. Juli 1403 siegte, die Trümmer der Battlefieldkirche mit einem Hügel, welcher die Asche der Erschlagenen deckt.

Shrop oder Salop, eine der westlichen Graffschaften Englands, hat ein Areal von $63\frac{1}{2}$ QM., wovon $58\frac{1}{2}$ landwirthschaftlich benutzt sind, und zählt 245000 E. Die Grafschaft wird von der Severn, welche von Wales kommt und hier den Thymoh und Tern aufnimmt, in zwei ziemlich gleiche Theile getheilt. Der nordöstliche ist eine weite Ebene mit gutem Ackerboden; der südwestliche Theil, gebirgig und rauh, wird vorzugsweise zur Viehzucht, besonders zur Schafzucht, sowie zur Waldwirthschaft benutzt. Neben dem Ackerbau bildet aber der Bergbau den Haupterwerbszweig. Im östlichen Theile liegen einträgliche Kohlen-, Eisen- und Bleigruben, Kalk- und Sandsteinbrüche. Die meisten Eisenschmelzöfen der Grafschaft stehen zwischen Wellington und Willeh im Colebrookthale, das sich zugleich durch romantische Schönheit auszeichnet. Außer den zahlreichen Eisenwerken unterhält man mancherlei Fabriken und Manufacturen, namentlich in Metall und in irdenen Waaren, sowie in Wolle, Baumwolle, Seide, Leinwand u. s. w. Der Handel wird durch die schiffbare Severn und mehre Kanäle gefördert. Die Hauptstadt ist Shrewsbury (s. d.), nächst ihr der volkreichste Ort Wenlock mit 20588 E. und mit großen Kalk- und Pseifenthongruben. Broseley, mit 5000 E., an der Severn und im Mittelpunkte der Eisen- und Kohlengruben, welche die gewaltigen Schmiedewerkstätten von Colebrookdale und Ketley speisen, hat sich durch seine Thonwaaren einen Ruf erworben. Sheffnal oder Shiffnal mit 4000 E. hat Eisenwerke, Glashütten und ist historisch bekannt durch die dortige Königseiche, auf welcher Karl II. sich glücklich vor seinen Verfolgern verbarg und die jetzt mit einer Mauer umgeben ist. Bridgenorth hat 7610 E., die eine sehr bedeutende Industrie unterhalten, Schiffe bauen und starken Malzhandel treiben. Ludlow am Tern, mit 4691 E. und starkem Kornhandel, hat noch die Ruinen einer großen festen Felsenburg, einst öfters Residenz der engl. Könige und mehrmals Zeuge der wichtigsten Vorfälle im Kriege der beiden Rosen. Ellesmere mit 6176 und Oswestry mit 4847 E., beide an dem durch seine Aquäducte berühmten Ellesmerekanal, der die Severn mit dem Grand Trunk und Mersey verbindet, sind lebhafteste Handels- und Fabrikorte.

Shukowskij (Wassili Andrejewitsch), einer der berühmtesten russ. Dichter, wurde 1785 aus einer adeligen Familie in Tula geboren, wo er seine erste Schulbildung genoß. Er begab sich dann nach Moskau, um seine Studien auf der dortigen Universität zu vollenden, und erregte schon 1802 durch eine treffliche Übersetzung von Gray's „Ländlichem Kirchhof“ die Aufmerksamkeit des Publicums. S. widmete sich jetzt ganz der Literatur und ward 1808 Redacteur des von Karamsin gegründeten Journals „Wjestnik Ewropy“. Für dieses Blatt lieferte er nicht nur zahlreiche Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, sondern auch Originalaufsätze, Erzählungen und Gedichte, die zu den besten gehören, die die russ. Sprache aufzuweisen hat. Als 1812 der Krieg gegen Napoleon ausbrach, nahm er an dem Feldzuge eifrig Theil und focht unter dem moskauer Landsturm in verschiedenen Schlachten. Der Begeisterung, von welcher S. damals beseelt war, verdankt Rußland eine Reihe herrlicher Kriegsgefangen. Sie führen den Titel „Der Sänger im Lager der russ. Krieger“, und kein anderes Werk von ihm hat so viele Auflagen erlebt als dieses. Nach dem Frieden lebte er eine Zeit lang in Dorpat, wurde aber 1817 mit einem lebenslänglichen Gehalt von 4000 Rubeln nach Petersburg berufen, um der kaiserl. Kaiserin russ. Literatur vorzutragen. Im J. 1820 ward er Mitglied der russ. Akademie, 1824 Hofrath und Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Alexander. Nach der Verheirathung des Letztern 1841, bei welcher Gelegenheit S. den Rang eines Geh. Rath's erhielt, zog er sich vom Hofe zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens meist in Deutschland. Er hatte sich noch in vorgerücktem Alter mit der Tochter des Livländers Reuters vermählt und starb nach längerer Krankheit 24. April 1852 zu Baden-Baden. Der Kaiser Nikolaus befahl, ihm ein Monument zu errichten. S. zeigt sich sowohl in seinen Übersetzungen wie in seinen eigenen Werken als einen Dichter, der die vollkommenste Herrschaft über die Sprache übt und dessen Geist eines freien und kühnen Schwungs fähig ist. Überall ist sein Ausdruck kräftig, feurig und edel, bei aller Kunst nie gesucht, vielmehr stets wahr und natürlich. Vielleicht ist es gerade sein Studium fremder Meisterwerke, was seinen eigenen Schriften ein so eigenthümlich meisterhaftes Gepräge und den Reiz der herrlichsten Mannichfaltigkeit verleiht.

Die Geschichte von S. ist die eines gräulichen Despotismus und darum ohne wirkliche Entwicklung. Die Hauptmomente sind die Einführung des Buddhismus und einer höhern Bildung aus Indien; die Ankunft der Portugiesen 1547 und mit ihnen der Beginn der Einführung des Christenthums; die Unterwerfung S. unter die Herrschaft von Pegu 1568; die Befreiung S. vom peganischen Joch durch Pramert 1590; die Ausrottung der Dynastie der Lestern durch Chau-Pasatong und des Lestern Thronbesteigung 1629; die Ankunft der Holländer um dieselbe Zeit und der durch sie bewirkte Sturz der Portugiesen; die Ankunft franz. Missionare und der durch einen Griechen, Konstantin Falcon, welcher ehrgeizige Pläne dadurch zu erreichen hoffte, plötzlich ins Wunderbare gestiegene Einfluß der Franzosen, der zu mehreren gegenseitigen Gesandtschaften und Einräumung der beiden Festungen Mergui und Bangkok an die Franzosen führte, von 1663—89; der durch den Mandarin Ohra-Petscharatscha bewirkte Aufstand, welcher Falcon und den franz. Einfluß 1689 stürzte und der Ausbreitung des Christenthums ein Ende machte, dafür aber den Einfluß der mit den Franzosen rivalisirenden Holländer erhob, deren Handel hier nun zur größten Blüte kam; die Ausrottung des Könighauses und die einander folgenden Eroberungen des Reichs durch die Avaner und die Birmanen um die Mitte des 18. Jahrh.; endlich die Vertreibung der Birmanen durch Pitak 1769, welcher den Staat von S. wiederherstellte, 1782 aber von Schakri, einem seiner Feldherren, ermordet wurde, der nun eine neue Dynastie begründete. Schakri's Nachfolger führten häufige Kriege mit den Birmanen. Einer seiner Urentel, Chrom-Chiat oder Kroma-Mom-Tschit, der 1824 durch Usurpation auf den Thron gelangte, eroberte 1829 Laos und ließ dessen Königsfamilie hinhängen. Im J. 1831 erhielt er durch die Eroberung von Nueda die Briten zu Grenznachbarn. Ein Despot gegen seine Unterthanen, war er auch ein Feind der Fremden. Als er Anfang 1851 erkrankte, rieth ihm sein Minister, keinen seiner zwölf Söhne, die sämmtlich illegitim waren, zum Nachfolger zu bestimmen, sondern die Krone auf den Sprößling der verdrängten Dynastie zu vererben. Als der alte König 3. April 1851 starb, ließ auch der Minister, unterstützt durch ein starkes Heer, Khan-Fa-Mongkut als König ausrufen, ohne daß die Großen des Reichs dagegen sich erhoben. Der neue König war den Engländern und Nordamerikanern sehr freundlich gesinnt, starb aber bereits 1852. Es folgte ihm sein Bruder, der das gute Einvernehmen mit den Fremden fortsetzte und 1852 einen Handelsvertrag mit denselben abschloß.

Sibbern (Frederik Christian), königl. dän. Statsrath, Professor der Philosophie zu Kopenhagen, geb. daselbst 18. Juli 1785, genoß eine sehr religiöse Erziehung, die später nicht ohne Einfluß auf seine ganze Wirksamkeit geblieben ist. Nachdem er an der Universität zu Kopenhagen seit 1802 die Rechte und zugleich die Philosophie studirt, bildete er sich auf einer Reise durch Deutschland, in lebendigem Umgange besonders mit Steffens, für den philosophischen Lehrstuhl in Kopenhagen aus, zu dem er 1813 berufen wurde. Was sein philosophisches System betrifft, so unterscheidet er von vornherein zwischen einer bloß explicativen und einer eigentlich speculativen und zugleich constitutiven Philosophie. Jene soll über das Gegebene, sei es nun von innen (a priori) oder von außen gegeben, orientiren, sodas man dasselbe, in seinem ganzen Zusammenhange erfaßt, zum Gegenstande einer allumfassenden Discussion machen könne, damit die Grundlage der speculativen Philosophie sich ausscheide und constituire. Diese Grundlage kommt zu Stande, indem die speculative Grundidee, welche durch jene ganze Debatte hindurch als das Centrale, als das Eine in Allem sich bewegt hat, die Grundzüge einer allumfassenden Weltanschauung so constituirt, daß jetzt nach der Regel Totum est pars sua prius verfahren werden kann. Durch diese Andeutungen ist zugleich der kritische Standpunkt S. gegen die Hegel'sche Philosophie bestimmt: er gehört im Wesentlichen zu Denen, welche behaupten, man müsse über Hegel hinaus, wenn nicht Vieles von Dem, was bei Hegel von großem Werthe ist, seine Frucht und Wirkung auf die Philosophie im Ganzen verlieren soll. Als philosophischer Schriftsteller trat er zuerst mit einer im Gange der Entwicklung originellen, an tiefen Bemerkungen reichen Bearbeitung der „Psychologie“ auf (2 Bde., 1819—28), deren zweiter Theil auch unter dem Titel „Psychologische Pathologie“ besonders erschien. Später veröffentlichte er eine neue Ausarbeitung unter dem Titel „Psychologie, eingeleitet durch Biologie“ (1849). Eine besondere kleine Schrift „Über die Liebe“ gab er 1819 heraus (2. Aufl. 1855). In den Schriften „Über Erkenntniß und Forschen“ (1822), sowie „Über Begriff, Natur und Wesen der Philosophie“ (1843) bearbeitete er die philosophische Einleitungswissenschaft und die Methode des akademischen Studiums. Die „Hinterlassenen Briefe des Gabriels“ (1826) enthalten die Darstellung eines jugendlichen, in unerwiderter Liebe befangenen Gemüths, das durch Religiosität sich zu ermannen strebt. Ferner sind zu erwähnen seine Bearbei-

Viehzucht neben einiger Fabrikbeschäftigung, z. B. Lederbereitung, ein. Unter S. Gold- und Silberbergwerken ist das nertschinskische oder argunische Silberbergwerk das berühmteste. Hier wurden in den J. 1850—52 durchschnittlich 71 Pud Gold gewonnen.

Die ersten nähern Nachrichten über einige Theile dieses kolossalen Landes erhielten die Russen durch den Kaufmann Anika Stroganow, und den Grund zur Eroberung legte ein unruhiger Kosakenhäuptling, Jermak Timofejew. Da dieser zu schwach war, sich zu behaupten, so schickte er 1581 Abgeordnete nach Moskau, um dem Zaren Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen seine Eroberung anzubieten, und so kam nach unbedeutenden Kriegen mit dem dortigen Tataren Khan gegen Ende des 16. Jahrh. S. unter die Herrschaft Rußlands, dessen Regenten den Titel Zar von S. annahmen. Dem Scharfblick Peter's I. entging die Wichtigkeit dieser Provinz nicht, und es wurden unter seiner Regierung verschiedene Fabriken und Hüttenwerke angelegt. Durch häufige Niederlassungen geborener Russen und durch Vermiesene stieg die Bevölkerung, die gegenwärtig nahe an 3 Mill. beträgt. Unter den Eingeborenen des Landes, die nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Bevölkerung ausmachen, gibt es sehr verschiedene Völkerschaften, z. B. Samojeden, Ostjaken, Koriaken, Bogulen, Jakuten, Tschuktschen, Buräten, Tungusen u. s. w. Die Tataren, der Hauptstamm, sind theils Mohammedaner; die Mongolen gehören meist noch dem Heidenthume an. Man zählte 1842 in ganz S. unter den Einwohnern, die sich nicht zur orthodoxen griech.-russ. Kirche, als der Landeskirche, bekannten, 4942 Katholiken, 3624 Protestanten und Reformirte, 5330 Juden, 64359 Mohammedaner und 55559 Heiden. Griech. Erzbisthümer sind drei: Tobolsk und Sibirien, Irkutsk und Kamtschatka. Im Gegensatz zum übrigen Rußland überwiegt die männliche Bevölkerung die weibliche bei weitem, angeblich um 20 Proc. Bei den Russen erklärt sich dies aus den jährlich hinzukommenden 10000 Vermiesenen, von denen nicht über 2000 Weiber. Bei den Nomadenstämmen ist dieses Verhältniß das Zeichen ihres Untergangs. Die Verbannten, etwa 135000 an der Zahl, unterliegen gewöhnlich keinem Zwange, als daß sie unter Aufsicht stehen; sie werden nicht selten reich. Auch die Übersiedelung aus dem europ. Rußland nach S. hat in den letzten Jahren in größerem Maßstabe stattgefunden als früher. Im J. 1852 kamen nach Westsibirien 24486 Personen beiderlei Geschlechts; 1853 wurden von den Krondomänen 13981 Männer und 13851 Weiber nach Westsibirien entlassen, und aus den verschiedenen Gouvernements, namentlich aus Witebsk, gingen mehrere Tausend Familien dahin ab. Den Colonisten wird in solchen Fällen nebst andern Vergünstigungen Land zugewiesen, das sie als freie Bauern bearbeiten dürfen. Ganz S. ist gegenwärtig in zwei Generalgouvernements, Westsibirien (56170 QM.) und Ostsibirien (169410 QM.), getheilt. Zu dem erstern gehören die Gouvernements Tobolsk und Tomsk und die 1838 aufgehobene Provinz Omsk, deren Bezirke den beiden vorgenannten Gouvernements zugetheilt worden sind. Zu Ostsibirien gehören die Gouvernements Jeniseisk und Irkutsk und die Provinz Jakutsk nebst den beiden Seeverwaltungen Ochotsk und Kamtschatka, das Land der Tschuktschen, Neusibirien (s. d.), die aleutischen und andere Inseln. Tobolsk (s. d.), die Hauptstadt von Westsibirien, war ehemals die Hauptstadt von ganz S. Die wichtigsten unter den übrigen 19 Städten Westsibiriens sind Omsk, Tjumen, Beresow im Gouvernement Tobolsk; Tomsk, Barnaul, Semipalatinsk, Ust-Kamenosorsk und Kolywan im Gouvernement Tomsk. Die meisten dieser Städte haben Bergbau und Pelzbetrieb, sowie Kleinhandel mit den Tataren- und Mongolenhorden. Die Hauptstadt von Ostsibirien, welches im Ganzen 25 Städte zählt, ist Irkutsk (s. d.), der Sitz der russ. amerik. Handelsgesellschaft und Hauptstapelplatz des chines. und russ. Handels. Andere ausgezeichnete Städte dieses Gouvernements sind Nertschinsk, Berchneudinsk, Nischneudinsk und Troizkowsk. Die wichtigste aller sibir. Handelsstädte ist indessen das kleine, unscheinbare Kiachta (s. d.). Im Gouvernement Jeniseisk sind die Städte Krasnosarsk und Jeniseisk wichtig. Jakutsk, der Hauptort der gleichnamigen Provinz, ist als Stapelplatz des Pelzhandels von Ochotsk und Kamtschatka, und Ochotsk, die Hauptstadt der Seeverwaltung gleiches Namens als Mittelpunkt des Handels zwischen S. und dem russ. Amerika von hoher Bedeutung. Die Hauptstadt der kamtschatkischen Seeverwaltung ist Petropawlowsk. Die Kunde S.'s haben gefördert: der Contreadmiral F. von Wrangell (s. d.); Erman in seiner „Reise durch den nordasiat. Continent und die beiden Oceane“ (Berl. 1831); die Reisen des russ. Astronomen F. des russ. Gelehrten Feodorow und des berliner Naturforschers Lessing (1832 fg.); ferner Ledebur durch seine „Reise durch das Altaigebirge“ (2 Bde., Berl. 1829—30) und „Flora Altaica“ (4 Bde., Berl. 1830—33). Reiche Ergebnisse für die Wissenschaft lieferte die Reise, welche Alexander von Humboldt in Begleitung von Ehrenberg und G. Rose nach dem Ural, Altai und der

Jupiter nieder und übertrug die Aufsicht darüber zwei besondern Männern, den *daumviri sacrorum*, deren Zahl nachher auf 10 und von Sulla auf 15 vermehrt wurde. Im J. 84 v. Chr. gingen mit dem Brande des Capitols auch die Sibyllinischen Bücher zu Grunde; aber nach dem Wiederaufbau desselben ließ der Senat aus allen griech. und ital. Städten, namentlich aus Eruthrä, die Überreste der sibyllinischen Verse sammeln und in den Jupitertempel wieder niederlegen. Auch später wurde die Sammlung wie die Musterung dieser Weissagungen fortgesetzt, bis sie unter Nero 68 n. Chr. abermals ein Raub der Flammen wurden. Es begannen nun wieder neue Sammlungen, und noch im 6. Jahrh. bei der Belagerung Roms durch die Gothen wollte man aus einigen sibyllinischen Versen den Ausgang prophezeien. Unstreitig unterlagen diese sibyllinischen Orakel, deren Auslegung wegen ihrer großen Unbestimmtheit stets eine willkürliche blieb, der Verfälschung, besonders seit dem 2. Jahrh. n. Chr., als in der christlichen Gemeinde begeisterte Männer auftraten, die in dichterischen Orakeln sprachen und ebenfalls Sibyllisten genannt wurden. Die Aussprüche derselben bezeichnete man in gleicher Weise mit dem Namen der Sibyllinischen Bücher. Eine noch vorhandene Sammlung derselben, offenbar ein späteres Nachwerk, wurde am vollständigsten unter dem Titel „*Oracula Sibyllina*“ von Galläus (Amst. 1689) und von Alexander (Par. 1842) herausgegeben. Eine deutsche Übersetzung der „*Neun Bücher sibyllinischer Prophezeiungen*“ gab Nehring (2. Aufl., Halle 1719). Vgl. Bleek, „*Über die Entstehung und Zusammensetzung der uns in acht Büchern erhaltenen Sammlung sibyllinischer Orakel*“ (in Schleiermacher's „*Theologischer Zeitschrift*“, Heft 1 und 2, Berl. 1819); Thotlaciüs, „*Libri sibyllistarum veteris ecclesiae*“ (in dessen „*Prolusiones et opuscula academica*“, Bd. 4 und 5, Kopenh. 1821—22).

Sicard (Noch Ambroise Lucurron, Abbé), verdient um den Taubstummenunterricht, geb. zu Fougères bei Toulouse 28. Sept. 1742, widmete sein ganzes Leben dem Unterrichte und der Erziehung taubstumm geborener Kinder. Er machte seine Studien in Toulouse, wurde dann in Bordeaux Kanoniker und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Hier begründete er eine Anstalt für Taubstumme und hatte das Glück, sich an dem taubstummen Jean Massieu einen ausgezeichneten Mitlehrer zu erziehen. Als der Abbé de l'Épée 1789 starb, ward er an dessen Taubstummenanstalt nach Paris berufen. Doch trotz seiner gemeinnützigen Wirksamkeit sah sich S. während der Revolution verfolgt, wurde eingesperrt und entging den Septembermexeleien nur durch Zufall. Kaum gerettet, hatte er den Muth, sich aufs neue an die Spitze seiner Anstalt zu stellen, ward aber nach dem 18. Fructidor (1797) als Herausgeber der „*Annales catholiques*“ zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Zwar entzog er sich derselben durch die Flucht, mußte jedoch zwei Jahre lang seine Anstalt fremden Händen überlassen, und erst die Regierungsveränderung des 18. Brumaire machte es ihm möglich, sich aufs neue seiner Beschäftigung zu widmen. S. wurde Mitglied des Instituts bei dessen Gründung und 1816 der franz. Akademie. Er starb 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist die „*Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets*“ (Par. 1808; neue Aufl., 1828) sehr wichtig und erfolgreich gewesen.

Sichem, später Sychar, war der Name einer uralten Stadt in Samaria, die zwischen den Bergen Ebal und Garizim lag. Nach der Theilung des jüdischen Reichs kam sie an Israel und diente Jerobeam einige Zeit als Residenz. In der nachexilischen Zeit wurde sie der Hauptsitz des samaritan. Cultus, dann aber von Johannes Hyrtanus verwüstet.

Sicheres Geleit, s. **Salvus conductus**.

Sicherheitslampen nennt man Lampen, welche für den Gebrauch solcher Arbeiter bestimmt sind, die an Orten arbeiten, wo sich explodirende Gasarten oder sogenannte böse Wetter, namentlich Kohlenwasserstoffe, entwickeln und der Luft beimischen können, also vorzüglich in Steinkohlengruben. Diese Lampen sind mit einer Vorrichtung versehen, welche eine Entzündung der in der Luft befindlichen Gase durch die Flamme der Lampe verhindert. Die erste Lampe dieser Art wurde von H. Davy um 1816 angegeben. Sie gründet sich auf die Erfahrung, daß eine Flamme durch ein nicht zu weites Drahtnetz nicht hindurchbrennen kann, und besteht aus einer Öllampe, welche in einem cylindrischen, oben und unten geschlossenen Gehäuse von Drahtgewebe brennt. Diese Lampe war lange in den Kohlengruben ausschließlich in Gebrauch und hat die früher sehr häufigen Explosionen sehr vermindert, aber nicht ganz verhütet. Man hat daher neuerdings mehrere Abänderungen angegeben, welche alle darauf hinausgehen, den Theil der Lampe, wo sich die leuchtende Flamme befindet, aus Glas zu construiren, die Luftcirculation aber nur durch Öffnungen stattfinden zu lassen, welche gegen das Durchbrennen nach obigem Princip geschützt sind. Hierher gehören die Lampen von Upton und Roberts in

ganz darnieder, und auch die ergiebige Bienenzucht wird nur in der südöstlichen Halbinsel mit Erfolg betrieben. Die Gewerbe sind in Neapel blühender als auf S.; doch bedarf auch jenes Land noch vieler Kunstzeugnisse des Auslandes. Es besitzt Seiden-, Wollen- und Baumwollenfabriken, aber nur in den Seestädten; auch fertigt man Leinwand, Metallwaaren und Kunstfachen aus Marmor und edeln Steinarten. Der Seehandel besteht fast nur in Küstenfahrt und Küstenhandel, und meist nur die Häfen der Barberei, Agyptens und der Ionischen Inseln werden von neapolit. Schiffen besucht. Ausländer bringen dem Lande seine Bedürfnisse und holen seinen Überfluß. Der inländische Handel wird durch den Mangel an guten Straßen, Kanälen und schiffbaren Flüssen erschwert. Eisenbahnen sind erst zwei befahren, die von Neapel nach Castellamare und Nocera und die von Neapel nach Capua; projectirt sind: eine von Capua nach der röm. Grenze, eine andere von Neapel nach Manfredonia. Die Handelsflotte des Festlandes zählte 1843 6803 Schiffe von 166523 Tonnen. Die Ausfuhr betrug 1841 nicht ganz 16 1/2 Mill. Thlr., die Einfuhr fast 17 Mill. Der Handel wurde indessen seitdem befördert durch die 9. März 1846 erfolgte Herabsetzung des seit 1824 auf allen ausländischen Fabrikaten lastenden sehr hohen Eingangszolls, sowie durch Abschließung zahlreicher Handelsverträge, wie mit Großbritannien, Frankreich, Rußland, Schweden, Sardinien, Oestreich, dem Deutschen Zollverein, der Türkei u. s. w. Den Geldverkehr unterstützen die Bank in Neapel, sowie die Hypotheken- und Leihbank. In wissenschaftlicher Bildung ist die Nation im Ganzen zurück, das Volk überhaupt unwissend, wenn es auch unter der Elite die ausgezeichnetsten Talente gibt. Am lebhaftesten wird die Alterthumskunde betrieben und der Kunstsinne ist am meisten rege für Musik. Die herrschende Kirche ist die röm.-katholische mit 20 Erzbischöfen (Acconza und Matera, Amalfi, Bari, Brindisi, Capua, Chieti, Conza, Cosenza, Gaeta, Lanciano, Manfredonia, Monreale, Neapel, Otranto, Reggio, Rossano, Salerno, Severina, Sorrento und Taranto) und 77 Bischöfen. Die Albanesen, welche sich zur griech. Kirche bekennen, sind nur geduldet. Die große Zahl der geistlichen Individuen belief sich 1842 auf 52280 Weltgeistliche und 30000 Mönche und Nonnen. Das frühere Lehnband mit Rom wurde durch das Concordat mit dem Papste von 1818 völlig gelöst. Wie die Geistlichkeit, so ist auch der Adel sehr zahlreich. Die Bildungsanstalten, die in schlechtem Zustande, sind in den Händen der Geistlichen und Mönche. Eine Universität besteht zu Neapel. Jede Provinz hat ein Collegium oder Gymnasium. In Neapel, Salerno, Aquila und Catanzaro bestehen außerdem Lyceen und in der Stadt Neapel vier Collegien. Das erste wissenschaftliche Institut ist die Societa Borbonica in Neapel, wo auch ein Kunstinstitut, die Accademia Fontaniana, eine medicinisch-chirurgische Anstalt, eine Marineakademie, ein Militärcollegium, eine Musikschule und ein Veterinärcollegium bestehen. Außerdem gibt es etwa 800 Bürger- und wenig über 2000 Primärschulen. Mädchenschulen gibt es gar nicht. In der Hauptstadt Neapel hat etwa ein Viertel der Einwohner Unterricht erhalten; auf dem Lande ist die Zahl der Unterlehrten noch geringer. Buchhandlungen, eigentlich Antiquargeschäfte, zählte man um 1850 etwa 32 und Buchdruckereien etwa 25; doch darf kein Buch gedruckt, eingeführt und verkauft werden, ohne daß zuvor die Erlaubniß des Polizeiministers eingeholt worden. Nur 1848—50 war die Censur aufgehoben. Reich an mancherlei Schätzen sind insbesondere die Kunstsammlungen und Bibliotheken.

Seit 1817 ist Neapel in 15 Intendanzten eingetheilt: 1) Napoli mit den Inseln Capri, Procida und Ischia; 2) Abruzzo ulteriore I.; 3) Abruzzo ulteriore II. mit Aquila, Sulmona u. s. w.; 4) Abruzzo citeriore; 5) Terra di Lavoro mit Caserta, Gaeta, Arpino und der vulkanischen Insel Ponza; 6) Principato citeriore mit Salerno, Amalfi und Pästum; 7) Principato ulteriore; 8) Capitanata; 9) Molise; 10) Bari; 11) Otranto mit Lecce; 12) Basilicata; 13) Calabria citeriore; 14) Calabria ulteriore I. und 15) Calabria ulteriore II. Diese Provinzen umfassen 52 Bezirke und 1840 Gemeinden. Die Haupt- und Residenzstadt ist Neapel (s. d.). Zufolge der Verordnung von 1817 üben die Civil- und Criminaljustiz die jährlich in jeder Gemeinde gewählten Friedensrichter, die auf drei Jahre gewählten Kreisrichter, die Civil- und Handelstribunale und die 15 großen Criminalgerichtshöfe der einzelnen Provinzen aus, sowie die vier großen Civilgerichtshöfe zu Neapel, Aquila, Trani und Catanzaro, die dem obersten Gerichtshof zu Neapel, als der höchsten Instanz, untergeordnet sind. Die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich. Ein neuer Gesetzbuch, der den „Codo français“ zur Grundlage hat, ist seit 1. Sept. 1819 in Kraft getreten. Die Staatseinkünfte und Ausgaben wurden 1838—39 zu 26,670000 Ducati (1 Ducato = 1 Thlr. 4 1/2 Sgr. preussisch) angeschlagen, darunter 1,800000 Ducati für das königl. Haus. Der gegenwärtige Zustand der Finanzen unbekannt. Im J. 1851 sollte das Deficit für Neapel 4 1/2, für die Insel S. eine halbe Mill.

Salpeter, Stein- und Seesalz, Alaun, Vitriol u. s. w. Auch gibt es viele Mineralquellen. Der Nationalcharakter der Sicilier hat alle Fehler und Tugenden des Südländers. Überaus zahlreich ist der Adel und die Geistlichkeit. Jener umfaßt gegen 13000 herzogliche, fürstliche, gräfliche und andere adelige Familien; diese zählte 1832 noch 658 Mönchsklöster mit 18000 Mönchen und 12000 Nonnen. Der König ist das Oberhaupt der kath. Kirche in S., und gegen die Aussprüche des geistlichen Gerichtshofs zu Palermo gibt es keine Appellation an den Papst. Den höchsten Rang im Staate nach dem Könige hat der Erzbischof zu Palermo; außer ihm gibt es noch zwei Erzbischöfe (zu Syrakus und Messina) und sieben Bischöfe. Die Jesuiten haben vier Collegien und gegen 200 Ordensgeistliche. Neben ihnen sorgen für die Wissenschaften, die aber auf niedriger Stufe stehen, die Universitäten zu Palermo, Messina und Catania und das Collegio de' Nobili in Palermo. Die Vorbereitung zu den Hochschulen erfolgt in 25 Gymnasien, Collegien und Lyceen. Das Volk ist in der Bildung weit zurück, da der ganze Unterricht in die Hände unwissender Mönche gegeben ist. Trotz des Reichthums der Natur und ihrer angeborenen Fähigkeiten sind die Einwohner arm, weil es noch zu sehr an Industriethätigkeit fehlt, die sich fast einzig auf Seidenstoffe und Hüte beschränkt, welche in Messina gefertigt werden. Andere Ursachen dieser Armuth sind die große Menge von Geistlichen und Mönchen, die viele Güter haben, der außerordentlich zahlreiche Adel, der den größern Theil des Grundeigenthums besitzt und die erst neuerdings gemilderte Hemmung des Ein- und Ausfuhrhandels. Auch zehren eine Menge Advocaten an dem Marke des Landes. Mehr als ein Drittel der Einwohner lebt geradezu von Bettelerei, und durch das Überhandnehmen derselben ist der Ackerbau immer mehr liegen geblieben. Der Binnenhandel ist hier wie auf dem Festlande durch den Mangel an Verkehrswegen sehr gering, der Seehandel größtentheils auf Küstenhandel beschränkt. Handelsschiffe besaß 1843 die Insel 2371 mit 166523 Tonnen Gehalt und einer Besatzung von 12206 Seeleuten. In den letzten Jahren hat der Seeverkehr übrigens merklich zugenommen. Im J. 1843 betrug die Ausfuhr nahe $9\frac{1}{2}$, die Einfuhr nicht ganz $6\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. Den Antheil des Landes an den Staatsausgaben bestimmt der König. Derselbe betrug 1838 1,897495 Unzen (ungefähr 5,600000 Thlr.) und die Staatsschuld belief sich auf $10\frac{1}{2}$ Mill. Gldn. Conv.-Münze. Wie das Festland, so erhielt auch S. durch die Constitution von 1821 eine Staatsconsulta, die, vom Könige aus Notabeln ernannt, bei der Gesetzgebung im Betreff des Budgets, der Staatsschulden u. s. w. eine beratende Stimme hatte. Allein die sicil. wie die neapol. Consulta ist jetzt beseitigt, obschon die Verwaltung S.s von der Neapels getrennt geblieben ist. Ein Generalstatthalter (Luogotenente generale), zugleich Oberbefehlshaber der sicil. Land- und Seemacht, steht als *Alter ego*, wenn der König in S. nicht anwesend ist, an der Spitze der Verwaltung, ist jedoch vom Staatsministerium nicht völlig unabhängig. Treffliche Schilderungen S.s verdanken wir J. H. Bartels (3 Bde., Gött. 1787—92), Fr. Leop. Stolberg (4 Bde., Königsb. 1794), Münter (2 Bde., Kopenh. 1790), Kephallides (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1822), Thomson (Lond. 1813), Graß (2 Bde., Tüb. 1815), Russell (Lond. 1819), Parthey (2 Bde., Berl. 1834—40), Renouard de Buffière (Par. 1837), dem Herzoge von Ragusa (Wien 1838) und Baumann (2 Bde., Luzern 1839).

Die älteste Geschichte Unteritaliens ist eng mit der Geschichte Roms verbunden. Neapel findet seinen Ursprung und Namen in der alten Stadt Neapolis (s. d.). Das Land an der Ostküste hieß Apulien (s. d.) und die kleinere östliche Landzunge Calabrien (s. d.). Sicilien wurde wahrscheinlich vom festen Lande Italiens aus zuerst bevölkert. Seine ältesten bekannten Bewohner sind die Sicaner, die von den eingewanderten Siculern in die westlichen Theile des Landes zurückgedrängt wurden. Ihre erste Cultur verdanken Neapel und S. den Griechen, die an den Küsten Colonien anlegten; weshalb auch Unteritalien zu Großgriechenland (s. d.) gerechnet wurde. S. zerfiel in mehrere Freistaaten, unter denen Syrakus (s. d.) der reichste, mächtigste und berühmteste war. Andere berühmte Freistaaten waren Agrigent, Messana und Selinunt. Durch wiederholte Kriege von 480—311 v. Chr. gewannen die Karthager einen entscheidenden Einfluß auf die Insel. Sie hatten beim Beginn des zweiten Punischen Kriegs Agrigent zu ihrem Waffenplatz gewählt. Die Römer, denen überhaupt dieser Einfluß mißfiel, vertrieben die Karthager nicht nur aus Agrigent sondern aus ganz Sicilien, das 241 zur röm. Provinz wurde. Auch Neapel, das sich wegen der Bedrückungen der Römer den Samnitem angeschlossen hatte, fiel im dritten Samnitischen Kriege 295 in die Hände der Römer, die es auch gegen Pyrrhus, der zur Hülfe herbeieilte, vertheidigten. Die Politik Roms war dem Handel und dem Aufblühen der Seestädte nicht günstig und die Hauptnahrungsquelle wurde deshalb der Ackerbau, den die größern Be-

Königs Peter III. von Aragonien, dessen Gemahlin Constantia die Tochter Manfred's, eines natürlichen Sohnes des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II., war. Hierauf blieb S. 160 J. lang von Neapel getrennt. Es erkannte Peter III. von Aragonien als seinen Beherrscher an, der seinen jüngern Sohn Jakob zum Nachfolger hatte. Die aragon. Könige entzogen die Insel der päpstlichen Lehnsherrlichkeit und S. gehörte nun zur span. Monarchie bis zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs. In Neapel behauptete sich das Haus Anjou. Karl verpflichtete sich dem Papste zu einer jährlichen Abgabe von 8000 Unzen Gold und zur Absendung eines weißen Beters nach je drei Jahren. Sein Urenkel, der König Karl Robert von Neapel, wurde von den ungar. Ständen 1307 zum König von Ungarn gewählt. Nach seinem Tode 1343 entstand in Neapel unter Johanna I. (s. d.), seiner Enkelin, die auf dem Throne folgte, große Verwirrung, indem Papst Urban VI. Karl von Durazzo, aus dem Hause Anjou-Neapel in Ungarn als König von Neapel krönte. Dieser ließ die Königin Johanna 1382 umbringen und vereinigte die Reiche Ungarn und Neapel, wurde jedoch 1386 in Ungarn selbst ermordet. Sein Sohn Ladislaw kämpfte glücklich um Neapel mit Johanna's Adoptivsohne, Ludwig von Anjou. Er bemächtigte sich Roms und gedachte schon ganz Italien zu Einem Reiche zu vereinigen, als ihn der Tod 1414 überholte. Ihm folgte seine Schwester Johanna II. (s. d.) als Königin, die 1420 den König Alfons V. von Aragon und Sicilien adoptierte und zu ihrem Nachfolger ernannte, der seinen Nebenbuhler, den franz. Prinzen Ludwig III. von Anjou, aus Neapel verjagte. So wurde die Eifersucht zwischen Frankreich und Spanien entzündet, die gegen das Ende des 15. Jahrh. ganz Italien in Flammen setzte. Auf Alfons V., gest. 1458, folgte in Neapel sein natürlicher Sohn Ferdinand I., gest. 1494, und diesem dessen Enkel, Ferdinand II. der von Karl VIII. von Frankreich, welcher die Ansprüche des Hauses Anjou verfocht, 1495 angegriffen wurde und 1496 starb. Hierauf kam des Letztern Oheim, der zweite Sohn von Alfons V., Friedrich III., zur Regierung in Neapel, den aber sein Vetter, der König Ferdinand I. oder der Katholische von Aragonien und Sicilien, der sich mit Ludwig XII. von Frankreich gegen ihn verbunden hatte, 1501 seines Thrones beraubte. Die Eroberer aber entzweiten sich über die Theilung Neapels, und der schlauere Ferdinand mußte sich, von seinem Feldherrn Gonzalvo trefflich unterstützt, durch List und Gewalt 1505 im Frieden mit Frankreich den alleinigen Besitz Neapels zu verschaffen.

Während dieses Jahrhunderts lang fast ununterbrochenen Länder- und Kronenstreits hatte sich die Verfassung der Städte in Neapel ausgebildet. Die Könige aus dem Hause Anjou hatten auch angefangen, Abgeordnete der Städte zum Reichstage zu berufen, was schon früher in Sicilien geschehen war. Allein die Feudalverhältnisse waren zugleich so drückend geworden, daß das Volk in tiefes Elend versank und unfähig ward, fremden Waffen zu widerstehen. Zugleich hatte das üppige Leben am Hofe die Sitten verderbt. Indes gab es damals wenigstens noch Feudalstände, welche die Macht des Königs beschränkten. In den zwei Jahrhunderten aber, während welcher das Königreich beider S. einen Theil der span. Monarchie bildete, hörten die Reichstage in Neapel ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten bloß mit einem ständischen Ausschusse, bei welchem die Stadt Neapel den ganzen dritten Stand vertrat. So wuchs die königliche Macht und mit ihr die Willkür in Erhebung der Steuern. Endlich erregte die Blutausgerei des Vicekönigs Herzog von Arcos 1647 einen Aufstand in Neapel, der unter kluger Leitung zur Unabhängigkeit hätte führen können. (S. Masaniello.) Noch mehr verfiel seitdem der Wohlstand des Landes unter dem Drucke des Adels und unter der Macht der Geistlichkeit, welcher letztern sowohl in Neapel als in S. endlich zwei Dritttheile des großen Grundeigenthums gehörten. Bei dem Aussterben des hstr.-span. Mannsstammes 1700 mit Karl II. von Spanien wurden Neapel und S. wie ein Erbschaftsstück behandelt. Den Engländern, besorgt wegen Beeinträchtigung ihres Handels, gelang es im Utrechter Frieden, ihren Plan durchzusetzen, daß Neapel von S. getrennt wurde. Jenes fiel an Oesterreich, dieses an Savoyen. König Philipp V., der Nachfolger Karls II. auf dem span. Throne, eroberte zwar auf Antrieb seines Ministers Alberoni (s. d.) 1717 S. wieder, mußte es aber 1720 an Oesterreich abtreten, welches dafür Sardinien an Savoyen überließ. So wurde das Königreich beider S. ein Theil der östr. Monarchie. Allein in dem Kriege, welcher 1733 wegen der Königswahl in Polen entstand, eroberte Spanien beide S. und behauptete sie im Wiener Frieden von 1735 für den Infanten Don Carlos. Als dieser 1759 unter dem Namen Karls III. den span. Thron bestieg, überließ er das Königreich beider S. seinem dritten Sohne Ferdinand mit der Bestimmung, daß dasselbe nie wieder mit der span. Monarchie vereinigt werden solle.

Ferdinand IV. regierte seit 1759 erst unter Vormundschaft, dann seit 1767 persönlich. Du

Vertheidigungsstand zu setzen. Ein östr. Heer unter Frimont rückte im März 1821 vor, schlug die Neapolitaner unter Pepe und nahm in wenig Wochen das ganze Land in Besitz, nachdem sich das neapolit. Heer gleich nach dem ersten Mislingen aufgelöst hatte. Der König hatte bereits 10. März von Florenz aus alle neuen Einrichtungen widerrufen und kehrte Mitte Mai nach seinem von den Östreichern besetzten Lande mit dem Versprechen zurück, eine neue Verfassungseinrichtung zu erlassen. Ein Statut vom 26. Mai 1821 schuf einen Staatsrath, eine getrennte Verwaltung für Sicilien und zwei beratende Staatsconsulten für beide Königreiche. Zugleich wurden Provinzialräthe und selbständigere Gemeindeverwaltung in Aussicht gestellt. Wären diese Reformen auch ernstlicher gemeint gewesen, als sie es waren (die Staatsconsulten wurden z. B. erst 1824 in Thätigkeit gesetzt und bestanden für Neapel aus 16, für S. aus acht Mitgliedern), so führte doch die nächste Zeit der Restauration zu sehr peinlichen Zuständen. Die beschränktesten und leidenschaftlichsten Anhänger des Alten, namentlich der Polizeiminister Canosa, übten jetzt den leitenden Einfluß; die geistliche und weltliche Reaction war ungeduldiger und gewaltthätiger als je. Die Umgestaltung des Unterrichtswesens im ultramontanen Sinne, die Bereicherung der Jesuiten, der erweiterte Einfluß der Geistlichen, Missionen und Mirakel waren Zeugnisse des Übergewichts, das man der Klerikalen Partei eingeräumt. Zudem war die Polizei unermüdblich, zu verfolgen, zu spioniren und die Prozesse gegen die Verschwörer von 1820 und gegen die Carbonari ins Endlose auszuspinnen, mit Stockprügeln, Spießruthen u. s. w. das Volk zu bessern. Die Mißbräuche der Verwaltung wurden nicht nur nicht beseitigt, sondern es geschahen unter dem Einflusse der Gesinnungsspürerei grellere Dinge als vorher. Östreich selbst und der General Frimont legten sich am Ende ins Mittel, verlangten eine mildere Art der Regierung und setzten es auch durch, daß Canosa entlassen und ein neues Ministerium gebildet ward. Doch gährte es noch jahrelang fort; der Proceß gegen die Verschworenen von 1820, die Verfolgung der Carbonari und ein strenges Gesetz gegen geheime Gesellschaften konnten nicht hindern, daß neue Verschwörungen entstanden und die Gefängnisse immer gefüllt blieben. Erst allmählig konnte das östr. Occupationsheer vermindert werden. Es trat in diesen Zuständen keine wesentliche Änderung ein bis zum Tode Ferdinand's I., 5. Jan. 1825.

Der Sohn und Nachfolger Ferdinand's, Franz I., suchte durch Verminderung der Occupationstruppen und durch eine beschränkte Amnestie die Stimmungen zu beruhigen, auch der wachsenden Finanznoth zu steuern. Aber noch immer blieb die Ruhe des Landes von der östr. Occupation abhängig. Das alte Heer war aufgelöst und die Aufstellung eines neuen, für das man durch eine Capitulation mit den Schweizercantonen zuverlässige Elemente zu gewinnen suchte, kam nur langsam zu Stande, so daß die Occupation bis Frühjahr 1827 dauerte. Nach dem Abzuge der Östreicher regte sich die revolutionäre Partei von neuem. Doch ward eine Bewegung in der Provinz Salerno im Juni 1828, an deren Spitze der Kanoniker Luca stand, rechtzeitig entdeckt und streng bestraft. Trüber noch als in Neapel waren die Zustände auf der Insel S. zur Zeit, wo Franz I. die Regierung antrat. Die wachsende finanzielle Noth trieb zu Steuern, Räuberbanden durchzogen auch hier, wie auf dem Festlande, das Land, und die östr. Truppen mußten in beweglichen Colonnen die Insel durchstreifen, um nur einige Ordnung und Sicherheit herzustellen. Die Verarmung stieg zu bedrohlicher Höhe, zumal die größern Städte (Palermo im Frühjahr 1825 durch eine große Feuersbrunst und ein Erdbeben, Messina durch eine Überschwemmung) heimgesucht wurden. Verschwörungen waren auch hier vorhanden. Ein im Jan. 1822 entdecktes Complot hatte die Hinrichtung von neun Führern zur Folge; die Zahl der aus politischen Gründen Verhafteten schlug man bis zu 16000 an.

Als Franz I. 8. Nov. 1830 starb, folgte ihm sein Sohn Ferdinand II. (s. d.), dessen Anfänge eine bessere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten verhiessen. Es wurde eine Amnestie erlassen, den Verbannten die Rückkehr in Aussicht gestellt, Ersparnisse angeordnet und die Pachtgelder der königl. Monopolen gesteigert, um das Deficit zu decken. Ein Wechsel im Ministerium, die Absetzung unwürdiger Beamten, die Beseitigung der Jagdvorrechte, die Freiheit der Getreideausfuhr, die Reorganisation des Heeres und der Nationalgarde waren Maßregeln, die dem König eine allgemeine Popularität erwarben, zumal er selbst Interesse an den Tag legte, sich persönlich über die Mißbräuche im Lande zu unterrichten. In Neapel wurde der materielle und moralische Zustand sichtlich besser; nur in S., obwohl der König seinen Bruder Leopold als Statthalter hingesandt, regten sich wiederholt Bestrebungen, die Insel unabhängig zu machen. Indessen fand auch in der Politik des Königs sehr bald ein Rückschritt zu den Principien seiner Vorgänger statt. Der Klerus ward begünstigt, verlorene Rechte ihm wieder eingeräumt, die Jesuiten hervorgezogen und reich ausgestattet. Nach außen nahm der König entschieden Par-

gung zu beschwichtigen (Aug. 1847); aber in demselben Augenblicke durchbrach auch schon die Bewegung die enge gezogenen Schranken. Eine Erhebung in Palermo ward vor dem Ausbruch entdeckt; in Reggio kam es zum offenen Aufstande (Ende August), der sich Anfang September hinüber nach Messina verpflanzte. Derselbe ward unterdrückt und Verfolgungen und blutige Executionen sollten von weiterer Ausdehnung abschrecken. In dem nämlichen Momente brach jedoch auch in Calabrien und den Abruzzern (s. d.) die Empörung aus und ward erst Ende October nicht ohne Mühe unterdrückt. Zögernd entschloß sich nun der König zu einer Milde rung des Systems. Einige zum Tode verurtheilte Insurgentenchefs wurden begnadigt, die Einrichtung des Ministeriums umgestaltet, der verhaßte Minister Santangelo entlassen (20. Nov.), unwürdige Beamte beseitigt und der Reichsvater Cocle, der für eine Hauptstütze des alten Systems galt, entlassen. Aber die Gährung wuchs, hauptsächlich durch den Eindruck der Vorgänge im übrigen Italien. Im Dec. 1847 fanden in Neapel selbst unruhige Auftritte statt, die zu blutigen Conflicten führten, neue Verhaftungen und Verfolgungen nach sich zogen und die momentane Ausweisung der auswärtigen Studenten zur Folge hatten. Aber dies Alles beschleunigte nur den Ausbruch der Krisis auf der Insel. Schon 6. und 7. Jan. 1848 hatten unruhige Auftritte in Messina stattgefunden, deren die Autoritäten noch Meister wurden; am 12. Jan. brach sodann in Palermo ein großer Aufstand los, der die Truppen verdrängte und die Hauptstadt S. in die Gewalt des Volkes brachte. Es wurden sogleich Truppen hinüberschickt und der Graf von Aquila, ein jüngerer Bruder des Königs, als Unterhändler abgesandt, aber weder das Eine noch das Andere führte zum Ziele. Am 18. Jan. erschienen nun eine Reihe von königl. Decreten, worin die Competenz der 1824 für Neapel und S. geschaffenen Consulen erweitert, liberale Veränderungen in der Gemeinde- und Provinzialverwaltung in Aussicht gestellt, den Sicilianern getrennte Verwaltung und Rechtspflege zugesichert, die früher (1816) der Insel verheißenen Rechte einer nationalen Regierung wiederhergestellt, eine Amnestie und einige Milde rungen zu Gunsten der Presse versprochen wurden. Die letzten Punkte fanden in den folgenden Tagen noch Erweiterung, ohne daß es dadurch gelungen wäre, die Insel zu beruhigen. Der Aufstand griff, trotz des heftigen Bombardements von Palermo, immer weiter um sich, und es war keine Hoffnung, daß die Soldaten ihn bemeistern könnten. Die provisorische Regierung, die sich in Palermo gebildet, lehnte sogar die königl. Concessionen ab und verlangte Berufung eines Parlaments und Wiederherstellung der Verfassung von 1812. Diese Wendung der Dinge wirkte auch auf Neapel. Eine massenhafte Volksdemonstration, die 27. Jan. 1848 unter dem Losungsworte „Constitution“ in der Hauptstadt stattfand, bewog den König von Gewalt maßregeln abzustehen und Concessionen zu machen. Ein Decret vom 29. Jan. setzte eine constitutionelle Regierung mit zwei Kammern, Freiheit der Presse, Ministerverantwortlichkeit und allgemeine Organisation der Nationalgarde fest. Der verhaßte Polizeiminister del Carretto ward entlassen, ein neues Ministerium unter dem Vor sitze des Herzogs von Serracapriola gebildet. In Neapel war damit die Ruhe hergestellt, und einzelne Demonstrationen der Lazzaroni im absolutistischen Sinne abgerechnet, ward die neue Wendung der Dinge mit stürmischem Jubel und Enthusiasmus begrüßt. Aber in S. sprach sich immer bestimmter das Bestreben einer vollständigen Trennung von der bourbonischen Herrschaft aus. Nachdem der Kampf blutig und lange fortgedauert, ohne daß die königl. Sache an Terrain gewann, wurden alle die Anerbietungen, die von Neapel herüberkamen, abgelehnt. Die provisorische Regierung in Palermo, an deren Spitze Ruggiero Settimo stand, gab 3. Febr. die ausdrückliche Erklärung ab: daß S. die Waffen nicht früher niederlegen werde, als bis das zu Palermo gebildete allgemeine Parlament die Constitution, welche S. nie aufgehört habe zu besitzen, den Zeitumständen angepaßt haben werde. Die ganze Insel hatte sich dem Aufstand angeschlossen, und der König wandte sich an die auswärtigen Mächte, um ihre Vermittelung anzurufen. Zugleich geschah ein weiterer Schritt, die Stimmungen zu versöhnen: Ruggiero Settimo wurde (6. März) zum Generalstatthalter von S. ernannt, ihm ein eigenes Ministerium beigegeben und das sicil. Parlament auf den 25. März nach Palermo einberufen. Die durch engl. Vermittelung gepflogenen Unterhandlungen führten indessen zu keinem Ergebnis. Die Sicilianer beharrten auf der Forderung vollständiger Trennung der Verwaltung, die man in Neapel nicht glauben zu können. So erfolgte der förmliche Bruch. Das neu zusammentretende Parlament in Palermo faßte 13. April 1848 den Beschluß, Ferdinand von Bourbon und seine Dynastie für immer der sicil. Krone für verlustig zu erklären.

In Neapel war indessen 10. Febr. die neue Constitution unter außerordentlichem Jubel verkündet und diese Verkündigung, sowie die Beschwörung mit einer Reihe von Volksfesten gefeiert

richtlichen Formen umkleidete Rache gegen mißliebige Personen erscheinen ließ. Die Behandlung der Gefangenen, Angeklagten, die Beschaffenheit der Kerker, hauptsächlich aber das Verhörverfahren selbst, die Beschaffenheit der Zeugen und Beweise erregten auch weithin im Lande das größte Aufsehen. Die Sache erhielt eine officiële Bedeutung, seit ein conservativer brit. Staatsmann, Gladstone, was er in Neapel gesehen und gehört, in einer brieflichen Stellung an die Öffentlichkeit brachte (1851) und Lord Palmerston diese Schilderung auf diplomatischem Wege an die europ. Höfe schicken ließ. Es entspann sich darüber ein gereizter Nothwechsel. Die neapolit. Regierung versuchte nicht allein eine officiële Widerlegung, sondern wahrte sich auch ausdrücklich (Aug. 1851) gegen das Verfahren Palmerston's. Der brit. Minister blieb indessen die Antwort nicht schuldig, während sich die neapolit. Regierung auf vom Völkerrechte auferlegte Gebot berief, daß man sich in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats nicht zu mischen habe. Neben den bittern Nachwirkungen der politischen Revolution wurde das Land zugleich auch von physischen Revolutionen schwer heimgesucht. Ein furchtbares Erdbeben traf die Ostküste Neapels und verwüstete die Städte Melfi, Bari, Venosa fast gänzlich (14. Aug.). Erneuerte Erdstöße in den letzten Tagen des Aug. 1849 und zu Anfang September suchten andere Gegenden, namentlich die Stadt Canosa heim. Im Erfolgte 1852 ein Ausbruch des Ätna. Während die politischen Prozesse noch fortdauer, erließ die Regierung 1852 für S. eine beschränkte Amnestie, erhob Messina zum Freihafen, projectirte für Neapel die Anlage großer Straßen und ertheilte die Concession einer Eisenbahn von Neapel nach Salerno. Materielle Erleichterungen traten jedoch nicht ein, da die Regierung große Mittel zur Vermehrung des Heeres und der Flotte verwandte. Daß das Land noch nicht beruhigt sei, bewiesen einzelne Symptome erbitterter Stimmung, namentlich auf der Insel. Es erhielt diese Lage der Dinge eine gewisse Bedeutung seit der Herstellung des Bonapartisten Kaiserthums in Frankreich, insofern sich nun in Neapel eine Murat'sche Partei zu reorganisiren begann, die von Frankreich wenigstens nicht entmuthigt wurde. Als 1854 der Kampf der Mächte gegen Rußland ausbrach, erklärte sich der König Ferdinand neutral, erregte dabei durch die Art und Weise, wie er diese Neutralität geltend machte, das Mißfallen und die Geringschätzung Englands und Frankreichs. Vgl. Giannone, „Storia civile del regno di Napoli“ (4 Bde., Neap. 1723; 13 Bde., Mail. 1823 fg.; Mail. 1844 fg.), fortgesetzt von Colletta unter dem Titel „Storia di Napoli dal 1734 sino al 1825“ (2 Bde., Par. 1835); Burigny, „Histoire générale de S.“ (2 Bde., Haag 1745); Orloff, „Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples“, mit Bemerkungen von Duval (5 Bde.; neueste Aufl., 1819—21; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1821); Camera, „Annali delle due Sicilie“ (Neap. 1841 f.); Giuseppe del Re, „Cronisti e scrittori Napolitani“ (Bd. 1, Neap. 1842—44); Spallanzani, „Reise in beiden S.“ (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1795—96); Castelli di Loremuzza, „Fasti di S.“ (2 Bde., Messina 1820); Bazencourt, „L'histoire de la S. sous la domination des Normands“ (Par. 1846); Lanza, Principe di Scordia, „Considerazione sulla storia di S.“ (Palermo 1836); Amari, „La Sicile et les Bourbons“ (Par. 1849); Cesare, „Storia di Manfredi“ (2 Bde., Neap. 1837); Bianchini, „Storia economico-civile di S.“ (2 Bde., Palermo 1848).

Sicilische Vesper. Nachdem sich Karl von Anjou unter Begünstigung des Papstes den Besitz von Neapel und Sicilien (s. d.) gesetzt und den unglücklichen Konradin (s. d.) 29. 1268 auf dem Blutgerüste hatte sterben lassen, herrschte er in seinem Übermuth mit eiserem Scepter. Da beschloß Johann von Procida, ein salernitanischer Edelmann, ein Mann Scharfblick und gebildetem Geiste, die Leiden Siciliens zu enden. Er begab sich nach Anagnin, lud den König Peter III., dessen Gemahlin Constantia eine Tochter Manfred's und Enkelin Kaiser Friedrich's II. war, zur Eroberung des Königreichs Sicilien ein und brachte sogar die Mittel für eine Ausrüstung auf. Inzwischen starb aber 1280 der Papst Nicolaus III., auf welchen Peter vornehmlich seine Hoffnungen setzte, und er führte darum vorerst seine hergestellte Kriegsmacht nach Afrika und begann zum Schein die Feindseligkeiten gegen die Mauren, um abzuwarten, ob die Sicilier, wie sie versprochen, sich erheben würden. Da geschah es, daß 30. März 1282 am Ostermontag in der Stunde der Vesper die Palermitanen die Waffen griffen, über die Franzosen herfielen und alle niedermetzten, indem sie in ihrem Wuth weder Weiber noch Kinder, noch selbst die an Franzosen verheiratheten Sicilierinnen schonten. Dieses Blutbad nannte man die Sicilische Vesper. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig; aber noch vor Ablauf des Monats April folgten die Bewohner von Messina dem gegebenen Beispiele und erschlugen oder vertrieben alle Franzosen, die sich aufhielten. Sobald Karl, der sich zu Driveto bei dem Papste Martin IV. befand, Nachricht

Ägypter als ein dem semitischen Sprachstamme nahe verwandter Dialekt" (3 Bde., Lpz. 1822—26) niederlegte. Eine günstigere Aufnahme erfuhren seine geographischen und antiquarischen Leistungen. Dahin gehören das „Handbuch der alten Geographie“ (Kass. 1824; 3. Aufl., 1836, mit einem Atlas); der gemeinschaftlich mit Reinhardt herausgegebene „Almanach aus Rom“ (2 Bde., Lpz. 1810—11); die „Topographie der Umgegend von Rom“ (Weim. 1823); „Roms politische Geschichte und Alterthümer in 13 Tafeln“ (Hildburgh. 1831); die durch den Streit über die cyclopischen Mauern hervorgerufene „Lettre à Mr. Millin sur l'époque des constructions cyclopiennes“ (Par. 1811); die Übersetzung von Dodwell's „Reise durch Griechenland“ (2 Bde., Meining. 1821) nebst den „Nachträgen, Anmerkungen und Berichtigungen“ dazu (Meining. 1824). Auch beschäftigte ihn das zu Neapel beobachtete Verfahren, die herculanischen Rollen aufzuwickeln. Das Nähere darüber machte er bekannt in den Schriften „Die herculanensischen Handschriften in England und meine zu ihrer Entwicklung gemachten Versuche“ (Lpz. 1819) und „Humphry Davy's Versuche, die herculanensischen Handschriften mit Hülfe chemischer Mittel zu entwickeln“ (Lpz. 1819).

Sickler (Joh. Volkmar), ein sehr verdienstvoller Pomolog, der Vater des Vorigen, wurde 1742 zu Güntherleben bei Gotha geboren, studirte Theologie und wurde Pfarrer zu Kleinfahnen bei Gotha, wo er 31. März 1820 starb. Die Landwirthschaft verdankt ihm nicht nur Beförderung, sondern auch manche neue Erfindung, vorzüglich im Fache der Pomologie. Sein „Deutscher Obstgärtner“ (22 Bde., Weim. 1794—1804) hat sehr viel dazu beigetragen, Ordnung in die Pomologie zu bringen und das Studium dieses Faches allgemeiner zu machen und sichern zu machen. Er war ein ebenso rationeller praktischer Landwirth als gründlicher Schriftsteller. In seiner Wirthschaft zeichnete sich besonders die Baumschule aus, aus der richtig bestimmte Obstbäumchen und Pfropfreiser in ganz Deutschland Verbreitung fanden. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen „Allgemeines deutsches Gartenmagazin“ (Weim. 1804—10); „Pomologisches Cabinet“ (Weim. 1796 fg.); „Die deutsche Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange“ (17 Bde., Erf. 1802—17); „Des Kurfürsten August zu Sachsen köstlich Obstküchlein“ (Weim. 1802); „Gartenhandlexikon für Unerfahrene in der Gartenkunst“ (2. Aufl., Erf. 1812); „Ökonomisch-technologisches Wörterbuch“ (Erf. 1817).

Sicüler, bei den Griechen Sikeler, ein Volk, vermuthlich pelasgischen, nach andern ligurischen oder celtischen Stammes, das in uralter Zeit an der Libermündung und weiter in Latium wohnte und dort von den Aboriginern und tyrrenischen Pelasgern zum Theil unterworfen, zum Theil vertrieben wurde. Die Fliehenden fanden zunächst bei den stammverwandten Ene-trern in Süditalien eine Zuflucht; dann wurden sie auch von diesen verdrängt und wendeten sich gegen hundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege nach der Insel, die von ihnen den Namen Sicilien (s. d.) erhielt.

Sicyon, die Hauptstadt der Landschaft Sicyonia im Peloponnes, lag in einer an Obstbäumen fruchtbaren Ebene, in der Nähe der Meerenge von Corinth und gehörte zu den berühmtesten Städten Griechenlands. Nach der dorischen Einwanderung scheint S. im Besitze einzelner Fürsten gewesen zu sein, erhielt aber bald eine demokratische Verfassung, sank später in den Kriegen zwischen Alexander's Nachfolgern und wurde von seinem großen Bürger und Feldherrn Aratus 251 v. Chr. dem Achäischen Bunde einverleibt, nachdem dieser den Tyrannen Nisokles vertrieben hatte. In der Folge wurden die Einwohner von Demetrius, dem Sohne des Antigonus, genöthigt, sich nach der Zerstörung der Stadt auf der Höhe anzubauen, wo die Akropolis stand; doch wurde kaum nach Verlauf eines Jahrhunderts auch diese neue Stadt durch ein furchtbares Erdbeben zerstört. S. war übrigens der Hauptsitz der Erzgießerei und Malerei und es zeichneten sich in ersterer Kanachos und dessen Bruder Aristokles, in letzterer Gamolpus aus, aus dessen Schule Apelles hervorging. Auch bildeten die sicyonischen Frauenschuhe im Alterthum einen beliebten Luxusartikel. Die Überreste der alten Stadt, die sich noch im Mittelalter erhielt, befinden sich bei dem jetzigen Orte Basilika und sind von vielen Reisenden beschrieben und abgebildet worden. Vgl. Bobrik, „De Sicyoniae topographia“ (Königsb. 1839).

Siddons (Sarah), eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, geb. 1755 zu Brecknock in Wales, war die Tochter des Schauspielers Roger Kemble und die Schwester Charles und John Phil. Kemble's (s. d.). Sehr jung und aus Neigung heirathete sie den ebenfalls jungen Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte, und widmete sich der Bühne. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie zuerst als Portia auf dem Drury-lanetheater auftrat. Aber erst seit 1780 gelang es ihr, unbestritten als erste tragische Schauspielerin Englands zu gelten. Ihr Geist war classisch gebildet und ihr moralischer Charakter ohne

sichte der franz. Vorbereitungen zu einer Landung auf England den Gegnern der Regierung beitrug und im März 1804 im Unterhause auf Untersuchung der Seevertheidigungsanstalten des brit. Reichs antrug, mußte Addington 15. Mai 1804 das Staatsruder an Pitt zurückgeben. Der König erhob ihn nun zum Viscount Sidmouth, nahm ihn in den Geh. Rath auf und bewies ihm eine so auffallende Freundschaft, daß sich die Minister verlegt fühlten. Als S. in den ersten Monaten des J. 1805 die Fortsetzung des Processes gegen den des Unterschleiss angeklagten Lord Melville (Dundas) mit Eifer betrieb, setzte Pitt seine Entlassung aus dem Geh. Rath durch. Nach Pitt's Tode bildete S. im Verein mit Fox und Grenville im Jan. 1806 ein neues Ministerium, das jedoch einige Monate später mit Fox' Tode wieder zerfiel. Lord Liverpool, der nach Perceval's Ermordung im Mai 1812 der erste Minister eines Cabinets wurde, in welchem Castlereagh die Oberhand hatte, bewog S. zur Annahme des Staatssecretariats des Innern. Er führte dieses Amt ohne großen Einfluß auf den Gang der brit. Politik bis 1822, wo er mit dem Tode Castlereagh's für immer auschied. Seitdem lebte er in großer Zurückgezogenheit und starb 15. Febr. 1844.

Sidney (Algernon), ein republikanisch gesinnter Engländer, den König Karl II. ohne hinreichenden Beweis als Hochverräther hinrichten ließ, war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester und wurde um 1620 zu London geboren. Er wandte sich mit seinem Bruder, dem Viscount de l'Isle, in der Revolution dem Republikanismus zu, diente im Parlamentsheer und wurde zum Mitgliede der Gerichtscommission berufen, welche Karl I. verurtheilen sollte. Zwar wohnte er den Verhandlungen bei, blieb aber am Tage des Urtheilspruchs fern und verweigerte auch seine Unterschrift zur Acte, welche die Hinrichtung des Königs feststellte. Dessenungeachtet war S. ein glühender Republikaner. Nachdem Cromwell das Protectorat an sich gerissen, zog er sich mißvergnügt auf das Familiengut zu Penshurst zurück und schrieb hier wahrscheinlich schon seine berühmten „Discourses concerning government etc.“ (Lond. 1698 und öfter; deutsch, Lpz. 1794). Als 1660 die Restauration der Stuarts in England stattfand, war S. brit. Gesandter in Kopenhagen, verschmähte aber die Benützung der allgemeinen Amnestie und hielt sich nun 17 J. in Italien, der Schweiz und Frankreich auf. Auf Bitten seines Vaters erhielt S. 1677 von Karl II. die Erlaubniß zur Rückkehr. Zum Argern des Hofes trat S. 1678 ins Unterhaus und machte alsbald den Ministern durch seine kühne Beredtsamkeit viel zu schaffen. Die Reaction, wozu sich der Hof unter Leitung des Herzogs von York (des spätern Jakob II.) hinreißen ließ, führten endlich 1681 den Lord Russell und den Herzog von Monmouth zu einer geheimen Verbindung, welcher sich auch S. anschloß. Der Zweck war, im Falle des Ablebens König Karl's II. die Thronbesteigung seines Bruders York um jeden Preis zu verhindern. Ohne Wissen der Häupter bildete jedoch auch eine niedere Classe der Vertrauten eine besondere Verschwörung, in welcher es allerdings zuvörderst auf die Ermordung des Königs abgesehen war. Die Entdeckung und blutige Bestrafung dieses leßtern Complots (Rye-house-plot) führte endlich auch zur Enthüllung des erstern, dessen Urheber bis auf Monmouth, der nach Holland entkam, nun ebenfalls verhaftet wurden. Obschon das Gesetz zwei Zeugen erforderte, wurde doch zuerst Russell auf des feigen Mitverschworenen Lord Howard Aussage verurtheilt und hingerichtet. Unter S.'s Papieren war eine Handschrift gefunden worden, in welcher derselbe ein die Göttlichkeit des Königthums lehrendes Pamphlet von einem gewissen Filmer widerlegte. Um den Mangel eines zweiten Zeugen auszugleichen, nahm der Oberrichter Jeffreys diese Handschrift zu Hülfe und bewies daraus, daß der Verfasser ein Hochverräther sein müsse. Nachdem S. von den Geschworenen verurtheilt, richtete er eine Denkschrift an den König, in welcher er sich vertheidigte. Allein Karl II. blieb gegen den Republikaner unbeweglich, und S. mußte 7. Dec. 1683 das Schaffot besteigen. Die Hinrichtung Russell's und S.'s war ebenso rechtslos wie unklug und wurde jederzeit für den blutigsten Flecken in der Regierungsgeschichte Karl's II. gehalten. Als Wilhelm III. durch die Revolution von 1688 den Thron bestiegen, ließ er die Urtheilsprüche aufheben und die Ehre der Hingerichteten herstellen. Hollis gab S.'s „Discourses“ mit dem Verhör, der Apologie und mehreren Briefen (Lond. 1772) heraus; Collin veranstaltete eine Sammlung von S.'s Handschriften; Blencowe endlich veröffentlichte „Sidney-papers“ (Lond. 1825). Vgl. Gren, „Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouth's rebellion“ (Lond. 1754).

Sidney (Sir Philip), einer der ersten ausgezeichneten engl. Prosaisker, geb. 1554 zu Penshurst in der Grafschaft Kent, studirte auf beiden engl. Universitäten und reiste dann drei J. lang auf dem Festlande. Im J. 1575 nach England zurückgekehrt, wurde er eine der Stützen des engl. Hofes und Liebling der Königin Elisabeth. Ein Streit mit dem Grafen von Oxford bewog

ihn, 1578 sich auf den Landsitz seines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltshire, zurückzuziehen, wo er zur Unterhaltung seiner Schwester den Schäferroman „Arcadia“ schrieb, ein unvollendet gebliebenes Werk, das erst nach seinem Tode im Druck erschien. Sein nächstes Werk war die „Defense of poesy“, die zugleich sein bestes Werk ist, ausgezeichnet durch Stil und Inhalt. Im J. 1582 kehrte S. wieder an den Hof zurück. Die Königin ernannte ihn später zum Gouverneur von Bliessingen. Unter seinem Oheim, dem Grafen von Leicester, focht er tapfer gegen die Spanier, wurde aber im Sept. 1586 im Gefecht bei Zutphen tödtlich verwundet und starb 19. Oct. 1586. Seine „Arcadia“ fand bei ihrem Erscheinen ungemeinen Beifall und erlebte in 20 J. acht Auflagen; in stilistischer Hinsicht hat sie um so mehr Bedeutung, als seine Zeitgenossen und nächsten Nachfolger sich danach bildeten. Als Dichter ist S. unbedeutend; am werthvollsten sind noch seine Sonette. Seine „Werke“ erschienen in drei Bänden (Lond. 1725); „Miscellaneous works“ gab Gray heraus (Oxf. 1829). Vgl. Zouch, „Memoirs of the life and writings of Sir Phil. S.“ (Lond. 1808).

Sidney oder Sydney, auch Sidney-Cove genannt, die Hauptstadt der brit. Colonie Neusüdwales, auf der Südostküste des Festlandes von Australien, an der Sidney-Cove und Darling-Cove, zwei Einschnitten der großen Hafenbai Port-Jackson, wurde seit 1788 erbaut, um hier die ursprünglich nach Botanybai bestimmte Verbrechercolonie anzusiedeln. Die Stadt ist durch ihren raschen Aufschwung der wichtigste Ort ganz Australiens geworden, indem sie im J. 1800 2600, jetzt aber schon 60000 E. zählt. Sie ist der Sitz des Generalgouverneurs aller brit. Colonien von Australien, der Mittelpunkt des Handels, der australischen Dampfschiffahrt und des Walfischfangs von Neusüdwales und enthält zugleich die bedeutendsten Fabriken und Manufacturen des Landes. Der Handel wird nicht nur mit dem Mutterlande und dem übrigen Australien, sondern auch mit China, Indien, Mauritius, Bourbon, dem Caplande und Amerika getrieben. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr waren bisher außer Wolle noch Häute, Talg, Pötelfleisch, Butter, Käse, Pferde, Walfischthran, Walrath, Seehundsfelle, Fischbein. Dazu ist in neuerer Zeit das Gold gekommen. Die Einfuhr besteht zum größten Theile in engl. Fabrikaten, in Zucker, Kaffee, Taback u. s. w. und Waaren aus Indien und China. Die Stadt ist, außer in ihrem ältesten Theile, regelmäßig und weitläufig gebaut, hat zwei Forts, ein stattliches Regierungsgebäude mit einem großen Park und botanischen Garten, viele andere ansehnliche öffentliche und Privatgebäude, eine Bank, ein Schauspielhaus, mehrere öffentliche Schulen und wissenschaftliche Anstalten.

Sidon, die älteste und wichtigste Stadt Phöniziens, in einer schmalen Ebene am Mittelmeere, jetzt Sidon, mit etwa 6000 E., galt schon zu Homer's Zeit wegen ihrer Kunstarbeiten für die berühmteste aller Städte der Erde, wurde die Mutterstadt vieler phöniz. Anlagen in und außer dem Lande, namentlich auch von Tyrus (s. d.), und blieb von großer Bedeutung, bis sich Tyrus erhob und seine Übermacht geltend zu machen wußte. Um 720 v. Chr. ergab sich S. dem assyr. Könige Salmanasser. Nach der Auflösung des assyr. Reichs kam es an das babylonische; von Nebukadnezar wurde es wegen eines Bündnisses mit Juda 13 J. lang belagert. Wieder blühend und mächtig finden wir es unter der Herrschaft der Perser, indem es sich an die Spitze der Empörung gegen Artaxerxes III. stellte, die aber mit der Verwüstung der Stadt endete, da diese durch die Verrätherie ihres eigenen Königs Lennes in die Hände der Perser fiel und deshalb 351 v. Chr. von den Einwohnern selbst angezündet wurde. Nochmals hergestellt, unterwarf es sich 333 v. Chr. nach dem Siege bei Issus Alexander d. Gr. und erhielt von diesem einen neuen König. Nach Alexander's Tode kam es zuerst unter die Herrschaft der ägypt. Könige; dann wurde es mit Syrien vereinigt und zuletzt fiel es den Römern zu. Schon frühzeitig trieben die Sidonier Land- und Seehandel, zugleich aber auch Seeräuberei, und vorzüglich wichtig war ihr Handel mit Purpurfärbereien, Bernstein und Glas, dessen Erfindung ihnen zugeschrieben wird.

Sidonius Apollinaris, eigentlich Gaius Silius Apollinaris Modestus Sidonius, ein christlicher Schriftsteller des 5. Jahrh., geb. 428 n. Chr. zu Lyon, stammte aus einer angesehenen Familie, stieg in der Folge als Schwiegersohn des Kaisers Avitus, sowie durch seine rednerischen und dichterischen Anlagen begünstigt, zu den höchsten Würden in Rom, zog sich aber plötzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und wurde 473 Bischof von Clermont, welche Würde er bis an seinen wahrscheinlich 484 n. Chr. erfolgten Tod bekleidete. Seine Gedichte verrathen zwar Lebendigkeit, leiden aber an Überladung in Bildern. Ebenso sind seine Briefe in neun Büchern mehr ihres geschichtlichen Inhalts als der Sprache wegen wichtig. Unter den Ausgaben ist die beste von Sirmond (Pat. 1614).

Sieben, eine schon im hohen Alterthume bei den Aegyptern, Hebräern und Griechen heilige Zahl, erhielt dadurch etwas Mystisches, daß sie aus Drei und Vier, den beiden in ihrer Art vollkommen, im Raume als Dreieck und Viereck, erscheinenden Zahlen hervorgeht. Ungleich mehr aber war ihre Heiligkeit in der Astrologie und Astronomie der Alten begründet; noch jetzt hat sie eine tiefere Bedeutung in den sieben Tönen der Musik.

Sieben freie Künste, s. Freie Künste.

Sieben gegen Theben nennt man gewöhnlich in der mythischen Geschichte Griechenlands die sieben Helden: Adrastus, Polynices, Tydeus, Amphiarauus, Kapanews, Hippomedon und Parthenopaus, welche an dem Zuge gegen Theben Theil nahmen, den Polynices veranlaßte, als dieser und sein Zwillingebruder Etrokles nach dem Tode ihres Vaters Odipus die Herrschaft gemeinschaftlich übernahmen, Ersterer aber von Etrokles später davon ausgeschlossen wurde. Beide Brüder blieben im Kampfe und von den übrigen Helden rettete sich nur Adrastus. Noch besitzen wir unter diesem Namen ein Trauerspiel des Aeschylus, worin dieser Stoff poetisch behandelt wird.

Siebenbürgen, ein östr. Kronland, das östlichste, führte sonst den Titel eines Großfürstenthums und ist ein Theil der ungar. Erbstaaten des Kaisers von Oestreich. Es erhielt seinen Namen durch die 1143 aus den Gegenden des Niederrhein dort angesiedelten deutschen Colonisten, wahrscheinlich aber nicht sowol in Folge der Erinnerung an das Siebengebirge (s. d.), ihrer frühern Heimat, oder von sieben Burgen, welche von den sieben Anführern der Ungarn bei ihrer ersten Niederlassung in dem Karpatenlande erbaut worden sein sollen, als vielmehr von den noch gegenwärtig mit Mauern umgebenen sieben Städten Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz, Mediasch, Mühlenbach und Schäßburg, die muthmaßlich durch Deutsche erbaut worden sind. Die lat. Benennung **Transsylvania** ist daher entstanden, weil das Land auf der westlichen Seite, wo es an Ungarn grenzt, mit großen Waldungen umgeben ist und den Bewohnern Ungarns gleichsam jenseit der Wälder liegt. Der ungar. Name Erdély (walach. Ardeal) bedeutet ebenfalls Waldland. S. war in alten Zeiten ein Theil Daciens (s. d.). Vom 5. Jahrh. an wurde es nacheinander von verschiedenen Völkern eingenommen. König Stephan I. von Ungarn eroberte S. 1004 und machte es zu einer ungar. Provinz, die er durch Wojewoden oder Statthalter regieren ließ. Endlich erhielt der Wojewode Joh. Zapolya nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungar. Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag von 1535 S. als ein souveränes Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, die sich von dieser Zeit an vielfach in die Angelegenheiten S.s mischten und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Bathori gegen die ungar. Regenten aus dem östr. Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlen Gábor (s. d.) und Georg Rákoczy (s. d.) gefährliche Feinde für das Haus Oestreich. Leopold I. unterwarf sich 1687 S. völlig, und im Frieden zu Carlowitz von 1699 erkannte die Pforte die Oberherrlichkeit des Hauses Oestreich über dieses Land an, das jedoch seine eigenen Fürsten behielt. Nachdem das fürstliche Haus 1713 mit Michael Apafi II. ausgestorben war, wurde S. ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthume. Während der Wirren des J. 1848 setzte eine ungar. Partei vorübergehend die Union S.s mit Ungarn durch. Aber bei dem revolutionären Gange der Dinge in Ungarn widersetzte sich S., besonders die deutsche und walach. Bevölkerung, standhaft jener Vereinigung und wurde dafür 1849 von dem Insurgentenheere furchtbar heimgesucht. Auch war S. der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen dem Insurgentengeneral Bem (s. d.) und den hier zuerst eindringenden russ. Hülfsstruppen. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde S. gänzlich von Ungarn getrennt, trat in die Reihe der selbständigen Kronländer und erhielt auch diejenigen Gebietstheile (die Comitats Kraszna, Mittel-Szolnok und Zaránd nebst dem Districte Kövár) zurück, welche 1835 abgetrennt und mit Ungarn vereinigt worden waren. Die **Siebenbürgische Militärgrenze** (104' QM.) wurde 1851 aufgehoben und deren beide Regimentsbezirke zur Civilverwaltung gezogen. S. grenzt in seiner jetzigen Gestalt im N. an Ungarn, im O. an die Bukowina und die Moldau, im S. an die Walachei, im W. an die Militärgrenze, das Temeser Banat und Ungarn und hat ein Areal von 1102,78 QM. und nach der Zählung von 1850 eine Bevölkerung von 2,073,737 E. In 25 Städten, 65 Marktflecken, 2684 Dörfern und 71 Prädien. Auf der Ost- und Südseite mit hohen Gebirgen, einer Fortsetzung der ungar. und galiz. Karpaten (s. d.), umgeben und im Innern von Bergreihen durchzogen, die es auch auf den übrigen Seiten einschließen, ist es eine natürliche Bergfestung. Ebenen finden sich fast nur längs der Flüsse, desto zahlreicher und schöner sind die Thäler. Im Allgemeinen gewährt

das Land durch seine Abwechselung einen herrlichen Anblick. Es hat ein mildes und gesundes Klima und, die Gebirgsgegenden ausgenommen, eine üppige Vegetation. Alle Hauptflüsse entspringen fast mitten im Lande. Es fließt die Altr oder Aluta gegen Süden nach der Walachei in die Donau, die Maros gegen Westen und die Szamos gegen Norden nach Ungarn in die Theiß: alle drei sind schiffbar. Die Bistritz und mehrere andere kleine Gewässer gehen durch die Bukovina oder die Moldau in den Sereth. Das Land ist überaus fruchtbar und reich an Producten, doch noch keineswegs seinem Flächenmaß und seiner Ertragsfähigkeit gemäß angebaut. Der hier gebaute Wein ist in günstigen Jahren ausgezeichnet gut; Kastanien und Mandeln gedeihen wohl, werden aber nur an wenigen Orten gezogen. Man gewinnt Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Haidekorn, besonder aber Mais (Kukuruz) im Überfluß, alle Arten Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Küchengewächse, Taback, hin und wieder Safran und Krapp, nicht minder schönen Flach und Hanf, obwohl nicht im Überfluß. Die Obstcultur liefert außerordentlich viel Apfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, welsche Nüsse, Aprikosen und Pfirsiche. Die großen Waldungen, die gegenwärtig 1,925645 Joche einnehmen, auf den Grenzgebirgen aus Nadelholz, im Innern aber größtentheils aus Eichen bestehen, sind von hoher Wichtigkeit. Auch ist das Land reich an den vortrefflichsten Wiesen. Die vorzügliche Rindviehzucht liefert besonders Ochsen, die unter dem Namen der ungarischen ausgeführt werden. Die Pferde S. sind von einer guten Race, größer und stärker als die ungarischen und werden in großer Menge ausgeführt. Schafe hat das Land in zwei Racen: Zuckane mit langem, grobem Haar, zu Landtruch, und Zigeos oder walachische Schafe mit krauser, kurzer und feiner Wolle zu den feinem Tuchen, wovon die Kronstädter Tuchmacher allein für 1—2 Mill. Gldn. fabriciren. Schweine werden in großer Menge in den Waldungen, besonders in dem kövärer District, gemästet. Die Käsebereitung wird stark betrieben. Die Bienenzucht ist beträchtlich, wird aber größtentheils wild betrieben; Wachs wird in Menge ausgeführt. Die Seidenzucht ist zur Zeit noch unerheblich. Die Waldungen enthalten noch sehr viel Wild, auch Bären, Wölfe, Füchse, Wildschweine, selbst Auerochsen, eine Menge Wildpret, Hermeline und Gamsen in den öden Gebirgsgegenden. Wildes und zahmes Geflügel, Fische und Schildkröten sind im Überfluß vorhanden. Von hoher Wichtigkeit sind die Producte des Mineralreichs, darunter Gold häufiger als Silber, dieses häufiger als Kupfer. Indessen sind noch wenige Goldgruben eröffnet. Die bedeutendste derselben, die von Szekeremb bei Karlsburg, liefert jährlich bis zu 2400 Mark Gold in Tellur, einem nur in S. vorkommenden Erze. Viel Gold wird auch von den Zigeunern aus dem Gerölle mehrerer Flüsse und Bäche gewaschen. Im Ganzen werden jährlich 3—4000 Mark Gold gewonnen. Ferner finden sich Quecksilber, Eisen, Blei, Spießglanz, Schwefel, Arsenik, Vitriol, Alaun, Marmor, Edel- und Halbedelsteine, Kreide, Graphit, Porzellanerde. Torf- und Steinkohlenlager liegen unbenutzt, weil das walddreiche Land keinen Mangel an Brennmaterial empfindet; Bergöl wird dagegen in bedeutender Menge gewonnen. Die reichen siebenbürg. Salzwerke gehören zu dem großen Salzstock, der in der Walachei anfängt und bei Wieliczka und Bochnia im nördlichen Galizien endet. Auch fließen hier viele Salzquellen, welche zur Herstellung von Rochsalz sehr geeignet sind. Aus den Steinsalzgruben, welche gebaut werden, zu Thorda, Kolosch, Deschaken, Bizalen u. s. w., geht der größte Theil der Ausbeute nach Ungarn und dem Banat. An Mineralquellen, besonders Sauerbrunnen, ist das Land ungemein reich. Die bekanntesten Heilquellen sind Baga, Alsó-Gyogy, Zajon, Clöpatat, Bassen, Borset, Rodna, Thorenburg.

Die Bewohner S. bilden ein Gemisch verschiedener Nationalitäten. Im J. 1850 zählte man unter der Gesamtbevölkerung 1,226901 Walachen oder Romanen, 354942 Ungarn, 180902 Szekler, 175658 Sachsen, 16558 nichtsächs. Deutsche, 98 Östreicher, 78902 Neubauern oder Zigeuner, 15570 Juden, 7600 Armenier, 3743 Slawen, 771 Individuen anderer Nationalitäten. Die Walachen, Ungarn, Szekler und Sachsen bilden den Hauptstamm der Bevölkerung. Die Walachen, die ältesten Bewohner und frühern Herren des Landes, sind über ganz S. verbreitet. Die Ungarn haben im Anfange des 11. Jahrh. das Land erobert. Die Szekler sollen die Überreste des hunnischen Reichs sein und sich in den einsamen Gebirgen unvermischt erhalten haben. Die Sachsen wurden 1145 vom König Geyza II. zur Cultur und Vertheidigung des Landes aus den Rheinlanden eingeführt und erhielten, namentlich durch den berühmten Freibrief Andreas' II. vom J. 1224, besondere Privilegien. Ungarn, Szekler und Sachsen sind die herrschenden Volksstämme, welche bisher die Vereinigten, wie die andern die Geduldeten genannt wurden. Nach den von ihnen vorzugsweise bewohnten Bezir-

ten theilte man sonst S. auch ein: 1) in das Land der Ungarn oder Magyaren im Westen und in der Mitte, $\frac{1}{11}$ des Ganzen umfassend, in elf Comitate und zwei Districte (seit 1835 in acht Comitate und einen District) zerfallend; 2) in das Land der Szekler, den gebirgigen Südosten und einige kleinere Bezirke in der Mitte, etwa $\frac{2}{11}$ des Ganzen umfassend, stärker bevölkert als das erstere und in fünf Stühle oder Gerichtsbezirke zerfallend; 3) in das Land der Sachsen im Süden und Norden, etwa $\frac{2}{11}$ des Ganzen, in neun Stühle und zwei Districte zerfallend, am dichtesten bevölkert und am besten bebaut. Die Sachsen sind die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes. Ihre Ortschaften und Häuser haben regelmäßige Anlage; überall zeigt sich bei ihnen Wohlstand und Einfachheit der Sitten. Ihre Schriftsprache ist die hochdeutsche, ihre Mundarten aber nähern sich dem Niederdeutschen. Überall, wo sie wohnen, gibt es Obstbaumzucht und Weinbau. Sie haben die meisten Fabriken und in ihrem Lande liegt auch die Hauptstadt Hermannstadt (s. d.) und die größte und wichtigste Fabrik- und Handelsstadt des Landes, Kronstadt (s. d.). Der Religion nach zählte 1850 die einheimische Bevölkerung: 219612 Römischkatholische, 648263 Griechischkatholische, 637873 Griechisch-Römische, 198807 Lutheraner, 295723 Reformirte, 46008 Unitarier, 15568 Juden. Zur römischkath. Kirche gehören fast zwei Drittel der Szekler, zahlreiche Ungarn und Deutsche, zur griechischen alle Walachen, die Zigeuner und Griechen, zur lutherischen alle Sachsen, viele Deutsche, etwa 15000 Ungarn, zur reformirten ein Drittel Szekler und ein Theil der Ungarn; Unitarier sind ein Siebentel der Szekler und einige Ungarn. Die Industrie, namentlich die Fabrikthätigkeit, ist in S. noch wenig ausgebildet, am meisten noch unter den Sachsen und andern Deutschen, welchen das Land überhaupt zumeist seine Cultur verdankt. Eingeführt werden Manufacturwaaren, Spezereiartikel, Colonialwaaren u. s. w. Lebhaft und beträchtlich ist der Durchzugsverkehr nach und aus der Türkei. Die Haupthandelsplätze sind Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz und Szamos-Ujvár. Der Volksunterricht ist noch nicht so ausgebildet wie in mehreren andern östr. Kronländern. Besser steht es mit dem wissenschaftlichen Unterricht. Im J. 1847 zählte S. eine Akademie, acht Lyceen, drei theologische Lehranstalten, 25 Gymnasien, fünf Specialschulen, drei Lehranstalten für allgemeinen Unterricht, 47 Haupt-, 1362 Trivial-, 286 Mädchen-, drei Wiederholungsschulen. Auch bestehen mehrere Bibliotheken, ein Museum, ein Gewerb-, ein Landwirthschafts-, ein Musik-, ein Verein für Landeskunde u. s. w. An die Stelle der oben erwähnten ist gegenwärtig die politische Eintheilung des Landes in fünf Kreise getreten: Hermannstadt mit sechs, Karlsburg mit zehn, Klausenburg mit sechs, Dées mit sieben, Maros-Basarhely mit sieben Bezirkshauptmannschaften. Im Ganzen umfaßt Hermannstadt das alte Land der Sachsen nebst einigen Zugaben, Basarhely das Land der Szekler, die übrigen Kreise das Land der Ungarn. Vgl. Miltenberg, „Handbuch der Geographie und Statistik des Großfürstenthums S.“ (Hermannst. 1837); Lent von Treuenfeld, „S. s. geographisches, topographisches u. s. w. Lexikon“ (Wien 1839); Gebhardi, „Geschichte des Großfürstenthums S.“ (Wien 1803); Scheint, „Das Land und Volk der Szekler“ (2 Bde., Pesth 1843); Paget, „Hungary and Transsylvania“ (2 Bde., Lond. 1839; deutsch, Lpz. 1845); Kövany, „Siebenb. Alterthümer“ (Klausenb. 1850); Derselbe, „Alterthümer des siebenb. Bodens“ (Klausenb. 1853).

Siebengebirge, ein auf dem rechten Rheinufer südlich von der Sieg sich erhebendes, 1000—1500 F. hohes Gebirge, welches das Nordwestende des Westerwaldes bildet, in der Gegend der Stadt Königswinter im preuß. Regierungsbezirk Köln sich hinzieht und seinen Namen von den sieben hohen Basalt-, Dolomit- und Trachytegeln erhalten hat, die aus der etwa eine Quadratmeile bedeckenden Bergreihe weit hervorragen. Die bedeutendsten derselben sind: der Drachenfels, der steilste von allen, 1001 F. hoch, mit Trümmern einer alten im 12. Jahrh. erbauten Burg, einer Denksäule, welche der Landsturm des Siebengebirgs seinem vor dem Feinde gefallenen Anführer Genger 1814 errichtet hat, und einem Steinbruch, der das Material zum kölnner Dombau gab und noch jetzt Dombruch oder Domkaul, wie der an demselben wachsende Rothwein Drachenblut heißt; der mit jenem durch einen Bergrücken verbundene Wolfenberg, 1009 F. hoch, der bedeutende Steinbrüche hat, dessen Steine, weil sie in dem nahen Königswinter bearbeitet werden, Königswinter Steine heißen und nach Bonn, Köln, Düsseldorf und weiter abwärts versendet werden; der 1027 F. hohe Peters- oder Stromberg, dessen Koppe eine von Wallfahrern stark besuchte Kapelle des heil. Petrus trägt. Die übrigen vier, nämlich der Löwenkopf oder Löwenberg, 1514 F. hoch, aus Dolomit bestehend, die höchste Spitze des ganzen Gebirgs, der Nieder- oder Nonnenstromberg, der Elberg, 1429 F. hoch, und der Hemmerich liegen hinter jenen drei Bergen, etwas weiter vom Rhein ab. Am besten wird das Siebengebirge von Königswinter aus bestiegen, wo der Rheinspiegel 146 F.

war, Hannover zu schützen. Friedrich war demnach nur auf die Schnelligkeit, Kühnheit und Geschicklichkeit seiner Unternehmungen angewiesen. Den General Lehwald mit 24000 Mann zur Vertheidigung Preußens und Pommerns gegen die Schweden und Russen zurücklassend, rückte er schon im April 1757 in Böhmen ein. Die vorgeschobenen östr. Corps wurden allenthalben geworfen, das wichtige Lager bei Reichenberg erflümt und bei Prag 6. Mai die Vereinigung der verschiedenen preuß. Corps glücklich bewerkstelligt. Unmittelbar darauf, 6. Mai, griff er die Östreicher an, die, 76000 Mann stark, unter Browne und Karl von Lothringen auf den verschanzten Bergen bei Prag standen, und nach heißen Anstengungen und dem Verluste von 18000 Mann gewann er, als Schwerin (s. d.) durch seinen aufopfernden Heldentod zuerst siegreich Bahn gebrochen, die Schlacht. Browne wurde tödtlich verwundet, der rechte preuß. Flügel nahm die gegenüberliegenden Hügel, durchbrach das Centrum der Östreicher und vereinigte sich mit dem linken. Die Östreicher hatten 10000 Tödt oder Verwundete und 9000 Gefangene und 60 Kanonen eingebüßt. Der eine Theil ihres Heeres zog sich auf den von Mähren herandrückenden Feldmarschall Daun zurück; der bei weitem größere von 46000 Mann mit dem Prinzen von Lothringen warf sich in die Stadt Prag, deren Belagerung Friedrich II. sogleich begann. Da jedoch Daun (s. d.), zum Entsatz der Belagerten abgesendet, mit 60000 Mann sich Prag näherte, rückte ihm Friedrich mit 12000 Mann der Belagerungsarmee und dem Corps des Herzogs von Bevern entgegen, griff ihn 18. Juni bei Kollin (s. d.) an, wurde aber so nachdrücklich geschlagen, daß er die Belagerung Prags aufheben und Böhmen verlassen mußte. Er bewirkte seinen Rückzug nach Sachsen und der Lausiz ohne weiteren Verlust. Daun folgte vorsichtig und langsam und schoß die Stadt Zittau, in welcher sich ein preuß. Magazin befand, in Brand. Unterdessen hatte der Marschall d'Estrées mit einer franz. Armee von 100000 Mann die Festung Wesel, die Fürstenthümer Kleve und Ostfriesland, die hessen-kasselschen Länder und Hannover erobert, den Herzog von Cumberland, der das Hülfsheer führte, 26. Juli bei Hastenbeck geschlagen, bis Stade zurückgedrängt und zur Capitulation von Kloster-Seven 8. Sept. gezwungen, wonach jene Truppen mit Ausschluß der Hannoveraner auseinandergehen sollten. Während nun d'Estrées' Nachfolger, Richelieu, Hannover, Braunschweig und Hessen aufsaugte, rückte ein anderes franz. Heer unter dem Prinzen Soubise, mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigt, nach Thüringen vor, in der Absicht, Sachsen zu befreien. Je wichtiger aber Sachsen für Friedrich war, um so nöthiger schien es ihm, dieses Vorhaben zu vereiteln. Er übertrug daher dem Herzoge von Bevern (s. d.) und dem General von Winterfeldt (s. d.) die Beobachtung der Östreicher in der Lausiz und in Schlesien und eilte selbst nach Thüringen, nahm 13. Sept. Erfurt, ließ 19. Sept. ein 8000 Mann starkes Corps der Franzosen (mit Soubise selbst) durch 1500 Mann unter Seydlitz aus Gotha vertreiben und schlug, nachdem er von einer Diversion in die Mark zur Vertreibung des Kroatengenerals Hadik, der Berlin überfallen und gebrandschatzt hatte, zurückgekehrt war, die verbündeten Franzosen und Reichstruppen 5. Nov. in der so merkwürdigen Schlacht bei Rossbach (s. d.). Die eilfertige Flucht der Franzosen nach dem Rhein lieferte Sachsen wieder ganz in Friedrich's Hände. Zugleich hob Georg II. 26. Nov. die Kloster-sevener Convention auf und willigte ein, daß das frühere Hülfsheer mit Hinzufügung preuß. Truppen wieder erneuert und der Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein erprobter Feldherr, an die Spitze desselben gestellt wurde. So von dieser Seite gesichert, eilte der König mit Ablerschnelle zurück nach Schlesien, wo unterdess der östr. General Madaffy 7. Sept. den preuß. Heerestheil unter Winterfeldt zu Mops bei Görlitz (unweit der schles. Grenze) geschlagen und Schweidnitz 12. Nov. erobert hatte. Nach des Herzogs von Bevern übereilem Rückzuge 24. Nov. hatte sich außerdem auch das besetzte Breslau ergeben müssen. Ganz Schlesien schien für Friedrich verloren, und die Östreicher, durch Glück übermüthig gemacht, nannten verächtlich das kleine Heer, das er von Görlitz her herbeiführte, die potsdamer Wachtparade. Aber kaum in Schlesien angekommen, zog der König das nach Bevern's Gefangennehmung vom General Knau befehligte Corps an sich und schlug 5. Dec. bei Leuthen (s. d.) mit seinem kleinen, durch weiten Marsch geschwächten Heere das noch ein mal so starke feindliche Heer unter Daun. Breslau ergab sich 14 Tage nachher mit einer zahlreichen Besatzung und großen Vorräthen, bald darauf auch Liegnitz. Die Östreicher hatten durch diese Niederlagen über 40000 Mann verloren, Schlesien war ihnen wieder entziffen, Sachsen stand den Preußen zu Winterquartieren offen, und Friedrich sah sich am Ende dieses merkwürdigen Jahres gefürchteter als je. Auch die Kriegsbereignisse im Osten, wo 100000 Russen unter Apraxin Ende Juni in Preußen eingefallen waren, die Festung Memel erobert, das Land grausam verwüstet und endlich den General Lehwald bei Großjägerndorf

Aug. unweit Wehlau geschlagen hatten, wendeten sich unerwartet glücklich. Denn als um Zeit die Kaiserin Elisabeth gefährlich erkrankte, mußten die Russen auf Anordnung des marschalls Bestuschew-Rumin, der sich dem Thronfolger Peter III., einem Verehrer Friedrichs, gefällig machen wollte, eilig sich wieder zurückziehen. Alle Städte, mit Ausnahme Memel, wurden geräumt und Lehwalb konnte nun die Schweden, welche 22000 Mann stark 13. die Peene überschritten und Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt hatten, wieder nach Island und Rügen zurücktreiben.

Im dritten Feldzug 1758 eröffnete schon im Februar der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen in Niedersachsen und Westfalen. Er hatte bereits im vorigen Jahre die Franzosen von der Elbe verdrängt und Harburg, Stade und Lüneburg erobert; jetzt vertrieb er dieselben auch aus Niedersachsen, Hessen und Westfalen, schlug sie 23. Juni 1758 bei Münden und drang über den Rhein bis in die östl. Niederlande vor. Als aber an des unfähigen Königs Stelle der Marschall von Contades das Commando des franz. Hauptheeres erhielt, zugleich Soubise mit einem zahlreich verstärkten Heere zu seiner Unterstützung nach Hessen entsandt wurde, sah Ferdinand sich genöthigt, 10. Aug. über den Rhein zurückzugehen und sich die Vertheidigung von Hannover und Westfalen zu beschränken, wobei es ihm jedoch, durch die Engländer verstärkt, zuletzt noch gelang, Contades zwischen die Maas und den Rhein, Soubise zwischen Rhein und Main in die Winterquartiere zurückzudrängen. Auch Friedrich rückte zeitig ins Feld. Nachdem er 16. April die Festung Schweidnitz wieder erobert, rückte er in Mähren ein. Doch die Belagerung von Olmütz mußte er bei Daun's Annäherung im Aufgeben und sich nach Schlesien zurückziehen, wo er bei Landskron ein Lager bezog. Hier erfuhr er, daß die Russen, die nach Wiedergenesung der Kaiserin abermals Preußen in Besitz genommen, bis Küstrin vorgeedrungen wären und die Schweden zu neuem Angriff ermuthigt hätten. Er marschirte daher mit einem Theile des Hauptheeres dahin ab, traf das russ. Heer, Küstrin durch Bombenfeuer verheerte, und griff, nachdem er das Corps des Generals Soltikow mit sich vereinigt, 26. Aug. mit 50000 Mann das 50000 Mann starke russ. Heer unter dem Kommando von Borndorf (s. d.) an, schlug es und zwang es zum Rückzuge nach Polen. Dem Könige Dohna die Beobachtung der Russen und den Kampf gegen die Schweden überlassend, rückte er dann sogleich nach Sachsen, um seinem Bruder Heinrich gegen die überwältigende Macht der Östreicher beizustehen. Bei seiner Annäherung zog sich Daun, der Dresden besetzt, in ein festes Lager bei Stolpen und brach erst, als Friedrich nach Zittau, wo die Östreichere Hauptmagazine hatten, sich wendete, eilig auf und bezog ein gleichfalls festes Lager bei Bautzen. Friedrich folgte, lagerte sich in dessen Nähe bei Hochkirch (s. d.), wurde aber 14. Oct. überrascht, überfallen und mit großem Verluste geschlagen. Ehe aber Daun ihm den Weg verriegeln konnte, war der König, von Dresden her durch Verstärkung neu gerüstet, nach Schlesien zurückgekehrt, hatte dort die Festungen Meisse (6. Nov.) und Kosel (15. Nov.) entsetzt, eilte dann nach Dresden, um die von Daun beabsichtigte Eroberung Sachsens zu vereiteln, ließ durch die nochmals erscheinende Reichsarmee von Leipzig hinwegtreiben und nöthigte Daun zum Rückzuge nach Böhmen. So sah Friedrich am Ende des Feldzugs wenigstens seine Staatlichkeit Ausschluß des Königreichs Preußen, von Feinden befreit. Zwar hatte Frankreich, trotz der Aversion der Nation, durch den Machtwillen Ludwig's XV. 30. Dec. 1758 ein neues Bündniß mit Östreich geschlossen, aber auch Friedrich hatte durch des brit. Ministers Pitt's Vermittelung einen neuen Vertrag mit England erlangt, in welchem ihm jährlich 4 Mill. Thlr. Hülfsverprochen wurden. Dennoch beschloß der König, der immer noch auf den Beistand der Russen zur Abwehrung Rußlands hoffte, mit der Hauptarmee sich möglichst auf die Defensiv beschränken. Desto thätiger zeigten sich aber seine Generale.

Nachdem Prinz Heinrich schon im März 1759 in Böhmen eingefallen und ungeheure Vorräthe erbeutet hatte, wendete er sich im Mai nach Franken, versagte die Reichsarmee mit ihr verbündeten Kaiserlichen, besetzte Bamberg und zerstörte in Franken und der Pfalz alle Magazine. Gleicherweise gelang es dem preuß. General Schenkendorf, ein östl. Heer bei Wolfenstein zu schlagen, sowie dem General Dohna, die Schweden wieder bis nach Island zurückzutreiben und die Russen eine Zeit lang in Schach zu halten. Als aber die Russen im Frühling 1759 unter Soltikow immer stärker aus Polen vordrangen und in Aussicht, sich mit den Östreichern zu verbinden, der Oder sich näherten, sah sich Dohna zum Rückzuge genöthigt. Friedrich setzte an seine Stelle den General Wedel mit dem bestimmten Auftrage, um jeden Preis eine Vereinigung der Russen mit den Östreichern zu hindern. Diesem Auftrage zufolge griff Wedel 23. Juli bei Kay unweit Züllichau die Russen an, wurde aber mit

einem Verluste von 5000 Mann geschlagen, worauf die Russen bis nach Frankfurt a. d. O. vorgingen und mit 18000 Östreichern unter Loudon sich vereinigten. Seine Kurlande zu retten, eilte nun Friedrich aus dem Lager bei Schmottseifen, Daun gegenüber, in die Mark und griff 12. Aug. die Russen bei Kunersdorf (s. d.) an. Schon hatte er sie geschlagen, als Loudon ihm den Sieg entriß und eine Niederlage, wie er sie nie erlebt, über ihn brachte. Während aber Friedrich am Morgen nach der Schlacht kaum 5000 Mann mehr um sich versammelt sah, hatte auch Soltikow 24000 Mann eingebüßt und bezeugte keine Neigung, den Sieg zu verfolgen. Desto eifriger benutzte Friedrich die ihm gegebene Frist. Er ging über die Oder zurück, sammelte seine zerstreuten Truppen, rief andere aus Pommern und Brandenburg, ließ Geschütz aus Festungen herbeikommen und stand nach wenig Tagen wieder an der Spitze eines Heeres von 28000 Mann. Jetzt suchte er zuvörderst Berlin zu decken, eilte dann den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor und zwang sie durch geschickte Stellungen und Entziehung der Zufuhr nach Polen zurückzugehen, während sein Bruder Heinrich mit Besonnenheit Daun mit dessen großem Heere in der Lausitz beschäftigte. Auch der General Fouqué mußte mit großer Geschicklichkeit Schlesien zu vertheidigen und den östr. General de Ville zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. Die Generale Manteuffel und Platen trieben die wieder vorgebrungenen Schweden bis Stralsund zurück, und Daun selbst mußte aus Mangel an Lebensmitteln nach Böhmen zurückweichen. Dessenungeachtet hatte indeß die Reichsarmee in Verbindung mit einem östr. Corps Leipzig, Wittenberg und Torgau erobert, ja sogar Dresden nach 27tägiger Einschließung genommen; auch war Daun wieder nach Sachsen eingerückt. Friedrich, krank am Podagra in Slogau darniederliegend, schickte daher die Generale Fink und Wedel nach Sachsen, ließ durch den General Wunsch Wittenberg und Torgau wiedererobern und folgte 13. Nov. selbst nach. Als er aber Daun aus seinem festen Lager beim Plauenschen Grunde vertreiben wollte, gerieth der General Fink, der Daun in den Rücken fallen sollte, mit 11000 Mann bei Maxen und General Diercke mit 1400 Mann in die Hände der Östreicher, ohne daß der König seinen Zweck erreichte. Mit besserem Erfolge kämpfte der Herzog von Braunschweig. Zwar gelang es ihm nicht, den Franzosen Frankfurt a. M., das sie unter Soubise überrumpelt hatten, zu entreißen, auch wurde er bei dem Dorfe Bergen 13. April zurückgeschlagen und in Folge dessen Kassel, Minden und Münster von den Franzosen unter Contades erobert; aber es glückte ihm, Broglie und Contades bei Minden 1. Aug. eine schwere Niederlage beizubringen und nach einem zweiten Siege des Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, bei Gohfeld über das franz. Corps des Herzogs von Brissac nicht nur Osnabrück, Paderborn und Bielefeld, sondern auch Marburg, Münster und Fulda wieder zu erobern.

Der Feldzug von 1760 erschien anfangs gleichfalls unglücklich für Friedrich. Seine Kassen waren erschöpft, seine Länder ausgefogen, sein Heer bestand kaum aus 90000 Mann, größtentheils Ausländern und Neulingen; die Versuche, Frankreich und Rußland vom Bündnisse gegen ihn abzuziehen, waren aufs neue gescheitert. Dazu kam, daß Loudon den tapferen Fouqué bei Landsküt (23. Juni) mit 8000 Mann gefangen nahm und in Folge dessen Glas von den Östreichern 26. Juli erobert wurde. Dessenungeachtet verlor Friedrich den Muth nicht. Eilig zog er, nachdem er Dresden vom 14.—26. Juli vergeblich belagert, durch die Oberlausitz nach Schlesien, schlug unterwegs einen Theil des Lasch'schen Corps, siegte in der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. über Loudon, der im Begriff war, mit Daun sich zu vereinigen, und brachte durch diesen Sieg, bei welchem die Östreicher 10000 Mann und 82 Kanonen, Friedrich selbst nur 1800 Mann verloren hatte, Schlesien wieder in seine Hände. Denn nun vereinigte er sich mit seinem Bruder Heinrich bei Breslau, zwang die russ. Hauptarmee durch Demonstrationen zum Rückzug über die Oder und manöuvrirte Daun, der ihm gefolgt war, nach Böhmen zurück. Unterdessen waren die Preußen durch Östreicher, Würtemberger und Reichstruppen aus Sachsen gedrängt, Torgau und Wittenberg ihnen entzogen und Berlin von den Russen unter Tottleben 3. Oct. und sechs Tage darauf durch den östr. General Lasch eingenommen und gebrandschatzt worden. Auf das Gerücht von des Königs Annäherung räumten die Feinde die Hauptstadt und Friedrich wandte sich sofort nach Sachsen, nahm hier Düben, Leipzig und Wittenberg ein und griff die in einem festen Lager bei Torgau verschanzten Östreicher unter Daun und Lasch 3. Nov. an. Blutig war die Schlacht: sie kostete den Preußen 13000, den Östreichern 20000 Mann, und schon glaubte Daun die Preußen geschlagen, als am Abend die Generale Zieten und Salder den Sieg errangen. Auf diese Weise war Sachsen auf neue zu Winterquartieren gesichert und Schlesien, bis auf Glas, wo Loudon stand, von Feinden

Die Schweden hatten nach Stralsund und die Russen nach Polen sich zurückgezogen. Aber gegen die Franzosen hatte der Feldzug einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Endlich der Erbprinz von Braunschweig ein franz. Corps bei Emsdorf 15. Juli gegen hatte, dann, um den Krieg nach Frankreich zu spielen, nach Kleve marschirt war, Wesel und den Rhein überschritten hatte, über den er erst bei dem Anmarsche eines franz. genen Heeres zurückwich, hatte der Herzog von Braunschweig, Ferdinand, die Franzosen Marburg an der Diemel mit einem Verluste des Feindes von 5000 Mann geschlagen und ist in seiner frühern Stellung behauptet. Glücklicher gestalteten sich für Ferdinand die Dinge zu Anfange des J. 1761. Er griff 11. Febr. alle von den Franzosen besetzten Plätze vertrieb sie aus denselben und brachte dadurch große Magazine in seine Hände. Zugleich der hannov. General von Spörcken ein aus sächs. und franz. Truppen bestehendes Corps abtr. bei Langensalza geschlagen und der Prinz von Braunschweig von seinem festen Lager Illingshausen aus 15. Juli den Franzosen einen Verlust von 5000 Mann beigebracht. Bald mußten die Verbündeten, von England nach Georg's II. Tode, 25. Oct. 1760, nur noch unterstützt, der Übermacht Soubise's und Broglie's weichen, die Belagerungen Hagenhain, Marburg und Kassel aufheben und den Franzosen wieder Hessen und den Weg Hannover bloßgeben. Auch Friedrich gerieth durch Georg's II. Tod in große Bedrängniß. Am 4. Mai 1761 nach Schlesien aufgebrochen, um die Provinz gegen die Russen und Öst. zu schützen, mußte aber trotz aller Kunst geschehen lassen, daß beide 12. Aug. zwischen und Striegau, über 130000 Mann stark, sich vereinigten. Schon war er in Gefahr, in seinem festen Lager bei Bunzelwitz unweit Striegau, wo er mit 50000 Mann stand, aufgerieben zu werden, als der Zwiespalt zwischen seinen Gegnern und deren Mangel an Lebensmitteln ihn rettete. Die Russen unter Buturlin trennten sich von den Östreichern 10. Sept., gingen nach und ließen nur 20000 Mann unter Tschernitschew bei den Östreichern in Schlesien zurück. blieb auch Loudon nicht länger und zog sich in das Gebirge zurück, eroberte aber vorher 1. Dec. Schweidnitz. Friedrich konnte nun zwar sein Lager verlassen, erkannte aber nur allzu wohl das Gefahrvolle seiner Stellung, da Loudon bei Freiburg und Tschernitschew bei Glasow und Oberschlesien in den Händen seiner Feinde war. Auch der Prinz Heinrich in Sachsen, unter der Reichsarmee und der Östreicher unter Daun sich kaum erwehren, und die Preußen nimmern unter dem Prinzen von Würtemberg wurden in einzelnen Corps von den Russen angegriffen und verloren nach tapferer Gegenwehr 16. Dec. die Festung Kolberg. Friedrich dem Untergange nahe. Da starb 5. Jan. 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihr schloß ihr Nachfolger Peter III. (s. d.) mit ihm 16. März 1762 einen Waffenstillstand, 22. Mai der Friede von Petersburg folgte. Durch ihn wurde auch Schweden 22. Mai zum Frieden mit Preußen bewogen. Peter ließ sogar, als Frankreich und Östreich seiner Vermittlung Gehör gaben, im Juni 1762 eine russ. Armee von 20000 Mann unter Tschernitschew zur Unterstützung Friedrich's zu den Preußen stoßen. Der frühe Tod des Kaisers 14. Juli sehr bald das Bündniß mit Friedrich, und Peter's Nachfolgerin, Katharina II., rief sofort die russ. Truppen aus Schlesien zurück. Da jedoch die Kaiserin den zwischen Rußland und Preußen 5. Mai geschlossenen Frieden bestätigte und strenge Neutralität beobachtete, erhielt Friedrich freie Hand, mit aller Macht sich auf seine übrigen Feinde zu werfen. Während er in der Eile Daun, den er schon 21. Juli bei Burkersdorf zum Weichen gebracht, 16. Aug. bei Reichartshausen schlug und bald darauf 9. Oct. Schweidnitz zur Übergabe nöthigte, hatte Prinz Heinrich in Sachsen nach mehreren glücklichen Gefechten sich den Zugang ins Erzgebirge geöffnet und der Herzog von Braunschweig im Westen nicht nur Niedersachsen und Westfalen glücklich befreit, sondern auch nach mehrmaliger Besiegung der Franzosen (z. B. bei Wilhelmsthal am 23. Juli) Hessen befreit und Kassel wiedererobert. Da nun über den Prinzen Heinrich unter Mitwirkung des Generals Seydlitz 29. Oct. einen bedeutenden Sieg über die Reichstruppen und Östreicher unter Hadik bei Freiberg errocht, in welchem diese 8000 Mann und 28 Kanonen, die Preußen nur 1400 Mann einbüßten, kam 24. Nov. zwischen Preußen und Östreich ein Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog, für den nächsten Winter zu Stande. Als ferner der Seekrieg zwischen Frankreich und England durch den Präliminarfrieden vom 3. Nov. beendet und dieser zu Paris 10. Febr. zum Definitivfrieden erhoben worden, erfolgte, nachdem vorher noch Friedrich durch den Streifzug des Kleist'schen Corps nach Franken und Baiern den wichtigsten Reichsständen Neutralität abgenöthigt, nach kurzen Verhandlungen und ohne fremde Vermittelung am 5. Febr. 1763 der Friede zu Hubertusburg (s. d.), durch welchen alle Theile ihre Besitzungen,

sowie sie vor dem Kriege waren, wiedererhielten. Durch die Stärke seines Charakters und das Übergewicht seines Talents hatte sich Friedrich Schlesien abermals gesichert und Preußen eine Stelle unter den Hauptmächten Europas errungen. Aber viele und große Opfer hatte dieser Krieg Europa und besonders den preuß. Staaten und dem unglücklichen Sachsen gekostet. Vgl. Friedrich's d. Gr. „Histoira de la guerre de sept ans“; Lloyd, „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ (deutsch von Tempelhof, 6 Bde., Berl. 1794—1801); Nebow, „Charakteristik der wichtigsten Zeitereignisse des Siebenjährigen Kriegs“ (2 Bde., Berl. 1804); Archenholz, „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ (5. Aufl., Berl. 1840); John, „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ (Lpz. 1844).

Siebenmeilenstiefeln, Stiefeln, mit denen man bei jedem Schritte sieben Meilen zurücklegt, sind wol als eine jüngere, dem Märchen zustehende mythologische Vorstellungsweise aufzufassen, welche an die Stelle älterer, die Schnelligkeit der Götter symbolisirender Attribute getreten ist. Solche ältere Attribute waren z. B., außer Wagen und Pferden, in der german. Mythologie der Wunschmantel Odins, das Federhemd Freya's, die Schwanenhenden der Schwanjungfrauen, in der griechischen und römischen die Flügelsohlen des Hermes oder Mercur. Ähnliche Schnelligkeit verleihende Attribute durften auch niedern Gottheiten zustehen, konnten an Menschen geliehen, ja sogar zeitweise an diese verloren werden.

Siebenpfeiffer (Phil. Jak.), ein wegen seiner Conflictte mit der bair. Regierung besonders bekannter politischer Schriftsteller, geb. zu Lahr im Breisgau 12. Nov. 1789, der Sohn eines Schneiders, wurde 1804 Schreiber im Oberamte zu Lahr und 1806 bei der Finanzverwaltung im Breisgau angestellt. Von seinen Ersparnissen studirte er seit 1810 in Freiburg. Er promovirte 1813 als Doctor der Rechte und wurde hierauf Secretär bei der Kreisstelle, im Jan. 1814 zu dem östr. Generalgouvernement in Kolmar, später zur östr.-bair. Regierung nach Kreuznach versetzt, dann Kreisdirectorialadjunct in Trier und 1815 Vorstand der östr. Verwaltung von Landau und dem Gebiet an der Lauter. Die bair. Regierung setzte ihn in die niedrigere Stufe eines Kreisdirectorialassessors herab, und erst 1818 kam er als Landescommissar nach Homburg in Rheinbaiern. S. beschäftigte sich schon damals mit publicistischen Arbeiten. Als er 1830 eine Zeitschrift „Rheinbaiern“ erscheinen ließ, verfügte die bair. Regierung seine unfreiwillige Versetzung als Inspector des Zuchthauses zu Kaisersheim, was seinen Austritt aus der Beamtenlaufbahn veranlaßte. Er setzte indessen seine Zeitschrift fort und ließ sie später unter dem Titel „Deutschland“ erscheinen; seit dem April 1831 gab er eine zweite Zeitschrift „Der Westbote“, heraus. In beiden ließ er sich allerdings zu großer Misachtung der Behörden verleiten; allein sein Streben war immer rein deutsch; er gehörte nicht zu der rheinbair. franz. Partei. Sein fortgesetztes Ankämpfen gab im März 1832 Veranlassung, daß der „Westbote“ verboten wurde, solange er sich nicht den Bestimmungen hinsichtlich der Censur unterwerfe; auch versiegelte man die von ihm errichtete Presse zu Deggersheim. Obschon er sich nicht der Censur zu unterwerfen versprach, blieb doch die Zeitschrift verboten. S. wählte nun Neustadt an der Hardt zu seinem Aufenthaltsorte, und hier verbreitete er im April 1832 den Aufruf zu einem Bürgervereine auf den 27. Mai. Nebst mehreren andern Theilnehmern an der Hambacher Feste eingezogen, wurde er im Juli 1833 vor die Assisen zu Landau gestellt. S. wurde geklagt, durch seine Reden unmittelbar zum Sturze der Verfassung aufgefodert zu haben, sprach im Aug. die Geschworenen das Nichtschuldig aus. S. wurde nun wegen Beschimpfung der Beamten vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und im Nov. 1833 zu zweijähriger Haft verurtheilt. In der Nacht vom 14. zum 15. Nov. 1833 entkam er aus dem Gefängnisse zu Frankfurt über die franz. Grenze und ging später in die Schweiz, wo er an der Hochschule zu Basel angestellt wurde. Er starb in der Heilanstalt zu Bümpliz in Bern 14. Mai 1845.

Siebenschläfer oder **Neßmaus** (*Myoxus Glis*) heißt eine Art der Säugethiergattung Schlafmaus (*Myoxus*), welche die Eichhörchen mit den Mäusen verbindet und zur Ordnung der Nagethiere gehört. Er ist von der Größe des Eichhörchens, 5—6 Zoll lang ohne den 5 Zoll langen, zweizeilig langbehaarten Schwanz, oberseits schön aschgrau, unterseits weiß, und Augen umgibt ein schwarzbrauner Kreis. Er bewohnt das mittlere Europa und hält sich in Wäldern auf, wo er des Nachts nach Futter, das aus Nüssen, Samen und saftigen Früchten besteht, umherstreift und bis auf die höchsten Baumgipfel hinaufklettert, den Tag aber in hohlen Bäumen verschläft. Den ganzen Winter bringt er im Winterschlafe hin. An die Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht und wird bei guter Fütterung ungemein fett. Die alten Römer schätzten ihn als Leckerbissen und legten deshalb zur Zucht der Siebenschläfer im Großen bei.

schon zu Anfange des 13. Jahrh. entstanden sein; eine gereimte französische gab aus einer Handschrift von 1284 Keller heraus („Li Romans des sept sages“; Tüb. 1836), eine gereimte englische Henry Weber (im 3. Bd. der „Metrical romances“, Edinb. 1810). Deutsche Bearbeitungen finden sich mehrfach seit dem 14. Jahrh. Eine solche, von unbekanntem Verfasser nach lat. Vorlage gereimt, steht in den von Keller herausgegebenen „Altdeutschen Gedichten“ (Tüb. 1846); eine andere, die unter dem Titel „Dyocletianus' Leben“ 1412 Hans von Büchel nach einer deutschen Prosa in Verse gebracht hatte, gab ebenfalls Keller heraus (Dresd. und Lpz. 1841). Ein prosaisches deutsches Volksbuch „Von den sieben weisen Meistern“ ward schon im 15. Jahrh. mehrmals gedruckt (erste datirte Ausgabe, Augsb. 1473) und neuerdings von Simrock in seine Sammlung deutscher Volksbücher aufgenommen. Eingehende literarische Nachweisungen finden sich in den genannten Ausgaben, den Werken von Gräffe, Döpping u. s. w. und bei Loiseleur-Deslongchamps, „Essai sur les fables indiennes“ (Par. 1838).

Sieben Wunder der Welt hießen im Alterthume sieben merkwürdige Bau- und Kunstwerke, die sich theils durch ihre außerordentliche Größe, theils durch ihre Pracht auszeichneten und noch gegenwärtig zum Theil in ihren Trümmern Bewunderung erregen. Man rechnete dahin die ägypt. Pyramiden, die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Dianentempel zu Ephesus, die Bildsäule des Olympischen Jupiter von Phidias, das Mausoleum (s. d.), den rhodischen Koloss (s. d.) und den Pharos (Leuchthurm) zu Alexandria. Die Wunderwerke, deren Kreis von den Griechen erst nach Alexander's Zeit zusammengesezt wurde, hat unter den Alten Philo aus Byzanz in einer besondern Schrift beschrieben, die gewöhnlich unter dem Titel „De septem mundi miraculis“ oder „De septem orbis spectaculis“ angeführt wird und von Drelli (Lpz. 1816) am besten bearbeitet ist.

Siebold, eine Familie, berühmt besonders auf dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. — Siebold (Karl Kasp. von), geb. 4. Nov. 1736 zu Nideck im Herzogthum Jülich, gab als Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe zu Würzburg den Vorlesungen übertragenden, bisher aber ziemlich vernachlässigten Lehrfächern eine angemessene Einrichtung. Er setzte sie mit den bereits vorhandenen, aber zu wenig benutzten Anstalten in zweckmäßige Verbindung, suchte dieselben möglichst zu verbessern und erwarb sich namentlich den Ruf eines ausgezeichneten Chirurgen seiner Zeit. In Anerkennung der Verdienste, die er sich während des Krieges in den Hospitälern erworben, wurde er 1801 in den Reichsadel erhoben. Er starb 3. April 1807. — Siebold (Joh. Georg Christoph von), des Vorigen ältester Sohn, der 1790 die Lehrstelle der Geburtshülfe abtrat, starb als Professor der Physiologie, Klinik und Geburtshülfe zu Würzburg 15. Jan. 1798. — Siebold (Joh. Theod. Damian von), zweiter Sohn, starb als Medicinaldirector zu Darmstadt 6. Dec. 1828. — Siebold (Joh. Barthel von), ein dritter Sohn, den sich der Vater 1797 im Lehramte der Anatomie und Chirurgie absungiren ließ, starb als Professor der Chirurgie und Oberwundarzt am Julius-Hospital zu Würzburg 28. Jan. 1814. — Siebold (Adam Elias von), der vierte Sohn, der berühmteste unter den Brüdern, war zu Würzburg 5. März 1775 geboren. Ursprünglich zum Kaufmannsstand bestimmt, entschloß er sich, Medicin zu studiren, nachdem er bereits ein Monate auf einem Contor zu Augsburg gearbeitet hatte. Nach Beendigung seiner akademischen Studien zu Jena, Göttingen und Würzburg wurde er 1799 außerordentlicher Professor der Medicin zu Würzburg und, nachdem er 1800 eine Reise nach Wien unternommen, bei seiner Rückkehr Medicinalrath und ordentlicher Professor. Im J. 1816 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er die Entbindungsanstalt bei der Universität gründete und 12. Juli 1828 starb. Er suchte der Geburtshülfe eine höhere Stellung anzuweisen, indem er die physiologisch-mechanischen Grundsätze auf die Geburtshülfe anwendete und so die mechanische Einseitigkeit vermied. Sein Hauptwerk ist das classische „Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten“ (2 Bde., Erf. 1811; 2. Aufl., Erf. 1821—23). Außerdem sind zu erwähnen sein „Lehrbuch der theoretischen und praktischen Entbindungskunde“ (Nürnb. 1810; 4. Aufl. 1824) und sein „Lehrbuch der Geburtshülfe“ (5. Aufl., Würzb. 1831). — Die adoptirte Stieftochter Joh. Theod. Damian von S.'s, Mariane Theodore Charlotte Heiland, genannt von S., geb. 10. Dec. 1791 zu Heiligenstadt im Eichsfelde, erhielt theils durch ihren Vater, theils durch ihre Mutter, Regine Josephe, geborene Henning, praktischen Unterricht in der Geburtshülfe, welche Letztere seit ihrer Wiederverheirathung mit Joh. Theod. Damian von S. den Beruf einer Geburtshelferin in Darmstadt ausübte und in Gießen 1818 Doctor der Geburtshülfe wurde. Hierauf studirte sie 1811—12 in Göttingen unter Oslander.

kais. Astronom und Oberbibliothekar hatte ihm die Copie einer Karte des japan. Reichs mitgetheilt, die auf Befehl des Kaisers gefertigt worden war. Die Sache wurde verrathen. Man darin ein schweres Staatsverbrechen erkannte, wurde S. zu Desima zurückgehalten und scharf bewacht und eine strenge Untersuchung eingeleitet, die vom Sept. 1828 bis Oct. 1829 währte, aber in Folge der Festigkeit und Entschlossenheit S.'s mit der Freisprechung sämmtlicher in dieselbe verwickelten Japaner endete. S., dessen Sammlungen bereits 1828 nach Europa abgegangen waren, kam mit der Verbannung davon, verließ 1. Jan. 1830 Japan, trat im März seine Rückreise nach Europa an und traf 7. Juli vor Bliessingen ein. Seine naturhistorischen Sammlungen befinden sich ebenso wie die merkwürdige ethnographische japan. Sammlung im Museum zu Leyden. Die von ihm gesammelten unendlich reichen Materialien zur Kunde des japan. Landes und Volkes hat S. in einem großartigen Werke zu verarbeiten begonnen, das in vier Abtheilungen erscheint, unter den Titeln: „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan“ (Leyd. 1832 fg., mit Atlas); „Fauna Japonica“, mit Temminck, Schlegel u. Haan bearbeitet (Bd. 1—5, Leyd. 1833 fg.); „Flora Japonica“ (Centurien 1 und 2, Leyd. 1835—53); „Bibliotheca Japonica“, lithographirt von dem Chinesen Ko-tsching-Dschang, herausgegeben gemeinschaftlich mit J. Hoffmann (6 Thle., Leyd. 1833—41). Hierzu kommt der schätzbare „Catalogus librorum Japonicorum“ (Leyd. 1845), die „Isagoge in bibliothecam Japonicam“ (Leyd. 1841) und „Epitome linguae Japonicae“ (Batav. 1826; 2. Aufl. Leyd. 1853), sowie der „Atlas von Land- und Seekarten vom japan. Reiche“. Außerdem hat sich S. durch die Einführung japan. Culturpflanzen, wie 1825 des Thees auf Java, verdient gemacht; ebenso hat er viel für Eröffnung Japans für den Handel gewirkt. Dahin gehört auch die „Urkundliche Darstellung der Bestrebungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans“ (Leyd. 1854). Gegenwärtig steht S. als Oberst beim Generalstabe immer noch niederl.-ind. Staatsdiensten, wohnte aber seit 1847 auf St.-Martin bei Boppard am Rhein und hat 1854 Bonn zu seinem Aufenthalte gewählt.

Siedepunkt nennt man den Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet. Die Physiker nutzen den Siedepunkt des Wassers zur Bestimmung eines fixen Punktes für die Grade des Thermometers. Dieser Siedepunkt ist jedoch nur beim völligen Sieden reinen Wassers bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen Einfluß der Druck der Luft habe, weisen die Versuche, daß in der luftleeren Kugel das Wasser schon durch die Wärme der menschlichen Hand zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem Papinischen Diger, wo es seine Dämpfe nicht verbreiten kann, einen ungeheuern Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre ist der Siedepunkt des Regenwassers 80° R.

Siegel (sigillum, secretum, signetum oder signum) nennt man den Abdruck eines Stempels in eine weichere Masse. Zum Siegeln gebrauchte man schon in den frühesten Zeiten verschiedene Stoffe, je nach dem Unterschiede der Stände. An die Stelle des Wachses in seiner ursprünglichen Farbe trat später gefärbtes Wachs, auch gebrauchte man Blei und andere, edle Metalle zur Anfertigung der Siegel. Des Goldes und Silbers bedienten sich zum Siegel die byzantin. Kaiser, des Bleis die Päpste und die Großmeister der geistlichen Ritterorden. Später siegelten Kaiser und Könige mit rothem Wachs und verliehen dieses Recht auch an Fürsten und Herren; grünes Wachs gebrauchten geistliche Stifter, Klöster u. s. w., rothes Wachs führten die Freien Reichsstädte, schwarzes Wachs der Patriarch von Jerusalem und die Großmeister der geistlichen Ritterorden in weniger wichtigen Angelegenheiten. Noch später trat die Oblate (s. d.) an die Stelle des Wachses und im 16. Jahrh. das Siegellack (s. d.). Die Gegenstände, die in den Siegeln dargestellt sind, sind sehr verschieden. Ursprünglich setzte man darin den Kopf dessen, der das Siegel führte. So in den Siegeln der deutschen Kaiser im frühen Mittelalter; und diese Köpfe waren meist in Siegelringen eingeschnitten und von vorzüglicher Arbeit. Dagegen gab es damals auch schon andere Gegenstände auf den Siegeln. Namentlich wurde es später gebräuchlich, Wappen in die Siegel zu setzen, wobei die nicht zu Wappen berechtigten ideelle Wappen gebrauchten. Im Orient enthalten die Siegel gewöhnlich Sprüche des Korans. Die Siegel selbst werden theils nach den vorgestellten Gegenständen, theils nach den Materialien, aus welchen sie bestehen, oder sonst nach der Größe u. s. w. eingetheilt. Die Form derselben ist meist rund, doch kommen auch andere Formen vor. So war im Mittelalter die fast dreieckige Schildform nicht ungewöhnlich. Der Zweck der Siegel bestand ursprünglich darin, daß durch das Siegel eine Urkunde oder sonst eine Schrift mehr Festigkeit und mehr Glaubwürdigkeit erhalten sollte als durch die bloße Unterschrift. Zu diesem Zwecke wurde das Siegel mit einer Schnur oder einem Pergamentstreifen, welche durch die Urkunde gezogen wurden,

Siegen, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Sieg, eine steile Bergstadt mit einem alten und einem neuen Schlosse, besitzt eine aus einem frühern Pädagogium hervorgegangene Realschule, zählt 6928 gewerbsame E., die Fabriken in Leder, Wollen- und Baumwollenzengen, Eisen- und Stahlwaaren unterhalten, namentlich auch in Feilen, deren an 400 Sorten geliefert werden. Das aus den Eisengruben und Schmelzhütten S.s hervorgehende Eisen ist das beste im westlichen Deutschland. Das nahe Dorf Weidenau hat sieben Hütten, eine Gießerei und 19 Eisenhämmer. S. war ehemals ein Fürstenthum des westfäl. Kreises, gehörte der Familie Nassau-Oranien und gab der Linie Nassau-S., einer Zweige der Linie Nassau-Dillenburg, den Namen. Das Fürstenthum S. kam 1806 an das Großherzogthum Berg (Depart. Sieg), 1815 an Preußen.

Siegenbeek (Matthijs), ein namentlich um die holl. Nationalliteratur sehr verdienter Mann, geb. 23. Juni 1774 zu Amsterdam, widmete sich dem geistlichen Stande, ward schon 1793 Prediger der Mennonitengemeinde zu Leyden und erhielt 1797 die an der Universität daselbst neuerrichtete Professur der niederl. Beredsamkeit, zu welcher später die der niederl., darauf der neuern Literatur und endlich noch die der vaterländischen Geschichte trat. Er starb um 1858. In einer mehr als funfzigjährigen akademischen Lehrthätigkeit wirkte er höchst segensreich auf die Kräftigung des nationalen Sinns und die Läuterung des Geschmacks. Besonders Einfluß gewannen seine Arbeiten über holl. Orthographie („Verhandeling over de nederduitsche spelling“, Amst. 1804 und öfter; *Woordenboek voor de nederduitsche spelling*“, Amst. 1805 und öfter), indem sie officiële Geltung erlangten und die Grundlage der gegenwärtig allgemein üblichen Rechtschreibung wurden. Unter seinen Schriften sind außer einigen antholog. sammlungen und Ausgaben älterer Werke bemerkenswerth: „Leerredenen“ (2 Bde. 1814—20); „Laudatio Jani Doussae“ (Leyd. 1812); „Beknopte geschiedenis der nederl. letterkunde“ (1826); „Geschiedenis der Leidsche hoogeschool tot 1825“ (2 Bde., 1829—32); „Geschiedenis der burgerwapening in Nederland“ (1831).

Siegfried, althochdeutsch Sigafrib, in der nordischen Fassung aber Sigurd, heißt einer der hervorragendsten Helden der deutschen Heldensage. Er war ein Sohn Sigmund's, aus dem auf Odin selbst zurückgehenden Geschlechte der Welisunge, ausgezeichnet durch leuchtende Augen und unglaubliche Kraft. Erzogen hatte ihn ein weiser und kunstreicher Alb, der Regin, d. i. Rathgeber, hieß und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwergs besaß. Derselbe verschaffte ihm dann ein Roß und schmiedete ihm ein Schwert, mit dem S. einen Amboss spalten konnte. So reizte ihn Regino, der Nibelungen Hort (Schatz) und unermessliches Gold zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht nebst dem zugehörigen wunderbaren und verhängnißvollen Ringe als Wergeld für den erschlagenen Ottar gegeben hätten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitze des verderblichen Schatzes war, rief sich untereinander auf. Ottar's beide Brüder tödteten den Vater; Regino wurde dem andern Bruder, Fafnir genannt, verdrängt, der in Gestalt eines Drachen (Lindwurm) sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizte Regino den jungen S. auf, den Wurm zu tödten; S. aber erschlug Beide. Durch das Drachenblut, wovon er trank, wurde noch seine Kraft gemehrt oder sein Leib mehr geschützt vor Wunden. Durch das Gold und zumal durch den Ring wurde er unermesslich reich. Die Larnkappe gab ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines Andern zu verwandeln. Allein bei all dieser Herrlichkeit war er durch den Besitz des Goldes in der Knechtschaft der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobte sich mit der kriegerischen Königstochter Brunhild; sein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungenkönig, wollte sie selbst haben. In der Larnkappe unter Günther's Gestalt ritt S. durch die Flamme, welche um ihre Wohnung loderte; er gab ihr den Ring aus dem Schatze und brachte sie dadurch in die Gewalt Günther's; sie erkannte S. nicht. Er selbst bekam ein anderes Pferd, Krimhilt (nach der altnordischen Fassung Gudrun), die Schwester Günther's. Brunhild rühmte sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. habe weichen müssen. Da entdeckte Krimhilt, gereizt, den Betrug: der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenhort, den sie gewonnen, sei S. und nicht Günther. Brunhild, die sich nun selbst erinnerte, daß sie dem vermeinten Günther die leuchtenden Welisungaugen erkannt habe, ließ S., der für offenen Angriff unbesiegbar, meuchlerisch durch Hagano (Hagen) ermorden und tödtete sich selbst. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet waren, fiel an seine ursprünglichen Herren zurück und diese versenkten ihn in den Rhein.

Dies ist nach Lachmann's gedrängter Zusammenfassung der wesentlichste Inhalt der Sage in ihrer ältesten Gestalt. In solchem einfachern, noch durchaus heidnischen und mythologischen Charakter erscheint sie, freilich unter mannichfachen Abweichungen der einzelnen Züge, in den ältern nordischen Quellen, unter denen die Lieder der alten Edda (s. d.) obenan stehen. Auch die jüngere Edda berichtet von derselben, wenn auch nur in beiläufigen Anführungen. Ausführlich wird sie wiederum erzählt in der wol zu Anfange des 13. Jahrh. abgefaßten prosaischen, aber meist auf alten Liedern beruhenden Völsungasage. Verdunkelter schon tritt sie auf in der etwas spätern Nornagestsage, und verstreute Anspielungen finden sich in verschiedenen Staldergedichten. Wie aber schon die ältesten erhaltenen nordischen Lieder unverkennbar auf verlorene noch ältere deutsche zurückweisen, so hat die Sage von S. auch überhaupt in Deutschland ihr eigentliches Leben gehabt und demgemäß auch hier eine reiche Fortbildung gefunden. Im 7. Jahrh. ungefähr aus einer rein mythologischen in eine Heldensage umgewandelt, erscheint sie wiederum vorzugsweise gepflegt von den Franken am Niederrhein und verschmilzt wol schon vor dem Anfange des 9. Jahrh. mit der Sage von dem Untergange des burgund. Königs Gunther, wodurch die Nibelungen des Mythos in burgund. Könige gewandelt werden und zugleich die Verknüpfung mit dem hunnischen Attila und zumeist durch diesen wiederum mit der Dietrichsage eintritt. So gewaltigem Sagencomplexe entsprangen dann unter fortdauernden Wandelungen die Lieder, aus denen am Schlusse des 12. Jahrh. das Nibelungenlied (s. d.) erwuchs. Aber so wenig alle erhaltenen ältern nordischen Quellen zusammen den ganzen Sagenkreis von S. erschöpft hatten, so wenig war das auch im Nibelungenliede geschehen. Vielmehr bestanden neben demselben noch eine bedeutende Anzahl mündlich umlaufender Sagen, welche theilweise wiederum den Weg in die nordische Literatur fanden und in der hauptsächlich von Dietrich erzählenden und theils auf mündlichen, theils auf schriftlichen, zumeist aber deutschen Quellen beruhenden Völsungasage gerettet wurden. Sogar bis nach den Färöischen Inseln hinüber war die Sage von S. gedrungen und lebt daselbst noch bis auf den heutigen Tag in Liedern, wie sie ebenfalls in dän. Volksliedern sich erhielt. In Deutschland waren schon dem Nibelungenliede nachträglich noch verschiedene Zusätze aus der Siegfriedsage eingeschaltet worden, und von da ab begann diese Sage selbst zu verwildern, indem sie theils willkürliche Änderungen erfuhr, theils (und besonders die Jugendgeschichte des Helden) ins Märchenhafte sich verflüchtigte. So umgestaltet erscheint sie im „Rosengarten“ (herausgeg. von Grimm, Göttingen 1836), der einen Kampf zwischen Dietrich und S. und jederseits elf Genossen in einem von Krimhilt zu Worms gepflanzten Rosengarten beschreibt; in dem „Hürnen Seyfrid“, einem Gedichte, welches die Jugendabenteuer des Helden erzählt und ferner, wie er durch Baden in Drachenblut eine Hornhaut erhielt und darauf die Krimhilt auf dem Drachenstein aus der Gewalt von Niesen und Drachen befreite, sie heirathete und den Nibelungenschap gewann (nur in roher, dem 15. Jahrh. gehörender Gestalt in alten Drucken erhalten und daraus aufgenommen in den zweiten Theil der „Deutschen Gedichte des Mittelalters“, herausgeg. von der Hagen und Büsching, Berl. 1820; bearbeitet von Simrock in dessen „Kleinem Heldenbuch“, Stuttg. und Tüb. 1844); desgleichen im sogenannten „Heldenbuch“ (Augsb. 1491 und öfter); in Hans Sachs' „Tragedia, der Hürnen Seyfrid“ (vom J. 1557); endlich in dem zu Anfange des 18. Jahrh. unter franz. Einflusse entstandenen und noch gegenwärtig umlaufenden deutschen Volksbuche vom „Gehörnten Siegfried“ und verstreut an verschiedenen andern Orten. Was noch jetzt von der Siegfriedsage in Deutschland im Volksmunde lebt, erscheint fast durchaus in Märchengestalt und ist größtentheils von den Brüdern Grimm in den „Kinder- und Hausmärchen“ gesammelt worden. Es gehören dahin z. B. das Märchen vom „Dornröschen“, in welchem die schlafende Brunhilt deutlich zu erkennen ist; die Märchen von den „Blutsbrüdern“, von dem „Wandernden Jünglinge“, den neben scheinbarer Einfältigkeit unbegreifbare Kraft auszeichnet, u. dgl. m. Reichhaltige Zusammenstellungen und Nachweisungen über das Stoffliche der Siegfriedsage geben: P. E. Müller, „Sagabibliothek“ (3 Bde., Kopenh. 1817—20); Lange, „Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage“ (Hft. 1852); W. Grimm, „Die deutsche Heldensage“ (Göttingen 1829). Es konnte aber nicht fehlen, daß man auch den Gehalt der Sage zu erforschen, ihre Deutung zu gewinnen strebte. Eine historische Deutung derselben, der im Ganzen auch Servinus sich zuneigt, ist mehrfach versucht worden. Bald hat man sie zurückführen wollen auf alte Lieder von Arminius (Sieferecht), bald auf Erzählungen von Arminius, Civilis und der Befugung der Briten durch die Angelsachsen (Wone,), bald auf die Kämpfe und Gräuelt

merovingischen Fürstenhäuser, besonders auf die Schicksale des angeblich auf Fredegundens Betrieb 575 ermordeten austrasischen Königs Sigebert (E. Rückert) u. s. w.; aber alle diese historischen Deutungen haben sich als unzureichend und die mythologische allein als berechtigt ergeben. Lachmann („Kritik der Sage von den Nibelungen“ im „Rheinischen Museum“, 3. Jahrg., 1830, und „Zu den Nibelungen und zur Klage“, Berl. 1836), Wilh. Müller („Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage, 1841; „Siegfried und Freyr“ in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, Bd. 3, 1843) und Simrock („Handbuch der deutschen Mythologie“, Bd. 1, Bonn 1853) führen S. auf Freyr und Brunhilt auf Gerdr zurück, so daß die Siegfriedssage als eine Form jenes vielgestaltigen physischen Mythos von der Frühjahrs-sonne erscheint, welche die im Winter unter Schnee und Eis befangene Erdkraft aus der Gewalt der winterlichen Dämonen befreit.

Siel nennt man eine kleine Schleuße unter einem Deiche, welche dazu dient, das dahinter angesammelte Wasser abzulassen. In Gegenden, wo die Siele zur Entwässerung des Landes von großer Bedeutung sind, z. B. in Oldenburg, sind besondere Beamten zur Beaufsichtigung derselben angestellt. Dasjenige Land, welches durch eine Siel be- oder entwässert wird und dessen Besitzer das Siel und den zugehörigen Deich unterhalten müssen, wird Sielacht genannt.

Siēna, bei den Alten Sena Julia, Hauptstadt des gleichnamigen Gebiets im Großherzogthum Toscana, $6\frac{1}{2}$ M. südlich von Florenz und durch eine Zweigbahn mit der von dort nach Livorno führenden Eisenbahn verbunden, der Sitz eines Erzbischofs und einer Universität, liegt in einer schönen Gegend auf zwei langgedehnten Hügeln, gegen 1300 F. über dem Spiegel des Mittelmeeres. Ursprünglich röm. Colonie, unter den Longobarden Sitz eines der obersten Beamten (Gastalben), im Mittelalter Hauptort eines ansehnlichen, aber stets von Parteilungen zerrissenen Freistaats mit 100000 und 1554 noch mit 45000 E., sank sie nach dem Verlust ihrer Freiheit durch Cosmus I., Herzog von Florenz, nachmaligen Großherzog von Toscana, so herab, daß sie damals nicht über 10000 Bewohner hatte, welche jetzt wieder auf 25000 gestiegen sind. Die Industrie ist nicht bedeutend, hat sich aber neuerdings einigermaßen gehoben; sie zeigt sich besonders in Seidenwebereien, Tuch- und Hutfabriken. Die prächtige Domkirche, um die Mitte des 13. Jahrh. von Giov. Pisano erbaut, ist mit weißem, schwarzem und aschgrauem Marmor belegt und mit den Standbildern der aus S. und dem Sienesischen stammenden Päpste und andern Sehenswürdigkeiten und Denkmälern des Mittelalters verziert. Im Chorbüchergemach sieht man Pinturichio's schöne Fresken aus der Geschichte Papst Pius' II. (Piccolomini). In dem Kloster bei der neuen Augustinerkirche ist eine öffentliche Bibliothek und in den andern Klöstern der Stadt sind sehr schätzbare alte Gemälde. So ist in der Kirche San-Domenico die sitzende Madonna mit dem Kinde von Guido da Siena gemalt, 1221; daneben Soddoma's treffliche Darstellungen aus dem Leben der heil. Katharina. Vgl. „Raccolta dei più scelti monumenti di belle arti etc., che esistono nella città di S. (1820). Die Universität, deren Anfang man in das J. 1321 setzt, ist jetzt von geringer Bedeutung. Sie wurde 1850 geschlossen, aber 1851 wieder eröffnet. Unter den gelehrten Gesellschaften ist die der Fisiocritici zu nennen. In S. wird das wohlklingendste und reinste Italienisch gesprochen. Vgl. Romagnoli, „Cenni storico-artistici di S.“ (2. Aufl., 1840).

Sierra (span.), im Portugiesischen Serra, eigentlich eine Säge, heißt auf der Pyrenäischen Halbinsel und im ehemals span. Amerika ein Gebirge oder eine Gebirgskette.

Sierra Leone, ein Strich an der Küste von Oberguinea in Afrika, erstreckt sich vom Cap Verga bis zum Cap Mesurado und ist etwa 60 M. lang. Die Grenzen gegen das Binnenland sind nicht genau zu bestimmen. Das Land besteht aus der unmittelbaren Fortsetzung von Südsenegambien und dem südwestlichen Abfalle des Gebirgsplateaus von Oberguinea, das, hier unmittelbar nur einen schmalen Küstensaum übriglassend, häufig bis ans Meer herantritt. Der Boden ist reichlich bewässert und überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. Doch hat der Anbau nur in denselben Gegenden Fortschritte gemacht, wo Europäer sich niedergelassen haben. Der größte Theil des Landes ist mit fast undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die vortreffliche Bau- und Farbholzer liefern. Das Klima ist ein rein tropisches, furchtbar heiß und verrufen durch seine Ungesundheit an der Küste, milder und gesunder im höhern Innern. Das Land ist vorzugsweise von Negern bevölkert. Die Portugiesen waren die Ersten, welche Niederlassungen hier anlegten. Die Engländer richteten seit 1783 ihre Absicht auf förmliche Ansiedelungen. Im J. 1787 legte die Afrikanische Gesellschaft in London an der Südseite des Flusses die englische Colonie Sierra Leone von 17 M. Umfang an. Die edle Absicht der Handelsgesellschaft war, den Sklavenhandel aus dieser Colonie zu verbannen, die Neger zu kü-

den und so nach und nach Bekanntschaft mit dem innern Lande zu erlangen. Schon fing die Colonie an zu wachsen, als sie 1794 von einer franz. Flotte zerstört wurde. Um ähnlichen Anfällen vorzubeugen, erbaute man seit 1809 die Stadt Kingstown, eine Meile von der Küste, am Schweinesfluß, in einer fruchtbaren Gegend. Im J. 1808 trat die Gesellschaft ihre Rechte an der Colonie an die brit. Regierung ab, unter der die Ansiedelungsversuche seit 1816 einen ziemlich glücklichen Erfolg gehabt haben. Jetzt wird S. vorzüglich dazu gebraucht, um die aus den brit.-amerik. Colonien entlassenen und von Sklavenschiffen befreiten Neger hier anzusiedeln und zu bilden. Zu diesem Zwecke werden sehr kostspielige Anstalten unterhalten. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 50000, worunter nur 1—200 Weiße und Mulatten. Die Hauptstadt Freetown, Sig. des Gouverneurs, liegt auf der Nordspitze der zwischen dem Cap Tagrin oder Sierra Leone und Cap Schilling sich hinziehenden felsigen Halbinsel Sierra Leone und zählt gegen 11000 E. Von den andern Städten hat Kissi 2600, Regentstown, welches 1816 erbaut ist und ein Seminar für einheimische Missionare erhielt, 1800, York 2500 E.

Sierra Morēna heißt der mittlere Theil des andalusischen Scheidegebirgs, welches die ganze Halbinsel Spanien von D. gegen W. durchzieht, indem es am Mittelmeer zwischen den Flüssen Xucar und Segura mit dem Cap Martin beginnt, sodann zwischen der Guadiana und dem Guadalquivir bis zum Unterlaufe der erstern fortstreicht und, nachdem es unter dem Namen Sierra de Caldeirao und Sierra Monchique durch Algarbien (s. d.) in Portugal gezogen, mit dem Cap St.-Vincent, der äußersten Südwestspitze Europas, endet. Es ist ein breites Gebirgsland, auf seinen Höhen dürr und kahl, in den Thälern morastig, an den Abhängen stark bewaldet, mit Kermeseichen, Erdbeerbäumen und dergleichen Gesträuchen von glänzend dunkelm Laube bedeckt, nur sehr wenig bebaut. Der höchste und wildeste Theil ist in der Mitte, das Pedrales genannt, im Norden von Cordova, im Süden von Almaden, aber nicht über 3600 F. hoch. Dem südlichen Abfall liegt ein Hügelland vor, das theilweise bis an den Guadalquivir reicht; so die Sierra de Cordova mit Waldungen, Weiden, den edelsten andalus. Pferden und Ausfuhr von Sumach; westlicher die Sierra de Guadalcana an der Grenze von Sevilla und Extremadura, früher durch ihre Silber- und Bleigruben berühmt. Über den westlichen Theil führt eine schöne Straße aus Extremadura von Zafra durch den Paß oder Puerto de Monasterio nach Sevilla. Im Osten führt die schöne Kunststraße von Madrid nach Andalusien durch das Gebirge. Dieselbe zieht von Baldepeñas in der Mancha, berühmt durch seinen Rothwein, über die Venta de Cardenas, bekannt durch Hunderte von Guerrillaskämpfen alter und neuer Zeit, dann durch den berühmten Paß Despeña Perros oder Puerto del Rey, eine Schlucht zwischen wunderbar gestalteten Schieferfelsen, in deren Tiefe der Magaña rauscht. An derselben Straße liegt auch La Carolina, ein freundlicher Flecken in gut angebauter Gegend, welcher mit seinen 2000 E. den Mittelpunkt der seit 1767—76 vom Grafen und Minister Olavides zur Bevölkerung und Bebauung des Gebirgs mit großen Kosten angelegten Sierra-Morenacolonien bildet. Ihre Colonistenbevölkerung ist besonders deutschen Stammes.

Siesta heißt im Spanischen die Mittagszeit und Mittagsruhe, ferner der Mittagschlaf, weil in den warmen Ländern sich Jeder um diese Tageszeit möglichst ruhig verhält.

Siebeking (Karl), verdient durch sein staatsmännisches Wirken für die Hansestädte, besonders Hamburg, geb. 1. Nov. 1787 zu Hamburg, wo sein Vater, Georg Heinrich S. (geb. 1751, gest. 1799), als Chef eines sehr bedeutenden Handelshauses, das jedoch später ein Opfer der Continentsperre ward, in hohem Ansehen stand, genoß eine vortreffliche Erziehung und machte seine Studien, welche durch größere Reisen unterbrochen wurden, zu Heidelberg und Göttingen. Mitte 1811 ging er als Privatsecretär zu seinem Oheim, dem franz. Gesandten Reinhard, nach Cassel, habilitirte sich aber im Juni 1812 als Privatdocent zu Göttingen. Die von ihm hier gehaltenen Vorträge über „Geschichte von Florenz“ erschienen später in den „Schriften der Academie zu Ham“ (Bd. 1, Hamb. 1844). Im März 1813 eilte er nach seiner Vaterstadt, ward hier Hauptmann der Bürgergarde und sofort mit einer Sendung an Bernadotte betraut. Nach dem Falle Hamburgs schloß er sich dem hanseatischen Directorium an und suchte mit Smith und Perthes im Hauptquartier für die Unabhängigkeit der Städte zu wirken. Während der hundert Tage schloß er unter Anderm mit Wellington die Convention für Hamburg. Im Nov. 1819 ward S. als Ministerresident nach Petersburg gesendet und hierauf 1821 zum Sanktus erwählt. Lange Zeit hindurch vertrat er seitdem seine Vaterstadt auf dem Bundestage. Einen auf vollkommener Gegenseitigkeit begründeten Vertrag schloß er 1827—28 zu Rio de Janeiro ab. Zahlreiche andere Missionen hielten ihn öfters für längere Zeit von seinem

seinem ganzen Wesen eigen war, rang er sich bald von den Traditionen der classischen Schule los zu einem energischen und schönen Naturalismus. Die erste bedeutende Frucht seiner mühevollen, dem Schicksal abgerungenen Studien war die Courtisane (1822, jetzt im Louvre), auf welche 1824 die Locusta folgte, die zwar ungeheueres Aufsehen machte, aber lange unverkauft blieb, sodaß S. sich aus Dürftigkeit zur Aquarellmalerei bequemen mußte, indem ihm selbst das Geld zum Ankauf von Leinwand fehlte. Erst als Laffitte von S.'s trauriger Lage hörte, befreite er ihn aus der Noth durch den Ankauf der Locusta um 6000 Fres., und seitdem war S. geborgen. Im J. 1827 trat er mit seiner Athalie auf, einem Bilde von grauenvoller und doch nicht unschöner Lebenswahrheit, welches sich jetzt im Museum zu Nantes befindet. Im J. 1831 folgten sein heil. Hieronymus im Todeskampfe (jetzt im Louvre) und sein Calvarienberg (in Nîmes). In Rom fertigte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Souhon jene berühmte Copie des Jüngsten Gerichts von Michel Angelo, welche jetzt in der École des beaux arts aufbewahrt wird, und starb nach Vollendung derselben 1836. S. arbeitete schwer und seine Werke sind deshalb selten. Allein sie zeichnen sich um so mehr aus durch Ernst, Tiefe, Wahrheit und durch eine Originalität, die nicht nur neben der classischen, sondern auch neben der neuern romantischen Schule ihren eigenen Weg geht.

Sigambern, ein deutsches Volk, das nördlich von den Ubiern am Rhein und zu beiden Seiten der Ruhr seine Stammsitze hatte. Sie werden schon von Cäsar erwähnt, dessen erfolgloser Übergang nach Germanien 55 v. Chr. mit gegen sie gerichtet war, als die Usipeter und Tencterer, die er aus Gallien vertrieben, bei ihnen an der Lippe Aufnahme gefunden hatten. Mit jenen Völkern vereint unternahmen sie im J. 16 den Zug über den Rhein, bei welchem der röm. Statthalter Lollius geschlagen wurde. Drusus durchzog 12 und 11 ihr Land, ohne sie zu unterwerfen. Dagegen mußte sie Tiberius 8 v. Chr. zu trennen; 40000 Sigambern, die sich ihm ergaben, siedelte er der Ruhrmündung gegenüber in Gallien an, wo sie hinfort unter dem Namen der Sugernen erscheinen. Der größere Theil des Volkes wich östlich vom Rhein zurück und trat, wie es scheint, nun eine Zeit lang unter dem Namen der Marsen (s. d.) auf. Ptolemäus im 2. Jahrh. n. Chr. erwähnt sie wieder unter dem alten Namen Sigambern, der jedoch bald durch den gemeinsamen Namen des Völkerbundes der Franken, in dessen nördlichem Theil, den Salischen Franken, sie das Hauptvolk bildeten, zurückgedrängt wurde.

Sigebert von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), ein Quellschriftsteller für deutsche Geschichte, geb. um 1030 in Brabant, wurde 1048 Mönch im Kloster Gemblours und zwei Jahre darauf nach Metz an die Klosterschule des heil. Vincenz berufen, wo er im Rufe großer Gelehrsamkeit 5. Dec. 1112 starb. Sein verdienstlichstes Werk ist das „Chronicon“, das von 381—1112 reicht, zwar manche Fehler und Fabeln enthält, aber doch auch Manches mittheilt, was anderwärts sich nicht findet, von dem Abt Anselmus zu Gemblours (1113—37), von Robertus de Lorinneio und drei Andern fortgesetzt und nebst den Fortsetzungen bei Pistorius („Scriptores rerum Germanicarum“, Bd. 1) und anderwärts abgedruckt worden ist.

Sigium hieß im Alterthume theils ein zum trojan. Gebiete gehöriges Vorgebirge an der Küste Kleinasien, theils eine in der Nähe des heutigen Dorfs Jeni-scher darselbst gelegene Stadt, wo der gewöhnlichen Erzählung nach Achilles nebst dem Waffengefährten Patroklos seinen Tod und sein Grab fand. Eine besondere Berühmtheit erhielt dieser letztere Ort durch die zu Anfange des 18. Jahrh. auf einer umgestürzten Marmortafel entdeckte und daher benannte Sigeische Inschrift, welche abwechselnd links und rechts läuft. Dieselbe ist weniger wegen ihres Inhalts, der sich auf ein den Bewohnern von S. gewidmetes Weihgeschenk bezieht, als dadurch wichtig, daß sie doppelt, und zwar mit geringer Verschiedenheit des Dialekts und Ausdrucks, auf der Mitte und am untern Theile eingegraben ist. Sie wurde am genauesten von Bösch in dem „Corpus inscriptionum Graecorum“ (Bd. 1, Berl. 1828) copirt und erläutert.

Sigismund, deutscher Kaiser, 1411—37, Sohn Kaiser Karl's IV., geb. 1368, erhielt nach des Vaters Tode, 1378, die Markgrafschaft Brandenburg und erwarb sich durch Verlobung mit Maria, der Erbtöchter Ludwig's d. Gr. von Polen und Ungarn, auch die Anwartschaft auf die Erbfolge in diesen beiden Ländern. Allein nach Ludwig's Tode, 1383, erwählten die Polen Hedwig, die Schwester Maria's, zur Königin, und in Ungarn, wo Maria's Mutter, Elisabeth, anfangs die vormundschaftliche Regierung übernommen hatte, riß 1385 Karl von Durazzo die Herrschaft an sich. Erst nachdem dieser ermordet war, gelangte Maria zur Nachfolge. Doch kam sie zunächst bei dem Ban von Kroatien, Johann Horvath, in Gefangenschaft, aus der S. sie erst befreien mußte, ehe er sich mit ihr vermählen und sich zum König von Ungarn 1387 krönen lassen konnte. Die Widerspenstigkeit des Woiwoden der Walachei, der sich ihm nicht un-

terwerfen wollte, verwickelte ihn in einen Krieg mit den Türken, dessen Kosten zu bestreiten er 1388 die Alt- und Kurmark an seinen Vetter Jobst von Mähren verpfändete. Obgleich von den deutschen Fürsten und der franz. Mitterschaft unterstützt, nahm der Feldzug ein unglückliches Ende; denn in der blutigen Schlacht bei Nikopolis 1392 von Bajazet gänzlich geschlagen, mußte S. nach Griechenland fliehen. Als er nach einiger Zeit nach Ungarn zurückkehrte, wo unterdessen seine Gemahlin gestorben war, empörte sich die Nation gegen ihn, setzte ihn 1401 gefangen und krönte an seiner Statt Ladislaw von Neapel zum Könige. S. entfloh, eilte mit Unterstützung des Grafen Sily nach Böhmen, verkaufte die unterdeß von seinem Bruder Johann geerbte Neumark an den Deutschen Ritterorden und sammelte von dem Gelde ein bedeutendes Heer, mit welchem er die ungar. Empörer unterwarf und sich wieder in den Besitz des Landes setzte. Sein Bruder Wenzel war bereits 1400 als deutscher Kaiser entsetzt worden und hatte Ruprecht von der Pfalz zum Nachfolger erhalten. Nach des Letztern Tode 1410 bewarben sich S. und Jobst von Mähren zugleich um die deutsche Kaiserkrone und erhielten, da bei der Wahl nur Mainz, Trier, Köln und Pfalz zugegen waren, gleiche Stimmen. Als aber Jobst schon 1411 starb, fielen S. auch die übrigen Stimmen zu und Wenzel behielt sich nur den Titel eines Kaisers vor. Damals mit Venedig in Krieg verwickelt, den er 1412 endigte, kam S. erst 1414 nach Deutschland, wo er es seine erste Sorge sein ließ, durch ein Concilium zu Konstanz (s. d.) dem großen Schisma der Kirche (1378—1417) ein Ende zu machen. Indem er diesen Plan auch in der That glücklich verwirklichte, legte er andererseits durch seine unkluge Einwilligung in die Verbrennung von Huß (s. d.), dem er freies Geleit versprochen hatte, den Grund zur Entstehung des Hussitenkriegs, der ihn fast während seiner ganzen übrigen Regierungszeit (1419—35) sorgenvoll beschäftigte und Böhmen und die angrenzenden Länder einer furchtbaren Verwüstung preisgab. Erst mit dem Vertrage zu Jglau von 1435 glückte es S., Frieden und mit demselben zugleich den ruhigen Besitz von Böhmen wieder zu erlangen. Zur Anerkennung der großen Verdienste, welche Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meissen, sich während des Hussitenkriegs erworben hatte, belieh ihn S. 1423 nach dem Erlöschen des askanischen Stamms mit der Kurwürde und dem Herzogthum Sachsen, nachdem der Kaiser schon früher, um Geld zum Hussitenkriege zu gewinnen, die Mark Brandenburg an den nürnberg. Burggrafen Friedrich 1411 erst verpfändet, dann 1415 verkauft hatte. Auch erhob er Kleve zum Herzogthum, holte sich 1431 und 1433 die ital. Königs- und röm. Kaiserkrone aus Italien und machte 1437 zu Eger, wiewol ohne Erfolg, den Versuch zur Aufrichtung eines deutschen Landfriedens. Er starb 1437, ein Fürst, der die Vorzüge schöner Anlagen durch die Fehler des Bankelmuths, der Unentschlossenheit, Verstellung und thörichter Geldverschwendung verdunkelte. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger. Ihm folgte als Erbe seiner Länder und als Kaiser sein Schwiegersohn Albrecht II. (s. d.). Vgl. Aschbach, „Geschichte Kaiser S.“ (4 Bde., Hamb. 1838—45).

Sigismund I. (Zygmunt), König von Polen, 1506—48, geb. 1466, war der jüngste Sohn des Königs Kasimir IV. (s. d.). Er folgte, nachdem er bereits 1499 von seinen Brüdern die Herzogthümer Glogau und Oppeln erhalten hatte und kurz vorher von den Lithauern als Großherzog erwählt worden war, 1506 unter frohen Erwartungen des Volkes seinem Bruder Alexander auf dem poln. Throne und wurde 1507 zu Krakau gekrönt. Seine Bestrebungen, das Volk im Frieden durch weise Sparsamkeit und innere Kräftigung zu beglücken, wurden zum Theil durch die Kriege mit den Russen vereitelt. Außerdem störten Einfälle der Tataren und des Hospodars der Walachei, Bogdan, die Ruhe Polens. Mit S.'s Zustimmung wurde sein Schwestersohn, der letzte Hochmeister Albrecht, erblicher Herzog von Preußen. Dagegen erhielt Polen durch Masovien einen neuen Zuwachs. Die Reformation verbreitete sich bei der Milde und weisen Toleranz S.'s bald auch in Polen und insbesondere fielen ihr fast das ganze poln. Preußen und Großpolen zu. Ihre Einführung erregte in Danzig aufrührerische Bewegungen, die aber 1526 durch S.'s Anwesenheit gedämpft wurden. Auf den Rath des Kaisers Maximilian I. vermählte sich S. nach dem Tode seiner trefflichen Gemahlin Barbara Zapolska, einer Tochter des Wosowoden von Siebenbürgen, 1516 mit Bona Sforza von Mailand, der Tochter des Johann Galeazzo. Hierdurch kam viel Unheil über Polen, da die verderbte und geldgierige Italienerin Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gewinnen verstand. Der König verlor deshalb in den letzten Jahren seiner Regierung die Liebe seiner Unterthanen. S. starb 1548 zu Krakau und wurde daselbst begraben. Er war ein weiser, gütiger Fürst, von kräftigem Geist und Körper, die Mängel des Staats durchschauend und ihre Beseitigung erstrebend, ein

Freund und eifriger Beförderer der Wissenschaft, wie denn unter ihm das goldene Zeitalter der poln. Literatur beginnt.

Sigismund II. August, König von Polen, 1548—72, des Vorigen einziger Sohn, geb. 1518, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters 1529 zum Könige gewählt und 1530 gekrönt, erhielt auch bereits 1544 die Regierung von Lithauen. Seine Mutter, Bona Sforza, um ihren Einfluß zu bewahren, hatte ihn in Weichlichkeit erzogen; aber S.'s geistige Kraft löste bald diese Fesseln, und er zeigte als Regent Muth und Festigkeit, sodaß er auch den widerspenstigen Adel in Untermüthigkeit erhielt. Bald nach seiner Thronbesteigung machte er die von ihm heimlich eingegangene Ehe mit Barbara Radziwill bekannt und hielt sie auch trotz der Forderung des von seiner Mutter aufgeheßten Reichstags, dieselbe zu lösen, aufrecht. Nachdem die Königin schon 1551, wahrscheinlich an Gift, gestorben, verließ Bona, allgemein verhaßt, 1555 Polen mit großen Schätzen und starb 1557 zu Bari in Italien, von einem Geliebten vergiftet. Vorher hatte sie dem Könige Philipp II. von Spanien 320000 Dukaten geliehen, die Polen nie zurückerhielt. Die Reformation drang unter S. unaufhaltsam in Polen ein und der König selbst war nicht abgeneigt, die alte Kirche zu verlassen, indem er zugleich von seiner dritten Gemahlin, Katharina von Osterreich, der Witwe des Franz Gonzaga, einer stolzen und sehr fränklichen Fürstin, sich scheiden zu lassen beabsichtigte. Allein die Streitigkeiten der Nichtkatholiken untereinander, der Einfluß des Bischofs von Ermeland, Hosius, und des päpstlichen Nuntius Commendoni hielten ihn von diesem Schritte ab. Doch gewährte er 1572 auf dem warschauer Reichstage allgemeine Religionsfreiheit. Als in dem Kriege zwischen dem Heermeister der Schwertbrüder, Wilh. Fürstenberg, und dem Erzbischof von Riga der Letztere in Gefangenschaft gerieth, unternahm S. zum Schutze des Erzbischofs einen Zug nach Livland, der ein Bündniß zwischen Lithauen und Livland zur Folge hatte. Als nun Iwan II. Wassiljewitsch in Livland einfiel und Fürstenberg umkam, begab sich dessen Nachfolger Kettler unter des Königs S. Schutz und trat Livland an Polen ab, während er von Polen Kurland und Semgallen als weltliches Herzogthum und Lehn erhielt. Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 gelang es S., Lithauen mit Polen vollständig zu vereinigen, und zugleich wurden Preußen, Polhynien, Podolien und die Ukraine Polen einverleibt. S. starb 1572 zu Knyshyn ohne Nachkommen und mit ihm erlosch der jagellonische Stamm. Er war ein für das Wohl seines Volkes unermüdlicher, gerechter und geistvoller Fürst, doch verschwenderisch und in der Liebe ausschweifend. Durch seine Kraft hielt er den Adel in Schranken, und als diese mit seinem Tode fielen, begann der Verfall Polens. Er beförderte die Wissenschaften; unter seiner Regierung trat die glänzendste Epoche der poln. Literatur ein.

Sigismund III., König von Polen und Schweden, geb. 1566, einziger Sohn des Königs Johann III. von Schweden und der poln. Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigismund II. August's. Da sich ihm nach dem Erlöschen der Jagellonen in Polen die Aussicht öffnete, einst in Polen zu herrschen, ließ ihn der Vater von Jugend auf in der kath. Religion erziehen und in der poln. Sprache unterrichten. Nach dem Tode Stephan Bathori's gelang es auch den Bemühungen Jan Zamoyski's, daß S. 1587 zum Könige von Polen proclamirt wurde. Er gelangte glücklich nach Krakau, das Zamoyski gegen den von einer Gegenpartei erwählten Erzherzog Maximilian von Osterreich behauptet hatte, und wurde hier gekrönt. S.'s Herrschaft wurde jedoch erst begründet, als Zamoyski den Erzherzog selbst gefangen nahm und ihn der Krone zu entsagen zwang. Die Polen hatten sich indessen in diesem letzten Sprossen der Jagellonen gewaltig getäuscht. Stolz, dabei geist- und kraftlos, stellte er sich in Allem den freisinnigen, in ihre Institutionen eingewachsenen Polen entgegen. Sein Hauptzweck war die Verbreitung des Katholicismus in Polen, und nur sehr wenigen Magnaten stand der Zutritt zu dem von fremden Jesuiten umgebenen S. offen. Im J. 1592 starb Johann III. von Schweden und S. reiste mit Bewilligung des Reichstags selbst nach Schweden, um von dem ererbten Reiche Besitz zu nehmen. Er wurde 1594 gekrönt, mußte aber das Reich bei seiner Rückkehr nach Polen unter der Regentschaft seines nach der Krone strebenden Oheims, Karl's IX., zurücklassen. Seinen geringen Anhang verschärzte er noch durch sein Ungeschick bei abermaliger Anwesenheit in Schweden 1598, und 1604 wurde Karl IX. nach S.'s Entthronung auf dem Reichstage zu Norwöping zum Könige Schwedens ausgerufen. Da S. seine Rechte nicht aufgeben wollte, so ward Polen in die unglücklichen 60jährigen Kämpfe mit den Schweden verwickelt, welche mit abwechselndem Glücke in Livland geführt, nach Karl's Tode aber von Gustav Adolf mit solcher Kraft fortgesetzt wurden, daß Livland und Theile von Preußen bis Thorn in den Händen der Schweden sich befanden. Erst als Gustav Adolf 1629 den Protestanten in Deutschland zu Hülfe eilen wollte, schloß er mit S. Frieden und gab ihm einen Theil von Livland und einige Städte Preußens zurück.

Bald nach dem Tode Jamonski's sah sich S. von furchtbaren Aufständen bedroht, dann mit Rußland in einen Krieg verwickelt, weil er den ersten Pseudo-Demetrius, der zum Katholicismus übergetreten war, mit einem Heere unterstützte. Leicht hätte S. die russ. Krone für seinen Sohn Wladislaw gewinnen können, aber er benahm sich dabei so unklug, daß endlich die Russen Michael Feodorowitsch Romanow zum Zaren erhoben. Die Versuche S.'s, die der griech. Kirche ergebenen Kosacken zur Union mit der römischen zu bewegen, veranlaßten Polens lange Kriege mit den Kosacken. Außerdem ziehen sich Kriege mit den Tataren, den Hospodaren der Walachei und den Türken durch S.'s Regierung. Als S. dem Kaiser Ferdinand II. Hülfstruppen gegen die Türkei gesendet hatte, fiel der Sultan Osman mit einem gewaltigen Heere in Polen ein. Doch gelang es S. nach dem Siege von Chodkiewicz bei Choczim 1621, einen Frieden abzuschließen. S. starb 1632 zu Warschau, wo er zuerst seine Residenz aufgeschlagen hatte. Vgl. Maruszewicz, „Dzieje Zygmunta III.“ (3 Bde., Warsch. 1819).

Sigmaringen, ein 1853 aus den 1850 abgetretenen beiden Fürstenthümern Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen gebildeter Regierungsbezirk des preuß. Staats, der unter der Oberaufsicht des Oberpräsidenten der Rheinprovinz verwaltet wird, aber wegen der abgesonderten Lage und eigenthümlichen geographischen und historischen Verhältnisse des Landes gleichsam als eine eigene Provinz des Königreichs angesehen werden kann. Der Regierungsbezirk zählte 1852 auf 21 $\frac{1}{2}$ QM. 65634 E., die zur oberhein. Kirchenprovinz (des Erzbischofs von Freiburg in Baden) gehören. — Sigmaringen, früher Residenz und Hauptstadt des Fürstenthums Hohenzollern-S. und Hauptort der Grafschaft S. oder des Oberlandes, jetzt Sitz der preuß. Landesregierung, liegt an der Donau, hat eine kath. Pfarrkirche mit dem fürstl. Erbbegräbniß, ein Schloß mit Gemäldegalerie, Bibliothek, Münzsammlung und Archiv und zählt 2346 E. Eine Stunde südlich von der Stadt liegt das Jagdschloß Josephslust. — Das Dorf Sigmaringen, an der Donau und der Einmündung der Lauchart, hat 900 E. und wie das Thal der letztern mehrere Hochöfen und Eisenhämmer.

Signal heißt jedes Zeichen, durch welches entweder bloße Benachrichtigungen, beim Militär aber meist Befehle, auf Entfernungen erteilt werden, wo die Stimme nicht ausreicht oder andere Hindernisse die Mittheilung unmöglich machen. Man unterscheidet die hörbaren und sichtbaren, sowie die Tag- und Nachtsignale, obgleich manche zu beiden Zeiten gebraucht werden können. Hierher gehören der Trommelschlag, der Trompetenruf, das Flügelhorn; auf Schiffen die Signalpfeife; Kanonenschüsse, auch Kanonenschläge, in bestimmter Anzahl und Zeitfolge oder zu gewissen Zeiten abgefeuert; Raketen mit dem buntfarbigen Feuer ihrer Verfeuerungen; Bombenröhren, aus denen Leuchtflugeln in die Luft steigen; die Fanal- oder Lärmstangen; die Telegraphen und unter diesen besonders die neuern elektromagnetischen Apparate, die mit den Eisenbahnen in Verbindung gesetzt worden sind. Alle diese Signale können bei Tage und bei Nacht angewendet werden, nur müssen die gewöhnlichen Telegraphen hierzu eine besondere Einrichtung bekommen. Schiffe signalisiren mit Flaggen von verschiedener Gestalt und Farbe, die nach dem Orte, wo sie, des Nachts mit ausgehängten Laternen, aufgezogen werden, zu verschiedenen Zeichen dienen. Es versteht sich von selbst, daß die Bedeutung der einzelnen Signale vorher festgestellt sein muß, wie dies auf Schiffen und den Telegraphenbureaus in dem sogenannten Signallbuche stattfindet, dessen Geheimhaltung besondere Pflicht ist. Deshalb wird auch die Bedeutung oft verändert, ähnlich wie dies bei jeder Geheimschrift stattfindet.

Signatur (vom lat. signum) heißt überhaupt ein Zeichen, wodurch die Ordnung, der Werth oder der Charakter u. s. w. einer Sache angedeutet werden soll, daher auch *signatura temporis* so viel als etwas die Zeitverhältnisse Charakterisirendes bedeutet. In der deutschen Geschäftssprache heißt Signatur die Bezeichnung einer Schrift mit einem bloßen Namenszuge statt der vollständigen Namensunterschrift, was man in Frankreich Paraphiren nennt. Gewöhnlich werden die Concepte signirt und dann erst mundirt, die Reinschriften aber unterschrieben. Signatur wird auch zuweilen eine Resolution genannt, welche nicht förmlich ausgefertigt, sondern nur auf die eingegebene Schrift selbst bemerkt worden ist. — In der Buchdruckerkunst versteht man unter Signatur die schon von dem unbekannten Drucker der „Concordantiae bibliorum“ des Conradus de Alemannia 1470 angewandte Art der Bezeichnung der einzelnen Druckbogen eines Buchs, woraus sich deren Aufeinanderfolge und der Umfang des ganzen Werks erkennen läßt. Die ältere Signatur geschah durch die 23 Buchstaben des Alphabets, wobei V und W weggfielen. Sie wurden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gab man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an und sagte z. B.: ein Buch von drei Alphabeten. Jetzt wird die Signatur gewöhnlich durch Zahlen ausgedrückt.

Signorelli (Luca), einer der bedeutendsten Meister des 15. Jahrh., der in der Geschichte der ital. Malerei eine epochemachende Stellung einnimmt. Geboren 1439 zu Cortona, wurde er zuerst von Piero del Borgo unterrichtet, mit welchem er eine Zeit lang in Arezzo arbeitete; doch ist von seinen dort gemalten Jugendwerken nichts erhalten. Auch von den in Perugia gewesenen Bildern ist nur eins noch vorhanden. S. faßte die verschiedenartigen Bestrebungen der florent. Maler nach naturtreuer Darstellung in höherm Sinne zusammen. Schon unter den verschiedenen Künstlern, die in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gemalt hatten, war er als einer der vorzüglichsten aufgetreten. Am schönsten entwickelte er indeß seine Eigenthümlichkeit in den großen Wandgemälden, womit er sammt seinen Schülern seit 1499 die Kapelle della Madonna am Dom zu Orvieto ausschmückte. Hier wurden von ihm die besten Dinge dargestellt: mächtig ergreifende, leidenschaftlich bewegte Compositionen, meist von nackten Gestalten, die zwar streng, aber sehr vollkommen und edel gezeichnet sind, voll gewaltigen innern Lebens. S. tritt durch großartige Freiheit und Erhabenheit des Stils als fast ebenbürtiger Vorgänger Michel Angelo's auf. An Tafelgemälden ist nicht viel von ihm vorhanden; das Beste befindet sich in den florent. Galerien und einige sehr charakteristische Tafeln im berliner Museum.

Sigonius (Karl), ital. Humanist des 16. Jahrh., geb. 1524 zu Modena, erhielt, nachdem er seine Studien zu Bologna vollendet, den Lehrstuhl der alten Literatur zu Venedig, dann in Padua und Bologna, ging aber später in seine Vaterstadt zurück, wo er 1584 starb. Unter seinen historischen Werken erlangten die „*Historiae de occidentali imperio*“ (Bas. 1579) und die „*Historiae de regno Italiae*“ (Hanau 1613) einen hohen Ruf, sowie die „*Fasti consulares*“ (Ven. 1555), die für die politische Zeitrechnung der Römer nicht ohne Wichtigkeit sind. Auch schrieb er mehrer antiquarische Abhandlungen, die im „*Thesaurus*“ von Grävius enthalten sind, darunter „*De Atheniensium republica*“ (Ven. 1564); ferner Anmerkungen zu röm. Schriftstellern, vorzüglich zu Livius und zu Cicero's „*Briefen*“, und „*Emendationes*“ (Ven. 1557). Dagegen zog er sich durch eine literarische Fopperie, indem er unter Cicero's Namen die „*Consolatio super Tulliae filiae obitu*“ (Ven. 1583) zuerst bekannt machte und viele gelehrte Männer seiner Zeit damit täuschte, Feindschaft und Schmähungen zu. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, in denen er sich als einen vorzüglichen lat. Stilisten bekundet, erschien unter dem Titel „*Sigonii opera*“ durch Argelatus (6 Bde., Mail. 1732—37). Vgl. Krebs, „*Karl S., einer der größten Humanisten des 16. Jahrh.*“ (Frankf. 1840).

Sikhs, auch **Sekhs** geschrieben, eine Religionsgesellschaft im nördlichen Indien, die daselbst im Pendschab einen eigenen Staat gestiftet hat. Ihr Name Sikhs, im Sanskrit Sikscha, bedeutet so viel als Schüler oder Jünger. Der Stifter dieser religiösen Sekte war Nanak, gewöhnlich Nanak oder Nanek genannt, ein Hindu aus der Kriegerkaste, geb. 1469 bei Lahore im Pendschab. Schon in seiner Jugend zeigte er Neigung zu einem auf's Höhere gerichteten Leben. Er studirte Vedas und Koran, sowie die Bücher der ind. und mohammed. Weisen und glaubte zu finden, daß ein reiner Monotheismus, welcher innige Bruderliebe fodere, dem Brahmanismus wie dem Mohammedanismus zu Grunde liege und nur durch verfälschte Zusätze allmählig entstellt worden sei. Er faßte hierauf die erhabene Idee, durch eine geläuterte, einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen Hindu und Mohammedanern zu bewirken. Als Nanek 1540 zu Kirtipur starb, setzte er mit Übergehung seiner Verwandten seinen Diener Lehana zu seinem Angab oder Stellvertreter in der neuen, noch nicht zahlreichen Religionsgesellschaft ein. Dasselbe that auch Lehana bei seinem Tode 1552, indem er den Diener Ameradas zum Haupt der Gemeinde ernannte. Diesem folgte 1574 dessen Schwiegersohn Ramdas. Unterdeß hatte die Lehre Nanek's manche Umgestaltung erfahren. Nanek selbst hatte sich nur für einen menschlichen Lehrer ausgegeben. Damit er aber den andern Propheten nicht nachstehe, erklärten ihn seine Schüler für einen Awatar, für eine Menschwerdung Wischnu's, schmückten seine Lehren mit einer phantastischen Sprache und dichteten ihm eine Menge Wunder und Prophezeiungen an. In diesem Sinne hat Ardschun-Mal, welcher Ramdas 1581 als Haupt der Sikhs folgte, die Schriften der ersten Gurus oder Lehrer nebst seinen eigenen Erläuterungen in einem Buche gesammelt, das unter dem Namen *Abdi-Granth*, d. i. erstes Buch, bekannt ist. Zu dieser Zeit organisirte sich die schon sehr ausgebreitete Genossenschaft der Sikhs nach den Vorschriften des Abdi-Granth zu einer religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete. Da die Sikhs ebenso den Koran wie die Vedas verwarfen, so erregten sie die Feindschaft der Mohammedaner wie der Brahmanen und Ardschun starb im Gefängniß als Märtyrer. Den Tod des Vaters zu rächen, verwandelte Har-Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Gemeinde der Sikhs in

eine Horde wilder Krieger. Ein langer blutiger Kampf entspann sich zwischen den Sikhs und ihren mohammedan. Unterdrückern. Als Tegh-Bahadur, der neunte in der Reihe der Sikhhäupter, von dem fanatischen Aureng-Zeyb 1675 hingerichtet worden, trat sein Sohn und Nachfolger, Guru-Gowind, auf und gab den Sikhs eine ganz auf theokratischer Grundlage ruhende politische Organisation, sodaß er der Begründer des Staats der Sikhs wurde. Durch diese Einrichtungen entflammte Guru-Gowind, der auch das zweite heilige Buch der Sikhs, das „Dasema Padschach ke Granth“ (das Buch des zehnten Fürsten), verfaßte, den Fanatismus seiner Anhänger zum unablässigen Kriege gegen die Mohammedaner und legte ihnen deshalb den Beinamen der Singhs, d. i. Löwen, bei. Guru-Gowind starb 1708, von einem Afghanen ermordet. Er war das letzte theokratische Oberhaupt der Sikhs. Gott selbst wurde nun als der unmittelbare Leiter der Kirche der Sikhs betrachtet. Wanda, der Freund Guru-Gowind's, hielt die Gemeinde äußerlich zusammen; allein sein Bestreben, dem Gemeinwesen den kirchlichen Charakter zu nehmen und sich zum gewöhnlichen weltlichen Herrscher zu machen, brachte Zerrüttung in den jungen Staat, sodaß es dem Großmogul gelang, die Sikhs zu schlagen und meist zu vertilgen. Nach dieser großen Niederlage 1716 fanden die kleinen Häuflein der entronnenen Sikhs nur in den Schluchten des Himalaya eine sichere Zuflucht. Erst während der Wirren nach dem Rückzuge Nadir-Schah's aus Hindostan finden sie sich wieder als Räuber und Wegelagerer im Pendschab, wo der Druck, den die Großmoguln und später die Afghanen auf das Land ausübten, die verzweifelnden Hinduhaufenweis zum Übertritt in ihre Gemeinschaft trieb. Nach wechselndem Kriegsglück gelang es ihnen, die Afghanen mehrmals aufs Haupt zu schlagen, sodaß ihnen Letztere die Provinzen von Sirhind und von Lahore, welches die Sikhs 1764 eingenommen, überlassen mußten. Während dieses Räuberlebens war den Sikhs das frühere sittliche und religiöse Element meist ganz abhanden gekommen. Sie zerfielen in zwölf verschiedene Gemein- oder Genossenschaften, Misals genannt, unter Häuptlingen oder Sirdars, die voneinander ganz unabhängig waren. Nach und nach aber war der größere Theil der Bewohner des Pendschab vom Hindu Stamme in die Religionsgemeinschaft der Sikhs übergetreten, sodaß diese zu einem Kriegervolk und die einzelnen Kriegsgenossenschaften zu Volksstämmen wurden. Die übrigen Provinzialen, welche nicht zur Religion der Sikhs übergetreten, Hindu wie Mohammedaner, waren zu Knechten herabgesunken und wurden furchtbar gedrückt. So hatte sich denn aus einem religiös-philosophischen Anfang ein fanatischer Geist entwickelt, der endlich eine barbarische Zügellosigkeit erzeugte, die in der spätern Zeit das charakteristische Kennzeichen der ganzen Sikhconföderation wurde. Gräuel auf Gräuel folgten sich nun, nachdem der äußere Feind nicht mehr zu fürchten, im Innern der Sikhrepublik, deren Sirdars und Misals in unaufhörlicher Fehde miteinander lagen. Die Folge war, daß dem Despotismus eines Einzelnen der Weg zur Herrschaft gebahnt wurde. Schon Maha-Singh hatte seine Macht so erweitert, daß er der mächtigste Sirdar des Pendschab war. Nach seinem frühzeitigen Tode 1794 übernahm es sein Sohn Rundschi-Singh (s. d.), das Werk fortzusetzen: er machte aus der unbändigen Bundesrepublik der Sikhs ein mit dem härtesten Despotismus regiertes Reich, dem er als Alleinherrscher, als Maharadscha vorstand. Sein nach der Hauptstadt Lahore (s. d.) benanntes Reich erweiterte er, nachdem er durch den Vertrag zu Ludianah 5. Dec. 1805 den Sutledsch als Grenze zwischen seinem und dem brit. Gebiet hatte anerkennen müssen, allmählig über das ganze Pendschab (s. d.), gewann 1813 Attol am Indus, 1818 Multan, 1819 Kaschmir, 1829 Peschawer. Sein Heer bestand aus 82000 Mann mit 376 schweren und 370 leichten Geschützen; sein Einkommen betrug 15 Mill., sein Staatsschatz mehr als 70 Mill. Thlr. Nach Rundschi-Singh's Tode 1839 zerfiel indessen das wenig gefestete Reich von Lahore alsbald in Zerrüttung, die nach sechs Jahren sein Ende herbeiführte. Nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und Gräueln gelang es zuletzt einer Witwe Rundschi-Singh's, für ihren unmündigen Sohn Dhalip-Singh sich der Regierung zu bemächtigen. Bei den Sikhs selbst verhaßt, gab sie dem Nationalhaß der Sikhs gegen die Engländer nach. Es begann gegen Ende 1845 ein Krieg, der mit der Niederlage und der Theilung des Reichs durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 endigte. Aber auch der Schatten von Unabhängigkeit, welchen die Hälfte des Reichs von Lahore erhalten, sollte bald in Folge der Umtriebe verloren gehen, welche sich der Günstling der Königin Mutter, Lal-Singh, gegen die Engländer erlaubte. Diese drangen darauf, daß das der Anarchie hingeebene Reich ein Subsidiarstaat der engl.-ostind. Compagnie werde. So kam nothgedrungen 25. Dec. 1846 ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen ein Resident der engl.-ostind. Compagnie in Lahore mit engl. Truppen blieb und die obere Leitung der Angelegenheiten

trirten siedenden Kochsalzlösung (Augustin's Methode, zuerst in Mansfeld in Ausführung gebracht) oder in einer Lösung von unterschwefligsaurem Natron (Vatera's Methode) zur Ausziehung des Silbers aus seinen Erzen benutzt. Eine andere Gewinnung (Biervogel's Methode) gründet sich auf das Verwandeln des Silbers in eine in Wasser lösliche Verbindung, aus welcher Lösung das Silber durch metallisches Kupfer gefällt, wobei man Kupfervitriol als Nebenproduct erhält. Die Salze des Silbers schwärzen sich an dem Lichte, worauf die Anwendung des salpetersauren Silbers in der Photographie und zu Zeichentinte beruht. Letztere besteht aus zwei Flüssigkeiten, wovon die eine, mit welcher man die zu beschreibende Stelle befeuchtet, aus kohlen-saurem Natron und Wasser, die andere, womit man schreibt, aus salpetersaurem Silberoxyd, arabischem Gummi, Saftgrün und destillirtem Wasser besteht.

Silberarbeiter nennt man die Künstler, welche Eiselir- oder Grosserie-, d. i. getriebene Silberarbeiten verfertigen. Die Eiselirkunst war schon im Alterthume bekannt, und man bediente sich vorzüglich des Silbers zu solchen Werken sowol wegen seiner besondern Weichheit und Geschmeidigkeit, die jede feinste Formgebung zum entsprechenden Ausdruck kommen läßt, als auch wegen des zarten Schmelzes, der diesem Metall eigen ist und durch verschiedene Behandlungsweise, Poliren, Mattglühen, Ätzen, eine reiche Scala von Färbungen gestattet. Im 15. Jahrh. zeichnete sich in dieser Kunst besonders Benvenuto Cellini (s. d.) aus. In Deutschland lieferte seit dem 16. Jahrh. hauptsächlich augsbürger Künstler ausgezeichnete derartige Arbeiten. Von den getriebenen Arbeiten Dav. Schwester Müller's aus Ulm, gest. 1678, sind nur noch treffliche Abgüsse in Gyps vorhanden. Jak. Jäger, der in Wien und Italien seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte und 1673 starb, fertigte die große, sehr künstlich getriebene Schale in der Kunstkammer zu Florenz und den Schreibtisch im pariser Museum, sein Sohn Elias Jäger, gest. 1709, das schöne silberne Altarblatt im Kloster St.-Blasien mit der Vorstellung eines Treffens. In Augsburg lieferte als Silberarbeiter treffliche Kunstfachen Adolf Gaap, der meist in Italien lebte und 1703 starb. Joh. Georg Gaap in Augsburg soll die kostbar vergoldeten Schalen verfertigt haben, welche die Stadt 1689 dem Kaiser Leopold schenkte. Sein Sohn, Georg Lor. Gaap, gest. 1718, verfertigte die getriebene Arbeit an dem großen Wandleuchter in dem königl. Schlosse zu Berlin, mit Pferden nach Riedinger's Zeichnungen. Des Letztern Sohn, Lor. Gaap, gest. 1745, stellte die Bergpredigt an der Kanzel in der Ulrichskirche zu Augsburg dar; auch hat man von ihm treffliche Arbeiten auf Dosen, Stodknöpfen u. dgl. Am berühmtesten wurde der Augsbürger Joh. Andr. Thelott, der zugleich Kupferstecher war und 1734 starb, durch sein Meisterstück von 1689, einen Deckelbecher mit der Geschichte des Odipus, Jason, Hercules u. s. w.; ferner durch seinen Schreibtisch im königl. Schlosse zu München; durch einen Altar zu Würzburg mit der Geschichte des heil. Kilian; durch eine künstliche Gießkanne und ein Handbecken von getriebener Arbeit für den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen und andere Sachen. Joh. Heinr. Mannlich, gest. 1778, verfertigte einen großen Altar von Silber mit der Geschichte des heil. Hubertus für den Kurfürsten von der Pfalz. Ein anderer augsbürger Künstler, Phil. Jak. Drentwett, gewöhnlich der Klein Drentwett genannt, gest. 1754, der für die berühmte Gullmann'sche Silberhandlung arbeitete, verfertigte einen ähnlichen Altar, jetzt in der Schloßkapelle zu Mannheim; auch sind von ihm das große Tafelservice für den span. Gesandten Grafen Montijo und die Tische und Aufsätze von Silber, nach Riedinger's Zeichnung, für den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Ein anderer Phil. Jak. Drentwett, gest. 1742, Emman. Drentwett, gest. 1735, und Alb. Drentwett, gest. 1735, lieferten gemeinschaftlich nicht nur getriebene, sondern auch geschlagene Arbeiten. Joh. Engelbrecht, gest. 1748, verfertigte ein schönes Gold- und Silberservice für den dän. Hof. Auch die drei Brüder Albr. Biller, gest. 1720, Lor. Biller, gest. 1709, und Ludw. Biller, gest. 1732, waren geschickte Künstler in diesem Fache. Ludwig's Sohn, Joh. Ludw. Biller, gest. 1746, verfertigte die große Vase für den berliner Hof, das bair. goldene Service mit der Geschichte dieses Hauses und ein prächtiges Service von getriebener Arbeit, das der deutsche Kaiser dem Sultan zum Geschenk machte. Zu Anfange des 18. Jahrh. zeichneten sich in diesem Fache die Franzosen Valin, Launay und Germain aus und in der neuern Zeit, in diese Kunstarbeiten weniger gesucht sind, Friedr. Kirstem in Strassburg, Westermann in Leipzig, gest. 1835, Alb. Wagner, Netto, Ad. Hausmann, sowie die Hossauer'sche Fabrik zu Berlin und Weißhaupt in Hanau, von dem das berühmte Schachspiel ist; in Paris Fromment-Morice, Wechte, Lebrun, Dbiot, Rudolphi und Karl Wagner, der die Kunst des Niello wieder entdeckt hat; in London Hunt und Rascal, Angel, Savory u. A. Neuerdings werden durch

ten, wenn man sie nicht aus freier Hand zeichnet oder ausschneidet, sondern den wirklichen, durch eine Kerze geworfenen Schattentriß umschreibt und ihn nachher mittels des Storchschnabels verkleinert.

Silicium, s. Kiesel.

Silistria, die feste Hauptstadt eines türk. Cjalets, welches die östliche Bulgarei umfaßt, am rechten Donauufer, gegenüber dem walachischen Flecken Kalarasch, 14 M. nördlich von Schumla, sonst durch Handel blühend und 20000 E. zählend, gegenwärtig ein elender Ort, aber durch seine Lage und Festungswerke von Bedeutung und daher von seher ein wichtiger Kriegsschauplatz. Schon 971 siegte hier der byzant. Kaiser Tzimiskes über die Russen unter Swjatoslaw. Im J. 1595 ward der Ort von den Türken, 1603 von Radul Beyda verbrannt, 10. Juni 1773 von den Russen unter Romanzow gegen Osman-Pascha mit Verlust angegriffen. Zwei Meilen südöstlich siegten dann die Russen unter General Weißmann, welcher hier, über Ruman-Pascha 20. Juli 1773 bei dem Dorfe Kutschuk-Katwardschi (d. h. Großer Sprudel), in welchem auch 21. Juli 1774 ein berühmt gewordener Friede zwischen Rußland und der Pforte (s. Osmanisches Reich) zu Stande kam. Am 22. Oct. 1809 erlitten die Russen eine Niederlage bei dem unweit westwärts gelegenen Dorfe Zatariga. Im J. 1810 schlossen die Russen unter Langeron abermals die Festung S. ein und gewannen sie 11. Juni durch Capitulation. Im Kriege von 1828 wurde S. vom 21. Juli bis zum 15. Sept. unter General Roth, dann unter Langeron und Wittgenstein bis zum 10. Nov. belagert, und im folgenden Jahre geschah ein Gleiches vom 17. Mai bis zum 5. Juni, und zwar unter dem General Schilder (s. d.) in Gegenwart von Diebitsch, dann unter dem General Krassowski. Letzterm übergab Hadshi-Achmet-Pascha 30. Juni 1829 die Festung durch Capitulation, aber erst 14 Tage nach der Niederlage der türk. Entsatzarmee bei Kulewitscha unweit Schumla. Nach Bezahlung der Kriegsschädigung von Seiten der Pforte wurde die Festung 11. Sept. 1830 von den Russen geräumt. Die Werke befanden sich früher und auch damals in schlechtem Zustande. Erst seit 1849 ward der Ort zu einer Festung ersten Rangs erhoben und seit Beginn des russ.-türkischen Conflicts 1853 durch zwölf größere und kleinere detachirte Forts, unter denen das Fort Abd-ul-Medschid das bedeutendste, außerordentlich verstärkt. Wie 1829, so war auch 1854 die Belagerung S.s die erste Operation der russ. Hauptarmee nach ihrem Übergange über die Donau, um durch die Eroberung dieses Places eine sichere Basis zu weitem Vorgehen gegen die türk. Balkanarmee zu gewinnen. Die Belagerung begann fast unter ähnlichen Verhältnissen rücksichtlich der Russen wie 1829; allein diesmal leistete die 15000 Mann starke Besatzung unter Mussa-Pascha einen außerordentlich tapfern und glücklichen Widerstand. Bereits seit dem 14. April eröffneten die Russen abermals unter General Schilder von Kalarasch auf das Bombardement der Festung, ohne ihr Schaden zuzufügen. Nachdem sodann die Besetzung der Donauinseln Albina, Tarbaneki-Mafinski forciert, begannen sie das feste Schloß von S. aus Strandbatterien und von dem Brückenkopfe aus, wo die russ. Stromflotte lag, aus schwerem Geschütz zu beschießen. Da auch dies nicht zum Ziele führte, mußten sich die Russen zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen, deren Arbeiten 13. Mai das 32000 Mann starke Linder'sche Corps auf dem rechten Ufer der Donau unter General Schilder und unter dem Obercommando des Fürsten Paslewitsch begann. Regen und Überschwemmungen, übereiltes Vorgehen Schilder's, das vielleicht in politischen Rücksichten seinen Grund hatte, tapfere Gegenwehr und häufige und heftige Ausfälle der Türken hinderten indessen den Fortgang der Arbeiten und den Erfolg der Angriffe und zogen den Russen große Verluste zu. Namentlich wurden sie bei den Angriffen auf das Fort Abd-ul-Medschid, das durch 60 Geschütze, ein dreifaches Mauerwerk aus Felsengestein, an der Südseite durch zwei mit ihm zusammenhängende Thürme gedeckt ist und außerdem auch eine durch viele Batterien vertheidigte Rückzugslinie und einen unterirdischen Gang in die Hauptfestung darbietet, mehrmals mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. So besonders in der Nacht zum 29. Mai, wobei der anführende General Selwa tödtlich verwundet ward, desgleichen 6. und 9. Juni, wo Paslewitsch selbst verwundet ward, sodaß derselbe 11. Juni das Obercommando vor S. an den Fürsten Gortschakow abgab und sich nach Jassy zurück begab. Am 15. Juni verlor auch Schilder bei einem heftigen Ausfall der Türken ein Bein, in Folge dessen er bald darauf starb. Entmuthigt und decimirt gaben hierauf die Russen die Belagerung S.s auf und gingen auf das linke Donauufer zurück, zumal sich bereits Omer-Pascha mit seiner Hauptmacht von Schumla, die alliirten Franzosen und Engländer von Varna aus zum Entsatz des Places in Bewegung gesetzt hatten.

Silius Italicus (Cajus), ein röm. Dichter in der letzten Hälfte des 1. Jahrh., geb. 25

he, widmete sich schon frühzeitig dem Studium der Beredsamkeit und Poesie, namentlich dem Muster des Cicero und Virgil, bekleidete dann unter Nero 68 n. Chr. das Consulat, verwaltete nachher als Proconsul auf eine für ihn sehr ehrenvolle Weise die Provinz Asien. Er zog er sich jedoch ganz von den öffentlichen Geschäften auf seine Landgüter in Campagna zurück und lebte hier ungestört den Wissenschaften, bis er in seinem 75. Lebensjahre, 100 jr., von einem unheilbaren Körperleiden durch einen freiwilligen Tod sich befreite. Sein vorhandenes Epos „Punica“ oder „De bello Punien secundo“ in 17 Büchern hat wegen roßen Genauigkeit, mit welcher die Ereignisse dargestellt werden, mehr einen historischen poetischen Werth, obgleich es darin nicht an einzelnen erhabenen Schilderungen, z. B. des Rückzugs des Hannibal über die Alpen, fehlt. Nächst der ältesten Ausgabe (Rom 1471) die vorzüglichsten die von Drakenborch (Utr. 1717), Ernesti (2 Bde., Lpz. 1791—92), Müller (2 Bde., Göt. 1795—98) und Weber im „Corpus poetarum Latinorum“ (Hf. 1833). Sillen nannten die Griechen eine eigene Gattung von Spottgedichten in Hexametern, die um 270 v. Chr. von dem Phliasier Timon, der daher auch den Beinamen Sillograph erhielt, angewendet wurden, indem dieser in einem satirischen Lehrgedichte in drei Büchern, oft Parodirung der Verse anderer Dichter, die Grundsätze der meisten Philosophenschulen vertheilte. Später bezeichnete man wol auch Spottgedichte anderer Art mit diesem Namen. Die vorhandenen Bruchstücke sind in den Schriften „De sillis Graecorum“ von Eckermann (Lps. 1746), von Wölke (Warsch. 1820) und von Paul (Berl. 1821) gesammelt.

Sillig (Karl Jul.), ein um die alte Literatur und Kunst verdienter Gelehrter, geb. 12. Mai 1780 zu Dresden, widmete sich, nachdem er auf der Kreuzschule seine Vorbildung erhalten, 1819 auf der Universität zu Leipzig, dann zu Göttingen, mit Eifer den classischen Studien, begab sich hierauf nach Paris, um die handschriftlichen Schätze, besonders für eine Bearbeitung des Werks des ältern Plinius, zu benutzen und erhielt bald nach seiner Rückkehr 1825 Anstellung an der Kreuzschule, an welcher er seit 1859 als vierter ordentlicher Lehrer wirkt. Fleiß und Genauigkeit zeugen seine Ausgaben des Catullus (Göt. 1824), der „Carminum“ des Virgilius in der Ausgabe von Wagner (Bd. 4, Lpz. 1832), des „Carmen Graecum de virtutibus etc.“ in Choulant's Ausgabe des Macer Floridus (Lpz. 1832) und vorzüglich der „Naturalis historia“ des Plinius (5 Bde., Lpz. 1831—36). Die Kenntniß der antiken Kunst und ihrer Geschichte förderte er wesentlich durch den „Catalogus artificum Graecorum et Romanorum“ (Dresd. 1827), der auch von Williams wegen seiner vorzüglichen Klarheit in das Englische übersetzt wurde (Lond. 1837), durch mehrere Aufsätze und Kritiken in Schorn's „Kunstblatt“ und Jahn's „Jahrbüchern für Philologie“ und zuletzt durch die Herausgabe der „Opuscula Latina“ und der „Kleinen Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts“ von K. A. Böttiger (f. d.), dessen zweiten Band der „Ideen zur Kunstmythologie“ (Dresd. 1836) er ebenfalls vollendete. Seine bedeutendste kritische Arbeit jedoch bildet eine größere mit Commentar ausgestattete Ausgabe der „Naturalis historia“ des Plinius (1—3, Hamb. und Gotha 1851—53), die auf fünf Bände berechnet ist.

Silliman (Benjamin), amerikanischer Naturforscher, geb. 1780, hat durch seine Arbeiten um Fortschritt der Wissenschaften, namentlich der Geologie, in den Vereinigten Staaten verdient. Schon 1805 zum Professor der Chemie am Yale-College in Newhaven ernannt, reiste er in demselben Jahre Europa, um Bücher und naturwissenschaftliche Apparate für sein Institut zu erwerben, und ging 1806 abermals nach der Alten Welt, worauf er das Tagebuch beider Reisen unter dem Titel „Two passages over the Atlantic in the years 1805—1806“ (Newhaven 1810) veröffentlichte. Mit dem J. 1818 begann er die Herausgabe des „American journal of science and arts“, in welchem die verdientesten amerikanischen Gelehrten ihre Beobachtungen niederlegten und welches auch in Europa ehrenvoll bekannt wurde. Seine eigenen Aufsätze über Physik, Chemie, Geologie und Meteorologie nehmen darin eine der ersten Stellen ein. Von seinen übrigen Werken verdienen die „Remarks made on a short tour through Hartford and Quebec“ (Newhaven 1820) und „Elements of chemistry“ (2 Bde., Newhaven 1831) Erwähnung. Im J. 1851 machte er in Begleitung seines Sohnes zum dritten Male die Reise nach England und dem europäischen Continent, auf der er unter Anderem mit Collyer zusammentraf und die er in „A visit to Europe in 1851“ (2 Bde., Newhaven 1853) veröffentlichte. Nach ihm ist ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral Sillimanit genannt worden.

Silos (span.) oder Kornkeller nennt man künstliche Gruben zum Aufbewahren des Getreides. Solche Silos kamen schon zu Alexander's d. Gr. Zeiten vor und sind sehr gewöhnlich.

im Orient, im nördlichen Afrika, in Italien, Spanien, dem südlichen Frankreich, in Ungarn und anderwärts. Sie werden ungefähr 14 F. tief, am vortheilhaftesten auf erhöhten, der Überschwemmung nicht ausgesetzten Plätzen, in nicht zu feuchtem Lehm- oder Thonboden angelegt. Zwei bis drei Fuß über dem Grunde wird ein Mauergewölbe aufgeführt, durch welches die Einschüttungsröhre mündet. Ihre Anlegung und Unterhaltung ist wohlfeil; sie schützen das Getreide gegen Mäusefraß und Kornwürmer und erhalten es frisch und gesund.

Silurisches System wurde in der Geologie von Murchison die untere Abtheilung der GrauwackenGruppe genannt, weil er dieselbe zuerst in dem Gebiet des alten Königreichs der Silurier, im Westen Englands, als selbstständige Formation erkannte und von den neuern später als devonisch bezeichneten Grauwackenbildungen absonderte. Diese Formation gehört zu den ältesten deutlich erkannten sedimentären Bildungen der festen Erdkruste: sie wird besonders charakterisirt durch Graptolithen, gewisse Arten von Orthoceratiten und Trilobiten. Überreste von Wirbelthieren fehlen in ihr beinahe gänzlich. Nachdem diese Formation in England einmal als eine besondere erkannt und 1840 von Murchison in seinem großen Werk „The Silurian system“ beschrieben worden war, hat man sie auch in Nordamerika und Scandinavien als sehr verbreitet wiedererkannt. Minder häufig tritt sie in Deutschland auf, am bestimmtesten und am schönsten entwickelt in Böhmen, westlich von Prag, wo dieselbe ein großes beckenförmiges Gebiet ausfüllt.

Silvanus, ein uralter ital. Gott, wurde nach Virgil bei den tyrrhenischen Pelasgern als Gott der Acker und des Viehs in Hainen verehrt. Nach Horaz empfing er als Grenzhüter Trauben und für Erhaltung der Heerde, die er vor den Wölfen schützte, zum Herbstopfer Milch. Nach Cato ersuchte man die Gesundheit der Rinder vom Mars Silvanus im Walde mit einem Opfer von Speltniehl, Speck, Fleisch und Wein. Als Gott des Waldes, namentlich der Waldanpflanzungen, trägt er einen Wurzelschoß der Cypresse. Hygin berichtet, S. habe zuerst Grenzsteine gesetzt, und jede Besizung habe drei Silvane, nämlich einen häuslichen, der zu den Hausgöttern gehörig, einen ländlichen, den Hirten heiligen, und einen Grenzsilvan auf der Grenzscheide verschiedener Besizungen. Dargestellt wurde er nackt, als kräftiger, bärtiger Mann mit Fenchel und Lilien oder Fichtenzweigen, eine Hippe in der einen, einen Zweig in der andern Hand. Mit Faunus und Pan hat man ihn später häufig vermischt.

Sibirsk, ein Gouvernment im östlichen Theile des europ. Rußland, welches um die Mitte des 16. Jahrh. durch Eroberung an das russ. Reich kam, früher zum Gouvernment Kasan gehörte und erst 1780 seine eigene Gouvernementsverfassung erhielt, zählte 1848 an 1315 QM. eine Bevölkerung von 1,199000 Seelen, darunter 296452 Nichtrussen, nämlich Tataren, Mordwinen, Tschumaschen und einige Zigeuner. Bei der Bildung des jetzigen Gouvernements Samara (s. d.) 1850 wurden aber die im Osten der Wolga gelegenen Gebietstheile der Kreise Stavropol und Samara, d. i. 477 QM. mit 274118 E., zu diesem neuen Gouvernment geschlagen, so daß für das Gouvernment S. nur noch 838 QM. mit 927311 E. übrig blieben. Es grenzt jetzt im N. an Kasan, im D. an die Wolga, die es von Samara scheidet, im S. an Saratow, im W. an Pensa und Nischni-Nowgorod und enthält noch die acht Kreise Sibirsk, Suzran, Singilei, Karsun, Ardatow, Alatyr, Buinsk und Kurmysch. Der Boden der Provinz ist größtentheils eben und von ausgezeichnete Fruchtbarkeit. Vortreffliche Wiesen und Weideplätze, sowie Waldungen sind zahlreich, besonders an den Nebenflüssen der Wolga, unter denen die schiffbare Sura mit dem Alatyr der bedeutendste ist. Man zieht außer den gewöhnlichen Frucht- und Getreidearten auch schöne Melonen, Arbusen und Spanischen Pfeffer. Die Viehzucht bildet den Hauptbeschäftigungszweig der finnischen Völkerschaften an der Sura und Sura. Auch die Fischerei ist beträchtlich, da die Wolga herrliche Stör, Haufen und Lette liefert. An Mineralien ist kein großer Reichtum, doch gibt es Schwefel und Gyps. Pottasche wird häufig gesotten. Höhere industrielle Thätigkeit ist nicht vorhanden, doch wird Handel, Schifffahrt und auch einiger Schiffsbau betrieben. Die Hauptstadt Sibirsk, der Sitz eines Civilgouverneurs und eines griech. Bischofs, am hohen Ufer der Wolga, zwischen dem Flusse und der Sowäga, hat 20 Kirchen, einige Klöster, mehrere Spitäler, eine Irrenanstalt, Findelhaus und mehrere andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Gymnasium, ein Kaufhaus, zählte schon 1838 eine Bevölkerung von 17700 E., die aber seitdem schwerlich zugenommen hat, da die Stadt in der letzten Zeit zurückgekommen und namentlich in dem früher sehr bedeutenden Getreidehandel von dem aufblühenden Samara überflügelt worden ist. Neben dem Handelsverkehr bildet der beträchtliche Fischfang in der Wolga einen Hauptnahrungszweig. Der bedeutendste Ort nächst der Hauptstadt ist Suzran, an der Wolga, mit 13000 E.

Siméon, der zweite Sohn Jakob's und der Lea und Ahnherr des gleichnamigen süd. Stammes, fiel mit seinem Bruder Levi in Sichem ein und betheiligte sich an dem Anschläge seiner Brüder gegen Joseph's Leben. Die Tradition macht ihn selbst zum Urheber des Mordanschlags und fügt hinzu, daß er den Todtschlag, dem seine Brüder sich widersezt hätten, sogar abzuwenden wollten, worauf ihm die Hand verdorrt, jedoch am siebenten Tage wiederhergestellt worden sei. Nach der mosaischen Erzählung zog er mit nach Agypten, wurde aber von Joseph als Bürge zurückbehalten. Er starb zu Hebron, 120 J. alt. Seine Kinder waren: Jesuel, Jamin, Dhad, Jachin, Zohar und Saul. Saul allein hat S.'s Geschlecht fortgepflanzt. Beim Auszug aus Agypten zählte der Stamm Simeon über 59000 streitbare Männer; doch erreichten nur 22000 das Gelobte Land.

Simferopol, tatar. Almetſchet, türk. Almedschid, d. h. weiße Moschee, ist die gegenwärtige Hauptstadt des russ. Gouvernements Taurien (s. d.), welche in neuern Zeiten besonders durch viele Krongebäude sehr vergrößert wurde, sodaß sie bereits 14000 E., darunter 5—6000 Tataren, zählt. Die Stadt liegt in der Halbinsel Krim am nördlichen Fuße der taurischen Gebirgskette und gewährt, von den Anhöhen des Flusses Salgir aus betrachtet, einen überaus malerischen Anblick. Im Thale dieses Flusses liegen jetzt reizende Villen mit Obsthainen und Gärten. Besonders schön ist der neuere Theil der Stadt. Dagegen ist das sogenannte Tatarenviertel ein unreinlicher, winkliger Stadttheil. Die Stadt hat sechs griech.-russ. Kirchen, darunter eine prächtige, in gutem Geschmack erbaute Kathedrale, eine griech., armen., kath. und eine evang. Kirche, eine Synagoge und vier Moscheen, ein russ. Gymnasium, vier andere Schulen und mehre Fabriken. Der Handel der Stadt wird besonders durch zwei Wochenmärkte gehoben und man findet hier stets ein buntes Völkergewühl von Russen, Tataren, Armeniern, Griechen, Deutschen, Zigeunern und Juden.

Simla, eine brit. Festung in der ostind. Präsidentschaft Agra, 40 M. nördlich von Delhi, 1 M. nordöstlich von Subhata und 6 M. südöstlich von Belaspur, am Sutledsch, in dem Gebirgsdistricte und Vasallenfürstenthum Rhunthul, welches 1815 in dem Kriege gegen die Ghoras von Nepaul von den Briten erobert und nebst den angrenzenden Alpenlandschaften auf der Südseite des Himalaja unter dem Namen der Bergstaaten mit einbegriffen wird, liegt 7020 F. über dem Meere, westlich von dem 7614 F. hohen Dsako-Pik und dient als Genesungs- und Erholungsstation für die indobrit. Militärs und Beamten.

Simmen, Thal und Fluß im südwestlichen Theile des Berner Oberlandes, östlich vom Saanenthale, vom Grenzgebirge gegen den Canton Wallis bis zum Thunersee sich hinziehend. Die Große Simmen entspringt aus dem Nälzberggletscher und aus einem kleinen Alenseesee nächst dem in das Wallis führenden gefährlichen und beschwerlichen Narnypasse und bildet in ihren obern Theilen einige sehenswerthe Wasserfälle. Sie nimmt bei dem Dorfe Zweisimmen die Kleine Simmen auf und vereinigt sich vor ihrem Einflusse in den Thunersee mit der Rander. Im Simmenthale wird vorzügliche Alpenwirthschaft getrieben. Es ist in zwei Amtsbezirke, das Ober- und Nidersimmenthal, eingetheilt, mit je 8100 und 10700 E. und mit mehren größern und wohlgebauten Dörfern. Nächst Oberwyl liegt in wildromantischer Gegend das Bad Weissenburg.

Simmer (Simri, Simra, Sömmmer, Sünmer), ein Getreidemaß in Württemberg (zu 22,153 Litres), Rheinbaiern (12½ Litres), Hessen-Darmstadt (52 Litres), Sachsen-Koburg für Weizen, Roggen und Hülsenfrüchte 88,946, für Gerste, Hafer und Dinkel 110,449 Litres), Frankfurt a. M. (28,682 Litres) und Hanau (30,55 Litres), früher auch in einigen altbair., bad. und rheinpreuß. Orten, sowie in Nassau.

Simmern, eine Stadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, auf dem Hundsrück, mit 3000 E., war sonst die Hauptstadt des Fürstenthums Simmern, das bis 1801 zu Kurpfalz gehörte, dann an Frankreich und 1815 an Preußen fiel.

Simms (William Gilmore), amerik. Dichter, geb. 1807 zu Charleston in Südcarolina, zeigte früh Anlage und Neigung zur Dichtung und gab bereits im 18. J. einen Band Gedichte heraus, dem er bald mehre folgen ließ. Im J. 1828 wurde er Advocat. Doch wendete er sich bald der Tagespresse zu, büßte dabei sein Vermögen ein und zog 1832 nach dem Norden, wo er im folgenden Jahre zu Neuport sein vorzüglichstes Gedicht „Atalantis“ herausgab. Eine ziemliche Anzahl Romane folgten, wie „Martin Faber“ (1833), „Guy Rivers“ (1834), „The Yemassee“ (deutsch von Lindau, Lpz. 1847), „The partisan“, „Carl Werner“ und „The damsel of Darien“, welche namentlich in den südlichen Staaten, deren Sitten sie schildern, großen Bei-

fall fanden und theilweise auch verdienen. Im J. 1859 erschienen seine „Southern passage and pictures“ und bald darauf ein episches Gedicht „Florida“. Auch gab er eine Geschichte von Südcarolina heraus. Später kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er noch den Roman „Marie de Bernières“ (deutsch von Drugulin, Lpz. 1853), das Gedicht „The city of the silent“ (Charleston 1851) und Anderes schrieb und auch vielfach für literarische Zeitschriften, wie die „Southern review“ und die newyorker „Literary world“, thätig war. Reiche Einbildungskraft, schöner Versbau und gut gewählte Bilder zeichnen seine Gedichte aus, die aber bisweilen an Dunkelheit leiden. Sein neuester Roman führt den Titel „The sword and the distaff“ (Philad. 1853).

Simolin (Karl Gust., Freiherr von), russ. Diplomat, geb. zu Abo 1715, begann mit seinem jüngern Bruder unter der Leitung des Reichskanzlers Ostermann früh seine öffentliche Laufbahn. Als Bestuscher die Leitung der Geschäfte übernahm, wurde er zu bedeutenden Missionen verwendet. Als Minister der Kaiserin Elisabeth 1756 nach Kurland gesendet, vertrat er in Mitau mit Energie die Interessen Rußlands bis an das Ende seines Lebens. Vom Könige Stanislaus August von Polen wurde er nebst seinem Bruder geädelt. Er starb auf einer Reise ins Bad zu Spaa 27. Aug. 1777. Von seinen Söhnen und Enkeln sind der preuß. General Alexander, Freiherr von S. als ausgezeichnete Militär und der preuß. Kammerherr Alexander, Baron S. als lyrischer Dichter und Schriftsteller im Fache der Adelskunde bekannt. — **Simolin** (Joh. Mathias, Freiherr von), geb. zu Abo, schwang sich im russ. Staatsdienste sehr schnell empor und war 1766 Gesandter der Kaiserin Katharina II. bei der Reichsversammlung in Regensburg. Hierauf begleitete er als diplomatischer Agent den Grafen Rumjanzow in den türk. Feldzug und schloß 30. Mai 1771 den Waffenstillstand von Giurgewo. Im J. 1773 zum Wirklichen Staatsrath erhoben, ging er als Gesandter nach Kopenhagen, wo eben Struensee's Fall die Politik Dänemarks verändert hatte. Im J. 1777 als Gesandter in Stockholm accreditirt, ließ er sich hier zu Intriguen gebrauchen, welche die Empörung Finnlands bezweckten, wodurch König Gustav III. veranlaßt wurde, seine Abberufung zu verlangen. Hierauf ging er 1780 als Gesandter nach England, wo er wegen der bewaffneten Seeneutralität Rußlands in die schwierigste Stellung gerieth. Als Gesandter in Paris (seit 1786) fand er beim Ausbruche der Revolution Gelegenheit, seine Talente an den Tag zu legen. Er war es, der der Königin Marie Antoinette 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß ausstellte und hierzu die Unterschrift des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Montmorin, erzwang. Nachdem er Frankreich verlassen hatte, lebte er mehrere Jahre, von Geschäften zurückgezogen, in Frankfurt a. M., bis ihn seine Ernennung zum Präsidenten des Reichsjustizcollegiums nach Rußland zurückrief. Auf der Reise dahin starb er zu Wien 19. Sept. 1799.

Simon, Sohn des Klopas, eines Bruders von Joseph und der Maria, der Schwester der Mutter Jesu, gehörte zu den ersten Jüngern Jesu. Der kirchlichen Angabe nach war er der Nachfolger des Jakobus in der Leitung der christlichen Kirche zu Jerusalem, flüchtete während des jüd. Kriegs nach Pella, kehrte später nach Jerusalem zurück und starb, 120 J. alt, den Märtyrertod 107. In der röm. Kirche ist ihm der 18. Febr., in der griechischen der 27. April geweiht. — **Simon der Kananiter**, auch Zelotes, d. i. der Eiferer, genannt, war der Bruder des Judas Lebbaüs und ein Jünger Jesu. Er soll der kirchlichen Sage nach in Aegypten und Persien das Christenthum gepredigt, Bischof von Jerusalem gewesen, auch in Britannien gelehrt und unter Trajan den Märtyrertod gestorben sein. — **Simon Petrus**, s. Petrus.

Simon (Richard), einer der gelehrtesten und freimüthigsten Theologen seiner Zeit, war zu Dieppe 1638 geboren, machte hier seine Studien, trat auf Anrathen des Pater Fournier in die Congregation der Väter des Oratoriums, verließ diese aber wieder und studirte in Paris. Er ging 1679 nach Bolleville als Priester, wo er bis 1682 blieb, lebte dann abwechselnd in Dieppe und Paris und starb 1712. Mit tiefer Gelehrsamkeit und kühnem Geiste bekämpfte er als Kritiker die Autorität der kirchlichen Tradition über den Ursprung, die Integrität und die Auslegung der Heiligen Schrift, bahnte in dieser Beziehung für die Protestanten den Weg der freien Forschung an, zog sich aber auch dadurch heftige Angriffe zu. Aus Furcht vor den Jesuiten verbrannte er noch zuletzt seine Handschriften. Seine wichtigsten kritischen Schriften über die Bibel, vornehmlich über das Neue Testament, wurden von Cramer übersetzt (3 Bde., Halle 1776—80).

Simonianer heißen die Anhänger des Simon Magus, der in der apostolischen Zeit als Religionsstifter auftrat. Er stammte aus dem Flecken Gittion in Samaria und erklärte, nachdem er in Aegypten Platonische Philosophie und Theurgie studirt hatte, in ihm offenbare sich

seht mit den Franzosen zu bestehen, und 1814 drang ein ital. Corps über den Simplon, der die Östreicher nur schwach besetzt hatten, wurde aber vom walliser Landvolke überfallen und zerstreut. Als die Republik Wallis 1810 mit dem Kaiserreiche vereinigt wurde, erhielt das Land den Namen des Depart. Simplon.

Simrod (Karl), deutscher Dichter und Germanist, besonders bekannt als ausgezeichnete Übersetzer älterer deutscher Dichtungen, geb. 28. Aug. 1802 in Bonn, wo sein Vater, Nikolaus S., eine Musikalienhandlung gestiftet hatte, erhielt seine Schulbildung an dem in jener Zeit franz. eingerichteten Lycée, widmete sich dann seit 1818 auf der Universität zu Bonn der Rechtswissenschaft und setzte dieses Studium 1822 in Berlin fort. Im J. 1823 trat er daselbst in den preuß. Staatsdienst als Auscultator und wurde 1826 Referendar, ohne daß seine Liebe zur Poesie und altdeutschen Literatur durch die juristische Beschäftigung sich gemindert hätte. Hierauf erschienen von ihm die Übersetzungen des „Nibelungenliedes“ (Berl. 1827; 9. Aufl., Stuttg. und Tüb. 1854) und der von Lachmann als echt erkannten Lieder unter dem Titel „Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmann's Anteutungen wiederhergestellt“ (Bonn 1840). Bald nach Herausgabe der Übersetzung von Hartmann's von der Aue „Armen Heinrich“ (Berl. 1830) führte ein Gedicht, zu dem ihn die ersten Nachrichten von der franz. Julirevolution hinrissen, seine Ausschließung aus dem preuß. Staatsdienst herbei. Seitdem hat er sich seiner Neigung zur Literatur ganz überlassen und seine dichterische Begabung sowol als seinen echt deutschen Sinn, sowie seine gründliche philologische Kenntniß der ältern deutschen und verwandter Literaturen durch mehrfache Leistungen, namentlich auch durch die ausgezeichnetsten Übersetzungen von Gedichten des deutschen Mittelalters, deren Reihe er durch die der Nibelungen würdig eröffnete, bethätigt. An den Werken, das er unter dem Titel „Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen“ (3 Bde., Berl. 1831) mit Echtermeyer und Henschel herausgab, hatte er den bedeutendsten Antheil; die werthvollen sagengeschichtlichen Anmerkungen, die die zweite Hälfte des dritten Bandes bilden, rühren allein von ihm her; daran schloß sich noch ein Band unter dem Titel „Novellenschatz der Italiener“ (Berl. 1832). Hierauf gab er die Übersetzung und Erläuterung des „Gedichte Walthers von der Vogelweide“ (2 Bde., Berl. 1833) in Gemeinschaft mit Wackernagel (s. d.) heraus, der die Anmerkungen zum zweiten Bande allein arbeitete. In Bonn, wo er fortan verweilte, trat er mit dem vom frischesten poetischen Geist durchdrungenen epischen Gedicht „Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage“ (Bonn 1835) hervor. Allgemeine Anerkennung fanden die „Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter, für Schule, Haus und Wanderschaft“ (4 Aufl., Bonn 1850). Den schon früh gefaßten Plan, die „Deutschen Volksbücher“ wiederherzustellen und in einer ihrer würdigen Gestalt herauszugeben, begann er 1839 auszuführen; seitdem sind bis 1854 (anfangs zu Berlin, dann zu Frankfurt am Main) 36 Volksbücher, unter ihnen auch einige Sammlungen deutscher Sprüchwörter, sowie deutscher Volkslieder und Volksräthsel erschienen. Ihnen schließt sich der gelungene Versuch einer Herstellung des Puppenspiels von Doctor Faust (Hff. 1846) an. Die Übersetzung vom „Parzival und Titurel“ Wolfram's von Eschenbach gab er 1842 (Stuttg. und Tüb.) heraus. Eine poetische Darstellung der deutschen Heldensage theils durch Übersetzungen, theils durch eigene Dichtungen hat er seit 1843—49 in sechs Theilen bekannt gemacht (Stuttg. und Tüb.) unter dem Titel „Das Heldenbuch“, deren erster die Übersetzung der „Gudrun“, der zweite die der „Nibelungen“, der dritte „Das kleine Heldenbuch“, der vierte bis sechste „Das Amelungenlied“, das durch die Dichtung von „Wieland dem Schmied“ eröffnet wird, enthält. Für „Das malerische und romantische Deutschland“ (Lpz. 1839 fg.) arbeitete er „Das malerische und romantische Rheinland“. Eine Sammlung seiner eigenen „Gedichte“, von denen manches frische Lied und manche echte Romanze und Ballade weite Verbreitung gefunden, hat er zu Leipzig 1844 herausgegeben. Seitdem veröffentlichte S. die gelungene Übersetzung der „Lieder der Edda“ (Stuttg. und Tüb. 1851), das „Handbuch der deutschen Mythologie“ (Bd. 1, Bonn 1853) und „Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache“ (Stuttg. und Tüb. 1854). Im J. 1850 erhielt er die Professur der deutschen Sprache und Literatur zu Bonn.

Simson, der Hercules der Hebräer, gehörte dem Stamme Dan an und war 20 J. Richter in Juda. Das „Buch der Richter“ ist voll von Proben seiner ungeheuern Körperkraft. So tödtete er unbewaffnet einen Löwen, hob die Thorflügel in Gaza aus und trug sie auf einen Berg, band 300 Füchse mit den Schwänzen zusammen und brennende Fackeln daran und jagte sie in die Felder der Philister. Den Philistern ausgeliefert, zerriß er die ihm angelegten Fesseln und erschlug mit einem Felskinnbacken 1000 seiner Feinde. Endlich erlag er der List der De-

Verheimlichte Schwangerschaften bilden eine reichliche Quelle sowohl zu Täuschungen der Privatärzte als zu Untersuchungen in Criminalfällen. Vgl. Gallot, „Untersuchungen der simulirten und verheimlichten Krankheiten“ (bearbeitet von Fleck, Weim. 1841); Schnieger, „Über die wegen Befreiung vom Militär vorgeschützten Krankheiten“ (Tübing. 1829); Kirchner, „Abhandlung über die verstellten Krankheiten“ (Salzb. 1847); Heinrich, „Praktische Bemerkungen über simulirte und erkünstelte Krankheiten“ (Odessa 1845).

Simultaneum, d. h. etwas von zwei Personen zugleich Besessenes, nennt man vorzugsweise das Recht des Nebeneinanderbestehens der protest. und kath. Kirche in einem Staate. Ehemals machte man in Deutschland einen Unterschied zwischen nothwendigem und willkürlichem Simultaneum. Das nothwendige Simultaneum trat da ein, wo im Normaljahre, dem J. 1624, der kath. und prot. Cultus in einem Lande nebeneinander geübt worden waren, das willkürliche hingegen, wenn ein Landesherr in seinem Lande, worin im Normaljahre ein anderer Cultus herrschend gewesen war, denselben Cultus einführte, zu welchem er sich bekannte. Doch durfte dadurch die herrschende Kirche nicht beschränkt werden, und überhaupt sollte ein willkürliches Simultaneum bloß in einem verpfändet gewesenem Lande eingeführt werden. In der Rheinbundsverfassung sowie nachher in der Verfassung des Deutschen Bundes erhielten alle dem Bunde angehörenden Länder ein volles nothwendiges Simultaneum. Auch nennt man Simultaneum den Vertrag, zufolge dessen die Glieder verschiedener Confessionen an einem Orte sich zu ihrem Gottesdienste einer und derselben Kirche bedienen; daher der Name Simultankirche. In derselben Weise gibt es auch Simultanschulen.

Sinai, der Berg, auf welchem Moses die Zehn Gebote und die übrigen Gesetze verkündet wurden, die er den Israeliten gab. Nach der Überlieferung versteht man darunter gewöhnlich den Gebel-Musa (Mosesberg) im südlichen Theile der Sinaiischen Halbinsel (Petraisches Arabien), gegen 8000 F. hoch, mit einem nördlich angrenzenden niedrigeren Vorberge, den die neuern Gelehrten gewöhnlich Horeb nennen, und nimmt dazu auch wol noch den südwestlich anliegenden Katharinenberg, der etwa 1000 F. höher ist als der Gebel-Musa. Jene Überlieferung reicht freilich nicht über die christliche Zeit hinaus und befestigte sich erst dadurch, daß der Kaiser Justinian, angeblich 527, am östlichen Fuße des Horeb in dem Thale Schuaib das berühmte Sinaitkloster mit einer Kirche der Verklärung Christi gründete, in welcher auch Reliquien der heil. Katharina gezeigt werden. In der frühern Zeit gab es an dem Berge noch andere Klöster (z. B. das Kloster der 40 Märtyrer, el-Arbain, dessen Stelle im westlichen Thale noch gezeigt wird), Kapellen und Einsiedeleien. Als der Berg der Gesetzgebung kann der Gebel-Musa nicht gelten, sofern kein Theil desselben an die nördliche Ebene (er-Mäha genannt), wo das Volk lagerte, angrenzt oder auch nur von ihr aus gesehen werden kann, das Thal im Süden des Bergs aber, wohin Ritter das Lager versetzt, zu eng ist, wogegen der oben genannte Vorberg (Horeb) allenfalls der 2. Mos. Cap. 19 fg. geschilderten Scene entspricht. Über das Schwankende in den Namen dieser Bergspitzen s. Horeb.

Sinclair (Sir John), ein durch gemeinnütziges Wirken sehr berühmter Schotte, geb. 10. Mai 1754 zu Thurso-Castle in der Grafschaft Caithness, studirte in Edinburg, Oxford und Glasgow. In dem Umgange mit Adam Smith fand er Geschmack an nationalökonomischen und politischen Gegenständen. Einem Gerüchte am Ende des amerik. Kriegs zu begegnen, daß die Finanzen Englands unrettbar zerstört, veröffentlichte er „Gedanken über den Zustand unserer Finanzen“, welche wesentlich beitrugen, den Credit des Landes auf dem Continente wiederherzustellen. Im J. 1780 schrieb er seine „Rechtfertigung der brit. Seemacht“ und „Gedanken über die Seemacht des brit. Staats“, wodurch das Vertrauen auf die brit. Flotte, das in Folge der Vereinigung der franz. und span. Seemacht sehr wankend geworden war, bald wiederhergestellt wurde. In demselben Jahre wurde er ins Unterhaus erwählt. Unter seine frühesten literarischen Unternehmungen gehört die „Geschichte des öffentlichen Einkommens von der frühesten Zeit bis zum Frieden von Amiens“. Im J. 1793 begründete er mit Unterstützung der Regierung das Board of agriculture, dem er auch viele Jahre vorstand und welcher Institution England die schnellen Verbesserungen in der Landwirthschaft verbankt. Eine der schwierigsten Arbeiten, welche er unternahm, war die „Statistik von Schottland“ (21 Bde., 1790—97). Er beförderte auch den Bau von Brücken, Landstraßen und Häfen in ganz Schottland und stiftete die Gesellschaft zur Verbesserung der brit. Wolle. Während des franz. Kriegs rettete er durch zweckmäßige Maßregeln in den schott. Hochlanden viele Tausende von dem Hungertode. Seine letzten Tage verlebte er zu Edinburg in literarischer Zurückgezogenheit. Er starb 20. Dec. 1835.

Sind oder **Sindh**, ein Staat in Ostindien, am untern Laufe des Indus oder Sindhu gel-

n und das Delta dieses Flusses, sowie seine beiden Flußufer von der Südspitze des Pendschab bis zur Mündung des Indus begreifend, also im N. vom Pendschab, im S. vom Arabischen Meere, im W. von Beludschistan, im O. von der großen Indischen Wüste begrenzt, enthält einen Flächenraum von 2752 QM. Das Land ist in der Nähe des Indus ein durchaus fruchtbares, ebenes, aber auch durch seine Ungesundheit verrufenes Tiefland, kommt in seiner Naturbeschaffenheit mit den ebenen Theilen des nördlichen Ostindien (s. d.) überein und hat eine auf einer niedriger Stufe der Cultur stehende Bevölkerung von 1 1/2 Mill. E., die aus brahmanischen Hindu und mohammed. Persern und Beludschen besteht, von denen die Letztern noch vor kurzer Zeit das herrschende Volk waren. Seit 1843, wo der engl. General Sir Ch. J. Napier S. Herrschaft der Englisch-Ostindischen Compagnie unterwarf und der despotischen Herrschaft unter dem Namen der Emire von S. bekannten Häuptlinge aus dem Beludschen Stamme Einde machte, welche, zu einem Bundesstaate vereinigt, das Land in die ärgste Verwilderungürzt hatten, ist in S. erst nach und nach Ruhe eingetreten. Von Wichtigkeit ist der Besitz S. für England dadurch, daß er ihm die Beherrschung des Indus sichert. Das Land bildet eine Provinz der Präsidentschaft Bombay. Die Hauptstadt desselben ist Hyderabad (s. d.), die wichtigste Hafenstadt Koratschi.

Sinecüre (lat. sine cura, d. i. ohne Sorge) bezeichnet eigentlich eine Pfründe, welche dem Inhaber Einkünfte gewährt, ohne ihm Amtsgeschäfte aufzuerlegen. Später ist diese Bedeutung auf jede andere Stelle übergegangen, von der man Einkünfte bezieht, ohne Mühwaltung zu haben.

Singapore, Singapur, Singhapura, d. h. Löwenstadt, eine zwischen den beiden südlichen Landspitzen der Halbinsel Malakka in Hinterindien gelegene, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennte Insel von 15 1/2 QM. Flächeninhalt, bildet eine hügelige, wellenartige Fläche, die früher ganz mit Wald bedeckt war. Das Klima ist mild und wenig veränderlich und daher sehr gesund. Obwol die Insel sich nicht durch Fruchtbarkeit auszeichnet, bringt doch die meisten der gewöhnlichen Producte des tropischen Indien hervor. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 55000, darunter 40000 Chinesen, 10000 Malayen, gegen 5000 Hindu, Buggis, Javaner, Armenier, Juden u. s. w. und einige Hundert Europäer. Die einzige Stadt ist Singapore, mit einem schönen sichern Hafen, der Sitz des engl. Gouverneurs des Districts S., der außer der Insel gleiches Namens noch aus der Insel Pulo-Pinang, der Stadt Malakka und der benachbarten Provinz Wellesley besteht. Vermöge ihrer günstigen Lage an dem kürzesten und bequemsten Seewege aus den vorderind. Gewässern nach der chines. See und Ostind. Archipelagus, ist sie zu einem ebenso wichtigen strategischen wie commerciellen Punkte geworden, der jetzt vorzüglich auch mit durch die Maßregel der brit. Regierung, welche die Stadt zu einem Freihafen erklärte, den Hauptstapelplatz im Handel zwischen Vorderindien, Europa einerseits und dem von Hinterindien, China und dem ostind. Archipelagus andererseits bildet. Bis 1819, wo die Engländer ein 4 1/2 QM. großes Gebiet auf der Insel S. an Sultan von Dschohor auf Malakka, dem die Insel gehörte, kauften, war S. ein unbedeutender, von malayischen Fischern und Seeräubern bewohnter Flecken. Durch die klugen Maßnahmen der Engländer hob sich der Ort schnell zu einem großen Handelsplatze, besonders als jene 24 den übrigen Theil der Insel an sich brachten. Die Stadt zählt jetzt 20000 E. Die engl. Missionare haben hier wichtige Anstalten, und die hier erscheinende „Singapore free press“ eine der bedeutendsten asiat. Zeitungen. Auch erscheint hier das von Logan herausgegebene „Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia“ (1848 fg.).

Singhalesen, die Bewohner von Ceylon (s. d.).

Singkunst, s. Gesang.

Singmethoden gibt es jetzt drei, die ital., deutsche und franz. Methode. Die Italiener waren die Ersten, die ein auf Kunstregeln gegründetes Verfahren bei der Ausbildung zum musikalischen Gesange zu Grunde legten. Die Veranlassung dazu gab die Vorliebe der Italiener für Musik, ihr Klima, das den vortheilhaftesten Einfluß auf die Stimme übt, und ihre im höchsten Grade musikalische Sprache. Seit dem 16. Jahrh. diente daher in Italien der gereinigte Gesang schon zur Verherrlichung des Cultus und fand auch in der Oper Anwendung. Die ital. Singmethode zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie den größten Fleiß auf die Bildung der Tonwerkzeuge und der Kehle wendet, um ihnen die möglichste Reinheit und Leichtigkeit zu geben, was durch rastloses Scalasingen und die Solmisation erreicht wird. Ein besonderer Vorzug der ital. Singmethode ist das sanftschwellende Tragen und Binden (Portamento) der Töne. Der fernere Vorzug dieser Methode ist die deutliche Aussprache im Singen,

wiewol diese mehr durch die Sprache selbst gegeben oder wenigstens in hohem Grade begünstigt wird. Noch ein Hauptvorzug der guten ital. Methode, der jedoch seit einiger Zeit auch bei den Italienern seltener zu werden anfängt, ist endlich der Vortrag des Recitativs. Die deutsche Singmethode ist härter, unbiegsamer, dem Kirchenstil angemessener; die Fuge ist ihr Triumph, Festigkeit und Sicherheit stehen ihr zu Seite. Sie will unmittelbar das eigentliche Gefühl ansprechen, welches Dichter und Componist schildern, aber muthet oft dem Hörer zu, dieses ohne Worte zu verstehen, welche der deutsche Gesang selten vernehmlich accentuirt. Der Deutsche strebt auch hier nach Einfachheit, Charakter und tiefer Bedeutsamkeit. Indes benutzt man gegenwärtig in Deutschland die Vortheile der ital. Sprache in Hinsicht auf die physische Bildung des Organs besser als früher. Im Allgemeinen haben die Deutschen das Verdienst, die Gesangsmethoden wissenschaftlicher zu behandeln als die Italiener. Die französische Singmethode grenzt so sehr an Declamation, daß man bemerken kann, wie ungern der Franzose zu sprechen aufhört, wenn er sich zum Singen entschließen soll. Der franz. Gesang ist mehr recitirend und daher dem ital. am meisten entgegengesetzt. Er hat immer etwas Gellendes und Geprüstes, schon die Sprache verursacht dies, da ihre verschluckten Endsilben dem Gesange durchaus unangemessen sind. Das einzige Fach, worin der franz. Gesang sich gut ausnimmt, sind die einfachen Nationalromenzen.

Singschulen nennt man theils die Anstalten für Unterricht im Gesange überhaupt, theils die mit den Schulen verbundenen Singhöre, welche in Deutschland hauptsächlich zuerst durch Luther ins Leben gerufen wurden. Man unterscheidet von ihnen die Singakademien, als Übungsinstitute für Liebhaber des Gesangs. Die ersten bekannten Singschulen stiftete Papst Gregor der Große. In neuerer Zeit haben sich namentlich Hiller und Schicht um solche Institute große Verdienste erworben, zunächst und unmittelbar nur für Leipzig, durch ihr Beispiel jedoch auch auf weitere Kreise einwirkend. Singakademien wurden gestiftet in Berlin 1789 von Fasch, eine der bedeutendsten Anstalten dieser Art, die von 1794—1852 unter der Leitung Zelter's stand; ferner in Leipzig 1802 von Schicht und 1811 von Riem, Vereine, welche später in einen zusammengeschmolzen wurden. In Dresden wurde 1806 von dem Organisten Drensig eine Singakademie errichtet, welche sehr Rühmliches leistet. In Hamburg begründete die älteste Tochter Reichardt's eine gleiche Anstalt, die später unter der Leitung Methfessel's stand. Dasselbe geschah in Wien 1796 durch Frau von Puffendorf, wo auch die Gesellschaft der Musikfreunde des östr. Kaiserstaats eine neue Schule nach Preindl's Methode unter Leitung Salieri's errichtete. Ausgezeichnet waren die Singschulen Italiens im 17. und 18. Jahrh. Zu Ende des 17. Jahrh. blühte die Singschule Pistocchi's in Bologna, welche durch ihre berühmten Schüler Ant. Bernacchi und Ant. Vasi fortgesetzt und dadurch in ihren Lehrsätzen für die neuere Zeit erhalten wurde. Im 18. Jahrh. waren berühmt die Schulen Brivio's in Mailand, Pelli's in Modena, Redi's in Florenz, Amadori's in Rom, vorzüglich aber die Porpora's, Leo's und Feo's in Rom. Zuweilen gebraucht man Singschule gleichbedeutend mit Singmethode.

Singspiel ist diejenige Gattung der dramatischen Poesie, welche, mitten inne stehend zwischen der Oper und dem eigentlichen Schauspiel, der theatralischen Handlung musikalische Begleitung oder einzelne Lieder nur als stellenweisen Schmuck hinzufügt. Es findet dies meist bei Stücken von kleinerm Umfange und leichtem, heiterm Inhalte statt. Nachdem das Singspiel in Italien längst heimisch war, wurde es nach Deutschland zuerst von Opiz mit dessen „Daphne“ (1627) verpflanzt, welche zahlreiche Nachahmung fand, bis Gottsched's Anfeindung der Oper zugleich auch das Singspiel von der deutschen Bühne vertrieb. Doch tauchte es schon um 1780 wieder auf. Eine künstlerische Ausbildung erhielt es jedoch erst nach dem Vorbilde des franz. Vaudeville im gegenwärtigen Jahrhundert, wo zuerst Angely und Holtei wirklich ansprechende Dichtungen dieser Art schufen und bei dem großen Beifall, den ihre Darstellung ziemlich dauernd fand, viele Nachfolger fanden. In dieser neuern Gestalt ist das Singspiel fast immer ein kürzeres Lust- oder Schauspiel mit zahlreich eingelegten Gesangstücken, die jedoch meist für die Handlung nicht von eingreifender Bedeutung sind.

Singvögel im weitern Sinne oder **Foder** machen eine ungemein große Ordnung der Vögel aus, welche sich durch einen bis zur Wurzel mit horniger Scheide versehenen Schnabel und besonders durch den Singmuskelapparat auszeichnet, der bald aus einem, bald aus 5—6 Muskelpaaren am Kehlkopfe besteht, nur den Kolibri und Wiedehopfen fehlt und zur Hervorbringung des Gesangs dient; jedoch singen nicht alle, wie Krähen und Schwalben. Es sind äußerst zahlreiche, gesellige, über die ganze Erde verbreitete, meist kleine Vögel, welche zu den Nisthöckern gehören, sich von Insekten, Würmern oder Körnern nähren, in Monogamie leben

tungen in unserm leiblichen Organismus angesehen werden, welche uns zum Verkehre mit Natur außer uns befähigen und eben dadurch die Bedingungen unserer höhern geistigen Bildung darbieten.

Im Einzelnen unterscheidet man fünf Sinne: den Gefühlsinn, den Geschmack, den Geruch, das Gesicht und das Gehör. Dabei muß jedoch der Sinn des Gefühls (s. d.) in der weitesten Bedeutung genommen werden. Das Organ desselben ist das gesammte System der Empfindungsnerven und er befaßt die Empfindungen sowohl der äußern als der innern Gefühle: sich, durch welche letztere wir von den mancherlei Zuständen unsers eigenen Körpers Kunde erhalten. Nicht nur Hunger und Durst, sowie die verschiedenen körperlichen Schmerz- und Empfindungen gehören hierher, sondern auch die Gefühle der Munterkeit, Kraft, Beklemmung, Ermüdung u. s. w. Man hat daher den ganzen Complex dieser sehr mannichfaltigen Vitalempfindungen, die Empfänglichkeit des Nervensystems dafür den Vital Sinn genannt. Der äußere Gefühlsinn, der, obwohl nicht ganz gleichmäßig, über die ganze Hautoberfläche verbreitet ist und welchen selbst die niedrigsten Thierarten besitzen, verräth uns zunächst die verschiedenen Arten des Widerstandes der Körper, welche uns oder welche wir berühren. Ihm verdanken wir die Unterscheidungen des Harten und Weichen, des Rauhen und Glatten, Spitzigen, Scharfen, Stumpfen, Nassen und Trockenen; ebenso in anderer Art die Empfindungen der Wärme und Kälte. Wegen der Menge der Empfindungsnerven in den Fingerspitzen ist der äußere Gefühlsinn als Tastsinn der feinsten Unterscheidungen fähig, und die Beweglichkeit der Hand und der Finger nach verschiedenen Dimensionen macht den Tastsinn überdies zu einem der wichtigsten, in dieser Vollkommenheit allen übrigen Thieren fehlenden Hülfsmittel für die Auffassung der Gestalt. Vollkommen unempfindlich sind im gesunden menschlichen Körper nur die Haare, die Zähne bis auf den Zahnkeim und die Knochen. Geruch (s. d.), Geschmack (s. d.), welchen ebenso wie dem Gesicht und Gehör bestimmte Nerven dienen, durchschneidung die entsprechende Art der Empfindung aufhebt, haben eine große Verwandtschaft miteinander. Ihre Empfindungen laufen zum größten Theil miteinander parallel und eine Sinn unterstützt den andern, weshalb auch viele Bezeichnungen für spezifische Gerüche und Empfindungen von den verwandten Geschmacksempfindungen entlehnt oder mit ihnen gleichbedeutend sind. Beiderlei Arten von Empfindungen sind übrigens meist entweder angenehm oder unangenehm, selten ganz gleichgültig. Der Sinn des Gesichtes (s. d.) hat seinen eignen und unmittelbaren Gegenstand an den Farben und den verschiedenen Graden ihrer von der Beleuchtung abhängenden Helligkeit oder Dunkelheit; streng genommen wird weder die wirkliche Gestalt, noch die Entfernung der Gegenstände, noch irgend eine andere Eigenschaft derselben gesehen. Aber die Beweglichkeit und willkürliche Lenkbarkeit des Auges, die Fähigkeit desselben, sich durch Zusammenziehung und Erweiterung der Pupille der Nähe oder Entfernung der Gegenstände, sowie der stärkern oder schwächern Beleuchtung zu accommodiren, erweitert und erhöht die Brauchbarkeit des Gesichtsinns und macht ihn, abgesehen von seiner Empfänglichkeit für die Farben und das Licht, fast zu einem Analogon und Surrogat des Tastsinns, sowie umgekehrt Blinde durch Übung und Verfeinerung des Tastsinns den Mangel des Gesichtes zum Theil ersetzen. Der unmittelbare Gegenstand des Gehörs (s. d.) endlich ist das Geräusch, der Schall, der Klang, die Laute (die Vocale; die Consonanten sind eigenthümliche Arten des Geräusches), endlich die Töne, sammt deren Abstufungen nach Stärke und Schwäche, bei den Tönen oder dem, was sich ihnen nähert, auch nach Höhe und Tiefe. Der hohe Werth des Gehörsinns liegt darin, daß er mit Hülfe der articulirten Wortsprache den Menschen das Reich des geistigen Verkehrs aufschließt und dadurch die entscheidende Bedingung einer fortschreitenden geistigen Cultur darbietet. Überhaupt zeichnen sich die Gesichtsempfindungen dadurch vor denen der übrigen Sinne aus, daß mehrere derselben, gleichwohl dargeboten, nicht in eine trübe Gesamtempfindung zusammenfließen, deren Elemente nicht unterscheiden lassen, sondern sich nach bestimmten unterscheidbaren Verhältnissen ordnen. Daher die Auffassungen des Gesichtes Gegenstände eines ästhetischen Genusses werden können, welches sich über das bloß Angenehme und Unangenehme der andern Sinnesempfindungen erhebt und der Tonkunst und den plastischen Künsten den Boden bereitet. Man bezeichnet diese Sinne wol auch als die edlern und höhern.

Der letztere Umstand macht zugleich darauf aufmerksam, daß an die Mannichfaltigkeit der an das Zusammentreffen mehrerer sinnlicher Empfindungen sich in dem auffassenden Subjecte physische Ereignisse und Processe knüpfen, welche eine minder genaue Beobachtung sich sucht finden kann, fälschlich für den unmittelbaren Inhalt der sinnlichen Empfindung selbst

ten. Eine genauere Vergliederung der sogenannten Sinnenkenntniß lehrt jedoch, daß Alles, was zur Form der Erscheinungswelt gehört, also die Gestalt, Lage, Größe, Entfernung der Dinge, die Succession der Ereignisse, die Verknüpfung mannichfaltiger Eigenschaften in der Einheit Dessen, was wir ein Ding nennen, die Vorstellung von der Identität eines Dinges in Reihenfolge seiner Veränderungen, nicht unmittelbar in den einfachen sinnlichen Empfindungen selbst liegt. Aus diesem Grunde versteht man unter dem Worte Sinnlichkeit nicht die Empfänglichkeit für die bestimmten Affectionen der einzelnen Sinne, sondern auch noch die Quelle für die Formen und Gestaltungen des sinnlichen Empfindungsstoffes. Von Aristoteles entging dieser Unterschied nicht; er nahm um jener Formen willen einen gemeinen Gemeinsinn (*sensus communis*, *Conästhesis*) an, d. h. einen Sinn, der Dasjenige wahrnimmt, was, wie z. B. der Raum, den Gegenständen der übrigen Sinne gemein ist. Kant betrachtete Raum und Zeit als die im Gemüthe für jeden Empfindungsstoff bereit liegende Form der Sinnlichkeit überhaupt bezeichnen zu müssen. Da sich aus dieser Voraussetzung die individuelle Bestimmtheit der Formen nicht erklären läßt, welche der Empfindungsstoff in jedem einzelnen Falle ganz unwillkürlich annimmt, so liegt in der unwillkürlichen Verknüpfung bestimmter Formen mit dem Empfindungsstoffe eines der wichtigsten psychologischen Probleme.

Allgemeines ist dabei so viel deutlich, daß eine solche Gestaltung gar nicht stattfinden könnte, wenn die einzelnen sinnlichen Empfindungen entweder ganz vereinzelt blieben oder in einen ununterscheidbaren Gesamtzustand zusammenfließen und überdies ihre Wirkungen mit dem Aufhören des Nervenreizes verschwänden. Es ist daher die Reproduction der zum Theil neuen, zum Theil einander entgegengesetzten Empfindungen und deren innere Gesetzmäßigkeit, an welche sich die Psychologie zu wenden hat, um über jenes Problem Aufschluß zu gewinnen.

Daß die Verknüpfung und die davon abhängige Reproduction der Empfindungen dabei weiter reicht als der Umfang Dessen, was man gewöhnlich als Ideenassociation, Phantasie oder Gedächtniß bezeichnet, darauf kann schon der Umstand aufmerksam machen, daß z. B. die Richtung des Rauhen oder Glatten nur durch die unwillkürliche Vergleichung des Überrausen von jeder Stelle der berührten Fläche zur andern möglich wird, und daß wir nicht die höchste Melodie als solche auffassen würden, wenn die momentanen Reizungen der Gehörnerven nicht als psychische Zustände fortbauerten und in dieser Fortdauer die Zusammenfassung späterer Töne mit den frühern möglich machten. — Während die Psychologie die Sinneseindrücke als ein Geschehen in der Seele betrachtet und die aus dem Zusammentreffen und allmählig immer wachsenden Anhäufung einer Mehrheit solcher Ereignisse hervorgehenden Empfindungen zu bestimmen hat, betrachtet die Physiologie die organische Vermittelung derselben durch die Nerven sammt den physikalischen, mathematischen, chemischen und organischen Bedingungen dieser leiblichen Vorgänge. Als Eindrücke im eigentlichen Sinne, als Abbildungen der Außenwelt, können aber weder die Psychologie noch die Physiologie die Empfindungen betrachten; sie sind der Ausdruck eines Geschehens, welches durch die Organisation des Nervensystems durch das Verhältniß des Leptern zu der Seele bedingt ist; daher uns die sinnliche Empfindung niemals die wahre Beschaffenheit der Dinge, sondern nur die Art verräth, wie wir von ihnen afficirt werden. Insofern ist jede Empfindung subjectiv. Durch subjective Empfindungen im engeren Sinne bezeichnet man solche, welche ohne Einwirkung äußerer Gegenstände mit einer davon unabhängigen Erregung der Nerven erfolgen; z. B. die subjectiven Gefühlsstörungen des Hypochonders, der säuerliche Geschmack bei verdorbenem Magen, das Ohrenbrausen u. s. w. Werden solche subjective Empfindungen irrthümlich auf äußere Gegenstände bezogen, so entsteht daraus eine Hauptklasse der Sinnestäuschungen, von welchen eine zweite Klasse mehr psychischen Ursprungs ist. Vgl. J. Müller's „Physiologie“ (Bd. 2).

Nach Analogie der äußern Sinne hat die Psychologie zur Erklärung der Thatsache, daß wir uns unsere eigenen geistigen Zustände zum großen Theil bewußtvoll aufzufassen im Stande sind, ja sie sich dem Selbstbewußtsein sehr häufig ganz unwillkürlich aufdringen, auch noch einen innern Sinn als ein besonderes Seelenvermögen angenommen. Abgesehen jedoch davon, daß die Thätigkeit dieses wie aller übrigen Seelenvermögen eine überaus ungleichförmige sein muß, weil der Umfang, die Leichtigkeit und die Richtung der Selbstauffassung unter verschiedenen Umständen höchst verschiedenartig sind, so würde die Annahme eines solchen innern Sinnes in eine unendliche Reihe verwickeln. Bedürfen die Empfindungen der äußern Sinne erst der Thätigkeit des innern Sinnes, um zum Bewußtsein gebracht zu werden, so würde dasselbe Verhältniß sich für die Wahrnehmungen des innern Sinnes wiederholen und es käme entweder als zum Bewußtsein, oder die Apperception müßte fortwährend in unendlich hohen Po-

tenzen vorhanden sein, was Beides thatsächlich nicht der Fall ist. Was der innere Sinn erklären soll, ist das Problem des Bewußtseins (s. d.) und der Ichheit (s. Ich), und jener Ausdruck ist nicht eine Erklärung, sondern nur eine nicht einmal ganz passende Bezeichnung der hierhergehörigen Thatfachen.

Hieraus geht nun von selbst hervor, was unter dem Worte Sinnlichkeit zu verstehen ist. In der engsten Bedeutung ist es der Gesamtausdruck für die Empfänglichkeit für die verschiedenen Sinnesempfindungen, dann aber auch für diejenigen psychischen Ereignisse, welche sich zunächst an die sinnliche Empfindung anschließen. Auf der einen Seite rechnet man daher zur Sinnlichkeit die Auffassung der uns umgebenden Erscheinungswelt nach Stoff und Form, die Wahrnehmung und Unterscheidung der äußern Dinge, ihrer Eigenschaften und Veränderungen, selbst das Spiel der phantasirenden Ideenassociation, und stellt dann der sinnlichen Anschauung das verständige und vernünftige Denken gegenüber. Auf der andern Seite bezeichnet man als der Sinnlichkeit angehörig diejenigen Triebe, Begehungen, Neigungen und Leidenschaften, deren Grund entweder direct in den Einrichtungen und Bedürfnissen des leiblichen Organismus, wie der Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb und ähnliche, oder in der Unannehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, der Lust und dem Schmerze liegt, welche gewisse sinnliche Empfindungen begleiten. In diesem Sinne steht der Sinnlichkeit das von Motiven des sinnlichen Genusses unabhängige Wollen, die praktische Vernunft, die Sittlichkeit gegenüber.

Sinnbild heißt ein Bild oder die anschauliche Darstellung eines Gegenstandes, welche bestimmt ist, noch etwas Anderes anzudeuten oder auszudrücken, als wovon sie unmittelbar die Abbildung ist. Auf dieser Bedeutung beruht der Sinn des Sinnbildes. Es ist also Zeichen für einen von ihm verschiedenen sinnlichen oder geistigen Gegenstand, oder auch nur für eine Eigenschaft eines solchen, in welchem letztern Falle das Sinnbild zum Attribut (s. d.) wird. Zum Sinnbild gehört auch das Emblem (s. d.) als eine sinnbildliche Verzierung. In einem engerm Sinne braucht man Sinnbild gleichbedeutend mit Symbol (s. d.), das durch einen sinnlich oder bildlich vorgestellten Gegenstand einen geistigen Gegenstand vorstellt und andeutet. Die Kunst sich durch Sinnbilder auszudrücken, oder die Symbolik, ist sehr alt. Die ältesten Beispiele davon geben die oriental. Mythen und die Mysterien der Aegypter; durch Schönheit zeichnen sich aus die Sinnbilder der Griechen. Später artete die Symbolik aus, sodaß die Sinnbilder erst eine Erklärung nöthig machten, um verstanden zu werden. Dies ist der Fall bei den Sinnbildern oder Emblemen der Neuern, durch welche man eine beigesepte Devise (s. d.) versinnlichen und auf eine besondere Sache oder Person anwenden wollte. Solcher Embleme, die man aus dem Gebiete der Natur, Kunst und Geschichte entlehnte, bediente man sich sehr häufig auf Münzen, Denkmälern, Ehrenpforten u. s. w. Die Lehre von den Sinnbildern überhaupt heißt Ikonographie oder Ikonologie. Ein „Wörterbuch der Bildersprache“ gab Breyfig (Erg. 1830) heraus. Übrigens gehören zu den sinnlichen oder symbolischen Darstellungen in weiterer Bedeutung auch die Allegorien, Fabeln, Parabeln, Räthsel, Gleichnisse u. s. w.

Sinngedicht, so viel wie Epigramm (s. d.).

Sinnlichkeit, s. Sinn und Sinne.

Sinnpflanze, s. Mimose.

Sinöpe, eine im Alterthum bedeutende griech. Seestadt an der Nordostküste der Kleinasien. Landschaft Paphlagonien, auf dem Isthmus einer Landzunge am Schwarzen Meere, das jetzige Sinus in dem türk. Esamet Kastamuni, war eine der ältesten Colonien der Milesier, von diesen 751 gegründet und 632 erneuert. Sie wurde, im Besitz zweier Häfen, durch Handelsverkehr und einträglichen Pelamyden- und Thunfischfang eine sehr reich und mächtige Republik, deren Gebiet südwärts bis zum Flusse Halys (jetzt Kizil-Irmak) reichte und die selbst wieder mehrere Colonien, wie Harmene, Cotyora, Trapezus, Cerasus, Chirades und Lyncastus, gründete. Auch als Geburtsort des Cynikers Diogenes erlangte die Stadt S. Berühmtheit. Im J. 184 wurde sie von Pharnaces I., dem Könige von Pontus, erobert und ihrer Freiheiten beraubt, während sie dessen dritter Nachfolger, Mithridates d. Gr., der hier geboren und erzogen war, zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Pontus erhob und verschönerte. Im zweiten Mithridatischen Kriege von Murena 82 mit Verlust angegriffen, im dritten von Lucullus 72 erobert, der sie einiger ihrer herrlichen Kunstwerke beraubte, sie aber für frei und autonom erklärte, wurde sie 45 v. Chr. eine röm. Colonie. Nachdem im 4. Jahrh. Amasia die Hauptstadt von Pontus geworden war, sank S. herab. Seit 1204 gehörte es zum Kaiserthum Trapezunt, wurde aber schon 1214 von dem Seltschuken-Sultan von Iconium erobert. Seit dem 14. Jahrh. bildete es die Hauptfestung der Isfendiare von Kastamuni. In

burgs erregte, steigerte sich 1840, als S. in der „Magdeburger Zeitung“ ein von Lesern empfohlenes Bild einer scharfen Kritik unterwarf, zu offenen Angriffen auf den Kanzeln, welche für ihn einen Verweis zur Folge hatten. Die ganze Angelegenheit brachte nicht nur in Magdeburg, sondern auch in weitem Kreisen eine Zeit lang die größte Aufregung hervor.

Sintenis (Karl Friedr. Ferd.), vorzüglicher deutscher Jurist, geb. zu Zerbst 25. Juni 1804, ein Enkel von Christ. Friedr. Sintenis (s. d.), wurde anfangs durch Privatunterricht vorbereitet, besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1822 auf den Universitäten zu Leipzig und Jena die Rechte. In Jena promovirte er 1825 und beabsichtigte schon damals sich dem akademischen Lehrfach zuzuwenden. Indessen führte ihn eine Anstellung als Advocat in seine Heimat zurück. Seine Praxis hinderte ihn nicht, sich theoretischen Arbeiten fortwährend zu widmen. Außer einer Zahl von Abhandlungen meist civilistischen und processualistischen Inhalts unternahm er 1829 in Gemeinschaft mit Andern die erste deutsche Übersetzung des „Corpus juris civilis“, die 1854 beendet wurde und der sich eine solche des „Corpus juris canonici“ im Auszuge anschloß. Nachdem sein „Handbuch des gemeinen Pfandrechts“ (Halle 1836) erschienen, wurde er das Jahr darauf ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Gießen. Im J. 1841 folgte er einem Rufe als Mitglied der Landesregierung und des Landconsistoriums nach Dessau. Nachdem der Herzog von Anhalt-Dessau 1847 die Regierung des Herzogthums Köthen angetreten hatte, wurde er Mitglied des Landesdirectionscollegiums für dieses Herzogthum und ihm unter Ernennung zum Geh. Justizrath die Leitung der Cabinetangelegenheiten übertragen. In Folge der Bewegungen von 1848 aus diesen Stellungen entlassen, verblieb er, nachdem er den Vorsitz des neuerrichteten Oberlandesgerichts in Köthen abgelehnt hatte, Mitglied des Oberlandesgerichts in Dessau. Im anhaltischen Landtag von 1848 gehörte er zur entschiedenen Rechten; 1850 saß er im Staatenhause des erfurter Parlaments. In demselben Jahre wurde er zweiter Präsident des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau und Köthen und nach der Vereinigung beider Länder 1853 alleiniger Präsident desselben. Als Jurist gehört S. zur historisch-civilistischen Schule der neuern Jurisprudenz, jedoch haben seine Schriften, unter denen „Das praktische gemeine Civilrecht“ (3 Bde., Lpz. 1844 — 51) die bedeutendste ist, eine vorherrschend praktische Tendenz, eher dadurch irgendwie der gelehrten Grundlage Eintrag zu thun. In dem „Votum zur Frage von den Civilgesetzbüchern“ (Lpz. 1855) trat er dem Entwurf zu einem solchen für das Königreich Sachsen entgegen.

Sinter nennen die Mineralogen diejenigen Fossilien, welche aus damit geschwängerten Gewässern als krystallinischer Niederschlag entstehen und mithin sehr neuer Bildung sind, ja zum Theil noch immerfort sich bilden. Der Gestalt nach ist der Sinter nierig, knollig, traubig, korbartig, röhrig, tropfsteinartig, staubig und zackig, was man zusammen oft mit dem Worte Stalaktit bezeichnet, oder er kommt auch rindenartig als Überzug vor. Man unterscheidet nach den Hauptbestandtheilen Kalksinter oder Faserkalk, Kiefelsinter oder Quarzsinter und Eisensinter oder Eisenpecherz. Der erstere wird auch nach seinem Vorkommen Höhlenkalkstein, Stalaktit, Sinterstein (in Karlsbad) u. s. w. genannt. Manche Quellwasser bilden außerordentlich rasch solche Ablagerungen und man läßt wol auch absichtlich hineingetauchte Gegenstände sich auf solche Art incrustiren. Der Quarzsinter ist meistens nur der Abfaß heißer Quellen, besonders des Geisers auf Island. Der Eisensinter findet sich auf alten Grubenbauen und auf Steinkohlengruben, wo er aus Gubren verwitternder Eisentiefe entsteht. Die Bildung der Stalaktiten (s. d.) aus kalkhaltigen Wassern gehört ebenfalls hierher. Aber auch die röhrenförmigen Zusammenhäufungen der durch den Witz halbgeschmolzenen Quarzkörner werden Witzsinter, Fugus oder Atrappalith genannt. Dergleichen Röhren sind zuweilen bis 30 F. lang und im Durchmesser 11 Zoll dick, jedoch auch weit kleiner und werden im Sande aufrechtstehend gefunden.

Sinus eines Kreisbogens oder des zugehörigen Mittelpunktswinkels nennt man in der Mathematik die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens oder Winkels oder, was Dasselbe ist, die aus dem einen Endpunkte des Bogens auf den nach dem andern Endpunkte gehenden Perpendikel gefällte Senkrechte. Gewöhnlich drückt man dieselbe in Bruchtheilen des Halbmessers aus, den man als Einheit annimmt, oder gibt den Quotienten des Sinus durch den Halbmesser an, so daß der Sinus dann als unbenannte Zahl und zwar als echter Bruch erscheint. Man unterscheidet daher den linearen und den numerischen Sinus. Nimmt man statt des letzteren seinen Logarithmus, so heißt dieser der künstliche Sinus und wird dem natürlichen entgegen gesetzt. Der Sinus, den zuerst arab. Astronomen im 9. Jahrh. oder noch früher statt der Sehne

130 v. Chr. in das Griechische und dieser Text findet sich unter den Apokryphen des Alten Testaments. Den besten Commentar über das Buch schrieb Grimm.

Siragosa, s. Syrakus.

Sirani (Giovanni Andrea), Maler, geb. zu Bologna 1610, gest. daselbst 1670, gehört der elektrischen Richtung an, in der er besonders in Nachahmung des Guido Reni so gewandt war, daß man seine Werke oft mit denen jenes Meisters verwechselt hat. Nur dem Naturalismus, den Guido in seiner ersten Epoche hatte, folgte er nicht. Seine Hauptwerke finden sich zu Bologna und Modena. Doch sieht man auch zu Piacenza und an andern Orten gute Bilder von ihm. In seinen spätern Werken tritt wie in den spätern des Guido eine Flaueheit und Schwäche des Colorits und des Ausdrucks ein.

Sirenen heißen in der griech. Mythologie die liebreizenden Jungfrauen, welche vom Gesange ihrer Insel aus durch zauberische Gesänge die Vorübersegelnden an sich lockten und dann tödten. Bei Homer ist nur von zwei Sirenen die Rede; später nahm man drei an und nannte sie Peisinoë, Aglaope, Thelxiepeia, auch Molpe oder Molspadia, Aglaopheme, Thelriope, wozu dann noch eine vierte, Ligeia, kam. Sie gelten für Töchter des Phorkos oder des Achelooß und der Sterope, oder Terpsichore, oder Melpomene, oder der Erde. Ihren Aufenthalt versetzte man an das Vorgebirge Peloron, oder auf die Insel Anthemusa, oder auf die Sirenusischen Inseln bei Pästum, oder auf Caprea. Vom Schicksal war ihnen bestimmt, daß sie nur so lange leben sollten, bis Jemand an ihrer Insel vorbeiführe, ohne von ihrem Gesang bethört zu werden. Daher stürzten sie sich in das Meer, als Odysseus, oder noch früher, als die Argonauten vorüberfahren, auf die sie mit ihrem Gesang keinen Eindruck machten, und wurden in drei Klippen verwandelt. Nach einem andern Mythos sind sie ursprünglich Gespielinnen der Proserpina, welche auf ihre Bitte Vogelgestalt erhielten, um jene suchen zu können. Auch wird von ihnen erzählt, daß sie sich, von der Hera dazu überredet, mit den Musen in einen Wettstreit einließen, von diesen aber besiegt und der Federn beraubt wurden. Von Seiten der Kunst werden sie selten ganz menschlich, meist als Jungfrauen mit Vogelheinen und Flügeln, zuweilen auch als Vögel mit Jungfrauenköpfen, versehen mit verschiedenen musikalischen Instrumenten, dargestellt. In Grabmälern erscheinen sie oft wegen ihrer Beziehung zur Unterwelt.

Sirius oder **Hundsstern** heißt der strahlendste und hellste unter allen Fixsternen und der größte im Sternbilde des Großen Hundes, welches ostwärts unter dem Orion steht.

Sirocco oder **Scirocco** heißt der drückend heiße und ermattende Südostwind, der im Frühjahr und Herbst vorzüglich in Unteritalien in seiner größten Heftigkeit etwa 36—40 Stunden in geringerer Stärke oft zwei bis drei Wochen weht und auf alles animalische und vegetabilische Leben höchst schädlich einwirkt. Man hält ihn für einen zersprengten, auf seinem Wege über das Mittelländische Meer gemilderten Samum und findet ihn in seiner schneidendsten Hitze bei Afrika her wehend in Malta, wo dessen plötzlich eintretende Strömungen jedoch auf einmal selten über eine Minute lang dauern. Mit großer Gewalt herrscht der Sirocco auch auf Sicilien; geringer ist dieselbe auf den Ionischen Inseln, wo man, besonders in Korfu, den echten oder sogenannten schwarzen Sirocco von dem gewöhnlichen Sirocco unterscheidet. Ohne merklichen Einfluß auf das Thermometer oder Barometer auszuüben, gibt der Sirocco das Gefühl einer brennenden, drückenden Hitze, die mit Erschlaffung und Neigung zum Schweißtreiben bei der geringsten Bewegung verknüpft ist. Die Eingeborenen sind durch eine eigenthümliche Empfindung im Stande, die Annäherung des Sirocco mehrere Stunden vorher zu bestimmen.

Sirventes waren dem Namen und Ursprunge nach Dienstgedichte, und zwar zuerst geistliche, im Dienste der Heiligen und besonders der Mutter Gottes abgefaßt, dann auch weltlich im Dienste der Fürsten, Dynasten und Damen, anfangs wol zum Lobe, dann aber auch sehr bitter tadelnd und nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen Stände, besonders die geistlichen, und Zustände, wie z. B. die immer zunehmende Theilnahmslosigkeit an den Kreuzzügen, gerichtet; daher sie auch als politische Nügelieder, Kreuzlieder u. s. w. gelten. Besonders wurden dieselben in der Troubadourpoesie, aber auch von den nordfranz. Trouvères (Servançais) und von den Italienern cultivirt.

Sismondi (Jean Charles Léonard Simonde de), Geschichtschreiber, Publicist und Literaturhistoriker, stammte aus einer alten pisanischen Familie, die sich seit 1508 in der Dauphiné und später nach dem Widerruf des Edicts von Nantes in Genf niedergelassen hatte. Er war 9. Mai 1773 zu Genf geboren und flüchtete zur Zeit des Umsturzes der alten genfer Regierung 1793 mit seinem Vater, welcher protest. Prediger war, nach England. Hier legte er den Grund zu einer ruhigen, aber freisinnigen politischen Anschauung und eignete sich während

8 zweijährigen Aufenthalts die engl. Sprache in dem Maße an, daß er sich ihrer theilweise bei seinen literarischen Productionen bedienen konnte. Nach Genf zurückgekehrt, wurde er wegen Unterstützung, die er einem Verfolgten hatte zu Theil werden lassen, mit einer ansehnlichen Abbuße und einer Gefängnißstrafe belegt, nach deren Beendigung er sich mit seiner Familie nach Toscana wendete und bei Peschia ankam. Aber auch hier war er vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, da er sowohl den Italienern als auch den Franzosen verdächtig erschien. Nach einer langwierigen Haft wurde er 1800 wieder frei und kehrte nun in seine Vaterstadt zurück, wo er seine Communalämter verwaltete, und sich im Verfolg seiner historischen und politischen Studien mit Frau von Staël, Benj. Constant, Guizot, Pictet u. A. in Verbindung setzte. Von seinen eigenen Leistungen ist Das, was er auf dem Gebiete der Geschichte geliefert hat, das Bedeutsame. Seine „Histoire des républiques italiennes du moyen âge“ (4 Bde., Zür. 1807—8; Aufl., nebst Fortsetzung, Par. 1809; neueste Ausg., 10 Bde., Par. 1840) ist bei allen Völkern ein ausgezeichnetes Werk, welches aber, was Abrundung und Durcharbeitung betrifft, von der ursprünglich englisch geschriebenen „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie“ (2 Bde., Par. 1832) noch übertroffen wird. Massenhaft und freilich hier und da etwas dürftig ist seine „Histoire des Français“ (31 Bde., Par. 1832—43), deren letzten Band A. Redigirte und aus der er selbst in seinem „Précis“ (2 Bde., Par. 1839) einen übersichtlichen Auszug geliefert hat. Von seinen größern historischen Arbeiten ist noch zu erwähnen die „Histoire de la chute de l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000“ (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Lindau, Lpz. 1836). Auch hat er einen historischen Roman geschrieben, eine Schilderung Galliens im 5. Jahrh.: „Julia Sévera, ou l'an 492“ (3 Bde., Par. 1822; deutsch von M. Müller, 2 Bde., Lpz. 1822). Als ziemlich vorurtheilsfreien Literaturkritiker zeigte er sich in seinem vielgebrauchten Werke „De la littérature du Midi de l'Europe“ (Par. 1813; 4. Aufl., 4 Bde., 1840; deutsch von Hain, 2 Bde., Lpz. 1815), welches aus seinen 1811—13 zu Genf gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen ist. Ein Theil seiner nationökonomischen Schriften, deren Zahl sehr groß ist, findet sich zusammengestellt in seinen „Études sur les sciences sociales“ (3 Bde., Par. 1836), denen die „Principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce“ (2 Bde., Genf 1803) und „Nouveaux principes de l'économie politique“ (2 Bde., Par. 1819; neue Aufl., 1827) zur Seite stehen. starb zu Genf 25. Juni 1842.

Sistowa, Szistowa, Schistow oder Schistab, eine Stadt in der türk. Provinz Bulgarien, einer Höhe am rechten Ufer der Donau, zwischen Nikopoli und Rustschuk, zählt 20000 E., die Gerberei, Baumwollenweberei, Schifffahrt und Handel treiben. Sie ist geschichtlich merkwürdig, indem hier 30. Dec. 1790 ein Congress gehalten und 4. Aug. 1791 ein Definitivfrieden zwischen der Türkei und Oestreich abgeschlossen wurde mit Herstellung des Zustandes vor dem Kriege (9. Febr. 1788). Zwei Meilen unterhalb oder östlich liegt an der Mündung der Traissa in die Donau der kleine Ort Cervenä, wo die Russen 7. Sept. 1810 einen Sieg über die Türken errangen.

Sistrum, ein musikalisches Instrument der alten Ägypter, das bei dem Isisdienste gebraucht wurde und das man noch gegenwärtig in Abyssinien findet. Es besteht aus einem ovalen Metallreif, der einen Stiel zum Anfassen hat; durch diesen Reif sind Löcher gebohrt, in welchen metallene Stäbe befinden, die bei der Bewegung des Instruments ein Geräusch verursachen. Der Ton des Instruments wird um so angenehmer, je edler das Metall und je besser das Verhältniß zwischen den Löchern getroffen ist. Die Isis galt für die Erfinderin des Sistrums.

Sisyphus, der Sohn des Aolus und der Enarete, Gemahl der Merope, Erbauer und Herr von Ephryra, dem nachmaligen Korinth, wird als der verschlagenste unter allen Menschen hildert und war deswegen wie sein ganzes Haus verrufen. Namentlich aber ist er der Schatz, den die Unterwelt für seine Ungerechtigkeiten zu leiden hatte, bekannt. Diese besteht darin, daß er ein ungeheures Felsenstück auf einen steilen Berg wälzen mußte, von dem es aber immer wieder, sobald er damit oben angekommen, herabrollte.

Sitka oder Sitcha oder Baranow, eine Insel an der Küste des russ. Amerika, zum Archang. König Georg's III. gehörig und mit den Inseln und Küsten vom Vorgebirge St. Elias südlich bis zu 54° 40' n. Br. einen der sechs Verwaltungsbezirke der russ. Handelscompagnie bildend, hat nur wenig Fruchterde und ist meist mit hohen Fichten bewaldet. Auf der Westseite der Insel, an dem durch Küstenbatterien gedeckten Sitka- oder Norfolksund, liegt der Hauptort des ganzen russ. Amerika: Sitka oder Neu-Archangel, russ. Novo-Archangelsk, der 1804 erb. Zehnte Aufl. XIV. 11

Sitz des Chefs oder Natschalack und das Hauptcontor einer Compagnie, welches aus dem ganzen Gebiete alle Ausbeute der Jagd einsammelt und alle Bezirke mit den erforderlichen Materialien, Provisionen und Waaren versieht. Der Ort ist umgeben von Wäldern, Moränen und hohen steilen Bergen. Indessen ruft hier der häufige Regen eine Vegetation hervor, wie sie nur südlicheren Breiten angehört. Die Ansiedelung wurde 1799 gegründet, 1802 von den Koloschen zerstört, 1804 aber von Baranow wiedererobert und neu aufgebaut. Die Gebäude sind sämmtlich von Holz, die Straßen sehr unregelmäßig und schmutzig. Der Ort zählt kaum 1200 E., hat ein Hospital, Schiffswerfte, Packhäuser, ein Arsenal, eine Marine- und andere Schulen, eine Sternwarte, Hauptapothek, Bibliothek. Die Lutheraner, meist aus Finnland gebürtig, haben ihren Prediger, die Befenner der griech. Kirche einen Bischof, dessen Sprengel das ganze russ. Amerika, die Aleuten, den Schotskischen Meerbusen und Kamtschatka umfaßt.

Sitte nennt man im weitern Sinne die zur Gewohnheit gewordene Art und Weise des Thuns und Lassens im Verkehr mit Andern und in der Lebensführung überhaupt, sowohl bei einzelnen Menschen als auch bei Gesellschaften, Familien, Stämmen und Völkern. Im engern Sinn bezeichnet Sitte die Formen eines civilisirten und zu feinern Genüssen und sanfterer Umgangsweise gewöhnten Lebens, also Gesittung oder gute Lebensart; im engsten Sinn ein nach den Grundsätzen moralischer Gesinnung geregeltes Betragen, wo es also mit Sittlichkeit gleichbedeutend ist. In der zweiten und dritten Bedeutung des Wortes liegen die Maßstäbe zu einer Beurtheilung der ersten. Es kann z. B. bei einem wilden Volkstamm starke Sittlichkeit herrschen ohne alle Gesittung und umgekehrt bei einem überfeinerten Volke die beste Sitte im Umgang ausgebildet sein bei einem tief gesunkenen Zustande der Sittlichkeit. Die Sitten eines Volkes hängen mit den Naturverhältnissen, seiner Existenz, seiner Geschichte, seinen Bedürfnissen, seinem Charakter u. s. w. zusammen. Umwandlungen, Verbesserung oder Verderbniß der Sitte sind jederzeit ein Zeichen innerer Umwandlungen. Die Art, wie sittliche Maßstäbe in Gedanken festgestellt werden und sich in dem Recht, der Religion, dem Familienleben u. s. w. eine Geltung verschaffen, ist selbst eines der wichtigsten Merkmale der Gesittung. Die Gesittung im Sinne von verfeinerter Lebensart spricht ihren conventionellen und daher häufig raschen Wechseln unterworfenen Charakter in der Mode (s. d.) aus. Dagegen ist die gute Sitte im moralischen Sinn dem Sittengesetz als einem reinen und unveränderlichen Vernunftgesetz des Rechthandelns unterworfen. (S. Moral.) Unter Sittenregel sind allgemeine Grundsätze unsers sittlichen Verhaltens zu verstehen, welche mit dem strengen Sittengesetz entweder mehr oder weniger in Übereinstimmung sein können. (S. Maxime.) Die Sitte im Sinne eines von Alters her geltenden Herkommens vertritt in uncivilisirten Zuständen die Stelle der öffentlichen Gesetzgebung und bleibt auch im civilisirten Zustande immer die festeste Stütze der letzteren.

Sitten oder Sion, Hauptstadt des Cantons Wallis, am rechten Rhôneufer, mit 2926 E. Die Ausnahme der Hauptstraße hat S. meist unansehnliche Gebäude. Bemerkenswerth sind jedoch das im gothischen Stil erbaute Rathhaus und die Kathedralkirche. Über der Stadt liegt das Schloß Majoria und auf steilen Felsen mit schöner Aussicht die Trümmer der Burg Laubillon und das noch ziemlich wohl erhaltene Schloß Valeria. In geringer Entfernung von der unweit S. gelegenen Schlachtfelde von la Planta, wo die Savoyer 1475 eine entscheidende Niederlage durch die Oberwalliser erlitten, erheben sich die romantischen Trümmer der Burgen Montorge und Seon.

Situation, Lage oder Stellung nennt man überhaupt das Verhältniß nach außen, in welchem eine Person erscheint; auch das Lebensverhältniß. Die Situation ist in schönen Künsten, welche den Menschen darstellen, von großer Wichtigkeit. Sowie in den darstellenden Künsten, welche zu dem äußern Sinne sprechen, die Lage, Stellung und Umgebung, in welcher sich die Menschenfigur befindet, den innern Charakter, Zustand oder die Handlung der dargestellten Person zu erklären vermag, wenn sie derselben angemessen erfunden ist, so sind in der erzählenden und dramatischen Poesie die Situationen (Verhältnisse, Zustände und Umgebungen) der Personen das, woran sich die poetischen Charaktere entwickeln, wie der wirkliche Mensch sich an gegebenen Verhältnissen entwickelt, nur daß die Situation und ihre Schilderung in der Erzählung mehr Ansprüche machen darf als im Drama, wo die Charaktere sich aus sich selbst entwickeln sollen. Hier sollen sie, und namentlich in der Tragödie, mehr durch die Handlungen der Personen selbst herbeigeführt sein, während sie dort mehr vom Zufall abhängig sein können. Daß sie auf eine unerwartete Weise eintreten, ist an sich kein Fehler, nur muß die Situation auf eine geschickte Weise vorbereitet und in das Gewebe der Handlung eingeflochten werden. Wo im Drama die Schilderung der Situationen die Charakteristik überwiegt, da tritt die

er zum Consultor des Heiligen Officium und zum Professor an der Universität ernannt wurde und sein Orden, auf des Cardinals Capri Betrieb, ihn zum Generalprocurator wählte. Im J. 1565 begleitete er den päpstlichen Legaten als Gesandtschaftstheolog nach Spanien und erwarb sich daselbst durch seine Predigten die Achtung Philipp's II. und der Großen. Pius V. erhob ihn zum Generalvicar des Franciscanerordens, zum Bischof von Sta.-Agata de' Goti und zu seinem Beichtvater. In diesen Ämtern drang er auf Abstellung der unter den Franciscanern eingerissenen Unordnungen; auch suchte er die Sitten der Geistlichkeit seines Sprengels zu verbessern. Schon 1570 wurde er Cardinal und nannte sich nun Montalto. Bekannt mit der Politik seiner Kollegen, glaubte er der dreifachen Krone am sichersten bei einem Betragen entgegenzugehen, das keine Eifersucht erweckte. Deshalb brauchte er seinen Einfluß auf Pius V. mit Mäßigung. Nach dem Tode desselben hielt er sich im Conclave von jeder Parteilung entfernt. Unter Gregor XIII. zog er sich fast ganz zurück. Sanft zeigte er sich gegen Jedermann; Beleidigungen ertrug er; seine armen Verwandten ließ er nur wenig von den Vortheilen seiner Erhebung genießen. Dagegen verwendete er seine Einkünfte auf wohlthätige Werke und gelehrte Unternehmungen. So hatte er Alles um sich her über seinen wahren Charakter getäuscht und die Mehrzahl der Cardinäle zu dem Glauben gebracht, daß ein Papst wie er sich am leichtesten lenken lassen werde. Gregor XIII. starb 1585 und Montalto wurde fast einstimmig zum Papst erwählt. Nach beendeter Wahl warf er noch in der Wahlkapelle den Stab, auf den er sich bisher gestützt hatte, plötzlich weg und trat zum Erstaunen Aller mit einer Kraft und Majestät hervor, die den selbstständigen Herrschergeist ankündigte. Mit energischer Strenge stellte er allenthalben die Ordnung im Kirchenstaate her. Sodann beschäftigten ihn große Bauten in Rom, die Tausenden Unterhalt gewährten. Die nach ihm benannte Wasserleitung, Aqua felice, der große Obelisk auf dem Plage vor der Peterskirche und die Triumphsäulen Trajan's und Marc Aurel's, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an der Tiber sind Denkmäler seiner Sorgfalt für den Glanz und das allgemeine Beste seiner Hauptstadt. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der vaticanischen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude und eine eigene Druckerei für die Herausgabe der Kirchenschriftsteller einrichtete. Aus dieser Druckerei gingen seine Ausgabe der Werke des heil. Ambrosius und die von ihm verbesserte Vulgata hervor. Zu Fermo im Kirchenstaate gründete er eine Universität, zu Rom das Collegium des heil. Bonaventura für junge Franciscaner und zu Bologna das Collegium Montalto. Die Kosten seiner Hofhaltung schränkte er ein und bewies große Mäßigung in der Sorge für seine Verwandten. Zur Verwaltung der Regierungs- und Kirchenangelegenheiten setzte er 15 Congregationen aus Cardinälen und andern Beamten nieder. Die Anzahl der Cardinäle setzte er auf 70 fest und alle Bischöfe der kath. Christenheit verpflichtete er, innerhalb dreier, fünf oder zehn Jahren ein mal nach Rom zu kommen. In theologischen Streitigkeiten beobachtete S. eine weise Neutralität. Desto lebendiger regte er sich in den politischen Händeln seiner Zeit. Der Plan, Deutschland in die ehemalige Abhängigkeit vom röm. Stuhle zurückzubringen, schlug freilich fehl; doch mußte er den Kaiser Rudolf II. zur Verfolgung der Ketzerei zu bewegen. Mit allen Regenten seiner Zeit blieb er in leidlichem Vernehmen, suchte aber einen durch den andern zu schwächen und von sich abhängig zu machen. Dabei beschäftigten ihn weit aussehende Entwürfe zur Vergrößerung seiner landesherrlichen wie kirchlichen Macht. Rußland wollte er durch den König Stephan Bathori und Aegypten durch den Großherzog von Tokana seinem Stuhle unterwerfen; doch vereitelte dies der Tod beider Fürsten. Bei seinem Eingreifen in die Zeitereignisse und bei seiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus selbst zu regieren, mußte er sich der rastlosesten Thätigkeit hingeben. Durch ein ausgedehntes System der Spionerie setzte er sich von Allem in Kenntniß. Seine tiefe Geschäftskenntniß und die Überlegenheit seines gewandten Geistes floßten Jedem, der ihm nahe kam, Bewunderung ein. Berühmt sind die witzigen Antworten, mit denen er gleichsam scherzend Gegner niederschlug und seine Absichten durchsetzte. Im Herzen war er kalt, in seinen Berechnungen schlau und umsichtig, gegen seine Umgebungen verschlossen und bis zur Härte fest in Allem, was er sich vornahm. Politische Rücksichten hatten bei ihm in der Regel das Übergewicht über die religiösen. Geliebt wurde er nicht, aber allgemein gefürchtet. Als er 24. Aug. 1590 starb, riß das durch seine Auflagen erbitterte Volk die ihm vom Senat auf dem Capitol errichtete Bildsäule nieder. Die Vermuthung, sein Tod sei auf Betrieb des span. Hofes, den er sich durch seine Kälte gegen die Ligue und durch Annäherung an Heinrich IV. von Frankreich zum Feinde gemacht hatte, durch Gift beschleunigt worden, ist auf keine hinreichenden Beweise gestützt. Vgl. Tempesti, „Storia della vita e gesti di Sisto V.“ (2 Bde., Rom 1754).

aber werden Skalden die Dichter genannt, welche die Dichtkunst (Skaldskapr) als einen Beruf ausübten, zu dem des Versbaus und namentlich der anspielenden, bilderreichen, das Gewöhnliche verkleidenden Dichtersprache wegen eine kunstmäßige Vorbildung erforderlich war. Diese zum Theil auf alter Überlieferung beruhende künstliche, räthselhafte Dichtersprache, deren Anwendung die für diesen Zweck besonders verfaßte „Skalda“ in der jüngern Edda lehrt, galt als wesentliches Erfoderniß für die Skaldenlieder: sie war der Schmuck, den sie den geschichtlichen Ereignissen, die sie sangen, anlegten. Denn die, die Thaten der Lebenden oder der Ahnen durch Gesang zu feiern, war, wenn auch nicht der einzige Gegenstand ihrer Poesie, doch ihre eigentliche Bestimmung. Darum wurden die Skalden von den Fürsten an die Höfe gezogen, um die Sänger ihrer Geschichte zu sein; dafür erhielten sie von denen, zu deren Ehre sie sangen, reichen Lohn, denn man strebte danach, von berühmten Skalden gefeiert zu werden. Nur sehr wenige Skaldengebichte haben sich vollständig erhalten; um so größer ist dagegen die Zahl der Bruchstücke, welche theils in der jüngern Edda, theils in den Sagas und Snorri's „Heimskringla“ dort zur Veranschaulichung, hier zur Bewahrheitung des Gesagten aufbewahrt sind. Ein Verzeichniß der berühmtesten normeg. und isländ. Skalden unter dem Namen „Skáldatal“ aus dem 13. Jahrh. findet sich in der upsalaer Handschrift der jüngern Edda, abgedruckt in Einarsen's „Historia literaria Islandica“. Die Lieder der Götter- und Heldensage, welche in der Edda (s. d.) zusammengestellt sind, rühren aus einer Zeit her, in welcher wenigstens ein bestimmter Stand der Skalden, wie es später geschah, sich noch nicht gebildet hatte. Die Namen Derer, die sie gedichtet, werden nicht genannt. Ihr Inhalt ist ein anderer, mythischer, auch der Charakter ihrer Sprache ist großartig-einfacher, daher werden sie von den vorzugsweise so genannten spätern Skaldenliedern bekannter Skalden gewöhnlich unter dem Namen Eddalieder unterschieden, obwohl sie selbst als der Grundstamm zu betrachten sind, aus dem in allmähligem Übergange später die Skaldendichtung im engeren Sinne entstand.

Skamander (griech. Skamandros), ein nicht sehr bedeutender Fluß im Gebiete von Troja in Kleinasien, nach Homer bei den Göttern Xanthos genannt, entspringt am Berge Ida aus zwei Hauptquellen, von denen die eine kaltes, die andere warmes Wasser führte, was neuen Reisende bestätigen, durchströmt dann südwestlich von der Stadt Troja die Ebene und fällt, nachdem er sich mit dem Simois vereinigt hat, etwas nördlich von Sigeum in das Meer. Der jetzige Name ist Skamandro oder Menderes-Su.

Skanderbeg, der Held von Albanien, hieß eigentlich Georg Kastrioti und ward 1404 als der jüngste Sohn Johann Kastrioti's, des Herrn von Nemathia in Albanien, und der serb. Prinzessin Voisawa geboren. Als Sultan Murad 1423 zum ersten mal in Epirus eindrang, wurde der neunjährige Knabe mit seinen drei Brüdern als Geisel an den Sultan zu dessen Dienst in Serail abgegeben. Ausgezeichnet durch körperliche Bildung und durch geistige Anlagen, wurde er beschneitten und zum Moslim erzogen; 19 J. alt erhielt er einen Sandschak. Durch tapfere Thaten erwarb er sich den Namen Iskenderbeg, d. i. Fürst Alexander. Als jedoch nach dem Tode seines Vaters 1432 der Sultan dessen Fürstenthum einzog, erbitterte dies S. Bereits waren seine drei Brüder an langsamem Gifte gestorben; ein Gleiches stand ihm bevor. Daher entwich er, 29 J. alt, aus dem Heere und erzwang von dem Staatssecretär des Sultans einen Befehl an den Befehlshaber von Kroja (jetzt Athissar) in Albanien, dem Vorzeiger die Festung als seinem Nachfolger zu übergeben. Kaum hatte er den Befehl in Händen, so hieb er den Secretär nieder und entfloh 10. Nov. 1443 in das Waldgebirge am Drino. Hier sammelte er 600 Flüchtlinge und Bergbewohner, denen er, als er Kroja übernommen, Nachts die Thore öffnete. Die türk. Besatzung wurde im Schlafe ermordet. Hierauf berief er seine Verwandten und alle tapfern Albanesen nach Kroja zur Befreiung des Landes. Die Festungen öffneten ihm ohne Widerstand die Thore und nach 30 Tagen war S. Herr von ganz Albanien. Jetzt berief er die benachbarten Fürsten Albaniens nach Lissus (Alessio, am Ausflusse des Drino). Sie erkannten ihn an als ihren Oberherrn und zahlten Tribut. Darauf zog er mit 8000 Reitern und 7000 Fußgängern einem türk. Heere von 40000 Mann unter Ali-Pascha entgegen und schlug ihn gänzlich; drei andere Paschas erlitten ähnliche Niederlagen. Endlich im Mai 1449 griff ihn Murad selbst mit 100000 Mann an, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre belagerte Murad Kroja, S. nöthigte ihn aber, die Belagerung aufzuheben. Nach Murad's Tode 1451 behauptete sich S., obwohl einige male geschlagen und durch den Abfall einiger Feldherren geschwächt, dennoch im Besitze von Albanien gegen die Heere Mohammed's II., sodaß dieser ihn endlich in dem Frieden von 1461 das Land überlassen mußte. Nach drei Jahren, als Pius II. einen Kreuzzug ausgesprochen, brach S., überredet durch Venedigs Gesandten und den päpstliche

zur Sicherung und Weiterbildung unter günstigeren Verhältnissen übergeführt wurde. Die alt-norweg.-isländ. Literatur umfaßt einen Zeitraum von ungefähr viertelbahundert Jahren, abgegrenzt einerseits durch Einführung der lat. Schrift und deren Übertragung auf die heimische Sprache in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh., andererseits durch den Untergang der politischen Freiheit Islands und die in Folge davon allmählig ablassende literarische Thätigkeit gegen das Ende des 14. Jahrh. Doch wie diese auf Island nie ganz aufhörte, so reichte auch Dichtung und Saga weit über jenen Anfang hinaus: daß Gedichte ohne Schrift entstehen und sich Jahrhunderte hindurch bis zu ihrer Aufzeichnung treu erhalten, war wie anderwärts so auch hier der Fall; daß jedoch auch prosaische Composition vor der Schrift und nicht wie sonst erst mündlich und in Folge derselben stattgefunden und nur auf dem Wege mündlichen Vortrags der Schrift überliefert worden, dies scheint der alt-norweg.-isländ. Literatur eigenthümlich zu sein. (S. Saga.)

Die poetische Literatur läßt in ihren zum überwiegenden Theil nur fragmentarischen Überresten einen starken, kaum irgendwie vermittelten Gegensatz wahrnehmen zwischen älterer einfacher und späterer künstlicher Poesie, von denen erstere durch die Gedichte der ältern Edda, letztere durch die Skaldendichtung repräsentirt wird. Jene, die für uns in vieler Hinsicht wichtigsten Denkmäler der nordischen Poesie, aus denen uns die strenge Gedrungenheit, die gewaltige Kraft, die kühne Größe der altheidnischen Zeit mächtig entgegentritt, gehören dem nationalen Epos an. Es sind die Lieder (Lied = *ljod*; *Quida*) der Götter- und Heldensage und dürfen in der Gestalt, wie sie angeblich durch Sämund in der ältern Edda (s. d.) gesammelt vor uns liegen, zum größten Theil mindestens dem 8. Jahrh. mit Sicherheit zugeeignet werden. Zu ihnen gehören der Göttersage an die in der „*Völuspá*“ und dem „*Hyndluljóð*“ ausgesprochenen Weissagungen vom Schicksal der Welt und der Götter, die Lieder von Thor's Kämpfen mit den Riesen in der „*Hymiskvida*“, „*Thrymskvida*“ und „*Harbardsljóð*“, die „*Vegtamskvida*“ (das Lied vom Wanderer, Odin, über Balder's Geschick) und „*Hrafnagaldur Óðins*“ (Rabentruf Óðins über Balder's Tod); der Heldensage das Lied von Völund (Wieland dem Schmied), die Lieder von den beiden Helden und die Lieder aus dem Sagenkreis der Nibelungen, von Sigurd (Siegfried), von Brynhild und von Gudrun, zu denen ein drittes im 11. Jahrh. gedichtet wurde, die Klage der Oddrun, und die etwas jüngern, von dem Ort der Abfassung im südlichen Norwegen grönländische genannten Lieder von Ueli Brynhild's Bruder („*Atlamáli*“ und „*Atlakvida*“). Als das volksmäßige epische Lied, dem wegen seiner Einfachheit das historische Epos kamal vom Anfang des 9. Jahrh. noch anzuschließen ist, verhaltete, bildete sich im 9. Jahrh. die kunstmäßige Skaldenpoesie, die zwar auch noch, doch selten, wie es scheint, den Stoff aus der Mythologie nahm, wie die in Snorri's jüngerer Edda (s. d.) enthaltenen Bruchstücke aus Skaldenliedern des 9. und 10. Jahrh., dem „*Haukslög*“ und der „*Thorsdrapa*“, zum Ruhme Thor's bezeugen, deren eigentlicher Gegenstand aber doch das historische Lied, zumal das Loblied (*Drapa*) war, zu dessen reicher Einkleidung sie auch die Mythologie verwendete. Als der früheste und den Skalden wird Bragi genannt, der noch vor Harald Haarschön's Zeit gelebt; doch ist die zugeschriebene *Drapa* auf Ragnar Lodbrok aus späterer Zeit. An Harald's Hofe aber lebte nach der Mitte des 9. Jahrh. Thiodolf von Hvin, der die Götter zu Königen machte. Berühmt waren in derselben Zeit die Schlachtbilder des Thorbiörn Hornklofi. In das 10. Jahrh. fällt die eigentliche Blüte der skaldischen Dichtung in Norwegen und Island. Zwei ihrer vorzüglichsten Werke noch im alten Verstande, das „*Eiríksmál*“, von einem unbekannten Norweger auf die Ankunft des Königs Eirik Blutart, der 952 starb, in Valhalla gedichtet, und des wegen der Macht seines Gesangs Skaldaspillr (Skaldenverderber) benannten norweg. Eyvind „*Hakonarmál*“ auf den Fall Hakon's des Guten 963, stammen aus dieser Zeit. Damals lebten auch Isländer Einar Sklaglanni, den der Zarl Hakon, 978—996, derselbe, der einen andern Skalden Thorleif wegen eines Spottliedes, des „*Jarlsnid*“, ermorden ließ, für sein Lobgedicht, die „*Völakla*“, mit einem vergoldeten Schilde beschenkte, sowie, der unter den Isländern den größten Ruhm erwarb, Egill Skallagrímsson, von dem drei größere Gedichte, „*Höfuðlausn*“ (Hauptlösung), mit dem er sich aus einer Lebensgefahr bei Eirik Blutart 938 rettete, und die Trauerdichte auf den Tod seines Sohnes, das „*Sonartorrek*“ (Sohnesverlust), und seines Freundes Arinbiörn, die Arinbiörnardrapa, in seiner Saga enthalten sind. Egill soll auch das Fahren fremde Höfe bei den isländ. Skalden, deren viele genannt werden, aufgebracht haben. Seit im 11. Jahrh., in welches das „*Krakumál*“ auf Ragnar Lodbrok gehört, verfällt die Skaldendichtung nicht allein in der Kunstmäßigkeit ihrer Form, sondern auch in ihrem Gehalt; bei der historischen Genauigkeit und Ausführlichkeit, die gefordert wurde, näherte sich das historische Lied immer mehr der prosaischen Erzählung; doch verstummte die skaldische Poesie erst nach

des 13. Jahrh. gänzlich, als mit Hakon VI. die Begünstigung der Skalden als Hofdichter hört hatte. Neben dem altscand. Liede und zum Theil ihm angeschlossen erscheint auch omische Dichtung, das Spruchgedicht in der ältesten Zeit der skandinav. Poesie, in welche *Lavamál* (des Hohen, d. i. Odin's Rede), das in dem zweiten Sigurdsliede enthaltene „*Fasli*“, das „*Rigsmál*“ über den Ursprung der Stände und die Zaubersprüche der Runenlieder n sind, wie denn auch die Räthselweisheit (*Gelspeki*) *Heidrek's* viel älter ist als die „*Hervara*“, welche sie erhalten hat. Aus Nachahmung des Alten gingen im 11. und 12. Jahrh. den Gedichte hervor, welche „*Grougaldr*“ und „*Solarljod*“ heißen und Lebensregeln, jenes idnischen Standpunkt, dieses vom christlichen aus, vortragen. Auch eine christlich-geistliche, die sich in Lobgesängen und in Bearbeitungen von biblischen Geschichten und Heiligenkund that, kam noch im 14. Jahrh. in Island auf. Berühmt war namentlich das in *Drottstrophon* von Enstein *Asgrimsson* um die Mitte jenes Jahrhunderts abgefaßte Lied n“ auf die Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria. Daß das vorzugsweise sogenannte Lied schon früh vorhanden war, ist glaublich und Spuren von ihm finden sich schon vor dem 11. Jahrh.; doch scheint es sich erst später, nach dem Verfall der Kunstpoesie, reichlicher entfaltet zu haben. Von den in großer Zahl vorhandenen isländ. *Rimur* gehen kaum einige über das 11. Jahrh. zurück, und die schönen dän. *Rámpesviser*, wenn sie auch schon im 14. Jahrh. vorhanden, gehören doch in der ältesten Gestalt, in der wir sie besitzen, erst dem 15. und 16. Jahrh. an. und ebenso die noch im Volksmunde lebenden schwed. und norweg. Volkslieder an. Legt man zum ersten male von Landstad gesammelt worden („*Norske Folkeviser*“, Christ. 1853). dahin gehören auch die Lieder, die sich auf den *Färöern* in einem eigenen isländ. Dialekte erhalten und schon früher von *Lynghy* („*Færöiske Quaeder*“, *Manders* 1822), neuerdings *Amershaimb* („*Sjurdar Kvaedi*“, Heft 1, Kopenh. 1851) aufgezeichnet worden sind. Prosa beginnt in Island zu Anfang des 12. Jahrh., wo *Uri*, der Weise genannt, zuerst die Geschichte seiner Insel und deren allmäliger Bevölkerung kurz in dem „*Islendingabok*“, richtiger in dem „*Landnamabok*“ schrieb, das zuerst *Sturla Thordsson*, der Verfasser der ersten „*Sturlungasaga*“ in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. beendete. Diesen ersten Erzählungen folgte im 12., 13. und 14. Jahrh. eine große Zahl von Niederschreibungen, die in prosaischer Form theils die alte Heldensage, theils die Thaten der Könige und Männer oder einzelner Geschlechter erzählt wurden und die alle das nord. Wort *Saga*, d. i. *Sögur*, bezeichnet. (S. *Saga*.) Solche *Sögur*, die in Hinsicht auf den Inhalt die ältesten, auf die Darstellung einen der werthvollsten Theile der altscand. Literatur bilden, und Skaldenlieder gehörten zu den Quellen, aus denen *Sturluson* (s. d.) seine nord. Geschichte unter dem Namen „*Heimskringla*“ in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zusammenstellte. Neben dem Einheimischen wurden nach dem Ende des 11. Jahrh. besonders auch viele Sagen des südlichen Europa, so die von *Artur*, *Merlin*, *Alexander*, *Karl* und seinen *Paladinen*, von den *Sieben weisen Meistern*, durch Übersetzung in die isländ. Literatur aufgenommen, der die Thätigkeit von Geistlichen im 14. Jahrh. und auch biblische und Weltchroniken und Legendenerzählungen zuführte. Die aus der Fremde herübergebrachte und geholtte Gelehrsamkeit der damaligen Zeit beschäftigte viele Isländer; aber auch die heimische Sprache sowie die heimische Dichtung wurde von ihnen theoretisch behandelt. Hierher gehört namentlich und vor allem die jüngere *Edda*, die dem *Snorri Sturluson* zugeschrieben wird und die nach einer prosaischen Aufzeichnung des alten Sagenstoffes in einem zweiten Theile, der *Skalda*, eine Zusammenstellung poetischer Umschreibungen, Benennungen und Regeln und eine Verlesung enthält, dem später ein dritter, grammatische und rhetorische Regeln enthaltend, beigefügt ist. Endlich ist auch die Sammlung von Notizen über *Naturgeschichte* und von Regeln für das Leben am Hofe und für den König selbst zu erwähnen, die, vielleicht schon aus dem 12. Jahrh. stammend, den Namen „*Konungsskuggsjá*“ (Spiegel) führt (herausgeg. von *Halfdan Einarson*, *Copenh.* 1768; von *Keyser*, *München*, *Christ.* 1848).

Unter den Gesetzbüchern ist das älteste das der Isländer, „*Grágás*“, d. i. *Graugans*, in späterer Zeit genannt, vielleicht um es als älteres Recht von den spätern Gesetzen der Könige zu unterscheiden; aus dem alten Recht wurde es auf des Gesetzsprechers *Bergthor* Antrag zusammengeordnet und 1118 von dem *Althing* gebilligt (herausgeg. von *Sveinbjörnssen*, mit Einleitung von *H. E. Kopenh.* 1829; neue Ausg. von *Finsen*, *Kopenh.* 1850 fg.). Das christliche Kirchenrecht (*Kristinrettr*) (herausgeg. von *Thorkelin*, *Kopenh.* 1755), stellte 1123 der Bischof *Thorlak* auf. Nach der Unterwerfung Islands wurde zuerst das von König *Hakon* dem Alten

es Innern, sowie zugleich des Hauptconseils für die Pflege der Wohlthätigkeitsanstalten, hier seiner unmittelbaren Leitung entstanden die musterhaften Haftgefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock und Siedlez, die Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Siedle, die Rettungs- und Arbeitshäuser in Warschau und Kalmaria und das Institut für sittlichwahrloste Kinder. Hierauf wurde er 1842 Präsident der Asscuranzendirection und Präsident des Oberconseils der Wohlthätigkeitsanstalten. S. nimmt aber auch in der Literatur als Romanschreiber, Novellist und auch als dramatischer Dichter einen hohen ein. Unter seinen zahlreichen Erzählungen gehören „Pan Stargsta“ (2 Bde., Warsch. 1842), „Dodosiński“ (2 Bde., Bresl. 1838), „Pamiętniki Soglasa“ (Warsch. 1845) zu den in der poln. Literatur.

Starga (Piotr Pawełski), der berühmteste Kanzelredner Polens im 16. Jahrh., bereits von seinen Genossen der poln. Chrysostomus genannt, wurde 1536 in der masovischen Stadt Iędrzyna geboren. Auf der Universität Krakau gebildet und zum Doctor der Philosophie promovierte Zeit lang Erzieher des durch seine Schicksale und Liebe für die schwed. Prinzessin berühmt gewordenen Wojewodensohnes Jan Teczynski, trat er 1563 nach seiner Rückkehr dem Jüngling aus Wien in den geistlichen Stand und wurde Propst in Rohatyn und er und Kanoniker in Lemberg. Das wachsende Ansehen des damals auch in Polen, zu- in Braunsberg, durch den Cardinal Hosius eingeführten Jesuitenordens weckte in dem berühmt gewordenen Redner den Gedanken, in den Jesu-Orden zu treten. Er ging 1568 nach Rom und lehrte mit gesteigertem Ruf eines vollendeten Theologen als Jesuit 1571 in Prag zurück. Jetzt begann erst seine eigentliche Wirksamkeit als Kanzelredner und Bekehrer der Andersgläubigen, und seiner hinreißenden Beredsamkeit ist es größtentheils zuzuschreiben, daß Polen sich wiederum dem Katholicismus zuwandte. Er wirkte zunächst als Prediger und Pöbiger an der Seite des Bischofs Protasiewicz in Wilna, dann während 25 J. als Pöbiger des Königs Sigismund III. in Warschau. Zuletzt verließ er den Hof und zog in die einsame Ordenszelle nach Krakau zurück, wo er einige Monate später 1612 starb. Diese Gelehrsamkeit, gewissenhafte Überzeugung, christliche Tugenden, Aufopferung, reine Absichten, namentlich aber die begeisterte Vaterlandsliebe, die ihn in seinen Tagpredigten zum Propheten der Schicksale Polens machte, zeichneten ihn aus. Seine Predigten und Reden stehen bis jetzt als ein unübertroffenes Muster der Beredsamkeit und Sprachvollendung da. S.'s „Sonn- und Feiertagspredigten“, „Predigten über die sieben heiligen Sacramente“, „Reichstags- und Gelegenheitspredigten und Reden“ sind öfter einzeln und gesammelt (Wilna 1738) erschienen. Sein berühmtes Werk „Lebensbeschreibungen der Heiligen Alten und Neuen Testaments für alle Tage des Jahres“ (Zywoty Swietych) hat über 100 Auflagen erlebt. Außer vielen polemischen Schriften verfaßte er auch eine „Kirchengeschichte“ nach Baronius (Krakau 1603).

Karpanto, Karpatho oder Roje, eine türk. Insel an der südöstlichen Grenze des Ägäischen Meeres, zwischen Kreta und Rhodus, ist etwa 4 M. groß, gebirgig und felsig, hat wenig fruchtbaren Boden, aber mehrere sichere Ankerplätze und zählt 6500 meist griech. Einwohner. Hauptort ist Arkassa an der Westküste. Im Alterthum hieß die Insel Karpathos und das umliegende Meer bei den Griechen das Karpathische Meer. Im J. 305 v. Chr. trugen dabei Rhodier einen Seesieg über Demophilus und eine Flottenabtheilung des Demetrius I. davon.

Stichon heißt der besonders von dem griech. Dichter Hipponax (s. d.) gebrauchte iambische Vers, der zwar aus einem vollkommenen Trimeter besteht, statt des letzten Jambus aber ein Strophäus oder Trochäus hat.

Skelet (sceletum oder sceletus) nennt man gewöhnlich das von den Weichtheilen befreite Gerüst eines thierischen Körpers in seiner natürlichen Gestalt. Entweder sind die Knochen durch die Gelenkbänder, welche man dann zur fernern Aufbewahrung mit einem dick abhaltenden Firniß überzieht, verbunden, oder diese sind gleichfalls entfernt und die Knochen durch Drähte, Schrauben oder dgl. aneinander befestigt; im erstern Falle nennt man das ein natürliches, im letztern ein künstliches Skelet. Von kleinern Thieren oder solchen, die viele kleine Knochen besitzen, ebenso von Kindern und jungen Thieren, bei denen die Knochen noch nicht verknöchert sind, lassen sich fast nur natürliche Skelete fertigen. Ist das Gerüst der verschiedenen Thierclassen schon so charakteristisch, daß man leicht, ohne Näheres zu sein, aus dem Skelet die Classe, zu der es gehört, zu erkennen vermag, so kann der Naturforscher aus verschiedenen Merkmalen bei Skeleten von Menschen und größern

dazu die Kriegsgefangenen, die er früher zu tödten pflegte. Im ganzen Alterthum war es völlerrechtlicher Grundsatz, Diejenigen als Sklaven zu betrachten, die in des Siegers Hände fielen. Das Bedürfnis nach Sklaven veranlaßte sogar in der Folge Kriege und Menschenraub und gab auch dem Sklavenhandel eine regelmäßige, ausgebreitete Einrichtung.

Neben allen übrigen Völkern des Alterthums hatten auch die, welche den größten Einfluß auf unsere Civilisation geübt, die Juden, Griechen und Römer, ihre gesellschaftliche Ordnung auf die Sklaverei gegründet. Bei den Juden fanden, wie bei ihren Nachbarn in Syrien und Arabien, alle Arten der Sklaverei und des Sklavenerwerbs statt. Sie besaßen Sklaven, die sich aus Noth verkauft hatten, die von Andern oder von ihren Ältern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub die Sklavensessel trugen, die als Sklaven geboren waren. Das mosaische Gesetz machte einen Unterschied zwischen einheimischen (hebräischen) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erstere mußten nach sechsjähriger Dienstzeit freigegeben werden, wenn sie nicht für immer auf Loslassung feierlich verzichteten; die fremden blieben in ewiger Leibeigenschaft. Die Kinder der fremden wie der einheimischen Sklaven waren ebenfalls das ewige Eigenthum der Herren. Daß die Gewalt der Juden früher über ihre Sklaven sehr groß war, beweisen die Einschränkungen, welche das mosaische Gesetz traf. Bei den Griechen mochte in der ältesten Zeit die Sklaverei wenig üblich sein. Doch schon zu Homer's Zeiten wurden die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht. Nach Athenäus breiteten die Chier, die ihre Minen durch Sklaven bebauten, das Sklaventhum über Griechenland aus. Zur Blüthezeit der griech. Republiken war die Sklavenbevölkerung fast überall zahlreicher als die der freien. Man fühlte bereits die Last und Gefahr der ungeheuern Sklavenmassen, wußte sich aber nicht zu helfen. Auch war die Sklaverei so sehr Grundlage aller Verhältnisse geworden, daß man diese Barbarei für nothwendig hielt. Die griech. Philosophen, wie Plato und Aristoteles, gaben zwar zu, daß die Sklaverei gegen die menschliche Natur sei, behaupteten aber, sie sei gerecht, weil der Staat ohne sie nicht bestehen könne. In einigen griech. Staaten bestanden die Sklaven aus gekauften Barbaren, in andern aus den Nachkommen unterjochter Griechen. Auch die Lage der Sklaven war in den einzelnen Staaten sehr verschieden. In Sparta gehörten die Sklaven nicht dem Einzelnen, sondern dem Staate. Dieselben hießen Heloten (s. d.), weil sie die Nachkommen der unterjochten Bewohner von Helos waren. Später wurde auch die Bevölkerung der eroberten Landschaft Messenien in das Sklavenjoch gezwungen. Da nach den Gesetzen des Lykurgus dem freien Spartaner erwerbende Beschäftigungen untersagt waren, lag den Sklaven jedes Geschäft ob, besonders aber der Landbau. Kaum wurde die menschliche Natur je ärger zertreten als in den spartan. Sklaven. Man zwang sie zu Lastern und Ausschweifungen, um ihre moralische Energie zu brechen und der spartan. Jugend ein abschreckendes Beispiel zu geben. Weil sich die Sklavenbevölkerung drohend vermehrte, vertilgte man sogar dieselbe von Zeit zu Zeit durch Sklavenjagden. Trotz dieser Barbarei und der harten Überwachung kam der spartan. Staat mehrmals in Gefahr, von seinen Sklaven überwältigt zu werden. In Athen genossen die Sklaven bei immer noch sehr harten Gesetzen eine bessere Behandlung. Die Athener kauften die Sklaven aus allen Völkern und beschäftigten sie im Hause, bei den Gewerben und auf dem Felde. Mit dem Luxus nahm ihre Zahl sehr zu. Gegen das J. 300 v. Chr. zählte Athen 21000 Bürger, 10000 Schutbürger und 400000 Sklaven. Auch der Staat hielt viele Sklaven, die man besonders als Ruderknechte benutzte. Wurde ein Sklave vom Herrn zu arg mißhandelt, so konnte er ein bestimmtes Zeichen auffuchen, wo sich dann der Staat seiner erbarmte. Die Freiheit erlangten die athen. Sklaven durch Loskauf aus dem Nebenverdienst und die Freigebung gütiger Herren. Auch ließ der Staat Sklaven frei, die ausnahmsweise Kriegsdienste geleistet und sich sonst patriotisch betragen hatten. Sehr zahlreich waren die Sklaven zu Agina und Korinth, wo man sie bei Handel und Schifffahrt verwendete. In der Landschaft Phocis widersezte man sich lange der Einführung der Sklaverei, weil man mit Recht die Schmälerung des Erwerbs der ärmern Bevölkerung fürchtete.

Am meisten ausgebildet und mit Sitte, Ökonomie und Politik verwachsen war das Sklaventhum bei den Römern. Das Familienleben schon trug hier mehr als anderswo das Gepräge der Knechtschaft. Der Familienvater besaß in den frühern Zeiten der Republik die ungedehnteste Gewalt über das Leben und die Freiheit seiner Kinder. Nach ältern Rechten mußte auch der Schuldner mit der Freiheit büßen, wenn er den Gläubiger nicht anders befriedigen konnte. Bei schweren Verbrechen wurde der röm. Bürger zum Sklaven degradirt, damit man an ihm die Strafe vollziehen konnte. Die enge Weltanschauung des Römers, sein stolzes Ver-

nung oder dadurch bewirkt werden, daß der Herr den Sklaven vor eine hohe Magistratsperson brachte und ihn unter gewissen Ceremonien für frei erklärte. Der Sklave wurde hierbei vom Victor mit einem Stäbchen (*vindicta*) berührt und erhielt als Zeichen der Freiheit einen Hut. Später konnte auch eine derartige Erklärung vor dem Geistlichen in der Kirche abgegeben werden. Nur der auf solche feierliche Weise Freigelassene wurde röm. Bürger, vorausgesetzt, daß der Herr selbst das Bürgerrecht hatte. War letzteres nicht der Fall, so trat der Freigelassene nur in die Classe der Latiner oder gar in die der Provinzialen. Der Freigelassene (*libertus*), selbst wenn er das Bürgerrecht gewonnen, besaß indessen immer noch nicht alle Rechte eines Vollbürgers. Mit der Verbreitung des Christenthums häuften sich zwar die Freilassungen und verbesserte sich das Loos der Sklaven durch fromme Herren und christliche Kaiser immer mehr, aber die Sklaverei selbst verschwand nicht, auch als das Christenthum Staatsreligion wurde, sondern überdauerte die Zertrümmerung des Römischen Reichs. Eine tiefeingehende Darstellung der röm. Sklaverei, welche ein neues Licht auf die innere Geschichte des Römthums werfen würde, ist noch nicht vorhanden. Vgl. Wallon, „*Histoire de l'esclavage dans l'antiquité*“ (3 Bde., Par. 1847—48).

Bei den Völkern Asiens, deren Lebensanschauung, Sitte und Verfassung immer dieselben geblieben sind, hat sich auch die Sklaverei in ihren ursprünglichen naiven Formen erhalten. Die Sklaven des Orients tragen mehr den Charakter des Hausgefindes, stehen schon durch den politischen Druck, den Alle empfinden, ihren Herren näher und halten ihren Stand nicht für eine Schande, sondern für ein Schicksal. Auch der Islam hat die Sklaverei bestehen lassen und alle mohammed. Völker in Asien, Afrika und Europa pflegten dieselbe bis auf die Gegenwart. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenossen als Sklaven zu halten, empfiehlt den Herren Milde und bezeichnet die Freilassung als ein verdienstliches Werk. Daß Mohammed und seine Nachfolger, die Khalifen, Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht, davon ist keine Spur vorhanden. An den Höfen der Khalifen gab es meist nur Negerklaven, die man aus dem Innern Afrikas durch Handel bezog. Erst in den Kreuzzügen scheinen die Mohammedaner in Asien die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Die Kreuzfahrer verübten jedoch im Orient an den Mohammedanern ein Gleiches. In den unmittelbaren Ländern des Osmanischen Reichs, bei den Türken, hat die Sklaverei einen äußerst milden Charakter angenommen. Die Türken unterhalten dieselbe gegenwärtig theils durch Ankauf von Negern, theils durch Ankauf von Weißen aus den kaukas. Gebirgsländern. Wiemol die Negerklaven nicht weniger menschlich behandelt werden, machen doch gewöhnlich die Jünglinge, Mädchen und Kinder, welche aus dem Kaukasus auf die türk. Sklavenmärkte kommen, ein weit größeres Glück. Die Weiber füllen die Harems, den Männern steht als Dienern der Großen die Laufbahn zu den höchsten Ämtern und Ehrenstellen offen. Zu manchen Hofämtern ist sogar die Eigenschaft des Sklaven erforderlich. Die Verarmung der Türken im Allgemeinen ist Ursache, daß bei ihnen die Zahl der Sklaven außerordentlich abgenommen hat. Die Beschäftigung der türk. Sklaven ist eine häusliche. Ein gutes Betragen und der Übertritt zum Islam vermindert seine Lage in die des Diensthoten. Gewöhnlich werden die Sklaven verheirathet, und ihre im Hause geborenen Kinder gelten als Familienglieder und verwischen oft die Spuren ihrer Herkunft durch Heirath. Einen weit rohern Charakter trägt die Sklaverei bei den Mohammedanern der afrik. Nordküste. In dem unabhängigen Reiche Marokko, in den Barbarenstaaten Tunis und Tripolis, ehemals auch in Algier, bestand seit dem Mittelalter neben der Negerklaverei auch die Sklaverei der Weißen, die durch Seeraub gegen alle christlichen Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Die Vernichtungskämpfe der Christen und Mauren in Spanien und die allmälige Zurückdrängung der Letztern auf die afrik. Küste entwickelten diesen Menschenraub und gaben ihm die Wuth eines Religionskriegs. Die grausame Behandlung, welche die Christenklaven durch die Mauren erlitten, die Standhaftigkeit, womit nicht selten die Gefangenen eher das härteste Loos ertrugen, als daß sie sich durch Annahme des Islam Milderung verschafften, die Abenteuer, unter welchen sich viele aus den Händen der Barbaren retteten, unterhielten bei den Europäern bis in das 19. Jahrh. einen glühenden Haß und romantische Schauer. Schon im 13. und 14. Jahrh. vereinigten sich Franzosen, Engländer, Genueser und Venetianer zu Kreuzzügen gegen die afrik. Küste, die jedoch wenig fruchteten. Die Zerstückelung der Küstenländer in kleinere Staaten, der Fall von Granada und die Vertreibung der letzten Mauren und Juden 1492 vom span. Boden, endlich die Unterwerfung der Barbaren im Anfange des 16. Jahrh. unter die türk. Herrschaft steigerten den See- und Menschenraub bis zur Hemmung des Verkehrs, ja das Unwesen nahm sogar die Gestalt eines systematischen

erbes an. Schon Ferdinand der Katholische, die Portugiesen, Karl V. und dessen Nach-
r versuchten die Bezwingung der Raubstaaten; doch alle diese Expeditionen hatten nur
nblidlichen Erfolg. Sämmtliche christliche Mächte mußten sich deshalb durch Geschenke
ährlichen Tribut Frieden von den Barbaren erkaufen, der nur schlecht oder gar nicht ge-
r wurde. Auf dem Congresse zu Wien beschloß man endlich die gemeinsame Zügelung
rit. Raubstaaten, ließ es aber beim Beschluß bewenden. Die vielfachen Verationen, die
reich von dem mächtigsten der Raubstaaten, von Algier, erlitt, bewogen endlich die franz.
rung im Sommer 1830 zur Eroberung und Besiznahme dieses Landes als franz. Colonie.
h die Abhängigkeit, die Furcht und die Aufsicht, in welche seitdem auch die übrigen Bar-
ten geriethen, ist zwar die Seeräuberei erloschen, allein noch immer leben in Marokko und
lis christliche Europäer als Sklaven. Dagegen hob der Bei von Tunis in seinem Gebiete
den Sklavenhandel und 1846 die Sklaverei der Schwarzen wie der Weißen auf, wäh-
Frankreich in Algier die Negerklaverei bis 1848 beibehielt. In den mohammedan. Rei-
und Provinzen im Innern von Afrika besteht die größere Masse der Bevölkerung aus
rzen Sklaven, die jede Arbeit im Hause und auf dem Felde verrichten. Man erlangt diese
en theils durch Krieg, theils durch Handel mit den heidnischen Negerstämmen. Nur die
jere Zahl der Sklaven wird wieder ausgeführt. Die Zahl der Negerklaven, die jährlich
ie Märkte von Marokko, Tripolis, Agypten, der Türkei und Arabien gelangen, schätzt
auf 50000. Die eine Hälfte wird durch den Wüstenhandel, die andere durch arab. See-
bezogen, welche ihre Opfer von der afrik. Nordostküste holen. Den Handel zur See be-
ht vorzüglich der Imam von Maskat, der die Sklaven zu seinen Pflanzungen auf Zan-
braucht. In Folge eines Vertrags mit den Briten verdrängte derselbe seit 1823 die
und portug. Sklavenhändler von der Ostküste, ohne jedoch das Gewerbe selbst aufzugeben.
dem weiß sich seit Mehemed-Ali die Regierung in Agypten durch Sklavenjagden, die
h die regulären Truppen in den nubischen Grenzgebieten ausführen müssen, mit vielen
nden von Negerklaven billig zu versorgen. Diese Jagden, Gazzuas oder Gaswas ge-
, werden mit unerhörter Barbarei vollzogen und kosten, sowie der Transport, viele Men-
ehen. Vgl. Leon de Laborde, „Chasses aux nègres“ (Par. 1838). Der Pascha überläßt
agten Sklaven entweder zur Deckung rückständigen Soldes an seine Offiziere und Beam-
der stellt mit ihnen seine regulären Negerregimenter her, in denen sie unter der unge-
en Disciplin zu Scharen hinsterven.

den europäisch-christlichen Reichen, die sich auf den Trümmern der röm. Weltherrschaft er-
, hat sich Sklaverei und Sklavenhandel trotz des Christenthums länger als ein Jahrtau-
das ganze Mittelalter hindurch, erhalten. Nach Tacitus besaßen die alten Germanen
en, welche nur das Land bebauten und gut behandelt wurden. Diese Unfreien mögen wol
fortwährenden Bewegung der german. Stämme Unterjochte und Kriegsgefangene gewe-
n. Indessen erwähnt Tacitus auch einer Art von Sklaven, welche ihre Freiheit im Spiele
geleht hatten. Diese aus den freien Stammgenossen hervorgegangenen Sklaven wurden
fremde verkauft und der Gläubiger erhielt den Gewinn. Erst in der Zeit der Völker-
rung und bei den Einfällen der Germanen in die röm. Provinzen scheint sich ein zwei-
Stand der Unfreien ausgebildet zu haben. Neben denen, welche das verliesene Land be-
a, traten nun auch besiplose Sklaven auf, die man im Hause hielt und mit denen Handel
ien wurde. Die Anzahl dieser Sklaven wuchs außerordentlich, als seit Karl d. Gr. die
züge gegen die andringenden Slaven begannen. Die Fortsetzung dieser Kriege durch die
hen unterhielt auch die Sklaverei und den Sklavenhandel in Deutschland. In jahrhun-
ungen Kämpfen wurden die slaw. Völker, die sich vom Baltischen Meere bis an die Elbe
gelassen hatten, von den Deutschen unterjocht, ausgerottet und als Sklaven fortgeführt.
verkaufte diese Gefangenen nach Frankreich, England, Italien, selbst nach Konstantinopel.
schonlich ist das Wort Sklave eins mit Slawe. Wie schwunghaft der Menschenhandel
m Deutschen getrieben wurde, zeigt schon, daß das Wort in alle europ. Sprachen (engl.
franz. esclave, span. esclavo, ital. schiavo) übergegangen ist. Gewiß war die Stellung
ausklaven bei den Deutschen, selbst wenn sie Gewerbe trieben, weit ungünstiger als die
nfreien Landbauern. Die besiplosen Sklaven hatten kein Volksrecht; ihre Nationalität
nicht unterschieden; das Wehrgeld bei ihnen war sehr gering; sie durften nicht bewaffnet
. Erst seit dem 13. Jahrh. beginnt die wirkliche und harte Sklaverei zu verschwinden.
Sklavenhandel verlor sich allmählig, die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Ostsee
en auf und der bisher ganz als Sache behandelte Knecht erlangte gewisse Schutzrechte. Für

affen, als sich die Portugiesen der Negerimport nach Amerika zu bemächtigen wußten und um auch die Hauptsklavenhändler bis in die Mitte des 17. Jahrh. blieben. Seit 1562 schon setzten sich, von dem großen Gewinn verlockt, die Engländer, aber mit geringem Erfolg, in Handel. Im Utrechter Frieden von 1713 bedung sich England durch Abschluß des Asiento das Recht aus, auf 30 J. 144000 Negerklaven in die span. Colonien einzuführen. Die Engländer begannen seitdem das Geschäft mit allen ihren Mitteln auszubeuten. Frankreich wendete sich unter Ludwig XIII. dem Negerhandel zu und stiftete zu dem Zwecke Niederlassungen an der westl. Westküste. Spanien, das den Handel immer an Fremde überließ, gab ihn 1784 gänzlich frei. Der Krieg Englands mit seinen nordamerik. Colonien versetzte dessen Negerhandel in harten Stoß. Dagegen nahm damals der franz. Sklavenhandel einen großen Aufschwung. Theilnahme der Holländer an demselben war nie bedeutend. Auch die Dänen und Schweden versorgten nur ihre Colonien.

Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erhoben sich Stimmen, die, von den Grausamkeiten des Negerhandels, welche die Negerklaverei von jeher begleiteten, zur Abschaffung derselben auffoderten. In den Negerländern in Afrika selbst lösten sich alle Bande der Ordnung und der Freundschaft, die auch die rohste menschliche Gesellschaft nicht entbehren kann. Die Quäker in England und Nordamerika waren es zuerst, welche seit 1727 die Abschaffung der Negerklaverei anregung brachten. Diese frommen Männer verboten unter sich den Sklavenhandel, entließen ihre Neger, sorgten für deren Ausbildung und Niederlassung und stifteten 1774 die pennsylvanische Gesellschaft, die schon 1780 die Freilassung aller seit der nordamerik. Unabhängigkeitserklärung geborenen Negerklaven in Pennsylvanien bewirkte. In England riefen wie Sidmouth, Wellesley seit 1783 im Parlament zur Milderung und Abschaffung der Klaverei, trafen aber noch auf sehr heftige Gegner. Durch die Bemühungen Clarkson's, der seinen Zweck Leben und Vermögen opferte, kam 1787 die African Institution zu Stande, welche die Unterdrückung der Negerklaverei tüchtig verfolgte. Im November desselben Jahres traten aus Begeisterung für Freiheit die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Negerklaverei ab; doch pflichteten die südlichen Staaten der Maßregel nicht bei, weil sie die Sklaverei für den Bestand ihrer Reis- und Tabackspflanzungen für nothwendig hielten. Seitdem brachte Wilberforce (s. d.), von Pitt, Fox, Smith u. A. unterstützt, die Sklavereiangelegenheit im brit. Parlamente wiederholt zur Verhandlung; aber der Widerstand gegen jede Abänderung war sehr groß. Erst 1792 faßte das Unterhaus mit sehr geringer Majorität den Beschluß, daß der brit. Sklavenhandel mit dem J. 1795 aufhören solle. Die Maßregel scheiterte jedoch, weil sich das Oberhaus widersetzte. In Frankreich erklärte die Nationalversammlung in den schwärmerischen Reden der Revolutionäre und dem härtesten Widerstande der Neger durch ein Decret von 1790 die völlige Freiheit der Sklaven in den franz. Colonien, führte durch diesen unvorbereiteten Act die furchtbare Katastrophe auf San-Domingo (heute Haïti) herbei. Wiewol die brit. Pflanzer das Ereigniß als abschreckendes Beispiel darstellten, machte Wilberforce 1796 im Unterhause doch abermals den Vorschlag, den Negerhandel zum 1. März 1798 gänzlich aufzuheben. Der Widerstand war zwar diesmal weniger heftig, allein auch die Freunde der Neger vereinigten sich dahin, diese in die ökonomischen Verhältnisse der Nation tief eingreifende Reform bis auf ruhigere Zeit zu verschieben. Die African Institution schlug jetzt, um das Übel mit der Wurzel auszurotten, einen neuen Weg ein, indem sie Sierra Leone (s. d.) die erste Niederlassung gründete, welche die Gesittung und Gewöhnung der Neger zu Feldbau und Gewerben bezweckte. Nachdem Fox 1806 die Sklavenfrage noch einmal vor das Parlament gebracht und zur Regierungsmaßregel gemacht hatte, gelang es endlich von der öffentlichen Meinung unterstützten Ministern, in der Sitzung von 1807 bei den Häusern die Abolition act of slavery durchzusetzen, nach welcher der brit. Negerhandel zum 1. Jan. 1808 aufhören mußte. Seit diesem Siege der Menschlichkeit über Interessen um das brit. Cabinet schon aus Politik Alles auf, um auch die übrigen christlichen Mächte zur Ausrottung des Negerhandels zu bewegen. Die Freistaaten Südamerikas erklärten schon bei ihrer Losreißung von Spanien die Sklaverei überhaupt für aufgehoben. In Frankreich ließ Bonaparte im Angesichte der Ereignisse auf Haïti die Negerklaverei in den Colonien gänzlich wieder einführen. Erst mit dem Frieden von 1814 vermochte die brit. Regierung die Mächte zu dem Versprechen eines Zusammenwirkens in der Unterdrückung des Negerhandels zu bewegen. Im J. 1815 verboten die Vereinigten Staaten insgesammt den Menschenhandel und legten ihn mit der Todesstrafe; ein Gleiches thaten die Staaten am La Plata. In Folge dieser Unterhandlungen, die 1816 zu London mit Oestreich, Preußen, Rußland und Frankreich

stattfanden, entschloß sich letzteres, den Negerhandel aufzugeben und zu den gemeinsamen Maßregeln mitzuwirken. Dänemark, nachdem es seit 1792 den Negerhandel sehr eingeschränkt hatte denselben schon 1803 verboten und bekräftigte seinen Entschluß im Kieler Frieden von 1814. Schweden schloß 1813 schon mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die Niederlande im Frieden zu Gent beitraten. Spanien und Portugal mußten 1814 im Frieden zu Wien dem Sklavenhandel nördlich der Linie entsagen, Spanien gab hierauf 1817 gegen die Entschädigung von 400000 Pf. St. den Sklavenhandel gänzlich auf; Portugal folgte 1823 für die Summe von 300000 Pf. St. Brasilien behielt sich 1820 die Sklavenzufuhr für einige Häfen offen und schaffte dann den Handel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Zugleich sollten sämtliche verbundene Mächte gegenseitig auf des Sklavenhandels verdächtigen Schiffen ein Durchsuchungsrecht üben. Doch Frankreich und die Vereinigten Staaten wiesen die gefährliche Maßregel entschieden zurück. Zu diesen politischen Anstalten gesellten sich noch andere, welche die Cultur und Colonisirung der afrik. wie der freien Neger aus den Colonien im Auge hatten. Seit 1819 bildete sich in England eine Gesellschaft zur Colonisirung von Negern in Afrika. Der Verein kaufte die Insel Sherbro an der Sierra Leoneküste und brachte 1820 eine Menge Neger aus den Colonien dahin, die jedoch gegen die Eingeborenen nicht aufkommen konnten. Im J. 1821 stifteten die Nordamerikaner auf dem Cap Mesurado eine Colonie von freigelassenen Negern, die sich trotz großer Schwierigkeiten schnell erhob und 1824 den Namen Liberia (s. d.) annahm. Da der Negerhandel ungeachtet aller Verträge doch insgeheim von Portugiesen, Spaniern und Franzosen bis 1830 fortgesetzt wurde, stellte die brit. Regierung, die der Übereinkunft gemäß die Seepolizei üben sollte, seit 1816 an der Küste von Sierra Leone Kreuzer auf, die auf die Sklavenschiffe Jagd machen mußten. Wie viele Schiffe aber auch ergriffen wurden, fruchtete doch die Maßregel wenig. Der Übereinkunft gemäß konnte man die Schiffe nur vor gemischte Gerichtscommissionen stellen, wodurch die Verurtheilung meist hintertrieben wurde.

Dessenungeachtet ließen sich die Briten nicht abschrecken, ihr begonnenes Werk mit Energie und Aufopferung fortzusetzen. Die Sklaven in den brit. Colonien waren seit 1784 unter ein Gesetz gestellt worden, das die Arbeitszeit festsetzte, die Sklavinnen, welche sechs Kinder erzeugen, von der Arbeit befreite, die grausame Behandlung verbot, die Ermordung der Sklaven mit Todesstrafe belegte und die Züchtigung der Neger einschränkte. Bald indessen hatte man die Reform vergessen. Buxton (s. d.), der Freund Wilberforce's, lenkte deshalb 1823 die Aufmerksamkeit des Parlaments auf die Lage der Sklaven, und es kamen nun neue Reformen zu Stande. Man sorgte für die Erziehung der Neger, legitimirte ihre Ehen, verbot die Trennung ihrer Familien, gewährte dem Sklaven das Recht des Freikaufs aus dem Nebenverdienst und beschränkte mehrfach die Willkür der Herren. Im März 1824 ließ Canning den Sklavenhandel für Straßenraub erklären. Diese Gesetze wurden nicht nur von den Pflanzern, sondern auch von den Sklaven übel aufgenommen, weil Letztere viel mehr erwarteten; in mehreren Colonien brachen Empörungen aus. Dennoch gab die Regierung 1831 alle brit. Kronsklaven ohne Entschädigung frei. Der Zustand der Colonien gestaltete sich hierdurch um so drohender, und die entscheidenden Schritte mußten beschleunigt werden. Die Sklavenemancipation wurde so zur Sache der Nothwendigkeit und der Politik. Im J. 1831 kam zuvörderst mit Frankreich ein Vertrag zu Stande, nach welchem sich beide Mächte das Durchsuchungsrecht verdächtiger Schiffe gestatteten. In der Parlamentssitzung von 1833 wagte endlich nach langen Vorbereitungen die brit. Regierung die letzte Hand an die Vertilgung der Sklaverei zu legen, da sich zumal die öffentliche Meinung mit Hefigkeit gegen das Fortbestehen derselben aussprach. Lord Stanley legte 14. Mai den Häusern einen Gesetzentwurf vor, der die Emancipation aller brit. Sklaven vom 1. Aug. 1834 an beantragte. Doch mußte hiernach jeder Sklave eine Art Lehrzeit bestehen, die für die Hausklaven bis zum 1. Aug. 1838, für die Feldsklaven bis 1840 dauern sollte. Den Pflanzern wurde die enorme Summe von 20 Mill. Pf. Sterl. als Entschädigung aus Staatsmitteln bewilligt. Der Kampf für und gegen den Vorschlag, der allerdings eine Lebensfrage der Colonien in sich schloß, versetzte die Nation in die höchste Spannung. Die Bill ging endlich in beiden Häusern durch und wurde 28. Aug. 1833 vom Könige bestätigt. Die Neger hatten indessen auf völlige Freiheit gehofft, und das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Herren ward mit der neuen Einrichtung so schwierig, daß den Sklavenhaltern selbst das Institut der Lehrzeit sehr bald als Mißgriff erschien, und allgemein wünschte man das Ende des lästigen Zustandes. Am 1. Aug. 1838 erfolgte deshalb die Freilassung sämtlicher Sklaven in den brit. Colonien, die überall in größter Ordnung vor sich ging. Die Zahl der

Wie groß nun auch die Opfer, die Anstrengungen und die Gewaltäufferungen gewesen sind, die England bisher zur Unterdrückung der Neger-Sklaverei gemacht, so ist doch das Resultat derselben im Ganzen keineswegs befriedigend. Überall ist, wo noch die Sklaverei besteht, mit unbedeutenden Ausnahmen die Zahl der Sklaven gestiegen. Selbst der Sklavenhandel, zu dessen Unterdrückung sich doch alle christlichen Mächte feierlich verbunden, wird jetzt als Schleichhandel doppelt so schwunghaft betrieben, als es je der Fall gewesen. Während vor 1789 durchschnittlich nur 74000 Sklaven jährlich aus Afrika nach dem Auslande gebracht wurden (die Ausfuhr im Norden und Osten war damals nur gering), läßt sich jetzt die Zahl der nach Amerika ausgeführten auf 200000 Köpfe schätzen, wozu etwa 50000 kommen, die durch mohamed. Händler Ostafrikas nach den auswärtigen Märkten gelangen. Auf dem Seetransport geht aber eine große Menge der Unglücklichen zu Grunde. Man bedient sich zur Neger-Schmuggelerei kleiner amerikan. Schnellsegler, in welcher die Neger so wenig Raum haben, daß sie nicht selten ersticken. Dazu kommt noch, daß die Ausgeführten meist durch blutige Kriege und Sklavenjagden erbeutet sind, daß auf dem Transport aus dem Innern Afrikas nach der Küste sehr viele der Neger theils durch klimatische Einflüsse, durch Krankheit oder Erschöpfung, theils durch die unmenschliche Behandlung von Seiten ihrer Treiber zu Grunde gehen. Berechnet man die jährliche Ausfuhr nach Amerika, nach West- und Südastien auch nur auf $\frac{1}{4}$ Mill., so läßt diese Summe, da durch den Fang, den Land- und Seetransport wenigstens noch $1\frac{1}{2}$ mal so viel oder 375000 Neger umkommen, für Afrika einen jährlichen Menschenverlust von mehr als 600000 Individuen, meist des rüstigsten Alters, voraussetzen. Die meisten Sklaven wurden im vorigen Jahrzehnd nach Brasilien eingeführt, bis 1849 die brit. Kreuzer durch strenge Bewachung der brasil. Küsten diesem Verkehr bedeutende Schranken setzten. Um den Beobachtungsschiffen zu entgehen, treiben die meisten Sklavenschmuggler gegenwärtig ihr Gewerbe unter nordamerikan. Flagge. Seit 1841 weigerte sich Frankreich, den Engländern das Durchsuchungsrecht (s. d.), das den franz. Nationalcharakter beleidigte, ferner zuzugestehen. Beide Mächte schlossen deshalb einen neuen Vertrag, nach welchem Frankreich 26 und England ebenso viel bewaffnete Kreuzer an der Westküste von Afrika zur Verhinderung des Sklavenhandels stationiren sollte. Außerdem machte sich England noch anheischig, die Ostküste allein zu bewachen. Die Vereinigten Staaten, die sich stets dem Durchsuchungsrechte widersetzten, schlossen 1842 mit England einen Vertrag, in welchem sie sich zur Aufstellung von sechs Schiffen im Osten von Afrika verpflichteten. Die Überzeugung von der Erfolglosigkeit jeder See-polizei hat die Engländer in den letzten Jahren bewogen, die Sache bei der Wurzel anzugreifen und ihre Bestrebungen auf die Civilisirung der afrikan. Negervölker zu richten. Eine Menge weißer schwarzer Missionare, die in den afrikan. Colonien und in Westindien gebildet werden, müssen den Negern Christenthum und Sittlichkeit predigen. Viele Agenten der Regierung suchen ins Innere vorzudringen, um mit den Negerstämmen Verträge zur Abstellung der Sklavenjagden zu schließen und dieselben zum Ackerbau und zur Gewerbsthätigkeit aufzumuntern. Neben wissenschaftlichen Zwecken verfolgen auch ein gleiches Ziel die Negerexpeditionen, welche die Afrikanische Gesellschaft veranstaltete. Vgl. Clarkson, „Essay on the slavery and commerce of human species“ (Lond. 1786); Burton, „Der afrikan. Sklavenhandel und seine Abhülfe“ (deutsch von Julius, Lpz. 1841); Hüne, „Darstellung aller Veränderungen des Negerhandels“ (Gött. 1820).

Stoda (Joseph), der Begründer der neuen deutschen diagnostischen Schule in der Medicin, geb. 10. Dec. 1805 zu Pilsen in Böhmen, Sohn eines Schlossers, besuchte die Schule, das Gymnasium und den sogenannten philosophischen Cursus zu Pilsen und studirte dann seit Herbst 1825 Medicin zu Wien, wo er auch 1831 zum Doctor promovirt wurde. Darauf übernahm er die Stelle eines Cholerabezirksarztes in Böhmen und ward dann 1833 Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause zu Wien, wo er durch Joseph Heine und Gutbrod den Gebrauch des Stethoskops erlernte und in stetem wissenschaftlichen Verkehr mit Rotkranz und Kolletschka die pathologische Anatomie und die Anwendung der Percussion und Auscultation auf Erkenntniß der pathologisch-anatomischen Zustände studirte. Seit 1835 begann er über diese fächer praktische Übungen (sogenannte Curse) am Krankenbette zu ertheilen, welche zuerst von Fremden, bald aber auch von Österreichern (zuvörderst von Jaksch, Oppolzer, Hamernik, Dittsch) besucht wurden. Im März 1840 erhielt er die Stelle als ordinirender Arzt auf der neuorganisirten Abtheilung für Brustkrankheiten, wurde 1841 Primararzt und 1846 Professor der Klinik, 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. S.'s Bedeutung in der Medicin ist eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Hinsicht stellte er bei seinen

Untersuchungen (zunächst über Brustkrankheiten) das Princip an die Spitze, daß die am Kranken beobachteten (physikalischen) Zeichen zunächst nur bestimmte physikalische Zustände in dessen Organismus anzeigen und erkennbar machen, worauf es dann Sache des rationalen Arztes sei, besonders mit Hülfe der pathologisch-anatomischen Erfahrungen, durch Schlussfolgerungen (und oft mit Hülfe einer anatomisch ausgebildeten Phantasie) die wirklich vorhandenen inneren Krankheiten zu errathen. In der Durchführung dieses Grundsatzes trat S.'s „Abhandlung über Auscultation und Percussion“ (Wien 1839; 5. Aufl., 1854) den bis dahin allgemein und auch in Deutschland geltenden Lehren der franz. diagnostischen Schule (von Laennec, Corvisart, Piorry u. s. w.) entgegen, von welcher die physikalischen am Kranken ermittelten Symptome sofort als Zeichen eines bestimmten Krankheitsprocesses gedeutet werden. Trotz des noch heute in England und Frankreich auftauchenden Widerspruchs haben S.'s Lehren und die dadurch (mit Hülfe seiner reichen Erfahrungen am Krankenbette) in vielen Einzelheiten der Diagnostik herbeigeführten Verbesserungen allenthalben Eingang gefunden. Unverkennbar ist auch, daß mehrer Schüler S.'s dasselbe Princip (und dieselbe Technik) auch auf andere, von ihm nicht bebaute Gebiete der praktischen Medicin verpflanzt haben, und daß es wesentlich die S.'sche Schule ist, welche dahin strebt, der Medicin einen Rang unter den exacten Naturwissenschaften zu erringen. Die praktische Bedeutung S.'s liegt darin, daß die Mehrzahl der vorragenden jüngern deutschen Ärzte bei ihm oder bei seinen Schülern sich in der Auscultation und Percussion eingeübt haben und dabei, außer einer den franz.-engl. Leistungen gegenüber weit vollendeteren Technik des diagnostischen Verfahrens, auch seine Schärfe in Beurtheilung pathologischer Zustände und seinen Radicalismus in Verwerfung der meisten bisher üblichen Behandlungsmethoden sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick angeeignet haben.

Skolien hießen bei den alten Griechen die Lieder oder Gesänge, welche bei heitern Gastmählern und Gelagen von den Gästen selbst angestimmt wurden. Es geschah dies auf dreierlei Weise; denn entweder sangen alle Gäste miteinander ein Lied im Chore, oder man wechselte der Reihe nach ab, oder man hielt sich an gar keine bestimmte Ordnung, sondern die Geübtesten sangen außer der Reihe. Von dieser Nichtbeachtung der Reihe sollen diese Lieder ihren Namen erhalten haben, da das griech. Wort ursprünglich so viel als krumm oder schief bedeutet. Die meisten dieser Lieder wurden wol von Einzelnen bei gesteigerter Wärme des Frohsinns oder bei glücklicher poetischer Anlage sogleich bei der Tafel improvisirt; andere dagegen wurden nach und nach Gemeingut und dienten der fröhlichen Stimmung als Grundlage und Stützpunkt. Etwas Ähnliches bietet uns die deutsche Volkspoesie in den gangbaren Tischliedern und in den Leberreimen, welche man ehemals der Reihe nach bei Tische extemporirte. Der Inhalt dieser Skolien selbst war theils ernsthaft und moralisch und bezog sich dann namentlich auf Vaterlandsliebe und Freiheit, theils satirisch und humoristisch, und nicht selten waren auch Witz, Liebe und Lebensgenuß der Gegenstand. Eine besondere Berühmtheit erlangte das noch vorhandene Skolion des Kallistratus auf die Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton. Außerdem zeichneten sich in dieser Art von Poesie Alcäus, Anakreon, Stesichorus, Simonides, Pindar, Aristoteles und die Dichterin Praxilla aus. Eine Sammlung der noch vorhandenen Überreste gab Ilgen unter dem Titel „Scolia sive carmina convivalia Graecorum“ (Jena 1798) und Schneidewin in dem „Delectus poetarum iambicorum et melicorum Graecorum“ (Abth. 2, Göttingen 1839); eine treffliche deutsche Übersetzung lieferte Zell: „Über die Volkslieder der alten Griechen“, in den „Ferienschriften“ (Samml. 1, Freiburg im Breisgau 1826).

Skopas, ein ausgezeichnete griech. Bildhauer, von der Insel Paros gebürtig, blühte um 390—350 v. Chr. und wählte vorzüglich den Mythenkreis des Bacchus und der Venus zum Gegenstande seiner Arbeiten, in denen eine seltene Anmuth, Würde und Harmonie vorherrschten. Außer der berühmten Gruppe der Niobe, welche von Andern jedoch seinem Zeitgenossen Praxiteles zugeschrieben wird, gehörten zu seinen herrlichsten Werken die Gruppe der Meer-gottheiten, welche den Achilles nach der Insel Leuke führen, und die Statue des Apollo. Auch als Architekt erlangte er einen nicht geringen Ruf.

Skorbut, s. Scurbut.

Skorpione bilden eine Familie der Spinnenthiere oder Arachniden und zeichnen sich durch den sechsgliederigen, in seiner ganzen Breite dem Bruststücke angewachsenen Hinterleib, einen langen, aus sechs knotig angeschwollenen Gliedern bestehenden Schwanz, dessen Endglied eine Gifstachel trägt, und durch die beiden gewaltig großen, scheerenförmigen Kiefertaster aus, welche Krebs-scheeren gleichen. Der ganze Körper ist mit hornigen Halbringen umgeben, deren obere und untere Hälfte durch eine weiche Hautfalte verbunden ist. An der Unterseite des Hinterleibs

anomalie und Krankheitsanlage ganz leugnen. Es findet sich eine solche sogar bei Erwachsenen zuweilen, namentlich in Kerkern (die sogenannten Gefängnißskrofeln). Dieselbe ist vielleicht niedriger Grad oder eine besondere Gestaltung der tuberkulösen Krase; denn in den ausgebildeten Fällen findet man in den kranken Lymphdrüsen gewöhnlich Tuberkelmasse (in leichteren Fällen das der Tuberkelbildung vorhergehende gallertartige Exsudat); auch wird die Anzahl der in der Jugend Skrofulösen in höhern Jahren tuberkulös, und bei Sectionen von Lungentuberkelschwindlichen findet man in der Regel tuberkulöse Lymphdrüsenanschwellungen längs der Bronchien und des Halses von offenbar älterm Ursprunge als das Lungenleiden. Andere Ausgänge der Skrofelsucht sind: Knochenkrankheiten, namentlich Knochenvereiterung, Knochenauftreibung, chronische Gelenkleiden, Darmgeschwüre, Unterleibsdrüsendarre, Hirn- und Hirnleiden (sogenannte Wasserköpfe), Augen- und Ohrenübel u. s. w. Die Ursachen Skrofeln sind alle Einflüsse, welche den Ernährungsproceß herabsetzen, oft eine erbliche Schwäche, Abstammung von tuberkelkranken oder syphilitischen oder beschränkten, siechen Ältern, nützlich ungesunde, feuchte, lichtarme Wohnungen, vernachlässigte Hautpflege, Überfüllung des Bauches mit groben, schwer verdaulichen Nahrungsmitteln, z. B. Kartoffeln, Erbsen, in schwarzem Roggen- und Kleienbrot u. s. w., besonders bei mangelnder Bewegung in frischer Luft. Die Skrofeln sind am häufigsten bei Kindern von einem halben bis sechs Jahren. Je nach der arten sie entweder in die oben beschriebenen Übel aus, oder sie bessern sich mit der fortschreitenden Entwicklung und gesünder Lebensweise des Individuums; doch bleiben manche Ausgänge, z. B. Drüsen- oder Knochenvereiterungen, oft noch Jahre lang zurück. Die Behandlung besteht hauptsächlich in Beseitigung der obengenannten ursächlichen Umstände. Man bringe die Kinder in trockene, sonnige, gutgelüftete Wohnungen, lasse sie fleißig in der frischen Luft und Sonne herumspringen (oder kriechen), fleißig baden und waschen, dabei auch Ufer, Kopfausschläge, Ohrflüsse u. s. w. durch örtliche Reinlichkeit beseitigen; man gebe eine kräftige, nicht bloß den Magen vollstoppende Kost (Fleisch, Braten, gute Milch, immer Obst u. s. w.). Als Heilmittel (sogenannte Antiskrofulosa) sind am empfehlenswerthe Bäder von See- oder Salzsoolenwasser, bezüglich mit See- oder Mutterlaugensalz, auch Kiefernadeln- oder Kalmusabkochungen, Trockenbäder in von der Sonne gedörrtem Flug, Aufenthalt in der Seeluft. Von innern Mitteln sind berühmt: die Kalkpräparate (besonders der phosphorsauere Kalk) und andere alkalisch-erdige Mittel (daher auch manche mineralischen Trinkquellen, wie Karlsbad, Ems, Obersalzbrunn), ferner der Stoddschleberthran, manche Jod- oder Eisenpräparate. Dagegen haben andere ältere Antiskrofulosa, z. B. Quecksilber und Spießglanzmittel, Chlorbaryum, Schierling (sämmtlich giftiger Art), neuerdings selbsten Ansehen verloren. Vgl. Hufeland, „Über die Natur u. s. w. der Skrofelkrankheiten“ (3. Aufl. Berl. 1819); Scharlau, „Die Skrofelkrankheit in allen Beziehungen zum menschlichen Leben“ (Berl. 1842); Lebert, „Handbuch der Skrofel- und Tuberkelkrankheiten“ (de von Köhler, Stuttg. 1851).

Strzynecki (Joh.), Oberfeldherr der Polen während der Revolution von 1831, geb. in Galizien, studirte auf der Hochschule zu Lemberg namentlich Mathematik und diente seitdem unter Napoleon's Fahnen. Nach der Rückkehr nach Polen erhielt S. als Oberst den Oberbefehl über das achte Infanterieregiment der zweiten Brigade. Beim Ausbruch der Revolution am 29. Nov. 1830 folgte S. zuerst dem Großfürsten Konstantin, kehrte aber, als dieser mit seinen Truppen abzog, 3. Dec. nach Warschau zurück, um der Sache der Nation beizutreten. Dem Generalissimus Radziwiłł zum Brigadegeneral erhoben, bildete er mit acht Bataillonen in Warschau das Centrum der poln. Schlachtlinie gegen das russ. Corps Rosen, vor dem sich endlich geschickt zurückzog. In der Schlacht bei Grochow nahm er an der Spitze seiner Division das Erlenwäldchen, welches beinahe die ganze russ. Artillerie besetzt hielt. Als Radziwiłł das Obercommando niederlegen mußte, wurde S. 26. Febr. 1831 vom Reichstage zum Oberfeldherrn ernannt. Er setzte nun die Armee erst eigentlich auf den Kriegsfuß, obgleich er die scheidende Bewegungen nicht dachte und die Russen nur so lange aufhalten wollte, bis die diplomatie eine Intervention der auswärtigen Mächte herbeiführen würde. Am 12. März suchte er mit dem russ. Feldmarschall einen Briefwechsel zu eröffnen, was namentlich in Paris und London übel aufgenommen ward. Endlich ließ sich S. bewegen, Ende März die Heeresabtheilung des Generals Geismar bei Bawre und das Hauptcorps des Generals Rosen bei Danzig anzugreifen. Er schlug sie beide, weigerte sich aber, den Sieg zu verfolgen. Erst als die Russen sich zu vereinigen strebten, beschloß er Silesie zu nehmen und die Corps von Rosen und Pahlen zu vernichten. Am 8. April kam es bei Iganie zum Treffen, wo 8000 Polen eine drü-



Österreich, 3,587,000; die Russen, über 51 Mill., und zwar Großrussen 35,314,000, Kleiner Russen 13,144,000 und Weißrussen 2,726,000. Vgl. Gebhardi, „Geschichte aller wend.-slaw. Staaten“ (4 Bde., Halle 1790); Dobrowsky, „Slawin“ (neue Ausg. von Hanka, Prag 1834); Schafarik, „Slaw. Alterthümer“ (deutsch von Mosig von Ahrenfeld, 2 Bde., Lpz. 1843), besonders dessen „Slowansky narodopis“ (Prag 1842; 3. Aufl., 1850); „Slawen, Russen, Germanen“ (Lpz. 1842).

Slawische Literaturen. Man begreift unter dieser Benennung, streng genommen, zunächst alle diejenigen Literaturen, die zu irgend einer Zeit auf dem Gebiete des vielverzweigten slaw. Sprachstammes zu einer besondern Entwicklung gekommen sind, gleichviel, ob sie sammt der betreffenden Mundart bereits abgestorben oder bei dem fortbauernben Leben der Mundart sich mit einer zunächst verwandten und höher entwickelten literarisch verschmolzen, oder endlich sprachlich und schriftlich in einer ununterbrochenen Selbstständigkeit bis auf die Gegenwart fortexistiren. In diesem Sinne würde man folgende Literaturen zu betrachten haben: 1) albulgarische (altslawische, kirchlich-slawische oder cyrillische), 2) neubulgarische, 3) großrussische, 4) kleinrussische, 5) weißrussische, 6) serbische (illyrische, ragusanische), 7) chormatische, 8) slowenische (krainische, korutanische, wendische), 9) polnische, 10) kassubische, 11) böhmische, 12) slowenische (slowakische), 13) oberlausitzische (serbische, wendische), 14) niederlausitzische und 15) polabische. Von diesen Literaturen ist die albulgarische oder cyrillische nebst der ihr zu Grunde liegenden Mundart bereits abgestorben, und beide haben nur noch bei den Slawen des griech. Ritus, namentlich bei den Russen, Bulgaren und Serben, ein Schienleben in der Kirche durch den Gebrauch der in der genannten Mundart verfaßten Kirchbücher. (S. Kirchen-slawische Sprache.) Die neubulgarische Literatur, deren Mundart die der heutigen Bulgaren ist und sich von der alten ansehnlich unterscheidet, liegt noch in der Wiege. — Die kleinrussische und weißrussische Literatur, einst selbständig und namentlich zur Zeit der poln. Herrschaft in Kirchen- und Andachts-, Geschichts- und Gesetzbüchern, sowie in andern Schriften zu ansehnlicher Bildungshöhe emporgestiegen, gibt heutzutage, die weißrussische wenigstens, kein Lebenszeichen von sich; die kleinrussische bewährt sich noch in der Poesie, in der Novelle und in einigen andern leichtern Gattungen. Beide Mundarten sind noch im vollen Leben, aber wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der großrussischen werden sie literarisch durch die letztere immer mehr absorbiert. (S. Russische Sprache und Literatur.) — Die serbische (illyr., ragusan.), chormatische und slowenisch-wendische Literatur, die wesentlich dieselbe Mundart zum Ausgangspunkte haben, aber dessenungeachtet, in Folge politischer, religiöser, territorialer, ja sogar alphabetischer Trennungen und Einflüsse, durch ganze Jahrhunderte die Bahnen einer selbständigen Entwicklung innezuhalten sich abmühten, stehen jetzt auf dem Punkte, nur eine Literatur mit einer gemeinsamen Schriftsprache (aber zwei Alphabeten, dem cyrillischen und lateinischen) zu bilden. Hinsichtlich der serb., ragusan.-dalmatischen und chormatischen Literatur ist dies bereits so gut wie geschehen (s. Serbische Sprache und Literatur); größere Schwierigkeit wird es mit der slowen.-wend. Literatur haben, deren Mundart einen etwas größern Abstand zeigt. — Eine kassubische Literatur, einzelne Lieder und Büchlein ausgenommen, existirt nicht; es ist das Polnische, welches für diese Sprachvarietät die Schriftsprache und Literatur ersetzt. — Die Selbstständigkeit der slowakischen (slowenischen) Literatur ist niemals zu großer Geltung gelangt. (S. Slowaken.) Ist die Mundart auch in vieler Beziehung von dem Böhmischen unterschieden, so bildete doch dasselbe stets für sie die eigentliche Schriftsprache. — Die beiden lausitzischen Mundarten und Literaturen haben sich zwar selbstständig entwickelt und ihre Selbstständigkeit bis in die Gegenwart bewahrt, aber, die Zeit der Reformation ausgenommen, sich nie einer hohen Entwicklung zu erfreuen gehabt. — Die polabische (linonisch-wendische) Mundart (ein lechitischer Dialekt der an der Elbe und im Norddeutschland sesshaften Slawen) hat keine literarischen Denkmäler, kaum sprachliche Bruchstücke, ein Volkslied, einige Gebete und etliche Wortsammlungen, aufzuweisen. Die Sprache ist ausgestorben; einige Spuren mögen sich vielleicht noch im Lüneburgischen und der Altmark in der Verborgenheit einzelner Familien finden.

Scheiden wir von den hier verzeichneten Mundarten und Literaturen die theils ausgestorbenen, theils in andere übergegangenen oder übergehenden, sowie auch die beiden lausitzischen Wenden und der krainischen Wenden, desgleichen die neubulgarische wegen ihrer Unbedeutendheit aus, so bleiben vier Hauptmundarten und Literaturen, in denen vorzugsweise der slaw. Geist zur Erscheinung und zum Bewußtsein gelangt, übrig, nämlich die böhmische, polnische, russische und serbische. (S. die betreffenden Artikel.) In

Verwandtschaftlicher Beziehung gehören die böhm. und poln. (nebst der lausitzischen) Literatur der westlichen, die russische und serbische (nebst der alt- und neubulgarischen, so- der krainisch-wendischen) der östlich-südlichen Sprachordnung an. Doppelt sind auch die Habete: der westliche Theil schreibt mit lat., der östlich-südliche, mit Ausnahme der kath. Irer (Chorwaten, Dalmatiner und Krainer), mit cyrillischen (den griech. entlehnten) Buch- en. Außerdem war bei den Dalmatinern für die kirchenslaw. Sprache das glagolitische, den Westslawen, namentlich für Drucksachen, das goth. Alphabet lange Zeit im Gebrauch. geschichtliche Entwicklung der slaw. Literaturen, im Ganzen betrachtet, stellt uns gleich- ein einiges, organisch zusammenhängendes Bild dar. Es ist hier eine ganze Welt von Stämmen, Mundarten, Staatenbildungen und Culturformen, die vom Anfang an bis in Gegenwart sich gegenseitig bald anziehen, bald abstoßen. Das Zeitalter einer Volks- und achgemeinschaft läßt sich geschichtlich nicht mehr bestimmen. Die Scheidung der Volks- me und Mundarten ist lange vor der christlichen Zeitrechnung vor sich gegangen. Das Hei- hum weist Spuren von einheimischer Schriftkunde, geschriebenen Gesetzbüchern, allerlei In- sten, Volksliedern auf, liefert Zeugnisse über religiöse, sittliche, gesellschaftliche, politische und ige Zustände. Wirkliche Schriftdenkmäler aber, will man dazu nicht die noch näher zu be- nenden Runenverzeichnungen rechnen, liegen nicht vor. Einzelne Bruchstücke von Volks- ern, namentlich einige böhm. Gesänge in der Königinhofer Handschrift, die in das 9. Jahrh. n, sind schon der Übergangsperiode vom Heidenthum zum Christenthum beizuzählen. Die stliche Geschichte der slaw. Literaturen beginnt also erst mit der Bekehrung der einzelnen nne zu diesem Letztern. Dies fand statt, nach einzelnen frühern Versuchen, bei den Bulga- Serben, Mähren, Krainern, Böhmen im 9., bei den Polen und Russen im 10. Jahrh., zwar auf dem doppelten Wege von Konstantinopel und Rom aus. Dieser doppelte Aus- spunkt entscheidet über die Entwicklung und die Schicksale nicht nur der slaw. Literaturen sondern auch der slaw. Cultur und Civilisation überhaupt, namentlich nachdem Versuch, die von den slaw. Aposteln Cyrill und Method (s. d.) mit Bewilligung Roms be- bei der Mehrzahl der slaw. Stämme eingeführte slaw. Liturgie und Kirchensprache zum nthume des ganzen Volksstammes zu erheben, durch das im 10. Jahrh. eintretende Kirchen- ma und durch die Zerstörung des großmähr. Reichs durch die Magyaren gescheitert und die ventwelt seitdem in die zwei sich entschieden abstoßenden Hälften, die griechische und latei- e, zerfallen ist. Die erstere hat im Mittelalter den Vortheil, daß sie, im Besiz einer gemein- en Kirchen-, Staats- und Schriftsprache, sich zu einer bedeutenden literarischen Entwicklung it, während die andere Hälfte, unter der Herrschaft der lat. Sprache, nur mühsam die ein- ische Literatur emporzubilden versucht. Aber die erstere büßt andererseits, unter dem Vor- chen des Kirchenslawischen, die Ausbildung der eigentlichen Volksmundarten ein, und dem das russ. Reich durch die Mongolen, das bulgarische und serbische durch die Türken ört und zuletzt sogar Konstantinopel, als Ausgangspunkt der Bildung, vernichtet worden, sie gleichsam von vorn ihre besondere literarische Bildung anfangen und gelangt damit im 18. Jahrh., in Serbien sowol als in Rußland, zu einiger Bedeutung, und selbst dies nicht : den Einfluß des Westens. Dagegen erhebt sich die lat. Hälfte, namentlich Ragusa (Du- onit), Böhmen und Polen, durch Vermittelung der lat. Sprache und unter dem Einflusse Wiedergeburt der classischen Sprachen und Wissenschaften, ähnliche Bahnen der Bildung olgend wie das übrige Europa, zu immer größerer Blüte und feiert bereits im 16. Jahrh. goldene Zeitalter ihrer Literaturen. Diese Literaturen haben denn auch allein eine orga- je Entwicklungsgeschichte. Die illyrisch- (serbisch-) ragusanische, Anfang dieses Jahrhun- s unterbrochen, findet gegenwärtig an andern Punkten ihre Fortsetzung; die böhmische, seit Dreißigjährigen Kriege brach liegend, erfreut sich seit dem zweiten Viertel dieses Jahrhun- s einer um so frischeren Bearbeitung; die polnische hat sich allein ohne Unterbrechung bis die Gegenwart entwickelt, stufenweise alle großen Einflüsse der europ. Bildung, der classi- n, der ital., der franz., der engl. und deutschen Literatur in sich aufgenommen, den Kampf Romantik mit dem falschen Classicismus, die einzige unter ihren Schwestern, durchgekämpft trägt somit denn vor allen übrigen den Stempel der europ. Bildung an ihrer Stirn; sie endlich auch vorzugsweise eine wahre Kunstpoesie. Die russische ist gegenwärtig die reichhal- le in Hinsicht auf die Zahl der gedruckten Schriften, nicht so hinsichtlich des selbständigen ligen Stoffes; sie sträubt sich und sieht sich dennoch gezwungen, dem Geiste der europ. Bil- g zu folgen. Vgl. Schafarik, „Geschichte der slaw. Sprache und Literatur“ (Ofen 1826); rselbe, „Slaw. Ethnographie“ (Prag 1842; 3. Aufl., 1850); Eichhoff, „Histoire de la

langue et de la littérature des Slaves" (Par. 1859); Mickiewicz, „Vorlesungen über slaw. Literatur" (neue Ausg., 4 Bde., Lpz. 1849).

Slawische Mythologie. Die wissenschaftliche Erforschung und Begründung der slaw. Mythologie in ihrem Zusammenhange unter allen Stämmen, in ihrer genetischen Entwicklung und in ihrem historischen Verlauf ist für den Alterthumsforscher eine noch zu lösende Aufgabe. Die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Behandlung liegt nicht sowohl in dem Mangel an hinreichendem Material, so fragmentarisch dasselbe auch ist, als vielmehr in der Verschiedenartigkeit desselben, insofern in ihm religiöse Bestandtheile der meisten indogermanischen Völker Asiens und Europas, mit denen die Slawen, selbst ein indogermanischer Stamm und ein Urvolk in Europa, je in Berührung und Verkehr gekommen, namentlich ind., pers., griech.-röm., celtische, german.-skandinav., preuß.-lithauische, selbst fremdartige finnische Bestandtheile, enthalten sind. Folgt hieraus schon von selbst, daß die slawische Mythologie nur in vergleichender Weise behandelt werden kann, wenn wissenschaftliche Resultate auf ihrem Gebiete erzielt werden sollen, so kann dies wiederum nur mit Hülfe der ausgebreitetsten und speciellsten Kenntniß des gesammten Religionswesens und der Cultur der Alten Welt versucht und erreicht werden. Hierzu tritt die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Standpunkte, die man bei der Erkenntniß der alten Religionsgebiete innezuhalten für angemessen erachtet. Die meisten Forscher haben sich über diese unabwieslichen Rücksichtspunkte allerdings hinweggesetzt: die einen, indem sie die Existenz einer Mythologie, einer bestimmten Götterlehre als Offenbarung, Tradition oder eigenes Geistesproduct der Slawen überhaupt leugneten und in den vorhandenen Gestaltungen nur ein Aggregat nicht zusammenhängender und unentwickelt gebliebener eigener und fremder Elemente wahrnahmen, die sie einzeln, meist nur lexikalisch behandelten; die andern, indem sie das Vorhandensein einer besondern slawischen Mythologie zwar anerkannten, aber dieselbe sich rein und selbständig aus ihr selbst entwickeln ließen, ohne dies anders zu begründen als durch etymologische Erklärung der einzelnen Götternamen; noch andere, indem sie die slawischen Gottheiten in Zusammenhang mit den griech.-römischen brachten und durch die letztern die Bedeutung der erstern festzustellen suchten. Wenige bestrebten sich, den Gegenstand wissenschaftlich-vergleichend zu behandeln. So Lelwel, Kollar, Schafarik, Maciejowski und Hanusch („Die Wissenschaft des slawischen Mythos", Lemberg 1842) u. A. Das letztgenannte Werk ist unter allen vorhandenen das vollständigste und empfiehlt sich außerdem durch eine reichhaltige Quellenangabe. Bietet es auch kein in allen seinen Theilen feststehendes System, so gibt es wenigstens den ersten gründlichern Versuch eines solchen, indem es eine geordnete Gliederung des bis dahin zerstreut liegenden Materials wissenschaftlich feststellen sucht.

Der im 6. Jahrh. lebende Procopius sagt von den hinterkarpatischen Slawen: „Sie verehren einen Gott, den Schöpfer des Bliges und den alleinigen Herrn aller Dinge; sie schlachten ihm Ochsen und bringen Opfer jeglicher Art. Sie kennen durchaus kein Verhängniß (Fatum), noch theilen sie demselben irgend eine Gewalt über die Geschicke der Menschen zu. Sie thuen beim drohenden Tode, sei es während der Krankheit oder vor der Schlacht, dem Gott ein Gelübde, welches sie, der Gefahr entronnen, treu erfüllen, indem sie glauben, durch dasselbe erlöst worden zu sein. Sie verehren aber auch Flüsse, Nymphen und andere zahlreiche Gottheiten, welchen allen sie Opfer bringen und an diese Opfer Weissagungen knüpfen." Der im 12. Jahrh. lebende Helmold sagt dagegen von den polabischen Slawen: „Außer den vielfachgestaltigen Gottheiten, denen sie Felder und Wälder, Trauer und Freuden zutheilen, glauben sie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der allmächtige nur die himmlischen Dinge besorgt, alle andern Geschäfte den ihm untergebenen Göttern zuweist, die aus seinem Blut entsprossen, jeder um so ansehnlicher ist, je näher er dem Gott der Götter steht." Diese beiden Zeugnisse sind für die slawische Mythologie von der höchsten Wichtigkeit, denn sie bilden gleichsam den Grundriß ihres Wesens und ihrer innern Entwicklung. Es wird zunächst durch dieselben erwiesen, daß diesseit und jenseit der Karpaten, also in dem gesammten Slawenlande, und zwar in sehr fernen und voneinander abstehenden Zeiten, gleiche Cultusbegriffe herrschend waren. Es wird dadurch ferner, gegen die Ansicht der meisten Mythologen, erwiesen, daß der ursprüngliche älteste Cultus der Slawen kein grober, gedankenloser Naturdienst, sondern ein Monothetismus gewesen, der sich allmählig verdunkelte, durch fremde Elemente einen Bruch erlitt, sich zum Polytheismus und zuletzt zu einem Pantheismus erweiterte, ohne daß die reine Idee von Einem göttlichen Wesen aus dem religiösen Bewußtsein des Volkes, wenigstens aus dem seiner Priester, gänzlich verschwunden wäre.

Den Abschluß der innern Entwicklung des slawischen Religionswesens bildet der Cultus des Swiatowit. Nach dem Zeugniß Helmold's wurde er von der ganzen Nation der Slawen verehrt, wurde als der höchste und allgemeine Gott angesehen, während die übrigen gleichsam nur wie Halbgötter Geltung hatten. Die Wichtigkeit dieses Zeugnisses wurde durch die Entdeckung anderer Götter von allgemeiner Verehrung und höchster Bedeutung an die Seite, wenigstens an die Seite Swiatowit's gestellt, namentlich Perun und Radegast. Die allerdings erfolgte glückliche Auffindung einer steinernen Bildsäule Swiatowit's bei Zbrucz in östlichen Galizien (zur Zeit in Krakau aufgestellt) rechtfertigt zur Genüge die Allgemeinheit des Swiatowitcultus, der allerdings in Arkona auf Rügen in der höchsten Blüte gewesen sein mag. Daß diesem Cultus auch die Idee von Einem göttlichen Wesen zu Grunde liege, läßt sich leicht bewiesen werden. Liegt doch in der dreifachen Individualisirung des höchsten Gottes, wie sie Grimm angibt, nämlich in der Trias Swiatowit als Mars und Ziu und Zeus, Perun als Jupiter und Donar, Radegast als Mercur und Quotan, bereits der Weg für den Beweis vorgezeichnet. Jedenfalls liegt in dem Swiatowitcultus das ganze Geheimniß der slawischen Götterlehre, der Kern in der Blüte, von dem die künftige Forschung ausgehen muß, um auf dem zurückschreitenden Wege zu dem ursprünglichen Quelle einer Offenbarung oder Tradition, die in Asien zu suchen ist, zu gelangen. Vielleicht läßt sich auf diesem Wege eine Theologie, auf die Helmold und Procop hinweisen, tiefer auffassen und begründen, als wenn man dieselben den rohen oder personificirten Naturdienst zu Grunde legt. Außer den drei oben genannten Gottheiten Swiatowit, Perun, Radegast sind als allgemein bekannt folgende zu nennen: Prowe, Gott der Gerechtigkeit; Rugewit, Gott des Kriegs; Siwa oder Ziwa; Triglaw (Trimurti); Lado und Lada, Gottheiten der Ordnung und Liebe; Diwana (Diana), Göttin der Jagd; Prija (Venus; skandinav. Freya), Bjelbog, der weiße Gott; Cernobog, der schwarze Gott; Morena, Marzana, Göttin des Todes; Jutrebog, Morgengott; Wegada (temperies), Gott der Bitterung; ferner Wila (Wöla), Nisalka, Nymphen und Nisaden; Welos, Wolos, Gott der Hirten; sodann Dämonen und Geister, gute und böse: Djas, Diesi, Biesi, Diecy, Lutice, etc. u. s. w. Die Bilder der slawischen Götter erinnern auffallend an Indien. Das des Swiatowit war vierköpfig, das des Rugewit bei den Casantanern ward mit siebenfachem Antlitz, das des Porewit mit fünf Häuption, das des Perun mit vierfachem Antlitz dargestellt u. s. w. Den zuverlässigsten Zeugnissen zufolge glaubten die Slawen auch an die Unsterblichkeit der Seele wie an die Auferstehung und gerechte Vergeltung nach dem Tode, freilich den sinnlichen Begriffen der damaligen Zeit angemessen. Namen wie gadania: Wahrsagungen, kolo, ein Fest, gefeiert durch gegenseitige Geschenke beim Beginn eines neuen Jahres, kupalo, das Johannisfest, der Sonne zu Ehren, wegen der Sommersonnenwende, trizna, eine Feier zum Gedenken der Verstorbenen, beziehen sich auf Gebräuche und Feste der heidnischen Zeit. Den Gottesdienst versahen die Priester (in den ältesten Zeiten unfehlbar zugleich Vorsteher des Volks), wie dies das in zweifacher Bedeutung noch übliche Wort ksiadz, kniez, Priester und Fürst, zeigt und sonst die Geschichte bekundet). Sie verrichteten den Gottesdienst in den hierzu bestimmten Tempeln und Hainen. Gewöhnlich wurde dabei geopfert (zertwa, obiet, Opfer) und Weissagt (wiestecz, gadacz, Weissager). Die Opfer bestanden in Vieh, Schafen, Früchten. Es wurden dabei Gebete hergesagt und Gesänge ausgeführt. Menschenopfer fanden gar nicht statt; bei einigen Stämmen an der Ostsee und in Rußland fanden sie aus der Fremde her einen kurzen und theilweisen Eingang. Die Todten wurden verbrannt und die Überreste in die Erde gethan und begraben. Die Frömmigkeit und Andacht bei Anbetung der Götter war so groß, daß der Priester vor dem Bilde des Swiatowit nicht aufzuathmen wagte, ehe er den Dienst begann. Was die slawische Mythologie besonders charakterisirt, ist die wunderbarste Vermittlung der sichtbaren und unsichtbaren Mächte: eine zwar noch kindliche, aber bereits im Vollen begriffene Vereinbarung diesseitiger Erscheinungen und jenseitiger Geheimnisse, die erst mit dem Christenthum zur vollern Durchbringung gelangen.

Slawische Sprachen. Die slaw. Sprache hat in ihren Wortstämmen und in ihrem Bau eine auffallende Ähnlichkeit mit der Sanskritsprache, ist aber durch ihre vor allen andern neuern Sprachen begonnene Ausbildung europäisch geworden. Sie besitzt an ihrer vollkommenen, arithmetischen Declination und pronomenlosen Conjugation, an ihren reinen Vocalendungen und der festen Quantität der Silben, an der freien Wortstellung, an ihrem Wortreichthum und ihrer Bildungs-fähigkeit entschiedene Vorzüge. In den meisten Mundarten herrschen die Consonanten vor, doch vermindert die Aussprache ihre Anzahl und viele der vermeinten Härten kommen nur auf Rechnung der Schreibweise. Daß die Slawen schon vor der christlichen Zeit nicht ohne eine

in. Der auswärtige Handel S.'s besteht theils in ansehnlichem Producten-, theils in
 denhandel; der Manufacturhandel beschränkt sich auf die Einfuhr östr. Fabrikate. An
 Spitze der Verwaltung des ganzen Kronlandes steht der Ban, unter dessen Vorsitz und
 ng die Banalregierung zu Agram besteht. Ihr unmittelbar sind die Comitats- oder Ge-
 schäftsbehörden von Essek und Posega und diesen wieder deren Bezirksbehörden unter-
 met. Zu Essek besteht ein Landesgericht erster, zu Posega eins zweiter Classe; von ihnen
 titen die Bezirksgerichte. Über sämmtlichen landesfürstlichen Gerichten des Kronlan-
 lehrt die Banaltafel oder das Oberlandesgericht zu Agram. Die Hauptstadt des König-
 ist die königl. Freistadt Essek oder Essek (s. d.). Eine zweite königl. Freistadt ist Posega,
 ga oder Poscheg, am rechten Ufer der Drhava und am Fuß eines weinreichen Gebirgs,
 von großen Obstgärten umgeben, Hauptort des gleichnamigen Comitats, Sitz eines Vice-
 ms, des agrarier erzbischöflichen Subalternconsistoriums, mit 2500 E., die besonders
 Wein und Taback bauen und Seidencultur treiben, einem kath. Gymnasium, einer Haupt-
 und drei kath. Kirchen. In demselben Comitats liegt der große Marktflecken Daruvar
 Poddorje (Illigne) mit 3200 E., einer kath., griech. nichtunirten und ref. Kirche, einer
 nalschule, prächtigem Schloß, Marmorbruch und vielbesuchtem warmen Schwefelbad.
 kam unter Augustus als ein Theil von Illyricum unter die Botmäßigkeit der Römer,
 te zur Provinz Pannonia und wurde nach dem Flusse Save Pannonia Savia genannt.
 ter kam das Land unter byzant. Herrschaft, von welcher es sich zur Zeit der Völkerwan-
 ig losmachte, bis auf Syrmien (s. d.), das bei Byzanz blieb. Hierauf wurde es durch die
 ren verwüstet; doch erholte es sich und erhielt zur Zeit Ludwig's des Frommen einen eige-
 fürsten in der Person des Jndevit, der die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußte.
 dieser Zeit gehörte Kroatien zu S., mit dem es längere Zeit ein Ganzes bildete, weshalb
 der größere Theil des heutigen Kroatien damals mit dem Namen Slawonien belegt
 te. Im J. 827 drangen in S. die Bulgaren ein, wurden aber wieder daraus vertrieben.
 Bewohner waren schon früher dem Christenthume zugewendet gewesen. Erst die beiden
 antiner Cyrill und Method, die 864 in diese Gegenden kamen, legten einen sichern Grund.
 lieb mit Kroatien verbunden und hatte eigene Regenten, bis es sich im 11. Jahrh. mit der
 ir. Krone vereinte. In der ersten Zeit wurde das Land ungeachtet seiner Vereinigung mit
 arn noch immer durch eigene Fürsten aus dem ungar. Regentenhaufe regiert. Im J. 1127
 es der Schauplatz der blutigen Kämpfe zwischen Kaiser Konstantin VIII. von Byzanz und
 Könige Stephan von Ungarn, welcher Pestere damals die Feste Semlin erbauen ließ.
 hdem 1153 der Krieg abermals zwischen dem Kaiser Emanuel und dem König Geisa II.
 gebrochen war, besetzten die Byzantiner ganz S. Der Krieg dauerte auch unter König
 phan III. fort, der den Frieden durch Überlassung von Syrmien und ganz S. an Byzanz
 usen mußte. Als aber 1163 der dem byzant. Hofe ergebene Bela III. den ungar. Thron
 eg, wurden S. und Syrmien an Ungarn zurückgegeben und durch eigene Bane, auch zu-
 en durch Sproßlinge der königl. Familie regiert. Im J. 1442 begannen die Kämpfe mit
 Türken, die S. wiederholt verwüsteten. Im J. 1490 erhielt Johannes Corvinus, der na-
 iche Sohn des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, ganz S., mit Ausnahme von
 mien, unter der Bedingung, daß er auf Ungarns Krone Verzicht leiste, während zugleich
 König von Böhmen und Ungarn, Wladislaw, den Titel eines Königs von S. annahm und
 Lande ein eigenes Wappen verlieh. Im J. 1524 fiel abermals ganz S. in die Hände der
 rten. Nach der Schlacht bei Mohacs, 1526, kamen die drei obern Comitats S.'s, Agram,
 uy und Barasdin, unter dem Namen Kroatien unter östr. Herrschaft, und Slawonien
 ien nun nur die untern Comitats Veröcze, Balpo, Posega und Syrmien, die unter dem
 l. Joche saßen. Bei dem 1562 geschlossenen Frieden wurden diese Theile den Türken
 abgetreten, worauf sie unter einem in Posega residirenden Pascha standen, bis Leopold I.
 h 15 blutigen Kriegsjahren 1683 sie den Türken wieder entriß. Die Türken drangen zwar
 90 wieder in S. ein; nachdem sie aber bei Salankemen aufs Haupt geschlagen worden, muß-
 sie Essek und ganz S. abermals räumen. Im J. 1699 kam ganz S. durch den Frieden zu
 rlovicz an Leopold I. und erhielt nun für die Grenzbewachung eine ganz militärische Ver-
 fassung. Im J. 1745 wurde die militärische Verfassung theilweise abgeschafft, das Land
 das Provinziale und Militare eingetheilt und diese Eintheilung vom ungar. Landtage 1751
 tätigt. Das erstere bestand aus den drei Comitaten Veröcze, Posega und Syrmien; das
 ilitare oder das slawon.-syrmische Generalat aus den drei Bezirken Brood, Gradiska und
 Herwarden nebst dem Schaiskistendistrict. Das Militare befehlt seine militärische Verwaltung

bei und stand unter dem Commandirenden von Peterwardein. Dagegen bildeten die Comitats des Provinziale einen der sogenannten adnexen Theile Ungarns und jedes Comitats hatte seinen Obergespan und Sitz und Stimme auf den kroat.-slawon. Landtagen unter dem Vorfige des Banus der vereinigten Königreiche Kroatien, S. und Dalmatien. Die Reichsverfassung von 1849 sprach die Trennung Kroatiens und S. von Ungarn aus. Beide Königreiche wurden nebst dem Küstenlande und Fiume zu einem eigenen Kronlande vereinigt, die hrm. Bezirke von Rumia und Illoz zu der neuen Serbischen Wojewodschaft, der bei S. gebliebene Gebietstheil von Syrmien zu dem esseter Comitats geschlagen und die Militärgrenzgebiete ebenfalls als eigenes Kronland organisirt. Vgl. Esaplovicz, „Slawonien und Kroatien“ (2 Bde., Pesth 1819); „Südslawische Wanderungen im Sommer 1850“ (2 Theile., Lpz. 1850).

Sleidanus (Joh.), einer der größten Publicisten seines Zeitalters, hieß eigentlich Philipson und war zu Sleida bei Köln 1506 geboren. Er studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orléans die Rechte, war einige Zeit in Diensten des Königs Franz I. von Frankreich und wohnte als dessen Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Nachdem er sich nach Strassburg gewendet, machten ihn die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu ihrem Geschichtschreiber. Der Rath zu Strassburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften und ernannte ihn 1542 zum Professor der Rechte. Die protest. Fürsten sandeten ihn 1545 an den König von England und hierauf zu der Kirchenversammlung nach Trient, wo er sehr geachtet war. Er starb 31. Oct. 1556 zu Strassburg. Einen bleibenden Ruhm erwarb er sich durch sein classisches Werk „De statu religionis et reipublicae Carolo V. caesare commentarii“ (Straßb. 1555; beste Ausg. von Am Ende, 3 Bde., Klf. 1785—86). Dieses Werk, dessen älteste Ausgaben nur den unverfälschten Text liefern, ist gleich schätzbar wegen seiner einfachen und schönen Schreibart wie wegen der Genauigkeit und Treue in der Darstellung und der für einen Protestanten jener Zeit ziemlich weit gehenden Unparteilichkeit. Eine deutsche Übersetzung lieferten Stroth und Semler (3 Bde., Halle 1771). Vgl. Paur, „Des S. Commentare über die Regierungszeit Karl's V.“ (Lpz. 1843). Außerdem schrieb S. noch „De quatuor summis imperiis“ (Straßb. 1556), die oft aufgelegt und von Schurzfleisch bis 1676 fortgeführt wurden, und „Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus“ (Straßb. 1548). Seine „Opuscula“ gab Putschius (Hannov. 1608) heraus.

Slibowika, Slivovika oder Schliwowika, slaw. Name eines aus Pflaumen- oder Zwetschenkernen bereiteten Branntweins, der, wenn er alt wird und nur zur Hälfte mit dem ausgegohrenen Safte der Weichselfirschen versetzt ist, sehr angenehm schmeckt.

Sligo, eine Grafschaft der irischen Provinz Connaught, zwischen dem Atlantischen Ocean im N., Leitrim im D., Roscommon im S.D., Mayo im S. und W. gelegen, zählte auf 52 QM., wovon gegen 18 cultivirt sind, die übrigen auf Berge, Sümpfe und Seen fallen, 1840 noch 180886, 1850 nur 128769 E., was eine Abnahme von 28 Proc. der Bevölkerung ergibt. Das Land ist von Westen gegen Osten von einer Bergkette durchzogen, deren bedeutendste Spitzen Dr. Knock-Marce, Knock Shecuacan heißen. Die Küste bildet die Baien von Sligo und Killala. Die wichtigsten Flüsse sind der Garwoag, der aus dem Arrow und Arwinmore entstehende Owen-Beg, der Esky und der Moy; die beträchtlichsten Seen der Gilly, der Arrow, der Gara und der Esk. Im Südwesten finden sich ausgedehnte Sümpfe. Der Boden ist im Allgemeinen leicht, sandig und grandig, theilweise sehr fruchtbar. Anbau von Hafer, Gerste und Kartoffeln, Rindviehzucht, Fischerei und Leinweberei sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Hauptstadt Sligo, an der Mündung des Garwoag in die Sligobai gelegen, verdankt ihren Ursprung einem Schloß und einer 1262 gegründeten Abtei, wovon noch herrliche Ruinen vorhanden sind. Sie hat eine schöne kath. Kirche, mehrere Lehranstalten und zählt 15000 E., welche Getreide, Butter, Garn und Leinwand ausführen, Lachsfang und Schifffahrt treiben. Im J. 1847 besaß die Stadt 35 eigene Segelschiffe von 5665 Tonnen Gehalt und zwei Dampfboote von 100 Tonnen. In der Nähe der Stadt befinden sich mehrere alterthümliche Grabhügel, namentlich das sogenannte Lugna Blogh oder Giant-Grave, d. h. Riesengrab, ein aus mehreren großen Steinblöcken bestehendes Denkmal, das mit dem bekannten Stonehenge verglichen wird.

Slingeland (Pieter van), Maler, geb. zu Leyden 1640, war ein Schüler des G. Dom, dem er mit Glück in der mühseligen Technik seiner kleinen Cabinetsstücke nachahmte, ohne jedoch jemals den Geist und die Feinheit seines Meisters erreichen zu können. An dem Meermann'schen Familienbild im Louvre arbeitete er drei Jahre, und an den Manschetten und dem Halstragen des Knaben malte er einen ganzen Monat. Dies ist das Hauptwerk des Meisters, übr-

ms auch durch einen klaren feinen Ton in der Farbe ausgezeichnet. Auch noch andere Porträts und Genrebilder finden sich im Louvre. Außerdem besitzen die Bridgewatergalerie zu London, die Pinakothek zu München, die Galerie zu Dresden mehrere Gemälde von ihm, worunter eins der bekanntesten, die Spigenklöpplerin, in letztgenannter Sammlung sich befindet. Bei einer langsamen, übermäßigen Ausführung hat er nicht viele Bilder gemalt. Er starb 1691.

Sloane (Hans), der Gründer des British Museum (s. d.).

Sloka, d. h. der Ruhm, bedeutet in der ind. Metrik eine vierzeilige Strophe, da die ind. Metrie sich nicht, wie z. B. die griechische, in Verszeilen, sondern stets in strophischer Gliederung bewegt. Speciell aber versteht man unter Sloka den altepischen Vers der Indier, der ursprünglich aus einer viermaligen Wiederholung von zwei Diiamben bestand. Aber um die ermüdende Monotonie der stets wiederkehrenden Jamben zu vermeiden, läßt man in einzelnen Füßen dem Dichter die größte Freiheit, während in andern ein den flüchtigen iambischen Gang hemmender Rhythmus vorgeschrieben ist, sodaß als das gewöhnlichste Schema des epischen Sloka sich das folgende herausstellt: | ~ — — — || | ~ — ~ — || zwei mal. Die versuchten Nachbildungen im Deutschen werden kaum Anklang finden, da der ind. Sloka zu sehr eines kräftigen Rhythmus entbehrt, den unser Ohr dann, wenn der Reim fehlt, verlangt.

Slowacki (Julius), einer der productivsten, phantasie reichsten und vielseitigsten poln. Dichter, Sohn des durch seine ästhetischen Schriften in der poln. Literatur rühmlich bekannten wilsnaer Professors Eusebius S., 1809 in Wilna geboren und auf der dortigen 1831 blühenden Universität ausgebildet, nahm als Soldat und Tyrtaischer Volksdichter einen thätigen und regen Antheil an dem poln. Aufstande von 1830, emigrierte hierauf ins Ausland und nahm, nachdem er Europa und den Orient durchstreift, seinen temporären Wohnort in Frankreich, namentlich in Paris. Sein rasch nacheinander folgenden Werke, epischen, lyrischen und dramatischen Inhalts, schrieb er meistens mit dem ersten Angriffe fertig. Darunter befinden sich die epischen Dichtungen „Zmija“, „Jan Bielecki“, „Hugo“, „Mnich“, „Arab“, „Lambro“, „Anhelli“, „Trzy poemata“, „Poema o piekle“, „Beniowski“; die Lyriken: „Revolutions- und Krieglieder“, „Grób Agamemnona“; die Dramen „Kordjan“, „Windowe“, „Maria Stuart“, „Balladina“, „Lilla Wenoda“, „Mazeppa“ (deutsch in Both's Bühnenrepertoire“, Nr. 111, B. 14), „Sen srebrny Salomei“, „Ksiadz Marek“, „Ksiadz ezlomny“ und andere Gedichte verschiedener Art. In den meisten dieser Schöpfungen liegt das Dämonische. Es ist die Kehrseite des Menschen- und Völkerlebens, die Ironie des Schicksals, die den Grundgedanken seiner Darstellungen ausmacht. S. wurde wegen dieser seiner negativen Richtung von Mickiewicz, dem objectivsten und vollendetsten der modernen poln. Dichter, der Satan der Dichtkunst genannt. Nach langem Kampfe unterlag dennoch zuletzt der religiösen Richtung Mickiewicz' und gesellte sich endlich zu der mystisch-religiösen Sekte des Towianski'schen Messianismus. Durch diesen Messianismus wurde auch S.'s Geist gebrochen, und er war von da an, wie Mickiewicz, für die poln. Literatur als verloren zu betrachten. Er starb 1851 in Rom.

Slowaken heißen die slaw. Bewohner Nordungarns. Sie sind die Nachkommen der Slawen, welche sich nach ihrem Übergange nach Europa in den Karpatengebirgen und ihren Abhängen, namentlich zwischen der Donau und der Theiß festsetzten, dort Jahrhunderte lang festhielten und im 9. Jahrh. n. Chr. den Kern des großmähr. Reichs bildeten. Sie standen unter einheitlichen Fürsten, kämpften in Verbindung mit den stammverwandten Tzechen zur Zeit Samo's gegen die Avaren, kamen dann seit Karl d. G. in ein abhängiges Verhältniß zu den Franken und Deutschen, wurden im 9. Jahrh. in Verbindung mit den Mähren, namentlich unter den ersten Mstislaw und Swatopluk, unabhängig und in Pannonien herrschend, bis sie von den Magyaren nach der blutigen Schlacht bei Pressburg 907, in Folge deren das großmähr. Reich zerstört wurde, nach und nach unterjocht wurden. Die Slowaken sind noch jetzt durch alle Gegend Ungarns zerstreut, machen aber in den nordwestlichen, in Trentsin, Turocz, Arva, Preßtau und Sohl, die Mehrzahl der Bewohner aus. Ihre Anzahl wird auf 2,750,000 angegeben, von denen über 800,000 zur evang., die übrigen zur kath. Kirche sich bekennen. Ihr Charakter ist dem altslaw. Typus vielleicht am meisten treu geblieben. Häufig durchziehen sie Deutschland und Polen als Leinwandhändler oder Drahtbinder. Die slowak. Sprache ist der böhmischen sehr ähnlich und bildet mit ihr den czechisch-slav. Dialekt. Als die Reformation unter den Slowaken, die bereits durch eingewanderte Hussiten zu derselben vorbereitet waren, von Böhmen sich verbreitete, gewann die durch Prediger eingeführte böhm. Sprache einen großen Einfluß auf das Slowakische, und gleichsam nur unter dem Schutze des Böhmischen erwuchs langsam

eine slowak. Literatur. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die slowak. Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben, und es sind ziemlich zahlreiche prosaische und poetische Schriften in derselben erschienen. Von Schriftstellern nennen wir Matth. Bel, 1684 — 1749, und Dan. Krman, 1663 — 1740, welche die Bibel übersehten; Stephan Leschka, Prediger zu Kis-Körö, 1757 — 1818, der die erste slowak. Zeitschrift herausgab; Bernolák, der eine slowak. Grammatik verfaßte; Georg Valkowitsch, Kanoniker von Gran, gest. 1835, der die Heilige Schrift (2 Bde., 1833) übersehte; Plachý, Tablitsch, dessen „Poesien“ in vier Bänden (1806 — 12) erschienen, vor Allen aber Holý, dessen Epopöen den größten Ruhm erlangt haben; auch Joh. Kollar, Prediger zu Pesth, hat nicht nur um die böhm., sondern auch um die slowak. Sprache große Verdienste. Die Slowaken besitzen eine Menge der schönsten Volkslieder, die zu Pesth (2 Bde., 1823 — 27) und in einer neuen Sammlung von Kollar (2 Bde., Ofen 1834) zum Theil herausgegeben wurden. In der Neuzeit hat durch Stur und dessen erste politische Zeitung für die Slowaken die slowak. Schriftsprache neuen Aufschwung erlebt, da sie nun nicht bloß in der Zeitung, sondern auch in verschiedenen Schriften verbreitet wird und der größte Theil der gebildeten Jugend mit außerordentlicher Energie für Ausbreitung derselben und zur Vertreibung der böhm. Schriftsprache thätig ist. Von den Slowaken ging in der Neuzeit auch die heftigste Reaction gegen den aufgezwungenen Magyarismus aus.

Slowenzen heißen mit einheimischem Namen die in Steiermark, Kärnten und Krain oder im ehemaligen Karantanien wohnenden slaw. Stämme, sonst gemeiniglich Winden, in gelehrten Schriften auch Korutaner genannt. Sie sind in diese Gegenden gegen das Ende des 6. Jahrh. theils aus eigenem Triebe, theils weichen dem Andrang der Avarn, aus Pannonien eingewandert. Bereits 595 standen sie im Kampfe mit dem bair. Herzoge Thassilo. Diese Kämpfe erneuerten sie auch später zu wiederholten Malen. Zwischen 627 — 662 standen sie im Bundesverhältniß zu Samo's Reich. Um diese Zeit geschah auch der erste Versuch des heil. Amalrich, sie zum Christenthume zu bekehren. Dann führten sie längere Kämpfe mit den Markgrafen von Friaul. In größere Gefahr versetzten sie die mächtigen Franken, nachdem sie 725 — 749 Baiern bezwungen hatten. Borut, 750, heißt der erste windische Herrscher, der den Franken unterworfen ist. Seine Söhne und Nachfolger Karat und Chotimir sind bereits eifrige Christen. Unter dem Baiernfürsten Thassilo II., der sich auf einige Zeit von der fränk. Oberherrschaft losmachte, gehorchten die Winden dem Erstern. Wladuch, 772, war damals ihr Herrscher. Aber bald darauf eroberte Karl d. Gr. Baiern und gleichzeitig auch ganz Korutanien um 788. Das Land wurde eine eigene Windische Mark, die dem Reiche Karl's d. Gr. einverleibt wurde. Daraus entstanden später die Herzogthümer Steiermark, Kärnten, Krain, welche an Deutschland, zuletzt an Osterreich übergingen und zum großen Theile germanisirt wurden. Die Sprache der Slowenzen gehört der östlich-südlichen Ordnung und schließt sich zunächst der illyrisch-serbischen an. Sie besitzt sehr alte und schätzenswerthe Denkmäler. Das älteste (unter den slawischen überhaupt) ist die sogenannte Freisinger, jetzt Münchener Handschrift von 957 — 994, geschrieben von dem freisinger Bischof Abraham, bestehend aus drei Stücken religiösen Inhalts, gedruckt in Kopitar's „Glagolita Clozianus“ (Wien 1836). Bis zum 16. Jahrh. herrscht das tiefste Schweigen in literarischer Hinsicht. Die Reformation brachte erst ein neues Leben. Gelehrte Geistliche: Truber (1550 — 86), Juricicz (1562), Krell (1567), Dalmatin (1571 — 89), Bohoricz (1584), bildeten die alte Sprache in hohem Grade aus. Der Letztere schrieb die erste krainische Grammatik (1584). In demselben Jahre erschien zu Wittenberg die Übersetzung der ganzen Bibel. Zahlreiche theologische und Andachtsbücher folgten. Eine zweite luth. Bibel erschien erst 1791 in Laibach. In der Dichtkunst erwarben sich einen Namen: Pohlin (1780), Dewa, Linhart und Bodnik (1780 — 1819); in neuester Zeit Jarnik (1814), Preszern, Kstelic, Zupan. Eine gute Grammatik verfaßte Metelko (1830), die beste bleibt aber die Kopitar's (Laib. 1808); ein Wörterbuch erschien von Jarnik und Murk (1832); eine Sammlung von Volksliedern gaben Braz (1839) und Korytko (1839) heraus.

Småla, ein arab. Wort, womit die Equipage, das Gefolge, das Zelt der Familie, die Dienerschaft eines arab. Häuptlings bezeichnet wird, die er auf Kriegszügen bei sich führt.

Småland (sprich Smoland), die größte Provinz im südlichen Schweden und ehemals mit dem Titel eines Herzogthums zum gothlandischen Reiche gehörig, erstreckt sich von Örebro und Blekingen nordwärts bis zum Wettersee und bis nach Ostgothland und von Halland ostwärts bis zur Ostsee, umfaßt die jetzigen Läne von Jonköpings, von Werjö oder Kronoberg und von Kalmar, die zusammen etwa 600 QM. mit $\frac{1}{2}$ Mill. E. einnehmen, ist im Ganzen bergig, besonders im Norden, hat große Waldungen, sehr viele Heiden, Seen, Sümpfe und

; viel Viehzucht, weniger Ackerbau, viel Eisen und Kupfer. Der nördliche Theil begreift Föpingslän (205 QM. mit 165000 E.) mit dem eisenreichen, 1000 F. hohen Taberg, ich vom Wettersee, mit zahlreichen einzelnen Bauernhäusern und Gehöften, die von ihren Wiesen und Gehölzen, wie das Ganze wieder von einem Raune, umgeben sind, und der Hauptstadt Jönköping, die am Wettersee und eine Meile vom Taberg in reizender Gelegenheit, aber Überschwemmungen ausgesetzt, regelmäßig gebaut, der Sitz des Götha-Hofhofs und des Landeshauptmanns ist und 5000 E. zählt. Der südliche Theil von S. ist Krieglän oder Kronobergslän (180 QM. mit 135000 E.), bergig und steinig, überaus an Seen, unter denen der Bolmen, Möckeln, Åsnen und Helga die größten sind, mit dem förmigem, sechs M. weit sichtbaren Hunsberg an der Westgrenze, mit Eichen-, Buchen- und Kiefernwäldern und der Hauptstadt Wexiö (sprich Wexhö) am Helga-, d. h. Heiligensee, der Sitz eines Bischofs und des Landeshauptmanns ist, 2000 E. zählt, ein berühmtes, in dem der Bischof Tegné (s. d.) sehr gehobenes Gymnasium hat und ehemals ein großes reiches Benedictinerkloster besaß. Das östliche Küstenland ist Kalmarlän (215 QM. mit 200000 E.), Westen und Norden hoch, doch ohne bedeutende Berge, gegen die Ostsee sich verflachend, mit der Hauptstadt Kalmar (s. d.). In alter Zeit hatte S. den Namen Smålande oder Småländ (sprich Kulönd, wie noch bei den Einwohnern), d. h. kleine Länder. Es scheint aus mehreren kleinen Stämmen oder besondern Gemeinden bestanden zu haben.

Smalte ist der allgemeine Name einer sehr wichtigen blauen Mineralfarbe, welche aus Korken dadurch dargestellt wird, daß man diese röstet, zermahlt, mit Sand und Pottasche in erforderlichen Verhältnissen zusammenschmilzt, das so erhaltene blaue Glas von der unten in Häfen sich abscheidenden Verbindung von Nickel und Arsenik, der Nickel- oder Kobaltspeise, der dann Nickel (s. d.) dargestellt wird, trennt, zermahlt und durch Sieben und Schlemmen Sorten verschiedener Feinheit scheidet. Diese Sorten tragen die Namen Streublau (A), e (C), Eschel (E) und Sumpfeschel (EE). Jede dieser Sorten kann nun sehr verschiedene Tönen zeigen, welche man je nach der Dunkelheit mit O, G, F, FF, FFF und FFFF bezeichnet. Diese Art entstehen die Bezeichnungen der Blaufarbenwaaren im Handel. Außer diesen Farben bereiten die Blaufarbenwerke auch Safflor, Zaffer, d. h. pulverisirte Gemenge feinsten reichen Kobalterzes und Sandes in dem zur Erzeugung einer bestimmten Smalteforte nöthigen Verhältnisse. Blaufarbenwerke können nur da angelegt werden, wo Kobalterze nicht weit entfernt sind. In Deutschland und überhaupt sind die sächs. Blaufarbenwerke die bedeutendsten, welche jährlich ungefähr 12000 Ctr. Blaufarbenwaaren verfertigen; dann gibt es in Hessen, in der Rheinprovinz, in Oesterreich und seit einer Reihe von Jahren namentlich zu Modum in Norwegen.

Smaragd, ein Edelstein, bildet gleichwinkelige, sechsseitige Säulen von einer eigenen grün- (smaragdgrünen) Farbe, auch berg- und seladongrün, ins Himmel-, Lasur- und Violette, Honig- und Wachsgelbe, selten ins Rosenrothe übergehend, hat einen klein- und unregelmäßig muscheligen Bruch ins Splitterige und Uebene, ist durchsichtig mit schwacher doppelter Strahlenbrechung bis undurchsichtig, ziemlich hart und nicht sonderlich zerbrechlich. Er besteht aus Kiesel-, Thon- und Beryllerde mit einigen beigemischten Oxyden, welche die Färbung geben. Man unterscheidet zwei Arten, den edeln Smaragd und den gemeinen (s. d.). Der erstere findet sich als außen glatte, einzeln ein- oder aufgewachsene Krystalle, selten in Drüsen, ist glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend und in verschiedenen Tönen smaragdgrün. Bis zu 120° geglüht wird er blau, erlangt aber beim Erkalten seine Farbe wieder; bei 150° schmilzt er zu einer dunkeln Masse. Er findet sich niemals sehr groß, die größten bekannten Smaragde betrugen nur 6 Zoll in der Länge und 2 Zoll in der Breite. Als Edelstein ist er sehr geschätzt und wird besonders in der Form der Tafelsteine gefasst, wobei sich seine Farbe am schönsten ausnimmt. Er wird in Salzburg und Sibirien, hauptsächlich aber in Peru gefunden. Die Alten verstanden unter diesem Namen theils den edeln Smaragd, theils und vorzüglich den grünen Flußspath.

Smidt (Joh.), ein um seine Vaterstadt Bremen wie um die Interessen Deutschlands überaus verdienter Staatsmann, geb. 5. Nov. 1773, der Sohn eines Predigers, stammt aus einer angesehenen bremser Familie und studirte in den neunziger Jahren zu Jena Theologie, wo er mit den damals dort vereinigten Helden deutscher Bildung, namentlich mit Fichte, in lebhaftem Verkehr trat. Später lehrte er nach Bremen zurück, und hier eröffneten ihm sein Talent und seine vielseitige Bildung eine ungewöhnliche Laufbahn. Er ward erst Professor der Geschichte am hiesigen Gymnasium illustre, dann, ungeachtet seiner Jugend, Syndicus der „Ältesten“ und

1800 Rathsherr. In dieser Stellung äußerte er fortan großen Einfluß auf das Schicksal und die Entwicklung der hanseatischen Republiken und ihres commerciellen Lebens. So verdankte ihm Bremen bei Gelegenheit des Reichsdeputationshauptschlusses (1805) die Abrundung seines Territoriums und die wenigstens legale Befreiung vom elsßthetzer Zoll. Nach der Schlacht bei Leipzig wußte er als diplomatischer Vertreter Bremens durch geschickte Benützung der Umstände eine beredete Darstellung ihrer commerciellen Aufgaben die Selbständigkeit der Hansestädte und ihre Aufnahme als Glieder des Deutschen Bundes durchzusetzen. Sodann war er als Gesandter Bremens insbesondere in den wichtigen Verhandlungen thätig, die 1820 die Freiheit des Weistroms begründeten. Seine Zeit zwischen Frankfurt und Bremen theilend, gab er dem aufstrebenden Handel seiner Vaterstadt einen mächtigen Impuls nach dem andern, bewirkte eine Reihe von Verträgen mit fremden Ländern, sorgte für die Ausbreitung der consularischen Vertretung, bewog England, die Vereinigten Staaten, Brasilien u. s. w., die deutschen Hansestädte als die nationalen Ausfuhrhäfen des Bundes anzuerkennen, und machte sich zum Mittelpunkt und Führer aller der Strebungen und Schöpfungen, welche die heutige blühende und aussichtsvolle Lage Bremens herbeiführten. Schon 1821 auch äußerlich als Bürgermeister an die Spitze des bremers Gemeinwesens gestellt, hat er diesen hohen Posten, die kurze demokratische Periode von 1849—52 abgerechnet, auch behauptet. Außerliche Auszeichnungen hielt das strenge republikanische Gesetz seiner Vaterstadt von ihm fern. Doch ward ihm 1831 in Hinsicht auf seine staatsrechtliche Vertheidigung der freien Stromschiffahrt von der Universität Jena der juristische Doctortitel verliehen.

Smith (Adam), der ausgezeichnetste aller Staatswirthschaftslehrer, geb. 5. Juni 1723 zu Kirkcaldy in Schottland, wo sein Vater Zollbeamter war, widmete sich anfangs zu Glasgow und Oxford der Theologie, verließ aber diese Bahn und hielt seit 1748 zu Edinburg Vorlesungen über die Rhetorik und die schönen Wissenschaften, bis er 1751 Professor der Logik und der Moral zu Glasgow wurde. Als akademischer Lehrer erlangte S. sehr bald einen ausgezeichneten Ruf. In jener Zeit ließ er seine „Theorie of moral sentiments“ (1759) erscheinen, worin er die Sympathie zur Grundlage der Moral machte. Nachdem er 1764 und 1765 den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien begleitet hatte, lebte er ohne Unterbrechung zehn Jahre in seiner Vaterstadt bloß den Studien. Eine würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit war sein Werk „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“ (2 Bde., Lond. 1776 und öfter; deutsch von Garbe, 4 Bde., Bresl. 1794—96), das ihn durch ganz Europa berühmt machte. Der Hauptzweck desselben war, zu zeigen, wie die Natur selbst durch die Grundanlagen des menschlichen Geistes und durch die äußern Lagen, in welche sie die Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Reichthums der Völker gesorgt hat, und zugleich zu beweisen, daß das wirksamste oder vielmehr einzige Mittel, ein Volk blühend und reich zu machen, darin bestehe, daß man der Natur in ihren Einrichtungen folgt, indem man jedem Menschen, solange er gerecht gegen Andere verfährt, freistellt, seinen Vortheil auf jedem beliebigen Wege zu verfolgen und sowol seinen Fleiß wie sein Vermögen mit dem Fleiß und Vermögen seiner Mitbürger ungehindert auszutauschen. Jede Regierung, welche entweder durch außerordentliche Aufmunterungen auf einen besondern Zweig der Betriebsamkeit einen größern Theil des Capitals der Gesellschaft hinzieht, als natürlicherweise ihm zufließen würde, oder durch außerordentliche Einschränkungen einer andern Art der Betriebsamkeit den Theil des Capitals entzieht, der sonst in ihr angewendet worden wäre, schadet dem großen Zwecke, den sie zu befördern sich vorsetzt. Der Staat soll nur Dreierlei besorgen: Schutz gegen fremde Staaten, Rechtspflege im Innern, Errichtung solcher gemeinnütziger Anstalten, welche das Privatinteresse gar nicht errichten könnte. Insbesondere spricht sich S. aus gegen Ein- und Ausfuhrverbote, Zünfte, Prämien, Begünstigungen einzelner Fabriken, Taxen, Monopole und Eingriffe in die Rechte des Menschen und des Bürgers. Während diese praktischen Ergebnisse mit jenen der Physiokraten (s. d.) meistens zusammentreffen, unterscheidet sich S. theoretisch davon wesentlich von diesen. Er läßt nicht bloß die Rohproducenten, sondern auch die Gewerbetreibenden und Kaufleute als productive Arbeiter gelten, wie er denn überhaupt die menschliche Arbeit als Productionsquelle sehr in den Vordergrund stellt. Inconsequenterweise betrachtet er jedoch alle mit persönlichen Diensten Beschäftigten, selbst die Ärzte, Lehrer, Richter u. s. w. als unproductive. Übrigens gibt es fast kein Gebiet der Nationalökonomie, welches S. nicht mit bedeutenden Entdeckungen bereichert hätte. Dahin gehört besonders seine Lehre, daß die Arbeittheilung von der Größe des Capitals und Marktes bedingt wird; daß jeder Waarenpreis in die drei großen Einkommenszweige, Grundrente, Arbeitslohn und Capitalzins, aufgelöst werden

daß Ersparen und Verzehren keinen unbedingten Gegensatz bilden. Ferner ist die Unterscheidung zwischen stehendem und umlaufendem Capitale, sowie überhaupt der Begriff Capital erst von S. recht begrenzt und analysirt worden. Sodann ist zu erwähnen seine Darstellung der Gründe, welche in den verschiedenen Arbeitszweigen die Höhe des Lohns verschieden en; seine vortreffliche Theorie der Zettelbanken u. A. m. Seine Irrthümer beruhen fast alle auf einer Überschätzung des Tauschwerths der Güter, verglichen mit dem Gebrauchs- . Die Form von S.'s Werken ist durchaus die eines großen classischen Schriftstellers. Im letzten Abschnitt seines Lebens brachte S. zu Edinburg zu und erhielt 1778 die einträgliche Stelle eines königl. Commissars für die Zölle in Schottland. Er starb im Juli 1790. S. es nicht nur, daß der gegen seine Theorie zuerst erhobene Widerspruch nach und nach ver- schwand, sondern hatte auch noch die Freude, Zeuge zu sein von dem praktischen Einflusse, den seine Schriften auf einige Zweige der Handelspolizei seines Vaterlandes bekamen. Sein Leben beschrieb Dugald Stewart.

Smith (James), ein launiger engl. Dichter, wurde 1775 geboren und zu Chigwell in Essex. Er war der Sohn eines beim Board of ordnance angestellten Beamten, dem er später dieser Stellung folgte, welche ihm ein anständiges Auskommen sicherte. Mit einem feinen Sinn für das Lächerliche und unerschöpflichem Witz ausgestattet, dabei ein leidenschaftlicher Anhänger der geselligen Vergnügungen und namentlich des Theaters, machte er sich bald durch Sonnets und vers de société bekannt. Seine ersten Gedichte und humoristischen Versen erschienen in dem „Pic-Nic Newspaper“, worauf er an der von dem Dramatiker Cum- ington gegründeten „London review“ Theil nahm, die jedoch nach kurzem Bestehen aufhören. Jetzt verband sich S. mit seinem jüngern Bruder Horace zu einer Reihe poetischer Paraphrasen, in welchen sie den Stil der gefeiertsten Dichter der Zeit, eines Scott, Byron, Keats, Southey, in höchst geistreicher Weise parodirten und die 1812 unter dem Titel „Rejected addresses“ veröffentlicht wurden. Der Erfolg war beispiellos, ebenso der Gewinn. In wenigen Jahren erlebte das Werk 16 Auflagen. Eine ähnliche Sammlung „Horace don“ erschien 1813. Mit dem gewonnenen Ruhme zufrieden und von Gichtschmerzen geplagt, zog sich S. seitdem vom Felde der Literatur zurück, indem er nur von Zeit zu Zeit Beiträgen an das „New monthly magazine“ und andere Journale einsandte. Doch schrieb er für Hauspieler Mathews die Humoresken „Country cousins“, „Trip to France“ und „Trip to America“, die dem Verfasser wie dem Darsteller bedeutende Summen eintrugen. Er starb am 1. Dec. 1839. Sein Nachlaß wurde mit einer biographischen Skizze 1841 von seinem Bruder herausgegeben. — Smith (Horace), jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 1779, betheiligte sich an den „Rejected addresses“ und andern literarischen Arbeiten und warf sich mit Eifer und Erfolg auf das von Walter Scott eröffnete Feld des historischen Romans. „Brambletyehouse“ (3 Bde., Lond. 1826; deutsch von Lindau, Lpz. 1841) wurde gleichfalls aufgenommen, obwol es die Concurrrenz mit dem zur selben Zeit erschienenen „Woodstock“ bestehen mußte, in welchem ebenfalls die Periode des engl. Revolutionskriegs behandelt. Ihm folgten „Tor Hill“, „Zillah“, „Walter Colyton“, „Reuben Apsley“, „Jane Lovell“, „The moneyed man“, „Adam Brown“, „Arthur Arundel“ und mehrere andere, welche durch gefällige Schreibart und interessante Verwicklung auszeichnen, ohne auf tiefere Charakteristik oder Originalität der Behandlung Anspruch machen zu können. Das bedeutendste Werk, welches S. theils dem Ertrage seiner Werke, theils seinem Geschäft als Börsen- speculant, verdankte, verwendete er auf die edelste Weise, namentlich zur Unterstützung unbemittel- ter Studenten. Seine letzte Arbeit war „Love, a tale of Venice“ (3 Bde., Lond. 1846). Er starb zu Tunbridge- Wells 12. Juli 1849.

Smith (Sydney), ein geistreicher engl. satirischer und politischer Schriftsteller, wurde 1771 in Oxford geboren und bezog 1789 die Universität zu Oxford, wo er Theologie studirte. Er ging 1798 als Erzieher nach Edinburg, wo er 1802 in Verbindung mit Jeffrey und Brougham die berühmte „Edinburgh review“ begründete, deren Mitarbeiter er bis 1828 blieb, als er die Redaction schon 1803 niederlegte, als er in London als Prediger am Findelhause wirkte. Hier zeichnete er sich bald als Kanzelredner aus, gab seine Vorträge auch heraus („Sermons“, 2 Bde., Lond. 1809) und erwarb sich durch seine Freisinnigkeit sowohl Freunde als eifrige Gegner. Im J. 1806 erhielt er von der Whigregierung die Pfründe Foston in der Grafschaft York, wo er nun als Landpfarrer lebte, bis er 1828 eine andere Pfarrstelle zu Easingwold in der Grafschaft Gloucester erhielt. Erst 1851 erhielt er das Kanonikat an der Kirche zu London und starb hier 21. Febr. 1845. Durch seine politischen Schriften, in

denen er stets auf Seiten der Whigs focht und Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freisinnigen Verbesserungen mit Entschiedenheit und Schärfe vertheidigte, hat er sich ein großes Verdienst um England erworben, namentlich durch seine „Letters on the subject of the Catholics by Peter Plymley“, ein Meisterstück des feinen Wises und schlagender Dialektik, welches 21 Auflagen erlebte, und durch seine Abhandlung über das Ballot (1839). Außerdem hat man von ihm anziehende Vorlesungen über Moralphilosophie, die 1804—6 in London vor einem gemischten Publicum gehalten wurden, aber erst lange nachher im Druck erschienen („Elementary sketches of moral philosophy“, Lond. 1850). Seine gesammelten Werke (3 Bde., 1845) haben wiederholte Auflagen, zuletzt (1853) in drei und in Einem Bande erschienen.

Smith (Sir William Sidney), berühmter brit. Admiral, war der Sohn eines Offiziers und wurde 1764 zu London geboren. Er trat im Alter von 13 J. in die brit. Marine, schmaritzelte sich rasch empor und war, als der Friede von 1783 zu Stande kam, schon Fregattencapitän. Von Thatenlust getrieben, ging er 1788 in schwed. Dienste und kämpfte mit großer Auszeichnung in der Seeschlacht vom 9. Juli 1790 gegen die Russen. Nach dem Frieden von 1791 reiste er nach Konstantinopel und nahm auf der türk. Flotte Dienste. Als jedoch der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, begab er sich auf die Flotte des brit. Admirals Hood, der Toulon blockirte. Bei der Wiedereinnahme Toulons durch die Republikaner erhielt er den Auftrag, die auf der Rhede befindlichen franz. Schiffe, sowie die Arsenale in Brand zu stecken. S. vollzog 18. Dec. 1793 diesen furchtbaren Auftrag und lud dadurch den Haß und die Verwünschungen des Feindes auf sich. Seitdem gebrauchte ihn die brit. Regierung zu den kühnsten Unternehmungen. Im J. 1795 drang er auf Befehl des Admirals Warren mit seiner Fregatte unter franz. Flagge in den Hafen von Brest und zog durch diesen letzten Streich die genaueste Nachricht von dem Bestande der franz. Flotte ein. Zwar entdeckte man ihn, doch gelang es ihm, zu entkommen. Im folgenden Jahre fiel S. in einem Gefechte vor Havre in die Hände der Republikaner. Das Directorium ließ ihn nach Paris bringen und in den Tempel werfen, aus dem ihn mehrere ihm befreundete Gegner der Regierung mittels eines nachgemachten Befehls des Polizeiministers retteten und nach England beförderten. Man empfing ihn mit außerordentlichem Enthusiasmus und der König gab ihm den Befehl über den Tiger mit 80 Kanonen, mit welchem er nach dem Mittelmeere abging. Im Verein mit seinem Bruder James Spencer S., der brit. Gesandter zu Konstantinopel war, bewog er die Pforte zu einem Defensiv- und Offensivvertrage, der die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten bezweckte. Darauf begab er sich an die syr. Küste, nahm die zu Raïffa geankerte franz. Flotille weg und vertrieb St. -Jean d'Acre mit Geschütz und tüchtigen brit. Offizieren, sodaß Bonaparte die Belagerung des Plazes aufheben mußte. Im folgenden Jahre (1799) schloß er mit Kleber (s. d.) die Convention von El-Arisch, die aber der brit. Admiral, Lord Keith, nicht ratificirte. S. kehrte nach England zurück und wurde mit großer Auszeichnung empfangen, auch 1802 von der Stadt Rochester ins Unterhaus gewählt. Mit der Erneuerung des Kriegs erhielt er den Befehl über ein leichtes Geschwader im Kanal. Nachdem er 1805 zum Contreadmiral erhoben worden, stieß er zum Admiral Collingwood im Mittelmeere, der ihm die Deckung Siciliens und die Beunruhigung der Franzosen im Neapolitanischen auftrug. Im J. 1807 kreuzte er vor der Mündung des Tejo. Der durch die Franzosen vertriebene Prinzregent von Portugal suchte Zuflucht bei ihm und ließ sich durch ihn nach Brasilien bringen. Seitdem wurde S. nicht mehr im öffentlichen Dienste verwendet. Man schrieb die Ungunst, in welche er an brit. Hofe gelang, den Rücksichten zu, welche er der Prinzessin Karoline bei deren Reise auf dem Continente erwiesen hatte. Mehrere philanthropische Vereine schickten ihn 1814 auf den Congreß nach Wien, wo er vergeblich die Abschaffung der Sklaverei der Weißen und die Zerstörung der Barbareistaaten beantragte. Er lebte in Frankreich, als ihn Wilhelm IV. bei der Thronbesteigung zurückrief und 1830 zum Generallieutenant der Marinetruppen ernannte. Dessenungeachtet ging nach einiger Zeit wieder nach Paris, wo er 26. Mai 1840 starb. Vgl. Barrow, „Life and correspondence of Sir W. S. S.“ (2 Bde., Lond. 1847).

Smithsonian Institution ist der Name des großartigen wissenschaftlichen Nationalinstituts zu Washington in Nordamerika, den es nach seinem Begründer, dem Engländer James Smith, erhielt. Letzterer war ein natürlicher Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde in Oxford erzogen und 1787 zum Mitglied der Royal society erwählt. Namentlich beschäftigte ihn chemische Untersuchungen, deren Resultate er in acht Abhandlungen in den „Philosophical transactions“ mittheilte. Er stand mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft in Verbindung, hatte aber keinen festen Wohnsitz. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte

ar, machte dann sehr ausgebreitete Studien auf der Universität zu Gießen und versah 1—17 ein Lehramt am Gymnasium seiner Vaterstadt. Nach Aufhebung des Gymnasiums zu Idstein ward er als Director an das neu gegründete preuß. Gymnasium in Weplaren. Er brachte diese Lehranstalt zu einem hohen Grad der Blüte, sah sich aber nach den baden Beschlüssen rücksichtlich seiner freien politischen Ansichten vom Lehramte erst sùßert, dann ohne Urtheil und Gehalt entlassen. Nach Reisen in die Schweiz ging er im Herbst nach London, wo er sich, von Fellenberg an Lord Brougham empfohlen, durch literarische iten und höhern Privatunterricht sein Auskommen verschaffte. Indessen kehrte er der ndheit wegen auf den Continent zurück, hielt seit 1827 an der Hochschule zu Basel Vorzen über Literatur und Geschichte der griech. Philosophie und war auch literarisch thätig. „Beherzigungen bei Einführung der freien Presse“ gingen im Wesentlichen in das Pres Zürichs und anderer liberalen Cantone über. Nach der Julirevolution von 1830 er eifrig und mit Erfolg für die politische Reform der Schweiz, übernahm 1831 die Leides „Republikaner“, und ward, nachdem ihm das Bürgerrecht im Canton Zürich ge worden, von seiner Gemeinde in den Großen Rath gewählt. Schon früher hatte S. eine ft über „Die Verhältnisse der kath. Kirche in der Schweiz“ herausgegeben. Im J. 1833 kelte er darauf in seiner „Pragmatischen Geschichte der neuern kirchlichen Veränderun der kath. Schweiz“ die Plane der ultramontanen Partei, ließ auch in der Folge noch Schriften erscheinen, in denen er die Schweiz auf die hereindrohenden kirchlichen Gefah ifmerksam machte. Nach Gründung der Hochschule zu Zürich ward S. Professor daselbst; olgte er später einem Rufe an die Universität Bern zu Vorlesungen über philosophisches recht, Regierungslehre, eidgenössisches Staatsrecht und Völkerrecht. Hier fand er statt ühern Aristokratie die der Dorfmagnaten am Ruder, mit der er bald in Opposition ge und zu deren endlichem Sturze er durch seine scharfe Kritik des berner Scheinliberalismus rkte. Das Organ der damals herrschenden Partei, der „Volksfreund“, hatte unter dem „Authentische Actenstücke“ aus einem Spionenberichte einige notorische Verleumdungen S. veröffentlicht; derselbe ward darüber wegen Hochverraths verhaftet, aber „aus el an Verdachtsgründen“ entlassen und ohne Untersuchung im Herbst 1836 des Landes esen. S. wandte sich nun nach Zürich zurück, wo er, die kommende Reactionskatastrophe d, sich vergeblich gegen die Berufung des Dr. Strauß wie auch gegen den überhand neh m Pietismus erklärte, nach der Katastrophe aber durch verständige Opposition viel zur mmung des irregeleiteten Volksgeistes beitrug. Im J. 1844 entwarf er die Petition an droßen Rath von Zürich für Aufhebung des Jesuitenordens, während Keller denselben g in Aarau stellte. Während eines längern Aufenthalts in Nassau wirkte er im gleichen auch in deutschen Blättern. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz im Sept. 1847 betheich S. wieder publicistisch im Interesse des Entscheidungskampfs gegen Jesuiten und Sonnd, sowie für Gründung der neuen Bundesverfassung. Er lebte seitdem zurückgezogen inacht am Zürichersee, zum Theil beschäftigt mit einer Prüfung der socialistischen Ideen, arb daselbst 5. Juli 1854. Außer den angeführten und zahlreichen kleinern Schriften be ete S. auch den letzten Band des von seinem Vater und Oheim herausgegebenen „Hand der Kant'schen Philosophie“ (2 Bde., Zürich 1837) und das „Handbuch des schweiz. rechts“ (2 Bde., Zürich 1844). — Sein Vater, Christ. Wilh. S., geb. zu Dachsen a 1755, erst Director des Gymnasiums zu Idstein, seit 1816 des zu Weilburg, starb . Er machte sich als anziehender moralphilosophischer Schriftsteller im Sinne Kant's ch bekannt. — Dessen Bruder, Friedr. Wilh. Daniel S., geb. 1761, seit 1790 Pro der Philosophie, seit 1805 der Geschichte an der Universität Gießen, hat sich ebenfalls populäre Darstellungen der Kant'schen Philosophie sowie mehr ausgezeichnete Lehr große Verdienste um die Ausbreitung und den Unterricht in der Philosophie erworben. rb 1827. — Snell (Wilhelm), der Bruder von Ludwig S., geb. 8. April 1789 zu Id studirte zu Gießen und ward Untersuchungsrichter bei dem Criminalgerichte in Dillenburg, n einer Schrift über das nassauische Domänensystem ward er auf Betrieb des Regie präsidenten Ibel seiner Stelle entsezt. Dagegen wurden seine „Beiträge zur Criminalpsy ie“ allenthalben sehr beifällig aufgenommen. Nachdem Ibel schon bei dem Freiherrn vom die Berufung S.'s als Professor der Rechte nach Berlin hintertrieben, erhielt dieser zwar eine Professur in Dorpat, mußte aber auf Ibel's Denunciation auch Rußland wieder ver . S. ging nun mit dem jüngern Follen und Görres nach der Schweiz und bekleidete hier

von 1820—33 eine Professur in Basel. In jener Zeit nahm er den regsten Antheil an den einen für die Griechensache sowie die Beförderung des Turnwesens in der Schweiz. Na Julirevolution von 1830 war er für die Sache von Basel-Landschaft thätig, wofür ihm die schaft das Bürgerrecht schenkte und ihn bei der Theilung des Staatsvermögens zu ihrem sulenten wählte. Im J. 1833 ward S. Professor an der Hochschule zu Zürich, folgte aber einem Jahre dem Rufe nach Bern. In allen politischen Hauptfragen der Schweiz wirkte seinem ältern Bruder Hand in Hand, zog sich aber auch wie dieser den Haß der in Bern schenden Partei zu. Infolge einer ungerechten Hochverrathesklage wurde er durch Regierung fehl. seiner Stelle entsezt und aus dem Canton verbannt, worauf er nach Basel-Land ging hier in den Landrath gewählt wurde. Nach der Reform der berner Verfassung ging e Bern zurück. S. wirkte besonders durch das lebendige Wort, durch hinreißenden und vollen Vortrag. Er war für die Schweiz der Gründer einer neuen Rechtsschule, deren hänger zum großen Theile in Bern wie in andern Cantonen einen entscheidenden Einfluß die öffentlichen Angelegenheiten gewannen. S. starb zu Bern 8. Mai 1851.

Snellaert (Ferdinand Augustyn), verdienter vläm. Schriftsteller, geb. 21. Juli 1809; trnt, bildete sich seit 1827 zu Utrecht zum Militärarzt und bekleidete bereits seit einigen ten eine Anstellung in der Armee, als die belg. Revolution ausbrach. Da er sich nicht be fühlte, in niederl. Dienste zu treten, kehrte er nach der Constituirung Belgiens zum selbstä Staat in das väterliche Haus zurück und setzte dann seine medicinischen Studien zu Gen Noch während derselben gab er auf Veranlassung einer Preisaufgabe eine Geschichte der Poesie („Over de Nederlandsche dichtkunst in Belgie“, Brüss. 1838) heraus, welche wurde und den allgemeinsten Beifall fand. In der Absicht, dem Vlämischen aufzuhelf wirkte S. 1836 zu Gent, wo er promovirte und seitdem als praktischer Arzt thätig ist, d sammentritt der vläm. Gesellschaft „De tael is gansch het volk“, mit welcher die vläm. gung begann. Von 1840—43 gab S. in gleichem Interesse das „Kunst en Letterblad“, die Broschüre „Wael en Vlaming“ (Gent 1846) heraus. Auch leitete er für Willem's, n er seit 1835 befreundet war, die Redaction der letzten Bände des „Belgisch Museum“. zu Gent seit 1846 erscheinenden Zeitschrift „De Eendracht“ hat er wesentlichen Antheil. Willem's' Tode besorgte S. die Herausgabe der „Oude vlaemsche Liederen“ (Gent : welchen er unter Anderm eine treffliche Einleitung hinzufügte. Den von ihm veransta zweiten Abdruck von Willem's' Ausgabe des „Reinaert de Vos“ (Gent 1850) vermehrte einigen Beilagen. Eine gute Volksausgabe von „Oude en nieuw Liedjes“ (Gent 1853) ebenfalls von ihm besorgt. In franz. und vläm. Sprache zu gleicher Zeit erschien seine hegrip eener geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde“ (Antw. 1849), deren Auflage unter dem Titel „Schets eener geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde“ 1850) selbst auf mehreren holl. Gymnasien eingeführt worden ist. Außerdem hat S. zahl kleinere Schriften, Reden und Gedichte veröffentlicht, auch die Herausgabe einiger kleine terer vläm. Schriften besorgt. Dahin gehören unter Anderm: „Over de kamers van l rika te Kortryk“ (Gent 1839); „Bydragen tot de kennis van den tongral en het taal van Kortryk“ (Gent 1844); „Korte levensschets van Willems“ (Gent 1847) u. s. w. Rede „Over de sociale denkbeelden van Maerlant en dezer invloed op het vlaemsc in de XIV. eeuw“ (1854) ist wegen der darin niedergelegten politischen Tendenzen m angefochten worden.

Snellius (Willebrord), ein berühmter Mathematiker, geb. 1591 zu Leyden, folgte Vater, Rud. S., als Professor der Mathematik an der dasigen Universität, starb aber 1626. Seine zahlreichen Schriften zeugen von einem für Mathematik und verwandte s schaften mehr als gewöhnlichen Talente. Die glänzendste Entdeckung, die er machte i Kepler u. A. lange vergebens versucht hatten, ist unstreitig die des constanten Verhält zwischen dem Sinus des Einfallswinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Fel der Brechung der Lichtstrahlen, durch welche Entdeckung er eigentlich erst den Grund zu senschaftlichen Bearbeitung der Optik legte. S. übersezte außerdem das Werk des Rudol Ceulen „Über die Berechnung des Kreisumfangs“ aus dem Holländischen in das Lat (Leyd. 1609), gab später über denselben Gegenstand ein selbstständiges Buch heraus („ metricus“, Leyd. 1621), sammelte die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. vo sen-Kassel, welche er mit jenen des Walter und Regiomontanus herausgab (Leyd. 1611) schrieb eine Art von Nautik, „Tiphys Batavus“, u. s. w. Doch am berühmtesten ist sein losthenes Batavus“ (Leyd. 1617), in welchem er die von ihm selbst ausgeführte Verm

er Erde vorträgt. Das Verfahren, welches er dabei anwendete, war ihm eigenthümlich und findet noch gegenwärtig Anwendung. Er maß nämlich zuerst die himmlischen Bogen zwischen den holländ. Städten Alkmaar, Leyden und Bergen-op-Zoom durch Beobachtungen der Polhöhen dieser Orte und bestimmte dann die Meridianabstände dieser drei Städte durch Hilfe eines Dreieckes, wodurch er den Meridiangrad gleich 55021 Toisen fand.

Sniadecki (Andrzej), ein ausgezeichnete Physiolog, geb. 1768, besuchte das Gymnasium zu Krakau, studirte auf daziger Universität, seit 1791 in Pavia unter Galvani und Volta und seit 1795 in Edinburgh, wo er sich mit dem Brown'schen System bekannt machte, und wurde 1797 als Professor der Chemie und Pharmacie an der Akademie zu Wilna angestellt. Das Feld, das ihm übertragen war, hatte bisher in Polen wenig Pfleger gefunden, durch die geistvolle und beredte Weise aber, in der S. seine Wissenschaft vortrug, gewann er derselben große Theilnahme nicht nur unter den Studirenden, sondern auch unter den gebildeten Ständen. Seine „Chemia“ (2 Bde., Wilna 1800; 3. Aufl., 1816—17) war das erste Werk in poln. Sprache über diese Wissenschaft. Ihr folgte die „Teorya jestestw organicznych“ (2 Bde., Warsch. 1804—11; 2. Aufl., 1834; deutsch von Neubig, Nürnberg. 1821), die große Anerkennung, selbst in Deutschland, fand. Die Kriegerunruhen 1812 und 1813 unterbrachen seine Thätigkeit als Lehrer und riefen ihn in die Lazarethe; nach dem Frieden aber wurde er wieder zu seiner gewohnten Thätigkeit zurückgeführt. Später nöthigte ihn der Zustand seiner Gesundheit, seine Entlassung aus dem Staatsdienste zu nehmen. Doch schon zwei Jahre später wurde er von neuem auf den Lehrstuhl der Klinik zu Wilna berufen, welches Amt er auch behielt, als nach der poln. Revolution diese Universität aufgehoben und in eine medicinische Akademie verwandelt wurde. Er starb daselbst 11. Mai 1838.

Sniadecki (Jan), poln. Astronom und Philosoph, Bruder des Vorigen, geb. 1756 auf dem adelichen Gute unweit Znin in der ehemaligen Wojewodschaft Gnesen, studirte zu Krakau und reiste 1778 Deutschland, Holland und Frankreich. In Paris bot ihm auf d'Alembert's Empfehlung der span. Minister Aranda eine Stelle an der neuerrichteten Sternwarte zu Madrid an, die S. folgte dem Rufe nach Krakau, wo er 1781 den Lehrstuhl der höhern Mathematik und Astronomie erhielt. Seine fleißigen astronomischen Beobachtungen in dieser Zeit stehen in den wieder erschienenen Ephemeriden. Im J. 1787 bereiste er England. Seinen Anstrengungen gelang es, die Universität während der poln. Revolution bestehend zu erhalten, doch mußte auch er 1795 nach Galizien flüchten. Nachdem er wieder zwei Jahre Deutschland, Frankreich und Italien bereist hatte, wurde er 1806 Observator an der Universität zu Wilna und zugleich Rector. Seine Beobachtungen von 1807—24 finden sich in den Denkschriften der petersburger Akademie und in berliner astronomischen Jahrbüchern. Kaiser Alexander ernannte ihn zum Staatsrath und die petersburger Akademie wählte ihn zu ihrem Correspondenten. Seit 1825 lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit und starb 1830. S. hat große Verdienste durch Anregung der mathematischen und astronomischen Studien in Polen. Als Philosoph war er ein heftiger Gegner Kant's und verhinderte durch sein Ansehen, daß dessen Philosophie Eingang in Polen fand. S.'s vorzüglichste Schriften sind: „Rachunku algebraicznego teorya“ (2 Bde., Krak. 1783), „Trygonometrya kulista“ (2. Aufl., Wilna 1820; deutsch von Feldt, Lpz. 1828) und die ausgezeichnete Lebensbeschreibung des Kopernicus. Seine akademischen und philosophischen Schriften wurden gesammelt unter dem Titel „Pisma rozmaite“ (2. Aufl., 4 Bde., Wilna, 1822—24); eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien zu Warschau 1858—59 (8 Bde.).

Snorri Sturluson, ein Isländer, dessen Name in der Geschichte der skandinav. Literatur großen Ruhm erlangt hat, wurde 1178 auf seines Vaters Hofe Hvamm geboren, väterlicherseits mütterlicherseits den vornehmsten Geschlechtern Islands angehörend. In früher Jugend kam er nach Oddi als Pflegesohn in das Haus Jon's und wurde von diesem, damals dem geachteten Mann in Island, dem Enkel des weisen Sámund, erzogen und in der Wissenschaft und Kunst seiner Zeit und seines Landes unterrichtet. Anfangs arm, schwang er sich durch eine glückliche Heirath empor und wurde bald im Felde und auf dem Alting der Volksgemeinde einer der Mächtigsten. Seit 1213 bekleidete er mehrmals das höchste Amt eines Gesessprechers; als 1218 in Norwegen war, ernannte ihn Jarl Skule zum norweg. Drost und Lehnsmann. Mit großen Geistesgaben verband S. heftige Hab- und Streitsucht und war, obwohl mehr verblagen und schlau als tapfer, tief in die wilden Fehden, deren Schauplatz damals Island war, verwickelt. Vor seinem Bruder Sighvat und dessen Sohne Sturla floh er 1236 von seiner schönsten Besingung, Reitholt, wo jetzt noch seine Badestube aus behauenen Steinen, in die er

Socialismus, Socialisten. Unter Socialismus versteht man die Gesamtheit der zu einem Systeme ausgebildeten Lehren, welche die Widersprüche unserer heutigen Gesellschaft durch die Errichtung einer umfassenden, auf einer neuen Vertheilung von Besitz, Arbeit und Erwerb begründeten Gesellschaftsordnung heben und dadurch ein dauerndes Wohlfsein aller, namentlich aber der capitallosen Classen innerhalb einer allgemeinen großartigen Entwicklung der Menschheit herstellen wollen. Die ungemeine Bedeutung des Socialismus beruht hauptsächlich darauf, daß er den Anstoß für eine systematische Erkenntniß der menschlichen Gesellschaft und damit für die Entwicklung eines ganz neuen Gebietes der Wissenschaft gegeben hat, das wahrscheinlich die Grundlage bedeutender Neubildungen in der Theorie werden wird; ferner, daß man auch im praktischen Leben erst vermöge des Socialismus zu der Erkenntniß gewisser Zustände und Gefahren gekommen ist, für welche man sonst weder einen Namen noch ein Heilmittel gehabt hat. Es ist eben diese Richtung des Socialismus auf das praktische Leben, durch welche derselbe sich von den frühern Socialreformern (s. d.) unterscheidet, und die man vor Augen haben muß, um ihn richtig zu würdigen. In der That nämlich sind nicht bloß unsere gesellschaftlichen Zustände überhaupt, sondern auch unsere gesellschaftlichen Gefahren ganz anderer Natur geworden als die der vorigen Jahrhunderte. Das Mittelalter war mit seinen Zuständen und Bewegungen auf eine ganz andere Gesellschaftsordnung als unsere heutige gegründet. Unsere Väter schränkten das Recht des vollen Lebensgenusses, Besitz, Erwerb und politische Selbständigkeit, auf einzelne Bevorzugte ein und verurtheilten die große Masse zu unmündigem Dienst, mit dem die Verpflegung des Unmündigen nothwendig verbunden sein mußte. In den Grundbesitz waren die Rechte wie die Pflichten der Hörigen gekettet. In einer ähnlichen unfreien Gegenseitigkeit bewegte sich auch die industrielle Bevölkerung der Städte. Die Genossen der Corporation übten das Recht der Production und des Erwerbs als Privilegium. Die Gesellen und Knechte hatten zwar ebenfalls ihre Stütze, im Falle der Noth ihren Versorger, sowie ihre Ehre an der Corporation, aber selten besaßen sie Gelegenheit und Mittel, das Privilegium der Meisterschaft zu erringen, und mußten meist ihr Leben ehelos und unselbständig verbringen. Bei solchen Einrichtungen, die auf der ständischen Ordnung der Gesellschaft beruhten, waren zwar Massenarmuth, Übermacht des Capitals, Übermaß der Concurrenz, aber freilich auch freie Bewegung des Individuums und lebendiger Fortschritt des Ganzen nicht möglich. Diese ganze ständische Ordnung ist nun einerseits durch die großen Veränderungen im Gebiete der wirthschaftlichen Zustände, andererseits durch die geistige Auffassung der Idee der Persönlichkeit mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts untergegangen. Durch die Französische Revolution ist ins Leben getreten, was die deutschen und franz. Denker des vorigen Jahrhunderts verbreitet hatten: das Princip der modernen Zeit, die wenigstens abstract unzweifelhafte gleiche Geltung der einzelnen Persönlichkeit, die sich zunächst in der vollen Rechtsgleichheit des Individuums zeigt und demselben das Recht auf die volle Persönlichkeit gibt, auf Erwerb, Eigenthum und bürgerliche Selbständigkeit. Alle Fesseln, welche die Gesellschaft des Mittelalters trug, sind diesem Princip oder seiner Consequenz, dem erweiterten Bedürfnisse, gefallen. Mit dem Gefühle und dem Bewußtsein der Rechtsgleichheit mußte aber auch das Ringen nach Glück und Genuß des Lebens, nach der Verwirklichung der Freiheit auftreten. Nach der Abschaffung der alten Gemeinde- und Grundverhältnisse begann darum die Zertheilung des Grundes und Bodens und die Errichtung der kleinen und kleinsten Wirthschaften, durch welche freilich das Proletariat auf dem Lande großgezogen wurde. Mittellose Individuen, die sonst nach der harten Politik der alten Herren und Corporationen auf das Glück des Familienlebens verzichteten, machten jetzt Gebrauch von ihrer persönlichen Freiheit. Sie gründeten Ehen, aus denen ein Bürgerthum hervorging, das nur Ansprüche und gesunde Arme in der Gesellschaft geltend machen konnte. Da persönliche Freiheit ein leeres Wort bleibt, wenn sie sich nicht auf Besitz und Eigenthum stützt, so entfaltete sich mit dem Niedergange der alten Gesellschaftsschranken eine fieberhafte Thätigkeit auf dem Felde der Industrie. Alle wollten auf diesem unbegrenzten Felde die Mittel für eine volle Existenz finden oder erweitern. Das Resultat dieser leidenschaftlichen Bewegung zwar befreiter, aber durch kein neues Band geordneter Massen sind die Zustände unserer Tage. Bei der Schrankenlosigkeit des persönlichen Interesses und dem Kampfe des Einzelnen gegen Alle vermittelst der Concurrenz konnten nur Einzelne, die das Glück oder besonderes Talent begünstigte, oder die schon mit der Waffe des Besitzes den Kampfplatz betraten, als Sieger hervorgehen. In den Händen dieser Einzelnen concentrirten sich die Schätze der modernen Production, während der Arbeiter selbst, der nur auf seine Kräfte angewiesen, ärmer und abhängiger als je geblieben ist.

men. Mehr als seine Vorgänger erkannte er, daß die Übel, die unsere Zeit drücken, aus Mangel an der Organisation der Kräfte entspringen. An die Stelle der Concurrrenz, der seltenen Bodencultur, der Zerstreuung und Mißhandlung der Arbeitskräfte soll bei ihm eine Vertheilung (association) zu gemeinschaftlicher Arbeit treten, deren Ertrag im Verhältniß zum eingelegten Capital, zum Talent und zur Arbeit vertheilt wird. Die menschliche Gesellschaft soll sich in kleine Gesellschaftskörper organisiren, von denen jeder durch die Vereinigung und Bau mit der Industrie alle Bedingungen seiner selbstständigen Existenz in sich trägt. Man soll wohl übersehen, daß sich an diese scharfsinnigen, auf ein tüchtiges Wissen und gereifte Erfahrung gegründeten Vorschläge seltsamerweise die bodenlosesten Phantasien über die Reichen und das Glück dieser neuen Welt heften. Das Princip, nach welchem sich die Welt bewegen soll, ist es aber hauptsächlich, welches die Schwäche und die Nichtigkeit seiner Speculation aufdeckt und den freiesten Tadel verdient. Auch er macht die Neigungen (Tendenzen) des Menschen, die geistigen wie die materiellen, zum Hebel des menschlichen Glücks und der menschlichen Thätigkeit. In seiner Gesellschaft soll der Einzelne nach Lust arbeiten und Lust genießen. Aus dieser Entfesselung der Leidenschaften soll sich das Gleichgewicht, die sociale Harmonie, herausstellen, die jede politische und zwingende Autorität unnöthig macht. Er hatte das Glück, daß seine Schüler den speculativen Theil seiner Arbeit fallen ließen und die Lehre nach der ökonomischen Seite hin verfolgten und ausbreiteten. Versuche, die man mit der praktischen Ausführung dieser Ökonomie machte, scheiterten an dem Mangel an vorhandenem Capital, an Geschick, sowie an Conflicten mit den bestehenden Einrichtungen. Verschieden auch die Zeit und der Boden ist, in welchem die drei Socialsysteme entsprangen, haben sie doch eine entschiedene Übereinstimmung im Zwecke wie in den Principien. Die Befreiung des Genusses oder die Entfesselung der Leidenschaften soll die Menschen ohne Anstrengung glücklich machen. Was bisher als der Vorzug und die Aufgabe des vernünftigen Wesens, die Grundlage alles menschlichen Daseins galt, die Selbstverleugnung und die Zähmung der Triebe, gilt hier als die Ursache des Verfalls unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Jede Verantwortlichkeit, die der Einzelne trägt, wird der Gesellschaft auf die Schultern geladen. Mit Recht wirft man deshalb den drei Systemen vor, daß sie die moralischen Wahrheiten erschüttern, daß sie nicht dem historischen Staate allein, sondern auch der Familie, dem Pfeiler der ernen Menschheit, mit Auflösung drohen. Dessenungeachtet darf man nicht verschweigen, Owen, St.-Simon und Fourier nach der praktischen Seite hin eine große und nachhaltige Wirkung erworben haben. Sie selbst haben inmitten unserer gesellschaftlichen Wirren die ersten Anregungen zu einer neuen Organisation der Arbeit (oder wie man sonst die Sache benennen möge) gegeben. Der ökonomischen Wissenschaft, die zwar die Gesetze aufgefunden, wie die industriellen Reichtümer bilden, nicht aber wie sich dieselben zum Heile des Ganzen verhalten, die bisher in allen Fragen der Zeit die Lösung schuldig geblieben, wird es zunächst obliegen, die Ideen der Socialisten fruchtbar zu machen. Das Hauptwerk über die moderne sociale Bewegung überhaupt wie über Socialismus und Communismus im Besondern ist Stein's "Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich" (3 Bde., Lpz. 1850).

Socialreformer nennt man diejenigen, welche eine Umwandlung der bestehenden bürgerlichen Gesellschaftsverhältnisse und zwar zunächst der Eigenthums- und Besitzverhältnisse, den Mittelpunkt des socialen Lebens bilden, lehrten oder versuchten, um den Einzelnen einen Theil des Glücks zu verschaffen, den der Mensch in den wirklichen Verhältnissen nicht zu finden vermag. Um aber eine so durchgreifende Umgestaltung aller menschlichen Verhältnisse zu machen und dabei die Einzelnen zum Aufgeben ihres oft sehr großen Sonderinteresses zu Gunsten der allgemeinen Entwicklung zu bewegen, sind diese Reformer gezwungen, die Principien auf die beiden höchsten Mächte des geistigen Lebens, auf den Glauben oder die Wissenschaft, zurückzuführen. Man kann demnach eine religiöse und doctrinäre Seite der Socialreformer unterscheiden. Die Socialreformer selbst sind von den im engeren Sinne sogenannten Socialisten nicht so sehr durch den Inhalt ihrer Lehren als vielmehr durch ihr Verhältniß zu den wirklichen gesellschaftlichen Zuständen, namentlich zu den gesellschaftlichen Gefahren verschieden, indem die Socialreformer Anlaß und Ziel für ihre Theorie vorwiegend oder ausschließlich in der theils doctrinären, theils idealen Auffassung der höhern menschlichen Bedürfnisse und ihrer wirklichen Lebensordnungen gefunden haben. Daher hat man alle dahin gehörigen Erscheinungen auch bis auf die neueste Zeit entweder gar nicht oder als geistreiche Phantasmen oder religiöses Sektenwesen betrachtet. Die Haupterscheinungen der religiösen Socialreform beginnen bereits bei den Juden, unter denen die Essäer (s. d.) die Gütergemeinschaft

predigten. Die ersten Christen hielten ebenfalls das Privateigenthum und den Reichthum mit dem Geiste des Christenthums nicht verträglich, und auch viele Kirchenväter, wie Chrysostomus, Ambrosius, Basilius, sprachen sich noch in diesem Sinne aus. Später neigten sich viele christliche Sekten, oft wegen des Drucks von außen, wie die Albigenser und Waldenser, oder aus revolutionärem Fanatismus, wie die Wiedertäufer des 16. Jahrh., einem gemeinschaftlichen Leben, besonders der Gütergemeinschaft zu. In neuerer Zeit haben die Böhmisches Brüder und die Herrnhuter Brüdergemeine mit seltenem Erfolg ein eng verbundenes Gemeindeleben eingeführt, in welchem jedoch auch Privateigenthum und Privathaushalt nicht ausgeschlossen sind. Im 17. Jahrh. errichteten die Jesuiten in Paraguay aus der indian. Bevölkerung einen eigenthümlichen Staat, in welchem alle Einrichtungen des Einzelnen, bis auf die Erhebung aus dem Bett, gemeinsamen Anordnungen unterlagen. Neben dem Privatgrundbesitz bestand ein öffentlicher Acker, den Alle bebauen mußten und aus dessen Ertrage das Ganze erhalten wurde. Die Eifersucht des span. Hofes machte dieser künstlichen Schöpfung, die ein bedeutendes Werkzeug in den Händen der klugen Väter hätte werden können, ein schnelles Ende. Die doctrinären, theils rein philosophisch construirten, theils auch als ganz abstracte Ideale hingestellten Socialreformen beginnen bereits mit Plato, der eine Republik entwarf, in welcher die Bürger in drei feste Classen, in Magistrate, Krieger, Künstler und Arbeiter, zerfallen. Es gibt es in diesem Staate der Freiheit nicht nur Kasten, sondern auch Sklaven. Weil Alle das innigste Band an den Staat ketten und der Individualismus so viel als möglich geschränkt werden soll, ist die Gemeinschaft des Eigenthums und der Weiber ausgesprochen. Nach dem Muster Plato's verfaßte der engl. Kanzler Thom. Morus (s. d.) unter Heinrich VIII. sein berühmtes Buch „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia“ (Löwen 1516), der ähnlichen Phantasien den Namen gegeben hat. Der Verfasser selbst verwahrt sich, als ob er die Ausführbarkeit seiner Dichtung glaube. Auch in Utopien ist das Privateigenthum aufgehoben und der Staat vertheilt alle Güter nach Bedürfnis. Geld ist darum nicht nöthig. Um die Liebe zu demselben auszurotten, erniedrigt man sogar Gold und Silber, indem gemeine Gefäße daraus verfertigt werden. Der Reisende bezahlt in Utopien seinen Wirth durch Dienstleistungen. Die industriellen Beschäftigungen sind nach Wahl oder nach dem Loose vertheilt. Zum Ackerbau hingegen, der die Grundlage des Staats bildet, werden die tauglichen Subjecte zwangsweise ausgehoben. Sechs Stunden täglicher Arbeit, die Jeder leistet, setzen den Einzelnen in den Stand, seinen Bürgern das angenehmste Leben und alle möglichen sinnlichen Genüsse zu bereiten. Alles ist bis zu dem Punkte erlaubt, wo das Vergnügen aufhört und die Ausschweifung beginnt. Für häusliche Arbeiten gibt es in Utopien Sklaven. Die Familienhäupter wählen jährlich die öffentlichen Autoritäten und auch den König. Unheilbare, Kranke und Schwache werden durch schnellen und schmerzlosen Todtschlag aus der Welt geschafft. Die Dichtung des Morus veranlaßte zahllose Nachahmungen, hinter welchen kritische Köpfe ihre Ansichten vom Leben versteckten. Fast in allen diesen Erzeugnissen ist das Glück auf Gemeinschaft der Güter und Weiber, auf den vollständigsten Communismus gegründet. Der Dominicaner Campanella schrieb eine „Civitas solis“ (Utr. 1643; deutsch von Grün, Darmst. 1845), welcher Staat von einem großen Metaphysiker durch Macht, Liebe und Weisheit regiert wird. Die Ideen Campanella's, der seiner Zeit bedeutend vorausseilt, streifen nicht selten an den St.-Simonismus. Zur Verherrlichung des Papstthums verfaßte er außerdem noch ein anderes sociales Werk, die „Monarchia Messiae“ (Utr. 1652). Der engl. Kanzler Bacon (s. d.) schrieb nach dem Vorbilde von Morus die „Nova Atlantis“, legte auch in seinem „Opus majus“ viele eigenthümliche sociale Ideen nieder. Unter Cromwell gab Harrington (s. d.) den politischen Roman „Oceana“ (1656) heraus, der besonders großes Aufsehen erregte, weil sich der Protector der Veröffentlichung widersetzte. Unter den sogenannten Utopisten im 18. Jahrh. nimmt Fénelon (s. d.) als Verfasser der „République de Salente“, der „Voyage dans l'île des plaisirs“ und des „Télémaque“ die erste Stelle ein. Sehr bedeutende Aufmerksamkeit erweckte der utopistische Roman Morelly's (s. d.) „La Basiliade“ (1753), der die Vorurtheile zu bekämpfen sucht, die den Menschen von einem naturgemäßen Leben abhalten. Zwei Jahre später erschien von Morelly der „Code de la nature“ (deutsch von Arndt, Lpz. 1846, der jedoch das Buch fälschlich Diderot zuschreibt), unstreitig das Hauptwerk unter der socialistischen Literatur des 18. Jahrh. Zu den geistreicheren utopistischen Dichtungen der neuern Zeit gehören noch die „Histoire des Sevarambes“ (1677), der communistische Roman „Caesares“ (Lond. 1764), Métil de la Bretonne's „La découverte australe“ (1780), Swift's „Gulliver“, Büchner's „Anacharsis“ und Cabet's „Voyage en Icarie“ (2 Bde., 1840). Die phil.

liche zu verwerfen, übereinstimmen. Insoweit dieses Streben gegen die Lehre von der Gottheit Christi gerichtet war, wurde es Socinianismus genannt, und da die ihm ergebenen Sektierer häufig auf die Socine beriefen oder doch ihrer Lehren sich bedienten, erhielten sie den Namen Socinianer. Fast allenthalben, auch unter den Protestanten, gedrückt und heftig verfolgt, fanden sie nur in Polen und Siebenbürgen, wo sich solche Gemeinden bildeten, Aufnahme und Sicherheit. Sie selbst wollten, weil sie die Einheit (unitas) Gottes zu ihrem Hauptlehrsage machten, lieber Unitarier heißen.

Soda, s. Natron.

Sodbrennen (pyrosis) besteht in der Empfindung eines aus dem Magen in die Speiseröhre und in den Schlund aufsteigenden Brennens. Zuweilen ist dasselbe begleitet von dem Gefühle des Zusammenschnürens im Magen, Aufstoßen einer ekelhaften Flüssigkeit, Erbrechen, übermäßiger Eßlust oder gänzlichem Mangel an Appetit, Blähungsbeschwerden, Koliken, Stuhlverstopfung u. s. w. Das Sodbrennen ist meist von Verdauungskrankheiten und namentlich Magensäure abhängig und wird am häufigsten durch den Genuß saurerer oder leicht säuernder Pflanzkost, junger saurerer Weine, zuckeriger oder fettig-süßer Sachen u. s. w. veranlaßt. Die Heilmittel dagegen sind entsprechende Diät (Fasten, oder Fleischbrühen, Fleisch, Enthaltung von süßen Dingen) und alkalische Mittel (Magnesia, Kalk, Soda, Sodawasser u. dgl.).

Soden, ein im Herzogthum Nassau, 437 F. über dem Meere, in einem überaus milden und anmuthigen Thale des Taunus, eine Stunde von Höchst entfernt gelegenes und mit dieser Stadt, sowie mit Frankfurt durch eine Eisenbahn verbundenes Dorf von 600 E., ist berühmt wegen der vielen lauen Rochsalzquellen, welche daselbst theils zur Salzgewinnung, theils zur Heilung von Krankheiten gebraucht und jährlich zu letztem Zwecke durchschnittlich von 800 Badegästen besucht werden. Die Quellen, sowol zum Baden als zum Trinken benützt, modificiren ihre Wirkungen nach ihrem größern oder geringern Gehalt an Rochsalz, Eisen und Kohlensäure und werden besonders bei manchen Brustleiden, Unterleibsübeln, Drüsenkrankheiten u. s. w. mit Erfolg angewendet. Vgl. Thilenius, „S. u. Heilquellen“ (Hff. 1850); Kugel, „S. und seine Heilquellen“ (Berl. 1854). — Eine Stadt Soden mit 1000 E. und einer Salzquelle liegt im Amte Salmünster des Kurfürstenthums Hessen.

Soden (Friedr. Jul. Heint., Graf von) ein genialer und fruchtbarer Schriftsteller, geb. zu Ansbach 4. Dec. 1754 aus freiherrlichem Geschlechte, wurde sehr jung zum fürstlich brandenburg. Geh. Regierungsrath und nachher zum Geh. Rath ernannt, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre als preuß. Gesandter am fränk. Kreise zu Nürnberg lebte. Seine vielseitige wissenschaftliche Bildung hatte zwar eine große Mannichfaltigkeit seiner schriftstellerischen Producte zur Folge, doch war in seinen jüngern Jahren wegen seiner lebendigen Phantasie der Geschmack an den schönen Wissenschaften vorherrschend. Eine seiner Lieblingsneigungen war das Theater, für das er mehrere Lust-, Schau- und Trauerspiele schrieb, von denen einige, wie „Jüez de Castro“, „Anna Bolenn“, „Bianca Capello“, „Die deutsche Hausmutter“ u. s. w., noch jetzt nicht völlig von den Repertoires verschwunden sind. Auch errichtete er selbst 1804 das erste stehende Theater in Würzburg und unterhielt und dirigirte es mehrere Jahre, sowie nachher das Theater zu Bamberg. Sein Werk „Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands“ (neue Aufl. 2 Bde., Hff. 1792) verbreitete damals viel Licht im Criminalrecht. Seiner persönlichen Verdienste wegen wurde er 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Von 1796 an, wo er auf seinem Gute Sassenfahrt im Bambergischen, dann seit 1810 in Erlangen den Wissenschaften und der Landwirthschaft lebte, schrieb er vorzüglich über staatswissenschaftliche Gegenstände. Seine Abhandlung „Über Nürnbergs Finanzen“ (Nürnberg. 1795), sowie die Schrift „Das agrarische Gesetz“ (Ansb. 1797), vorzüglich aber seine „Skizze der Staatshaushaltung“ (Erl. 1812) nach einem neuen und genialen Plane, waren gewissermaßen die Vorläufer seines klassischen Werks „Die Nationalökonomie“ (9 Bde., Lpz., später Marau und Nürnberg. 1805—24), das in Deutschland in gewisser Hinsicht die Bahn gebrochen hat. Auch richtete er fortwährend seinen scharfen Blick auf die wichtigsten Zeitereignisse und wie ein echter Deutscher beschrieb er unter der franz. Herrschaft in Deutschland an dem Buchhändler Palm (s. d.) verübte Noththat (Nürnberg. 1814). Als Deputirter in der zweiten bair. Kammer gehörte er, jedoch mit Rücksicht, den Ministeriellen an. Er starb zu Nürnberg 13. Juli 1831.

Sodom und Gomorrha, zwei Städte, die zur Zeit Abraham's und Lot's mit der Stadt Sidsim, in oder an welcher sie lagen, durch eine vulkanische Katastrophe untergingen und von Todten Meere bedeckt wurden. (S. Todtes Meer.)

Sodoma, ital. Maler, s. Razzi (Giovanni Antonio).

ten. — **Sofia** oder **Sophia** heißt auch eine Kreisstadt im russ. Gouvernement Peteröburg, der Nähe des kais. Palastes von Zarskoe-Selo (s. d.).

Sofismus, so viel wie **Süßismus**.

Sohl, ein ungar. Comitatz (ungar. Zolyom Varmeghye) im preßburger Districte, das N. an das liptauer, im D. an das gömörer, im SD. an das honther, im W. ebenfalls an das honther, an das barser und thurotzer Comitatz grenzt und ein Areal von 51,38 QM. hat. Das Land ist ganz von Zweigen des ungar. Erzgebirgs (Karpaten) erfüllt und wird von der Szalatna in südwestlicher Richtung durchflossen, in welche sich die Szalatna und eine Menge von Bächen ergießen. Das Klima ist kalt, aber in einigen Gegenden noch für den Weinbau geeignet; Luft rein und gesund. Der Boden ist ungeachtet der vielen Gebirge nicht überall unfruchtbar; in den ebenen Gegenden des Granthals sogar recht fruchtbar. Die Producte des Bergbaues sind Silber, Gold, Kupfer, Eisen, gediegener Schwefel, Vitriol, Quecksilber, Steinkohlen. Die Landwirthschaft liefert Rindvieh und Schafe, mittelmäßigen Wein, Getreide, Hanf, Flachs, Holz. Bäder und Gesundbrunnen sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, deren Zahl im Jahre 1850 94402 zählte, sind außer einigen in den Städten ansässigen Deutschen durchaus Ungarn, darunter 55000 Katholiken und 39000 Protestanten. Bergbau und vielerlei mechanische Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, außerdem Bereitung von Leder, Tuch, Leinwand, Branntwein und Käse, welcher letztere einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet, sind die Hauptnahrungsweige der thätigen Bevölkerung. Die Hauptstadt ist Neusohl (s. d.).

Sohn (Karl Ferdinand), Maler und Professor an der Akademie in Düsseldorf, einer der vorzüglichsten Meister der dortigen Schule, wurde 1805 zu Berlin geboren und erhielt dort unter Schadow den ersten Unterricht in seiner Kunst. Später siedelte er mit diesem nach Düsseldorf über und bildete nebst Hildebrand, Hübner, Lessing u. A. den Stamm der neuen Schule. Seine Darstellung ist auf die volle, glühende Erfassung des Lebens gerichtet, welches er in seiner edelsten sinnlichen Erscheinung mit allem Zauber eines leuchtenden Colorits und einer stilisirten Zeichnung wiederzugeben weiß. Diese Eigenschaften sind so groß, daß man selbst die minder bedeutende Compositionsweise des Meisters darüber vergißt. Er stellt das Moderne wie wenige moderne Maler. Daher behandelt er gern antike Stoffe; doch auch romantische Vorstellungen, Scenen aus Dichtern wie Tasso, Goethe u. A. sind seinem Pinsel willkommen. Zu nennen sein prächtiges Bild Rinaldo und Armida; der Raub des Hylas; Diana und Aktäon; die Lautenspielerin; das Urtheil des Paris; Romeo und Julie nach Shakespeare; die beiden Leonoren. Er hat in diesen Werken einen seltenen Schmelz der Carnation, leuchtendes Colorit, feinen Geschmack in Wahl und Behandlung der Stoffe und frische Kraft in den landschaftlichen Hintergründen bewährt. Diese Eigenschaften machen ihn auch zu einem der besten Porträtmaler unserer Zeit, dem es an treuer, lebenswarmer Auffassung, Gediegenheit, Durchbildung, tiefer Energie der Farbenbehandlung nicht leicht einer zuvorthut.

Soho, Fabrikort bei Birmingham (s. d.).

Soiron (Alexander von), ein durch seine politische Thätigkeit bekannter bad. Advocat, wurde 1805 zu Mannheim, stammt aus einer wallonischen Familie, die durch seinen Vater nach der Pfalz verpflanzt ward. Er machte seine juristischen Studien in Heidelberg und Bonn und wurde 1832 das Recht der Advocatur, die er erst zu Heidelberg, dann zu Mannheim ausübte. Seit 1845 war er Abgeordneter der zweiten bad. Kammer, wo er mit der liberalen Opposition stimmte. In dieser Stellung nahm er 1848 an den Schritten regen Antheil, welche die Auflösung des Vorparlamentes zur Folge hatten, stellte in letztem einen wichtigen Antrag auf die Verhältnisse der Nationalversammlung zu den Regierungen und ward in den fünfstimmigen Ausschuss gewählt, dessen Präsidium er mit Festigkeit und Mäßigung zu führen mußte. Auf den Antrag, ins bad. Ministerium einzutreten, lehnte er ab. In der Nationalversammlung nahm er lange Zeit die Stelle eines Vicepräsidenten ein und hatte sowohl an der Verfassung als an den andern wichtigen Arbeiten großen Antheil. Er zählte zu den Führern der bundesstaatlichen und erbkais. Partei. In gleicher Richtung wirkte er 1850 auf dem erfurter Reichstag und in der bad. Kammer, in welche er jedoch 1851 keine neue Wahl mehr annahm. Nach dem Scheitern der bundesstaatlichen Bemühungen trat er in seine frühere Stellung als Obergerichtspräsident in Mannheim zurück und entsagte zunächst der politischen Thätigkeit. Nüchtern, aber bei sonst ausgeprägter politischer Meinung eine gewisse vermittelnde Bonhomie zeichneten S. in seinem politischen Wirken aus.

Soissons, Stadt an der Aisne im franz. Depart. Aisne, in der ehemaligen Picardie, Hauptort eines Arrondissements, mit einem befestigten Schlosse und einer 1674 gestifteten Abtei.

S., kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris. Sie besaß viel Ehrgeiz, großes Talent für die Intrigue und wurde nach ihrer Vermählung zur Surintendantin des Hauses der Königin erhoben. Weil sie sich in die Maitressenhändel des Königs mischte, entfernte sie Ludwig XV. mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich die Stelle. Sie unterhielt seitdem Verkehr mit der berühmten Giftmischerin Voisin und wurde durch deren Aussagen so compromittirt, daß sie nach Brüssel entfloh. Von hier wendete sie sich nach Madrid, wo sie das Vertrauen der jungen Königin, der Gemahlin Karl's II., gewann. Der Herzog von St.-Simon beschuldigt sie, nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die Königin von Spanien vergiften zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie längere Zeit in Deutschland umher und ging endlich wieder nach Brüssel, wo sie, von Allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, 9. Oct. 1708 starb.

Soja heißt eine Art dicker, sehr pikanter Sauce, welche aus den Samen der rauchhaarigen Sojabohne (*Soja hispida*), einer mit der Gattung Bohne (*Phaseolus*) aus der Familie der Schmetterlingsblümler nahe verwandten Pflanzenart mit 1 — 3 F. hohem, bräunlichgelb behaartem Stengel, bereitet wird. In Japan, China und in ganz Ostindien wird sie allgemein als Zuthat an Speisen verwendet und jetzt auch zu demselben Zwecke häufig nach Europa gebracht. Außerdem werden die nierenförmigen weißen oder bräunlichen Samen der Sojabohne, welche wohlschmeckend sind, wie unsere Bohnen gegessen.

Socotora, Sokotra oder Soktra, eine 15 1/2 M. lange, 4 1/2 M. breite Insel an der Küste Ostafrikas, dem Cap Guardafui gegenüber gelegen, ist felsig und mit bis zu 4400 F. ansteigenden nackten Granitbergen und bis 1900 F. hoch ansteigenden Kalksteinplateaus bedeckt, während die Küste aus einem flachen Strande besteht. Die Insel entbehrt mit Ausnahme einiger mit Bewässerung versehener und deshalb anbaufähiger Thäler fast ganz des süßen Wassers und ist deshalb dürr und sehr von Vegetation entblößt. Nur die Aloe und die Dattelpalme gedeihen vortrefflich. Die wichtigsten Producte und Exporte bilden das wohlriechende Gummi Amara, Drachenblut, das berühmte Harz der bis zum Gipfel die Kalkfelsen des Plateaus bedeckenden Socotora-Aloe (*Aloe spicata*); ferner vom Meere ausgeworfenes Ambra, Kameel, zahlreiche Schafe, Ziegen und Schweine. Die Bevölkerung von etwa 400 Köpfen ist durchweg mohammedanisch, an der Küste eine Mischung von Arabern, Negern, Indiern u. a. Fremdlingen, mit neuarab. Sprache, im Innern von abweichendem, viel kräftigerem physischen Charakter und verschiedener Sprache. Sie treibt äußerst wenig Bodencultur, mehr Handel mit Maskat und Zanguebar, im Innern besonders ausgedehnte Viehzucht und verproviantirt die trotz des Mangels von Häfen häufig anlegenden Ostindienfahrer und Walfischfänger. Samatja, an der Nordküste, ist der Hauptort und hat die beste Rhede der Insel. Die Insel gehörte früher dem Imam von Maskat, jetzt dem Sultan von Kisin oder Reschin in Hadramaut, an der Südküste Arabiens. Schon im Alterthume war S. unter dem Namen Dioscoridesinsel wegen seiner günstigen Lage am Eingange des Rothen Meeres und seiner beiden Rheden eine Handelsstation, und Alexander d. Gr. soll eine Colonie dahin gesendet haben. Deshalb erwarben auch die Engländer 1855 die Insel und benutzten sie zur Kohlenniederlage für Dampfschiffe von Suez nach Bombay, gaben aber ihren Besitz wieder auf, da das währenddessen ebenfalls von ihnen erworbene Aden (s. d.) der Absicht, das Rother Meer zu beherrschen und eine Station auf diesem Seewege nach Ostindien zu haben, noch besser entspricht.

Sokrates, einer der größten Denker unter den Griechen, der eine neue Periode für die Entwicklung der Philosophie und der wissenschaftlichen Forschung überhaupt beginnt, zugleich ein Charakter, der in seiner einfachen Größe fast einzig dasteht, war geboren zu Athen 470 v. Chr. Seine Ältern waren Sophroniskos, ein Bildhauer, und Phänarete, eine Hebamme. Er widmete sich zunächst der Kunst seines Vaters; noch zu der Zeit des Pausanias zeigte man in Athen am Eingange der Akropolis eine Gruppe bekleideter Grazien als sein Werk. So dürftig alle Nachrichten über seine frühere Lebenszeit sind, darf man doch annehmen, daß der Trieb nach Wissenschaft und Weisheit ihn schon frühzeitig über die Grenzen seiner Kunst hinausgeführt habe. Später ließ er sie ganz fallen und lebte von seinem väterlichen Vermögen, was ihm, wie Böckh nachgewiesen hat, nur durch die strenge Mäßigkeit seiner Gewohnheiten möglich war. Mit den Schriften der ältern Denker, welche über die Natur philosophirt, war er nicht unbekannt; mit einigen, wie mit Anaxagoras und Archelaos, verkehrte er persönlich. Aber die eigenthümliche Richtung seiner Denkart, das Gepräge seines Charakters und seines Lebens ist Product seines eigenen Wesens, unabhängig von fremdem Einflusse. Vgl. E. F. Hermann, „De Socratis magistris et disciplina juvenili“ (Marb. 1857). Den verhältnißmäßig größten, aber nur negativen Einfluß scheint auf ihn das Thun und Treiben, die zum großen Theile gesinnungslos

hindeuten wollte; den zweiten Punkt suchte man dadurch zu begründen, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen seien. Das wahre Motiv der Anklage war der Widerstand, welchen S. der ausgearteten Demokratie Athens entgegenstellte. Der Proceß wurde vor den Helasten, einer Art Volksgericht, geführt; das Urtheil lautete durch eine Mehrheit von sehr wenigen Stimmen auf Geldstrafe, oder Verbannung, oder Tod. S. konnte sich abschätzen, wenigstens wählen zwischen Verbannung und Tod; aber er weigerte sich dies zu thun, weil er, wie er sagte, dadurch eine Schuld eingestanden hätte. Statt süßer Worte sprach er in seiner Vertheidigungsrede bittere Wahrheiten aus: er forderte als Lehrer und Wohlthäter des Volkes eine Ehrenstelle im Prytaneum. Bei der dadurch herbeigeführten zweiten Abstimmung stimmten von den beleidigten Richtern sehr viele, die vorher für ihn gestimmt hatten, nunmehr gegen ihn. Ein religiöses Gesetz verzögerte die Vollziehung des Urtheils 30 Tage, bis zur Rückkehr des heiligen Schiffs von Delos. Diese Zeit verbrachte S. im Gefängnisse in ernstesten Gesprächen mit seinen Schülern und Freunden. Als er den Giftbecher mit der unerschütterten Ruhe und Heiterkeit eines wahren Weisen getrunken und die Nähe des Todes fühlte, bat er seine Freunde noch, dem Askulap einen Hahn (das Symbol des Lebens) zu opfern. Die dringenden Bitten seiner Freunde, namentlich des Kriton, sich durch die Flucht zu retten, schlug er, gestützt auf sittliche Gründe, beharrlich aus, und das Platonische Gespräch „Kriton“ ist ebenso wie dessen „Apologie“ und theilweise der „Phädon“ als der treue Ausdruck seiner Gesinnung zu betrachten, wenn auch die Kunstform der Darstellung von Plato herrührt. Das Verhalten des S. und seiner Richter ist übrigens von Hegel in der „Geschichte der Philosophie“ (Bd. 2) und von Forchhammer in der Schrift „Die Athener und S., die Gesetzlichen und der Revolutionär“ (Berl. 1837) mehr zu Gunsten der Letztern beurtheilt worden, weil S. in der That durch die Opposition gegen das Staatsprincip Athens an dem Letztern zum Verbrecher geworden sei. Als Widerlegung dieser Ansicht ist vorzüglich Wendiren's Schrift „Über den tiefen Schriftsinn des revolutionären S. und der gesetzlichen Athener“ (Husum 1859) zu erwähnen. Die Athener bereuten übrigens das leidenschaftliche Urtheil sehr bald. Zum Zeichen der öffentlichen Trauer wurden die Palästen und Gymnasien geschlossen; von des S. Anklagen wurde Melitos zum Tode verurtheilt, die andern wurden exilirt; den Anytos wollten die Einwohner von Heraklea nicht in ihren Mauern dulden. Später ließen die Athener dem S. durch Syppus eine Bildsäule setzen. Vgl. Wiggers, „S. als Mensch, Bürger und Philosoph“ (2. Aufl., Neustrel. 1811); Delbrück, „Sokrates“ (Köln 1816).

Was nun den Gehalt der Lehre des S. anlangt, so ist, da er selbst nichts schriftlich aufgezeichnet hat und wir ihn nur aus fremden Überlieferungen, namentlich des Xenophon und Plato, kennen, nur möglich, aus den weitgreifenden Wirkungen, welche er auf die nachfolgenden Philosophen hatte, einen Rückschluß auf die von ihm ausgegangenen Anregungen zu machen. Durch bloß populäre Betrachtungen, wie sie ihm Xenophon zum großen Theil in den Mund legt, würde S. nicht im Stande gewesen sein, einen so nachhaltigen Einfluß auszuüben und der gesammten philosophischen Forschung ein neues Leben einzuhauchen. Das erste Wesentliche nun, was auch nach des Aristoteles Zeugnisse dem S. die Philosophie verdankt, ist die bewußtvolle Bestimmung des Begriffs der Wissenschaft und der echten wissenschaftlichen Methode überhaupt, das Verfahren regelmäßiger Begriffsbestimmungen und Begriffsableitungen durch Schlüsse. Hierdurch wurde S. der Begründer der Dialektik in der später von seinem Schüler Plato weiter entwickelten Bedeutung, und vielleicht ist schon S. auf die allgemeinen Grundsätze jener wissenschaftlichen Methodik geführt worden, welche später Aristoteles auch formell feststellte. Das Gebiet, auf welches er diese Methode des begriffsmäßigen Denkens anwendete, war mit Ausschluß der Naturphilosophie, mit der sich die frühern Versuche der griech. Philosophie fast ausschließlich beschäftigten hatten, das Ethische, nicht weil er keine Kenntniß jener Versuche gehabt hätte, sondern weil er ein begriffsmäßig klares Bewußtsein über das Sittliche für wichtiger hielt und seiner ganzen Individualität nach die unmittelbaren Haltpunkte eines sichern Wissens in sittlichen Überzeugungen suchte und fand. Deshalb legte er einen so hohen Werth auf den Spruch des Chilon, der auch die Inschrift des Apollotempels zu Delphi war: *Erkenne dich selbst!* und es beruht auf dem gemeinsamen Zeugniß des Alterthums, daß er die Ethik als zweite Person in die Philosophie eingeführt habe, wie Aschylus den zweiten Unterredner in das Drama. Eben- deshalb sagt Cicero von ihm, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde und in die Wohnungen der Menschen geführt. Sein Bestreben, auf die Grundbestimmungen alles Sittlichen zurückzugehen, um es aus der Verwirrung mit andern Atrieben und Beurtheilungen auszufondern, zeigt sich vornehmlich darin, daß er das sittliche Wissen, die Weisheit und Ein-

für die wesentliche Bedingung des sittlichen Lebens erklärte und die Kraft und Macht des Wissens so hoch anschlug, daß er den Satz aussprach: jeder Schlechte sei eigentlich ein Ungehöriger; Niemand thue mit Wissen und Willen das Böse. Durchgängig suchte er die Bestimmung von Dem, was Recht oder Unrecht, gut oder böse sei, zu bestimmen; was ist die Tugend, die Tapferkeit, die Frömmigkeit, die Staatskunst? Diese und ähnliche Fragen sind es, um die sich seine Gespräche vielfach bewegen. Dieses Interesse an sittlich-praktischen Fragen ist in einer genauen Verbindung mit seinen religiösen Überzeugungen. Vor allem sucht er in Hinsicht den Ungrund des Unglaubens an das Göttliche zu zeigen; das Wirkliche sei unsichtbar, und Thorheit sei es, Vernunft nur in dem Menschen anzunehmen, nicht auch in großen Weltganzen. Den Glauben an das Dasein Gottes als eines Alles beherrschenden und lenkenden, höchst mächtigen, weisen, gütigen, allwissenden und gerechten Wesens stützte hauptsächlich auf die teleologische Betrachtung der Natur; Xenophon hat uns in dieser Hinsicht ein langes Gespräch über den kunstvollen Bau des menschlichen Leibes aufbewahrt. Von der Orchestik und Güte des höchsten Wesens leitete er auch die Vernunft des Menschen ab. Die Seele ist ihm, als des göttlichen Wesens theilhaftig, unvergänglich und unsterblich, und der Mensch ist ihm ein Glied in der sittlichen Ordnung der Dinge, welche ihren Mittelpunkt in der Vernunft findet. Obwohl er sich den religiösen Gebräuchen seines Volkes nicht entzog, lehrte er doch, fromme Gesinnungen und gute Handlungen seien den Göttern die liebste und werthvollste Gabe. Alle diese Lehren, soweit sie sich auf den religiösen Glauben bezogen, sprach er nicht mehr mit der schlichten und edeln Einfalt einer unmittelbaren Überzeugung als mit den Ansprüchen eines speculativen Dogmatismus aus. Auf ein vollständiges Wissen über die Dinge leistete er Verzicht, sich damit bescheidend, daß die Götter Einiges für sich behalten. Hierauf bezieht sich wol auch seine Aeußerung: das Orakel zu Delphi (welches Chärekrates fragte) habe ihn nur deshalb für den Weisesten erklärt, weil er wisse, daß er nichts wisse. Vgl. Schleiermacher, „Über den Werth des Sokrates als Philosophen“ in dessen „Philosophische und vermischte Schriften“ (Bd. 2).

Sokratiker nennt man die Schüler und Freunde des Sokrates, die meist in seiner Umgebung waren und durch seine geistregende Unterhaltung sich bildeten. Da Sokrates noch keine philosophische Schule im eigentlichen Sinne bildete, sondern gewöhnlich nur über ethische Gegenstände sich mit seinen Zuhörern, die meist schon anderwärts eine sehr verschiedenartige Vorbildung erhalten hatten, in freier Weise unterhielt, so erklärt sich daraus, wie einige derselben, die philosophischen Forschung vorzugsweise sich widmeten, verschiedene Schulen bilden konnten, aber immer die Richtung auf das Ethische gemeinschaftlich war. Einige dieser Sokratiker nahmen die theoretische Seite der Philosophie, was auch Sokrates gethan hatte, ganz bei sich, wie Antisthenes (s. d.), der Stifter der cynischen, und Aristipp (s. d.), der Stifter der cyrenäischen Schule. Andere betrachteten zwar auch das Praktische als letzten Zweck der Philosophie, suchten aber diesen vornehmlich durch eine ausgebildete Dialektik zu gewinnen, wie Eukleides (s. d.), der Stifter der Megarischen Schule (s. d.). Plato (s. d.), der begabteste Schüler Sokrates, strebte die verschiedenen Seiten der Philosophie zu einem System zu vereinigen. Diese Schulen Sokratische hießen, so nannten die Alten auch die Schulen Sokratische, welche in Verbindung mit der Sokratischen Philosophie zusammenhingen, z. B. die Aristoteliker und die stoischen Schulen in Hellas.

Sol, bei den Römern der Sonnengott, s. Solios.

Solaneen ist der Name einer Pflanzenfamilie, welche kraut- und strauchartige, selten baumartige Gewächse mit zerstreuten Blättern ohne Nebenblätter enthält. Die Blüten sind meist fünf- oder sechsblättrig, mit fünf-, selten vier- bis sechsspaltiger Blumenkrone und meist 4—6 Staubgefäßen. Die Frucht ist theils kapselartig, theils beerenartig, zwei-, drei- bis fünffächerig und der Keimling in den Samen meist gekrümmt, seltener gerade. Derartigen Gewächse finden sich in größter Zahl in den Tropenländern, von wo sich eine geringe Anzahl in die gemäßigten und mäßig kalten Klimate beider Halbkugeln verbreitet; in den kältesten Gegenden fehlen sie gänzlich. Sie zeichnen sich meistens durch einen unangenehmen Geruch und durch einen mehr oder minder reichlichen narkotisch-giftigen Stoff aus, welcher gewöhnlich mit einem scharfen Stoffe verbunden ist, und gehören daher im Allgemeinen zu giftigen Gewächsen, ja mehrere derselben sind äußerst heftige Gifte. Bald ist der narkotische Stoff das eigentliche Gift, wie bei Aurore oder Mandragora (s. d.), dem Bilsenkraute (Hyoscyamus), bald der scharfe Stoff weit überwiegend oder allein vorhanden, wie bei dem Spanischen Pfeffer (Cap-

sium), bald beide mehr oder minder gleich verbunden, wie bei Taback, Stechapfel und Tollkirschen. Die Früchte sind meistens giftig, aber manche, bei denen die Säuren und der Schleim vorwiegen, auch essbar, z. B. die Beeren der gemeinen Judenkirsche (*Physalis Alkekengi*), der eiertragenden Nachtschatten (*Solanum Melongena*), des Liebesapfels (*Lycopersicum*). Die Knollen, welche bei einigen wenigen vorkommen, enthalten sehr viel Stärkemehl und dienen als Nahrungsmittel. Die Samen aller enthalten ein fettes Öl, das in Süddeutschland selbst aus den Samen der Tollkirsche gepreßt wird. Manche Pflanzen dieser Familie enthalten auch Farbstoffe, welche jedoch gewöhnlich zu wenig haltbar sind. So gibt der schöne indigoblaue Fruchtfaß des färbenden Hammerstrauchs (*Cestrum tinctorium*) in Columbien eine vorzüglich Tinte, andere geben Malerfarben oder dienen, wie der Fledermausnachtschatten (*Solanum Vespertilio*) auf den Canarien, als Schminke.

Solanum, s. Nachtschatten.

Sold heißt der Geldbetrag, welcher für geleistete Dienste, speciell für Militärdienste gezahlt wird. Er kommt schon im Alterthume vor, selbst bei den aus Staatsbürgern gebildeten Heeren, in Athen seit Perikles, in Rom seit Camillus. Aber es gab auch frühzeitig eigentliche Söldner, d. h. Scharen, die um Lohn in fremden Kriegen dienten, Griechen z. B. den Perserkönigen. Im Mittelalter verschwanden sie eine Zeit lang vor dem Heerbann und dem Lehnsoffgebot, traten aber bald wieder um so gewaltiger auf und machten die Masse der Heere bis in das 17. Jahrh. aus. Waffen und Kleidung mußte jeder Anzuwerbende mitbringen, dann erhielt er Handgeld und Sold, der aber oft ausblieb und furchtbare Meutereien veranlaßte, z. B. in den niederländischen Kriegen. Erst mit der Einführung stehender Heere wurde der Sold geregelt; er war geringer als vorher, schon weil der Staat jetzt die Bekleidung (Uniform) und Ausrüstung lieferte. Außerdem kann da, wo der Militärdienst nicht als Gewerbe, sondern als allgemeine Staatspflicht betrachtet wird, vom Solde im frühern Sinne nicht mehr die Rede sein. Der Sold, auch Gehalt, Löhnung, Tractament oder Geldverpflegung genannt, ist im Betrage bei den Armeen verschieden, am höchsten in der englischen.

Soldat heißt jeder zum Heere gehörige und zum Kriegsdienst in Waffen bestimmte Mann, vom höchsten Befehlshaber bis zum Gemeinen, obgleich der Sprachgebrauch die Benennung meist nur auf die letztern beschränkt. Der Name ist in der röm. Kaiserzeit entstanden; unter Alexander Severus erhielten die Krieger ihre Löhnung in einer Goldmünze (viermonatlich) ausgezahlt, welche solidus oder soldus hieß, wovon soldarius, ein bezahlter Krieger, abgeleitet wurde. — Die Bestimmung des Soldaten ist die Vertheidigung des Vaterlandes gegen äußere und innere Feinde. Er bedarf dazu eines gesunden, kräftigen Körpers, an geistigen Fähigkeiten besonders Urtheil, Umsicht und Geistesgegenwart, von moralischen Tugenden vor allem Ehrgefühl, Muth, Tapferkeit, Gehorsam und unerschütterliche Treue. Sein ehrenvoller Beruf sichert ihm Achtung im Staate und dessen Fürsorge für seine Erhaltung und Unterstützung, wenn er im Dienst seine Gesundheit verloren hat. Dagegen muß er sich einer strengen Disziplin, ohne welche kein Heer bestehen kann, und gewissen nothwendigen Beschränkungen seiner Freiheit des Handelns unterwerfen. Der Soldatenstand bildet fast überall einen eigenen Gerichtsstand und hat als solcher seine eigene Gesetzgebung. (S. Militär.)

Soldo (gleichen Ursprungs mit dem franz. sol), eine in den Staaten des nördlichen und mittlern Italien gebräuchliche Scheidemünze; 20 Soldi rechnete man auf die Lira (s. d.). Der Werth veränderte sich mit der Zeit und in den einzelnen Staaten sehr. In den Ländern, wo der Denar (s. d.) galt und geprägt wurde, rechnete man 12 Denari auf einen Soldo, und dieser Werth ist auf dem venetian. Soldo durch 12 angegeben. Man prägte auch doppelte (due soldi) und halbe Soldi (mezzo soldo). Die Eintheilung der verschiedenen ital. Lire in 20 Soldi zu 12 Denari ist im gemeinen Leben und im Handel (namentlich in Toscana und für die alten Lire im Mailändischen) noch sehr gebräuchlich, obwol die Lire jetzt sich in 100 Centesimi getheilt wird. An die Stelle des alten Soldo sind vielfach neue Münzstücke zu 5 Centesimi getreten: so im Lombardisch-Venetianischen Königreiche der Soldo (s. striaco) aus Kupfer, welcher 1 Kreuzer Conventionsmünze gleichsteht.

Solenhofen ist ein geologisch und auch für die lithographische Kunst berühmter Ort am weit Eichstädt in Baiern. Es werden nämlich in dieser Gegend auf dem bewaldeten Plateau, in welches das Thal der Altmühl eingeschnitten ist, die besten zur Lithographie geeigneten Kalksteine gewonnen, welche man bis jetzt auf der ganzen Erde kennt. Da diese einen sehr großen Absatz über Europa hinaus finden, so haben die zu dem Zweck angelegten Steinbrüche nach und nach eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Der sogenannte lithographische Stein

die Universität zu Halle und studirte die Rechte, ohne jedoch seine Lieblingsstudien aufzugeben. Daneben trieb er neuere Sprachen und manches Andere, was zu ästhetischem und philosophischem Selbstdenken anregte. Im J. 1801 ging er nach Jena, wo er Schelling hörte, und bereiste dann die Schweiz und Frankreich. Im J. 1803 nahm er eine Anstellung bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin an, welche ihm Muße gönnte, sich seinen Studien eifriger hinzugeben und Fichte's Vorlesungen über die Wissenschaftslehre zu hören. Um ganz den Wissenschaften zu leben, legte er 1806 seine Stelle nieder und ging nach Schwedt, wo er seine vortreffliche Übersetzung des Sophokles (2 Bde., Berl. 1808; 2. Aufl., 1824) vollendete. Später ging er nach Frankfurt an der Oder, wo er sehr bald außerordentlicher Professor an der Universität wurde. Bei der Verlegung derselben nach Breslau wurde er an die Universität zu Berlin versetzt, wo er 20. Oct. 1819 starb. Unter seinen Schriften erwähnen wir „Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst“ (2 Bde., Berl. 1815) und „Philosophische Gespräche“ (Berl. 1817). Obgleich er sich über die der modernen Philosophie angemessene Form täuschte, indem er die Kunst der Dialoge für die höchste Form der Philosophie erklärte, so haben doch die gründlichsten Kenner der deutschen Philosophie seinem reichen Geiste Gerechtigkeit widerfahren lassen und seine Arbeiten über die Ästhetik als geistvoll und bedeutend anerkannt. Seine von Tiedt und Fr. von Raumer herausgegebenen „Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel“ (2 Bde., Lpz. 1826) geben von der Fülle seiner Kenntnisse und der Tiefe und Klarheit seines vielumfassenden Geistes ein vollgültiges Zeugniß. Seine „Vorlesungen über die Ästhetik“ wurden von Henze nach einem Hefte herausgegeben (Berl. 1829).

Sollicitor-general, s. Staatsanwaltschaft.

Solidarisch (in solidum) oder **Alle für Einen** heißt diejenige Gemeinschaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn Mehrere etwas zu fordern haben, ein Jeder das Ganze fordern kann und, wenn Mehrere verpflichtet sind, ein Jeder das Ganze zu leisten schuldig ist. An und für sich findet eine solche Art von Gemeinschaftlichkeit nur bei untheilbaren Gegenständen statt; außerdem ist eine jede gemeinschaftliche Forderung oder Schuld von selbst getheilt, und ein Jeder ist sie nur zu seinem Antheile einzuklagen berechtigt und zu bezahlen schuldig. Wenn aber Mehrere zusammen ein Verbrechen begehen, so kann der dadurch Beschädigte sich an Jeden von ihnen halten und das Ganze von ihm fordern, und so kann auch eine solche solidarische Berechtigung oder Verpflichtung durch Vertrag und Testament begründet werden. Diejenigen, welche eine Vormundschaft oder eine andere öffentliche Verwaltung zusammen geführt haben, mehrere Principale eines Schiffscapitäns, eines Factors, sind auch solidarisch verpflichtet. Was aber der Eine auf diese Weise allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den Übrigen zu ihren Antheilen zurückfordern, nur nicht bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen. Durch die Zahlung des Einen werden die Andern frei.

Solidus hieß die Goldmünze, welche Kaiser Konstantin 330 an die Stelle der bis dahin üblichen goldenen Kaisermünze (aureus imperatorius) treten ließ. Ihr Gewicht ward auf $\frac{1}{6}$ Unze festgestellt, weshalb sie auch solidus sextularius genannt ward; und mithin wurden aus dem 24löthigen röm. Pfunde 72 Solidi zu je $1\frac{1}{2}$ Quentchen geschlagen, welche weiter eingetheilt wurden in semisses, tremisses, quadrantes, oder $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$. Das dazu verwandte Gold war durchschnittlich 23karätig. In der fränkischen Monarchie blieb der Name bestehen; er änderte sich aber seine Bedeutung und die Geltung der dadurch bezeichneten Münze. Unter den Merovingern und Karolingern gab es nämlich folgende Hauptmünzen: das Pfund Gold, der Goldsolidus (solidus aureus, auch schlechtthin solidus oder aureus genannt) und das Drittel des Goldsolidus (triens oder tremissis); ferner: das Pfund Silber, den Silbersolidus, das Drittel des Silbersolidus (tremissis) und den Denarius (zuweilen auch schlechtthin argenteus genannt). Davon aber waren das Pfund Gold, das Pfund Silber und den Silbersolidus nebst seinem Drittel nur Rechnungsmünzen. Wirklich ausgeprägt und in Umlauf gegeben wurden nur der Goldsolidus, der goldene Triens und der Denarius. Letzterer, der Denarius, welcher stets aus Silber bestand, kann als die Münzeinheit des fränkischen Münzsystems betrachtet werden, denn er bildete einen aliquoten Theil des Gold- wie des Silbersolidus, und zwar so, daß immer 12 Denarii einen Silbersolidus und 40 Denarii einen Goldsolidus ausmachten, solange überhaupt diese beiden Münzen nebeneinander bestanden. In der merovingischen Zeit theilte das Münzwesen zwar die Störungen und Schwankungen aller Staats- und Verwaltungsverhältnisse, durchschnittlich aber wurden aus dem beibehaltenen röm. Goldpfunde 87 Goldsolidi geschlagen, die mithin etwas leichter ausfielen als die Konstantinischen; das Pfund Silber dagegen ward ungefähr zu 25 Silbersolidis (d. h. zu 275 Denaren) ausgeprägt. Pipin behielt in seinen

der Werkstätten, Gießereien, Dampfschleifereien und Wasserschleiftotten sind über 6000 Arbeiter in S. und der Umgegend beschäftigt. Es werden jährlich an 500000 Säbel- und Degenklingen und Rappiere, 800000 Duzend Messer und Gabeln, ebenso viel Scheeren und eine große Anzahl anderer Gegenstände, z. B. Stahl- und Lederhelme, Kürasse, Melisformen u. s. w., in anerkannter Vorzüglichkeit gefertigt. Schon im frühen Mittelalter waren die solinger Ringe berühmt. Sie werden jetzt in die entferntesten Länder versandt, und es dürfte kaum ein Kriegsheer bestehen, das nicht wenigstens zum größern Theile mit solinger Waffen armirt ist. Die echten Damascenerklingen werden von mehreren Meistern in höchster Vollkommenheit geschmiedet. S. besitzt ein Friedensgericht, ein Fabrikengericht, eine Handelskammer, drei Kirchen, eine Loge, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule und drei Armen- und Waisenhäuser.

Solinus (Caius Julius), ein röm. Grammatiker aus dem 2. oder 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte in einer gesuchten und zum Theil incorrecten Sprache ein Werk unter dem Titel „Polyhistor“, in welchem er mit steter Benützung der „Historia naturalis“ des Plinius eine Sammlung meist geographischer Notizen gibt. Nach der ersten Ausgabe, die unter der Aufschrift „De situ et mirabilibus orbis“ (Ven. 1473) erschien, sind zu nennen die von Grasser (Genf 1605), Götz (Lpz. 1777) und, als Hauptwerk für die Erklärung, des Salmasius „Exercitationes Plinianae in Solini polyhistora“ (2 Bde., Par. 1629; 2. Aufl., Utr. 1689).

Solipsen (zusammengesetzt aus dem lat. solus, allein, und ipse, selbst) ist der allegorische Name der Jesuiten, weil sie nur an sich selbst zuerst denken. Vgl. Inchofer (Zul. Clem. Scdm), „Monarchia Solipsorum“ (Ven. 1645; franz. von Restaut, Par. 1721; 3. Aufl., 1824). **Solipsismus** ist daher so viel als Selbstsucht.

Solis y Ribadeneira (Antonio de), span. Dichter und Geschichtschreiber, wurde 28. Dec. 1610 zu Alcalá de Henares geboren. Neben der Jurisprudenz, der er sich auf der Universität zu Salamanca widmete, versuchte er sich bereits mit 17 J. in der dramatischen Poesie, worin seine damals mit Beifall aufgenommene Komödie „Amor y obligacion“ zeugt. Dann begleitete er seinen Gönner, den zum Vizekönig von Navarra und dann von Valencia ernannten Grafen von Dropesa, und diente ihm als Secretär mit solcher Auszeichnung, daß Philipp IV. ihn zum Official der Staatskanzlei und zu seinem Secretär ernannte. S. verzichtete zu Gunsten eines Verwandten auf diese Stelle, erhielt aber bei der Königin-Mutter den gleichen Posten und wurde von ihr auch zum ersten Historiographen von Indien ernannt. Dies veranlaßte ihn, sein bedeutendstes Werk, die so berühmt gewordene „Geschichte von Mexico“ zu schreiben (Madr. 1685; 5 Bde., Madr. 1798; 4 Bde., Madr. 1825; 3 Bde., Lond. 1809; 3 Bde., Par. 1826). Im 57. J. seines Alters faßte er den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten und starb 19. April 1686 zu Madrid. Seine „Poesias“ erschienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1752, seine neun „Comedias“ ebendasselbst 1681, zuletzt 1716. Unter den letztern ist „El alcazar del secreto“ die beste und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete „Gitana de Madrid“ oder „Preciosa“ die bekannteste. Er verdankte überhaupt seinen Ruf als dramatischer Dichter mehr der Regelmäßigkeit seiner meisten Stücke, der Eleganz des Stils und der Glätte des Dialogs, als einer besondern Erfindungsgabe und schöpferischen Kraft. Außerdem hat man von ihm noch eine Sammlung von Briefen, die Mayans („Cartas familiares“, Madr. 1757) herausgab.

Solling oder **Sollingerwald**, ein den Gebirgszügen der Weserterrasse angehöriges steil ansteigendes Sandsteingebirge, zwischen der Leine und der Weser gelegen, mit dem Moosberg bei Neuhaus, welcher der Scheitelpunkt und 1577 f. hoch ist, durchzieht die südlichen Theile von Hannover und Braunschweig und wird in den Großen und Kleinen Solling getheilt, von denen der letztere innerhalb des hannov. Fürstenthums Göttingen liegt. Im Ganzen hat der Solling eine Ausdehnung von 9 M. Er ist reich an Laubholz und liefert außer Torf und Eisen besonders sehr gute Sandsteine, die auf der Weser in die umliegenden Landschaften transportiert werden. Nach der preuß. Stadt Förster, die, zum westfäl. Regierungsbezirk Minden gehörig, 2 M. vom Moosberge an der Weser liegt und 5800 E. zählt, heißen sie Förstersteine. Zu Holzminden werden sie zu Platten und Bauornamenten verarbeitet.

Sollohub (Wladimir Alexandrowitsch, Graf), russ. Schriftsteller, stammt aus einem althauischen Geschlechte, dessen Mitglieder schon im 16. Jahrh. als Wojewoden an den Kriegen zwischen Polen und Rußland Theil nahmen. Sein Vater, Alexander S., trat unter den Aufsicht seines Oheims, des Oberhofmarschalls Naryschkin, in russ. Staatsdienste, war mehrere Jahre hindurch Ceremonienmeister am kaiserl. Hofe und nahm den Abschied als Geh. Rath. Er wurde 1815 in Petersburg geboren, erhielt S. eine glänzende Erziehung, wurde Kammerjunfer und

be bei der Gesandtschaft in Wien und lebte dann eine Zeit lang ganz der Literatur, bis er mit dem Range eines Staatsraths dem Fürsten Borozow bei der Verwaltung Transsylvaniens aggregirt wurde. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer Reihe Erzählungen im Titel „Na Sou Grjaduschtschii“ (2 Bde., Petersb. 1841—45) auf, welche sich durch Originalität und Eleganz des Stils auszeichnen, aber von der Blasirtheit nicht frei sind, welche Bewohner der großen Welt zu beschleichen pflegt. Hierauf gab er in Verbindung mit Wostkij, Benediktow und der Gräfin Nostoptschin eine literarische Sammlung „Gestern und heute“ (Petersb. 1845) heraus, welche viel Gelingenes enthält. Das bedeutendste seiner Werke, sowohl was die Idee als die Ausführung betrifft, ist ohne Zweifel „Tarantas“ (Petersb. 1845), welches auch in mehrere Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Lippert, 2 Bde., Lpz. 1846). Es stellt die Reise eines jungen petersburger Russen durch die innern Provinzen seines Landes dar und gibt ein höchst ergögliches Bild des russ. Lebens und Treibens, wobei die Nebeneinanderstellung patriarchalischer Einfachheit und moderner Überbildung die frappantesten Contraste entstehen. In der Folge schrieb S. viel für das Theater, unter Anderm die Komödie „Zwjetobessie“ (1845), in welchem die Melomanie der petersburger Theaterwelt parodirt wird, „Bjeda ot njeschnago serdza“ (1850) u. s. w. Außerdem hat er zahlreiche Novellen und Skizzen in verschiedenen russ. Zeitschriften veröffentlicht (zum Theil in deutscher Uebersetzung, Lpz. 1852) und seit seinem Aufenthalt in Tiflis mit Eifer an den Arbeiten der geographischen Gesellschaft Theil genommen. S. gehört zu den talentvollsten russ. Schriftstellern der neuern Zeit. Ohne die geniale Leidenschaftlichkeit Vermonstom's oder den satirischen Humor Gogol's zu besitzen, hat er den Vorzug einer größern Realität und einer vollkommenern Beherrschung des von ihm gewählten Stoffes; seine Charakterzeichnung ist ebenso wahr, seine Erfindungsgabe nicht gering; doch vermisst man in seinen Schriften die innere Erwärmung und den Hauch eines poetischen Geistes, ihre Moralität ist lax, und alle Kunst der Darstellung und Gewandtheit in der Behandlung der Sujets vermögen die Abwesenheit höhern künstlerischen Tendenz nicht zu ersetzen.

Solmisation nennt man das Solfeggiren nach den von Guido von Arezzo (s. d.) eingeführten Choroden und den nach ihm benannten aretinischen Silben: ut, re, mi, fa, sol, la. Das Solfeggiren, welches einer Menge von Regeln unterworfen war, da die Silben verwechselt oder gemischt werden mußten, kam durch das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. eingeführte Heptachord, aus sieben Tönen bestehenden Tonleiter, in Verfall, da durch die dem Hexachord hinzugefügte Silbe si die Verwechselung oder Mutation beseitigt wurde. Obgleich die aretinischen Silben aus Pietät mit der hinzugefügten Silbe si (die Italiener veränderten die Silbe ut in do des Klanges wegen) bis auf die neueste Zeit sich erhalten haben, so findet doch eine Solmisation im Sinne der alten Zeit nicht mehr statt.

Solms, ein altes gräfliches, später auch fürstliches Geschlecht in der Wetterau, dessen Stammsitz seit dem 14. Jahrh. Braunfels war, hat Marquard, Grafen zu S., im Hessengau, zuerst 1129 erwähnt wird, zum ersten gewissen Stammvater. Das ursprüngliche Stammhaus Solms, eine alte verfallene Burg, liegt unweit Braunfels an dem Flüsschen Solms. Die Söhne des Grafen Otto, gest. 1409, Bernhard und Johann, gründeten die Linien S.-Braunfels und S.-Lich. Erstere theilte sich in drei Zweige, von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der 1693 den Namen Braunfels annahm und 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Das Haus S. hatte in Ansehung seiner im Oberrheinischen Reichskreise gelegenen Stammbesitzungen Reichsunmittelbarkeit, Landeshoheit, Reichs- und Kreisstandschafft. Die zweite Linie theilte sich in zwei Hauptzweige: S.-Lich und Hohen-S., der seit 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und den gräflichen S.-Laubach. Die beiden fürstlichen Häupter bekennen sich zur ref. Kirche. Die Linie S.-Laubach, welche protestantisch ist, theilt sich in zwei Unterlinien: S.-Sonnenwalde und S.-Baruth, die wieder in die zwei Aste a) S.-Hödelstein und Affenheim und b) S.-Wildenfels zerfällt, mit den Nebenästen S.-Wildenfels-Laubach und S.-Wildenfels zu Wildenfels. — Der Fürst von S.-Braunfels, jetzt Ferdinand, geb. 14. Dec. 1797, der 1837 seinem Vater Wilhelm folgte, besitzt den wichtigsten zusammenhängenden Theil der Solmsischen Besitzungen: unter preuß. Oberhoheit die Ämter Braunfels und Greifenstein, unter hessischer die Ämter Hungen, Wölfersheim und Gumbach, unter württembergischer einen Theil von Limpurg-Gaildorf, zusammen 9 1/2 QM. In Preußen hat er eine Virilstimme beim Landtage der Rheinprovinz. Seine Residenz ist Braunfels. — Der Fürst von S.-Lich und Hohen-S., Ludwig, geb. 24. Jan. 1805, hat unter preuß. Oberhoheit das Amt Hohen-S. und unter hessischer die Ämter Lich und Niederweisel, zusammen

4 QM. Er residirt zu Lich, einer kleinen Stadt an der Wetter, ist erbliches Mitglied der ersten großherzogl. Kammer und hat auf dem Landtage der Rheinprovinz eine Virilstimme. In western Kreisen wurde der Fürst Ludwig bekannt durch seine auf Haller'schen Principien ruhende Schrift „Deutschland und die Repräsentativverfassungen“ (Gieß. 1838), die manche Widerlegung fand, dagegen von dem Fürsten von S.-Wildenfels, dem sie noch zu liberal schien, in seiner Schrift „Bemerkungen zu der Schrift: Deutschland und die Repräsentativverfassungen“ (Zwick. 1838) hart mitgenommen wurde. — Standesherr in der Linie S.-Laubach zu Rödelheim und Assenheim ist Graf Maximilian, geb. 14. April 1826, der 1844 seinem Vater Karl unter mütterlicher Vormundschaft folgte. Wegen seiner Besitzungen im Großherzogthum und im Kurfürstenthum Hessen ist er hier wie da erbliches Mitglied der ersten Kammer. — Der Standesherr zu S.-Laubach, Graf Otto, geb. 1. Oct. 1799, der 1822 seinem Vater Friedr. Ludw. Christian von S. folgte, ist ebenfalls erbliches Mitglied der ersten Kammer im Großherzogthume Hessen. — Ebenso ist der Standesherr von S.-Wildenfels zu Wildenfels, Graf Friedrich, geb. 17. Sept. 1777, der neben der Herrschaft Wildenfels unter königl. sächs. Hoheit im Großherzogthum Hessen und in Sachsen-Weimar Besitzungen hat, erbliches Mitglied der ersten Kammer des Königreichs Sachsen. Einen Nebenzweig des zuletzt genannten Hauses bildet der gräfliche zu Sachsenfeld. Die gräfliche Linie S.-Laubach besaß früher jenseit des Rhein die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld, für deren Verlust sie 1802 durch die im Solms'schen Territorium gelegenen Abteien Altenburg und Arensbach entschädigt wurde. Sie blüht in mehreren Zweigen. Den Zweig Sonnenwalde-Rösa repräsentirt Graf Friedrich, geb. 1. Dec. 1800, den Zweig Sonnenwalde-Alt-Pouch Graf Theodor, geb. 29. Oct. 1787; den Ast Solms-Baruth zu Baruth Graf Friedrich, geb. 3. Aug. 1794 und den Zweig Solms-Baruth zu Klipschdorf Graf Hermann, geb. 2. Dec. 1799. Im J. 1806 verloren beide fürstlichen Linien und die gräfliche ihre Reichsunmittelbarkeit.

Solo heißt ein Konstück oder ein Satz desselben, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Instrument sich ganz allein, d. h. ohne alle Begleitung, oder vor den andern Stimmen hervortretend, als Hauptstimme hören läßt. Dann zeigt Solo in einer von mehreren Instrumenten oder Singstimmen besetzten Partie eine Stelle an, die nur von einem dieselbe Partie spielenden Instrumente oder von einem Sänger ausgeführt werden soll, was durch Tutti wieder aufgehoben wird. Soli in der Mehrzahl zeigt an, daß zwei oder mehrere Instrumente oder Stimmen hervortreten. Der Vortrag des Solo ist übrigens freier als die weit mehr, namentlich an strengen Takt gebundene Ripienstimme (s. d.).

Solöcismus wird im Allgemeinen jeder grobe Sprachfehler genannt; vorzugsweise aber bezeichnet man in der Rhetorik damit die von der Regel abweichende verkehrte Structur der Worte und unterscheidet davon genauer den Barbarismus, obwohl die Grenzen zwischen beiden oft nur schwer zu ziehen sind und beide Fehler häufig in der Rede zusammenfallen. Schon die Alten leiteten das Wort von der Stadt Soloi oder Soli ab, einer Colonie der Athener in Cilicien, deren Bewohner den Dialekt ihrer Mutterstadt schnell vergaßen und ein sehr fehlerhaftes Griechisch sprachen.

Solon, der berühmte Gesetzgeber der Athener, ein Nachkomme des Kodrus, rettete durch eine Reihe weiser und zweckmäßiger Bestimmungen sein durch innere Parteikämpfe zerrüttetes Vaterland. Damals hatten nämlich die seit 682 v. Chr. aus den Eupatriden oder Adelligen gewählten neun Archonten die niedern Stände durch Willkür und Härte in der Gerichtsbarkeit gedrückt, und die von Draco (s. d.) gegebenen Gesetze bestätigten diese Härte nur noch mehr, sodaß der Unwille des Volkes den höchsten Grad erreichte und Athen selbst in einen anarchischen Zustand verfiel. In dieser Lage setzte man das Vertrauen auf S., um die Spaltung zwischen den Vornehmen und dem Volke auszugleichen. Dieser hatte schon vorher theils den Athenern zum Wiederbesitz der von den Megarern ihnen entriffenen Insel Salamis verholfen, wobei seine Mitbürger durch eine im verstellten Wahnsinn declamirte Elegie zur Erneuerung des Kampfs auffoderte und sogar zum Anführer gewählt wurde, theils die Amphiktyonen in den sogenannten ersten Heiligen Kriege zur Züchtigung und Zerstörung von Krissa bewogen. Nach dem Tode des Kodros übertrug die königl. Würde an und ernannte ihn, da er sie ablehnte, 594 v. Chr. zum ersten Archon, mit dem Auftrage, eine neue Gesetzgebung herzustellen. Dies geschah, und zunächst suchte er der momentanen Noth dadurch abzuhelfen, daß er die Gesetze Draco's, mit Ausnahme derer über den Mord, abschaffte und die unterdrückte Volksmasse von der Schuldenlast möglich befreite. Seiner weitem Staatseinrichtung verlieh er schon dadurch einen demokratischen Charakter, daß er als Maßstab der Berechtigung zu den obrigkeitlichen Würden statt der Geburt

Vermögen annahm. Er theilte nämlich die Bürger nach dem Ertrage ihres Grundeigenthums in vier Classen, von denen nur die Bürger der ersten Classe zur Würde des Archon und hin auch in den Areopag, die der drei letzten zu den übrigen Staatsämtern, alle ohne Unterred aber zur Volksversammlung und zu den Richterstellen gelangen konnten. So mußte S. Ansprüche des Adels mit denen des Volkes zu vereinigen, indem jenem noch lange Zeit alle höhern Ämter gesichert blieben und dabei doch die persönliche Gleichheit der Bürger anerkannt war. Die neun Archonten, ebenso die alte Eintheilung des Volkes in vier Tribus und ihre bestehende Einrichtungen behielt er bei. Besonders hob aber S. den Areopagus, indem ihm die oberste Aufsicht über die Sitten der Bürger und die Erziehung der Jugend, sowie Recht, Volksbeschlüsse zu untersuchen und aufzuheben, übertrug. Er ließ seine Gesetze in erne Tafeln eingraben, auf der Akropolis ausstellen und auf 100 J. beschwören und reiste auf nach Vorderasien, Kreta und Ägypten, fand aber bei seiner Rückkehr, um 565 v. Chr., Staat von neuem in die frühern drei Factionen getheilt, deren keine sich in ihren Ansprüchen befriedigt hielt. Die Solonische Verfassung war im Allgemeinen eine Timokratie, in der das Maß des Vermögens den Antheil an der Regierung bestimmte. Zugleich aber instigte der geringe Ansat des Vermögens die Demokratie, die man in jener Zeit erkannte, und deshalb konnte diese Verfassung nur ein Übergang zur völligen Volksherrschaft sein. Vgl. Schelling, „De Solonis legibus“ (Berl. 1842). Eine besondere Berühmtheit hat im Alterthume der Aufenthalt des S. bei Krösus (s. d.). Überdies zeichnete sich nicht nur durch seine kräftigen Aussprüche aus, daher er auch zu den Sieben Weisen gerechnet wurde, sondern auch als Dichter durch Elegien, Stolien und andere Poesien. Die noch vorhandenen Überreste sind am besten von Schneidewin im „Delectus poesis Graecorum elegiacae etc.“ (Gött. 1838—39) gesammelt und erläutert und von Jacobs im „Tempe“, von Meier im vierten Bande von Creuzer's und Daub's „Studien“, von Passow in Kanneier's „Pantheon“, von Braun in den „Weisen von Hellas“ und von Weber in den „Elegien Dichtern der Hellenen“ deutsch übersetzt worden.

Solothurn, franz. Soleure, der zehnte Canton der Schweiz, der 1481 zugleich mit Freig in den Bund trat, grenzt gegen W. an Frankreich, gegen N. an Baselland, gegen D. an Argau und gegen S. an Bern und hat auf 12 $\frac{3}{10}$ QM. 69674 E., die sich, mit Ausnahme 8079 Reformirten, hauptsächlich im Kreise Bucheggberg, zur kath. Kirche bekennen. Das Land wird von einigen rauhen Ketten des Jura gebirgs, davon der höchste Gipfel die Hasenmatt heißt, durchschnitten; der größere Theil aber, an den Ufern der Aar, hat einen fruchtbaren, gut angebauten Boden. Auch die Berge werden theils zur Viehzucht, theils zum Ackerbau benutzt. Ungeachtet seiner starken Bevölkerung ist S. einer der wenigen Cantone, der nicht hinreichendes Getreide hat, sondern noch eine beträchtliche Menge davon ausführen kann. Sehr reichlich sind auch Obst- und Flachsbaum; minder bedeutend ist der Weinbau. Flachs und Baumwolle wird viel, aber meist für auswärtige Fabrikanten versponnen. Die Eisenbergwerke sind beträchtlich; auch wird viel Glas und Steingut gefertigt. Kirschgeist ist ein ziemlich ansehnlicher Handelsartikel. In neuester Zeit hat auch die Fabrikation von Uhren in S. Eingang gefunden. Die Einwohner leben größtentheils von den Erzeugnissen ihres Bodens, andere betreiben den Handel. Die Verfassung vom J. 1831 wurde 1841 einer Revision unterworfen und im liberalen Geiste in wesentlichen Punkten verbessert. In den Organismus der Staatsverwaltung wurde mehr Einfachheit und Zusammenhang gebracht; die directen Wahlen in den großen Rath wurden vermehrt, die indirecten vermindert; alle noch bestehenden Vorrechte der Stadt Solothurn in der Stellvertretung wurden aufgehoben. Die gesetzgebende und oberaufsichtende Gewalt hatte ein Großer Rath von 105 Mitgliedern, wovon 55 unmittelbar vom Volk, 41 mittelbar durch Wahlmänner und neun vom Großen Rathe selbst ernannt wurden. An der Spitze der vollziehenden Gewalt stand ein Regierungsrath unter dem Vorsteher des Cantons. In höchster Instanz wird die Justiz von einem Obergerichte verwaltet. Für die unterste Instanz hat jedes Oberamt ein Civil- und Polizeigericht und der gesammte Canton für die Verurtheilung der Criminalfälle ein Criminalgericht. Die wichtigste Veränderung durch eine Verfassungsrevision 1851 war die Beseitigung der indirecten Wahlen. — Die Hauptstadt Solothurn, am östlichen Abhange des Jura und am Fuße des durch seine reizende Fernsicht berühmten, gegen 4000 F. hohen Weißenstein, liegt in einer der lieblichsten Gegenden der Schweiz, mehr Wiesen als Felder und mehr Hügel als Ebenen, viele Obstbäume, große Waldungen und überall hübsche Landhäuser sich befinden. Die Stadt ist auf einem sanften Hügel an der Aar erbaut, die sie in zwei ungleiche, durch hölzerne Brücken verbundene Theile trennt, und hat

wurde er zum Befehlshaber der Artillerie ernannt und unterhielt 6. und 7. Sept. 1831 Geschützen ein mörderisches Feuer gegen die Russen. Nach Warschaus Fall ging er mit Heere nach Plock, wo er dann eine Sendung nach England und Frankreich übernahm, Vermittelung dieser Mächte für die Überreste des poln. Heeres nachzusuchen. In seinem Leben läßt sich eine gewisse Charaktergröße nicht verkennen. Die Muse seines Erlebens war zur Ausarbeitung des „Précis historique, politique et militaire de la révolution Novembre“ (2 Bde., Par. 1855) und „Napoléon en 1812“ (deutsch von Bischoff, 1857—58). Er starb zu St.-Germain-en-Laye 22. Oct. 1843.

matologie, ein Theil der Anthropologie, heißt die Wissenschaft, welche nur den materiellen Theil des Menschen, den Leib, behandelt, ohne dabei auf die Kräfte (Dynamik) und auf die Funktionen (Physiologie) desselben Rücksicht zu nehmen. Sie ist demnach ziemlich gleichbedeutend mit Anatomie.

Somerset, eine der südwestlichen Grafschaften Englands, enthält auf 77½ QM., 66⅓ nupbar, Boden der besten wie der geringsten Art. Das Land hat weite Thäler und wird von langen und säh abfallenden Hügelketten durchschnitten. An der Westgrenze gegen Devonshire liegt ein höheres Bergland, das Exmoor: Exmoor-Forest (Exmoorwald), mit mehreren Ästen, Thälern und „Combes“ oder Seichten, die hier und da bewaldet sind. Zwischen den Höhen und längs der Küste lagern von Schwärmen wilder Gänse besuchte Moorstrecken. Von den Flüssen mündet der Ex, mit seinem Nebenflusse Parle im Exmoor entspringt, in den Kanal; der Avon an der Ostgrenze, der Yevo, Ure, Brue, der Parret mit dem Tovel und der Tone gehen in den Bristol und zwar die drei letztern in die Bridgewaterbai. Der Dorset-Somersetkanal durchfließt den Osten, der Kement-Avonkanal den Nordosten; letzterer nimmt den Somerset-Coal auf. Das Klima ist gemäßigt, außer in dem Berglande. Die Zahl der Einwohner betrug 156257 Seelen. Wichtiger als der Feldbau, der Getreide, Hanf und Flachs erzielt, sind Viehzucht, verbunden mit bedeutender Käsebereitung, und der Obstetrag, namentlich an Äpfeln und Birnen, woraus viel Cider und Perry bereitet wird. Dann kommt die Ausbeute an Blei- und Zinkgruben, zuletzt die Fabrikation wollener und leinener Stoffe. Die wichtigsten Städte sind Bristol (s. d.) und Bath (s. d.); die Hauptstadt aber ist Taunton, am Tone in der fruchtbarsten Gegend gelegen, mit 13000 E., welche Fabriken in Tuch, Kasimir, und Strohhüten, sowie Alebrauereien unterhalten. Außerdem sind bemerkenswerth: Trowbridge oder Frome-Selwood mit 12000 E. und Tuch- und Kasimirmanufacturen; die Wells, mit einer durch ihre Glasmalereien und reich verzierte Kapelle ausgezeichneten Kathedrale, 7500 E., Leder-, Wollstrumpf-, Spitzen-, Papier- und Seidenfabriken; Bridgwater an dem schiffbaren, bis hierher Fahrzeuge von 200 Tonnen Last tragenden Parret, mit 1000 E., die Eisen- und Messingwaaren fabriciren und einen lebhaften, meist Manchester- und Lancashirewaaren vertreibenden Küsten- und überseeischen Handel unterhalten; Wellingborough ein freundliches Städtchen mit 5000 E., am Tone, von dem die Herzöge gleiches Namen ihren Titel führen; das Städtchen Glastonbury mit Woll- und Strumpfweberei und die Ruinen der größten Abtei Englands; endlich der Seehafen und vornehme Badeort Bournemouth mit 2100 E.

Somerset, ein engl. Grafen- und Herzogstitel, den das von den Plantagenets stammende Haus Beaufort (s. d.), zu welchem der berühmte Cardinalbischof von Winchester (gest. 1363) gehörte, besaß und den jetzt die einem unehelichen Sohne des Herzogs Heinrich entsprossenen Nachkommen dieses Hauses als Familiennamen führen. — **Somerset** (Fitzroy James), Lord Raglan, jüngster Sohn des fünften Herzogs von Beaufort, geb. 30. Sept. 1788, trat 1804 als Cornet in die brit. Armee, zeichnete sich in den Kriegen in Spanien und Portugal aus, wo ihn Wellington zu seinem Adjutanten ernannte und eine besondere Vorliebe für ihn hatte, stieg rasch bis zum Obersten empor und verlor bei Waterloo einen Arm. Im J. 1815 hatte er eine Nichte Wellington's geheirathet und wurde von demselben, als er Oberbefehlshaber der brit. Armee geworden, zum Militärsecretär erwählt, was er auch seit 1828 und bis 1842 und dann seit 1842 von neuem bei Wellington bis zu dessen Tode blieb, in welcher Stellung er den größten Einfluß auf die Armeeverwaltung ausübte. Unter dessen war er zum Generalmajor und 1838 zum Generalleutnant aufgerückt und erhielt 1852 an dessen Stelle den Posten eines Generalfeldzeugmeisters (Master-General of the ordnance). Im J. 1854 wurde er mit dem Titel Lord Raglan in den Peersstand erhoben. Im Febr. 1854 erhielt er das Commando der nach dem Orient bestimmten engl. Hülfstruppen und reiste zum

Übernahme deſſelben über Paris nach Konſtantinopel. — Somerſet (Lord Granville Charles Henry), Neffe des Vorigen, geb. 27. Dec. 1792, widmete ſich der ſtaatsmänniſchen Laufbahn und ward 1818 Parlamentsmitglied für Monmouth, welche Graſſchaft er 30 J. lang im Unterhauſe vertrat. Im J. 1819 wurde er Lord des Schages unter dem Miniſterium Liverpool, bekleidete 1834—35 in der kurzen Verwaltung Peel's das Amt eines Obercommiſſars der Wälder und Forſten, mit einem Sitze im Cabinetſrath, und erhielt 1841 den Poſten eines Kanzlers des Herzogthums Lancaſter. Als einer der vertrauteſten Freunde und treueſten Anhänger Peel's entſchloß er ſich mit ihm 1846, ſeinen Widerſtand gegen den Freihandel aufzugeben und die Abſchaffung der Getreidezölle zu befürworten, wodurch er ſich die Feindſchaft ſeiner eigenen Familie und namentlich ſeines Bruders, den Herzogs von Beaufort, zuzog, der bei den Wahlen von 1847 ſogar einen andern Verwandten als Gegencandidaten aufſtellte. Er ging zwar als Sieger aus dem Wahlkampfe hervor, aber die Widerwärtigkeiten, die er erfahren hatte, untergruben ſeine Geſundheit und er ſtarb bald darauf zu London 25. Febr. 1848.

Der Titel eines Herzogs von S. wurde unter Eduard VI., der eines Grafen von S. unter Jakob I. nachmals an Perſonen vergeben, die mit den Beauforts in keiner Beziehung ſtanden. — Robert Ker oder Carr, Viſcount von Rocheſter, Graf von S., geb. 1590, war der Bruder des ſchott. Lord Jedburgh, aus der Familie der heutigen Marquis von Lothian, und kam in einem Alter von 20 J. an den Hof Jakob's I. nach London. Der König war von der Jugend und Schönheit Carr's ſo eingenommen, daß er ihn ſelbſt zu bilden verſuchte, ihn in die Staatsgeſchäfte einweihte und 1612 zum Viſcount von Rocheſter erhob. Zu ſeinem Glücke fand der Günstling an Sir Thomas Overbury einen weiſen Freund und Führer, der bedacht war, die große Macht des jungen Mannes zum Guten zu lenken. Rocheſter verliebte ſich jedoch in die Gräfin von Eſſer, eine ſchöne, junge Dame, die das unerlaubte Verhältniß einging und ſich von ihrem Gemahl ſcheiden laſſen wollte. Als er Overbury in dieſer Angelegenheit um Rath fragte, widerrieth ihm derſelbe eine ſolche Verbindung und machte ihn auf ſein wahres Intereſſe aufmerkſam. Der Schwächling verrieth den Rathſchlag ſeiner Geliebten, der Gräfin, und ließ ſich von ihr bewegen, den Freund beim Könige hochverrätheriſcher Abſichten zu beſchuldigen. In der That wurde Overbury auf die Verleumdung hin in den Tower geworfen. Sechs Monate ſpäter vermählte ſich Rocheſter mit der von ihrem erſten Gemahl geſchiedenen Geliebten und erhielt zugleich vom Könige die Würde eines Grafen von S. Seine Gemahlin trieb ihn an, den verhaßten Overbury durch Gift vollends aus dem Wege zu räumen. Die That wurde im Verein mit S.'s Oheim, dem Grafen von Northampton, und unter Beihülfe des Gournays vom Tower 15. Sept. 1613, doch ſo ungeſchickt vollzogen, daß man Verdacht ſchöpfen konnte. Von Gewiſſensbiſſen gequält, verlor S. ſehr bald Jugend, Schönheit und die Lieblichkeit des Umgangs und hiermit zugleich die Gunſt des Königs. Ein Theil der Hofleute, die S. haßten, nahmen die Gelegenheit wahr und gaben ihm an George Villiers, dem ſpäteren Herzoge von Buckingham (ſ. d.), einen Nebenbuhler, der ihn auch ſehr bald beim Könige verdrängte. Zugleich brachten die Entdeckungen eines Apothekerburschen die Schuld S.'s völlig zu Tage. Der König ließ S., deſſen Gemahlin und die übrigen Miſchuldigen 1616 vor eine Gerichtscommiſſion ſtellen, die ſie ſämmtlich zum Tode verurtheilte. Einige mußten die Strafe erleiden. S. hatte jedoch mit wichtigen Enthüllungen gedroht, und war es nun dieß oder der Reſt von Anhänglichkeit, Jakob ſchenkte ihm und ſeiner Gemahlin das Leben. Nachdem Beide mehrere Jahre im Gefängniß geſeſſen, erhielten ſie die Freiheit mit dem Befehl, ſich aufs Land zurückzuziehen. Hier verwandelte ſich ihre ſchuldbeladene Liebe in den tiefften Haß, der ihnen den Reſt ihres Lebens verbitterte. S. ſtarb 1645. Aus der Ehe ſeiner einzigen Tochter mit dem Grafen von Bedford entſprang der unter Karl II. hingerichtete Lord William Ruſſell (ſ. d.). — Edward Seymour, Herzog von S., Oheim Eduard's VI. von England und Protector des Reichs, war der Sohn eines Landedelmanns aus der Graſſchaft Wilts. (S. Seymour.) Unter Heinrich VIII. 1536 ſeine Schweſter Jane Seymour heirathete, erhielt er den Titel eines Viſcount Beauchamp. Im J. 1544 wurde er zum Generallieutenant im Norden des Reichs ernannt und fiel mit einer ſtarken Armee in Schottland ein. Nachdem er Leith und Edinburgh verwüſtet, kehrte er im Auguſt zurück und folgte dem Könige nach Frankreich, wo er Boulogne erobern half. Schon 1537 erhob ihn Heinrich VIII. zum Grafen von Hertford und ernannte ihn 1546 zu einem der 16 Teſtamentsexecutoren, die während der Minderjährigkeit Eduard's die Regierung führen ſollten. Kaum war jedoch Heinrich geſtorben, als ſämmtliche Räte der Hertford das Protectorat übertrugen, um der Regierung die nothwendige Einheit zu geben. Zugleich nahmen die Machthaber zahlreiche Standeserhöhungen vor, wobei Hertford zum Herzog

von S., ſein Bruder Sir Thomas zum Lord Seymour von Sudley und zum Großadmiral ernannt wurde. Überdies ließ ſich der Protector vom jungen König ein Patent ausſtellen, das ihm völlig königl. Gewalt übertrug. S. benutzte ſeine Macht zuvörderſt, unter Cranmer's Leitung die Kirchenreformation fortzuführen, wodurch er freilich die Katholiken erbitterte. Zur Stärkung ſeiner Stellung eröffnete er noch im Aug. 1547 einen Feldzug nach Schottland, brachte den Schotten 10. Sept. die furchtbare Niederlage bei Pinkie bei. Nach ſeiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle die blutigen Geſetze Heinrich's VIII. aufheben. Dennoch erweckte ſeine Stellung viele Feinde, unter denen ſich auch ſein Bruder, Lord Seymour, befand. Er hatte nach Heinrich's VIII. Tode deſſen Witwe, Katharine Parr, geheirathet und ſaßte, als dieſelbe 1548 ſtarb, den Plan, ſich mit der 16jährigen Prinzessin Eliſabeth, der nachherigen Königin, zu vermählen. Alle Vorſtellungen, die ihm der Protector über ſeine ehrgeizigen Plane machte, blieben fruchtlos, weil der Graf von Warwick, der ſpättere Herzog von Northumberland (ſ. Dudley), inſgeheim wirkte, um den einen Bruder durch den andern zu verderben. S. ließ endlich 33 Anklageartikel gegen ſeinen Bruder vor das Oberhaus bringen, das ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte. Das Urtheil wurde auch an Seymour März 1549 vollzogen. Volksauſtände in England, die üble Wendung des Kriegs in Frankreich und die Rüſtungen Heinrich's II. von Frankreich zur Wiedereroberung von Boulogne brachten um dieſe Zeit S. in üble Lage. Er ſchlug deſhalb dem Staatsrathe vor, mit den mächtigen Mächten Frieden zu ſchließen und Boulogne an Frankreich zurückzugeben. Warzigte dieſe Politik als Feigheit aus, nahm den König und die Staatsräthe für ſich ein und brachte es dahin, daß der Protector, des Mißbrauchs der Gewalt beſchuldigt, in den Tower geworfen und verurtheilt ward. Doch begnadigte ihn der König und Warwick ſah ſich gezwungen, mit ſeinem Nebenbuhler eine Verzeihung einzugehen, die man durch die Vermählung des älteſten Sohns mit Lord Dudley, einem Sohne Warwick's, beſiegelte. Deſſenungeachtet ſuchte der Eine den Andern zu verderben, und S. war unvorſichtig genug, ſeine Plane zu offenbaren. Warwick, nachdem er ſich des Königs und der Staatsgewalt bemächtigt, ließ S. im Oct. 1551 verhaften und beſchuldigte deſſelben, ihm nach dem Leben getrachtet und zuverrätheriſche Anſchlüge auf die Staatsgewalt geſaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers fand S. zwar nicht des Hochverraths ſchuldig finden, legte ihm aber das Verbrechen der Feindschaft zur Laſt, weil er einen Vasallen des Königs habe ermorden wollen, und verurtheilte ihn zum Tode. Am 22. Jan. 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Er war zweimal verheirathet geweſen, hatte jedoch ſeine Titel und den größten Theil der Güter auf ſeine in dieſer Ehe mit Anna Stanhope erzeugten Kinder übertragen laſſen, nach deren Ausſterben die Nachkommenschaft aus erſter Ehe folgen ſollte. Indeffen wurde ſein Sohn Edward von der Königin Eliſabeth nur in dem Titel eines Grafen von Hertford wiederhergeſtellt, auch wegen ſeiner Heirath mit einer Schweiſter der unglücklichen Jane Gray (ſ. d.) in den Tower geſetzt, mußte neun Jahre im Tower ſitzen und erhielt nur gegen eine Geldſtrafe die Freiheit. Er ſtarb 1621. — Sein Enkel, William Seymour, vermählte ſich heimlich mit Lady Arabella Stuart, Waſe König Jakob's I., und mußte ſich deſhalb ins Ausland flüchten, während ſeine Tochter 1615 im Tower ſtarb. Troßdem gehörte er ſpäter zu den treueſten Anhängern der königl. Regierung. Er wurde 1640 zum Marquis von Hertford erhoben und 1660 nach der Reſtauration II. wieder in den Titel eines Herzogs von S. eingefetzt. Er ſtarb kurz darauf 24. Oct. 1671. — Sein Großneffe, Charles, ſechster Herzog von S., der Stolze genannt, ſpielte unter Karl II., Wilhelm III., Anna und Georg I. als erſter proteſt. Peer des Reichs eine bedeutende Rolle. Er war Lord-Oberkammerherr und trug durch ſeine Gemahlin, die Erbin der Percy (ſ. Northumberland), zum Sturze Marlborough's bei, wodurch der für England ſchimpfliche Friede von Utrecht herbeigeführt wurde. Er ſtarb 1748. Sein einziger Sohn Algernon, ſiebenter Herzog von S., ſtarb 1750 ohne männliche Erben, worauf die Titel eines Marquis und Grafen von Hertford erloſchen, die eines Herzogs von S. und Lord Seymour aber an Sir Edward Seymour, einen Nachkommen des Protector's aus der erſten Ehe, übergingen, der 1757 ſtarb. Sein Enkel, Edward Adolphus Seymour, geb. 24. Febr. 1775, folgte ſeinem Vater Webb 1793 als elfter Herzog von S. Er iſt Präſident der Royal Institution, hat ſich viel mit exacten Wiſſenſchaften beſchäftigt und ſelbſt einige Abhandlungen über Mathematik veröffentlicht. — Sein älteſter Sohn, Edward Adolphus, Lord Seymour, geb. 20. Dec. 1804, heirathete ſich 1830 mit einer Enkelin Sheridan's und trat 1834 für Tories ins Parlament. Erſter Whig wurde er 1835 zum Lord des Schatzes, 1839 zum Secretär des Indiſchen Reichs ernannt und 1841 auf kurze Zeit zum Unterſtaatsſecretär des Innern ernannt. Vom März 1850

bis zum Febr. 1852 war er Obercommissar der Wälder und Forsten (Domänenminister), zog sich aber durch Willkürlichkeiten manche Anfeindungen zu und wurde beim Wiedereintritt der Whigs nicht wieder ins Ministerium berufen.

Somers-Inseln, s. Bermudas-Inseln.

Somerville (Mary), eine durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten bekannte engl. Schriftstellerin, zeigte sich schon als junges Mädchen im Gebiete der Astronomie so heimisch, daß ihre Abhandlungen über dieselbe ihr einen ebenso frühzeitigen als wohlverdienten Ruf eintrugen. Die bedeutendste darunter ist die Einleitung in das astronomische Studium, die unter dem Titel „Mechanism of the heavens“ (Lond. 1832) veröffentlicht wurde. Ihr Hauptwerk „Connection of the physical sciences“ (8. Aufl., Lond. 1853), das die Verbindung der physikalischen Wissenschaften untereinander darstellte, fand außerordentlichen Beifall und hat sogar dazu beigetragen, der Erziehung des weiblichen Geschlechts in England eine andere, ernstere und wissenschaftlichere Richtung zu geben. Nicht minder gehaltreich ist die „Physical geography“ (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von A. Barth, Lpz. 1852), worin die Verfasserin ihre Landsmänninnen mit den materiellen Gesetzen bekannt macht, die unsern eigenen Planeten regieren. Überhaupt zeichnen sich die Schriften der Mrs. S. durch Klarheit und Popularität der Darstellung aus, die aber zugleich mit einer Tiefe und Gründlichkeit der Forschung verbunden ist, welche den Forderungen der gelehrten Welt vollkommen Genüge leistet.

Somerville (Will.), engl. Dichter, geb. zu Edston in der Grafschaft Warwick 1692, nach Andern 1682 oder gar 1677, studirte zu Oxford und lebte dann auf seinem Gute. Zu großer Gastfreiheit und Nachlässigkeit im Haushalte brachten ihn gegen das Ende seines Lebens in Noth, und um den Sorgen zu entgehen, ergab er sich dem Trunke. Er starb 1742. Sein wichtigstes Gedicht ist „The chase“, ein didaktisches Gedicht in reimlosen Versen (1735), das durch manche sehr gelungene Stellen ausgezeichnet. Zwei andere Lehrgedichte „Hobbinol or rural games“ und „Field sports“ (1742) sind weniger glücklich. Er ist jetzt fast ganz vergessen. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London 1772.

Somina oder **Sominskaja-Pristan**, ein Marktflecken im russ. Gouvernement Nowgorod an der Somina, welche zum Wassersystem des Tichwischen Kanals gehört und durch eine sehr geregelte Kanal-, Fluß- und Seenverbindung einerseits mit dem Finnischen Meerbusen, andererseits mit der Wolga und dem Kaspiischen Meere in Verbindung steht, ist einer der bedeutendsten Handels- und Marktplätze des russ. Reichs, indem hier alljährlich sechs Wochen vor Eröffnung und ebenso lange nach Beendigung der Nishegoroder Messe 20—30000 Menschen einsindeln, die alle den Wasserweg nach der Wolga zum Besuche jenes Weltmarkts einschlagen.

Somme, ein Fluß im nordöstlichen Frankreich, hat bei Font-Somme unterhalb St.-Quentin im Depart. Aisne ihren Ursprung, wird von Bray an schiffbar und fällt, nachdem sie den Aisne mit der Suse aufgenommen hat, unterhalb Le Croton in den Kanal. Die Länge ihres Laufs beträgt 27 M., die ihrer Schiffbarkeit 14 $\frac{1}{2}$ M.; auch wird sie durch den Kanal von St.-Quentin mit der Seine und Schelde und durch den Crozatkanal mit der Dise verbunden, sowie der Kanal der obern Somme dazu dient, sie bis Abbeville schiffbar zu machen. Nach ihr ist benannt das Departement Somme, welches aus Theilen der Picardie und einem Theil des Artois zusammenge setzt ist. Auf beinahe 112 QM. zählt es 570641 meist kath. Einwohner, zerfällt in fünf Arrondissements Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Péronne und hat Amiens (s. d.) zur Hauptstadt. Der Boden, fast durchgängig eben, gegen die Küste hin sandig und von der Ostseite von einigen Ausläufern der Ardennen durchzogen, trägt reichlich Getreide und Getreidefrüchte, auch Ölspflanzen, Runkelrüben, vortreffliche Mohrrüben und etwas Holz und liefert Leinwand, Ziegel- und Töpferthon. Gut bewässert, hat das Departement theilweise schöne Wälder, welche die Viehzucht sehr ergiebig machen. Die sehr lebhafteste Industrie beschäftigt sich mit Woll-, Baumwoll-, Leinwand-, Seife-, Leder- und Tapetenfabrikation, wozu ein belebter Handel mit diesen Fabrikaten, mit Metallwaaren, Getreide, Bier und selbstbereitetem Cider kommt.

Sommer nennt man überhaupt die mildere Jahreszeit, in der nördlichen gemäßigten Zone vom April bis September. Das Sommerhalbjahr umfaßt die sechs Monate vom 1. Mai bis 30. Sept. Der astronomische Sommer hat aber engere Grenzen. Er nimmt für die nördliche Halbkugel seinen Anfang, wenn die Sonne sich vom Äquator am weitesten nach Nord entfernt hat, also um den 21. Juni, und endigt sich, wenn sie zum zweiten mal im Jahre den Äquator erreicht, um den 23. Sept. Die Dauer desselben beträgt 93 Tage 13 $\frac{1}{2}$ Stunden. Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des Sommers durchläuft, heißen die Sommerzeichen. Ungeachtet der Veränderungen, welche das Vorrücken der Nachtgleiche

ervorgebracht hat, sind noch immer die alten Sommerzeichen des Kalenders geblieben; für die nördliche Halbkugel Krebs, Löwe und Jungfrau; für die südliche Steinbock, Wassermann und fische. Unser Sommer fällt in die Zeit der Sonnenferne (Aphelium), wo sich dieses Gestirn (eigentlich die Erde) am langsamsten bewegt. Dies ist die Ursache, warum der Sonnendurchmesser im Sommer merklich kleiner erscheint als im Winter, und warum der Sommer der nördlichen Halbkugel etwa $4\frac{1}{2}$ Tag länger dauert als der Winter, folglich auch als der Sommer der südlichen Halbkugel. Ungeachtet der weitem Entfernung der Sonne im Sommer wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung unter einem größern Winkel auf die nördliche Halbkugel fallen und uns die Sonne im Sommer viel höher auf- und viel später untergeht, also ihre wärmenden Strahlen längere Zeit hindurch wirken läßt. In dem Augenblicke des Sommersolstitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchsten steht und am längsten über dem Horizonte verweilt, sollte man eigentlich die größte Hitze vermuthen. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese gewöhnlich erst im Juli oder August stattfindet, und zwar auf der ganzen nördlichen Halbkugel bis mehrere Grade über den Polarkreis hinaus. Der Grund hiervon liegt darin, daß die Sonne dann schon länger gewirkt, den vorgefundenen Schnee geschmolzen, das Eis der Pole gebrochen und die Witterung milder gemacht hat, daher die Luft aus jenen nördlichen und aus den östlichen Gegenden nicht mehr so kalt zu uns kommt. Sommerflecken oder Sommersprossen (ephelides) sind kleine gelbliche und bräunliche Flecken, die besonders bei Individuen mit zarter Haut, blonden und röthlichen Haaren und reichlicher Blutbeschaffenheit auf den von den Kleidern nicht bedeckten Körpertheilen, namentlich im Gesicht erscheinen. Daß sie im Sommer entstehen, im Winter aber schwinden oder lebhafter Farbe verlieren, scheint ihren Zusammenhang mit der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu beweisen. Bei vollblütigen, brünetten Personen bewirkt die Sonne statt dessen eine gemeine braune Hautfarbe, vielleicht weil bei diesen der pigmentabsondernde Apparat in der Haut reichlicher entwickelt ist als bei den zu Sommersprossen geneigten Personen. Das beste Mittel, sie zu verhüten, ist der Schutz des Gesichts gegen die Sonnenstrahlen.

Sommering (Sam. Thom. von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen, geb. zu Thorn in Preußen 1755, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und studierte seit 1774 Medicin zu Göttingen, wo er 1778 als Doctor promovirte. Hierauf wurde er erst Professor der Anatomie in Kassel, dann 1784 in Mainz. Nach der Aufhebung letzterer Universität practicirte er in Frankfurt am Main. Im J. 1804 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, nachmals bair. Geh. Rath und später in den Adelsstand erhoben. Im J. 1820 kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er 2. März 1830 starb. Die Zahl seiner sehr tüchtigen Schriften ist sehr groß. Als die wichtigsten sind zu erwähnen: die Dissertation „de basi encephali et originibus nervorum ex cranio egredientium“ (Gött. 1778); „Vom Gehirn- und Rückenmark“ (Mainz 1788; 2. Aufl., 1792); „Abbildung und Beschreibung einiger Mißgeburten des ehemaligen anatomischen Theaters zu Kassel“ (Mainz 1791, mit Kupfern.), eine Schrift, in welcher er zu beweisen suchte, daß die Nerven unabhängig vom Gehirn wirken und das Gehirn nicht durchaus nothwendig zur Fortdauer des Lebens sei; „Vom Baue des menschlichen Körpers“ (5 Bde., 8ff. 1791—96; 2. Aufl., 1800; neue Aufl., von Bischoff, Mele, Theile, Valentin, Vogel und Wagner, 9 Bde., 8pz. 1839—44); „De corporis humani structura“ (6 Bde., 8ff. 1794—1801); „De morbis vasorum absorbentium corporis humani“ (Mainz 1795), worin er den wichtigen Einfluß der Saugadern auf krankhafte Zustände auseinsetzt; „Über das Organ der Seele“ (Königsb. 1796), worin er die Hypothese aufstellte, daß die Seele in der in den Hirnhöhlen enthaltenen dunstförmigen Flüssigkeit ihren Sitz habe; „Abbildung des menschlichen Auges“ (8ff. 1798); „Abbildung des menschlichen Hörors“ (8ff. 1806); „Abbildung des menschlichen Organs des Geschmacks und der Stimme“ (8ff. 1806); „Abbildung der menschlichen Organe des Geruchs“ (8ff. 1809); „Über die Ursache, Erkenntniß und Behandlung der Nabelhernie“ (8ff. 1811).

Somnambulismus bedeutet im engsten Sinne das Umherwandeln im Schlafe (das Schlafwandeln); dann überhaupt die Ausführung verschiedener, mehr oder weniger zweckmäßiger, gleichsam überlegter Handlungen während des Schlafes (das Schlafhandeln); ferner das Wahrnehmen von Dingen, welche mittels der gewöhnlichen Sinne nicht bemerkt werden können, während mancher Krankheiten (das Hellsehen, *Clairvoyance*) und endlich die noch problematischen Erscheinungen der sogenannten höhern Grade des Thierischen Magnetismus (s. d.). In den beiden ersten Bedeutungen fällt Somnambulismus häufig mit Mondsucht (s. Mond-

süchtig) zusammen, indem an vielen Nachtwandlern nicht nur der Eintritt ihrer Zufälle zu wissen Wendepunkten im Laufe des Mondes, namentlich bei Vollmond, sondern auch ein thümliches Streben, sich dem Lichte desselben auszusetzen, sowie zuweilen eine schwärme Zuneigung zu ihm während des Nachtwandelns beobachtet wird. Die Grade des Somnambulismus sind sehr verschieden. In einigen Fällen ist die Thätigkeit der äußern Sinne vollständig erloschen, das Auge gegen das blendendste Licht, das Ohr gegen den stärksten Schall unempfindlich, während in andern einer oder mehrere Sinne Reactionen gegen äußere Reize zeigen. Handlungen beschränken sich zuweilen auf Umhergehen, zuweilen bestehen sie aus einer von auseinander sich ergebenden Verrichtungen, wobei theils gewöhnliche Geschäfte, theils Kunstproducte (z. B. schriftstellerische Leistungen oder musikalische Compositionen) vollenden. Obgleich oft diese Erscheinungen ohne andere Zeichen von Krankheit beobachtet wurden, muß man sie doch als pathologisch bezeichnen, da der regelmäßige Schlaf die willkürliche Thätigkeit des Körpers eigentlich völlig unterbricht und der geistigen nur im Traume (welche auch ein unvollkommener Schlaf ist) einen sehr geringen Einfluß auf die körperliche geltend auch treten vorübergehende somnambulistische Zustände im Gefolge anderer Krankheiten (Typhus, Katalepsie, Hysterie) auf, sogar das Hellssehen bisweilen als Zeichen eines baldigen Todes. In Bezug auf die Entstehungsbursache unterscheidet man die letztgenannten, freiwillig entstandenen als Auto- oder Idiosomnambulismus von demjenigen Somnambulismus, welcher unter Mitwirkung eines Magnetiseurs zu Stande kommt, und welcher zwischen seinen Anfängen und seiner höchsten Steigerung (der magnetischen Divination, dem Hochschlaf) ebenfalls eine Menge Abstufungen und Variationen darbietet, von denen jedoch ein großer Theil noch problematisch ist. Daß eigenthümliche, rein physische oder moralische Momente bei der Entstehung des Somnambulismus wirksam sind, läßt sich nur in manchen Fällen nachweisen. Frauen und überhaupt Personen mit reizbarem Nervensystem sind am meisten geneigt, in Somnambulismus zu verfallen. Bis jetzt ist noch keine genügende physiologische Erklärung der somnambulistischen Erscheinungen gegeben worden, und eine solche bedürfte auch vorerst einer festen Grundlage in einer befriedigenden Lösung der noch immer bestehenden Probleme Schlafes und Traums. Das Wesentliche des somnambulistischen Zustandes, rein anatomisch aufgefaßt, besteht darin, daß gewisse Gruppen empfindender Nervenfasern nach außen hin empfindlich sind, während zugleich dieselben oder andere von innen her (vom Gehirn her) in gesteigter Selbstthätigkeit (Erregung) sich befinden. Ein derartiger Zustand kommt aber auch bei sogenannten anaesthesia dolorosa) bei einzelnen Nerven in krankhaften Zuständen vor; Hysterischen sind manchmal ganze große Hautflächen total unempfindlich, während andere Theile höchst überreizt sind. Noch mehr Ähnlichkeiten mit den somnambulistischen Zuständen zeigen die neuerdings so beliebten Anästhesirungen mittels Chloroform, Äther &c. Von einer rationellen Behandlung des Somnambulismus kann nur da die Rede sein, wo sich ein anderes bekannteres Übel als damit zusammenhängend herausstellt, oder eine bestimmte Ursache. In diesem Falle muß das ursächliche Übel mit den passenden Mitteln durch eine geänderte Diät u. s. w. bekämpft werden. Oft jedoch liegen derartige Verhältnisse nicht vor, und der Somnambulismus spottet aller gegen ihn angewendeten arzneilichen und diätetischen Mittel. Nur eine beschränkte Ansicht vom Wesen des Menschen konnte die Annahme hervorbringen, daß der Somnambule sich in einem über das gewöhnliche Leben erhabenen Zustande befindet, in welchem er über Manches Aufschlüsse erhält, die den wachen Sinnen verborgen bleiben. Erstlich sind diese Aufschlüsse fast stets nur wenig bedeutend, und dann sind nur die niedern Seelenkräfte einer Exaltation begriffen, während die Vernunft, der Verstand, das Bewußtsein befangen, die Erinnerung an den somnambulistischen Zustand beim Wachen gänzlich fehlt. Diese Theorien leiteten auch die Rechtslehre zu dem Ausspruche, daß ein Mensch im Somnambulismus seines Vernunftgebrauchs und seiner Willkürlichkeit beraubtes Wesen, folglich als unzurechnungsfähig zu betrachten sei. Die Gegenwart oder Abwesenheit von Somnambulismus zu erkennen, Betrüger zu entlarven, welche ihn (meistens zu Geldprellereien) nachahmen, wird zuweilen dem Gerichtsärzte als Aufgabe gestellt, die durch Erforschung der frühern Umstände des Angeklagten, Beobachtung seines gegenwärtigen körperlichen Zustandes und verschiedener Versuche der sich zeigenden somnambulistischen Symptome zu lösen ist. Vgl. Passavant, „den Lebensmagnetismus und das Hellssehen“ (2. Aufl., Jff. 1857); Hirschel, „Was ist Somnambulismus, was ist Thiermagnetismus?“ (Dressd. 1840).

Somnus bei den Römern, bei den Griechen Hypnos, Sohn der Nacht, Zwilling des Thanatos (Tod), ist der Gott des Schlafes, dessen freundlicher Macht Götter und

unterliegen. Er wohnt in der Unterwelt oder am Eingange derselben am Westrande der Erde. Bei Homer läßt ihn Hera auf Lemnos suchen, welches aber nicht sein beständiger Wohnort ist. Nach Ovid befindet sich seine Wohnung bei den Kimmeriern, und zwar in einer Grotte, in der kein Sonnenstrahl leuchtet, kein lebendes Wesen sich zeigt und nur Mohn und dergleichen Kräuter wachsen. Hier ruht er auf einem Lager von Ebenholz, umgeben von Kindern, den zahllosen Traumgöttern. Als Attribut gibt man ihm außer dem einschläfernden Stabe und dem Mohne auch ein Horn, aus dem er die Schlummersäfte ergießt. Von ihm wird er mit dem Tod gleich gebildet zufolge der freundlichen Ansicht des Alterthums, entweder als schlafender Jüngling oder als ein Genius mit umgekehrter Fackel.

Somfich oder **Somfies** (Paul), bekannt als ungar. Conservativer, stammt aus einem alten Geschlecht des somogher Comitats und wurde 1810 geboren. Nach Beendigung seiner Studien übernahm er 1830 zu seiner weiteren Ausbildung ein Amt beim somogher Comitatsrathe und unterrichtet, aber das rasche Vordringen auf der Bahn der Reformen nicht billigend, trat er in diesem Sinne seit der Landtagsepoch von 1832—36 auf und erhielt nach dem Tode von 1844 eine Anstellung bei der ungar. Statthalterei, wo er durch seine Brauchbarkeit die Aufmerksamkeit des damaligen Palatin Erzherzog Joseph auf sich zog und zum Hofrath ernannt wurde. Als der Landtag von 1847 begann, wurde S. im Comitatsrathe Baranya gewählt und machte sich sofort als Führer der Regierungspartei geltend. Klüger und gemäßigter als sein Genosse Babarczy (s. d.), wußte er sich selbst bei der stürmischen Opposition Gehör zu verschaffen, vermochte aber natürlich nicht den hereinbrechenden Sturm zu beschwören. Als die scheinbar liberalen Propositionen der Regierung im Nov. 1847 vorgelegt waren, trug S. an, eine reine Dankadresse an den Thron zu richten, fand aber sogleich an Kossuth einen heftigen Gegner und mußte schon in dieser ersten Frage der Opposition den Sieg überlassen. Im Ausbruche der Märzrevolution zog sich S. ins Privatleben zurück. Er veröffentlichte mehrere die Zeitverhältnisse behandelnde Flugschriften, darunter „Ungarns altes Recht“, in welcher er die alte Verfassung des Landes gegen die neue Ordnung vertheidigte.

Sonate nennt man ein Instrumentalstück, welches verschiedene Empfindungen in verschiedenen Sätzen, dem Charakter des spielenden Instruments gemäß, ausdrücken soll. Früher nannte man Sonaten nur für ein Instrument, besonders für die Violine, später fast ausschließlich das Klavier, und noch später kamen die Sonaten auf, in welchen das Klavier von anderen Instrumenten, z. B. Violine oder Flöte, Horn und Clarinette, begleitet wurde; doch nannte man diese auch wol Duos oder Trios. In Sonaten für mehrere Instrumente wird entweder das Hauptinstrument nur unterstützt und verstärkt, z. B. bei vielen mit dem Violoncello oder dem Klavier, oder die Instrumente suchen abwechselnd sich in dem Ausdruck einer Melodie und Ausführung eines musikalischen Grundgedankens zu vereinigen. Die Zahl der Sätze in der Sonate war sonst fest bestimmt. Gewöhnlich begann die Sonate mit einem ersten Satz in mäßiger Bewegung; es folgten ein Andante oder Adagio, Menuet mit Trio, und endlich das Scherzo und endlich ein Rondo oder Presto; statt des zweiten, dritten oder vierten Satzes bediente man sich auch der Variationen. Gegenwärtig hat man die alte Form der Sonate aufgegeben und schreibt Sonaten von zwei, drei und vier Sätzen. Immer bleibt die Sonate ein wichtiges Musikstück, in welchem die Sätze durch einen gemeinschaftlichen Charakter zusammenhängen und jede Empfindung sich gehörig entwickelt. Eine kleinere, aus weniger Sätzen bestehende Sonate nennt man Sonatine. Die Componisten, welche die meisten Sonaten für das Pianoforte geschrieben haben, sind Bach, Haydn, Mozart, Beethoven; ferner Clementi, Cramer, Dussek, Field; unter den Neuern Hummel, K. M. Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Mendelssohn-Bartholdy und Schumann.

Soncino ist der Name einer aus Deutschland stammenden, aber nach Soncino übergegangenen jüd. Druckerfamilie, die von 1484 bis gegen 1548 thätig war. Der berühmteste von ihnen war Gershom-Ben-Moses, der bis zu seinem 1534 erfolgten Tode 50 J. in Soncino, an der Riva, Pesaro und Rimini und zuletzt, von Neid und Ungemach verfolgt, in Konstantinopel lebte und dessen Drucke zu den geschätztesten Incunabeln gehören.

Sonde (specillum) nennt man ein chirurgisches Instrument, womit man die Tiefe und den Verlauf der Wunden, Geschwüre und anderer Höhlen untersucht, oder die Gegenwart fremder Körper in denselben erforscht. Die Sonden werden aus Gold, Silber, Neusilber, Stahl, Fischbein, Schildpatt, Darmseide, Kautschukmassen u. s. w. verfertigt und stellen meist Stäbchen von verschiedener Länge und Dicke dar, welche an ihrer Spitze mit einem Knöpfchen oder einem Haken versehen sind.

Ihr versehen sind. Manche haben auch für besondere Zwecke ganz besondere Formen, wie z. B. die Sonden zur Untersuchung der Urinblase, des Uterus (nach Simpson), der Schlund- und Speiseröhre. Die Hohlsonde (*specillum sulcatum*) hat ihrer ganzen Länge nach eine Furche und wird besonders zur Erweiterung von Wunden gebraucht, indem man sie unter der Haut hinschiebt, das Messer mit dem Rücken in die Furche einsetzt und so für dieses beim Schnitt eine feste Bahn und Stütze hat. — Bei den Schiffen ist Sonde gleichbedeutend mit Sentblei.

Sonderbund, s. Schweiz.

Sonderburg, eine Stadt im Herzogthum Schleswig, auf der Insel Als (s. d.) gelegen, hat 3500 E., ein Schloß und einen Hafen. Nach ihr sind die beiden Nebenlinien der königl. Hauptlinie des Hauses Holstein (s. Holstein und Oldenburger Haus) benannt.

Sonderland (Joh. Bapt.), Maler und Radirer, wurde 1804 zu Düsseldorf geboren und daselbst an der Akademie unter Schadow's Leitung gebildet. Er wählte das Genrefach, zu welchem ihn eine ungemein leichte Auffassung und Erfindung, unerschöpfliche Productionskraft und eine Zugabe frischen rheinischen Humors besonders befähigten. Seine Gegenstände schöpft er theils aus dem idyllischen Landleben, theils aus Dichterverken, deren ernste und komische Scenen ihm gleich willkommen sind, sowie aus der Fabel und dem Märchen. Unter seinen feinsten Bildern sind zu nennen: der Wilde Jäger nach Bürger's Ballade, das zerstörte Städtchen, der die Zechen machende Wirth, der Fischmarkt, die rheinische Fähre, Abschied und Heimkehr des Kriegers, die Passagiere, der kleine Schuhmacher u. a. Ohne auf eine besondere Tiefe der Charakteristik, auf eine erschöpfende Durchbildung auszugehen, weiß er diesen Arbeiten einen anziehenden Reiz durch die Frische der Erfindung und die Lebendigkeit der Darstellung zu geben. Sehr umfassend ist ferner seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Illustration. Unter dem Titel „*Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern*“ hat er eine große Anzahl von selbst radirter Blätter erscheinen lassen, unter denen besonders Hans und Grete, die Freier, die Abendstille, die drei Möselein, die Mitgift, der arme Peter, die Milchfrau als gelungen hervorgehoben sind. Unter den von ihm illustrierten Balladen sind „*Der Wirthin Töchterlein*“ von Land, „*Der Handschuh*“ von Schiller, „*Leonore*“ von Bürger, „*Der Zauberlehrling*“ von Goethe die bekanntesten; unter den humoristischen „*Der Mattenfänger*“, das „*Schneiderlied*“, „*Der Heintzelmannchen*“ und das „*Kaiserlied*“ von R. Reinick.

Sondershausen, Hauptstadt und Residenz des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, mit 5117 E., in einer angenehmen, gebirgigen Gegend an der Wipper gelegen, ist der Sitz der obersten Verwaltungsbehörden, eines gemeinschaftlichen (S., Rudolstadt und Weimar) Kreisgerichts, eines Justizamts und hat ein Gymnasium, eine Realschule und eine höhere Töchterchule. Das neu ausgebaute Schloß mit einer Antiquitäten- und Naturaliensammlung ist ein ansehnliches Gebäude. Der engl. Park und der Vergnügungsort Loh liegen bei dem Schlosse. In der Nähe der Stadt liegt auf dem höchsten Punkte der Hainleite das Jagdschloß zum Pöffen, mit einem weit sichtbaren Thurme.

Sonett heißt eine besondere Art kleinerer Gedichte, die sich auf 14 gewöhnlich iambische Verse oder gereimte Zeilen beschränkt und zwei Hauptabtheilungen von ungleicher Länge enthält, von denen die erstere in zwei vierzeilige Strophen oder Quaternarien, die letztere aber in zwei dreizeilige Strophen, Terzinen oder Terzette genannt, zerfällt. Hierbei findet noch eine besondere Reimstellung statt und zwar in der Art, daß die beiden Quaternarien durch zwei viermal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen aber je zwei und zwei oder drei Verse zusammenreimen. Das Sonett ging in Italien aus einheimischen Elementen hervor und wurde daselbst zur vollendeten Kunstform ausgebildet. Als der erste namhafte Dichter, der das Sonett in jene regelmäßige Gestalt brachte, wird Fra Guittone von Arezzo, gest. 1294, genannt und später leistete Petrarca (s. d.) das Höchste darin. Auch in Frankreich wurde daselbst seit dem 16. Jahrh. mit Vorliebe bearbeitet, sank aber hier bald als *Bouts-rimés* zu leeren Wig- und Reimspiel herab. In Deutschland kam es zuerst durch Georg Rud. Weckherlin und Opitz zu Ehren und erhielt hier den Namen Klanggedicht, verfiel aber bereits im 17. Jahrh. gänzlich wieder, bis es später Bürger von neuem ins Leben rief, dem dann A. W. Schlegel, Tieck, Novalis (Hardenberg), Graf von Löben, Rückert, Graf Platen und viele Andere folgten.

Sonne. Dieser Himmelskörper, von welchem Licht und Wärme ausströmen, der Haupt- und Centralkörper, um den sich alle Planeten bewegen, stellt sich uns als eine kreisrunde, glänzende Scheibe dar und es muß zufolge dieser Darstellung das Gestirn eine der Kugelgestalten sehr nahe kommende Form haben, indem nur eine Kugel dem Auge in allen Stellungen auf der angegebenen Art erscheinen kann. Aus der Erscheinung der Sonnenflecken (s. d.) hat man

von der Stadt, am Fellenberge, findet man den ersten und lange Zeit einzigen berühmten Grünschieferbruch Deutschlands.

Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Maria, Freiherr von), ein deutscher Dichter, wurde zu Münster in Westfalen 5. Sept. 1779 geboren. Von Kindheit auf scheint seine kühne, abgeregeltere Phantasie das Übergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben, und da durch seine Erziehung dieses Mißverhältniß nicht aufgehoben wurde, so trat es, als er sich einer bewegten Zeit ohne bestimmten Wirkungskreis sah, nur noch greller hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Bereits auf dem Gymnasium zu Münster entwarf er nach Klopstock's „Messiade“ den ersten Plan zu einem Epos „Das Weltende“ (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regellosen gigantischen Unrisses, einer meist schwülstigen, unnatürlichen Diction und einer wilden Phantasie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigene Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte. In seinem 19. J. machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Später lebte er zurückgezogen in Draßendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, „Donatoa“, einem Gemälde des Untergangs der Welt, welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Allein seine überspannte Natur zerstörte sich durch ihre eigene Kraft; er endigte freiwillig sein Leben 22. Nov. 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. S. würde bei einer harmonischen Ausbildung seines Innern gewiss etwas Bleibendes geleistet haben, da er bei unverkennbarem Talent alle seine Seelenkräfte Dichtkunst zugewendet hatte. Sein „Donatoa“ zeigt ihn als einen Racheiferer Klopstock's. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Kraft und Hoheit und eine tiefe Innigkeit des Gemüths. Gruber gab „Donatoa“ mit einer Lebensbeschreibung S.'s (2 Bde., Rudolst. 1806) und dessen „Gedichte“ (Rudolst. 1808) heraus.

Sonnenfels (Jos., Reichsfreiherr von), ein verdienstvoller Schriftsteller, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1753, wurde bei den Piaristen erzogen und nahm, da er sonst keine Aussicht hatte, im 16. J. Militärdienst. Durch Kameraden lernte er Französisch, Italienisch und Böhmisch. Nach Ablauf seiner Dienstzeit studirte er in Wien die Rechte, auch wohnte er Vorlesungen bei, die sein Vater, der jüd. Herkunft war, einigen Ordensgeistlichen über die hebr. Sprache hielt. Zugleich gab ihm der Vater Unterricht in der rabbin. Sprache, und da er auch hierin große Fortschritte machte, wurde er demselben als Interpreter des Hebräischen bei niederöstr. Regierung adjungirt. Außerdem arbeitete er als Gehülfe bei einem Justizbeamten. Endlich trat er mit einigen deutschen Aufsätzen als Schriftsteller auf, und der Beifall, womit aufgenommen wurden, bestärkte ihn in dem Vorsatz, sich ganz der Literatur zu widmen. Nachdem er sich vergebens um eine Professur in Wien beworben hatte, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen östr. Arcierengarde annehmen. Durch die Verwendung des ersten Lieutenants dieser Garde, Petrach, erhielt er 1763 die Lehrstelle der Staatswissenschaften auf der Universität zu Wien. Durch seine Freimüthigkeit zog er sich zwar bald Feinde zu, doch ließ er sich dadurch in seinem Eifer für Förderung der Wissenschaften, Ausbildung der deutschen Sprache und Aufklärung seines Vaterlandes nicht stören. Noch ehe Beccaria auftrat, hatte S. bereits durch seine Schrift „Über Abschaffung der Tortur“ (Zür. 1775) bewirkt, in den östr. Staaten die Folter abgeschafft wurde. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, als Religionspötker und Majestätsverbrecher zu stürzen, wurde er von der Kaiserin Maria Theresia zum Rath, 1779 zum Wirklichen Hofrath bei der Geh. böhm. und östr. Hofkanzlei und zum Beisitzer der Studienhofcommission ernannt und 1797 vom Kaiser Franz II. in Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb 26. April 1817. Seine Schriften (gesammelt, 10 Bde. Wien 1783—87) sind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reich an edeln, menschenfreundlichen Gesinnungen. Er hat im peinlichen Rechte, in der Police und im Finanzwesen Verbesserungen durchsetzen helfen, die ihm zum unvergeßlichen Ruhm gereichen. Auf der Bühne und in den Hörsälen seines Vaterlandes führte er einen bessern Geschmack ein und in seinen Werken findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfachheit und Leichtigkeit, feinen Witz und Satire mit rührender oder strafender Moral vereinigt.

Sonnenferne und Sonnennähe, s. Aphelium und Perihelium.

Sonnenfinsterniß. Eine Sonnenfinsterniß entsteht, wenn der Mond zwischen der Erde und der Sonne so zu stehen kommt, daß dadurch die Sonne ganz oder zum Theil bedeckt, mit einem Theile der Erde das Sonnenlicht in dem nämlichen Maße entzogen wird, was aber zur Zeit des Neumondes möglich ist. Nach der sinnlichen Wahrnehmung zieht dabei der Mond in Gestalt einer dunkeln Scheibe von Westen nach Osten vor der Sonnenscheibe hin. Wir

verfinstert wird dabei eigentlich nur die Erde, welche bei der Sonnenfinsterniß in demselben Falle ist, worin der Mond (s. d.) sich bei der Mondfinsterniß befindet. Da sich aber der Schatten, den der Mond wirft, nur etwa 50000 M., mithin etwa ebenso weit von demselben erstreckt, als die Erde vom Monde entfernt ist, so kann es geschehen, daß selbst dann, wenn zur Zeit des Neumondes Sonne, Mond und Erde in gerader Linie stehen, der Mondschatten, wenigstens der volle, die Erde, welche zuweilen über 54000 M. vom Monde entfernt ist, gar nicht erreicht, so daß kein Theil der Erde völlig verfinstert wird; jedenfalls kann immer nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Erdoberfläche auf einmal verfinstert sein, während dagegen der Erdschatten sich viel weiter (184000—190000 M.) von der Erde erstreckt und daher der Mond sehr oft zur Zeit einer Mondfinsterniß ganz und gar in den Erdschatten eingetaucht oder verfinstert ist. Ein weit größerer Theil der Erdoberfläche kann vom Halbschatten des Mondes getroffen werden und sieht dann einen Theil der Sonne verfinstert oder vom Monde bedeckt. Hiernach sind die Sonnenfinsternisse entweder totale, d. h. solche, wo die ganze Sonnenscheibe verfinstert erscheint, oder partielle, d. h. solche, wo die Sonnenscheibe nur zum Theil verdeckt wird. Die größtmögliche Dauer einer totalen Sonnenfinsterniß für einen bestimmten Ort beträgt noch nicht fünf Minuten. Den Grad der Verfinsterung der Sonne bei einer partialen Sonnenfinsterniß pflegt man so zu bestimmen, daß man den scheinbaren Durchmesser der Sonne in zwölf Theile, sogenannte Zolle, theilt und angibt, wieviel dieser Theile verfinstert sind; hiernach kann also eine Sonnenfinsterniß z. B. fünfzöllig, achtzöllig u. s. w. sein. Eine besondere Art partialer Sonnenfinsternisse sind die ringförmigen, bei denen man zwar den ganzen Mond vor der Sonne, die letztere aber dennoch nicht ganz verfinstert, sondern den äußersten ringförmigen Theil der Sonnenscheibe unbedeckt sieht. Eine solche findet in dem vorhin angegebenen Falle statt, wenn die Spitze des Mondschattenkegels die Erde nicht erreicht; der scheinbare Durchmesser des Mondes ist dann um höchstens $3\frac{1}{4}$ Minuten kleiner als der der Sonne und diejenige Gegend der Erdoberfläche, welche der Spitze des Mondschattenkegels zunächst liegt, hat eine ringförmige Sonnenfinsterniß. Was die Umstände einer totalen Finsterniß anlangt, so pflegt die eintretende Dunkelheit zwar sehr auffallend zu sein, aber doch meist nur einer starken Dämmerung zu gleichen, wiewol sie in manchen Fällen so groß gewesen sein soll, daß die Sterne sichtbar wurden und die Nachtvögel hervorkamen. Eine Unruhe der Thiere will man öfter beobachtet haben. Merkwürdig ist der silberweiße, zuweilen auch röthliche Ring, der sich bei totalen Sonnenfinsternissen um die Sonne zeigt und wahrscheinlich von einer die Sonne auf ihrer weiten Entfernung, hin angehenden Lichthülle herrührt. Übrigens gehören totale Sonnenfinsternisse zu den seltensten Erscheinungen und kommen an einem und demselben Orte der Erde nur etwa alle 200 J. vor; im Allgemeinen kommen jährlich wenigstens zwei Sonnenfinsternisse vor, ein bestimmter Ort aber hat nur etwa alle zwei J. eine sichtbare Sonnenfinsterniß. Die Berechnung aller Sonnenfinsternisse ist für die Chronologie wichtig. Die erste, welche von Thales vorausgesagt wurde, soll diejenige sein, welche 50. Sept. 610 v. Chr. stattfand.

Sonnenflecken. Man erblickt auf der Sonnenscheibe größere und kleinere Flecken von unregelmäßiger Gestalt und in größerer oder geringerer Anzahl; sie erscheinen in der Mitte schwarz und am Rande mit einem weißlich-grauen Nebel, der auch oft in große Flächen ohne einen erkennbaren schwarzen Kern zerfließt. Sie entstehen und verschwinden zuweilen mitten auf der Sonne schnell und ohne alle bemerkbare Veranlassung; häufiger aber sieht man sie schon gebildet am östlichen Rande eintreten und sich nach dem westlichen Rande bewegen, an welchem sie, ungefähr 12—13 Tage nach ihrem ersten Erscheinen, wieder verschwinden und hierauf nach einer nur wenig längern Zeit (14—15 Tagen) am östlichen Rande wieder hervorkommen. Die ganze Erscheinung trägt sich so zu, als wenn diese Flecken in etwa 27 Tagen einen Umlauf um die ganze Sonne machten. Um den 10. Juni beschreiben sie während ihrer Sichtbarkeit von Norden nach Süden hinabgehende gerade Linien auf der Sonne. In den folgenden Monaten bogen sich diese Bahnen an zu krümmen und bilden Ellipsen, deren Höhlung sich aufwärts wendet und deren Öffnung sich später erweitert. Um den 10. Sept. ist die letztere am größten. Dann nähern sich diese krummen Linien wieder geraden Linien und um den 10. Dec. erscheinen sie vollkommen gerade. Hierauf wiederholen sich die angegebenen Erscheinungen, nur in umgekehrter Richtung, und die Periode beträgt gerade ein Sonnenjahr. Man erklärt dies Alles vollständig, wenn man die Flecken nicht als eigene dunkle Himmelskörper, wie ehemals geschah, sondern als der Sonnenkugel selbst angehörige betrachtet und letzterer eine Rotation von Westen nach Osten um eine Achse beilegt, welche unter einem Winkel von $82\frac{1}{2}^{\circ}$ gegen die Ebene der Elliptik geneigt ist. Die wirkliche Dauer dieser Rotation findet man aus der scheinbaren,

oben auf ungefähr 27 Tage bestimmten etwas über 25 Tage; denn es muß in Betracht gezogen werden, daß die Erde, von welcher aus die Bewegung betrachtet wird, unterdeß selbst nach derselben Richtung in Bewegung ist und daß dieser Umstand also nothwendig eine solche Verschiedenheit zur Folge hat. Die Natur dieser Flecken anlangend, so denkt sich Herschel den Sonnenkörper als einen dunkeln, mit einer Photo- oder Lichtsphäre umgebenen Körper, von dessen Oberfläche zuweilen einzelne Stücke durch Risse dieser Lichtsphäre sichtbar werden; die dunkle Einfassung wird von der wolkenartigen Schicht der Sonnenatmosphäre gebildet. Die Sonnenflecken sind zuweilen sehr groß und haben einen Durchmesser von 10000 und mehr Meilen. Sie scheinen alle in eine Zone eingeschlossen, die sich auf beiden Seiten des Sonnenäquators 30 Grade weit erstreckt. In ihrer Nähe erscheinen gewöhnlich auffallend helle Stellen, sogenannte Sonnenfackeln, aus denen nicht selten Sonnenflecken hervorbrechen. Die ersten Flecken wurden 1610 von dem Engländer Harriot und von dem Friesländer Joh. Fabricius gesehen, welcher Letztere allgemein für den Entdecker dieser Flecken gilt.

Sonnenglas, s. Helioskop; **Sonnenmikroskop**, s. Mikroskop.

Sonnenrose oder **Sonnenblume** (*Helianthus*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, mit großen Blütenköpfen, deren Randblüten zungenförmig, geschlechtslos, gelb oder fast orangefarben und die Scheibenblüten gelb oder purpurbraun sind. Die Arten dieser Gattung, welche sämmtlich in Amerika einheimisch sind, bilden mehr oder minder hohe Kräuter, selten Halbsträucher, mit gegenständigen oder auch wechselständigen, ganzen, meist scharfblättern. Die Blütenköpfe stehen einzeln oder doldentraubig und haben eine aus zahlreichen sparrigen und blätterartigen Blättchen bestehende Hülldecke, und die Früchte sind gleichförmig zusammengedrückt, mit zwei oder mehreren abfallenden Spreublättchen bekrönt. Die aus Mexico und Columbia stammende einjährige Sonnenrose (*H. annuus*), welche einzelnstehend, äußerst große, auf verdicktem Stiele nickende Blütenköpfe und wechselständige, herzeiförmige Blätter trägt, wird jetzt in allen Welttheilen cultivirt. In Deutschland ist sie schon seit zwei Jahrhunderten bekannt und wird theils in Gärten als Zierpflanze, theils als Feldgewächs gezogen. Die ölreichen Samen sind ein gutes Fütterungsmittel für das Vieh, besonders für Vögel; enthüllt wird aus ihnen ein süßes, wohlschmeckendes, fettes Öl gepreßt, das wie Mandel- und Olivenöl benutzt werden kann; geröstet dienen sie hier und da als Kaffeesurrogat, und von den Indianern werden sie zu einer Art Brot verbacken oder als Brei gegessen. Auch können sie gleich den Mandeln zu einhüllenden, reizmindernden Emulsionen verwendet werden. Die Blüten geben den Bienen viel Honig; die grünen Blätter gewähren ein gutes Viehfutter und die dicken, 6—15 F. hohen Stengel ein Brennmaterial. Die noch sehr jungen zarten Stengel und unentwickelten Blütenköpfe sind zubereitet zwar essbar, schmecken jedoch schlecht. Auch die knollentragende Sonnenrose oder die Erdbirne (s. d.) wird bei uns häufig cultivirt, und noch manche andere ausdauernde Arten schmücken unsere Gärten als Zierpflanzen.

Sonnenstein, ein Schloß auf dem über die Stadt Pirna sich erhebenden Hausberge, gegenwärtig der Sitz einer Heil- und Verpflegungsanstalt für heilbare Geisteskrante. Der Sonnenstein war ursprünglich eine Grenzveste gegen die Slawen und wurde im 16. Jahrh. als festes Schloß neu aufgeführt und nachher zum Staatsgefängniß benutzt, wo namentlich auch Partul (s. d.) eine Zeit lang gefangen saß. Im Siebenjährigen Kriege eroberten die Preußen den Sonnenstein und schleiften ihn. Als Torgau zu einer Festung umgeschaffen wurde und die dort seit 1730 bestandenen Straf- und Versorgungsanstalten ein anderes Unterkommen gesucht werden mußte, wurde der Irrenanstalt der Sonnenstein eingeräumt und dann die Anstalt selbst in eine Heilanstalt verwandelt, deren Eröffnung 8. Juli 1811 erfolgte. Das J. 1813 brachte die schnell entwickelte Anstalt der Auflösung nahe, da die Franzosen das Schloß besetzten und bis in den Nov. gegen die Verbündeten behaupteten; doch schon im Febr. 1814 konnten viele Kranke dahin zurückgebracht werden. Im J. 1853 wurden auf dem S. 417 J. beliderlei Geschlechts verpflegt. Die unheilbaren Irren kommen nicht auf den Sonnenstein, sondern in das Irrenhaus zu Kolzig. Vgl. Noske und Jandendorff, „Beschreibung der Heil- und Verpflegungsanstalt zu S.“ (3 Bde., Dresd. 1829).

Sonnenstich (*insolatio* oder *siriasis*) ist eine besondere Art von Gehirnaffectio, welche durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf entsteht. Sie besteht in rascher Entzündung oder selbst Entzündung der Hirnhäute und des Hirns selbst. Sie kommt meist in den südlichen Ländern, aber auch bei großer Hitze in kältern Klimaten, besonders bei Personen vor, die, ohne daran gewöhnt zu sein, mit entblößtem Kopfe oder mit schwerer Kopfbedeckung sich den Sonnenstrahlen aussetzen. Der Sonnenstich tödtet gewöhnlich schnell, oder verläuft

h, wenn die Ursachen wegfallen, unter Nachlassen der Hauptsymptome, Kopfschmerz, Fieberge, Beängstigung, Schlassucht u. s. w., von selbst wieder. Er war schon den Alten bekannt und ist noch jetzt eine der gefürchtetsten Krankheiten, von der z. B. die brit. Truppen in Ostindien viel zu leiden haben. Die Hauptmittel dagegen sind: Aderlässe, kalte Begießungen und Umlage des Kopfes, kühles, schattiges Krankenzimmer, horizontale Lage mit erhöhtem Kopf.

Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, daß jeder Stern eine Sonne sei und der Wahrscheinlichkeit nach sein besonderes System ihn umkreisender Haupt- und Nebenplaneten habe, wonach es also ebenso viele Sonnensysteme als Fixsterne geben würde. Im engeren Sinne versteht man aber unter Sonnensystem nur unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Kometen (s. d.). Die Zahl der Kometen ist jedenfalls sehr groß und völlig unbestimmt. Von den Planeten (s. d.) waren im April 1854 bereits 37 bekannt, nämlich: Mercur, Venus, die Erde mit einem Monde, Mars, die kleinen Planeten oder sogenannten Planetoiden (von denen jetzt 29 bekannt sind), Jupiter mit vier, Saturn mit acht, Uranus mit sechs und Neptun mit zwei Monden. Der letztgenannte Planet wurde 23. Sept. 1846 in Galle in Berlin entdeckt, nachdem Leverrier in Paris auf theoretischem Wege nicht nur sein Dasein nachgewiesen, sondern auch Ort und Größe desselben bestimmt hatte. Alle diese Planeten laufen um die Sonne in elliptischen Bahnen, in deren einem Brennpunkte diese steht und durch die Kraft ihrer Anziehung jene in ihren Bahnen erhält. Ebenso beschreiben auch die Monde oder Nebenplaneten, unabhängig von ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, Ellipsen um ihre Hauptplaneten, welche dabei in dem einen Brennpunkte stehen. Die Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum zeigt eine höchst merkwürdige Regelmäßigkeit. Schon im vorigen Jahrhundert wußte man, daß die Entfernungen der damals bekannten Planeten nach dem Gesetze folgender Reihe wachsen: 4; $4 + 3$; $4 + 2 \cdot 3$; $4 + 4 \cdot 3$; $4 + 16 \cdot 3$; $4 + 32 \cdot 3$; $4 + 64 \cdot 3$. In dieser Reihe fehlte aber zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern, $4 + 4 \cdot 3$ und $4 + 16 \cdot 3$, das Zwischenglied $4 + 8 \cdot 3$, und man grünte darauf die Vermuthung, daß sich in dieser Entfernung von der Venus (also ungefähr in der doppelten Entfernung des Mercur) ein noch unentdeckter Planet finden müsse, eine Vermuthung, die in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts durch die Entdeckung der vier kleinen Planeten Vesta, Juno, Ceres, Pallas bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung von der Sonne haben und denen sich seit 1845 noch 25 andere angeschlossen haben, von denen Dasselbe gilt. Nur der entfernteste aller jetzt bekannten Planeten, Neptun, weicht von jenem Gesetze erheblich ab, indem seine Entfernung von der Sonne nicht der Zahl $4 + 128 \cdot 3$ oder 388, sondern der Zahl 300 entspricht, mithin weit kleiner ist, als sie jenem Gesetze nach sein müßte. Über die wichtigsten Verhältnisse der Planeten zur Sonne s. den Art. Planeten.

Sonnentafeln. Obgleich sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den Ort der Erdern in ihrer Bahn beziehen, die scheinbare Bewegung der Planeten anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher statt des wirklichen Ortes der Erde den jedesmal um sechs Zeichen oder 180 Grad davon verschiedenen scheinbaren Ort der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Auffindung dieses Orts für jede gegebene Zeit erfordert werden, sind in eigenen Werken zusammengestellt, welche den Namen Sonnentafeln führen. Dergleichen Tafeln besitzt man von Lacaille, Mayer, Zach (1804), Delambre (1805) und Carlini (1810). Die letztern, zu welchen Bessel Correctionstafeln berechnet hat (1827), sind noch immer die besten.

Sonnenuhr. Der tägliche Umlauf der Sonne am Himmel hat von jeher das einfachste Mittel der Zeiteintheilung abgegeben, indem man die veränderliche Lage des Schattens bemerkt, den alle Körper der Sonne gegenüber werfen. Man denke sich die Sonne den Äquator mit gleichförmiger Geschwindigkeit in 24 Stunden durchlaufend und setze in den Mittelpunkt der Ebene des Lektorn perpendicular einen Stifft, der also der Erdoberfläche parallel ist, so wird der Schatten dieses Stiffts dem Sonnenlaufe folgen und auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen der Erdoberfläche parallelen Stifte und mit Stundenentheilung versehene, der Ebene des Äquators parallel aufgestellte Scheibe oder eine andere, gewöhnlich steinerne oder metallene Fläche, deren Mittagspunkt dem Meridian des Orts entspricht, heißt eine Äquinoctialuhr, weil die Sonne an den Äquinoctialtagen den Äquator wirklich beschreibt. Sie ist von allen Sonnenuhren die einfachste. Will man eine solche Äquinoctialuhr in eine Horizontaluhr, d. h. in eine solche umgestalten, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, so muß man den Weiser auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Orts gleichen Winkel befestigen, damit er wieder der Erdoberfläche parallel steht, indem dieselbe den

Horizont überall unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet; die Stundentheilung wird dann mit Bezug auf die Äquinoctialuhr ausgeführt. Diese Horizontaluhren sind die gewöhnlichsten und bequemsten Sonnenuhren; sie sind auch die einzigen, welche das ganze Jahr hindurch alle Stunden, solange die Sonne scheint, zeigen. Eine Verticaluhr ist eine solche Sonnenuhr, deren Ebene auf dem Horizont vertical steht; sie heißt eine Mittags- oder Mittnachtsuhr, wenn ihre Ebene genau von Osten nach Westen geht, und eine Morgen- oder Abenduhr, wenn ihre Ebene in der Mittagsfläche steht und nach Süden oder Norden gerichtet ist, je nach Osten oder Westen gekehrt ist, während der Zeiger stets der Erdachse parallel sein muß. Die zuletzt erwähnten vier Sonnenuhren sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels verzeichnet, dessen horizontale obere Seite dann eine Horizontaluhr enthalten kann. Eine Mittagsuhr kann nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, solange die Sonne scheint, zeigen, im Sommerhalbjahr zeigt sie nur die Stunden von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends; eine Mitternachtsuhr zeigt im Sommerhalbjahr die ersten Morgen- und letzten Abendstunden, im Winterhalbjahr gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittagsstunden, eine Abenduhr nur die Nachmittagsstunden. Die Lehre von der Construction der Sonnenuhren bildet den Inhalt der Gnomonik, einer eigenen Disciplin der Astronomie.

Sonnenwenden, Sonnenstillstandspunkte, Solstitien oder Solstitialpunkte nennen wir die beiden Punkte der Ekliptik, die vom Äquator am meisten (23 Grad 28 Minuten) entfernt sind. Der eine derselben, auf der Nordseite des Äquators, heißt Sommersolstitium oder Sommerpunkt, weil für die nördliche Halbkugel der Erde der Sommer beginnt, sobald die Sonne diesem Punkte steht, was um den 21. Juni der Fall ist; der andere dieser Punkte heißt gleichem Grunde Wintersolstitium oder Winterpunkt. Sonnenwenden heißen diese Punkte, weil sich die Sonne in denselben gleichsam wendet oder umkehrt und wieder nach dem Äquator von dem sie sich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenstillstandspunkte, weil sie in diesen Punkten still zu stehen und einige Zeit gleichen Abstand vom Äquator beizubehalten scheinen. Übrigens sind beide Punkte 180° voneinander entfernt. Nicht selten versteht man unter Solstitien auch die Zeitpunkte, in denen die Sonne in diesen beiden Punkten steht (um den 21. oder 22. Juni und 21. oder 22. Dec.).

Sonnenzeit nennen die Astronomen im Gegensatz zur Sternzeit die durch die scheinbare Bewegung der Sonne gemessene und bestimmte Zeit. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei aufeinanderfolgenden Mittagen oder (obern) Culminationen der Sonne verfließt, heißt ein **Sonnentag**; er würde aber als Zeiteinheit oder Zeitmaß nur dann geeignet sein, wenn er immer völlig gleiche Länge hätte, was streng genommen nicht der Fall ist. Theils der Umstand, daß die Erde nicht immer gleich weit von der Sonne entfernt ist und sich schneller bewegt, wenn sie näher, als wenn sie von ihr entfernter ist, theils die Neigung der Ekliptik, in welcher sich scheinbar die Sonne bewegt, gegen den Äquator haben eine Ungleichheit der wahren Sonnentage Folge, die zwar an sich nicht bedeutend ist, indem der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage im ganzen Jahre noch keine volle Minute beträgt, aber doch bedeutend genug, störend zu sein. Man denkt sich daher statt der wahren Sonne eine mittlere, welche sich nicht auf der Ekliptik, sondern im Äquator und zwar mit völlig gleichmäßiger Geschwindigkeit bewegt, und nennt den Zwischenraum zwischen zwei nächsten Culminationen dieser gedachten Sonne, welcher das Mittel aus allen wahren Sonnentagen im ganzen Jahre ist, einen **mittlern Sonnentag**. Demgemäß hat man auch **wahre und mittlere Zeit (Sonnenzeit)** zu unterscheiden; erstere wird von den Sonnenuhren (s. d.) angegeben, die letztere von richtig gehenden Tasch- oder Pendeluhren. Beide Zeiten oder Zeitangaben weichen zwei mal im Jahre ungefähr um ein Viertelstunde von einander ab, nämlich um den 11. Febr., wo der wahre Mittag um 14 1/2 Minuten später, und um den Anfang des Novembers, wo er um 16 1/2 Minuten früher fällt, als der mittlere; vier mal im Jahre stimmen sie überein, nämlich um den 15. April, 15. Juni, 15. Sept. und 25. Dec. Der Unterschied zwischen beiden Zeiten wird die **Zeitgleichung** genannt.

Sonntag heißt der erste Tag in der Woche, welchen heidnische Völker der Sonne weiheten, daher sein Name entstanden sein soll. Die christliche Kirche feierte den Sonntag von jeher als Tag der Auferstehung Jesu nach Apostelg. 20, 7; 1. Kor. 16, 2; Apokal. 1, 10 (ἡ κυριακή ἡμέρα). Stellen, welche dadurch Beweiskraft erhalten, daß die Feier des Sonntags in den Briefen des Barnabas Cap. 15 als Sitte vorausgesetzt wird, indem es hier heißt, daß die Christen den Sabbat, d. i. den auf den Sabbath folgenden Tag zum Andenken an die Auferstehung Jesu feiern. In ähnlicher Weise drücken sich andere alte Zeugnisse aus, z. B. ein Brief des Plinius an Trajan, die apostolischen Constitutionen, Justinus Martyr, Theophilus u. A. Die Judenchristen

ten aber neben dem Sonntage auch den jüdischen Sabbath; ihnen schloß sich die orient. Kirche. Dieser Gebrauch fand sich noch im 4. Jahrh., denn das Concil von Laodicea machte die brüderliche Aufforderung, vorzugsweise den Sonntag zu feiern. In der abendländ. Kirche beehrte man dagegen den Sonnabend als Fasttag. Seit Konstantin d. Gr. wurde die Feier Sonntags als des alleinigen gottesdienstlichen Tags in jeder Woche bald allgemeiner Gebrauch. Diese Feier war anfangs sehr einfach, wurde aber in dem Grade ceremoniell, in welchem die Macht und das Ansehen des Klerus stieg, der in seinen Anordnungen für die Sonntagsfeier zugleich von weltlicher Seite unterstützt wurde. Ging man früher nach beendigter Arbeit an die gewöhnlichen Tagesgeschäfte, so untersagte (321) Konstantin dieselben, doch mit Einschränkung, daß die günstige Witterung für Feldarbeiten auch am Sonntage zu benutzen statte sein sollte; Gerichtssachen sollten ruhen. Kaiser Theodosius der Ältere und der Jüngere verboten auch Schauspiele am Sonntage; eine Synode von Chälons (649) fügte die Abhaltung von Feldarbeiten hinzu. Kaiser Leo III. (717—741) aber untersagte jede Arbeit diesem Tage, und jetzt wurde nun die ganze Strenge des jüdischen Sabbathgebots auf die christlichen Sonntage angewendet. Mit dem Verfall der Kirche und Kirchenzucht trat auch mehr und mehr um sich greifende Profanation des Sonntags ein, die sich in der Ausübung weltlicher Geschäfte und in dem Genuße rauschender Vergnügungen kundgab und sich in der protest. Kirche erhielt, bis man in neuester Zeit der Beobachtung der Sonntagsfeier eine besondere Aufmerksamkeit wieder zuwandte. Die strengste Sonntagsfeier hat sich in der Anglikanischen Kirche erhalten, wo auch zu Aufrechthaltung derselben sogenannte Sonntagsgesellschaften zusammengetreten sind. Im J. 1702 regte J. Sam. Strenck, Professor der Theologie zu Halle, einen Streit an, indem er meinte, daß der Sonntag, von Luther, sowie von Anselm als eine menschliche Anordnung anerkannt, vom Landesherrn auch auf einen andern Tag versetzt, ja wol selbst aufgehoben werden könne. G. Beyer, Seligmann, Schwerdtner u. A. traten ihm hierin entgegen. Die jetzt noch gewöhnlichen Namen der Sonntage kommen theils von Festen her, denen sie folgen, theils von den Anfangsworten der alten lat. Kirchengesänge Collecten, welche meistens aus den Psalmen entlehnt waren. Unsere Kalendersonntage sind: 1) ein Sonntag nach Neujahr, der jedoch nur in solchen Jahren eintritt, in welchen das Neujahr auf einen der vier letzten Wochentage fällt; 2) sechs Sonntage nach Epiphania; 3) doch können auch deren weniger sein, je nachdem das Osterfest früher oder später fällt; 4) die Fastensonntage Septuagesima, Sexagesima und der Fastnachtssonntag Estomihi (Ps. 71, 1), d. h. der nächste Sonntag vor Fasten; 5) die Fastensonntage Invocavit (Ps. 91, 15), Requiescat (Ps. 25, 6), Oculi (Ps. 25, 15), Lätare (Jes. 66, 10), Judica (Ps. 43, 1) und Misericordiarum (s. Palmsonntag); 6) sechs Sonntage nach Ostern: Quasimodogeniti (1. Pet. 4, 1), Misericordias Domini (Ps. 23, 6 oder 89, 2), Jubilate (Ps. 66, 1), Cantate (Ps. 96, 1), Laudate (Matth. 7, 7) und Exaudi (Ps. 27, 7); 7) die Trinitatissonntage, deren Anzahl von frühern oder spätern Eintritte des Osterfestes abhängt und höchstens 27 beträgt; 8) die Adventsonntage (s. Advent); 9) ein Sonntag nach Weihnachten, der nur dann eintritt, wenn das Weihnachtsfest nicht auf den Sonnabend oder Sonntag fällt. (S. auch Fest- und Feiertage.)

Sonntagsbuchstabe nennt man denselben Buchstaben, der bei Bezeichnung der sieben Tage des Jahres mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets auf den ersten Sonntag des Jahres fällt. Ist demnach in einem gewissen Jahre der 4. Jan. ein Sonntag, so ist D Sonntagsbuchstabe in diesem Jahre, und wenn man alle Tage des Jahres auf diese Weise Buchstaben bezeichnet, indem man immer auf G wieder A folgen läßt, so sind in diesem Jahre mit D bezeichneten Tage Sonntage. In einem Schaltjahre bezeichnet man den 24. und 25. Febr. mit demselben Buchstaben, als ob der Schalttag gar nicht da wäre; daher hat jedes Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben, von denen der eine vor, der andere nach dem Schalttage kommt. Kennt man den Sonntagsbuchstaben eines Jahres, so lehrt der immerwährende Kalender alle Sonntage des betreffenden Jahres kennen, mithin zugleich den einem bestimmten Sonntage entsprechenden Wochentag.

Sonntagschulen entstanden hauptsächlich in solchen Staaten, wo das Volksschulwesen nicht gehörig eingerichtet und für die regelmäßige Theilnahme der Jugend am Schulunterricht an Wochentagen nicht ernstlich gesorgt ist. Weil es allenthalben Lehrlinge und Diensthboten deren Geistesbildung vor ihrem ersten Abendmahlsgenusse vernachlässigt wurde, und in der Zwischenzeit die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, die öffentliche Schule nicht besuchen können, so hat man hier und da die Einrichtung getroffen, daß solche verwahrloste Individuen Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion

unterrichtet werden. Der Ursprung der Sonntagschulen ist bis auf das Tridentiner Concil zurückzuführen, und im 16. und 17. Jahrh. finden sich in Belgien, Italien und auch in Deutschland solche Anstalten, freilich allein oder doch vorzugsweise für religiöse Unterweisung, selten nebenher für den Unterricht im Lesen. Die Sonntagschulen im heutigen Sinne stammen aus England, wo zuerst 1782 der Buchdrucker Rob. Raikes zu Gloucester für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabrikarbeiter am Sonntage Veranstaltungen traf. Das Sonntagschulwesen ist dort seitdem so in Aufnahme gekommen, daß 1846 von mehr als 150000 Lehrern 1,548000 Sonntagschüler unterrichtet wurden. Nächst England haben sich die Sonntagschulen hauptsächlich in den nordamerik. Freistaaten verbreitet. Weniger Eingang haben dieselben in Deutschland gefunden, aus dem natürlichen Grunde, weil hier die Bildung der Jugend in Werktagsschulen besser ist. In Oestreich, Baiern und einigen kleinern Staaten wurden zwar Befehle zur Einführung derselben gegeben, ohne daß sie aber zu allgemeinerer Ausführung kamen. Anderwärts wurden durch freiwillige Beiträge solche Schulen gegründet und erhalten. Sonntagschulen, wie sie in den Zusammenhang einer zweckmäßigen Verfassung des Volksschulwesens gehören, müssen Gelegenheiten zur vollkommenern Ausbildung in nützlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, aber auch zu genauerer Bekanntschaft mit dem Vaterlande, den Staatseinrichtungen und den bürgerlichen Rechten und Pflichten für die der Schule erwachsene Jugend sein, damit diese nicht nur vor dem unter der Last der Werktagsarbeit gewöhnlichen Vergessen des in der Schule Erlernten bewahrt, sondern auch weiter geführt werde, als in den Kinderjahren geschehen kann.

Sonora, der nordöstlichste und größte Staat der Republik Mexico, bis 1830 mit Cinaloa (s. d.) vereinigt, grenzt im N. an Chihuahua, im S. an Cinaloa, im W. an den Meeresbusen von Californien und wird im N. größtentheils durch den Rio Gila von dem nordamerik. Staatsgebiet Neu Mexico geschieden. S. hat ein Areal von 4900 QM. und zählt eine Bevölkerung von etwa 122000 Seelen. An der Ostgrenze erhebt sich die Centrocordillere Mexico's, die hier den Namen Sierra Verde, Sierra de Espuela, Sierra de los Mimbres trägt und auch unter dem Namen der Sierra de Anahuac zusammengefaßt wird. Im Norden liegt das Hochland Pimeria alta, das sich, wie der obere Lauf der meisten Flüsse zeigt, gegen Süden hin abdacht und durch deren Thäler in mehrere parallele Sierren und Hochflächen geschieden wird. Im Westen zieht sich als Rand des innern Hochlandes, der Küste parallel, die sogenannte Sierra de Sonora, deren nördliche Abschnitte die Namen Sierra de Nazareno und Sierra de Santa-Clara führen und welche die Flüsse Mayo, Yaqui, José, Caborca oder San-Ignacio, Santa-Clara und andere zu durchbrechen haben, ehe sie das Meer erreichen, welches hier mehrere Buchten und Hafens bilden. Der Rio de Sonora mit dem Dolores oder Horcasitas mündet dagegen in den großen Cienago de Coros. Der Küstenstrich ist eben, wie das Land im Süden, der Landstrich zwischen dem Mayo und Yaqui sehr fruchtbar. Überhaupt bilden gut bewässerte, fruchtbare Thäler und Ebenen mit hohen und dürrn Flächen, schroffen, zum Theil erzeigenden Gebirgen eine fortwährende Abwechselung. Das Klima ist im Allgemeinen sehr warm und, obschon die Temperaturen und die Winde häufig wechseln, sehr gesund, außer in den Sumpfigen Gegenden. Die Producte des Landes sind Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, Bataten, Melonen, Baumwolle, schöne Metalle und alle andern europ. Haus- und Nutzthiere, an den Küsten Perlen, in den Bergen Metalle, viel Waschgold, Salz und natürlicher Alaun. Von den Bewohnern sind $\frac{2}{3}$ Weiße, $\frac{1}{3}$ Mestizen, $\frac{1}{3}$ Indianer. Die Letztern zerfallen in viele Stämme und schweifen zum Theil als feste Wohnsitz umher. Die geübtsten sind die Opata's, in deren Händen sich vorzugsweise der schwache, sich auf das Nothdürftigste beschränkende Gewerbsbetrieb befindet. Im Ganzen ist die Viehzucht, die sehr ausgedehnt und zum Theil im Großen betrieben wird, Hauptnahrungszweig der Bevölkerung. Der Handel, zu dessen Betrieb im Innern gute Landstraßen fehlen, hat sich erst in neuerer Zeit zu einer gewissen Blüte erhoben, wird aber häufig durch die Verwüstungs- und Raubzüge der wilden Indianerstämme unterbrochen. Der Staat zerfällt in zwei Departements Arispe und Horcasitas. Die jetzige Hauptstadt ist Arispe mit 3000 E. Der volkreichste Ort aber, früher die Hauptstadt, ist Hermosillo oder Pitte, an der Vereinigung des Dolores mit dem Sonora, neu, aber unregelmäßig gebaut, in einer fruchtbaren, wein- und rinderreichen Gegend, mit 8000 E. Sie bildet das Hauptdepôt für den besten Hafen des Landes, San-Fernando de Gaymas oder Gaymas, unweit der Stadt San José de Gaymas, welche 5000 E. zählt. Bemerkenswerth sind außerdem die Stadt San-Miguel de Horcasitas mit 2500 E.; das Pfarrdorf Opotura, Hauptort der Opataindianer mit 2000 E., Fabriklagen und starker Viehzucht; die Hauptbergwerksbezirke sind die von Nacozari, San-Juan

sonora, Babiadora und Dposura. Außer der befestigten Stadt Santa-Geztrudia del Altar ist 1400 E. gibt es viele feste Plätze oder Presidios zum Schutze gegen die Indianer.

Sontag (Henriette), eine der gefeiertsten deutschen Sängern, wurde zu Koblenz 13. Mai 1805 geboren und von ihren Altern, welche dem Schauspielerstande angehörten, für die Bühne gezogen. Schon im sechsten Jahre spielte sie Kinderrollen auf dem frankfurter Theater, und bereits in ihrem achten Jahre hatte ihre Stimme einen ziemlichen Grad der Ausbildung erlangt. Nachdem ihr Vater gestorben, ging sie mit ihrer Mutter nach Darmstadt, später nach Prag, wo den Unterricht des Conservatoriums für Musik genoß und im 15. J. als Sängern mit vielem Erfolge auftrat. Bald nachher ging sie nach Wien, wo sie bei der deutschen Oper angestellt wurde, gleich aber auch in der ital. Oper mitwirkte. Nach der Auflösung der Oper in Wien 1824 garte sie in Leipzig und wurde noch in demselben Jahre nebst ihrer Mutter und jüngern Schwester das neue königstädter Theater in Berlin berufen, wo sie unerhörte Triumphe feierte und zur kgl. Hof- und Kammerfängerin ernannt wurde. Im J. 1826 besuchte sie Paris, erntete auch dort stürmischen Beifall und nahm, nachdem sie über Weimar nach Berlin zurückgekehrt, 1827 ein Engagement in Paris auf zwei Jahre an. Im J. 1828 sang sie in der ital. Oper in London und 1829 in Paris. Hier vermählte sie sich heimlich mit dem Grafen Rossi, der damals Gesandtschaftsführer des sardin. Hofes im Haag war, und verließ deshalb die Bühne gerade in der höchsten Blüte ihres Ruhms. Sie machte sodann eine große Kunstreise durch Deutschland als Con- fängerin und betrat die Bühne noch ein mal 1830 in Berlin in der „Semiramis“ von Rossini. Später wurde ihre Vermählung öffentlich erklärt und seitdem folgte sie ihrem Gemahl auf verschiedenen Gesandtschaftsposten im Haag, beim Deutschen Bunde zu Frankfurt am Main, in Petersburg und Berlin, wo sie nur in geschlossenen Kreisen sich bewundern ließ. Obwohl in den glücklichsten Familienverhältnissen lebend, sah sie sich jedoch aus ökonomischen Rücksichten 1848 genöthigt, wieder öffentlich aufzutreten. Ihre angenehme Persönlichkeit, die Frische und Lieblichkeit der Stimme, die sie zu erhalten gewußt hatte, und ihr früherer europ. Ruf schafften ihr auch jetzt noch in Frankreich, England und Deutschland eine enthusiastische Aufnahme. Sie ging 1853 nach Amerika, wo sie mitten in den Triumphen, die auch hier ihre Kunst errang, 17. Juli 1854 zu Mexico an der Cholera starb. Reinheit, Klarheit, Lieblichkeit und Biegsamkeit waren die Vorzüge ihrer Stimme. Ihr Vortrag besaß glänzende Leichtigkeit, Frische und Eleganz; aber auch des Ausdrucks, der sich für ihre Stimme eignete, war sie fähig. Sie bezauberte die Menge durch ihre Flötenpassagen, entzückte aber auch den Kenner durch einfachen Gesänge. Am meisten war sie jedoch für ital. Gesang und für das Sentimentale und Scherzhafte und Anmuthige geeignet, und jedenfalls mußte sie im Reich des Gesangs um die seltensten Erscheinungen gezählt werden. Treffend wurde sie von der berühmten Catalani in folgendem Wortspiel charakterisirt: „Elle est grande dans son genre, mais son genre n'est pas grand.“ Ihre Hauptrollen waren das Fräulein im „Schnee“, Rosine in Rossini's „Barbier“, die Italienerin in Algier, Cenerentola, Helene in der „Donna del lago“, Donna Anna im „Don Juan“, Prinzessin von Navarra, Euryanthe, Agathe im „Freischütz“, Karoline im „Matrimonio secreto“ und Sophie in „Sargino“.

Soolbäder nennt man die Bäder, welche in den natürlichen Kochsalz- (oder Sool-)Quellen kommen werden. Ihre reizende und belebende Einwirkung auf die Haut und namentlich auf das Drüsen-system macht sie zu einem Hauptmittel bei Skrofulösen und Unterleibsleiden, Gicht, Rheumatismen, Geneigtheit zu Katarrhen u. s. w. Als wesentliches Hülfsmittel einer solchen ist auch das Athmen der mit Salztheilen erfüllten sogenannten Gradluft in der Nähe der Salzwerke zu betrachten, welche auf die Respirationsorgane einen ausgezeichneten Einfluß übt. Der Nutzen dieser Bäder ist besonders in neuerer Zeit anerkannt worden, und fast jährlich entstehen neue Anstalten bei den Salinen, um Badegäste aufnehmen zu können. Besonders berühmt sind Elmen, Schönebeck, Halle (Wittkind), Sulza, Salzungen, Frankenhausen, Köslitz, Reichenhall, Achselmannstein, Dornhausen bei Rehme, Kreuznach, Nauheim u. s. w. Ueberdies versendet man auch die eingedämpften Salze der Mutterlaugen, z. B. von Kreuznach, Kösen, Wittkind, um damit künstliche Soolbäder herzurichten.

Sophia Alexejewna, russ. Großfürstin, die Halbschwester Peter's d. Gr. (s. d.), geb. 7. Sept. (alt. St.) 1657, war die Tochter des Zaren Alexei Michailowitsch aus dessen erster Ehe mit Maria Miloslawska und maßte sich bis zu ihrem Sturze durch Peter den Titel einer Zarin an. Sie nämlich der Zar Feodor III. Alexejewitsch bei seinem Ableben 1682 seinen damals noch un- mündigen Halbbruder Peter, mit Übergehung des fast blödsinnigen Iwan, zum Thronfolger ernannte; und die Großen des Reichs diesen zum Alleinherrscher ausgerufen hatten, widersehten

sich S. und deren Vertrauter, der Minister Fürst Galizin, dieser Wahl und erregten mit Hülfe der Strelizen (s. d.) einen so gefährlichen Aufruhr, daß Peter mit seiner Mutter flüchten mußte. S. setzte es nun durch, daß Iwan mit Peter gemeinschaftlich den Thron bestieg, während ihr selbst die Leitung der Regierung überlassen blieb. Sie herrschte nach eigener Willkür und Unverschiedenheit und wüthete namentlich gegen die Familie Narischkin, aus der Peter's Mutter stammte, und gegen deren Anhänger. Zwar waren auch die Strelizen geheime Feinde S.'s, die sogar unter ihrem Anführer Chawansky einen bedeutenden Aufstand gegen sie erregten, deren Unterwerfung sie aber durch Schlaueit und festes Benehmen dennoch bewirkte. S. schloß 1686 den Frieden mit Polen, in Folge dessen die Provinzen Smolensk und die Ukraine von den Polen an Rußland abgetreten wurden, wofür dieses ihnen Beistand gegen die krimischen Tataren versprach. Sie sendete hierauf ihren Liebling, den Fürsten Galizin, gegen die Tataren, und auch Peter erhielt die Erlaubniß, dem Feldzuge persönlich beizuwohnen. Als aber nach seiner Rückkehr seine Halbschwester ihn fortwährend mit Zurücksetzung behandelte, begann er offen gegen sie aufzutreten, wodurch die Abneigung S.'s gegen Peter in völligen Haß überging. Als endlich Peter mit Eudoxia Lapuchin sich verheirathet, die ihm einen Sohn gebar, und er seit 1687 im Staatsrathe Sitz und Stimme nahm und selbständiger in die Regierung eingriff, stiftete S. eine Verschwörung der Strelizen gegen ihn, die seine Thronentsagung herbeiführen sollte. Peter wurde zeitig genug von der Gefahr, in der er schwebte, unterrichtet. Er ließ seine Halbschwester obzusehen, ob sie die Mitwisserschaft um die Verschwörung beharrlich leugnete, in Haft bringen und dann die meisten der Verschworenen zu Tode knuten oder mit abgeschnittener Nase nach Sibirien schleppen. Der Günstling S.'s, Galizin, kam mit ewiger Verbannung nach einer Zeit im Weißen Meere davon. Sie selbst aber wurde in das auf dem sogenannten Demitschew-Feld (Jungfrauenfeld) liegende Jungfrauenkloster in Moskau gebracht, wo sie traurig den Rest ihres Lebens zubringen mußte und 3. Juni (alten St.) 1704 starb.

Sophie Dorothea, Prinzessin von Celle, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Ahlden, geb. 15. Sept. 1666, war die einzige Tochter und Allobialerbin des Herzogs Wilhelm von Celle und seit 1682 mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover vermählt. Vortrefflich erzogen und sehr schön, vermochte sie doch nicht ihren Gemahl zu fesseln. Nachdem sie ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, wurde sie vernachlässigt, oft rauh behandelt und von einer Maitresse ihres Gemahls im Geheimen verfolgt. Der Graf Philipp Christoph von Königsmark, der Bruder der Gräfin Aurora von Königsmark (s. d.), ein sehr schöner Mann, welcher sächs. General war, nach Hannover. Er war Zeuge der traurigen Verhältnisse, in welchen die Prinzessin lebte, und faßte für ihr die innigste Liebe; auch gewann er, wie man behauptet, ihr Vertrauen und soll ihr den Versuch gemacht haben. Eines Abends, als er aus den Zimmern der Prinzessin kam, wurde er am 1. Juli 1694, wurde er auf dem Corridor von dazu bestellten Leuten, wie man sagte, in Gegenwart des Kurfürsten, ermordet, die Prinzessin aber hierauf verhaftet. Die geheim geführte Untersuchung konnte aber keinen Beweis ihrer Schuld ermitteln. Nachdem ihr Gemahl sich noch in demselben Jahre von ihr hatte scheiden lassen, wurde sie auf das Schloß Ahlden an der Elbe gebracht, wo sie nach 32jähriger Gefangenschaft 13. Nov. 1726 starb. Sie betrug sich stets mit Anmuth und Würde und behauptete stets ihre Unschuld. Später hat man sich auch überzeugt, daß sie ein Opfer der Eifersucht der Gräfin von Platen, der Maitresse des Kurfürsten Ernst August, gewesen, deren Gunst der Graf Königsmark von sich gewiesen hatte. Ihr Gemahl bestieg unter dem Namen Georg I. (s. d.) den brit. Thron; ihr Sohn, der nachmalige König Georg II. (s. d.), der seine Mutter zärtlich liebte, war von ihrer Unschuld überzeugt. Vgl. „Anfangs- und Begunde, oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannov. Hofes“ (Berl. 1825).

Sophienkirche, eines der merkwürdigsten Gebäude in Konstantinopel, wurde im 6. Jahrh. unter Justinian zu bauen begonnen und von Anthemius von Tralles in der Form eines griech. Kreuzes mit einer auf vier Pfeilern ruhenden Kuppel im byzantin. Stile vollendet. Zwanzig Jahre nach der Einweihung, 558, stürzte in Folge eines Erdbebens die Kuppel ein. Der Baumeister Isidorus erbaute sie aufs neue, im byzantin. Stile wie die erste, aber 20 F. höher, gab ihr statt der frühern Form eines halben Kreises die einer halben Ellipse, wodurch die Wölbung gedrückt wurde, setzte, um ihr mehr Festigkeit zu geben, zwischen die großen Pfeiler im Norden und Süden auf jeder Seite vier 40 F. hohe Granitsäulen, verband diese durch Bogen und darüber eine Mauer, auf welcher er sechs kürzere Säulen anbrachte. Diese stehen mit dem Obergeschoß in Verbindung, welches, über allen Nebenräumen angelegt, die nach orientalischer Weise getrennten Plätze der Frauen enthält. Die Wölbung der Kuppel ist so sanft gebogen, daß

hre Höhlung, senkrecht gemessen, nur den sechsten Theil des Durchmessers ausmacht, welcher 98 F. hat. Im Mittelpunkt aber erhebt sich die Kuppel 169 F. von dem Boden bis zum Halbrund. Das Innere des Gewölbes über den 24 Fenstern ist mit Mosaik in Gestalt kleiner Büffel von einer verglasten Substanz ausgelegt. Außer vier gemalten kolossalen Seraphim ist das Gewölbe ganz vergoldet, aber durch die Zeit und die Barbarei der Mohammedaner beschädigt, so daß von den Malereien jetzt nur noch wenig zu sehen ist. Mit der großen Kuppel sind vier Hauptkuppeln und sechs kleinere geschickt verbunden. Die Masse des Gebäudes ist von Kieselsteinen, aber im Innern ganz mit Marmor belegt und der Fußboden in Mosaik von Porphyr und Verbanico ausgelegt. Die großen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, bestehen aus Marmor, die durch eiserne Bänder verbunden sind. Die Galerie umher ist 56 F. breit und wird in 67 Säulen gebildet. Das Innere ist 228 F. breit und 252 1/2 F. lang. Das Äußere hat nichts Schönes. Ungleichartige Zusätze, unter andern vier Minarets, seit der Tempel 1453 die Hauptmoschee der Türken wurde, bieten nichts als eine verworrene Masse dar. Trotz der vielen Reparaturen, die schon in der byzantin. Zeit, noch mehr aber in der türkischen in Folge von Erdbeben, Senkungen u. s. w. nöthig wurden, in neuester Zeit aber beim Verfall des türk. Reichs der unterblieben, ist das Gebäude sehr schadhast geworden und droht den völligen Verfall. In nächster Zeit ein Prachtwerk, eine vollständige Aufnahme der Kirche, die im Auftrage des Königs von Preußen durch den Architekten Salzenberg bewirkt wurde, zu erwarten.

Sophisma nennt man überhaupt einen Trugschluß (s. d.), insbesondere die Schlüsse der Sophisten.

Sophisten nannte sich in Griechenland eine besondere Classe von Lehrern der Beredsamkeit, Staatskunst und Philosophie im 5. Jahrh. v. Chr. Der Name bezeichnet eigentlich Weise. Solche, welche Andere weise machen, und wurde aus gelehrtem Stolz von diesen Männern genommen. Da aber die Späteren, welche diesen Namen führten, die Wissenschaft, welche sie zum Ruhm mißbrauchten, durch Dünkel und Anmaßung sich lächerlich machten und ihre zum Theil verblichenen Grundsätze mit empörender Frechheit und Schamlosigkeit predigten, so wurde der Name zum Spottnamen und zur Bezeichnung für Männer, die durch Trugschlüsse den Verstand verwirren und durch nichtige Spitzfindigkeiten statt wahrer Wissenschaft eine leere Redeweisheit lehren. Die Geschichte des griech. Volkes nennt eine bedeutende Zahl Männer, die in die Classe der Sophisten gehören. Die berühmtesten sind Gorgias, Protagoras, Hippias, Proklos, Kallikles, Kritias u. A. Zumeist aus Kleinasien oder aus Großgriechenland gezeugt, gehörten sie sämtlich dem Zeitalter des Perikles und Sokrates an. Ihre Lehrfächer waren Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Politik, Poetik, Grammatik, Rhetorik und Beredsamkeit. Da sie alle diese Kenntnisse mit Beredsamkeit vortrugen und da in der geistreichen Beweglichkeit des griech. Volkscharakters einen fruchtbaren Boden fanden, so mußten sie überall mit Beifall und Bewunderung angehört werden. Ubrigens zeigten sie sich auch nicht selten als geschickte Staatsmänner aus. Aber so glänzende Seiten die Sophisten auch aufzuweisen hatten, unterlagen sie doch hartem und, wie es scheint, sehr gerechtem Tadel, namentlich von Seiten der Sokratischen Schriftsteller. Nach diesen waren die Sophisten schmeichelehafte Großsprecher, Männer einer feilen Wissenschaft und Politik, die um Bezah- lung das Gute wie das Böse vertheidigten, Prediger der Irreligiosität, der Unsitlichkeit und des Schemus. Daher nannten Plato und Aristoteles die Sophistik gerade die Kunst, durch eine feine Dialektik das Wahre mit dem Falschen zu verwirren und über Alles einen trügerischen Schein zu verbreiten. Dieses bewirkten sie vorzüglich durch eine Menge Trugschlüsse und verwickelte Fragen, durch welche sie ihre Gegner zu verwirren mußten. Auch noch gegenwärtig werden die Worte Sophist und Sophistik in dieser Bedeutung genommen. Gleichwol würde die zersetzende Kraft der Sophistik die Reaction des Sokrates und seiner Schule vielleicht herbeigeführt haben, wie denn überhaupt die Sophistik als ein Symptom des allgemeinen Culturzustandes in Griechenland zu betrachten ist. Zu einer Zeit, wo der alte Glaube und die Fortdauer des Staatslebens ohnedies im Sinken begriffen waren, mußte der Besitz vielseitiger Kenntnisse und der Gewandtheit im Denken und Sprechen als überaus werthvoll erscheinen und ohne eine tiefere religiöse und sittliche Grundlage in die größte Ausartung verfallen. Gründliche philologische Arbeit über die Sophisten hat Geel geliefert in den „Novis acis in societatis Rheno-Trajectinae“ (Utr. 1825). Vgl. auch Moller, „Die griech. Sophisten zu Sokrates' und Plato's Zeit“ (Stuttg. 1852).

Sophokles, der vorzüglichste unter den drei griech. Tragikern, geb. 497 v. Chr. im Gau Boiotien, nicht in jünger als Aeschylus (s. d.) und älter als Euripides (s. d.), stammte aus einer

selbst Serben oder Serske nennen, Wenden (s. d.) oder genauer Luthier oder Milaiener sind und ältere Schriftsteller sie sehr richtig von den Sorben in den meißner Landen unterscheiden, zu denen die Daleminzier und Siußer mit gehörten.

Sorbet oder **Escherbet** ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Saft von Früchten und aus Zucker, häufig mit einem Zusatz von Rosenwasser oder Ambra, zubereitet wird. Der gemeine Türke bereitet sich Sorbet aus einem abgeseihten, über gestoßenen Rosinen gegossenen Wasser.

Sorbonne hieß ursprünglich eine Bildungsanstalt (Collegium oder Congregatio pauperum magistrorum studentium in theologica facultate) für junge Weltgeistliche auf der Universität zu Paris und zwar nach Robert von Sorbon in Champagne, Ludwig's des Heiligen Kaplan, der sie um 1250 stiftete und mit Einkünften versah, die in der Folge sehr vermehrt wurden. Später aber gelangte diese Anstalt, deren Lehrer stets Doctoren und Professoren der Theologie an der Universität waren, zu so großem Ansehen, daß ihr Name auf die ganze theologische Facultät der Universität überging, welche bis zu Ende des 18. Jahrh. die Sorbonne genannt wurde. Die Gutachten und Beschlüsse der Sorbonne als Facultät hatten einen entscheidenden Einfluß auf den Geist und die nationale Gestaltung des Katholicismus in Frankreich. Die Könige unternahmen nicht leicht einen die Kirche betreffenden Schritt ohne die Doctoren der Sorbonne, und selbst außer Frankreich galten ihre Aussprüche oft mehr als die Meinungen anderer Facultäten. Den Jesuiten nicht weniger feind als der Reformation, hielt die Sorbonne streng auf die Freiheiten der Gallikanischen Kirche. Sie widersetzte sich der Bulle Unigenitus und stand in den Jansenistischen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Port-Royal, doch der jesuitischen Partei immer entgegen. In spätern Zeiten ließ sie sich mehr die Vertheidigung der Rechte als die Vervollkommnung der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung des alten Glaubens angelegen sein. Ihr pedantischer Eigensinn und ihr nicht selten blinder Eifer für den Buchstaben der alten Kirchenlehre setzte sie in einen ungünstigen Contrast mit den gewandten Philosophen, den Schön- und Freigeistern des 18. Jahrh., und ihre Verdammungsurtheile über die Schriften des Helvétius, Rousseau und Marмонтel zogen ihr großen Spott zu. Sie hatte daher ihren Ruhm schon längst überlebt, als in der Revolution auch ihr Name erlosch. Merkwürdig war die Geduld- und Disputirprobe, welche die Candidaten der theologischen Doctorwürde, die nur nach zurückgelegtem zehnjährigen Studium erteilt wurde, bei der Sorbonne zu bestehen hatten. Sie mußten von früh 6 Uhr bis Abends 6 Uhr ununterbrochen ihre Thesen vertheidigen und durften sich dazwischen kaum eine leichte Erfrischung vom Katheder erlauben. Diese Thesen wurden in verschiedene Grade getheilt, deren jeder einem besondern Namen belegt war, z. B. mineure, majeure, sabbatine, tentative, petite grande sorbonique. Wenn der Aspirant diese letzte Probe bestehen wollte, so hatte er in einer förmlichen Disputation es mit 20 Doctoren aufzunehmen. Die Gebäude der Sorbonne fanden sich im schlechtesten Zustande, als Richelieu, dessen in der Kirche befindliches Grab von Girardon herrührt, einen Neubau anordnete. Derselbe begann 1629 und endete 1655. Die dazu gehörige Kirche wurde 1655 nach einem von Lemercier entworfenen Plane angefaßt. Im J. 1819 kam eine Section der Rechtsschule in das Gebäude der Sorbonne, nach die Räumlichkeit eine Zeit lang zum Atelier für Bildhauer gedient hatte. Gegenwärtig ist die Sorbonne der pariser Akademie und namentlich der theologischen Facultät überwiesen. Duvernet, „Histoire de la Sorbonne“ (deutsch, 2 Bde., Straßb. 1792).

Sordino, der ital. Name für Dämpfer (s. d.).

Sorel (Agnes), die Geliebte König Karls VII. (s. d.) von Frankreich, wurde um 1409 in Dorfe Fromentan in Touraine von adeligen Eltern geboren und kam 1431 als Ehrendame Herzogin von Anjou, Isabelle von Lothringen, an den franz. Hof. Ihre Schönheit und Gebildung rissen den König so hin, daß er sie zur Ehrendame der Königin ernannte. Nach einiger Widerstreben ergab sie sich der leidenschaftlichen Liebe ihres königl. Anbeters, auf den sie fort den größten und heilsamsten Einfluß übte. Die Engländer hatten damals den einen Theil Frankreich inne, und Karl VII., wiewol von Natur tapfer, erlag oft den großen Anstrengungen verfiel in Schlassheit und führte mitten im Kriegsgetümmel zu Chinon ein üppiges Hofleben. Agnes allein vermochte ihn zu neuer Thätigkeit zu reizen und bot Alles auf, den Kampf gegen die Engländer zu beschleunigen. Wiewol sie ihre Macht nie mißbrauchte und selbst einer großen Achtung bei der Königin genoß, hatte sie doch viel von der Roheit des Dauphin, des spätern Ludwig XI., zu dulden, der die anspruchlose Frau eines Tags sogar zu Chinon mit Thoren mißhandelte. Agnes zog sich deshalb 1442 nach Loches zurück, wo ihr der König

des Proskeniums angebrachten gewölbten Kasten sitzt und während der Vorstellung das St. aus dem Buche oder Manuscript abliest, um auszuweichen, wenn es den Schauspielern an Gedächtniß fehlt. Dieses bescheidene Amt ist aber nicht das unwichtigste bei unsern Theatern, mal in neuester Zeit, wo schon die Menge der Stücke, die gegeben werden, für die Schauspieler eine solche Gedächtnißhülfe nothwendig macht. Ein guter Souffleur, der sich so einig weiß, daß er dem Schauspieler immer zu rechter Zeit aus der Verlegenheit hilft, ohne das Publicum einen Laut von seinen Einflüsterungen hört, ist daher für ein Theater etwas Kostbares.

Soulié (Melchior Frédéric), franz. Romanschreiber und Bühnendichter, geb. 23. 1800 zu Foix in Arriège, war eine Zeit lang Advocat, dann Steuerbeamter, später dirigent einer Tischlerei und wurde endlich als Unterbibliothekar auf dem Arsenal angestellt. Als dramatischer Dichter schrieb er 1828 eine nach classischem Zuschnitt gehaltene Götze „Roméo et Juliette“, wendete sich dann aber mit „Christine à Fontainebleau“ (1829) der romantischen Richtung zu und lieferte nun eine Reihe von Dramen und Lobdramen, von welchen einige bei der Menge, auf die seine Stücke in ihrer effectuellen Anlage berechnet waren, außerordentlichen Beifall fanden, z. B. „Clotilde“ (1831) die „Closerie des genêts“ (1846), zwei Dramen, die jedes mehr als hundert mal aufgeführt worden. Seine Romane waren, wie bei einem Schriftsteller, welcher mit Hast und des augenblicklichen Erfolgs willen schrieb, nicht anders zu erwarten, von ungleichem Werth. Von seinen historischen Romanen sind besonders zu nennen: „Le vicomte de Béziers“ (1831), „Le comte de Toulouse“ (1835) und „Le comte de Foix“ (1837). Am glücklichsten war er indessen in der Schilderung moderner Sitten und in der Darstellung des alltäglichen Lebens. Dies zeigen vor allem die Romane „Un été à Meudon“ (1836), „Deux séjours“, „Projet et Paris“ (1837), „L'homme de lettres“ (1838), „Le maître d'école“ (1839), „Maison campagne à vendre“ (1841), „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait“ (1842), „Mémorial du diable“ (1844), ein vielgelesenes Werk, das er selbst wieder für die Bühne ausbeutete, „Aventures de Saturnin Fichet“ (1845), „Sathaniel“ (1846), „Confession générale“ u. s. w. starb 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris.

Soulouque, s. **Faustin I.**

Soult (Nic. Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien, franz. Marschall, wurde 29. 1769 zu St.-Amand-la-Bastide im Depart. Tarn geboren, wo sein Vater als Landmann lebte. Er trat im April 1785 als Gemeiner in ein Infanterieregiment und schlang sich zum Offizier empor. Seit 1792 kämpfte er als Lieutenant in einem freiwilligen Bataillon, dann in der Moselarmee Adjutant des Generals Hoche, bald darauf Stabschef des Generals Lefebvre. Im J. 1794 trat er in die von Jourdan befehligte Nordarmee, wohnte der Belagerung Belgiens bei und erhielt 11. Oct. den Grad des Brigadegenerals. Als die Marengo-Armee an den Rhein zurückkehrte, wurde er abermals der Division Lefebvre beigegeben. Als Befehlshaber der leichten Truppen half er die Erfolge bei Altenkirchen und Friedberg zu erringen und erhielt dafür 1799 den Grad des Divisionsgenerals. Masséna übertrug hierauf die Unterwerfung der kleinen Schweizercantone. Nachdem er diesen Auftrag vollbracht, vereinigte er sich 1799 mit Masséna bei Zürich, fiel, während der Übergang der Russen über die Ostreicher her und verfolgte auch die russ. Heeresstrümmen. Unter Masséna übernahm er im März 1800 den Befehl über den rechten Flügel der Armee in Italien. Mit großer Tapferkeit setzte er hier die Vertheidigung von Genua fort und versuchte endlich unter Gefechten den Durchbruch, wurde aber bei Monte-Creto verwundet und gefangen. Nach der Schlacht von Marengo in Freiheit gesetzt, übergab ihm der General Brune das Commando in Piemont, wo die Volksbewegungen unterdrückte. Im Febr. 1801 übernahm er den Befehl über die Division, welche bis zum Frieden die neapolit. Küste besetzen mußte. Nach der Rückkehr ernannte Bonaparte zum Generalobersten der Consulargarde und im Aug. 1803 zum Oberbefehlshaber des Heerlagers bei St.-Omer. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserreichs den Marschallstitz erhalten, befehligte er 1805 das vierte Armeecorps und entschied in der Schlacht bei Austerlitz den Erfolg des Tages. Im Feldzuge von 1806 befehligte er bei Jena den rechten Flügel und am 15. Oct. den Feldmarschall Kalkreuth und trug 6. Nov. zur Einnahme von Lübeck bei. Im Feldzuge in Polen entwickelte S. besonders in dem Kampfe bei Eylau große Tapferkeit. Nach der Schlacht bei Heilsberg nahm er Königsberg, während Napoleon bei Friedland siegte. Kaiser erhob ihn nach dem Frieden zu Tilsit zum Herzog von Dalmatien und schickte ihn nach Spanien. Hier übernahm S. den Befehl über das Centrum der Armee, schlug die Spanier



Southampton, die Hauptstadt der engl. Grafschaft Hamp oder Southampton, einer der bedeutendsten Handelsplätze Englands, liegt an dessen mittlerer Südküste, auf einer Landzunge im Hintergrund des Southampton-Water, eines $1\frac{1}{4}$ M. langen, für die größten Kauffahrtschiffe hinreichend tiefen Meeresarms, dem die Insel Wight (s. d.) vorliegt. Eine uralte Brücke mit zwei eisernen Löwen und zwei kolossalen Figuren (Sir Bevis und Ascupart) trennt die Neustadt von der Altstadt. Jene enthält eine Reihe geschmackvoller Gebäude, diese glänzende Verkaufsläden und den lebhaftesten Handels- und Schiffahrtsverkehr. Das Castell, das den Hafen schützt, schaut weit umher über die wohlhabende Umgegend, die wegen ihrer Schönheit nur der Garten Englands genannt wird. Die Stadt hat 5 anglikanische Kirchen, 6 Bethäuser für Dissenters und eine franz. Kapelle für die hier in Menge verkehrenden Bewohner der Normannischen Inseln; ferner ein Theater, ein Gymnasium, eine Matrosenschule u. s. w., Schiffe werfte mit einem schönen Dock, einen Leuchthurm, besuchte Mineral- und Seebäder und wirthet etwa 40000 E. (im J. 1831 erst 19324). Die Handelsmarine, die Rhederei und der Handelsverkehr mit den fernsten Ländern sind sehr bedeutend. Durch die Südwesteisenbahn ist Southampton mit London und vielen andern Städten verbunden. Es ist der Haupthafen Englands für Frankreich und die Hauptstation der nach Havre, nach den Häfen des Mittelmeers, sowie nach Ostindien fahrenden Dampfsboote. In den letzten Jahren ist S. der Landungs- und Ausladeplatz für die edeln Metalle und andere Werthproducte aller Erdtheile geworden. S. ist uralt und gehörte unter Elisabeth zu den bedeutendsten Städten Englands, sank aber herab, bis es in neuerer Zeit wieder erhob.

Southcote (Johanna), eine Schwärmerin, die eine kurze Zeit in London viel Aufsehen erregte und von der es ungewiß ist, ob sie mehr Betrügerin oder selbst Betrogene gewesen. Sie gab sich für das Weib aus, von welchem die Offenbarung schreibt. In dieser Eigenschaft schrieb sie viel Unsinn und trieb nebenbei einen einträglichen Handel mit Siegeln, die dem Träger die ewige Seligkeit verschaffen sollten. Bereits über 60 J. alt, behauptete sie 1814 mit dem wahren Messias schwanger zu sein. Dieser Wahn verbreitete sich unter ihren Anhängern, sich auf mehrere Tausende vermehrten. Man machte der Schwärmerin prächtiges Kindergeld und andere Kostbarkeiten zu ihrer bevorstehenden Niederkunft zum Geschenk. Eine angesehene Untersuchung schien den Wahn noch mehr zu bestärken, und in einigen Zeitungen wurden Spiele von Frauen angeführt, die in gleichem oder noch höherm Alter Mütter geworden waren. Da aber die Schwangerschaft unbegründet, suchte man ein Kind unterzuschieben. Zwei Anhänger ertappte man beim Einhandeln eines Kindes für diesen Zweck; sie wurden mit dem Bildnisse der Johanna unter dem ausgelassensten Spotte zur Schau herumgeführt. Die Offenbarungsweib starb 27. Dec. 1814. Ihr Leichnam wurde in Gegenwart vieler Ärzte geöffnet, welche sämmtlich eine Erklärung unterzeichneten, daß sie nicht schwanger gewesen und daß ihr Tod eine Folge natürlicher Ursachen sei. Dessenungeachtet verloren sich ihre Anhänger nicht sogleich, und Viele glaubten an Johanna's baldige Auferstehung. Noch später lebten einige Familien ihres Anhangs zu Chatham in der Grafschaft Kent, die sich durch lange Haare und sonderbare Tracht auszeichneten.

Southey (Robert), engl. Dichter, war der Sohn eines Kaufmanns in Bristol, wo er am 4. Oct. 1774 geboren wurde. Er besuchte die Westminster-school und seit 1792 die Universität Oxford, um Theologie zu studiren. Seine freisinnigen religiösen und politischen Ansichten veranlaßten ihn jedoch schon 1794 die Universität zu verlassen. Er begab sich nach seinem Geburtsort und trat in demselben Jahre mit einer Sammlung von Gedichten auf, der er bald ein romantisches Epos „Joan of Arc“ folgen ließ, das sich zwar durch Schönheit der Sprache und Reichthum der Einbildungskraft empfahl, aber auch von jugendlicher Überspanntheit zeugte. Um diese Zeit schrieb er ebenfalls ein ultrarevolutionäres Drama „Wat Tyler“, welches später vielfach vorgeworfen wurde. Im November 1795 verheirathete er sich mit der Tochter seiner Freundin Coleridge und ging dann nach Lissabon mit seinem Oheim, dem dortigen engl. Factorei Dr. Herbert. Nach seiner Rückkehr trat er als Student der Rechte in Gray's Inn ein, machte einen zweiten Ausflug nach Portugal und Spanien, den er in „Letters from Spain“ und „A short residence in Portugal“ (1798) beschrieb, begleitete 1801 den engl. Kanzler Foster als Privatsecretär nach Irland und ließ sich hierauf zu Greta bei Redwick nieder, wo er sich ganz der Schriftstellerei widmete und eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelte. Im J. 1801 erschien sein Epos „Thalaba the destroyer“, eine arab. Dichtung von großer Schönheit und Originalität, 1804 seine „Metrical tales“, 1805 „Madoc“ und 1810 „The curse of Kehama“, sein größtes dichterisches Werk, eine auf Hindusagen beruhende phantastische

den dürfe. In dieser Bedeutung hat also die Souveränität zwei wesentliche Bestandtheile: 1) die Ausübung der obersten Gewalt im Staate, ohne daß diese eine absolute oder unumschränkte sein müßte, und 2) die höchste unwiderrufliche Würde, die Majestät. Wenn man also unter Souveränitätsrechten diejenigen versteht, welche dem Oberhaupte des Staats zukommen, so können diese nicht aus dem Begriffe des Souveräns, sondern nur aus dem positiven Staatsrechte eines bestimmten Staats festgestellt werden. Darf man sonach bei dem Monarchen Souveränitätsrechte nicht mit despotischer Gewalt verwechseln, so darf man es auch bei dem Volke nicht, welchem ebenso wenig im Ganzen eine willkürliche Gewalt zugestanden werden kann als einem Einzelnen. Darin kann also die Souveränität des Volkes nicht bestehen, daß es nach Belieben in jedem Moment einzelne Acte der Staatsgewalt ausüben dürfte; auch darin nicht, daß es die Verfassung nach seiner Laune umstürzen, seine Obrigkeit vertreiben und Andere an deren Stelle setzen könnte, um auch diesen, wenn sie ihm unbequem werden, den Gehorsam wieder aufzusagen. Wol aber ist und bleibt das Volk, als ein organisches, gegliedertes und dauerndes Ganzes gedacht, stets die Quelle und der Zweck der höchsten Gewalt; aber es kann seine Rechte nur dadurch ausüben, daß es eine oberste Gewalt bestellt und anerkennt, die die Gewalt über sich selbst einer bestimmten (physischen oder moralischen) Person überträgt, delegirt. Dieses Delegationsrecht kann man unbedenklich Volkssouveränität nennen. Mehrere Staatsverfassungen erkennen die Souveränität des Volkes ausdrücklich als ihre Grundlage an (so z. B. die belgische), was nicht heißen soll, daß das Volk der active Souverän wäre, sondern nur, daß der übereinstimmende Wille des Volkes, sich einer bestimmten Regierung unter bestimmten Bedingungen (deren Gesammtheit die Verfassung bildet) zu unterwerfen, das Recht derselben begründet habe.

Souvestre (Emile), franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 1808 zu Morlaix (Finisterre), redigirte längere Zeit ein liberales Provinzialblatt in Brest und begab sich sodann nach Paris, wo er sich zuerst durch einige Aufsätze über die Bretagne bekannt machte. Seine Schilderungen dieser Provinz, aus Localanschauungen geschöpft, haben vor andern den Werth gewissermaßen wissenschaftlicher Treue, so „Le Finisterre de 1836“, „La Bretagne pittoresque“ (1841). In diesen Skizzen und Reisebildern kam seitdem eine lange Reihe von Romanen, Dramen und Vaudevilles, die durchweg einen talentvollen und wohlmeinenden Dichter zeigen. In seinen Romanen tritt die moralisirende Richtung fast zu stark hervor. Zu nennen sind von seinen Zeugnissen dieser Art: „L'échelle des femmes“ (1836); „Les derniers Bretons“ (1837); „L'homme et l'argent“ (1839); „Mémoires d'un sans-culotte bas-breton“ (1840); „Le maître de Cocagne“ (1843); „Les réprouvés et les élus“ (1845); „Confessions d'un ouvrier“ (1851); „Le roi du monde“; „Les derniers paysans“ (1852). Seine dramatischen Dichtungen sind das Widerspiel von den Scribe'schen Stücken. Scribe schmeichelt in seinen Stücken stets der Meinung unsers Zeitalters, die Alles, was arm und elend und klein ist, auch für schlecht und stets zu Ausbrüchen des Lasters und Aufruhrs geneigt hält und den reichen Mann als den Hauptrepräsentanten der öffentlichen Moral und Sittlichkeit betrachtet. In den Dramen und Vaudevilles von S. hingegen sind die reichen und vornehmen Leute durchgängig Laugenichtse und Sittenverderber. Die Kleinsten und Armsten, der Handwerker, der Tagelöhner, der Soldat, der Matrose, thun die größten Dinge und beschämen durch Thaten und Gesinnungen Die, so hoch über ihnen stehen. Auch ist S. als Bühnendichter bei dem großen Publicum sehr beliebt und seine Stücke finden regelmäßig Beifall. Unter seinen Dramen sind besonders hervorzuheben: „L'interdiction“ (1838); „Pierre Landais“ (1843); „Charlotte“ (1845); „Le pasteur“ (1849); „Un enfant de Paris“ (1850); „Un mystère“ (1851). Am glücklichsten ist er in kleinen Lustspielen und Vaudevilles, wie „Henri Hamelin“ (1838); „L'oncle Baptiste“ (1842); „La Parisienne“ (1844); „Le mousse“ (1846); „Le chirurgien-major“ (1848); „Un paysan d'aujourd'hui“ (1851). — Seine Gattin **Marine S.**, ist ebenfalls als Romanschriftstellerin bekannt.

Souza (Adèle, Marquise von), verwitwete Gräfin Flahault, geborene Filleul, eine durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnete Frau und als Verfasserin werthvoller Romane bekannt, wurde 1760 auf dem Schlosse Longpré in der Normandie geboren. Im J. 1784 heirathete sie den Grafen Flahault, der 1793 zu Arras unter Jos. Lebon guillotiniert wurde. Sie selbst floh mit ihrem Sohne nach England, wo sie, von allen Hülfsmitteln entblößt, auf den Gedanken kam, einen Roman zu vollenden, den sie einst angefangen hatte. So entstand ihr Meisterwerk „Adèle de Sénanges, ou lettres de Lord Sydenham“ (2 Bde., Lond. 1794; 2. Ausg., Hamb. 1796 und öfter). In Hamburg, wohin sie sich 1796 begab, schrieb sie dann

und eingeübt und besteht sogar zum großen Theil aus Nationalfranzosen. Ein ähnliches Gefäß von Spahis ward im Feldzuge von 1854 von der franz. Regierung zu ihrem Gebrauch auf ihre Kosten in der Türkei errichtet. Die Engländer nennen ihre Truppen ähnlicher Art Ostindien Sipahs (s. d.).

Spalatin (Georg), einer der bedeutendsten Beförderer der Kirchenreformation, hieß in seinem Familiennamen Burckhard, nach seinem Geburtsorte Spält im Bisthum Eichstädt Spalatin. Sein Vater war ein Rothgerber. Geboren 1484, gebildet von 1497—1502 im Kreise Humanisten zu Nürnberg und Erfurt, war er zuerst Hauslehrer in Erfurt, dann Lehrer im Kloster Georgenthal bei Gotha und seit Empfang der Priesterweihe (1507) auch Pfarrer dem benachbarten Dorfe Hohenkirchen. Auf die Empfehlung des Kanonikers Mutian zu Göttingen kam er schon 1508 an den kursächs. Hof, wurde hier zunächst als Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich angestellt, dann auch 1511 beauftragt, an der Bildung der Herzoge Ernst und Ernst von Braunschweig-Lüneburg mitzuwirken, die am kursächs. Hofe und in Wittenberg ihre Erziehung fanden. Gleichzeitig erhielt er das Kanonikat zu Altenburg. In dieser Zeit nahm seine auf die Heilige Schrift, die Werke Augustin's und die deutsche Mystik gegründete theologische Überzeugung die Haltung an, welche ihn zu einem treuen Freunde der Wittenberger Lehrer und der Reformation machte. Friedrich der Weise erhob ihn 1514 zum Kaplan, Bibliothekar und geheimen Secretär, Johann der Beständige 1525 zum evang. Pfarrer und Superintendenten von Altenburg. Darauf verheirathete er sich mit Katharina von Dornheim, der Tochter eines dortigen Bürgers. Friedrich der Weise hatte er fast auf allen Reichstagen begleitet; unter Johann dem Beständigen nahm er an den Reichstagen von Speyer und Augsburg, unter Johann Friedrich am Fürstentage zu Schmalkalden (1537) Theil. Von 1527—39 entwickelte er eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Kirchenvisitation der sächsischen Lande. Dabei beschäftigten ihn wichtige historische Arbeiten und ein bedeutender Briefwechsel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Biographien von Friedrich dem Weisen (kritisch herausgegeben von Neudecker und Preller, Jena 1851) und Johann dem Beständigen, seine „Erläuterungen der Religionshändel“ oder „Religionsfachen“, von Cyprian irritig „Annales reformationis“ (Lpz. 1718) genannt, seine Geschichte der Päpste und Kaiser des Reformationszeitalters, seine Briefe. Er starb 16. Jan. 1545. Vgl. Schlegel, „Historiae vitae G. Spalatini“ (Göttingen 1693); Wagener, „G. Spalatin u. s. w.“ (Altenb. 1850). Eine kritische Ausgabe von Spalatin's historischem Nachlasse und Briefen haben Neudecker und Preller begonnen.

Spalatro oder **Spalato**, slaw. Split, die Hauptstadt einer Präfectur des Königs von Dalmatien (welche den mittlern Theil des ehemals venetian. Dalmatien einnimmt, 37,6 QM. 81900 E. zählt und in die sechs Gerichtsbezirke Spalato, Trau, Almissa, Brač, Makarska und Lissa zerfällt), der Sitz eines Bisthums, einer Handels- und Gewerbekammer, 11000 E. und ist halbmondförmig auf einer Halbinsel erbaut, die nördlich vom Gelfkanal von Salona, südlich vom Kanal von Bračza bespült wird und mit dem 564 F. h. hohen Berge Marian endet. So reizend gelegen, besteht doch das Innere der Stadt aus einem engen, winkeligem und schmutzigen Straßen, die in die Alt- und Neustadt und vier Vorstädte zerfallen. S. besitzt ein bischöfliches Seminar mit einer philosophischen Lehranstalt und Bibliothek, ein Gymnasium, eine Haupt- und eine Mädchenschule, eine 1849 errichtete technische Lehranstalt, ein Antikenmuseum mit Denkmälern aus der Umgegend, meist aus Salona, mehrere werthvolle Privatsammlungen, ein weitläufiges Lazareth, eine ungeheure Kaserne, ein Fort und am Fuße des Bergs Marian eine als Bad dienende kalte Schwefelquelle. Der Ort hat jetzt bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie ehemals, da er durch Verschlammung des Gelfkanals nicht mehr zugänglich ist; gleichwol führt die Stadt den bedeutendsten Hafen von Dalmatien und ist ein Stapelplatz für Güter aus Italien nach der Türkei. S. ist auch ausgezeichnet durch seinen Reichthum an antiken Baudenkmalern. Die Stadt hat ihren Namen von Palatium, dem großartigen Residenzpalast des röm. Kaisers Diocletianus, einem der bedeutendsten des Alterthums, hinter dessen festen Ringmauern die Einwohner der um Salona zerstörten Stadt Salona sich ansiedelten und Schutz fanden. Noch sind Reste dieses ungeheuern Baus mit ausgezeichneten Kunstwerken vorhanden. Außerdem man noch die Trümmer der aus ungeheuern Quaderstücken erbauten Diocletianischen Basilika und anderer Alterthümer.

Spalding (Joh. Joach.), protest. Theolog des 18. Jahrh., geb. zu Triebsee in Schwedt Pommern 1714, studirte zu Rostock und Greifswald Theologie, erwarb sich aber auch zugleich in andern Wissenschaften gründliche Kenntnisse. Nachdem er mehrere Schriften über Kir-

hte, Philosophie und Moral herausgegeben, war er eine Zeit lang Secretär bei dem schwed. Hof in Berlin, nachmaligem Reichsrath Rudenskiöld, und nahm dann 1740 eine Pfründe zu Rastatt in Schwedisch-Pommern an, von wo er 1757 als Präpositus und erster Pastor nach Barth kam. Von jetzt an trat er mit Glück auch als theologischer Volkschriftsteller auf. Im J. 1764 wurde er zum Pastor Primarius und Propst an der Nikolaikirche in Barth erwählt und später erhielt er auch eine Stelle im Oberconsistorium. Mit ebenso großer Scharfsinnigkeit als Klarheit wirkte er für religiöse Aufklärung, bis er 1788 durch das preuß. Rescript veranlaßt wurde, sein Amt niederzulegen. Als 90jähriger Greis starb er 26. März 1799. In der Literatur- und Bildungsgeschichte des nördlichen Deutschland wird sein Name mit Achtung genannt werden; denn seine Verdienste um die praktische Philosophie und die klare Darstellung der Religionslehre sind unleugbar. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die „Predigten“; das Werk „Die Bestimmung des Menschen“ (Greifsw. 1748); „Friedensgedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum“ (Lpz. 1761); „Über die Wichtigkeit des Predigtamts“ (Berl. 1772); „Religion, eine Angelegenheit des Menschen“ (Halle 1777) u. s. w., die sämmtlich viele Auflagen erlebten. Vgl. seine „Lebensbeschreibung“, von ihm selbst aufgesetzt, herausgegeben von seinem Sohne (Halle 1804). — Sein Sohn, Ludwig S., geb. 1762, gest. 7. Juni 1811 zu Berlin als Professor am Grauen Kloster Mitglied der Akademie der Wissenschaften, war ein gründlich gebildeter, geistreicher und fleißiger Philolog, der sich durch seine gelehrte Schrift „Vindiciae philosophorum Megarum“ (Halle 1792) und durch die Ausgabe der Rede des Demosthenes „In Midiam“ (Berl. neue Ausg. von Buttmann, Berl. 1825) bekannt, ganz vorzüglich aber um die Kritik und Erklärung der Werke des Quinctilianus verdient machte.

Spallanzani (Lazaro), ein berühmter Naturforscher und Physiker, geb. zu Scandiano im Herzogthum Modena 10. Jan. 1729, studirte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwissenschaften in Reggio, Pavia und Modena und zog durch seine neuen Entdeckungen eine Menge Zuhörer und Bewunderer dahin. Im J. 1779 durchreiste er einen Theil der Schweiz, und 1785 machte er eine Reise nach Konstantinopel, Korfu und Cypern. Er beschrieb die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden in geologischer und naturhistorischer Hinsicht. Nachdem er auch die Gegend um Troja gesehen und einen Theil Deutschlands besucht hatte, begab er sich nach Wien zu Joseph II. und von dort zurück nach Pavia, wo er das Museum mit vielen mineralischen Seltenheiten der Vulkane bereicherte, zu welchem Zweck er 1788 auch noch eine Reise nach Sicilien und in die Apenninen unternahm. Er starb 17. Febr. 1799. Durch die Beschreibung seiner „Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini“ (6 Bde., Pavia deutsch, Lpz. 1795) hat er sich um die Naturkunde höchst verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die Fortpflanzung der Insekten, über die Infusionsthierchen, über den Kreislauf des Blutes und seine Beobachtungen an den Fledermäusen eigenen Sinn sind gleichfalls für den Naturforscher von der größtmöglichen Wichtigkeit.

Spandau, eine Stadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, eine Festung zweiten Rangs mit starker Citadelle, liegt am Einflusse der Spree in die Havel, hat 18200 E. und eine Garnison von 1600 Mann, vier Kirchen (unter diesen die sehenswerthe Nikolaikirche aus dem 16. Jahrh.), eine große Straf- und Besserungsanstalt für 750 Verbrecher und eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder von Verbrechern. Die Einwohner beschäftigen sich theils mit der Papierfabrikation, theils mit der Weberei, theils mit der Holzhandlung, außer einer großen Gewehr- und Pulverfabrik, Fischerei, Schiffsbau, Brauerei und Brennerei und Lein- und Wollenweberei. Seit 1851 besteht zu Spandau eine Zementfabrik, auch wurde die Berliner Geschützgießerei hierher verlegt, deren Bauarbeiten 1854 noch nicht vollendet waren. Der Handelsverkehr wird theils durch die hiesigen unbedeutenden Viehmärkte, theils durch die hier durchführende Straße und Eisenbahnlinie nach Hamburg sehr belebt. S. ist eine der ältesten Städte der Mittelmark und war die Residenz der ersten Kurfürsten aus dem hohenzollernschen Hause. Im J. 1651 räumte der Kurfürst Georg Wilhelm die schon damals zur Festung erhobene Stadt den Schweden ein. Am 1. Sept. 1806 ergab sie sich auf die erste Aufforderung an die Franzosen unter Marschall Langeron. Am 20. April 1813 nach kurzer Blockade an die sie belagernden Russen und Preußen unbedingte Uebergabe.

Spangenberg (Aug. Gottlieb), Bischof der Brüdergemeine zu Barby, geb. zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein 1704, studirte zu Jena Theologie und wurde 1732 Adjunct der theologischen Facultät zu Halle und Inspector des Waisenhauses. Nachher wendete er sich

Einsenkungen, Paramos, getrennt sind, erstrecken sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von der Südseite des Cantabrischen Gebirgs bis zum castilischen Scheidegebirge steiler nach dem Ebromthale als nach der Hochebene abfallend. Im Süden dagegen wird Hochebene von Leon und Altcastilien durch das unter dem allgemeinen Namen des castilischen Scheidegebirgs bekannte Gebirge begrenzt und von der Hochebene Neucastiliens und Estremaduras getrennt. Dieses Gebirge, das allmählig und sanft von Norden her aufsteigt, aber jähe steil in die Hochebene von Neucastilien und Estremadura hinabstürzt, ist nicht eine einzige zusammenhängende Bergkette, sondern eine Anhäufung und eine Aneinanderreihung von verschiedenen Namen führenden Bergzügen, deren Hauptmassen ungefähr zwischen 40–41° n. Br. in der allgemeinen Richtung von Osten nach Westen vom Ostrande des Plateaus bis zum Atlantischen Ocean streichen. In der Mitte, nördlich von Madrid, wo das Gebirge den Namen der Sierra de Guadarama führt, ist es am schmalsten, aber auch am höchsten, denn es sich bis zu 7–8000 F. erhebt. Je weiter nach Westen, desto mehr Vorberge reihen dem Südfuße des Gebirgs an. Hier befinden sich die wilden zerrissenen Sierras von Greñancia und Gata, von welcher letztern aus das Scheidegebirge sich unter dem Namen Serra Estrelha nach Portugal und bis zum Atlantischen Ocean zieht. In seinem östlichen Theile dagegen geht das Scheidegebirge in die Plateaurücken über, die, sanft von der neucastilischen Hochebene aufsteigend, nach der entgegengesetzten Seite aber terrassenförmig ins Thal und steil nach der Küstenebene Valencia's hinabfallend, als eine südöstliche Fortsetzung die altcastilische Hochebene auf ihrer Nordostseite begrenzenden Bergzüge die Hochebene Neucastiliens im Osten begrenzen und mit denselben das hohe Quellland der Halbinsel sowie Wasserscheide nach dem Mittelländischen Meer und dem Atlantischen Ocean bilden. A ganze breite Gebirgsmasse des östlichen Theils des Scheidegebirgs, die verschiedene Localnamen führt und bis zu einer Scheitelfläche von 4400 F. ansteigt, ist kahl und größtentheils ohne deutende Thal- und Gipfelbildung und wird erst weiter hin nach Osten, wo sie in das Gebirgsland zwischen Südaragonien, Nordvalencia und Nordostneucastilien übergeht, mannichtiger und interessanter. Zahlreiche, vielnamige, durch tiefe labyrinthische Thäler getrennte Gebirgsmassen, von denen die Sierra de Albaracin und die Peña Golosa die bedeutendsten sind, thürmen sich hier in mannichfaltiger Verflechtung bis zu einer Höhe von 6–7000 F. auf und breiten sich bis gegen die Ebrommündung und in die Nähe des Meeres aus. Die Hochebene von Neucastilien und Estremadura, sowol der Lage als der Höhe nach der mittlere Landstrich der ganzen Halbinsel, hat eine durchschnittliche Höhe von 1800 F. und gleicht der Allgemeinen der altcastilischen. Dürre, staubige, wasserarme Ebenen nehmen hier wie dort in der Mitte der Hochebene ein und steigen im Osten zu einem höhern Landstriche an, dem Plateaurücken von Cuenca, welcher in Gestalt öder hoher Bergsteppen, aus denen nur niedrige und unzusammenhängende Felsklämme sich erheben, den hohen Ostrand der Hochebene bildet, von wo sich dieselbe mit steilen, wild zertrümmerten, zungenförmigen Vorsprüngen gegen die schmale, aber lange Küstenebene Valencia's hinabstürzt. Dagegen ist die neucastilische Hochebene dadurch von der altcastilischen unterschieden, daß ihre Oberfläche theilweise minder einförmig gestaltet ist. Denn im Westen derselben verwandeln sich die kahlen Flächen in ein hügeliges mit niedern Felsklämmen bedecktes und von tiefen Schluchten zerrissenes Gelände, welches in verschiedenen Namen die Wasserscheide zwischen Tago und Guadiana bildet, deren beider Ufergebiete die Hochebene von Neucastilien und Estremadura zum größten Theil ausmachen. Im Süden wird die neucastilische Hochebene von dem andalusischen Scheidegebirge begrenzt, das von Osten ausgehend von den Plateaumassen Murcia's, dem Südoststrand der neucastilischen Hochebene, sich längs der Südseite der letztern bis zum Atlantischen Ocean hinzieht, tief in das Flußthal des Guadalquivir, das andalusische Tiefland, abfallend. Dieses Gebirge ist im Ganzen nicht von beträchtlicher Höhe und übersteigt in der Sierra Morena (s. d.), seinem mit dem höchsten Theile, wol nirgends die Höhe von 3600 F. Das andalusische Tiefland hat in seinem nördlichen Theile, wo es ein wellenförmiges Hügel land bildet, bei Andujar nur eine Höhe von 500 F. unterhalb Cordovas aber bis zur Mündung des Guadalquivir in den Atlantischen Ocean fällt es zur völligen Tiefebene mit einer Marschebene im Westen und einer sandigen Strandebene im Osten des untern Guadalquivir. Im Süden wird es von einem Hochlande umwallt, das von Osten von dem Plateau von Murcia sich erhebt und in der Richtung nach Westen bis zur Sierra von Gibraltar sich zieht. Dieses Hochland, welches aus mehreren Ketten besteht, die verschiedene Namen führen, hat in der Sierra Nevada, die sich im Cumbre de Mulahacen bis zu 11000 F. und im Picacho de Veleta bis zu 10700 F. erhebt und demnach über die Schneeregion hin

seinen Kern, der jedoch nicht die zackige Form der Alpen- und Pyrenäengipfel zeigt und Mangels an eigentlichen Gletschern nicht vorzüglich bewässert und deshalb nackt und . Im Ganzen fällt das andalusische Hochland nach Süden in steilen Abfällen, in den irras (s. d.), zum Mittelländischen Meer herab, nur streckenweise eine schmale Küstenebene lassend, während es im Norden in niedrigeren Vorbergen von mannichfaltigern Formen it reizenden Gegenden, wie z. B. der köstlichen Vega von Granada, zum Tieflande des quivir sich abdacht. Im Südosten des andalusischen Hochlandes erhebt sich ganz isolirt s von Gibraltar (s. d.). Wie im Süden, so wird das große Plateau des innern S. auch im Nordosten von einem Tieflande begrenzt. Indem nämlich das Cantabrische Gebirge wärts zu den Pyrenäen (s. d.) verlängert, südostwärts aber von demselben sich der Nord- des Plateaus bis zum Mittelländischen Meere im Norden Valencia zieht, entsteht da- n eine große Einsenkung, das Flußgebiet und Thal des Ebro, das in seinem obern Theile astilien, Alava und Navarra noch ziemlich den Charakter eines Hochthals mit Hochebe- gt, weiter herunter aber, wo Aragonien und Catalonien das Ebrogebiet ausfüllen, zur i Tiefebene wird, zu der sich von Norden her die Pyrenäen in mannichfachen Ausläufern bdachen, während der Nordostrand des Plateaus von Innerspanien von Süden her rn Terrassen dahin abfällt. An ihrem Ostende am Mittelländischen Meere wird die ne des Ebro durch Bergzüge, die von Norden und von Süden her an der Meeresküste ziehen, so verengt, daß nur ein schmaler Raum für die Ebromündung übrigbleibt. Die der Halbinsel fließen, mit den wenigen Ausnahmen der Küstenflüssen des Cantabri- ebirgs und des andalusischen Hochlandes, sämmtlich von Osten nach Westen oder von nach Osten, je nach dem sie den West- oder Ostabhang des großen Plateaus von Inner- herabfließen. Von den erwähnten fünf großen Strömen entspringen Duero, Tago, na und Guadalquivir sämmtlich auf dem Ostrande des Plateaus und ergießen sich nach westwärts gerichteten Laufe in den Atlantischen Ocean. Nur der einzige Ebro, der in der ischen dem Cantabrischen Gebirge und dem Nordostrande des Plateaus von Altcasti- springt, nimmt seinen Lauf nach Osten und ergießt sich ins Mittelländische Meer. Von telgroßen Flüssen sind nur der in den Gebirgen Galiciens entspringende Miño, welcher Atlantischen Ocean fällt, und die in Valencia ins Mittelländische Meer sich ergießenden Segura, Jucar und Guadalaviar zu erwähnen. Sämmtliche Flüsse der Halbinsel, die Allgemeinen nichts weniger als gut bewässert nennen kann, sind, mit Ausnahme des quivir, sämmtlich nur auf kurzen Strecken schiffbar, wasserarm, aber heftigen Anschwel- n der Zeit der Regen unterworfen. Sie dienen daher nur wenig zu Verkehrsstraßen. n wenigen Kanälen ist nur der Aragonische oder Kaiserkanal, der längs des rechten rs von Tudela bis Saragossa führt, zu erwähnen.

Klima S. ist im Allgemeinen das der wärmeren gemäßigten Zone, unterliegt aber der Erhebung des Bodens und der Lage der Gebirge und Ebenen größern oder gerin- erschiedenheiten. Milde Luft, jedoch, da das Thermometer im Winter unter den Ge- st sinkt, noch nicht zur Erzeugung von Südfrüchten warm genug, findet man in den und niedern Theilen des durch die Seeluft feuchtern cantabrischen sowie des pyrenäi- ebirgslandes, während die höhern Theile ziemlich rauh sind. Milder und lieblicher, fast Frühling, ist das Klima der Küstenebene von Valencia und Murcia. Die dünnen, wald- rhaupt zum großen Theile vegetationlosen Hochebenen der beiden Castilien und Estre- s entbehren dagegen oft mehre Monate, ja mitunter halbe Jahre lang des Regens. Die auf diesen Plateaus im Sommer unerträglich, oft über 30° R. steigend, während der häufig kalt, nicht selten von Schnee begleitet ist: sie tragen ganz den Charakter eines n Continentsklimas. Das Tiefland von Andalusien und der Südabfall des andalusi- chlandes haben dagegen ganz ein nordafrik. Klima; mild im Winter und sehr heiß und m Sommer. Unter den S. eigenthümlichen Winden sind der Gallego, ein schneidender nd, der über Galicien herkommt, und der Solano, der span. Sirocco, zu erwähnen. m sind nicht unbekannt und besonders im Süden von Valencia und in Murcia häufig htbar; so z. B. das von 1829. Der Boden S., besonders auf den Hochebenen, die s, theilweise Steppen, streckenweise Wüsten sind, kann im Allgemeinen nicht fruchtbar : werden. Nur der Abhang der Nordküste S., also die Berge und Thäler der baski- rovinzen, Nordcastiliens, Asturiens und Galiciens, die durch feuchte Seewinde erfrischt machen hiervon eine Ausnahme. Hier, sowie auch noch an manchen Stellen der höhern enaen, findet man allein noch bedeutende Waldungen, während die meisten übrigen Gebirge

S. 8 entwaldete nackte Felsen sind. Außerdem sind nur einzelne Strecken, wo künstliche Befruchtung möglich und erhalten ist, fruchtbar zu nennen; so in Aragonien und Catalonien, zügl. aber in der Küstenebene Valencia's, dem nebst den baskischen Provinzen bestangeb. Landstriche S. 8; ebenso in einigen Gegenden Andalusien's, das jedoch auch in Folge der nachlässigten Bewässerung viel öde Strecken zählt.

Sehr mannichfaltig und ausgezeichnet, wenn auch nicht in jeder Hinsicht quantit. bedeutend, sind die Producte S. 8. Weizen, Mais und in den Niederungen Reis die gewöhnlichen Getreidearten. Zwiebeln sind für die Spanier ein Hauptlebensmittel, dem in neuerer Zeit auch die Kartoffel gekommen ist, die deshalb beide, sowie die Kastanie und die Kichererbse, häufig angebaut werden. Von großer Bedeutung ist überall verbreitete Weinbau, der im Süden die köstlichen Secte und Rosinen liefert, welche beide einen Hauptausfuhrartikel abgeben. Ferner gedeihen, besonders in den nördlichen Provinzen, auch Flachsb., Hanf, Espartograss, die Korkeiche und verschiedene Kräuter, während der heißere Süden vorzugsweise Südfrüchte, Öl, Mandeln, Kapern, Feigenbrot, sogar Baumwolle, Zuckerrohr und Datteln liefert und die Küsten reich an Salz sind, aus denen viel Soda zur Ausfuhr bereitet wird. Unter den Thieren ist das andalusische Pferd besonders edel und berühmt, aber nicht eben zahlreich; ebenso wenig zahlreich im Ganzen besonders vorzüglich ist das Rindvieh, von dem nur das im Süden in den Gebirgen wild lebende, zu den Stiergefechten gezogene von Berühmtheit ist. Mit besonderer Liebe wird die Zucht der Esel, Maulthiere und Ziegen betrieben, an denen S. 8 reich ist. Die berühmtesten sind aber die Schafe, von denen man die stehenden und die wandernden Schafe oder Merinos (s. d.) unterscheidet. Letztere, gegen sieben Millionen Stück an Zahl, während die erstern 12 Millionen zählen, werden in großen Heerden wandernd in S. 8 hin- und hergetrieben, indem sie auf allen Feldern Weiderecht, die sogenannte *trashumancia*, besitzen, dadurch aber dem Ackerbau großen Schaden zufügen. Ihre Wolle bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel, ist aber in neuerer Zeit in Folge vernachlässigter Zucht und Pflege sehr vermindert. Wildpret gibt es nur wenig, dagegen in den Gebirgen Wölfe in Menge, in den Thälern auch Bären und Gemsen und die Genettkatze im Süden. Affen finden sich auf dem Gebirge von Gibraltar und Chamäleons bei Cadix. Unter dem wilden Geflügel sind Flamingos und Raubvögel in den Gebirgen auszuzeichnen. Die wasserarmen Flüsse sind natürlich nicht reich; desto reicher an Wasserthieren ist das Meer, auf dem ein bedeutender Fang auf Fische und Sardellen getrieben wird. Die Zucht des Seidenwurms ist nicht unbedeutend, mit der Cochenille sind glückliche Versuche gemacht und davon 1850 bereits 801915 Pfund nach England verkauft worden. Ferner gibt es viel Bienen, Spanische Fliegen, Kermes, Heuschrecken. Sehr reich sind die Gebirge S. 8 an mineralischen Schätzen, deren Bedeutung besonders in neuerer Zeit wieder einen großen Aufschwung genommen hat. Bei Metallen findet man Silber in großer Menge, besonders im östlichen Granada und in Extremadura, außerdem auch Gold und etwas Platina. Die Quecksilbergruben von Almaden sind die ergiebigsten auf der Erde. Ferner enthalten die Gebirge Granadas einen Reichthum an Eisen und die Nordspanien's, besonders der baskischen Provinzen, an Eisen. Außerdem findet sich Kupfer und Kobalt, reiche Steinkohlenlager, besonders in Asturien, Alaun, Sulfat, Bitriol, schöne Marmor- und Alabasterarten, Mineral- und Salzquellen, aus denen sowohl Stein- und Seesalzwerken ein Reichthum an Salz, der einen bedeutenden Ausfuhrartikel bildet, gewonnen wird.

Die Bevölkerung S. 8 beläuft sich mit Einschluß der Canarischen Inseln auf 14,2 Millionen Seelen. Am geringsten sind die innern Provinzen, Leon, die beiden Castilien und Estremadura, besser die südlichen Provinzen, am besten die nördlichen, Galicien, Asturien, die baskischen Provinzen, Navarra, Aragonien und Catalonien, bevölkert. Die ganze Bevölkerung lebt in Städten oder eigentlichen Städten, 4350 Villas oder Flecken und 12495 Pueblos und in Dörfern, zusammen in 16990 Ortschaften, die 18871 Kirchspiele bilden. Über Städte und Dörfer liegen verödet. Die heutigen Bewohner S. 8 sind in der großen Mehrheit die Nachkommen der celtiberischen Ureinwohner, zu denen frühzeitig an der Süd- und Ostküste phöniz. und karthag. Beimischungen, später aber überall so bedeutende röm. Elemente kamen, daß mit Ausnahme der Basken Alles romanisirt wurde. Noch später, mit der Völkerwanderung, traten german. Elemente hinzu, deren Beimischung sich am meisten in den nördlichen Gebirgen und in den Ebenen Mittelspanien's zeigt, während im Süden vorzüglich die neuere Beimischung arab. Blutes sichtbar ist. Dadurch hat sich in Verbindung mit der phöniz.

stände der Ausfuhr sind Quecksilber, Blei, Wolle, Wein, Südfrüchte, Olivenöl, Korkholz einige wenige Seiden-, Leder- und Eisenwaaren. Eingeführt werden dagegen alle möglichen Colonial-, Luxus- und Industrieartikel, da fast kein einziger in hinreichender Menge und im Inlande erzeugt wird, und außerdem mehrere rohe Producte, wie Seefische, Bauholz u. d. Der Handelsverkehr mit dem Auslande belief sich 1851 auf 687,648,280 Realen ihr und 497,507,432 R. Ausfuhr, im Ganzen also auf 1,185,155,712 R. oder etwa 192,000 Frcs. (85,331,200 Thlr.). Von der Einfuhr entfielen auf Europa und Afrika 1,924,81 R., auf Amerika 259,165,519, auf Asien 12,490,280 R.; von der Ausfuhr aber Europa und Afrika 301,868,481, auf Amerika 190,592,803, auf Asien 5,046,148 R.

Die Verfassung S. wurde seit 1818 oft verändert, bis 1837 eine sehr liberale Constitution erlassen wurde, welcher die Verfassung von 1812 als Grundlage diente. Allein auch die Constitution von 1837 unterlag tiefeingreifenden Reductionen und ward in neuer Gestalt 23. Mai publicirt. Hiernach ist S. eine in männlicher und weiblicher Linie erbliche constitutionelle Monarchie, in welcher der König oder die Königin die ausübende Macht und alle Hoheitsrechte ausüben, die richterliche durch Richter ausüben läßt und die gesetzgebende mit den Cortes (s. d.)

Diese bilden zwei Kammern, den Senat und den Congress, die sich alljährlich versammeln und außer der Theilnahme an der Gesetzgebung auch das Recht der Steuerbewilligung haben. Nach dem Wahlgesetze vom 23. März 1846, das 349 Abgeordnete bestimmte, wurden die Mitglieder des Congresses in den einzelnen Provinzen auf drei Jahre, und zwar auf je 100 Seelen ihrer Bevölkerung einer von den durch Vermögen qualificirten Wählern, deren Anzahl S. 1840 nicht mehr als 4,237,87 gab, erwählt. Die Mitglieder des Senats wurden ebenfalls von den Wählern der Provinzen so gewählt, daß sie auf je 85,000 Seelen drei Candidaten vorschlugen, von denen die Regierung einen ernannte, so daß sich die Mitgliederzahl des Senats zu der des Congresses immer wie 10 zu 17 verhalten mußte. Nach einem unmittelbar nach dem Einmarsch von Ludwig Napoleon vollzogenen Staatsstreich vom 2. Dec. 1852 erlassenen Erlaß der span. Regierung wurde jedoch die Zahl der Wähler auf 25,650, die der Senatsmitglieder auf 271 beschränkt, die 30 J. alt sein, 3000 Realen Steuern zahlen und in Wahlbezirken wohnen müssen; gewählt sollen sie von je 150 Höchstbesteuerten werden. Die am 29. März 1853 von Seiten des Ministeriums erfolgten Vorschläge zur Verfassungsänderung wandelten den Senat in der Weise um, daß derselbe künftig nach einem dreifachen Modus gebildet werden soll, theils aus erblichen, von der Krone aus den Granden ernannten Mitgliedern mit mindestens 240,000 R. Revenüen aus Grundbesitz, theils aus den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern, theils aus lebenslänglichen, von der Krone ernannten Mitgliedern. Zugleich hob man die Verfassungsbestimmungen auf, wonach dem Congress die Leitung der Wahlen und beiden Staatskörpern die Feststellung ihres Reglements zugestanden war. Vor dem Gesetze sind verfassungsmäßig alle Spanier gleich. Der span. Ritterorden Ehrenzeichen sind 16: der Orden des Goldenen Vlieses, seit 1430; der Maria-Luisenorden, als Verdienstorden für Frauen ersten Ranges gestiftet; der Karlsorden, von Karl III. 1771 als Verdienstorden gestiftet; der Orden des heil. Ferdinand, 1815 von Ferdinand VII. für Verdienste gestiftet; der Marineorden von 1816; der amerik. Isabellenorden, seit 1815 zum Andenken an die Entdeckung von Amerika gestiftet; die vier zur Zeit des Kampfes mit den Arabern gestifteten geistlichen Ritterorden von Calatrava, seit 1138; von Alcantara, seit 1177, von Santiago, seit 1170, und von Montesa, seit 1319; ferner der Orden der Treue und das Ehrenkreuz von Saragozza, seit 1814; die Ehrenmedaille für Soldaten, die sich aus franz. Gefangenschaft befreiten; der zu Ehren der Vertheidigung von Ciudad-Rodrigo 1815 gestiftete Orden; der 1814 gestiftete Orden für Alle, die wegen Anhänglichkeit an den König 1808 ihre Freiheit verloren; der Maria-Luise-Isabellenorden vom 20. Juni 1833. Der Adel hat indeß gewisse Ehrenrechte und durch ausgedehnten Grundbesitz bedeutenden Einfluß. Dies bezieht sich indeß vorzugsweise nur auf die Granden, den hohen Adel oder die Titulados im Allgemeinen, die in die in drei Classen sich theilende eigentliche Grandeza oder den auf erblichen Grund- und Majoritätsbesitz gegründeten und in die Titulos de Castilla oder den für persönlichen Verdienst verliehenen hohen Adel zerfallen. Der niedere Adel oder die Hidalgos ist, obwohl zahlreich, doch größtentheils verarmt und ohne besondere Vorrechte, so daß die ihm eigenen Cavallero, Escudero u. s. w. jetzt Gemeingut geworden sind und selbst die eigentlich nur den Granden zukommende und vor den Taufnamen zu setzende Betitelung Don gegenwärtig jedem anständigen Mann in Anspruch genommen werden darf. Die Regierung besteht

Unabhängigkeit in den unzugänglichen Gebirgen ihres Landes. Keine andere Eroberung den Römern so viel gekostet; aber keine brachte ihnen auch eine so große Ausbeute. Der Kaiser Augustus gab nun S. eine neue Organisation als röm. Provinz. In dieser Zeit wurde nach und nach vollkommen romanisirt, dergestalt, daß es während einer Periode der Kaiserzeit ein Hauptfig. röm. Bildung war, aus dem mehrere der angesehensten röm. Schriftsteller Kaiser hervorgingen. Überhaupt gehörte es in dem Zeitraume der Kaiserregierung zu den reichsten Ländern des Römischen Reichs. Das Christenthum gewann zeitig in S. viele Anhänger und breitete sich trotz einiger großen Verfolgungen immer mehr aus, bis es nach Konstantin d. Gr. Übertritt auch hier schnell zur allgemein herrschenden Religion ward. Mit dem Verfall des Römischen Reichs stellten sich auch in S. Zerrüttung und innere Kämpfe ein, die es den von den herströmenden deutschen Völkerschaften in der Völkerwanderung leicht machten, das zu überschwemmen und zu unterwerfen. Vandalen, Sueven, Alanen eroberten im Anfang 5. Jahrh. nach blutigen Gefechten die westliche Hälfte der Pyrenäischen Halbinsel, während östlichen Theile die röm. Herrschaft einigermaßen sich noch aufrecht erhielt. Im nordwestlichen Theile des Landes, dem heutigen Galicien, ließen sich die Sueven nieder, die daselbst ein Reich stifteten; in Lusitanien, dem heutigen Portugal, die Alanen und im Süden des Landes die Vandalen, das deshalb den Namen Vandalusien, das heutige Andalusien, erhielt. In mannichfachen innern Kämpfen mit den Römern, d. h. den romanisirten Eingeborenen, den Sueven wurden die Letztern von den Westgothen, welche die Römer zu Hülfe gerufen hatten, angegriffen und die Alanen so geschwächt, daß sie sich um 418 mit den Vandalen verbinden genöthigt sahen, welche, obwohl glücklicher gegen die vereinigten Westgothen unternommen, doch nach dem Verluste einer Schlacht gegen die Sueven bei Emerita, dem heutigen Merida, es für gerathen hielten, dem Rufe nach Afrika zu folgen und sich 428 dahin zu begeben. Die Westgothen (s. Gothen) hatten unterdeß, zum großen Nachtheile der Römer, ihr Reich, das sie in Südwestfrankreich begründet, bis an den Ebro ausgedehnt; bald aber, nach der Zug der Vandalen und Alanen, bemächtigten sie sich nach und nach auch der übrigen Provinz S., während sie den Theil ihres Reichs nördlich von den Pyrenäen den Franken überließen. So wurde S. der Sitz des westgoth. Reichs. Der große Eurich erweiterte es durch die Vertreibung der Römer und gab ihm die ersten geschriebenen Gesetze. Endlich vernichtete Leovigild 585 das Reich der Sueven in Galicien. Unter seinem Nachfolger Reccared I. durch den völligen Übertritt der arianischen Gothen zum kath. Glauben 586 die Verschmelzung der herrschenden Gothen mit den beherrschten Römern begründet. Bald gaben auch die Gothen ihre eigene Sprache auf und nahmen die roman. Landessprache an. Hiermit war die Vereinigung zu einem einzigen Volke vollendet. Die Verfassung des goth. Reichs war sehr früh gebildet. Die Macht der aus dem alten Fürstenstamme durch eine Art von Wahl herkommenden Könige war bedeutend, aber gesetzlich beschränkt. Toledo war die Residenz, wo die goth. Könige die röm. Etikette nachahmten. Im Ganzen war die Einrichtung des Reichs die in den german. Reichen überhaupt gewöhnliche. Merkwürdig in ihm ist die zeitige Ausbildung der Rechtspflege und Gesetzgebung, die noch jetzt die Grundlage der span. Gesetzgebung bildet. Die Zerrüttung führte nach nicht 200jährigem Bestehen auch den Untergang dieses Reichs herbei. Die bei der Königswahl übergangene Familie Marich's rief zuletzt die Araber oder Mauren aus Afrika herbei; König Roderich fiel in der siebenjährigen Schlacht gegen Tarif bei Xerès la Frontera in Andalusien, welche 19. Juli 711 begann. Darauf ward der größte Theil der Provinz des Khalifats von Bagdad, und von S. aus drangen die Araber in raschem Laufe, fast ganz S. bis auf die nördlichen Gebirgsländer erobernd, über die Pyrenäen in Aquitanien ein, wurden aber von Karl Martell bei Tours 732 entscheidend geschlagen. Um 756 entriß Abd-ur-Rahman I., der letzte Dmasciden, S. den Abbassiden und stiftete ein eigenes Khalifat zu Cordova, das unter Abd-ur-Rahman III. und dessen Sohne Hafs-Id gest. 976, den Gipfel seiner Blüte und Macht erreichte, aber nach Hescham's III. Absterben zerfiel, indem einzelne Statthalter sich unabhängig machten und sich Könige nannten (Dmasciden). So regierten arab. Fürsten zu Saragossa, Toledo, Valencia und S. Hier wurden fast allgemein maur. Sprache und Sitten herrschend; jedoch behielten die Christen vorzüglich unter den Almoraviden freie Religionsübung. Auch ließen die Araber ihren neuen Unterthanen (Mozaraber, d. i. Knechte der Araber, genannt) ihre Gesetze und Obrigkeiten; überhaupt wurden sie mild behandelt und nur der politischen Freiheit beraubt. Zu gleicher Zeit breiteten sich die Juden in S. aus. Unterdeß behaupteten die Westgothen unter dem Helden Pelajo seit 712 und unter dessen Nachkommen, den sogenannten

ten, in den Gebirgen Asturiens und Galiciens ihre Freiheit und gründeten das Königreich Leon, wozu sie im 10. Jahrh. Leon eroberten und sich immer mehr nach Süden ausdehnten. In sich die maur. Staaten durch Herrscherwechsel und innere Trennung schwächten, gelang Carl d. Gr., bis an den Ebro (Marca Hispanica), und den christlich-goth. Königen, ein Land dem andern den Arabern zu entreißen, sodaß schon im Anfange des 11. Jahrh. die christl. Reiche Leon (s. d.), Castilien (s. d.), Aragonien (s. d.) und Navarra (s. d.) fast die Hälfte Spaniens umfaßten. In steten Kämpfen mit den durch zunehmende Verfeinerung verweichlichen und untrügerisch gewordenen Arabern bildeten sich diese Reiche immer mehr aus, sowohl außen wie nach innen, wobei im Adel Muth und Rittersinn sich lebendig erhielt, während Bürgerstand eine Menge Rechte und Freiheiten erwarb und beide die regste Theilnahme Staatsleben entwickelten. Umsonst riefen die span. Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hülfe. Die unter ihrem Beistande errungenen Vortheile schwanden bald wieder, und selbst endbaher kommenden schwärmerischen Almohaden vermochten nicht auf die Länge Widerstand mit Erfolg zu leisten. Seit dem großen Siege, den die vereinten christlichen Fürsten unter Führung des castil. Königs Alfons III. bei Tolosa in der Sierra Morena 1212 über die Araber erröckten, blieben den Arabern nur die Reiche Cordova (s. d.) und Granada (s. d.), die einige Jahrzehnte später sogar die Oberherrlichkeit Castiliens anerkennen mußten. Seitdem traten die span. Araber in das Verhältniß der Unterthänigkeit und überließen die Herrschaft den Christen. In der arab. Periode blühten in S. Landbau, Handel, Künste und Wissenschaften; die Volksmenge war beträchtlich. In Tarragona lebten 350000 E.; die reiche Stadt Cordoba hatte 250000 Bewohner und stellte 50000 Krieger. Die Dynastien standen mit Byzantin. Kaisern in Verbindung. Die hohen Schulen und die Bibliotheken zu Cordoba und anderwärts wurden von den Christen besucht, als Sitze der griech.-arab. Literatur und der arabischen Philosophie. Das übrige Europa erhielt von hier aus die neuen Zahlzeichen, die Kunst des Schießpulvers, das Lumpenpapier u. s. w. Unter den goth. Spaniern erhob sich die literarische Muth religiöser Begeisterung, welche zur Stiftung mehrerer Ritterorden Veranlassung gab. Der große Cid (s. d.) ward seit dem Ende des 11. Jahrh. der Held des Zeitalters der Ritterpoesie. Der romantische Aufschwung eines Nationalgefühls, das im Glauben in der Kirche seine Stütze fand, rettete die christlich-goth. Staaten Navarra, Aragonien, Asturien aus vielen innern und äußern Gefahren.

Unter den verschiedenen christlichen Reichen S. hatten sich im Laufe der Zeiten besonders Leon zu großem Ansehen herausgebildet und nach und nach die übrigen mit sich vereinigt, Aragonien (s. d.) und Castilien (s. d.), die Jahrhunderte in getrennter Selbstständigkeit nebeneinander bestanden, bis endlich aus ihrer Vereinigung das heutige Königreich S. erwuchs. Aragonien vergrößerte sich vorzüglich durch Erwerbungen an der Ostküste. So wurde durch die Vermählung des Grafen Raimund von Catalonien mit der Erbtochter Aragoniens 1131 jene Landschaft mit diesem Königreiche vereinigt und der catalon. Fürstenstamm auf den aragon. Thron erhoben, und einer der Nachkommen Raimund's, der kräftige Jaime oder Jakob I., vererbte 1250 Murcia mit seinem Reiche. Sein Sohn Peter III. verband damit Sicilien und dadurch den Grund zu dem Einflusse des aragon. Königshauses in Unteritalien; desgleichen wurden auch die Inseln Mallorca und Minorca mit dem aragon. Reiche vereinigt. Auch in innern, in seiner Verfassung, bildete sich dieses Reich unter diesem Könige weiter aus, und die Cortes (s. d.), welche bereits früher große Rechte hatten, erweiterten dieselben noch mehr unter Peter III. und seinem Sohne Alfons III. Die Könige konnten nichts Bedeutendes ohne Zustimmung der Cortes ausführen, welche aus den Vertretern des hohen und niedern Adels, der Bischöfe und der Städte, die bereits durch Handel und Gewerbefleiß zu Reichthum und hoher Blüte gelangt waren, bestanden. Noch weiter gehende Vorrechte, welche den König ganz über die Macht der Cortes stellten, wurden vom Könige Peter IV., 1336—81, nach Unterdrückung einer Empörung vernichtet, die alten herkömmlichen aber aufs neue bestätigt. Damit die Eingriffe in die Verfassung geschehen könnten, erhielt der Hofrichter, Justicia, eine erweiterte Amtsbefugniß, indem ihm das Recht verliehen wurde, alle Streitigkeiten der Cortes dem Könige in letzter Instanz zu entscheiden. Als zu Anfange des 15. Jahrh. das aragon. Königshaus aus catalon. Stamm erlosch, beriefen die Cortes 1412 den Infanten Ferdinand von Castilien als berechtigten Thronerben zum Könige. Unter ihm und seinem Sohne Alfons V., 1456—58, der Neapel eroberte, erhielten die Rechte der Cortes abermals eine Erweiterung, denn von nun an der Justicia nur mit ihrer Zustimmung ernannt werden konnte. Alfons' Enkel, Ferdinand V. (s. d.), der Katholische, 1479—1516, vermählte sich mit Isabella

von Castilien, bewirkte hiermit die Vereinigung dieser beiden Königreiche und legte dazu sowie durch die Erwerbung von Navarra u. s. w. den Grund zur spätern span. Monarchie.

In Castilien, das 1038 von Ferdinand I. mit dem Königreiche Leon zu einem eignen Reiche vereinigt worden, dann aber von demselben wieder getrennt und zuletzt von Ferdinand III., dem Heiligen, 1217—52, wieder mit ihm vereinigt worden war, dehnte es durch glückliche Kriege gegen die Araber seine Macht über Cordova, Sevilla und Cadix aus. Sein Sohn Alfons X. (s. d.), der Weise, 1252—84, förderte zwar Wissenschaften und Kunst, ließ aber durch verkehrte Regierung sein Reich in Verfall gerathen, sodaß die Araber von neuem im Süden sich ausdehnen konnten. Nach seinem Tode entstanden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege, die das Reich 40 J. lang zerrütteten, die Königsgewalt schwächten und dafür die Abels hoben. Die Städte hatten hier weder eine so große Blüte noch so bedeutende Reichthümer wie in Aragonien. Aber Geistlichkeit und Adel, zu dem auch die mächtigen und einflußreichen Ritterorden von Calatrava, San-Jago di Compostella und von Alcantara gehörten, saßen große Privilegien. Erst Alfons XI., 1324—50, stellte die Ruhe im Innern wieder her und brach durch seinen Sieg am Flusse Salado auf immer die Macht der Araber im südlichen S. Nach seinem Tode wurde Castilien abermals länger als ein Jahrhundert durch innere Kämpfe und Streitigkeiten zerrüttet. Peter der Grausame (s. d.), 1350—69, wüthete gegen Bürger und Verwandte, bis sein Halbbruder Heinrich von Trastamara ihn überwand, tödtete ihn und nahm seine Stelle ein. Unter seinen Nachfolgern entstand durch minderjährige Könige und selbstsüchtige Vormünder große Verwirrung, während der Adel und Klerus alle Kräfte an sich rissen und die königl. Güter und Einkünfte schmälerten, sodaß, als Isabella (s. d.), 1474—1504, den Thron bestieg, die Königswürde ohne Macht und Ansehen war und ein ansehnliches Ritterthum herrschte.

Die Vereinigung von Aragonien und Castilien durch die Heirath Ferdinand's und Isabella war während ihres Lebens nur eine nominelle, indem Beide unabhängig voneinander herrschten. Aber Beider Bestrebungen gingen auf dasselbe Ziel und Beide ließen sich durch den Cardinal Ximenes (s. d.) leiten. Vor allem suchten sie die Macht des Adels und der Geistlichkeit zu mindern und dieselbe der Krone zuzuwenden. Das Hauptmittel, welches Ferdinand zu diesem Behuf anwandte, war, neben der Verstärkung und Organisirung der Hermandad (s. d.), der Übertragung der Rechtspflege an strenge, von ihm ernannte Gerichte, der Erwerbung der Großmeisterwürde der drei Ritterorden und des Rechts, die Bischöfe zu ernennen, vor allem die Inquisition (s. d.), die er auf Ximenes' Rath einführte und die hauptsächlich mit als politisches Institut diente, um mit ihrer Hülfe nicht bloß Ketzer und Ungläubige, sondern auch den widerspenstigen Adel und Klerus im Zaum zu halten und die Fesselung freier Geistesthätigkeit eine absolute Herrschaft zu begründen. Seit dieser Zeit ist in S. Königthum und röm. Kirche in einen solidarischen Bund gegen alle politische und geistliche Freiheit, der erst, nachdem er das Land an den Abgrund des Verfalls gebracht, in neuester Zeit gelöst worden ist, obschon er in seinen demoralisirenden Folgen immer noch nachwirkt. In diesen Umgestaltungen im Innern ihrer Reiche und ihrer Erweiterungen nach außen durch Eroberung von Neapel und Navarra ist Ferdinand's und Isabella's Regierung besonders durch zwei Begebenheiten wichtig, durch die Eroberung des letzten mohammedan. Reichs auf der Halbinsel, Granadas (s. d.), nebst der daran sich knüpfenden Austreibung der Mauren (s. d.) und die Entdeckung Amerikas (s. d.). So wurde unter Ferdinand's und Isabella's Regierung zu gleicher Zeit der Grund zu S.'s künftiger Größe und zu seinem Verfall gelegt.

Neuere Geschichte bis zum Anfange des 19. Jahrh. Hiermit beginnt S.'s neuere Geschichte, das nun in schnellem Lauf der Entwicklung ebenso schnell im Innern zu einer neuen, ungetrennten absolutistischen Monarchie sich consolidirt, wie es nach außen im europäischen Staatensystem für einige Zeit als leitende Weltmonarchie auftritt. Sämmtliche Kinder Ferdinand's und Isabella's waren frühzeitig gestorben, bis auf ihre Tochter Johanna, die nach ihrer Mutter Tode, 1504, mit ihrem Gemahl, König Philipp I., des deutschen Kaisers Maximilian Sohn, in Castilien zur Regierung kam. Als dieser aber jung starb und Johanna Wahnsinn verfiel, erklärten die Stände von Castilien Ferdinand zum Vormund seines noch zum Universalerben eingesetzten Enkels Karl I., des spätern deutschen Kaisers Karl V. (s. d.). Nach Ferdinand's Tode 1516 übernahm Cardinal Ximenes für den noch in den Niederlanden weilenden 16jährigen Karl die Regentschaft von Castilien und wußte es dahin zu bringen, daß Karl, ungeachtet seine Mutter noch am Leben war, 1517 als König von Castilien und Aragonien anerkannt wurde. Ximenes hatte Truppen, Finanzen und Kriegsbedarf dergestalt in S.

ist, daß die Cortes nichts gegen ihn zu unternehmen wagten. Als aber der junge unerfahrene König bei seiner Ankunft in S. nur die Rathschläge seiner niederl. Günstlinge befolgte, Cardinal Ximenes entließ und die wichtigsten Stellen in Kirche und Staat mit Niederländern besetzte, erzeugte dies eine so allgemeine Unzufriedenheit, daß 1519 während der Abwesenheit Karl's in Deutschland der Adel in Castilien und Valencia sich mit den Städten verbündete, um einem Aufstand Beschränkung der Königsmacht zu erzwingen suchte. Der Aufstand, der Führer der Kühnen Juan de Padilla (s. d.), scheiterte nur durch die Entzweiung des Adels und der Städte, deren Erhebung zugleich den aristokratischen Vorrechten galt. Der Sieg bei Barataria (1521) und die Hinrichtung Padilla's machten der Bewegung ein Ende. Adel und Kirche schlossen sich dem Throne eng an. Die Städte verloren für immer ihre politischen Freiheiten und Rechte, die Cortesversammlungen wurden immer seltener und die Opposition der städtischen Abgeordneten verhallte ohne Bedeutung. Desto mehr erhob sich S. nach außen, und in den vier Kriegen, die Karl mit Franz I. von Frankreich führte und durch die er Ruhm erwarb, sowie durch den Zug Karl's nach Nordafrika 1535 ward es zur ersten militärischen und politischen Macht in Europa. Zu gleicher Zeit ward auch durch die Eroberungen in Amerika (s. Cortez und Pizarro) die Colonialmacht S.'s und dadurch eine unerschöpfliche Geldquelle begründet, um so nöthiger, als durch die vielen Kriege Karl's die Kronkassen erschöpft waren, die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Darum auch die 35jährige Verbindung Deutschlands mit S. unter Karl, obschon sie den Völkern beider Länder beförderte, für S. von ebenso wenig Nutzen, als sie es aus andern Gründen für Deutschland war. Wie alle politische Blüte, die nur auf äußere Macht begründet ist, so auch die S.'s mit reißender Schnelle. Mit dem Abtreten des vorsichtigen und staatsmännischen Karl V. und der Thronbesteigung seines Sohnes Philipp II. (s. d.), 1556—98, trat schon der Verfall S.'s, zu dem damals die ganzen Niederlande, das Königreich beider Sicilien, Mailand, Sardinien, die Franche-Comté und der ungeheure Colonialbesitz in Amerika und Asien gehörten. Drei Ziele verfolgte der finstere kalte Philipp II.: die Vergrößerung der Macht, die Vertilgung aller Ketzerei und die Vernichtung aller Volksrechte. Obschon er diesen Zielen das Glück der Nationen, den Wohlstand seines Reichs und die Liebe seines Volks opferte, gelang es ihm doch nur rücksichtlich der Volksrechte seine Absicht zu erreichen. Während er 1580 Portugal nur für einen kurzen Zeitraum seiner Monarchie gewann, erlitt er den Grund zu dem bald nach ihm eintretenden Verluste der Niederlande (s. d.), wie er einzelne gewonnene Siege abgerechnet, im Allgemeinen nichts weniger als glücklich in seinen Kriegen mit der Barbarei, mit England (s. Großbritannien und Armada) und den Niederlanden war. Ebenso wenig glückte es ihm überall mit der Ausrottung der Ketzerei. Zwar erreichte er in S. mittels der Inquisition jedes Auftauchen des Protestantismus und suchte mit Erfolg die Reste des Mohammedanismus daselbst in den Moriscos (s. Mauren) auszurotten; aber in den Niederlanden vermochte er trotz aller Grausamkeiten den theilweisen Sieg des Protestantismus nicht zu verhindern und selbst in seinen ital. Besitzungen die Einführung der Inquisition nicht durchzusetzen. Am meisten gelang ihm die Unterdrückung der noch bestehenden Freiheiten. Denn als die Aragonier sich gegen seine geistliche und weltliche Tyrannei empörten, erstickte er durch Soldaten und Hinrichtungen den Aufstand und vernichtete die Rechte des Landes. So verbreiteten sich finsterner Despotismus und geistesstöbende Ketzerei über ganz S. und gewannen in ihm für lange Zeit ihre festeste Stütze, während es seinem Ruin entgegenging. Die vielen Kriege und die verkehrte Politik und Wirthschaft Philipp's brachten das Land schon damals, trotz der aus Amerika fließenden ungeheuern Reichtümer, an den Rand eines finanziellen Abgrundes, von dem es nur durch drückende Steuern retten werden konnte. Bloß der äußere Glanz dauerte unveränderlich fort. Span. Kunst und Literatur feierten damals und noch eine kurze Zeit weiter ihr goldenes Zeitalter, und span. Sprache und Mode waren damals tonangebend in Europa. Aber diese Blüte war nur das Abbild einer mehr phantastisch-sinnlichen als sittlich-geistigen Bildung, weshalb sie schnell ohne tiefere Nachwirkungen für die Folgezeit vorüberging. Schon unter dem that- und losen Philipp III., 1598—1621, machte der sichtbare Verfall S.'s Riesenschritte, obwohl in seinen Heeren, Feldherren und Staatsmännern noch Spuren der alten Kraft genug zeigten. Der allmächtige Günstling des Königs, der habgierige und ehrsuchtige Graf Lerma, suchte seinen und seiner Anhänger Vortheil. Die Staatseinkünfte wurden schmählich vergeudet, während der Staat an Allem Mangel litt und Handel, Industrie und geistige Bildung immer mehr herunterkamen, besonders durch die Vertreibung der letzten Reste der Moriscos. Nur

der Hochmuth des Adels und der leere Glanz des etikettesteifen Hofes blieben übrig und setzten sich sogar noch unter Philipp IV., 1621—65, unter dem, trotz der energischen Märgeln des Herzogs von Olivarez (s. d.), der Zustand des Landes noch trauriger ward. Kriege in Deutschland, Italien, den Niederlanden und zuletzt der mit Frankreich, welcher den V. Roussillons herbeiführte, zehrten das Mark des Landes auf und führten zu den härtesten fürlichen Bedrückungen, die einen zehnjährigen hartnäckigen Bürgerkrieg in Catalonien und andere Aufstände in Andalusien, Neapel (s. Masaniello) und Portugal (s. d.), das sich wieder unabhängig machte, veranlassten. Unter Philipp's IV. Sohn und Nachfolger, der Geist und Körper schwachen Karl II., 1665—1700, traten die Folgen des Systems unvorherrschend hervor. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen, die Regierung im Innern und in den Colonien ohne Kraft und Ansehen und nach außen unglücklich in ihren Kriegen gegen Frankreich, an das die Franche-Comté und ein Theil der niederl. Besitzungen verloren gingen. In den letzten Jahren der Regierung Karl's II. war die Monarchie bereits ganz von ihrer alten Höhe herabgesunken, und die Volksmenge, welche schon 1688 in S. kaum noch 11 Mill. betrug, lief sich in den ersten Jahren des 18. Jahrh. nur noch auf 8 Mill.

Karl II., der letzte span. Habsburger, hatte in seinem zweiten Testamente einen Enkel, einen ältern Schwester, der Gemahlin Ludwig's XIV., Philipp von Anjou, den zweiten Sol Dauphin, zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Frankreich und Frankreich in dem sogenannten Partagetractate beschlossene Theilung der span. Monarchie zu verhindern. Ludwig XIV. erkannte seinen Enkel Philipp als König nach dem Testamente an. Dagegen nahm der östr. Habsburger, Kaiser Leopold I., aus mehreren Verwandtschaftsgründen ebenfalls die ganze span. Monarchie in Anspruch, während Philipp III., König von England und Erbstatthalter von Holland, aus Gründen des europ. Gleichgewichts für die Theilung der Monarchie entschieden blieb. Ludwig's XIV. Anmaßungen riefen endlich Frankreich zum Kampfe heraus. So entstand der zwölfjährige Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), welchem der Bourbon Philipp V. (s. d.), 1701—46, nach manchem Wechsel des Glücks, Berwick's und Vendôme's Siege gegen Karl von Oesterreich, den nachmaligen Kaiser, auf dem span. Throne sich behauptete. Allein im Utrechter Frieden 1713 mußte er die Nebenländer in Europa: Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande, an Oesterreich, Sicilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca, welche letztere sie späterhin wieder zurückgaben. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzte Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia wurden von Philipp V. als ein Land behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten und in Aragonien 1720. Nur Biscaya und Navarra behielten ihre herkömmlichen Freiheiten. (S. Gueterres) Die auswärtigen Angelegenheiten verwirrte seit 1717 des Cardinals Alberoni (s. d.) Ehrgeiz für kurze Zeit Europa. Doch erlangte S. 1735 wieder den Besitz der Beiden Sicilien für den Infanten Carlos, sowie 1748 den von Parma (s. d.) für den Infanten Philipp. Neapel und Sicilien wurden einem nachgeborenen span. Bourbon abgetreten. Auf die innern Zustände wirkte die energische und geistvolle zweite Gemahlin Philipp's V., Elisabeth von Parma, eine belebende und anspornende Wirkung aus, wiewohl unter Philipp's gemüthskranken Sohn und Nachfolger, Ferdinand VI., 1746—59, die alte Stille und Trägheit zurückkehrte. Unter Karl III., 1759—88, einem aufgeklärten Fürsten, brach für S. eine bessere Zukunft an. Zwar verwickelte der bourbonische Familienvertrag von 1761 S. zu seinem Nachtheil in den franz.-englischen Krieg, auch mißlang die Unternehmungen gegen Algier 1775 und die Kriege von 1779—83 die Belagerung von Gibraltar. Doch störte dies den Gang der vernünftigen Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda (s. d.), Campomanes (s. d.), Olavides (s. d.) und Florida Blanca (s. d.) arbeiteten. Sie sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaus, des Kunstfleißes und des Handels. Daher nahm die Bevölkerung wieder zu. Auch die Inquisition ward beschränkt und der geheime Widerstand der Jesuiten durch die pragmatische Sanction vom 2. April 1767, welche sie aus allen span. Ländern verwies und ihre Güter einzog, mit einem Schlage vernichtet. Ubrigens war der Fortschritt zum Bessern auch noch im Anfang der Regierung Karl's IV. (s. d.), 1788—1808, zu sehen, und Florida Blanca beschwichtigte dadurch den Wunsch des Volkes nach Wiederherstellung der alten Cortes. Endlich wurde er 1792 durch den Herzog von Alcudia (s. d.) gedrängt, mit welchem eine Günstlingsregierung eintrat, die bei der Einwirkung der Französischen Revolution ebenso verkehrt als nachtheilig für den Staat geführt wurde. Anfangs nahm S. mit großer Anstrengung an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Theil; allein A

und allen Ministern des vorigen Königs begleitet, 9. Juli Bayonne verließ und 20. in M seinen Einzug hielt.

Geschichte des Befreiungskampfes und der Restauration. Aber der franz. Kaiser sich in den Spaniern verrechnet; unter dieser unerhörten Schmach erwachte die bisher gebu Kraft der Nation; edle und unedle Elemente, Nationalstolz und wilder Fremdenhaß, t Freiheitsinn und mönchisch-feudaler Fanatismus, Alles wirkte gleichmäßig zusammen, ei spiellose Kraft des Widerstandes zu erwecken. Gleich die erste Kunde von Ferdinand's E rung nach Bayonne rief 2. Mai einen furchtbaren Volksaufstand in Madrid hervor, d Franzosen nur mit blutiger Strenge bewältigen konnten. Zugleich griff Asturien zu den fen; die meisten übrigen Provinzen folgten. Der Rückzug der Franzosen, die Umzingelun pont's und seine Capitulation bei Baylen (s. d.) 20. Juli 1808, die Aufhebung der Belag von Saragossa und die Räumung Madrids durch Joseph elektrisirten die Spanier, der Ei davon wirkte damals ermuthigend auf ganz Europa. Große Streitkräfte wurden ausge und zugleich erhob sich Portugal, wo Wellesley mit einem engl. Corps landete und die F sen unter Junot durch den Sieg von Vimeira und die Capitulation von Cintra (21., 22. das Land zu räumen zwang. Zwar waren in offener Feldschlacht, wie der Sieg bei Med Mio Secco bewies, die Franzosen noch überlegen und die Centralsunta, welche Alles lei ihren Maßregeln nicht immer glücklich. Napoleon, der im November selbst mit neuen E herankam, drang rasch vor und seine Marschälle schlugen die Spanier bei Gamoral, E und Tudela und 4. Dec. lehrte König Joseph wieder nach Madrid zurück. Allein der wuchs für Napoleon gleichwol an Schwierigkeit mit jedem Tage. Die Erfolge, welche die zosen durch Eroberung einzelner Plätze, durch den Sieg über Moore bei Coruña 16. Jan. die Schlacht bei Medellia 28. Mai erfochten, entschieden für ihre Herrschaft in S. nicht eine Belagerung von Saragossa (s. d.) bewies, welche Kraft der Widerstand zu entfalten. Der Krieg hatte den Charakter des furchtbarsten Volkskampfes angenommen. Der Klein der Guerrillas (s. d.) schwächte und demoralisirte die Franzosen: sie waren überall in F land; alle gewöhnlichen Regeln und Mittel der Napoleon'schen Kriegführung hatten hie Anwendung. Schon jetzt erklärten alle Unbefangenen, namentlich König Joseph, der sein lassenheit tief empfand, daß dieser Kampf nicht zu Ende geführt werden könne, ohne Fra und S. verbluten zu machen; aber Napoleon's Starrsinn war zu dem entscheidenden zurück nicht zu bewegen.

Inzwischen hatte sich, durch diese Ereignisse ermuthigt, Osterreich zu dem Kriege vor erhoben, der Napoleon und einen Theil seiner Heere nach Deutschland zog, sodaß er die des Kriegs seinen uneinigen Marschällen überlassen mußte. König Joseph selbst, mit Bruder uneinig, bei den Marschällen ohne Ansehen, war außer Stande die Dinge zu schen, während auf der andere Seite Wellington (s. d.) an die Spitze trat. Die Franzosen außerordentliche Mittel auf, aber auch die Spanier blieben in heroischen Anstrengunge zurück. Vergebens bemühten sich die Franzosen, trotz ihrer numerischen Überlegenheit, P wieder zu erobern und nach Cadix vorzudringen. Zwar blieb Wellington's Sieg bei T 27. und 28. Juli durch die schwache Unterstützung der Spanier und wegen des Anrückens franz. Corps ohne Folgen und die Engländer mußten sich gegen Portugal zurückziehen rend Banegas bei Almonacid 11. Aug. geschlagen ward. Dasselbe Schicksal hatte Wil gen Ney in den Engwegen von Baros. Madrid war so gerettet, und der Sieg gab dem sogar den Muth, 18. Aug. 1809 die span. Mönchsorden aufzuheben. Allein diese Si Franzosen gossen nur Öl in die Flammen des Aufstandes. Zugleich machten die Erhöhu Steuern, die Nichtbezahlung der meisten Gehalte und die allgemeine Nahrungselosigkeit sephinische Regierung verhaßt. Dazu kamen noch Theuerung und Hungersnoth in M Die Centralsunta zu Sevilla berief jetzt die außerordentlichen Cortes und ernannte eine I schaft. Neue Heere wurden ausgerüstet. Arzaga rückte mit 55000 Mann über Tole Ocaña vor, wo er aber von Mortier 18. Nov. gänzlich geschlagen wurde. Aber in Altea Catalonien, Aragonien, Navarra und Biscaya konnten die Guerrillas weder durch mob lonnen besiegt, noch durch feste Plätze in Zaum gehalten werden. Empecinado (s. d.), E luchio, Couvillas, Rodriguez, Jacobe, Mina (s. d.) und Marquesito waren die bedeutendst ter den Bandenführern. Indes gelang den Franzosen ihr Hauptplan gegen Andalusie der unbesonnene Arzaga mit 22000 Mann gegen 60000 Mann heranrückender Kerne zu vertheidigen wagte. Am 6. Febr. 1810 war ganz Andalusien mit der einzigen Aus von Cadix in den Händen der Franzosen, und Joseph hielt 1. Febr. seinen Einzug in S

türkische Verfolgung aller Anhänger Joseph's sowol, wie der Cortes und der Regentschaft. Es war das Ausland mit vielen Tausenden von span. Flüchtlingen und Verbannten erfüllt, Theil solchen, die den größten Patriotismus in der Zeit des Kampfes bewährt hatten. Die Inquisition kehrte zurück, Mönche, Klöster und Jesuiten lebten wieder auf, die Restauration bis über die Reformen Karl's III. zurück. Ein finsterner Despotismus, mit allen Mitteln losen Gewaltthat durchgeführt, bezeichnete die neue Regierung, die ohne Fähigkeit und männlichen Geist von den obscursten Hof- und Priestereinflüssen beherrscht war. Jede freisinnige Regung in den gebildeten Classen der Nation ward mit Verbannung, Kerker und Geißel bestraft, das materielle Wohl des Volkes nicht gefördert. Nach außen war die Regierung glücklicher als im Innern. Florida ward 1819 für 5 Mill. Doll. an die Vereinigten Staaten verkauft; die abgefallenen amerik. Colonien wollte Ferdinand zurückerobern. Aber die Krieger gingen bei der ökonomischen Zerrüttung des Landes, trotz neuer Steuern und Anleihen nur langsam von statten. Die Kaper der Insurgenten nahmen im Angesicht der span. Handelschiffe weg und die Kriegsflotte war in tiefstem Verfall. Alle diese Vorgänge, die materielle Noth ebenso sehr wie das politische Misvergnügen, beschleunigten die Krisis, weld gewissenloses Regiment über das Land heraufbeschworen hatte.

Nachdem verschiedene kleinere Verschwörungen und Aufstandsversuche mißlungen, hauptsächlich von der Armee ein allgemeiner Aufstand verabredet, der 1. Mai 1820 losbrach und die Verfassung von 1812 wiederherstellen sollte. Die Abneigung der Truppen gegen Einschiffung nach Amerika wurde benutzt, den Ausbruch zu beschleunigen. Am 1. Jan. proclamirte der Oberstlieutenant Don Rafael Riego (s. d.) an der Spitze von vier Bataillonen zu San-Juan die Verfassung der Cortes; er bemächtigte sich einiger Forts und der Isla de Leon und eroberte La Caracca. Rasch vergrößerte sich die Truppenzahl; Quiroga trat an die Spitze. Es bildete sich in Isla de Leon eine provisorische Regierungsjunta; durch alle Provinzen verbreitete sich, von Männern wie Torrijos und Mina eifrig unterstützt, die Sache des Aufstandes, Madrid selbst gerieth in Bewegung. General D'Ossuna (s. d.) ging nach Ocaña, wo Truppen zum Schutz des Königs zusammengezogen worden; er rief die Verfassung aus und vereinigte sich mit Riego. General Freyre, bisher ein Gegner des Aufstandes, schloß sich ihm, nachdem mehre Bataillone zu den Gegnern übergegangen waren ebenfalls an und rief die Verfassung in Sevilla und Andalusien aus. Der König, schuglos verlassen, suchte erst mit spärlichen Concessionen zu helfen; dann entschloß er sich, von wo er der Angst bedrängt, 7. März, die Wiederherstellung der Verfassung von 1812 und die Auflösung der Cortes von 1812 zu verkündigen. Eine Amnestie ward proclamirt, die Kerker der Inquisition wurden geöffnet, eine provisorische Junta gebildet, die mit dem König einzutreten die Geschäfte leiten sollte, und die Verfassung von Ferdinand beschworen. Am 10. März ward die Aufhebung der Inquisition, die Bildung eines neuen Ministeriums und die Herstellung der freien Presse. Binnen wenig Tagen war, mit geringen Ausnahmen ohne Widerstand, in ganz Spanien, namentlich in den Städten, die neue Ordnung der Dinge anerkannt. Die Regierung begann nun in ihrem Sinne, ohne daß der König sich widersetzte, zu reformiren. Aufhebung der Patrimonialjustiz, der Zünfte, des Klosterzwangs, eine neue Eintheilung des Reichs, die Einrichtung von Nationalgarden waren die ersten Maßregeln. Als die Cortes am 1. Juli zusammentraten, wurden, um der Finanznoth abzuhelfen, ein Theil der Klöster und die Majoratsgüter gehoben. Nicht alle diese Schritte waren in der Masse des Volkes populär, zumal sich der materielle Zustand zunächst nicht besserte und eine stürmische extreme Partei der Regierung den Cortes über den Kopf zu wachsen drohte. Schon jetzt bildeten sich Guerrillasbanden, und an der portugiesischen Grenze trat die sogenannte apostolische Junta auf mit der ausgesprochenen Absicht, die absolute Königsgewalt, die mönchischen und feudalen Institutionen wiederherzustellen. Die Einführung einer directen Steuer und der Verkauf der Nationalgüter half die Noth nicht ab; die Unterhandlungen mit den Colonien führten nicht zum Ziel, vielmehr steigerte sich ihre Unabhängigkeit. Die Regierung und die Cortes bemühten sich zwar die Ordnung gegen die extremen Factionen zu erhalten. Der Belagerungszustand ward über das Land verhängt; einschränkende Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse und des Clubs wurden erlassen. Allein während diese Maßregeln die sogenannten Exaltados oder die äußerste Partei der Cortes, die Sansculotten jener Zeit, betrafen, drohte auf der andern Seite die rührerische Agitation der sogenannten apostolischen Partei. Die Cortes von 1821 und 1822 und ein neues Ministerium, an dessen Spitze jetzt Martinez de la Rosa (s. d.) stand, hätten indessen mit mehr Erfolg für Ordnung und Wohlfahrt des Landes wirken können, das Ausland,

ich wol nicht ungestört walten lassen. Schon früher hatte Frankreich an der Grenze unter Namen eines Gesundheitscordons eine Beobachtungsarmee aufgestellt und damit den Um- n der apostolischen Partei einen Rückhalt gegeben. Zwar wurden die einzelnen Banden genannten Glaubenssoldaten anfangs überwältigt und zerstreut, und auch ein Versuch der- Partei, durch die Gardes den König zu „entführen“ (7. Juli 1821), scheiterte in Madrid, Ferdinand sichtbar im Complot war. Aber in den nördlichen Provinzen, namentlich in nien, Navarra und Biscaya, breiteten sich die apostolischen Guerrillasbanden weiter aus. italonien errichteten die Anhänger des absoluten Systems zu Seu de Urgel eine Regent- die im Namen des „gefangenen“ Königs Alles wiederherzustellen befahl, wie es vor dem 1820 bestanden hatte. Es gelang allerdings Mina und andern Generalen, die Banden streuen, die Regentschaft im Nov. 1822 nach Frankreich zu treiben und Seu de Urgel ndern Punkten im Febr. 1823 zu nehmen; aber dadurch kam der Conflict mit dem Aus- ur näher. Mit dem röm. Stuhle war der Bruch bereits vorhanden. Derselbe drohte ch mit Frankreich, das seine Truppen an den Grenzen vermehrte, die geflüchteten Abso- i in Bayonne und der Umgegend duldet, ihnen Geld und Waffen verschaffen half. Der Con- i Verona (s. d.) trat jetzt im Spätherbst 1822 hauptsächlich wegen der span. Verhältnisse men. Frankreich vereinigte sich dort mit den Höfen des Ostens zu einer Einmischung in die Angelegenheiten. Das Ansinnen einer Verfassungsveränderung und Herstellung der Souveränität wurde im Jan. 1823 von der span. Regierung und den Cortes abge- and damit war der Anlaß zu der längst vorbereiteten Intervention gegeben.

en 100000 Mann Franzosen und die span. „Glaubensarmee“, die sich beinahe auf 1 Mann belief, standen gerüstet an der Grenze. Am 2. April erließ der Herzog von An- ie, der Oberanführer des franz. Interventionsheers von Bayonne aus einen Aufruf, er erklärte, nicht als Feind zu kommen, sondern nur, um S. von der Revolution zu be- Am 7. überschritt sein Heer die Bidassoa. Eine provisorische „Regierungsjunta für S. idien“ erklärte alle Beschlüsse der Cortes für nichtig und verkündete die Herstellung der de, wie sie vor dem März 1820 gewesen waren. Das constitutionelle Ministerium hatte n den König nicht ohne Widerstreben dazu vermocht, die Regierung nach Sevilla zu ver- nd den Krieg an Frankreich zu erklären. Man dachte an einen Vertheidigungskrieg, in an den Feind durch Guerrillas beschäftigen, Hauptschlachten aber vermeiden wollte. Aber m nationalen Kampfe, wie er 1808 — 12 geführt worden, fehlten die Elemente. Die des Volkes war entweder ohne Begeisterung und ohne Verständniß für die Verfassung m Klerus dagegen fanatisirt. Die gebildeten Classen zeigten mehr Anhänglichkeit an die jung, aber nicht immer den rechten Opfermuth für den neuen Zustand der Dinge. So s der Regierung nicht nur an Geld, sondern auch an Menschen, die sich in Masse herzu- gt und mit Enthusiasmus für ihre Sache geschlagen hätten. Als die Franzosen ein- , unter tüchtigen Führern, mit guter Mannszucht und vorsichtiger Schonung des Volks- standen gegen sie vier span. Armeecorps aufgestellt. Das erste von 20000 Mann unter leros zog sich beim Vorrücken der Franzosen hinter den Ebro; das zweite gleich starke Mina sollte Catalonien vertheidigen; das dritte von 18000 Mann unter D'Donnell ei Madrid; ein viertes unter Morillo, in Galicien und Asturien, war 10000 Mann stark. Vorrücken der Franzosen zog sich Ballesteros nach Valencia zurück; Mina ward in Ca- n abgeschnitten; die Provinzen Castilien, Aragonien und Obercatalonien wurden fast ampf von den Franzosen besetzt. Nur in Untercatalonien führte Mina einen geschickten Krieg, der die Franzosen ermüdete und ihnen keine entscheidenden Schläge möglich . Indessen rückten die Franzosen über Burgos und Valladolid nach der Hauptstadt vor, Herzog von Angoulême 24. Mai unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug hielt. on ihm ernannte und von den auswärtigen Mächten bald anerkannte Regentschaft be- ugleich das Werk der Restauration. Auch die Verfolgungen und Ausschweifungen der en Partei blieben nicht aus, und die Franzosen mußten nicht selten mildernd und ab- id dazwischen treten. Der Krieg neigte indessen überall seinem raschen Ende zu. Die hatten in Sevilla versucht, einen allgemeinen Guerrillaskrieg zu entzünden. Um sich Geld ffen, zogen sie das Vermögen der Gegner ein, versuchten ein gezwungenes Anlehen und ffen einen Theil des Kirchensilbers auszuprägen. Diese Mittel der Verzweiflung konn- türlich in solcher Lage ihre Popularität nicht steigern. Vom vordringenden Feinde be- beschloßen die Cortes den König zur Abreise nach Cadix zu bewegen, und als er sich te, wurde eine provisorische Regentschaft ernannt, die bis zum Eintreffen des Königs in

Cadix die vollziehende Gewalt übte. Am 12. Juni verließen sie mit Ferdinand Sevilla, das nach ihrer Entfernung der Schauplatz blutiger Excesse ward. In der Armee begann allenthalben Entmuthigung und Desertion. Morilla in Galicien schloß einen Waffenstillstand und unterwarf sich gegen das Versprechen vollkommener Amnestie der Regentschaft in Madrid. Seine Untergenerale folgten dem Beispiel; nur Quiroga entkam nach Cadix. Während Mina allein noch mit einem kleinen Corps einen geschickten und rühmlichen Gebirgskrieg in Catalonien gegen die Franzosen führte, verließ auch Sarsfield die Sache der Verfassung, und Ballesteros, von Stellung zu Stellung gedrängt, durch Molitor bei Campillo 28. Juli geschlagen, schloß 4. Aug. unter ähnlichen Bedingungen wie Morillo eine Capitulation mit den Franzosen. Cadix war indessen von den Franzosen zu Land und zur See blockirt worden. Angoulême selbst kam in der Mitte August dort an, erstürmte 31. Aug. den Trocadero, und die Stadt Cadix war nun eng eingeschlossen und bombardirt. Noch vor dem drohenden Sturme beschloßen die Cortes (28. Sept.) dem König die absolute Gewalt zurückzugeben und ihm die Vermittelung mit dem Sieger zu überlassen. Der König sicherte Schutz gegen Rache und Verfolgung zu, was die Cortes beruhigte. Auf das Andringen der madridier Milizen, die den König nicht ziehen lassen, erschien unter Ferdinands Namen eine Proclamation, worin die vollständige Vergessenheit alles Geschehenen, Belassung der von der constitutionellen Regierung eingesetzten Beamten und Herstellung einer Verfassung zugesagt war. Am 1. Oct. traf der König bei dem Herzog von Angoulême ein, der Krieg war so gut wie beendet. Auch Niego, der sich zuletzt noch gegen Malaga gewendet, um die Truppen von Ballesteros zu gewinnen, wurde abgeschlachtet, verwundet und gefangen genommen (15. Sept.). Nur in Catalonien setzte Mina noch eine Zeitlang den Widerstand fort, aber allmählig fielen auch hier die festen Plätze und Mina ging nach England. Die übrigen constitutionellen Generale begaben sich zum großen Theil ins Ausland, die meisten Cortes und die hervorragendsten Personen, die sich compromittirt fühlten, schifften sich vor der Übergabe von Cadix nach Amerika oder England ein.

Indessen hatte schon die provisorische Regentschaft mit Ungeduld das Restaurationen begonnen. Verfolgungen und Proscriptionen waren gleich nach ihrem Einzug in Madrid im Gange, gegen politisch Andersdenkende überhaupt Gewaltthatigkeiten in Menge verübt, nicht selten auch die Pöbeljustiz gegen die Misliebigen losgelassen worden. Vergebens hatte der Herzog von Angoulême persönlich und in officiellen Erklärungen zur Mäßigung gerathen, und verließ im November S., halb zerfallen mit der Partei, zu deren Schutz er herangezogen war. Ferdinand VII., sobald er wieder frei war, hob alle Beschlüsse der constitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oct. 1823 auf und bestätigte die der Regentschaft, deren Minister (darunter der Beichtvater Don Victor Saez an der Spitze des Auswärtigen) verhaftet und beibehalten wurden. Die Cortes und die Mitglieder der constitutionellen Regierung, sowie Offiziere des Heeres und der nun aufgelösten Nationalgarde wurden aus der Hauptstadt und den königl. Residenzen verbannt, die Universitäten reorganisirt, den Jesuiten der Unterricht zurückgegeben. Zugleich wurden die Gefängnisse gefüllt, Niego hingerichtet und von den sogenannten königl. Freiwilligen die brutalsten Ausschweifungen gegen Misliebige begangen. Zwar mußte der König auf das Drängen des Auslandes 2. Dec. das Ministerium im geringsten Sinne ändern und den Grafen Oñalía an die Spitze stellen; allein die priesterlich-absolutistische Partei fuhr fort ihren Einfluß zu üben. Der Credit war durch die Ungültigkeitserklärung der Cortesanleihen gänzlich erschüttert, die Staatscasse leer und drückende neue Steuern nothwendig. Um die Ruhe zu erhalten, verblieben 45000 Mann Franzosen unter Bontade nach einem mit Frankreich geschlossenen Vertrage im Lande. Ein Amnestiedecret vom 1. Jan. 1824 verdiente wegen seiner zahlreichen Ausnahmen kaum diese Bezeichnung. Zudem wurde das moderirte Ministerium bald verdrängt und durch Zea-Bermudez ersetzt. Die zur Prüfung der politischen Meinungen und Handlungen ernannten Reinigungsjungen zogen alle Offiziere in und außer Dienst, vom Unterlieutenant bis zum Generalcapitän, sowie Professoren und Studierende in Untersuchung. Ein Decret vom 1. Aug. befahl allen gewesenen Freimaurern und Mitgliedern anderer geheimer Verbindungen, sich selbst anzuzeigen, wenn sie nicht Hochverräther bestraft werden sollten. In Cordova, Cuenca und Salamanca stürmte der Pöbel die Gefängnisse und ermordete die gefangenen Constitutionellen. Zugleich wurde im Dec. 1823 durch eine Ordonnanz das alte Recht der Gemeinden, ihre Obrigkeiten zu wählen, beseitigt. Es war begreiflich, daß unter diesen Umständen die Lage S.s nichts weniger als beruhigt erschien und die Regierung schloß 10. Dec. 1824 einen neuen Vertrag ab, wonach das Land mit 22000 Mann Franzosen noch ferner besetzt blieb. Gleichwol galten der König und der Pa-

in Augen der fanatischen Priester- und Absolutistenpartei und des von ihr beherrschten Pöbels noch nicht für energisch genug, und es bildete sich in diesem Kreise eine Partei, die auf die Erhebung des Bruders von Ferdinand, Don Carlos (s. d.), hinarbeitete, den man als ein solches Werkzeug der apostolischen Faction kannte.

Wohl minderten sich die Proscriptionen und Verhaftungen, aber viele Tausende von Geächteten und Verbannten hatten das Land verlassen müssen und der Zustand der Monarchie war in jeder Hinsicht trostlos. S. besaß Ende 1825 von seinen Colonien nur noch Cuba und Portorico, das von Peru getrennte Callao und die Philippinen. Die Auswanderung der Reichen entzog viele Geldmittel, und dazu kamen Miswachs und Theuerung. Die Staatsschuld und das Deficit in den Finanzen betrug Ende 1824 an 590 Mill. Realen. Verschwörungen brachen aus zu Tortosa und Valencia. Bessières, der die Waffen gegen Ferdinand's Ministerium erhob, und sieben seiner Gefährten wurden 26. Aug. 1825 zu Molina de Aragon hingerichtet. Gleichzeitig ward auch, um die von den Ultraabsolutisten verbreitete Beugung zu widerlegen, daß die Regierung selbst aus Freimaurern oder Regios bestehe, General Empecinado (s. d.) hingerichtet. Dasselbe Schicksal hatten 9. Sept. sieben in Granada enthaltene Freimaurer. Dessenungeachtet blieb der Einfluß der Geistlichkeit und einiger Glieder der Aristokratie und der königl. Familie, besonders seit Bessières' Hinrichtung, so groß, daß der König 24. Oct. 1825 dem Minister Zea seine Entlassung zu ertheilen und den Herzog von Infantado (s. d.) an seine Stelle zu ernennen sich veranlaßt sah. Doch schon 18. Aug. 1826 ließ dieser sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Seitdem leitete der Ritter Salmon die auswärtigen Angelegenheiten, Zambrano das Kriegswesen und Ballesteros die Finanzen. Ein Aufstand, der die Fahne des Don Carlos erhob, der der sogenannten Agraviados in Catalonien, Nov. 1826, welche die Herstellung der Inquisition verlangten, bewog den König, sich nach Barcelona zu begeben. Im Aug. 1818 kehrte er über Saragossa nach Madrid zurück; allein neue Unruhen beunruhigten fortwährend Catalonien. Endlich räumte das franz. Besatzungsheer 1827 die span. Festungen und 1828 Cadix. In derselben Zeit hatte S. seine letzten Punkte auf dem festen Lande in Amerika, das Fort San-Juan de Ulloa bei Vera-Cruz (22. Nov. 1825), und Callao bei Lima (22. Jan. 1826), verloren.

Geschichte des Karlistenkriegs und der Regierung Isabella's. In die unglücklich gewordenen Verhältnisse warf der König Ferdinand neuen, unermesslichen Stoff der Zerrüttung, indem er, zum vierten male vermählt (1829) mit der klugen und intriganten Maria Christina (s. d.) von Neapel, aus Liebe zu dieser und aus Abneigung gegen seinen Bruder Don Carlos eine pragmatische Sanction vom 29. März 1830 das Salische Gesetz (s. d.) des bourbon. Hauses aufhob, welches die Töchter des Königs von der Thronfolge ausschloß. Die im Oct. 1830 von Christina geborene Infantin Isabella ward in Folge davon zur Thronfolgerin erklärt und damit der Keim eines furchtbaren Bürgerkriegs gelegt. Zunächst regten sich die verschiedensten Parteien. Die Apostolischen oder die Karlisten arbeiteten für die Erhebung des Don Carlos. Die constitutionellen Emigranten glaubten ihre Zeit gekommen; allein sowohl Mina's Versuch als eine Soldatenemeute in Cadix und die Landung des Obersten Torrijos endeten unglücklich (letzte mit dem tragischen Tode des Führers) und gaben nur der absolutistischen Partei neuen Stoff zu blutiger Strenge. Indessen war Ferdinand auch körperlich zerrüttet und fiel im Sept. 1832 in eine lebensgefährliche Krankheit. In diesem Zustande gelang es der apostolischen Partei, mit Hülfe des Ministers Calomarde (s. d.), von dem König einen Widerruf der pragmatischen Sanction von 1830 zu erschleichen. Aber die Intrigue ward vereitelt, die Partei gestürzt und der Einfluß Maria Christina's allmächtig. Auf die Dauer von des Königs Krankheit zur Regentin ernannt (Oct. 1832), mit einem moderirten Ministerium (Molina und Zea-Bermudez) umgeben, begann sie mit mildern Maßregeln gegen die politischen Unruhen vorzugehen und wandte ihre Energie hauptsächlich gegen die Karlisten. Don Carlos selbst begab sich zu Dom Miguel nach Portugal und protestirte gegen seine Ausschließung vom Throne, ein Protest, dem sich später die bourbon. Dynastien in Italien angeschlossen. König Ferdinand ließ dagegen die alten Cortes im Juni 1833 nach Madrid berufen und diese den Eid der Treue gegen die Thronfolgerin leisten. Für den Fall seines Todes sollte Maria Christina, bis die Königin das 18. J. vollendet, die Vormundschaft und unter dem Beistand eines Regentschaftsraths die Regentschaft führen. Am 29. Sept. 1833 starb Ferdinand VII.

Der Tod des Königs ward das Signal für die seit lange vorbereitete Erhebung der Karlisten. Auf dem platten Lande, namentlich in den baskischen Provinzen, war die Stimmung des Volkes

für Don Carlos: man sah in ihm den Repräsentanten der alten monarchischen und kirchlich Ordnung, den Schützer der hergebrachten provinziellen Vorrechte. Bilbao und Vittoria wurden von den Bauern im Oct. 1833 besetzt, die Landesbewaffnung angeordnet und Don Carlos als König ausgerufen. Zwar drangen die Generale der Regentin vor und besetzten jene Städte allein es erhob sich zugleich unter Zavala der Aufstand im Baskenlande, und dieser Aufstand nahm unter der Führung Zavala's, Zumalacarreguy's, Sagastibelza's, Erazo's, Merino's u. einen ähnlichen Charakter an wie einst der Kampf gegen die Franzosen. Die Insurgenten für sich das Landvolk, die Mönche, die Priestern und die Übung im Gebirgskriege. einem Orte überwunden, tauchten sie am andern wieder auf; namentlich gewann unter Häuptlingen Zumalacarreguy in Biscaya schon früh eine hervorragende Bedeutung. Der weitläufige Kampf rief zunächst in der politischen Gestaltung Spaniens einen Umschwung hervor. Die Regentin mußte sich der bisher verfolgten Liberalen als Verbündeter zu verschließen und ihren immer lauter werdenden Forderungen nachgeben. Die Generalcapitäne eigneten sich diese Forderungen an. So wurde 15. Jan. 1834 Zea-Bermudez, der Vertreter gemilderten Absolutismus, entlassen, durch Martinez de la Rosa ersetzt und 15. April 1834 das Estatuto real erlassen, welches eine beschränkte constitutionelle Verfassung mit zwei Kammern einsetzte. Seitdem ward der ausgebrochene Bürgerkrieg zugleich zu einem Kampfe zwischen dem priesterlich-absolutistischen alten S. und zwischen den wieder auf den Kampfplatz tretenden constitutionellen und liberalen Parteien. Zugleich verband sich 22. April S. mit constitutionellen Staaten des Westens, mit England, Frankreich und Portugal zu der Quadrupelallianz, deren nächster Zweck die Aufrechterhaltung der constitutionellen Ordnung gegen Don Miguel und Don Carlos war. Die neuen Cortes wurden auf den Juli einberufen, ausgedehnte Amnestie verkündigt. Inzwischen war Don Carlos, erst von Madrid nach Portugal gedrängt und zur Einschiffung nach England gezwungen, in Navarra im Juli von neuem erschienen, und auch in Catalonien regte sich jetzt für ihn eine Partei. Dies erbitterte die Masse der Bevölkerung und ward der Anlaß zu blutigen Pöbel excessen, welche vorzüglich gegen Priester und Mönche sich richteten (17. und 18. Juli). Die Regierung hob die Inquisition auf und verbannte die Jesuiten.

Die neu berufenen Cortes genehmigten zuerst das Decret, welches Don Carlos und sein Nachkommen vom Throne ausschloß. Indessen hatten die Karlisten in Biscaya Fortschritte gemacht, und der aus der Verbannung zurückgekehrte Mina übernahm an Rodil's Stelle das Oberbefehl. Der Kampf wurde mit äußerster Grausamkeit und Erbitterung auf beiden Seiten geführt: Confiscation, massenhafte Executionen waren die geläufigen Mittel. Aber die Anhänger der Regentin waren nicht glücklich: Mina so wenig wie sein Nachfolger Baldes. Letztere wurde in den viertägigen Gefechten vom 21.—24. April 1835 von Zumalacarreguy geschlagen und nach Logroño zurückgedrängt. Neue Niederlagen bei Guernica (1. Mai) und Hernani (12. Mai) nöthigten die von allen Seiten bedrängte Regierung, die bewaffnete Intervention der Verbündeten anzurufen. Es wurden für den Dienst der span. Königin Verträge in England von Lord Palmerston gestattet und auch den Franzosen erlaubt, in die Dienste der Königin Isabella zu treten, ebenso der franz. Fremdenlegion in Afrika. Auch stellten sich engl. Kreuzer an der span. Küste auf, wo die letztern thätigen Antheil an der Vertheidigung der Seeplätze nahmen, und ein portug. Hülfscorps rückte in S. ein. Am 10. Juni 1835 erfolgte ein völliger Ministerwechsel: an die Stelle des Premierministers trat der Graf von Toreno. Ein zufälliges Ereigniß, der 25. Juni in Folge einer Verwundung erfolgte Tod Zumalacarreguy's, gab zugleich der Sache der Karlisten, die in diesem ausgezeichneten Feldherrn die tüchtigste Stütze verloren, plötzlich eine nachtheilige Wendung. Bald nachher landete das Bataillon der in England geworbenen Freiwilligen in San-Sebastian, wo nach und nach eine engl. Soldheer von 10000 Mann unter dem General Evans (April 1836) zu der span. Armee stieß, die seit 5. Juli 1835 an Baldes' Stelle der General Cordova befehligte. Der Liberalismus foderte jetzt laut die Aufhebung der Klöster. Der Pöbel fiel über die Mönche her und am 29. Juli erschien, welches eine große Anzahl Klöster aufhob. Dennoch traten am 5. Aug. in Barcelona das niedere Volk die schändlichsten Ausschweifungen. General Cordova wurde ermordet und eine provisorische Junta errichtet, welche an die Regierung drohende Forderungen erließ. Barcelonas Beispiel fand bald Nachahmung in den meisten andern Provinzen, wo überall Juntas errichtet wurden, welche die Constitution von 1812 verlangten. Am 14. Sept. erfolgte der Sturz des Ministeriums Toreno und Mendizabal trat an seine Stelle. Um diese Zeit marschirte das andalus. Heer der rebellischen Juntas unter dem Grafen La

gegen Madrid. Nun wurde 28. Sept. auf Mendizabal's Rath den Liberalen nachgegeben. Die Cortes sollten sich 16. Nov. versammeln und ein neues Wahlgesetz entwerfen, um sodann ein Estatuto real, wo es nöthig schiene, abzuändern. Jetzt unterwarf sich die Junta von Sevilla; ein Gleiches thaten nach und nach auch die übrigen. Die Königin decretirte 11. Oct. die Anziehung sämmtlicher Klostergüter zum Besten des Staats. Mina ward wieder angestellt und traf als Generalcapitän von Catalonien 21. Oct. in Barcelona ein, wo sich die Junta bereits aufgelöst hatte. Hierauf eröffnete die Regentin 16. Nov. die Session der Cortes, bei welcher der gemäßigte Liberalismus die Opposition der Exaltados zu überwiegen schien. Allein wegen ihrer Opposition bei den Debatten über ein neues Wahlgesetz wurden sie 27. Jan. 1836 aufgelöst und neue Cortes zum 22. März berufen. Unterdessen waren neue Gräueltaten vorgefallen, besonders in Barcelona und Saragossa. Alles Dies geschah, um die Constitution von 1812 aufzustellen. Dazu kam der grausame Krieg in den insurgirten Provinzen. Cordova, der damalige christinische Oberbefehlshaber, mehrmals geschlagen, verhinderte zwar die Ausbreitung des Aufstandes nach Castilien und Valencia; allein er mußte das innere Land in einem weiten Umfange den Feldherren des Don Carlos (Eraso und nach dessen Tode Eguia, später Villareal folgte) überlassen. Erst mit Espartero's (s. d.) Übernahme des Oberbefehls in den Nordprovinzen begann sich die Stellung der Regierungstruppen zu bessern. Unterbereitete sich in dem um diese Zeit durch Mangel an Geld und Vertrauen furchtbar zerrütteten Innern des constitutionellen S. ein neuer Umsturz vor. Mendizabal (s. d.) zeigte sich mit seinen Versprechungen, das Land zu retten, als ein Charlatan und mußte 13. Mai 1836 einem Ministerium Isturiz (s. d.) Platz machen, das die Cortes auflöste. In mehreren Städten brachen Empörungen aus, und es wurde die Constitution von 1812 proclamirt. Es war den Exaltados gelungen, einen vollständigen Militäraufstand zu organisiren. In der Nacht zum 13. Aug. zog ein gewonnenes Regiment unter Anführung des Sergenten Garcia nach dem Lustschloß La Granja in San-Ildelfonso, wo sich der Hof aufhielt, und zwang mit offener Gewalt die Regentin, sich für die Constitution von 1812 zu erklären. Zu gleicher Zeit brach in Madrid der offene Aufstand aus. Die Minister mußten flüchten und 15. Aug. wurde der Generalcapitän Quesada mit vielen Offizieren ermordet. So war das Estatuto real umgestoßen. Die Regentin hielt 17. Aug. ihren Einzug in Madrid, und das neue Ministerium Calatrava (s. d.) sah sich genöthigt, mit den einzelnen Provinzialjuntas zu capituliren. Die 24. Oct. eröffneten constituirenden Cortes bestätigten die Regentin als solche und beriethen dann die neue, sogenannte modificirte Constitution von 1812, die jedoch bedeutend von der wahren Constitution von 1812 abwich und in ihren Grundzügen eine Reproduction der franz. Verfassung von 1830 darstellte. Am 18. Juni 1837 wurde dieselbe proclamirt.

Während so der Bürgerkrieg zur Revolution umschlug, war zum Glück für die Sache Isabella's II. auch im karlistischen Lager die Einigkeit nicht groß. Zwar war in Cabrera (s. d.) ein vorragendes militärisches Talent an die Spitze getreten. Derselbe wußte sich 1836 im südlichen Aragonien ein neues Heer zu gründen, mit welchem er die Christinos schlug, und sich völlig Herr der Gebirgsgegend zu machen, wo die Gebiete von Aragonien, Catalonien, Valencia und Neucastilien aneinanderstoßen. Dagegen war die Kriegsführung im Baskenlande und Navarra unter der Führung des Infanten Don Sebastian mittelmäßig, das Hauptquartier des Don Carlos selbst von Intriguen und Zerrwürnissen beherrscht. So mißlang denn auch der Hauptschlag, der im Mai 1837 von der ganzen karlistischen Macht anfangs unter glücklichen Folgen gegen Madrid unternommen ward. Espartero schlug eine Abtheilung bei Segovia, und dann zum Schutze von Madrid herbei, schlug die Feinde in mehreren Gefechten abermals und zwang sie, über den Ebro zurückzukehren. Demoralisation und Entmuthigung im karlistischen Lager, Zwist im Hauptquartier und Abspannung im Volke waren die Nachwirkungen dieses Mislingens. Während Espartero immer mehr an Terrain gewann und 1838 den Karlisten eine Reihe kleiner Niederlagen beibrachte, blieb doch Cabrera siegreich, besaß aber seinen Ruhm durch thierische Grausamkeiten. Die europ. Mächte mußten sich sogar bei Don Carlos und der Regentin zugleich für eine menschlichere Kriegsführung verwenden. Im Frühjahr 1839 war der größere Theil der nördlichen Provinzen in Espartero's Gewalt und kam ihm dabei der Zustand des karlistischen Lager trefflich zu Hülfe. Hier hatten sich nämlich die Priester und Höflinge, die Hauptstützen der Prinzessin von Beira, Don Carlos' zweite Gemahlin, und der Bischof von Orense waren, mit der eigentlich nationalen und provinziellen Partei des Widerstandes entzweit. Der obersten Führung, die unfähigen Menschen überlassen ward, und in der Armee selbst,

die von Meutereien erschüttert war, sprach sich diese Zerrüttung der karlistischen Sache deutlich aus. Im Aug. 1838 ward Rafael Maroto (s. d.) an die Stelle des unfähigen Guergue zum Oberbefehlshaber ernannt und ebenso im Ministerium Tercero das Organ der höfisch-pfäffischen marilla ersetzt. Aber bald standen sich die Parteien von neuem gegenüber. Maroto tötete den Prätendenten und ließ 20. Febr. 1839 mehrere Häupter der Camarilla erschießen, worauf Don Carlos ihn am andern Tage als Verräther entsetzte, aber, von ihm gedrängt, am 24. Entsetzung wieder zurücknahm. Die Gegner Maroto's, zum Schein verbannt, aber von Carlos heimlich wieder zurückgerufen, bemühten sich jetzt aufs eifrigste, den General zu stützen und namentlich die Armee gegen ihn aufzuregen. Endlich trat Maroto im Juli mit Carlos in Unterhandlung, der schon früher bemüht gewesen, die karlistischen Feldherren in diesem Sinne zu bearbeiten. So ward endlich 31. Aug. 1839 zu Bergara ein Vertrag zwischen Carlos Maroto und 50 karlistischen Chefs unterzeichnet, wonach 18 Bataillone und fünf Schwadronen der Karlisten sofort die Waffen niederlegten und sich in ihre Heimat begaben. Don Carlos zog sich zum Rückzug ins Baskenthal und von da zur Flucht auf das franz. Gebiet genöthigt (Sept.), wo man ihn in mildem Gewahrsam hielt. Damit waren Navarra und die baskischen Provinzen unterworfen. In Niederaragonien und Catalonien dauerte zwar der Krieg noch fort, allein Cabrera vermochte sich hier doch auf die Länge gegen seinen nun übermächtigen Gegner nicht zu behaupten, mußte im Mai 1840 über den Ebro nach Nordcatalonien ziehen und schon er vorher von Don Carlos zum Oberbefehlshaber ernannt worden war, 6. Juli über die franz. Grenze überschreiten. Auch die übrigen noch in einzelnen Theilen sich haltenden karlistischen Generale und Häuptlinge unterwarfen sich nach und nach oder flüchteten nach Frankreich, sodaß im Spätsommer 1840 ganz S. als der Regierung der Königin Isabella unterworfen betrachtet werden konnte.

Nur der äußere Kampf hatte den Ausbruch der innern Krisis, in welcher das constitutionelle S. begriffen war, noch aufgehalten. Jetzt, wo der gemeinsame Feind erlegen, kam es an die Entscheidung. Die Regierung war während der ganzen Zeit in fortwährender Zerrüttung begriffen; ein Ministerium folgte dem andern, ohne daß die Zustände sich besserten. Die Regentin und ein Theil der ihr ergebenen Moderados waren nicht geneigt, mit der Repräsentation Ernst zu machen. Die selbstsüchtige Regentin, deren Habsucht und Treiben auf sich schonlich ihr die Achtung verschmerzte, erweckte der Regierung eine immer wachsende Opposition theils in den vorgeschrittenen Liberalen (Exaltados), theils in der Masse der städtischen Bevölkerung. Zu dieser Opposition neigte auch Espartero und die ihm befreundete brit. Politik. Anlaß des Conflicts ward jetzt der Entwurf eines Ayuntamientogesetzes, welcher schon 3. Sept. 1839 eröffneten Cortes vorgelegt wurde und auf den größten Widerstand stieß. Er ganz nach franz. Muster gemodelt war und die althergebrachte Freiheit der span. Gemeinden durchaus zu vernichten drohte. Die Cortes wurden deshalb im November aufgelöst und eine neue gewählt, in welchen die Moderados die Oberhand hatten. Dagegen erklärte sich Espartero gegen das Ayuntamientogesetz und trat somit offen als Gegner der Regentin und ihres Ministeriums auf. Ebenso setzten sich mehrere Provinzialhauptstädte in Opposition gegen die Regierung und durch ganz S. verbreitete sich eine gefährliche Bewegung. Als daher Ende Juni 1840 das Ayuntamientogesetz von den Cortes angenommen war, brach, während die Königin auf ihrer Reise nach Barcelona begriffen, die Bewegung in Madrid aus und verbreitete sich schnell über ganz S. Die Regentin versuchte alle Mittel, den Sturm abzulenken; aber umsonst. Es bildeten sich Provinzialjuntos und eine Centraljunta, und der Regentin blieb nur übrig, Carlos zum Ministerpräsidenten zu ernennen, mit unbeschränkter Vollmacht, sich sein Ministerium bilden. Sie hielt es unter diesen Umständen gerathen, 12. Oct. in Valencia völlig abzuziehen und sich (14. Oct.) nach Frankreich einzuschiffen, wohin sich auch die Häupter der gescheiterten Moderadospartei begaben.

Die neuberufenen Cortes erwählten 8. Mai 1841 Espartero zum Regenten während der Minderjährigkeit der Königin und Arguelles, einen alten Verfassungskämpfer von 1812, zum Vormund. Die Stellung Espartero's war trotz der Popularität, die er in diesem Augenblicke genoß, ungemein schwierig. Er hatte die unermüdete Thätigkeit Maria Christina's, welche die Moderados verfügte und von der franz. Politik eifrig unterstützt ward, gegen sich; einen trostlosen Finanzzustand und ein großes aus dem Bürgerkriege hervorgegangenes Verbrechen vor, das entweder die Einkünfte des Staats verschlang oder vermindert und verkürzt werden mußte. Es haßten ihn die Moderados und die Karlisten; aber auch in seiner eigenen Partei es Eifersüchtige und Mißtrauische genug, welche die Schwierigkeit seiner Stellung vermu-

Im Allgemeinen war seine Verwaltung thätiger und für das Gesamtwohl förderlicher als die vorhergehenden Regierungen vor und nach ihm. Um das materielle Wohl des Landes zu heben, förderte er die Anlage von Straßen und Kanälen, hob den Bergbau und suchte der Industrie und dem Handel eine bessere Existenz zu verschaffen. Freilich gerieth er gerade in diesem Bestreben mit den mächtigen Gegnern in Conflict. Sein Plan, das Prohibitivsystem zu mildern, ward von den ungünstigsten Fabrikanten als Hinneigung zu den Engländern und deren Interessen gedeutet; die unvermeidlich gewordene Veräußerung der geistlichen Güter weckte die Opposition Roms, den Widerstand des Klerus und rief die im Volke ungern gesehenen Strafmaßregeln gegen die verschwependen Geistlichen hervor. Die Zerrüttung der Finanzen, eine Erbschaft der Vorgänger, konnte nicht beseitigt werden, wenn auch Manches geschah, sie zu mildern. Überhaupt war die Verwaltung moralischer, uneigennütziger und der politische Zustand, trotz mancher Mißstände, freier als unter irgend einer Regierung seit dem Ausbruche der span. Revolutionen. Aber die Factionen, zumal die, welche Espartero zunächst standen, waren zu sehr in die Zerrüttung des Bürgerkriegs und der Revolution aufgewachsen, um dies unbefangen wirken zu können. Die ganze dritthalbjährige Verwaltung des Regenten wurde darum durch immer neue Aufstände unterbrochen. Zuerst erhoben sich im Oct. 1841 Militäraufstände, die Maria Christina angestiftet. D'Donnell bemächtigte sich Pampelunas, Diego Leon und Marcell de la Concha suchten die Königin aus dem Palaste zu entführen. Die Versuche wurden vereitelt, Diego Leon, ein tapferer Krieger, gefangen genommen und erschossen. Zugleich erfolgten im Sommer und im Herbst Ausbrüche in Barcelona, dem Mittelpunkte der republikanisirenden Fraction der Progressisten und zugleich dem Sammelplatze der aufgetriebenen industriellen Bevölkerung; auch diese wurden jetzt noch unterdrückt. In den letzten Monaten erhob sich seit Ende 1841 die progressistische Opposition unter Lopez, Cortina und Sagasta, welche im Mai 1842 den Sturz des Ministeriums (Antonio Gonzalez) zur Folge hatte. Unterhandlungen zwischen dem Regenten und diesen vorgeschrittenen Elementen seiner Partei, die theils aus Mißtrauen, theils aus Eifersucht und Ehrgeiz gegen ihn auftraten, führten nicht zum Ziele. Es wurde ein neues Ministerium unter Rodil gebildet. Inzwischen mehrten sich die Verlegenheiten, sowol gegenüber der Kirche als den Progressisten. Die christinische Partei war unermüdlich thätig, diese Wirren für sich auszunutzen. Da brach 15. Nov. 1842 in Barcelona eine blutige Empörung aus. Die Truppen wurden in die Forts zurückgebrängt, die ganz republikanische Junta hatte die Regierung in die Hand genommen. Die Moderados waren dem Aufstande nicht fremd, insofern christinisches Geld und franz. Intriguen Ludwig Philipp's, namentlich durch den Consul Lesspès geführt, das Ihrige beitrugen, die kurzichtigen Progressisten gegen den Regenten zu heben. Espartero begab sich persönlich nach Barcelona, da die Stadt sich weigerte, auf Gnade und Ungnade zu capituliren, zwang er sie durch ein heftiges Bombardement (December) zur Übergabe. Mit den Cortes schon entzweit, hatte Espartero sie aufgelöst und auf den April 1843 eine neue Versammlung berufen: dieselbe enthielt eine entschiedene progressistische Mehrheit. Der Regent entschloß sich 10. Mai, aus derselben ein progressistisches Ministerium zu bilden und zu gewähren, daß dasselbe mit einer allgemeinen Amnestie vor den Cortes erschien. Aber schon neun Tage später trat dies Ministerium zurück, weil Espartero sich nicht hatte entschließen wollen, seine aus Anachuchos (s. d.) bestehende militärische Umgebung zu entlassen. Dies rief eine ungeheuere Aufregung hervor. Die Cortes lösten sich einmüthig der Politik der abtretenden Minister an, und als sie vertagt wurden, pflanzte sich die Agitation rasch ins ganze Land. Schon 25. Mai erhob sich Malaga, wenige Tage später Granada, zugleich machte Prim (s. d.) in seiner Vaterstadt Neus den Anfang der Erhebung Cataloniens. Überall erfolgten nun Pronunciamentos der Städte im Sinne des Aufstandes. Muthlose Beamte oder zweideutige Soldaten verließen die Sache des Regenten, die Agenten und das Geld Maria Christina's halfen allenthalben die Bewegung schüren. Am 1. Juni kamen Concha, D'Donnell und Narvaez (s. d.) zurück. Der Letztere übernahm sofort in Valencia die Leitung des Widerstandes gegen Espartero, von dem er persönlich gekränkt worden war. Der Abfall der Behörden, der Generale, der Truppen mehrte sich mit jedem Tage. Espartero selbst stand mit einer kleinen Macht in Albacete, durch Krankheit an rascher Thätigkeit gehemmt, während General Serrano zu Barcelona ihn als durch den Willen der Nation seiner Würde verlustig erklärt hatte. Der Fall des treugebliebenen Madrid, das den vereinigten Truppen der Gegner die Thore öffnen mußte, nahm Espartero die Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand. Er zog sich nach dem Süden zurück, von den treugebliebenen Truppen gegen die nachdrängenden Gegner geschützt, und schiffte sich (Ende Juli) bei Cadix nach England ein.

Die Sache Espartero's war verloren, aber die heterogenen Elemente der Partei, welche ihn gestürzt, stellten neue Erschütterungen in Aussicht. Vorerst bemächtigten sich die Führer der Moderados, Narvaez, D'Donnell und Concha, aller wichtigen militärischen Stellen, und wenn gleich Lopez wieder an die Spitze des Ministeriums trat, die progressistischen Juntas überall noch fortbestanden, ward es doch immer unzweifelhafter, daß der Sieg über den Regenten für die Moderados erfochten war. Die Überzeugung davon weckte neuen revolutionären Widerstand in Catalonien und namentlich in Barcelona, wo die demokratische Partei nun erkannte, daß sie betrogen worden. Diese Aufstände, die sich bis ins folgende Jahr ausdehnten, wurden allmählig überwältigt; der Sieg der Moderados trat immer unbestrittener hervor. Die im Oct. 1843 neu zusammentretenden Cortes erklärten die Königin für mündig und halfen dem Schanzregiment, das die Progressisten dem Namen nach noch führten, rasch ein Ende machen. Lopez trat zurück und erhielt noch 21. Nov. Dózaga zum Nachfolger; aber schon acht Tage nachher war auch dieser ohne Zweifel durch eine Palastintrigue gestürzt, wie seine Gegner sagten, weil er die Königin habe mit Gewalt zwingen wollen, ein Auflösungsdecret der Cortes zu unterzeichnen. Unter der Führung eines ehrgeizigen Apostaten, der früher als radicaler Journalist sich ausgezeichnet, Gonzales Bravo, bildete sich 1. Dec. ein neues Ministerium; auch dies natürlich nur als Übergang zur Herrschaft der rein christinischen Partei. Zunächst wurden die Progressisten aus allen öffentlichen Stellen entfernt, strenge Generale als militärische Chef der Provinzen geschickt, die Nationalgarde den Militärbehörden unterstellt, die bestehende Gemeindeordnung durch die Herstellung des Gesetzes verdrängt, welches 1840 der Anlaß der Septemberrevolution gegen Maria Christina geworden war, und ein schärferes Gesetz gegen die Presse erlassen. Der Ausbruch neuer Unruhen, die an sich nicht bedeutend, gab den Anlaß, im Febr. 1844 den Belagerungszustand über ganz S. zu verhängen und die Nationalgarde zu entwaffnen. Narvaez, factisch mit der Militärdictatur begleitet, war bereits mächtiger als das Ministerium selbst. Jetzt kehrte (Februar) auch Maria Christina zurück. Ihre heimliche Ehe mit Muñoz ward öffentlich declarirt und der ehemalige Gardist zum Herzog von Riancho erhoben. Es war die Zeit gekommen, wo man sich auch des Ministeriums Gonzales Bravos entledigen konnte. Eine an sich nicht bedeutende Finanzangelegenheit war der Anlaß, ihn zu stürzen (Mai) und ein Ministerium zu bilden, dessen Führer Narvaez, dessen wichtigste Mitglieder (Pidal, Mon, Biluma, später Martinez de la Rosa) reine Moderados waren. Das streng militärische Regiment mit eisernen Mitteln begann nun unverhüllt. Die Neigung zur Restauration gab sich zunächst in den Unterhandlungen mit Rom kund, um derentwillen der Verkauf der geistlichen Güter vorerst eingestellt ward. Auch in der Finanzverwaltung erließ sich Mon gewaltthätige und eigenmächtige Schritte, obwol sich nicht leugnen ließ, daß die Finanzen die Lichtseite der neuen Verwaltung waren und seine Maßregeln zuerst eine Besserstellung des tief zerrütteten Staatshaushalts vorbereiteten. Als endlich im Oct. 1844 die Cortes zusammentamen, war die Mehrheit ganz moderantistisch, da sich die Progressisten in größten Theile von dem Wahlkampfe zurückgezogen hatten. Das Wichtigste war die mit den neuen Cortes vereinbarte Verfassungsänderung. Die Rechte der Cortes wurden beschränkt und nach dem Muster der franz. Charte von 1830 modificirt, die Wahlperiode der zweiten Kammer auf fünf Jahre verlängert, der Senat nach Art der franz. Pairskammer unter Ludwig Philipp umgestaltet. Die Jury für Pressvergehen und die Nationalmiliz wurden ganz beschränkt. Daran schloß sich später ein neues Wahlgesetz mit erhöhtem Census für die zweite Kammer an. Der Widerstand der Progressisten kam jetzt zu spät. Prim wurde der Verschwörung gegen Narvaez angeklagt, Zurbarano, der alte Anhänger Espartero's, bei einem neuen Aufstande gefangen und erschossen. Neue Gesetze über die Städte- und Provinzialverfassung beschränkten die Selbstständigkeit noch mehr; in allen Richtungen des Staatslebens war eine Nachahmung des Ludwig Philipp'schen Constitutionalismus zu erkennen. Vereinzelte Aufstände im J. 1845, denen wieder Barcelona eine Rolle spielte, dienten nur dazu, die militärische Reaction noch fester und gewaltthätiger zu machen.

Indessen hatte eine wichtige Angelegenheit die span. wie die auswärtige Politik zu beschäftigen angefangen: die Vermählung der Königin. Als Bewerber waren der Infant Franz Joseph, der Sohn des Infanten Don Francisco de Paula, also der Vetter Isabella's, dann der Graf von Trapani, der Bruder Ferdinand's II. von Sicilien, genannt worden, der Letztere offenbar nur in der Absicht, den sicil. Hof günstiger zu stimmen und von Don Carlos abzuwenden. Nun regte sich auch dieser selbst, verzichtete im Mai 1845 zu Gunsten seines Sohnes, des Infanten Montemolin, dessen Candidatur die nordischen Höfe unterstützten. Indessen spann

rina mit Ludwig Philipp eine Intrigue, die einem der Söhne des Letztern die Aussicht auf span. Thron erwerben, aber auch dem Könige der Franzosen selbst den seinigen erschüttern. Diese Angelegenheit war es, um welche sich die folgende Entwicklung der innern und n Politik S.s drehte. Zunächst entzweite sich Narvaez darüber mit seinen Collegen und im Febr. 1846 zum Rücktritt genöthigt, während es ihm darum zu thun gewesen, seine juemen Collegen hinauszubrängen. Es folgte ein Ministerium Isturiz, das schon im März innenbrach und einem Cabinet unter Narvaez Platz machte. Uebermals war es die Heirfrage, vielleicht auch andere unsaubere Intriguen, worüber Maria Christina und Narvaez, r enig, miteinander zerfielen. Narvaez ward beseitigt und mußte S. im April verlassen, inem Cabinet Isturiz-Mon-Pidal Platz zu machen. Inzwischen war die Heirathsangele- it zur Reife gelangt. Zwar hatten sich Ludwig Philipp und die Königin Victoria schon im fe 1845 verständigt, daß, wenn Isabella ihren Vetter Don Franz d'Assis heirathe, die ählung ihrer Schwester Luise mit dem Herzoge von Montpensier erst dann stattfinden . wenn Isabella directe Nachkommen habe. Um sich dieses Versprechens zu entledigen, von der franz. Politik der Umstand benutzt, daß der engl. Gesandte in Madrid, Bulwer, rinzgen Leopold von Coburg als Candidaten vorschob, wovon früher das brit. Ministerium nd genommen hatte. Da es zweifelhaft schien, ob Isabella Nachkommen erzielen würde, so igte sich Maria Christina mit Ludwig Philipp zu einem raschen Palaststreiche, welcher dem ge von Montpensier die Nachfolge in S. sichern sollte. Plötzlich ward 28. Aug. die Dop- mählung des Infanten Don Franz d'Assis mit der Königin und des Herzogs von Mont- r mit der Infantin Luise officiell erklärt und 10. Oct. vollzogen. In S. selbst war diese cht auf eine franz. Thronfolge keiner Partei genehm, und zwischen England und Frank- trat eine Entzweiung ein, welche auf die Stellung Ludwig Philipp's entscheidenden Ein- jeübt hat. England beschuldigte den König der Franzosen des Wortbruchs und legte ge- ie franz. Vermählung förmlich Protest ein. Maria Christina sollte zunächst die Früchte Intrigue nicht ernten. Das Ministerium Isturiz konnte sich vor den neuen Cortes, die 1846 zusammentraten, nicht behaupten; es folgte erst ein Cabinet unter dem Herzog Sotomayor, dann im März 1847 unter Pacheco. Zugleich machte sich in den Cortes die ssistische Opposition wieder bemerkbar und griff Maria Christina und ihre Finanz- heftig an, während sie im Palaste selbst den leitenden Einfluß verlor. Zwischen der Kö- und dem ihr aufgedrungenen Gemahl trat offene Entzweiung ein. Isabella suchte sich einflüsse ihrer Mutter und der Moderados zu entziehen und wandte ihre Gunst dem jun- eneral Serrano zu, der sich unter den vorgeschrittenen Progressisten gegen Espartero gethan hatte. Die Minister suchten den Einfluß des Günstlings zu brechen, aber ohne g. Maria Christina selbst war schon im März nach Frankreich gegangen; Narvaez folgte m einstweilen den Gesandtschaftsposten in Paris einzunehmen. Inzwischen standen die ichtigen Ministerien Pacheco und seit 1. Sept. Salamanca unter der Herrschaft des Pa- und des Mannes, der dort gebot. Serrano setzte es durch, daß erst Dlozaga amnestirt, eine allgemeine Amnestie verkündet und Espartero mit der Senatorewürde zurückgerufen auch mehre Maßregeln in progressistischen Sinne erlassen wurden. Alles schien den vol- ieg der Progressisten durch den neugewonnenen Palasteinfluß zu verkündigen, als plöß- iese Erfolge verloren gingen, wie sie gewonnen waren. Am 3. Oct. ward das Cabinet nancia plötzlich entlassen und durch ein Ministerium ersetzt, an dessen Spitze der inzwischen Paris zurückgekehrte Narvaez mit Cordova, Ros de Plano und Sartorius trat. Der Ein- Serrano's war gebrochen, das Ministerium durch Sotomayor, Bertran de Lis und Bravo llo ergänzt und damit unter Narvaez energischer Leitung das zerrüttete Regiment der rados wiederhergestellt. Die verfassungswidrigen Decrete Salamanca's wurden aufge- , seine gewagten Finanzmanipulationen eingestellt, die Versöhnung des königl. Ehepaares teitet und Serrano als Generalcapitän nach Granada entfernt. Freilich kehrte auch S.s Genius, Maria Christina, nach Madrid zurück. Zugleich verfuhr Narvaez versöhnlich die Progressisten, hielt die Amnestie aufrecht und ließ Espartero zurückkehren. enige Monate nach diesem Wechsel brach Febr. 1848 die Revolution in Frankreich aus, e den größten Theil von Europa erschütterte und auch S. neuen gewaltsamen Krisen zu- ren drohte. Wenn dem nicht so war, S. im Gegentheil zu den wenigen europ. Monar- zählte, welche die Zeit der Zerrüttung fast ungestört überwandten, so lag davon die Ursache allein in Narvaez' Geschick und Energie, sondern auch in der jetzt bessern Zucht und nisation des Heeres und in dem seit den Friedensjahren unverkennbaren materiellen

Fortschritte der Gesammtheit. Doch bewies auch Narvaez eine Entschlossenheit und eine Energie, wie sie keine der alten monarchischen Regierungen Europas damals zeigte. Als die Revolution den Thron Ludwig Philipp's umgestürzt, ließ er sich von den Cortes ausgedehnte Vollmachten erteilen, lehnte das Ansinnen von weit gehenden Concessionen an die Progressisten ab, vertagte dann die Cortes und traf seine Maßregeln, um einem gewaltsamen Schlage wohlgerüstet entgegenzutreten. Am 26. März brach, zum Theil durch auswärtige Emigranten vorbereitet, ein demokratischer Aufstand in Madrid aus. Narvaez unterdrückte ihn mit größter Energie, verhängte den Belagerungszustand über das Land und verschonte selbst unbetheiligte Häupter der Progressisten, wie Olozaga, nicht mit seinen Gemäßigtheitsmaßregeln. Als sich im Mai in Madrid und Sevilla die gleiche Bewegung in Soldatenmassen erneuerte, wurden auch diese rasch unterdrückt und mit blutiger Strenge bestraft. Die Vorgänge gaben zugleich den Anlaß für ein auswärtiges Zerwürfniß. Narvaez, zwar von Anfang an eifrig bemüht, jeden auswärtigen Einfluß zurückzudrängen, hatte sich doch mit dem Auslande auf freundschaftlichen Fuß zu setzen gesucht. Es war ihm dies mit dem republikanischen Frankreich vollkommen gelungen, ja der Umschwung in Oesterreich und Preußen machte ihm möglich, dort die Anerkennung Isabellas zu bewirken und die seit Jahren abgebrochenen diplomatischen Beziehungen mit den beiden nordischen Höfen wieder anzuknüpfen. Nur England verbergte sein Mißvergnügen über den Sieg der Moderados nicht, und Lord Palmerston gab nach der Unterdrückung des Märzauflandes dieser Abneigung einen lebhaften Ausdruck in einer Note, worin er die innere Politik des span. Ministeriums einer herben Kritik unterwarf. Es führte schon dies zu gereizten Erörterungen. Dazu kam aber auch, daß der brit. Gesandte Bulwer an den gewaltsamen Schilderhebungen gegen Narvaez theilhaftig erschien oder es in der That war. Derselbe erhielt Mitte Mai plötzlich seine Pässe von dem span. Ministerium, und natürlich erfolgte das Gleiche gegen den span. Gesandten in London. Doch führte die Sache zu keinen weiteren Folgen. Dagegen gelang es der Regierung, auf einem andern Punkte, mit dem römischen Stuhle ein besseres Verhältniß anzubahnen, mit welchem die frühern Wirren immer noch ungeschlichtet waren. Die röm. Revolution und die Vertreibung des Papstes gab der span. Regierung Anlaß, auf dessen Wiedereinsetzung zu dringen und sogar zu diesem Zweck ein span. Hülfscorps abzusenden. Nur ging die Hoffnung nicht in Erfüllung, daß sich der röm. Stuhl nachgiebiger zeigen würde. Während sich so nach außen die Verhältnisse günstiger stellten als seit dem Beginn des Bürgerkriegs, war auch im Innern inmitten einer europ. Zerrüttung der Zustand fester als je. Zwar hatte neben den einzelnen demokratischen Schilderhebungen auch der Karlistismus sich wieder geregt, aber nur um auf geraume Zeit überwunden zu werden. Cabrera hatte in Catalonien den kleinen Krieg im Sommer 1848 wieder begonnen und ward anfangs auch durch glückliche Erfolge unterstützt. Jedoch der Versuch, im Frühjahr 1849 den Grafen Montemolin auf den Kriegsschauplatz zu bringen, scheiterte. Der Prätendent ward unterwegs von der franz. Polizei angehalten, und Cabrera selbst, von Concha heftig bedrängt, sah sich genöthigt, auf franz. Gebiet zu flüchten (April 1849), nachdem er die letzten Augenblicke seines Aufenthalts in S. mit nutzlosen Grausamkeiten besetzt. Der Bürgerkrieg war damit beendet und die Regierung that den entscheidendsten Schritt zur Aufhebung der karlistischen Partei, indem sie im Juni eine allgemeine, durchaus ausnahmslose Amnestie erließ und so vielen Karlisten den Anlaß gab, zurückzukehren und sich der Königin zu unterwerfen. Zugleich setzte das Ministerium eine Veränderung durch, an welcher Espartero gescheitert war: die Herabsetzung der Tarife, die zwar den begünstigten Industriellen sehr unwillkommen kam, aber zur Förderung der nationalen Wohlfahrt wesentlich beitrug.

Ein so thätiges und verdienstvolles Wirken schien die Macht von Narvaez dauernd befähigen zu müssen, und es waren auch nicht die überwundenen Parteien, die seine Macht erschütterten, sondern höfische und Palasteinwirkungen. Eine Ministerkrisis, die durch den Austritt Montemolin im Sommer 1849 entstand, wurde rasch beseitigt. Plötzlich aber brach 19. Oct. die Nachricht herein, daß das Ministerium Narvaez entlassen und ein Cabinet aus obskuren oder bedenklichen Personen, wie Leonard und Balboa, an die Stelle getreten sei. Es waren päpstliche und vielleicht auch auswärtige Einflüsse, welche durch Vermittelung des Gemahls der Königin die Palastrevolution bewirkt hatten. Doch zwang die allgemeine Entrüstung das ephemere Ministerium zum Rücktritt und Narvaez übernahm nach wenig Tagen wieder die Geschäfte. Nachdem die Finanzfragen erörtert, wurden die Cortes rasch vertagt, da sich auch in ihnen die Opposition wieder bedrohlicher vernehmen ließ. Ein neuer Versuch des Gemahls der Königin, das Ministerium zum Rücktritt zu bringen (Frühjahr 1850), wurde von Narvaez mit gewohnter Energie

t, indem er durch Einschüchterung den König Franz d'Assis vermochte, vorerst von ähnlichen Versuchen abzustehen. Die Hoffnung, daß die Königin dem Lande einen Erben schenken ward bald nachher durch die Geburt eines todten Knaben (12. Juli) schmerzlich vereitelt. Es zogen sich neue Stürme über S. zusammen, von außen wie im Lande selbst. Mit europ. Mächten zwar war das Verhältniß S.s freundlich, auch mit England wurden die politischen Beziehungen im Mai 1850 wieder angeknüpft; aber eine ernste Gefahr bedrohte die bedeutende Colonie S.s, Cuba. In Amerika zeigte sich eine immer größere Begierde nach dem Besitz, die sich vorerst nur in Freischarenzügen kundgab, aber von oben theils getheils ermuthigt ward. Schon im Herbst 1849 sollte eine solche Flibustierexpedition unternommen werden; sie ward aber damals von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten abgelehnt. Im Frühjahr 1850 ward der Versuch unter dem General Lopez wirklich gemacht, scheiterte aber kläglich. Das Bemühen der Angreifer war nun darauf gerichtet, auf der Insel eine revolutionäre Erhebung hervorzurufen, was auch im Juli 1851 gelang, ohne freilich den Erfolg zu erzielen. Am 13. Aug. landete dann Lopez abermals mit einigen Hundert

Aber zwei Tage später wurden einige Boote mit Leuten seiner Bande von einem span. Schiff gekapert, die Gefangenen nach Havana gebracht und erschossen, Lopez selbst nach heftigen hartnäckigen Gefechten (1. Sept.) gefangen genommen und hingerichtet. Es entstand darüber ein Zornwüth mit den Vereinigten Staaten, da namentlich die demokratische und die meisten südlichen Provinzen für die Freibeuter offen Partei nahmen. Während diese Kämpfe die Colonie erschütterten, war im Mutterland ein bedeutungsvoller Umschwung

Das Ministerium Narvaez war im Jan. 1851 zurückgetreten. Es hatte durch strenge Maassregeln die lästige Opposition der Progressisten fern zu halten gewußt, hatte dann, als im März 1850 die Auflösung der Cortes erfolgte, auf die neuen Wahlen mit allen Mitteln eingewirkt und in den am 31. Oct. zusammentretenden Kammern sich auch die Mehrheit gesichert; allein im Ministerium selbst war, wie Bravo Murillo's Austritt zeigte, Intrigue mehr, und die höfischen Einflüsse, wozu auch wieder durch Maria Christina verbenutzt dies, sich des unbequemen Mannes zu entledigen. Ein neues Ministerium unter Bravo Murillo (Romero, Mirasol, Bertran de Lis), welches Ersparnisse, Moralität der Verwaltung, strenge Beobachtung der Verfassung und liberale Handhabung der Gesetze vertrug, trat an die Stelle. Indessen diese Verheissungen traten mit seinen Handlungen bald in Widerspruch. Die neue Verwaltung zeichnete sich besonders durch Animosität gegen ihre Vorgänger durch Begünstigung absolutistischer und klerikaler Elemente und durch Hingebung an die alten Einflüsse aus. Als dem Schuldentilgungsplan des Ministeriums die Verwerfung der Cortes drohte, wurden diese im April 1851 aufgelöst und mit allen erlaubten und uner-

Mitteln eine ergebene Mehrheit zusammengebracht, vor welcher das Cabinet, durch Narvaez verstärkt, seinen Entwurf durchsetzte. Zugleich wurde im October eine lange Streitigkeit erledigt: der definitive Abschluß des Concordats, das freilich durch weitgehende Nachgiebigkeit des Cabinets an den röm. Stuhl und die Geistlichkeit erreicht ward. Der Reichthum vom 2. Dec. in Frankreich machte den Ministern Muth, rückhaltslos ihren persönlichen Neigungen nachzugeben, zumal Anderes ihnen dabei zu Hülfe kam. Am 20. Dec. 1851 wurde die Königin von einer Prinzessin glücklich entbunden worden. Als sie 2. Febr. 1852 ihren Abschied hielt, wurde sie von einem exaltirten und, wie es scheint, geisteskranken Priester aus Martin Merino meuchlerisch überfallen und leicht verwundet. Beide Ereignisse erregten in der Nation die lebhafteste Theilnahme und den lautesten Ausdruck royalistischer Begeisterung. Das Ministerium benutzte dies zu reactionären Massregeln. Strenge Pressbestimmungen, Eigenmächtigkeiten, welche unzweifelhaft verfassungswidrig waren, Begünstigung klerikal-geistlicher gesinnter Persönlichkeiten, überwiegend Bonaparte'scher Einfluß, wie ihn Narvaez nie aufkommen ließ, charakterisirten die Thätigkeit des Ministeriums, aus welchem Bravo Murillo und Mirasol ausgeschieden, weil sie sich nicht entschließen konnten, auf dieser verfassungswidrigen Bahn zu folgen. Die Opposition gegen diese Politik ward nicht mehr von Progressisten allein gebildet, sie reichte bis tief in die Reihen der Moderados. Als daher im März 1852 die Cortes endlich wieder einberufen wurden, fiel schon bei der Präsidentenwahl ein Candidat der Regierung gegen Martinez de la Rosa durch. Das Ministerium antwortete auf die Auflösung und einem Entwurf der Verfassungsrevision, welcher den neuen Cortes vorgelegt werden sollte. Demnach sollte der Senat aus erblichen und lebenslänglichen Pairs bestehen, die Deputirtenkammer ward an Zahl reducirt, der Censur sehr erhöht, das Budget in jedem Jahr für allemal bewilligt und nur durch Zustimmung der drei Factoren der Gesetzgebung

abgeändert werden können. Die Garantien der öffentlichen Freiheit wurden darin auf ein Minimum reducirt, dagegen die Ausnahmsmittel der Regierung ungewöhnlich erweitert. Die freie Besprechung der Entwürfe in der Presse ward gehindert, Wahlversammlungen der Parteihäupter verboten, Narvaez, der jetzt an die Spitze der moderirten Opposition getreten, unter dem Vorwand einer Sendung ins Ausland verbannt. Aber die Agitation nahm gleichwol einen solchen Umfang an, daß das Ministerium in seiner täglich zunehmenden Isolirung daran zu zweifelte, seine Sache durchzuführen, und am 11. Dec. seine Entlassung einreichte. Das Ministerium, welches folgte (Roncali, Lara, Mirasol, Florente, Aristizabal, Basen), bestand aus Männern, deren Ruf politisch zweideutig oder die mit Bravo Murillo früher gleichen Weg gegangen waren. In der That gab auch das neue Cabinet die Verfassungsrevision nicht auf, veranlaßte die Königin, Narvaez, der zurückkehren wollte, in unfreundlichem Tone zuweisen; allein es schlug im Ganzen doch einen vorsichtigeren Weg ein, mied offenbare Verfassungsverletzungen und erließ ein anderes Preßgesetz. Es gelang ihm auch, in den Cortes, die im März 1855 zusammentraten, die Mehrheit zu erhalten, wenngleich nur mit Hülfe eines Theils der Moderados. Die neue Versammlung ward indessen eine der stürmischsten, die S. S. parlamentarische Geschichte gesehen hat. Die Verfassungsrevision, mit einigen Modificationen nach dem Project Bravo Murillo's aufgenommen, ein neuer Schuldentilgungsplan, der auf eine Anleihe basirt war, das Verfahren gegen Narvaez, die Gewaltstreiche und Wahlbeherrschungen des Ministeriums bildeten den Hauptstoff der Anklagen, womit die mächtigste Opposition der Moderados und Progressisten das Cabinet angriff. Zugleich kam der Senat bei Gelegenheit der Eisenbahnconcessionen, die Bravo Murillo verschwenderisch mit den Künsten zur Erörterung, wodurch Maria Christina, ihr Gemahl und der Bankier Salamanca sich bereicherten. Manuel de la Concha klagte die Genannten geradezu an, was freilich notorisch war, sich vom Staate theils reichliche Concessionen mit übermäßigen Zinsgarantien erschlichen, theils Eisenbahnen, die ihnen gehörten, gegen unverhältnißmäßigen Preis an den Staat veräußert zu haben. Alle diese Vorgänge bewogen das Ministerium Roncali, 8. April Cortes zu vertagen und seine Entlassung anzubieten. Sie ward nicht angenommen; aber das Cabinet löste sich nach wenig Tagen von selbst auf und General Bersundi, ein früherer Anhänger Espartero's, aber seitdem in vielfach zweideutigen Schwankungen begriffen, bildete ein neues, in welches de la Torre-Ayllon, Bermudez de Castro, Egaña, Govantes und Doralcoba traten. Nach einigen Monaten trat Bermudez de Castro aus und ward durch Luis Pardo einen Verwandten Salamanca's, ersetzt; Ayllon, der nicht annahm, erhielt Calderon de Barca zum Nachfolger; Veränderungen, die nicht dazu beitrugen, das Vertrauen auf die Verfassungstreue des Ministeriums zu verstärken. Eine der ersten Maßregeln des durch Govantes vervollständigten Cabinets war die Ertheilung der angefochtenen Eisenbahnconcessionen. Der Wechsel im Ministerium, in welches im Sept. 1855 unter Sartorius' Vorsetz. Domenech, Blaser, Gerona, Calderon, Molins eintraten, brachte keine wesentliche Veränderung hervor, indem die Gespanntheit des Zustandes fort dauerte und gewaltsame, ungeliebte Maßregeln auch die neue Verwaltung charakterisirten. Da die Berufung der Cortes nicht erfolgte und auch nach ihrer Berufung (November) sich eine Verständigung nicht herbeiführen wollte, so erwartete man einen Staatsstreich. In der That ließen die Jan. 1854 verhängten Maßregeln, die Verbannung angesehener Generale, wie D'Donnell's und Manuel la Concha, die Absetzung José de Concha's und anderer Offiziere, die Schritte gegen die Presse und freiwillige Abdankung hochgestellter Beamten das Argste erwarten. Es regten sich auch wieder die bedenklichen Symptome früherer Zeiten. Ein Militäraufstand in Saragossa Febr. 1854 und eine im folgenden Monate in Barcelona ausgebrochene Arbeiterreue, die Anstiftung den Karlisten zugeschrieben ward, bewiesen, daß durch die Politik des Hofes die geschlummerten Parteien der frühern Zeit wieder zum Leben geweckt waren. Zudem gienßen sich auch die äußern Verhältnisse sehr ungünstig. Seit der Erwählung eines demokratischen Präsidenten in Nordamerika und der Absendung des Gesandten Soule nach S., der torisch zu den Anhängern der Invasion in Cuba gehörte, ward das Vernehmen zwischen beiden Regierungen ein gespanntes und die span. Regierung hielt es sogar für nothwendig, eine Expedition zum Schutze Cubas abgehen zu lassen. Inzwischen trat aber auch die Krisis, welche sich im Innern schon längst vorbereitet hatte. Die Regierung, in der tiefsten Finanznoth aber von der Nationalbank wie von den großen Capitalisten überhaupt zurückgewiesen, am 11. Mai 1854 dem Lande eine Zwangsanleihe von 180 Mill. Realen auferlegt, was den Willen des Mittelstandes über die Virthschaft in den höhern Regionen und den Muth der

steien nur steigern konnte. Am 28. Mai brach zu Madrid ein Militäraufstand aus, an dessen Spitze die der Moderadopartei angehörenden Generale Dulce, D'Donnell, Messina, Arano, Mos de Olano traten und für den sich der größere Theil der Garnison, namentlich die alte Cavalerie, sowie die meisten Oberoffiziere erklärten. Der Kriegsminister General Blaserna nahm den Befehl über die treugebliebenen Truppen und lieferte 30. Mai den Aufständigen unter D'Donnell vor den Thoren Madrids ein blutiges Gefecht, das für die Regierung günstig endete. Während letztere Verstärkungen heranzuziehen suchte, erließ D'Donnell eine Proclamation, in welcher er alle liberalen Parteien zum Sturze des verhassten Regiments zur Herstellung der Verfassung von 1837 aufrief. Zugleich wandte er sich mit seinem aus 4000 Mann starken Corps über Aranjuez nach Andalusien, von wo er besonders Unterstützung erwartete und erhielt. Bald erklärten sich nun in verschiedenen Provinzen die größern Städte mit ihren Garnisonen, zuerst Barcelona, San-Sebastian, Lerida, Tarragona u. s. w., dem Aufstand und 20. Juli erhob sich auch die Bevölkerung von Madrid. Die Minister, bisher hartnäckig ihren Posten gehalten, entflohen, Maria Christina, gegen die sich besonders allgemeine Haß richtete, suchte nach Frankreich zu entkommen und die Königin sah sich genöthigt, 24. Juli Espartero um die Bildung einer neuen Regierung anzugehen. Auch hatte sich, wie auch in mehreren Provinzialhauptstädten, zu Madrid eine Junta gebildet, welche mit Hülfe des bewaffneten Volkes die Leitung der Angelegenheiten in die Hand nahm. Espartero hielt 29. Juli unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Madrid und erklärte sich 1. Aug. zum Präsidenten eines Ministeriums, in welchem D'Donnell den Krieg, Alonso die Justiz, Lujan die öffentlichen Arbeiten, Santa-Cruz das Innere, Collando die Finanzen, Allende y Salazar die Marine, Pacheco das Auswärtige wahrnahm. D'Donnell und San-Miguel, der interimistische Kriegsminister, wurden zurückgeschickt. Espartero selbst gelang es in den nächstfolgenden Tagen, nicht nur die Stadt zu beruhigen, sondern auch den vorläufigen Anschluß der Häupter der Bewegung in den Provinzen an die von ihm verheißene constitutionelle Politik zu erlangen. Er ließ die Junta von Madrid bestehen bis zum Zusammentritt der Cortes, welche durch ein Verbot vom 14. Aug. auf den 6. Nov. in eine einzige Kammer einberufen wurden. Maria Christina, gegen die, sowie gegen die abgetretenen Minister, der Haß der Bevölkerung vorwiegend gerichtet war, beabsichtigte sich nach Frankreich (Malmaison) zu flüchten, doch wurden diese Versuche (4. und 5. Aug.) vereitelt und durch die Junta im Einverständniß mit dem Ministerium ihre Zurückhaltung förmlich ausgesprochen. Vgl. nächst den im Artikel *Spanische Fliege* und *Literatur* angeführten Geschichtswerken: Morvan, „Histoire generale d'Espagne“ (9 Bde., Par. 1726); Diege, „Geschichte von S. und Portugal“ (Lpz. 1774); Giffart, „Geschichte S. bis zum Tode Ferdinand's des Weisen“ (deutsch, 3 Bde., Lpz. 1796); Rossi, „Storia della Spagna“ (8 Bde., Mail. 1821); Lembke, „Geschichte von S.“ (fortgesetzt von Schäfer, Bd. 1—4, Hamb. 1831—54); Havemann, „Darstellungen aus der inneren Geschichte S.“ (Gött. 1850); „S. seit dem Sturze Espartero's bis auf die Gegenwart“ (Lpz. 1853).

Spanischer Erbfolgekrieg, s. Erbfolgekriege.

Spanische Fliege oder Pflasterkäfer (Lyta), eine Käfergattung aus der Unterordnung Verschiedengliederigen, zeichnet sich durch einen scharfen, blasenziehenden Stoff, den Cantharidenkampher oder das Cantharidin aus. Der Kopf ist ganz frei, nach hinten halbförmig abgerundet; die Fühler sind von halber Körperlänge und die häutig-leberartigen Flügeldecken bedecken den Hinterleib. Die gewöhnliche span. Fliege oder der gemeine Pflasterkäfer (*L. vesicatoria*) ist 5—12 Linien lang, grün mit Goldglanz, auch ins Blaue und Kupferrothe ziehend, mit feinen weißlichen Härchen besetzt, nur die Flügeldecken sind kahl. Dieser Käfer ist in Europa und Süddeutschland heimisch, kommt aber auch zuweilen nördlicher und meistens in großen Gesellschaften auf Liguster, Esche, Lilak, Weißblatt, aber auch auf Eichen, Kiefer, Kirschen und Pappeln vor und verbreitet lebend einen eigenthümlichen unangenehmen Geruch. In reichlichsten können sie kurz vor dem Aufgange der Sonne gesammelt werden, wo sie noch leicht sitzen und durch Schütteln leicht herabgeworfen werden. Sie werden dann getödtet (am besten durch einige Tropfen Schwefeläther in einer Flasche), getrocknet und so unter dem Namen spanische Fliegen oder Canthariden in den Handel gebracht. Man braucht sie sehr häufig als kräftiges Reizmittel, besonders äußerlich, in der Form der Tinctur, der Salbe oder am häufigsten des Pflasters (Blasenpflaster). Die innere Anwendung erfordert die höchste Vorsicht, da sie leicht wie die schärfsten Gifte wirken und den Tod herbeiführen können. Die meisten span.

Fliegen werden jetzt in Deutschland aus Ungarn oder Polen bezogen, seltener aus Südreich oder Italien; ehemals kamen sie aus Spanien, was Veranlassung zu ihrer Benennung gab. Unter dem Namen blaue Spanische Fliegen kam aus Ostindien und vom Senegal große Pflasterkäfer (*L. gigas*) in den Handel, welcher 8—12 Linien lang, dunkelviolettschwarz auf der Unterseite des Bruststücks einen braunrothen Fleck trägt; er sollte schneller und kräftiger als unsere Spanischen Fliegen wirken.

Spanische Kunst. Die hochbegabte span. Nation steht würdig als das vierte Kunstvolk neben den Italienern, Deutschen und Franzosen, wie ungünstig auch ihre innern Verhältnisse für die Entwicklung eines regen Kunstlebens meist gewesen sind. Spanien hat um die Mitte des 17. Jahrh. in der Malerei das Scepter geführt, und seine Bauwerke gehören zu dem Besten, was das Mittelalter hervorgebracht. Seine ganze Kunstentwicklung bietet das merkwürdige Schauspiel einer Production des modernen Südens ohne bedeutende Einwirkung des Nordens, also das Gegenbild zu Italien. In der Architektur mögen zwar die mancherorts überdauernden röm. Bauten, zumeist aus der spätern Kaiserzeit, noch lange nachgewirkt haben; dagegen ist von den sehr beträchtlichen Bauten der westgoth. Könige so gut wie nichts erhalten. Um so mehr und Herrlicheres aber aus den Zeiten der Araber (711—1492). Diese arabischen Werke sind zwar minder phantastisch als die Monumente des Islams in Syrien und Aegypten, es fehlen ihnen Kuppel und Minarett; allein der Stil des Einzelnen ist um so bestimfter, kräftiger, wie von der klarern Besonnenheit des occident. Geistes angehaucht. Das größte Bauwerk dieser Art, zum Theil noch aus dem 8. Jahrh., ist die große Moschee von Cordoba mit ihren 19, auf unzähligen Säulen mit Hufeisenbogen ruhenden Schiffen, welche seit dem 15. Jahrh. als Kathedrale dient. Die Verzierung ist bei allem Reichthum doch noch streng und einfach, ein Verhältniß zu den spätern Werken. In Girona findet sich ein sehr zierliches maurisches Gebäude, Ähnliches in Barcelona und Valencia. Von dem um 950 erbauten herrlichen Palast der Könige von Cordoba, mit 4312 Säulen, ist keine Spur vorhanden; dagegen ist das berühmte Werk der Könige von Granada, das Alhambra (s. d.), ein Werk der letzten Hälfte der maurischen Zeit, noch theilweise wohl erhalten. In Sevilla sind der großartige Palast Alkazar und der Theil des Thurms Giralda maurisches Werk. Die allmählig mit den christlichen Königen wieder südwärts rückende roman. Baukunst hat nur wenig Bedeutendes aufzuweisen, die Kathedrale von Tarragona, bestehend in einer Basilika mit Gewölbe, einige Bauten in Lona u. s. w. Um so reicher ist Spanien an prächtigen goth. Bauwerken, wenn auch die meisten aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh., also erst aus einer Zeit des bunten, gesunkenen Geschmacks herrühren und von maurischer Einwirkung nicht frei sind. Zu den ältesten edelsten gehört der Dom von Toledo (begonnen 1227). Schon willkürlicher sind die Doms von Burgos (1299) und von Segovia. Am erstern erbaute 1450 Meister Johann von B. beiden Thürme mit den durchbrochenen Spitzhelmen, den einzigen dieser Art in Spanien. spät und vielfach überladen und verwildert, aber imposant und malerisch sind die Doms von Barcelona und Sevilla und die prächtige Kirche de los Reyes zu Toledo (1494—98). Die reiche goth. Klosterhöfe finden sich in Guadalupe und bei den Dominicanern in Valladolid. Die reiche goth. Handelsbörsen in Valencia und in Palma auf Mallorca. In Portugal ist vornehm und reich in den Formen die 1383 gegründete Kirche des Klosters Batalha, währ. 1499 erbaute Klosterkirche von Belem zwar prachtvoll, aber schon sehr barbarisch erscheinend. der guten antikisirenden Zeit des 16. Jahrh. ist in Spanien wenig erhalten. Das 1566 durch Juan de Toledo und Juan de Herrera erbaute Escorial (s. d.) macht mehr den Eindruck düstern, gewaltigen Ernstes als heiterer Schönheit. Auch das von Herrera erbaute Alcazar von Madrid (s. d.) läßt die Schönheit völlig vermissen. Von dieser Zeit an ist Spanien von der ital. Baukunst abhängig, nur sind die span. Bauten meist noch um einen Grad schlechter als ihre ital. Vorbilder. Einzelne tüchtige Talente, wie Filippo Juvara, 1685—1735, konnten der Verderbnis nicht widerstehen. Auch die neuesten span. Bauten sind an innerm Gehalte nur wenig bedeutend, nennt man mit Achtung Don Mariano Lopez Aguado, Isidro Gonzalez Velasquez und Antonio Teodoro Moreno, den Erbauer des Theaters de la plaza de oriente, den auch als Entwerfer dieses Fachs bekannten Juan Miguel de Inclan Baldes und Anibal Alvarez. — Sculptur hat das an antiken Vorbildern arme Spanien nur wenige Namen aufzuweisen, auf die neuere Zeit arbeiteten sehr oft Ausländer für Spanien. Sehr eigenthümlich sind gegen die Holzschnitzereien des 17. Jahrh., die mit vieler Sorgfalt bemalt, vergolbet und ein besonderes Verfahren geglättet worden, was die Spanier *estofado* nennen. Erst seit dem Ende des 18. Jahrh. tauchten Künstler auf wie José Alvarez. Ihm eiferten nach Don Al-

ola, dessen vorzüglichste Werke die Gruppe der beiden im Mai 1802 gefallenen Patrioten Joiz und Belarbe und die Statue des Cervantes sind, sowie Alvarez' Schüler Medina und Gonzano, ferner Francisco Perez del Valle, Esteban de Agreda und Franc. Elias.

Für die Malerei dagegen ist Spanien ein classischer Boden. Nachdem das span. Mittelalter darin verhältnißmäßig nur wenig ausgezeichnet, indem man erst aus dem 14. Jahrh. einige Namen kennt, und die span. Malerei des 15. Jahrh. von niederländ. und deutschem, die des 16. Jahrh. von ital. Einfluß abhängig gewesen, beginnt mit dem 17. Jahrh. eine glänzende und eigenelle Blütezeit, auf welche im 18. Jahrh. wie überall Erschlaffung und Manier folgen. Auch sind die Deckengemälde in Alhambra, welche gegen Ende des 14. Jahrh. ausgeführt wurden, würdige Gestalten maurischer Fürsten, Jagden und Liebesabenteuer darstellend, von erheblicher Bedeutung. Einige Forscher schreiben sie span., andere ital. in maurischem Dienste stehenden Künstlern zu. Von Niederländern, welche im 15. Jahrh. in Spanien ansässig gewesen, werden unter andern Rogel (vielleicht Roger von Brügge) und Juan Flamenco (vielleicht Hans Emiling) genannt; auch schreiben die Spanier den Werken Albr. Dürer's eine nicht geringe Wirkung zu. In diesem nord. Stil arbeitete Luis de Morales, und es haben diese ältern Werke bei harten Formen doch einen milden, oft schönen Ausdruck und weiche Farben. Von den Malern des 16. Jahrh. bildeten sich Pablo de Aregio und Francisco Neapoli bei Leonardo da Vinci, dem sie hier und da auf das glücklichste nacheiferten. Alonso Berruguete, geb. 1480, und der treffliche Pedro Campaña, geb. 1503, waren Schüler Michel Angelo's; Luis de Vargas, geb. 1502, eignete sich die Größe und Anmuth der röm. Schule bei Perin del Vaga an; Witte Joanes, geb. 1523, scheint sich die spätern Florentiner zum Muster genommen zu haben. Am bedeutendsten aber war der Einfluß der venetian. Schule, zumal Tizian's, von dessen Werken mehrere der ausgezeichnetsten für Spanien gemalt und dessen Schule von vielen Spaniern befolgt wurde. So von Alonso Sanchez Coello, der nachmals Hofmaler Philipp's II. war, und Juan Fernandez Navarrete, genannt el Mudo, geb. 1526, der sogar den Beinamen des Tizian führt. Auf diesen Grundlagen, wovon das venetian. Colorit die wesentlichste ist, entwickelten sich die großen Schulen des 17. Jahrh., die von Madrid, welche sich hauptsächlich dem Hof angeschlossen, und die von Sevilla. Ihr gemeinsamer Charakter ist ein gesunder Naturalismus, der zuweilen bis zur höchsten Schönheit vordringt, unterstützt von kühner, aber keineswegs willkürlicher Zeichnung und Composition und einem Colorit, welches zwar düstere, ja warze Schatten, aber auch die wärmsten, durchsichtigsten Lichter und Reflexe und eine große Reichheit besitzt und somit etwa zwischen dem der Venetianer und jenem der neapolit. Naturalisten in der Mitte steht. Die Carnation ist dem span. Körper gemäß blaß, aber dennoch lebendig und warm; die Gewänder sind meist etwas flüchtig; das Ganze ist selten mit gleichmäßiger Sorgfalt, sondern meist mit offener Vorzugung einzelner Theile ausgeführt. Der Schule von Sevilla gehörten an Francisco Pacheco, geb. 1571, Juan de las Moelas, geb. 1558, die beiden Herrera (s. d.), die drei Castillo, wovon Juan als Lehrer Murillo's der berühmteste worden; sodann Franc. Zurbaran, geb. 1598, gest. 1662, durch dessen Ernst und Energie der Stil der Schule sich erst feststellte; endlich Velasquez (s. d.), der als Hofmaler später den größten Einfluß auf die Schule von Madrid gewann, der einfach-edle Alonso Cano (s. d.), 1601—67, der bei van Dyck gebildete Pedro de Moya, 1610—66, und der größte von allen, Murillo (s. d.), dessen Tode 1682 die Schule zu Sevilla bald zur Bedeutungslosigkeit herabsank. Aus der Schule von Madrid sind hervorzuheben Luis Tristan, geb. 1586, und die beiden Carducho, Florentiner von Geburt; dann die Schüler des Velasquez, Juan de Paraja el Esclavo und Mazo Martinez; ferner Antonio Pereda, 1590—1669, der im Colorit selbst Murillo übertraf, Juan Careno de Miranda, geb. 1614, Franc. Rizi, Juan Antonio Escalante, 1630—70, Claudio Coello u. A. Eine besondere, noch mehr von Italien abhängige Richtung entwickelte sich in der mit Aregio, Neapoli und Joanes beginnenden Schule von Valencia, deren berühmteste Meister Franc. Ribalta, 1551—1628, und seine Schüler Pedro Dronte, geb. 1550, und Josepe Ribera (s. d.), das spätere Oberhaupt der neapolit. Schule, waren. Mit dem Erlöschen des eigenthümlichen Lebensprinzips der span. Schule am Ende des 17. Jahrh. trafen auch sonstige ungünstige Umstände, namentlich das Aussterben der habsburg. Dynastie, die zunehmende Verarmung des Landes und die Berufung des Schnellmalers Luca Giordano (s. d.) zusammen, dessen Beispiel die verderblichste Wirkung hatte. Unter den spätern Malern ist Ant. Valomino de Velasco (s. d.), 1653—1728, weniger durch seine eigenen Werke als durch seine Notizen-Sammlung über ältere span. Künstler („El museo pictorico y escala optica“, 3 Bde., Madr. 1715—24), bedeutend. Auch Ant. Villadomat geb. 1678, und Alonso de Tobar geben nur

schwache Nachklänge der frühern Meister. Es half nichts, daß König Karl III. Akademien stiftete und Rafael Mengs berief; die Kunst sank immer tiefer, und unter Karl IV. war das persönliche Talent des Humoristen Franc. Goya y Lucientes (s. d.) die einzige namhafte Erziehung auf diesem Gebiete. Erst die Einwirkung des Classicismus der franz. Schule, namentlich David's, so sehr seine Kälte und sein franz. Pathos auch mit der Größe der alten span. Sch. contrastirten, brachte wieder ein neues Lebenselement in die span. Kunst. Ihm hängen noch meisten jetzigen span. Maler an: Vicente Lopez y Portaria (s. d.), José und Federico Madrazo y Agudo (s. d.), Juan Ant. und Carlos Luis Ribera (s. d.), Rivellis y Helip (s. d.), der Portr. und Historienmaler Ant. Maria Esquivel, der sich indeß streng nach der alten Schule von villa gebildet hat, der treffliche Landschaftler Genaro Perez Villamil, der in der Luft- und nealperspective ausgezeichnete Pedro Kung und der als Kunstschriftsteller und Historienmaler gleich tüchtige Valentin Carderera. Außer diesen verdienen noch genannt zu werden José C. tierrez de la Bega, José Elbo, Tegeo, Agapito Lopez San-Roman, Alenza, Cavanna, C. dereta, Benito Sanz, Ferran, Ortega, van Halen (der Sohn des Generals Juan van Halen Buccelli und die Frauen Weiss und Nicolau. Endlich hat auch die Lithographie in Spanien deutende Fortschritte gemacht, wie z. B. das von Joze Madrazo, dem Director der königl. lithographischen Anstalt, herausgegebene Prachtwerk „Coleccion litográfica de cuadros del rey España etc.“ beweist. Vgl. Cean-Bermudez, „Diccionario historico etc.“ (6 Bde., M. 1808); Schepeler, „Beiträge zu der Geschichte Spaniens“ (Nach. und Epz. 1828); „L'Espagne artistique et monumentale“ (36 Lief., Par. 1842—50); Quandt, „Beobachtung und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise durch Spanien“ (Epz. 1855); Passavant, „Die christliche Kunst in Spanien“ (Epz. 1853).

Spanischer Pfeffer, s. Pfeffer.

Spanische Reiter oder **Erlesische Reiter** bestehen aus einem vierkantig behauenen Bau von etwa 12 F. Länge, durch welchen 9 F. lange, an den Enden zugespitzte Latten, die Federn durchgesteckt werden, daß ihre Richtungen sich senkrecht kreuzen. Die Spanischen Reiter dienen zum Verschluss der Kehle einzelner Feldwerke und haben den Vorzug vor den Palissaden, daß leicht geöffnet werden können, wenn man das eine Ende des Baums auf einer Angel zum Aufhängen einrichtet und das andere Ende mit einem Rollrade versieht. Dagegen halten die Palissaden die feindlichen Schüsse weit vollständiger ab und können nicht so leicht umgehauen werden. Im 17. Jahrh. wurden die Spanischen Reiter auch im Feldkriege zum Schutz der Infanterie gegen den Angriff der Reiterei gebraucht und mehrere nebeneinanderstehende durch Ketten eiserne Haken verbunden. Doch hinderten sie die eigene Bewegung und kamen bald ab. weiltläufige Anfertigung, der geringe Schutz und die Schwierigkeit des Transports beschränkte ihre Anwendung auf die besondern Fälle, wo Barricaden (s. d.) gebraucht werden.

Spanisches Rohr oder **Rottang** (Calamus) heißt eine artenreiche Palmengattung, die einen rohrartigen, dünnen, aber öfters äußerst langen, zuweilen bis 100 Klaftern langen Stängel hat, der, wie seine Äste, der ganzen Länge nach mit gefiederten Blättern besetzt ist und entweder aufrecht steht oder an den Bäumen auf- und niedersteigt und sich mittels des langen, einfach rankenartigen Endes der Blattspindel festhält. Die Frucht ist eine trockene Beere, mit rüchend nachziegelig übereinanderliegenden Schuppen bedeckt und meist einsamig. Die Arten dieser Gattung sind sämtlich sehr nützlich, denn sie dienen in ihrer Heimat Indien zu allerlei Haushaltungszwecken, Flechtwerk, zu Stricken u. s. w., und die von der äußern stacheligen Hülle befreiten glänzenden Stengel und Äste, welche äußerst biegsam und zähe sind, werden deshalb auch in diese Gegenden in großer Menge ausgeführt und kommen unter dem Namen Spanisches Rohr in Menge auch nach Europa, wo die dickern Stengel zu Stöcken und die dünnern zu Flechten und als Ersatzmittel des Fischbeins für Regenschirme u. s. w. verwendet werden.

Spanische Sprache und Literatur. Spaniens Ureinwohner, im Süden die Iberer, im Norden die Cantabrer, gehörten wahrscheinlich zu einer dem indogerman. Stamme angehörigen Völkergruppe. Jedenfalls vermischten sie sich frühzeitig mit celtischen Stämmen und bildeten dann Celtiberier. Ihr Hauptsitz war im heutigen Aragonien um den Ebro. Ihre nationale Eigenartlichkeit und Sprache gingen aber in den röm.-german. Eroberungen und Einwanderungen fast gänzlich unter. Nur im nördlichsten Theile Spaniens, an den Pyrenäen, behaupteten sich einige cantabrische Stämme und schützten Sitte und Sprache größtentheils gegen fremde Vermischung. Ihre Nachkömmlinge sind die Basken (s. d.), und in ihnen lebt zum Theil noch die Sprache der Väter fort, die von den Fremden die baskische, von den Einheimischen Gascon genannt wird. Doch ist auch hier das Baskische zu einer Volksmundart herabgesunken; !

gebildeten sprechen seit langer Zeit alle auch spanisch. Verhältnißmäßig nur sehr wenige der basclischer oder doch celtischer Abkunft finden sich in der Sprache, die man die spanische nennt. Diese hat sich, wie alle neuroman. Sprachen, zunächst aus der lingua Romana rustica gebildet. Die Römer hatten nämlich die Einwohner Spaniens so gänzlich unterjocht und assimiliert, daß sie sowol in Sitte als Sprache unter allen Provinzialen sich am nächsten an die röm. anschlossen, ja mit ihnen selbst in der Literatur wetteiferten. Neben der röm. Schriftsprache (sermo urbanus) hatte sich aber auch in Spanien eine Umgangssprache mit hümlichen Provinzialismen gebildet, die, als mit dem Verfall des Römischen Reichs und dem Einfall der german. Völker auch die politische und literarische Verbindung mit Rom zerfiel, immer mehr die allein übliche und allgemein verstandene wurde. Diese nahmen die Nachfolger der Römer in der Herrschaft über Spanien, die Westgothen, mit der röm. Sprache an und machten sie, besonders nach ihrem Übertritt vom Arianismus zum lat. Katholicismus, sehr zu ihrer eigenen, daß sie ihre Muttersprache darüber vergaßen und davon nur jene Reste beibehielten und dem span. Romanzo einbürgerten, die sie zur Bezeichnung der ihnen hümlichen Staats- und Kriegsinstitutionen nöthig hatten. Das auf diese Weise ganz im. Elementen hervorgegangene und nur mit einem german. Wörtlervorrath bereicherte Romanzo erhielt einen neuen Zusatz durch die Araber, mit denen die span. Gothen fast 7. um den Besitz des Landes kämpfen mußten. Aber auch diese trugen nur zur Bereicherung des Sprachstoffs, besonders in Bezug auf Industrie, Wissenschaften, Handel u. s. w., bei und modifisirten höchstens einigermaßen die Aussprache. Die ältesten schriftlich aufgezeichneten Reste des Spanischen finden sich in Isidorus' „Origines“. Zur Schriftsprache ausgeprägt erscheint am frühesten die castilische Mundart, und grammatisch und lexikalisch behandelte spanische zuerst Ant. de Lebrija (1492). Gesetzgebend wurden für dasselbe die Grammatik und das Wörterbuch der span. Akademie (zuerst 1771 und dann in wiederholten Auflagen). Letzteres bereicherte mit vielen Zusätzen und Verbesserungen Salva (s. d.), der auch die span. Grammatik für Einheimische und nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch schrieb. In Spanien mangelt es den Spaniern noch an einer historischen Grammatik; die trefflichsten Werke dazu finden sich in Diez' „Grammatik der roman. Sprachen“. Für Deutsche sind die besten Hilfsmittel die Grammatik von Franceson (neueste Aufl., Berl. 1842) und die wissenschaftlich gehaltenen von Keil (2. Aufl., Lpz. 1837) und Fuchs (Berl. 1837), Franceson's „Handlexikon“ (2. Aufl., Lpz. 1846) und das vollständigere von Seckendorff (Hamb. 1823). Den Versuch eines etymologischen Wörterbuchs machten Covarrubias (Madr. 1674) und Cabrera (Madr. 1837); die span. Synonymik bearbeiteten Huerta (Madr. 1811), Valencia (1811) und March (Barcelona 1834) und die Orthographie die Akademie (Madr. 1815), José Gonzalez (Madr. 1833) und Jimenez (Madr. 1832). Wichtige Beiträge zur Etymologie Fermin Caballero's „Nomenclatura geográfica de España“ (Madr. 1834) und Diez' „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen“ (Bonn 1853). Die span. Sprache, dem Wohlklang und Vocalreichthum der ital. Kraft und Würde, mit der Klarheit und Prägnanz der franz. Elasticität und große Fähigkeit zum poetischen Ausdruck verbindet und die Anmuth der portug. ohne die unangenehmen Nasenlaute und fetten Zischlaute, hat durch die Eroberung Südamerikas durch die Spanier sich auch fast über die Grenzen des neuen Welttheils verbreitet. Neben dieser sogenannten span. oder eigentlich castilischen Sprache gibt es in Spanien noch zwei Hauptmundarten: die galicische, die mit der portug. verwandt ist, und die catalonisch-valencianische, die sich dem provenzalischen Zweig anreihet; beide wurden auch literarisch cultivirt. Vgl. Fuchs, „Über die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den roman. Sprachen“ (Berl. 1840); Derselbe, „Die roman. Sprachen in ihrem Verhältniß zum Lateinischen“ (Halle 1849).

Die span. Nationalliteratur erscheint in ihrer ersten Periode, d. i. von den ersten künstlerischen Schöpfungen im castilischen Romanzo bis auf die Zeiten Johann's II. von Castilien, auf volksthümlich-nationaler Basis mit vorherrschend epischen und didaktischen Richtungen. Wiewol das älteste auf uns gekommene Denkmal der span. Literatur, das aus der Mitte des 11. Jahrh. stammende „Poema del Cid“, unbezweifelt der Kunstpoesie angehört, so sind doch die volksthümlichen Elemente unverkennbar. Von der Volkspoesie haben sich natürlich die ursprünglichen Formen noch überhaupt sehr alte Denkmäler erhalten, denn sie lebte Jahrhunderte nur im Munde des Volkes und wurde erst aufgezeichnet, als auch die Kunstpoesie diese Lieder des Volkes ihrer Beachtung werth fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrh. Doch



didaktischen Gedichte, wie fromme und erotische Lieder, Fabeln, Hirtenlieder u. s. w., eingereiht hat, die sowohl durch innern poetischen Werth als auch dadurch, daß sie nach des Verfassers ausdrücklicher Absicht ein Musterbuch aller damals in Spanien bekannten metrischen Combinationen bilden sollten, für die Geschichte der span. Poesie von höchster Wichtigkeit sind. Diese und alle früher erwähnten Gedichte finden sich in Dchoa's vermehrtem Abdruck von Sanchez' *Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV.* (Par. 1842). Ebenfalls ein didaktisches Gedicht mit eingewebten lyrischen ist das Buch in Reimen über das Hofleben: „*Ritadado de palacio*“, des als Chronisten berühmten Lopez de Ayala. Die am Ende dieser Periode vorherrschend didaktische Richtung spricht sich noch aus in den Gedichten des Rabi Samb, eines Juden, der für den König Peter den Grausamen von Castilien Rathschläge und Lebensregeln in Versen schrieb, sowie in dem Gedicht vom Todtentanz: „*Danza general de la muerte*“, in der span. Nachahmung von dem lateinischen „*Rixa animae et corporis*“ (Madr. 1448) u. s. w., und die Cultur der historischen Prosa bekunden die Chroniken Ayala's, Juan Ruiz de Villalaz's, die Prosachronik vom Cid, die Reisebeschreibung Nun Gonzalez de Clara's u. A. Endlich gehört noch dem Schlusse dieser Periode die Abfassung des Amadis (s. d.), des Ahnherrn der so zahlreichen span. Mitterromane.

In der zweiten Periode der span. Nationalliteratur, die von der Regierung Johann's II. in Castilien (1406—54) bis zur Bildung der span. Universalmonarchie unter den kath. Königen oder bis zum Schlusse des Mittelalters reicht, trat neben der fortbestehenden didaktischen Richtung die lyrische in den Vordergrund. Die Bildung einer höfischen Kunstlyrik nach dem Muster der Troubadourspoesie, die Alfons X. zwar vorbereitet hatte, aber nur in galicischer Mundart üben konnte, die in lemosinischer längst an den Höfen der Grafen von Barcelona und Könige von Aragonien blühte, konnte in castilischer Mundart erst am Hofe Johann's II. sich fassen. Denn nun war auch diese Mundart durch die vorausgegangenen Versuche in lyrischem Versmaße dazu tauglich geworden, und es bedurfte nur eines so politisch-ritterlich genannten Fürsten und Hofes wie Johann's II. und seiner Umgebung, um diese Nachblüte der Troubadourspoesie ins Leben zu rufen. Diese castilische Hoflyrik ist daher dem Inhalt und Form nach der provenzalischen, besonders der spätern, sehr ähnlich; auch sie ist vorzugsweise eine Conversationspoesie, die sich in dem engen Kreise höfischer Galanterie und innerhalb der Grenzen des damaligen Bon ton bewegt und daher an Ideenarmuth und Monotonie leidet. Ja sie ist noch viel schwerfälliger und roher wie die echte Troubadourspoesie, weil damals die belebende Kraft der idealen Chevalerie und Galanterie schon von dem vorherrschenden Prosaismus und dem Übergewicht der Verstandesthätigkeit über die Phantasie gelähmt war. Unter der Menge der Hofdichter, deren Werke so wenig Verschiedenheit und prägnante Individualität haben, die sie in der That oft nur durch die Namensüberschriften zu unterscheiden sind, die sie in den *Cancioneros* tragen (s. *Cancionero*), zeichnen sich noch am meisten aus die beiden Marquesen von Villena und Santillana und Juan de Mena, die auch größere didaktisch-allegorische Schriften schrieben, in denen sich schon das Bestreben zeigt, altclassische und ital. Muster, besonders den Dante, nachzuahmen. Von den übrigen sind nennenswerth die drei Manrique (Rodrigo, Gomez und Jorge), Macias, Garci Sanchez de Badajoz, Alonso de Cartagena, Diego San-Pedro, der auch zwei halb prosaische, halb metrische Liebesromane schrieb, die berühmt worden sind („*Carcel de amor*“ und „*Question de amor*“), und Fernan Perez de Guzman, der auch als Geschichtschreiber einen berühmten Namen hat. In seinen Geschichtswerken, sowie in denen von Hernando del Pulgar zeigt sich schon ein Fortschritt vom Chronikensstil zur pragmatischen Darstellung. Auch hat man von Pulgar eine Briefsammlung, die nebst der von Cid-Rodrigo einen Begriff vom Epistolarstil der damaligen Zeit geben kann. Eine Sammlung von Geschichtswerken damaliger Zeit enthält die „*Coloccion de cronicas*“ (7 Bde., Madr. 1779—1800), und mehrere Werke der drei Letztgenannten erschienen zusammengeedruckt zu Madrid (1775). Nicht minder für die Sittengeschichte als für die Geschichte der span. Prosa merkwürdig ist das Werk des Erzpriesters von Talavera, Alonso Martinez de Toledo, über die Sitten der Weiber in schlechtem Lebenswandel, bekannter unter dem Namen „*Corbacho*“ (Toledo 1499 und öfter). Endlich fallen noch die Anfänge des span. Drama, das auch hier aus kirchlichen und ländlichen Spielen hervorging, in diese Periode, wozu man mit Recht Juan de la Encina's Schäferspiele und den berühmten dramatischen Roman „*Celestina*“ von Fernando de Rojas (s. d.) rechnet. (Vgl. Clarus, „*Darstellung der span. Literatur im Mittelalter*“ (2 Bde., Mainz 1846).

Die dritte Periode, von der ersten Jahrzehnden des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrh.,

umfaßt die allseitigste Entwicklung und höchste Blüte der span. Literatur, ihre Ausartung Erreichung dieses Culminationspunkts im goldenen Zeitalter der Philippe durch Überanfang bei zunehmender Kraftlosigkeit und ihre gänzliche Ermattung, so gleichen Schritt haltend mit der Entwicklung der politischen und socialen Zustände der span. Monarchie. Was in vorigen Periode sich vorbereitete, wurde in dieser völlig entwickelt durch die nähere politische Verbindung von Spanien und Italien: die formelle Ausbildung der span. Kunstpoesie nach altgriechischen und ital. Mustern sogar bis zur Einführung ital. Versmaße, des elf- und siebenfüßigen Verses, und der ital. Formen des Sonetts, der Ottave Rime, Terzinen, Canzonen u. d. Doch ward über dieser Nachahmung so wenig wie früher über der provenzalischen die nationale Eigenthümlichkeit aufgegeben, weil die span. Poesie eine durchaus volksthümliche Grundform hatte; ja der ital. Schule, deren Koryphäen Boetius, Garcilaso de la Vega, Diego Hurtado Mendoza u. A. waren, trat unter Castillejo's Anführung eine strenge, an den alten Nationen haltende Partei entgegen, bis sich die schroffen Einseitigkeiten beider Parteien abgeklärten hatten und in schöner Verschmelzung so vollständige Kunstwerke erzeugten wie die Poesien Lope de Herrera's, Luis Vonce de Leon's, Hernando de Acuña's (gest. 1580) und Toribio Montemayor's. Durch diesen Letztern und seinen Landsmann, den Portugiesen Sá de Miranda, wurde der halb in Versen, halb in Prosa abgefaßte Schäferroman eingeführt. Montemayor's so berühmt gewordene „Diana“ erhielt eine würdige Fortsetzung durch Gil Polo. Der Menge von Dichtern, die sich jenen zunächst anschlossen, sind zu nennen: Franc. de Balazar de Alcázar unter Philipp II., ein überaus wißiger und anmuthiger Dichter, Lope Espinel, die beiden Figueroa, Pedro Soto de Rojas, Cristóbal de Mesa, Agustín de Tejeda, Luis Barahona de Soto. Nach dieser Vermittelung trat noch ein mal in dieser Periode die Gegensatz zwischen der classischen Nachahmung und der nationalen Eigenthümlichkeit mehr hervor, als erstere den Reiz der Neuheit verloren, letztere durch innigeres Anschließen der Kunstpoesie an die Volkspoesie an Stärke gewonnen hatte, und beiden Richtungen wurde nun der Extremen gefolgt, ja oft von einer und derselben Person. So waren die Brüder Argüeso nicht zufrieden, die durch das moderne Element im Italienischen gemilderte Classicität nachzuahmen, sondern suchten unmittelbar dem Horaz nachzustreben; so dichtete Estévan de Villalpando seine „Eroicas“ nach dem Vorbilde Anakreon's und sogar in den altclassischen nachgriechischen Metren; so übersezte Juan de Jáuregui nicht nur den „Aminta“ des Tasso und den „L'ido“ des Guarini, sondern auch Lucan's „Pharsalia“. Andererseits suchten Góngora Quevedo den Romanzenstil in die Kunstpoesie einzubürgern und zu cultiviren, während die Italiener noch zu überbieten strebten und einen sogenannten gebildeten und geistreichen nach dem Muster der Marinisten einführten, der in Culteranismus und Conceptismus ausartete. Daß aber damals mehr als je die Volks- von der Kunstpoesie berücksichtigt wurde, letztere sehr folgenreich geworden. Zwar war die eigentliche Blüte der Volkspoesie in den epischen Romanzen längst vorüber, aber mit dem neu belebten Nationalbewußtsein war auch bei Gebildeten und den Kunstdichtern ein historisches und ästhetisches Interesse an den alten Romanzen erwacht, die neu aufgezeichnet, gesammelt und cultivirt wurden. So entstand in der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrh. die meisten Romanzensammlungen (manuscritos), die freilich neben den echten alten epischen Volksromanzen eine Unzahl gemachten nikenartiger oder rein lyrischer, von Gelehrten und Kunstdichtern herrührender enthalten. Diese konnten zwar noch weniger wie anfänglich die Spanier eine eigentlich epische Poesie kommen, und unter der Unzahl gemachter Epopöen nach dem Reisten der altclassischen und griechischen erheben sich über die Mittelmäßigkeit höchstens der „Bernardo“ des Balbuena, „Monserrate“ des Virues, die „Bética“ des Cueva, die „Cristiada“ des Padre Hojeda. Die „Araucana“ des Ercilla hat, weil sie auf einer objectiv-epischen lebendigen Basis enthielt, wahrhaft epischen Geist und epische Unmittelbarkeit. Der Contrast zwischen diesen Bestrebungen, ein Epos zu schaffen, und den dazu ganz ungünstigen Zeitverhältnissen erzeugte die in der epischen Meisterwerke, die komischen Heldengedichte des Lope de Vega („Gatomaquia“), die viciosa („Mosquea“) und Quevedo. Aber die epischen Elemente der alten Volksromane Verbindung mit der kunstmäßig ausgebildeten Lyrik wirkten befruchtend auf die Entwicklung des nationalen Kunstdramas, der Comedia.

Die dramatische Poesie, die auch in Spanien mit der allseitigern Entfaltung, der Lebensgestaltung und zunehmenden künstlerischen Bildung der Nation zum Bedeuten und zum eigentlich adäquaten Ausdruck ihres poetischen Lebens geworden war, hatte beim Beginn in Naharro, Gil Vicente und Lope de Rueda die Repräsentanten

richtungen gefunden, die sie später einschlug, in dem Erstern den der mehr idealistischen, zu den phantasiereichen Schöpfungen der heroischen, Verwickelungs- und Intriguenstücke (*Comedias de ruidó, Comedias de capa y espada*) führenden, in den beiden Letztern die Vorläufer der die Wirklichkeit treu copirenden Charakterschilderer, denen sich die übrigen Verfasser der sogenannten Vor- und Zwischenstücke (*Loas, Pasos, Farsas, Entremeses* und *Comedias de figuras*) angeschlossen. Neben diesen Gattungen bestanden untermischt die geistlichen Schauspiele, aus denen zunächst das span. Drama wie alle übrigen hervorgegangen ist, fort und bildeten sich in der Folge zu zwei verschiedenen Gattungen aus, den *Auramentales*, d. i. Fronleichnamstücken, und *Autos al nacimiento* zur Weihnachtsfeier, ferner der allegorischen Moralitäten des Mittelalters, und den *Comedias divinas* und deren Darstellungen der heiligen Geschichte und Heiligenlegenden, gleich den Mysterien und Mirakelspielen. Zwar hatten auch auf diesem Felde die Classicisten versucht, theils Uebersetzungen, theils durch Nachbildungen das span. Drama nach antiken Mustern zu gestalten, wie z. B. Boscan, Fernan Perez de Oliva, Juan de Malara, um die Mitte des 16. J., und mehrere Dichter der sevillaner Schule, wie Geronimo Bernudez, gest. um 1589, der Tragödien mit Chören unter dem Namen Antonio de Silva schrieb, die aber ebenso wenig, als die kritischen Angriffe von Rey de Artieda, Cáscales, Cristóbal de Mesa, Villegas, e Argensola u. A. die originelle, reiche und volle Entwicklung der nationalen Komödie zu vollenden vermochten. Diese glänzendste Periode des span. Drama reicht vom Ausgang des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrh., und die zahlreichen Bühnendichter jener Zeit gestalten sich zu großen Gruppen, als deren Mittelpunkte Lope de Vega (s. d.) und Calderon (s. d.) glanzvoll waren theils Vorläufer, theils Nachfolger des Erstern die beiden als Epiker genannten Quevedo und Virues; Cervantes, der aber in diesem Felde dem Lope die Palme nicht streifen konnte, um in einem andern unerreicht zu bleiben; Guillen de Castro, gest. 1631, dessen „*Cid*“ Corneille's Vorbild war; Luis Velez de Guevara, Juan Perez de Montalvan, Lelley, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina; Juan Ruiz de Alarcón, um 1600, ein origineller Dichter und voll glühender Phantasie und plastischer Kraft. Alle diese Dichter und vor allen Lope de Vega zeichnen sich durch eine reiche Erfindungsgabe, geniale Diction und prägnante Naturähnlichkeit aus. Sie sind die eigentlichen Schöpfer des span. Drama aus durchaus nationalen Elementen, volksthümlicher Begeisterung und einer frischen, lebhaften Phantasie geworden, deren Werke nur manchmal durch ein Zuviel des Guten, durch überflüssige Composition und durch Formlosigkeit entstellt wurden. In Calderon trat zu dieser Originalität und übersprudelnden Phantasie die mäßigende Reflexion und die sorgsamere Bearbeitung im Einzelnen hinzu, und so erreichte in ihm das span. Drama seinen Culminationspunkt. Unter seinen Nachfolgern sind die namhaftesten Francisco de Rojas, Augustin Moreto, gest. um 1650, J. B. Diamante, um 1670, Antonio Hurtado de Mendoza, Juan de la Cueva, gest. gegen Ende des 17. Jahrh., Antonio de Solís, dessen eigentlicher Ruhm mehr in seinen Schicksalswerken gegründet ist, und Augustin de Salazar y Torres, gest. 1675, der in seinen wie dramatischen Werken sich schon zum „*Estilo culto*“ hinneigt, in den phantastisch gehaltenen Dramen aber eine blühende Phantasie zeigt. Ja selbst als die span. Dramatik zu Ende dieser Periode von ihrer Ausartung durch die Culteranisten in fast gänzliche Verfallung gesunken war, trieb die dramatische noch eine Nachblüte in den wenigstens noch an Geist athmenden Werken von Bances Candamo, gest. 1709, Castizates, gest. um 1700, und Antonio de Zamora, um 1722, die vorzüglich die *Comedia di figuras* ausbildeten; ferner „*Don Juan*“ ist durch Mozart's Oper berühmt geworden. Vgl. von Schack, „*Lehrbuch der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien*“ (3 Bde., Berl. 1845—46). Unter den übrigen Dichtern, deren Menge eben ihre Mittelmäßigkeit und den Verfall der Kunst beweist, sind höchstens noch zu nennen die Romanzendichter Esquilache und Arteaga, gest. um 1676, und die mexican. Nonne Inez de la Cruz, um 1700. Ein analoges Schicksal mit der Dichtkunst in gebundener Rede hatte die in ungebundener künstlerischer Prosa in dieser Periode. Auch hier sind zwei Hauptrichtungen erkennbar, neben nach Concision und Eleganz der Form nach den antiken Mustern und die Entwicklung des Nationalstils. Das erstere zeigt sich zuerst in den Historikern, die nun mit noch größerm Bewußtsein den alten Chronikenstil aufgaben und die historische Kunst in pragmatischer Darstellung und schöner Form den Griechen und Römern abzulernen suchten. Diese Tendenz ist schon in den Werken der Hofhistoriographen Karl's V., Antonio de Guevara, gest.

1548, Pedro Mejia, gest. 1552, und J. G. Sepulveda (s. d.), und noch mehr in der „His de la guerra contra los moriscos“ von Mendoza, dessen Werk der Graf Portalegre, gest. 1 ergänzte, aber freilich seinem Vormann nicht gleich kam. Auf dieser Bahn folgten die Verfasser allgemeiner Geschichte von Spanien, Fl. decampo und Ambrosio de Morales, gest. 1 der Historiograph der Krone von Aragonien, Zurita, und sein Fortsetzer, der erwähnte D. B. E. de Argensola, der ebenfalls als Dichter bekannt gewordene, aber mehr durch seine Geschichte des Aufstandes in Catalonien berühmte Fr. M. de Melo, Franc. de Moncada Marques del Espinar, der die „Geschichte der Kriege in den Niederlanden von 1588- beschrieb, wobei er selbst als General und Gesandter thätig war, Ant. de Herrera und A Solis, während in Mariana's spanisch geschriebener Geschichte des Vaterlandes der Nat stil, veredelt durch classische Muster, sich am schönsten und freiesten zeigt. Die Neigung zu daktyl und Reflexion fand nun in der ausgebildeten Prosa einen geeigneten Ausdruck. Beweis davon liefern die moralisch-philosophischen Abhandlungen von Perez de Oliva und seinem Fortsetzer Fr. Cervantes de Salazar, gest. 1546; der unter den Historikern gena Prosafisten Guevara und Mejia als Verfasser der „Reloj de principes“, des „Menosprecio la corte“, der „Silva de varia leccion“ und der „Diálogos eruditos“ u. s. w., sowie die schen Schriften des Saavedra y Faxardo; die mit diplomatischer Feinheit geführten Correspondenzen des so berühmt gewordenen Geheimschreibers Philipp's II., Antonio Perez strenger philosophisch gehaltene Untersuchung des Selbstdenkers Juan Huarte u. s. w. mit viel mehr Wärme und Originalität sind geschrieben die dem Nationalgefühl so sehr zu den ascetischen und religiösen Erbauungsschriften von den „Dos Luises“, dem Dichter Luis de Leon und dem berühmten Kanzelredner Fr. Luis de Granada; von der Sch Sta.-Teresa de Jesus, die einen würdigen, ebenfalls als ascetischen Schriftsteller ausgezeigten Biographen in Fr. Diego de Yepes, gest. 1613, fand; und von den durch ihre religiösen Poesien nicht minder ausgezeichneten Dichtern und Prosafisten San-Juan de la Cruz 1591, und Pedron Malon de Chaide, gest. um 1590. Mit dem Feuer humaner Begeisterung und der Eleganz humanistischer Bildung vertheidigte die unterdrückte Menschheit in Ar der edle Las Casas (s. d.).

Noch eigenthümlicher entwickelte sich die Prosa in den Werken der Phantasie wurden die einer vorgeschrittenen Civilisation allein noch entsprechenden episch-prosaischen Formen des Romans und der Novelle auch in Spanien fleißig cultivirt. Zwar der Ritterroman mit der ausgelebten Idee des Ritterthums und dem immer greller werdenden Contrast mit der Wirklichkeit in den zahllosen Nachahmungen des „Amadis“ Palmerinen, Primaleon u. s. w. längst zur hohlen Caricatur geworden; zwar die Novelle eine den Spaniern aus Italien zugekommene neue Form, die anfangs wenig Glück von Juan Timoneda, um 1570, und Nuñez de Reinoso, um 1550, nachgeahmt wurde. Aber der Contrast im Ritterromane zwischen Idee und Wirklichkeit wurde von dem unsterblichen Cervantes (s. d.) mit der Universalität und Tiefe des Genies im „Don Quijote“ ironisch parodirt, der zugleich als das unerreichte Muster spanisch gilt. Derselbe Cervantes mußte indessen in seinen „Novelas ejemplares“ und in seinen „bajos de Persiles y Sigismunda“ die Novelle und den Liebesroman so meisterhaft zu naturalisiren, daß diese Gattungen ganz volksthümlich wurden und er viele Nachahmer fand denen freilich keiner ihn erreichte. Weniger nachtheilig als den Ritterromanen scheint die wädhnten von Montemayor eingeführten Schäferromanen, die halb auch der Prosa angelehnt des Cervantes Satire geworden zu sein, der doch selbst einen der besten dieser Gattungen, „Galatea“, schrieb, sowie von Lope de Vega, Montalvo und vielen Andern dieses Genres lange cultivirt wurde. Die vorzüglichsten Köpfe unter den span. Prosaschriftstellern abendeten sich nun zur Schilderung der neuern Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart. Dies geschah theils in kleinern Novellen, in welcher Gattung Cervantes den Anfang gegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravajal („Novelas“, Par. 1846) u. A. ten; theils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muster des „Lazarillo de Tormes“ von Mendoza, wie in Mateo Aleman's „Guzman de Alfarache“, in Quevedo's „Gracioso“ und in Espinel's „Marcos Obregon“. Eine dritte Reihe von Darstellungen des Lebens bilden die nachher in fast alle europ. Literaturen übergegangenen Erzählungen burlesk-phantastischen Stils, der zuerst von Quevedo in seinen „Sueños“ aufgebracht, von L. B. de Guevara im „Diablo cojuelo“ mit ausgezeichnetem Erfolg aufgenommen und jetzt von Saavedra y Faxardo in der „Republica literaria“ zu großer Freiheit ausgebildet

die Anfänge des historischen Romans erhielten die Spanier noch in dieser Periode an derühmt gewordenen „*Historia de las guerras civiles de Granada*“ von Gines Perez de Hita, 590, und an der „*Historia de los Incas del Peru*“ von Inca Garcilaso de la Vega, gest. 1. Aber auch die span. Prosa litt am Ende dieser Periode durch den Einfluß der Songo- und sank von ihrer Classicität zu den Bizarrerien des *Estilo culto* herab; unter den feststellern dieser Schule ist einer der geistreichsten, wiewol eifrigsten Förderer der natürlichen Manier der Jesuit Baltasar Gracian.

Die vierte Periode, von der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die Gegenwart, charakterisirt sich durch das Eindringen der modernen, besonders franz. Bildung in Spanien, deren Kampf und ihren Sieg über das freilich vielfach ausgelebte Ultranationale und durch das endliche Bestreben, das, was von diesem noch haltbar ist, zeitgemäß zu regeneriren und mit den modern-europäern zu verschmelzen. Bei dem Tode des letzten und unfähigsten Habsburgers, Karl's II., auch in der span. Literatur eine todähnliche Stagnation ein. Zwar hatte sich nach Beendigung des Erbfolgekriegs und nach befestigter Herrschaft der Bourbonen die zum literarischen Fortschreiten nöthige Ruhe wieder eingefunden, aber mit der neuen Dynastie war auch ein neuer

der modern-französische über die Pyrenäen gekommen und mußte bei der Ausartung Erschöpfung des alten Nationalgeschmacks bald Einfluß gewinnen, ja als ein Regenerationsmittel angesehen werden. Es bedurfte nur eines kühnern und taktvollern Neuerers, um Eingang zu verschaffen, und dieser fand sich in Luzan, der anfangs mehr negativ gegen die Richtung austrat, dann aber die franz.-classischen Grundsätze einzuführen suchte. Und selbst noch wiederholte sich die Reaction des Nationalgeistes, als dessen Verfechter, freilich mehr theoretisch als praktisch, Garcia de la Huerta austrat. Ja es zeigte sich auch da die span. Literatur als ein wahrer Antäus, der, wenn auch gestürzt, nur wieder mit dem vaterländischen Boden Berührung gekommen, auch von neuem erstarkte. So bildete sich bald wieder eine Dichterschule, nach ihrem Hauptsitze Salamanca die salmantinische genannt, verständig genug, um die Anforderungen des Zeitgeistes nicht blind zu sein und die Gebrechen des Veralteten einzusehen; aber auch patriotisch genug, um neben den modernen fremden auch die einheimischen der goldenen Zeit zu berücksichtigen, besonders in Sprache und Form. Dabei fehlte es nicht an Einseitigkeiten von Seiten der franz. und der Nationalpartei, und bis auf den heutigen Tag ist noch kein völliges Gleichgewicht hergestellt. An die Spitze der gemäßigten Retoren stellten sich nach Luzan's Vorgang Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalso, Torrey Friarte, Samaniego, ein talentvoller anmuthiger Fabeldichter, die jedoch alle von Melendez

Baldes übertroffen wurden, der, ein wahrhaft begabter Dichter, die Nation wieder zu erheitern wußte und das eigentliche Haupt der salmantinischen Schule wurde. Ihnen verknüpfen sich gleich gesinnte und nicht viel minder begabte Freunde, wie Iglecias, Moron, Quindos, Cienfuegos, Arriaza und Gallego, die nicht nur die Franzosen, sondern auch die Italiener und Engländer zu Mustern nahmen und überhaupt nur den modernen Zeitgeist auf sich einließen, aber in Gesinnung und Färbung Spanier blieben. Neu belebend auf das Nationalgefühl wirkte auch der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die franz. Reaction in politischer und literarischer Hinsicht, und der politische Antheil an der Regierung, die Nation durch die innern Umwälzungen bekam, trug trotz den Parteikämpfen und Bürgerkriegen zu ihrer allseitigern und freieren Geistesentwicklung bei und gab der Literatur wieder eine mehr patriotische und selbständigere Haltung. So wurden die J. 1812, 1820 und 1834 Anfangspunkte neuer Productionsepochen. Die Früchte davon zeigen sich in den poetischen Werken von Xérica, Lista, Martinez de la Rosa, José Joaquin de Mora, Angel de Saavedra, Juan de los Herreros. Die Zahl der neuesten span. Dichter ist schon wieder so groß, daß es schwer sein muß, nur beispielsweise einige der namhaftesten anzuführen, wie Tapia, Maury, Juan Lista Alonso, Jacinto de Salas y Quiroga, Espronceda, Serafin Calderon, Zorrilla, Harisch, N. de Campoamor, Santos Lopez Pelegrin, den beißenden und doch sehr beliebten Dichter Villergas („*Poesias*“, 2. Aufl., Madr. 1848, und „*Tesoro de los chistes*“, Madr. 1851) und unter den Frauen Gertrudis Gomez de Avellaneda. Was nun insbesondere die

epische und lyrisch-epische Poesie betrifft, so konnte natürlich die neueste Zeit noch weniger eigentliche Epiken hervorbringen als eine der vorhergehenden Perioden. Die gemachten Epopöen, woran jetzt nicht fehlte, wie die Versuche von den beiden Moratin, von Escoiquiz, Reinoso, Ariza, Saavedra u. A., sind ebenso ohne wahren epischen Geist wie die meisten modernen Werke dieser Art. Aber bemerkenswerth ist es, daß die Spanier endlich einzusehen begannen, daß die einzige volks- und zeitgemäße Epik für sie in der Weiterbildung der Romanzen-

und Sagenpoesie zu suchen sei, wozu den ersten Impuls Saavedra gab, dem Mora, Zorrilla, Gregorio Romero y Larrañaga („Historias caballerescas españolas“, Madr. 1843, und „Cuentos históricos, leyendas antiguas y tradiciones populares“, Madr. 1841), Manuel de Santa-Ana („Romances y leyendas andaluzas“, Madr. 1845) u. A. gefolgt sind.

Das span. Drama dieser Periode litt am meisten durch die Kämpfe der franz.-classischen Schule und der Nationalpartei. Die span. Bühne bot und bietet zum Theil noch gegenwärtig eine wahre Olla podrida von den extremsten Gegensätzen dar. So behaupteten sich noch lange die monströsesten Ausgeburten der kraftlos gewordenen alten Schule neben den unreifen Fehlgeburten der Gallicisten. Erst Leandro Fernandez Moratin gelang es durch seine im feinem franz. Geschmack mit vielem Talent, aber ebenfalls noch sehr timid geschriebenen Lustspiele auch auf der Bühne durchzudringen und auf einige Zeit den sogenannten classischen Geschmack Eingang zu verschaffen, ja ihn unter den Gebildeten herrschend zu machen, daß sie sich des alten Nationalgeschmacks schämten. Selbst so begabte Dichter wie Cienfuegos, Quintana, Gorostiza, Martinez de la Rosa, Saavedra, Bretón u. A. trugen einige Zeit diese classischen Fesseln, und nur in den drahtisch-witzigen „Sainetes“ des Ramon de la Cruz (beste Ausg., 2 Bde., Madr. 1846) lebte und wurde der echte Nationalgeist gebildet. Erst als die Franzosen selbst diese Fesseln brachen, fand ihr Beispiel auch in Spanien Nachahmer, von welchen die besonneneren zu den alten Nationalformen zurückkehrten und sie mit den Anforderungen des modernen Zeitgeistes zu vereinen suchten, minder einsichtigen aber, und deren Zahl war die größere, von dem Zaumel der sogenannten romantischen Schule in Frankreich sich fortreißen ließen und all den Gräuel der Porte St. Martin, sei es in Übersetzungen, sei es in noch größern Nachahmungen, auf die Bühne von Madrid verpflanzten. Dagegen erhoben sich allerdings einige begabtere Dichter, wie Breton, Martinez de la Rosa, Tapia und Saavedra, denen sich die jüngern Talente, wie Gil y Zárate, Harpabusch, Mariano José de Larra, Antonio Garcia Gutierrez, Patricio de la Escosura, Zorrilla, Moral, der noch mehr unter den engl. als span. Lustspiel dichtern berühmt gewordene Trueta, Ventura de la Vega, Campoamor, Rubí u. A., angeschlossen. Diese neuesten Stücke sind gesammelt in der „Galeria dramática. Teatro moderno“, die schon über 50 Bände zählt.

Auch die Prosa war zu Anfang dieser Periode durch die culteranistische Manier und die allgemeine Geisteslethargie sehr herabgekommen und bedurfte der Reform. Für diese arbeiteten unter andern der Benedictiner Fexjoó durch seine Rückkehr zur Einfachheit der classischen Muster seines Vaterlandes; der Jesuit Jéla, der die triviale und bombastische Kanzelberedtsamkeit seiner Zeit dem satirischen Roman „Fray Campazas“ lächerlich machte; die Historiker Ulloa, Muñoz, Galiano, Ferreras, Quintana, Navarrete, Clemencin, Torreno, Muñoz Maldonado („Geschichte des Unabhängigkeitskriegs“, Madr. 1833); die Staatsmänner Campomanes, Clavijo und Alen Spaniens Cicero, Jovellanos, und der berühmte Redner und Politiker Agustín Argüelles. Überhaupt gewann der prosaische Stil durch die politische Rednerbühne an Energie und dialektischer Schärfe. Auch die politischen Leidenschaften machten beredt, wie sich in den Schriften von Miñano, Marina, Larra (Figaro), Alcalá-Galiano, Donoso Cortes, in den Reden Martinez de la Rosa's u. A. zeigt. Dazu trugen auch die philologisch-kritischen Arbeiten von Galdos, Salva, Lista, Hermosilla, Marchena u. A. bei, sowie die jetzt in Massen auftauchenden politisch-belletristischen Zeitschriften, wie die „Revista española“, der „Artista“, „Semanario pintoresco“ u. s. w., die auch viele sehr gelungene und schön geschriebene Sittenschilderungen und satirische Darstellungen aus dem Leben der Gegenwart enthielten, wie die von Mesonero Romanos, von Larra, die von Mehren geistreich geschriebenen „Tipos españoles“ (Madr. 1843—44), „Los Españoles pintados por sí mismos“ (Madr. 1843) u. s. w.

Nachdem die Spanier lange die Form des Romans vernachlässigt hatten, fingen sie in neueren Zeiten an, durch die Erfolge der Franzosen und Engländer in diesem Genre auf sie mit Vorliebe wieder darauf zu verlegen. Sie begannen mit Übersetzungen und Nachahmungen franz. und engl. Originale, ja Trueba schrieb sogar mehrere Romane. Es folgte eine solche Flut von Originalromanen, daß auch in Spanien der Roman zur Lieblingsform geworden und in verschiedenen Arten aufgeführt wurde, im Fache des historischen und Sittenromans zu nennen: „Los amigos enemigos“, Madr. 1834, Escosura („El roque“), Martinez de la Rosa („El roque de Solís“), „Macías“, José de Villalta („El vago“), und Gertrudis de Abellaneta („El roque“).

Novelle und Lehrten hierin zur Nachahmung ihrer Meisterwerke aus der goldenen Zeit zu. So erschien eine „Coleccion de novelas originales españolas“ (Madr. 1838), die mit Vorzüglichem enthält; so seit 1842 „Escenas contemporaneas de la revolucion española“ unter dem Titel „Jardin literario“ u. s. w. Kurz es hat sich in der neuesten Zeit ein so reges und vielseitiges literarisches Leben mit der Richtung, das Modern-Europäische mit dem Spanisch-Nationalen zu verschmelzen, wieder entfaltet, daß man gegründete Hoffnung hat, die span. Literatur wieder einen der ersten Plätze unter denen Europas einnehmen zu sehen. Unter den Bearbeitungen der Geschichte der span. Nationalliteratur, worin aber die Deutschen bei weitem mehr als die Eingeborenen geleistet haben, und den Hülfsmitteln und Materialiensammlungen außer den schon erwähnten empfehlenswerthen Bouterwek's (s. d.) noch immer berücksichtigungswürdiges Werk, das zum kleinsten Theil nur von Gomez de Cortina und Hugalde y Morado ins Spanische mit bedeutenden Zusätzen übersetzt worden ist (Madr. 1829); Ticknor's Geschichte der schönen Literatur in Spanien“, das im engl. Original zu Boston (3 Bde., 1849) auskam, von Gayangos und Bedia ins Spanische (Bd. 1 und 2, Madr. 1851—53), von Hübner ins Deutsche mit den Zusätzen der span. Übersetzung und Ferd. Wolf's übertragen worden ist (2 Bde., Epz. 1852) und jetzt das Hauptwerk bildet; ferner die ihren Sammlungen vorliegenden Umrisse von Quintana, „Poesias selectas castellanas“ und „Musa épica española“ (2 Bde., Madr. 1830—33), und von Mendibil und Silvela, „Biblioteca selecta de literatura española“ (4 Bde., Bordeaux 1819); Puibusque, „Histoire comparée des littératures espagnoles et françaises“ (2 Bde., Par. 1843); Sedano, „Parnaso español“ (9 Bde., Madr. 168—78); die „Coleccion de diversos poetas españoles“ von Ramon Fernandez (20 Bde., Madr. 1789—1819); die „Floresta de rimas antiguas castellanas“ von Böhl de Faber (2 Bde., Hamb. 1821—25), der auch ein „Teatro español anterior á Lope de Vega“ (Hamb. 1822) herausgab, und als Fortsetzung von ersterer die „Floresta de rimas modernas castellanas“ von F. J. Wolf (2 Bde., Par. 1837); Capmany, „Teatro historico-crítico de la literatura castellana“ (5 Bde., Madr. 1786—94), wovon wie von mehreren andern Sammlungen der Art Eugenio de Ochoa bei Baudry zu Paris Nachdrücke veranstaltet hat unter dem Titel „Coleccion de los mejores autores españoles antiguos y modernos“, die aber bei weitem übertroffen wird durch die in Spanien selbst neu begonnene große „Biblioteca de autores españoles“, herausgegeben von Aribau (Madr. 1846 fg.). Die neuesten Dichter Spaniens sind Abelina de Orihuela's „Poetas españoles y americanos del siglo XIX.“ (Par. 1851) und Kennedy's „Modern poets and poetry of Spain“ (Lond. 1852).

Die wissenschaftliche Literatur in Spanien hat sich natürlich nicht so glänzend entwickelt als die Nationalliteratur. Denn in der Wissenschaft kann auch die begabteste Nation nur dann Bedeutendes leisten, wenn eine aufgeklärte Regierung nicht nur die freie Entwicklung des Geistes gestattet, sondern auch durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten leitet, durch Herbeischaffung materiellen Mittel und durch Würdigung der Gelehrsamkeit begünstigt, kurz für Nationalbildung sorgt. So oft in Spanien diese Bedingungen nur einigermaßen eintreten, sehen wir auch die Wissenschaften sich mächtig erheben, wie unter den kath. Königen, unter Karl III. und selbst seit 1834. Daß es den Spaniern nicht an Anlagen, auch hier Bedeutendes zu leisten, fehle, haben sie wiederholt bewiesen, selbst schon unter Roms Herrschaft, wo nicht nur unter den Dichtern die Spanier Lucan, Martial, Silius Italicus u. A., sondern auch unter den Rednern, Philosophen und Geschichtschreibern die Spanier Seneca, Quintilian, Columella, Varro, Pomponius Mela u. A. glänzten. So hatte Spanien bald, nachdem wieder einige Ruhe und Beständigkeit nach dessen Eroberung durch die Westgothen eingetreten war, einen Gelehrten wie Isidorus Hispalensis aufzuweisen. Von bedeutenderm Einflusse und bei weitem mehr auf die wissenschaftliche Entwicklung als auf die Poesie der Spanier war die lange Herrschaft der Araber über die Halbinsel, die dort viele Akademien und Schulen gründeten, so manche Übersetzung der Griechen verbreiteten und besonders in den medicinischen und mathematischen Wissenschaften die Lehrer der Spanier wurden. Daß diese davon Nutzen zogen, beweisen die unter Alfons dem Weisen geleisteten Arbeiten. Nach Spaniens näherer Verbindung mit Italien unter den kath. Königen und ihren ersten Nachfolgern blühten auch dort die philologischen und humanistischen Disciplinen. Aber trotzdem daß Spanien 16 Universitäten zählte, darunter drei ersten Rangs (Salamanca, gestiftet von Alfons X., Valladolid und Alcalá de Henares, vom Cardinal Ximenes 1499 errichtet), konnte sich in den philosophischen Wissenschaften nie ein freier selbständiger Geist entwickeln, weil geistlicher und weltlicher Despotismus höchstens eine scholastische Weisheit im Dienste der positiven Theologie und Jurisprudenz duldeten. Noch

schlechter war es immer mit dem primären Unterricht bestellt, und die unter den Bourbon stifteten Akademien der Sprache und Geschichte, sowie die großen Bibliotheken im Escorial zu Madrid waren mehr ein Luxus für wenige gelehrte Schwelger, während der Nation der stige Brotkorb von der Regierung geistlich möglichst hoch gehängt wurde. Es sind die meisten span. Gelehrten Autodidakten, die dann oft sehr Tüchtiges geleistet haben.

In den einzelnen Disciplinen stellt sich das Verhältniß bei weitem günstiger für die Erziehungswissenschaften als für die eigentlich speculativen. Daher ist die Philosophie fast bis die neuesten Zeiten auf der scholastisch-empirischen Stufe stehen geblieben. Meist nur von Aristoteles gelehrt, blieb sie eine dienende Magd der Theologie. So galt des Isidorus Dialektik-Encyclopädie lange für eine Autorität; gleichfalls nur als Dialektiker zeichnete sich Raimundus Lullus aus. Vereinzelt und vergeblich blieben die Bestrebungen einiger Selbstbildner, wie Vives, Sepulveda und Osorio, es wagten, von der breitgetretenen Schulbahn etwas abzuweichen; vergeblich die timiden Reformversuche des scharfsinnigen Cisterciensers Garciaga. 1682, zur Verbesserung der scholastischen Methode. Von den Jesuiten war ohnehin nichts Anderes zu erwarten als ein etwas raffinirter Empirismus. Mit der Verbreitung des Aufklärungsgeschmacks unter den höhern Classen drangen zwar auch die Ansichten der Encyclopädisten in Spanien, konnten aber höchstens bei dem hohen Adel und Klerus einen mit dem Superstitionismus nahe verwandten Materialismus erzeugen und blieben für die wissenschaftliche Entwicklung unfruchtbar. Erst in der allerneuesten Zeit ist ein Philosoph im wahren Sinne in Spanien aufgetreten, Jaime Balme, gest. 1849, der mit einer schönen Darstellungsgabe die tiefsten metaphysischen Tiefen verbindet („Curso de filosofia elemental“, 4 Bde., Madr. 1844) und auch dieser war Theolog.

Daß die wissenschaftliche Theologie ohne philosophische Speculation bei dem durch die ständigen Quarantäneanstalten der Inquisition streng beobachteten Absperrungssystem in Spanien nicht gedeihen konnte, versteht sich von selbst. Sie blieb starrer Dogmatismus im theoretischen Casuistik und Asece im praktischen Theile. Daher ist die theologische Literatur der Spanier wol zu einer wahrhaft erschreckenden Masse angewachsen, aber der wissenschaftliche Gehalt daraus ist gering. Das ganze Mittelalter hindurch blieb auch auf diesem Gebiete die scholastische Weisheit des Isidorus Hispalensis (s. d.) die größte einheimische Autorität. Nicht das Wissen, sondern nur für das Glauben eiferten der getaufte Jude Petrus Alfonsi in der 11. und der Predigermönch Raym. Martini im 13. Jahrh. Im 15. und 16. Jahrh. thaten die Cardinäle Torquemada, der Großinquisitor, und Jimenes (s. d.), der Regent, als wenn sie das Bibelstudium fördern, und sogar Philipp II. unterstützte die von einem Spanier, Juan de Montanus, gest. 1627, unternommene antwerpener Polyglotte; aber diese wie die auf Johannes' Befehl herausgegebene complutenser Polyglotte waren mehr gelehrte Schaustücke, deren Unschädlichkeit schon ihre Kostbarkeit verbürgte. Hingegen wurde der Versuch, die Bibel wirklich dem Volke selbst zugänglich zu machen, sogar an einem so strenggläubigen Priester Luis de Leon durch die Kerker der Inquisition bestraft. Fruchtlos blieben auch die in diesem Sinne gemachten Bestrebungen des Frid. Furius, gest. 1592. Nur der durch humanistische Studien gebildete Dominicaner Melchior Cano, gest. 1560, wußte die Dogmatik etwas freier zu behandeln, und nur in den Zweigen der rein praktischen Theologie, in welchen zugeweiht das religiöse Gefühl in Betracht kommt, in der mystischen Asece und in der Hagiologie, hat die gläubige Begeisterung der Spanier Ausgezeichnetes geleistet, wie in den homiletischen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada und in den mystisch-ascetischen des fromm begeisterten Karmelitermönchs Juan de la Cruz, gest. 1591, und der heiligen Teresa de Jesus. In der neuesten Zeit erst durften es endlich auch die span. Theologen wagen, die Bibel für das Volk zugänglich zu machen, und es erschienen die trefflichen Übersetzungen von Torres Amat, der auch eine „Historia ecclesiastica“ (13 Bde., Madr. 1806) herausgab, von Felipe Scio de San-Miguel und Gonzalez Carvajal, ohne Nachtheil für ihre Verfasser, da sie werden bereits zu den classischen Sprachmustern gezählt. Von mehreren, freilich meist der Verbannung zurückgekehrten Geistlichen sind sogar kirchenhistorische und kirchenrechtliche Untersuchungen und Abhandlungen erschienen, worin tolerantere Ansichten und die Unabhängigkeit der span. Kirche vertheidigt werden, wie in den Schriften von J. L. Villanueva, Blanco White (Leucado Doblado), José Maria Lavín, Romo („Independencia constante de la iglesia hispana y necesidad de un nuevo concordato“, 2. Aufl., Madr. 1843; „Ensayo sobre la influencia del Luteranismo y Galicanismo en la politica de la corte de España“, Madr. 1834). Nun konnte es Adolfo de Castro sogar wagen, eine „Historia de los protestantes etc.“ (Cadix 1851) zu schreiben.

die Rechtswissenschaften und die Politik mußten ohne speculative Grundlage und Freidiscussion mehr oder minder nur positive Legistik und Routine bleiben. An Gesetzen und gesetzgeberischer Thätigkeit hat es den Spaniern nie gefehlt. Schon aus der Gothenherrschaft datiren ihre ältesten Rechtsbücher, wie das „Fuero juzgo“, wozu der chnete Rechtsgelehrte Villadiego im 17. Jahrh. einen Commentar lieferte (am besten Akademie der Geschichte herausgegeben, Madr. 1815); dann des Königs Alfons X. Arbeiten, die oben erwähnt wurden; ferner die unter dem Namen „Recopilacion visima recopilacion“ bekannten Sammlungen einer Unmasse von den Königen und tes erlassener Gesetze. Eine sehr gute Ausgabe aller span. Gesetzbücher mit Einleind Commentaren von den berühmtesten Rechtsgelehrten erschien unter dem Titel *digos españoles concordados y anotados* (12 Bde., Madr. 1847). Eine Samml: *Fueros* (Municipalrechte) wurde begonnen von Muñoz (Madr. 1847) und wird i der Akademie der Geschichte fortgesetzt werden. Das schon von Alfons X. zu gelegte röm. Recht wurde auch doctrinär bearbeitet, z. B. von dem Humanisten Jos. , gest. 1777, von Gregorio Mayans, gest. 1777, und von Juan Sala. In neuerwo durch die Einführung der Cortesverfassung alle Blicke sich wieder mehr auf das ländische Staatsrecht wendeten, wurde besonders die Rechtsgeschichte fleißig bearbei erschien eine „*Coleccion de Cortes de Leon y Castilla*“, von der Akademie der Geerausgegeben (Madr. 1836—43); historische Darstellungen von Garcia de la Madrid a de los tres derechos, romano, canónico y castellano“, Madr. 1831); von Zuaß-Francia („*Compendio historico de la jurisprudencia de la corona de Castilla*“, 832); von Rodrigo Quiroga („*Compendio historico del derecho civil de España*“ ica 1837), Fr. Magin Ferrer („*Las leyes fundamentales de la monarquia española, ieron antiguamente y segun conviene que sean en la época actual*“, Barcelona J. M. Antequera („*Historia de la legislacion española*“, Madr. 1849) und von „*Discursos politicos sobre la legislacion y la historia de Aragon*“, Madr. 1849). isch wurde das vaterländische Recht bearbeitet, außer von den ältern Gesetzgelehrten Juan Sala, Tapia u. A., in neuester Zeit sehr eifrig von Alvarez („*Derecho real de , Madr. 1834*); Fernandez de la Rúa („*Lecciones de derecho español*“, Madr. id Ramon Sala („*Lecciones de derecho publico constitucional*“, Madr. 1837); htordnung von Manresa Sanchez („*Foro español*“, Madr. 1834), der auch eine legal de España“ (Madr. 1842) herausgab, und Fermin Berlanga Huerta („*Proce-en materia criminal*“, Madr. 1842); das Staats- und Völkerrecht von Donoso .d.), Andres Bello („*Principios de derecho de gentes*“, Par. 1840) und Augustin i („*Tratado de jurisprudencia diplomatico-consular*“, Madr. 1843). Auch das rative Recht wurde in neuester Zeit mehr berücksichtigt und es erschienen Arbeiten von Pedro Gomez de la Serna, Mariano Ortiz de Zuñiga u. A. Das consti- Leben zeigte sich auch in der Wissenschaft durch Tomas Berfr. Soler's „*Monar-stitucional*“ (2. Ausg., Madr. 1842), Fern. Corradi's „*Lecciones de elocuencia y parlamentaria*“ (Madr. 1843) u. s. w. Endlich wurden sogar Versuche über ilosophie gemacht, wie von dem berühmten Deputirten und Redner Alcalá-Galiano as y principios de legislacion universal“, Madr. 1834, und „*De la revision de leyes*“, Madr. 1837) und von Donoso Cortes. Im ironischen Gegensatz zu dem von Spanien herrschenden schlechten Staatshaushalt wurden die kameralistischen und poli- bissenschaften besonders seit der Mitte des 18. Jahrh. mit besonderer Vorliebe theore- ieben. So waren schon zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die Schriften über Na- nomie so angewachsen, daß Sempere eine eigene „*Biblioteca española económico-*“ (4 Bde., Madr. 1801—21) herausgeben konnte. Er selbst schrieb mehrere Werke ichs, wie „*Historia del lujo y de las leyes suntuarias de España*“ (Madr. 1788); i de los vinculos y mayorazgos“ (Madr. 1805). Ebenso sind, außer den im vorigen ert und zu Anfang des jetzigen darin berühmt gewordenen Schriftstellern, wie Cam- i, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden Letztern classisches Ansehen erhalten haben, ueften Zeit darin ausgezeichnet und von europ. Rufe Canga-Arguelles und Florez denen sich Valle Santoro, Ramon de la Sagra, Manuel de Marliani u. A. ange- haben.

in medicinischen Wissenschaften waren vorzüglich die span. Araber und Juden be- und erfahren. Unter den span. Christen fingen diese Wissenschaften erst, nachdem im

Mittelalter die Geistlichkeit sich auch damit befaßt hatte, seit dem letzten Jahrhundert: hender zu werden. So sind von den verdienten Medicinern des 18. Jahrh. zu nennen Vives, Luzuriaga, Bonello y Lacaba, Hernandez, Ortiz und Miguel Lopez; unter der neuesten Zeit zeichnen sich aus Villalba, Guillermo Sampedro, Franc. Florca y Ferrand de Alfaro, Eduardo Chao, und besonders empfehlenswerth ist Antonio Fernandez (,,Historia bibliográfica de la medicina española“, 4 Bde., Madr. 1842—43). Vorleitet die Spanier in den Naturwissenschaften und in der Mathematik. Die ersten von Casal, Molina, den berühmten Botanikern Cavanilles, gest. 1804, und J. Ru auch als Stilisten berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reisenden Azara u. A. denen sich in neuester Zeit die Botaniker Lagasca und Ruiz y Pavon, die einen erthe haben, Manuel Blanco, Miguel Colmeiro, die besonders zahlreichen Mineralogen, mirado de la Peña, José Maria Paniagua, J. Lopez Novella, Ant. Maria de Cistneros y Alonso Carrillo Laso u. A., anschließen; und durch die Errichtung einer königl. Akademie mathematischen und Naturwissenschaften zu Madrid, im Febr. 1847, wird deren Zahl wachsen. In den mathematischen Wissenschaften, in welchen Spanien schon in älteren namhafte Schriftsteller aufzuweisen hatte, sind in der neuern und neuesten zu nennen Mariano Vallejo, Navarrete, Alberto Lista, Jaime Simo, José Reguero Arguel Juan Cortazar.

Zu den am meisten von den Spaniern bebauten wissenschaftlichen Gebieten gehört Geographie und Statistik. Schon in früherer Zeit haben die Eroberungen in fremden Theilen und die Entdeckungsbereisen sie dazu veranlaßt, wovon allein schon die trefflich geschriebene „Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles“ von Navarrete den Beweis liefern kann. Daß sie auch in neuerer Zeit nicht zurückgeblieben, beweisen die Schriften von Tosiño, Lopez Ulloa, Jorge Juan, Ancillon, Clavigo y Biera's „Viage de España“; das „Diccionario geografico de España“ (11 Bde., Madr. 1826—28); Verdejo Pascual's „Descripcion de España“ und „Principios de geografia astronomica, fisica y politica y moderna“ (7. Aufl., Madr. 1843); Ceán-Bermudez' „Sumario de las antigüedades manas que hay en España“ (Madr. 1832) und Cortez y Lopez' „Diccionario geográfico-historico de la España antigua Tarraconense, Bética y Lusitana“ (Madr. 1836), die die alte Geographie Spaniens wichtig; Chao, „Cuadro de la geografia historica de España“ (Madr. 1849); Ramon de la Sagra, „Historia economico-politica y estadistica de Cuba“ (Havana 1831 und Par. 1843); Fuster, „Estadistica ó censo general de la Poblacion de España“ (Madr. 1843); Badia; Serafin Calderon, „Cuadro geográfico, estadistico, historico, politico del imperio de Marruecos“ (Madr. 1844); Caballero, „Manual grafico-administrativo de la monarquia española“ (Madr. 1844); vor allen das Handbuch von Pascual Madoz, „Diccionario geográfico, estadistico, historico de España y sus posesiones de ultramar“ (Madr. 1845 fg.), und das pittoreske Prachtwerk „Recuerdos de España“ (Barcelona und Madr. 1850).

Am reichsten ist aber das Fach der Geschichte und der historischen Wissenschaften: Spaniern ausgestattet worden, besonders der vaterländischen Geschichte und jener der eroberten Länder, wozu sie schon ihr lebendiges Nationalbewußtsein antrieb. Zuerst freilich auch sie ihre Geschichte in lat. Sprache, wie z. B. Isidorus Hispalensis, Modestus letanus und Lucas Tudensis; seit der Zeit Alfons' X., dessen „Crónica general“ hier macht, folgten sich aber eine Reihe von Chroniken in der Landessprache, worunter die erwähnte, sich über den gewöhnlichen Werth von Schriften der Art erheben. Seit den Anfängen und der humanistischen Cultur in Spanien kam außer dem Streben nach stilistischer Vollkommenheit auch ein Sinn für pragmatische Auffassung und Darstellung in die Werke der Spanier, wovon die meisten als auch der Geschichte der Nationalliteratur an schon oben genannt sind. Hier sind also nur noch einige mehr der historischen Forschung gehörige nachzutragen, worin die Spanier freilich mehr guten Willen als Kritik bewiesen. So waren fleißige Materialiensammler: Estevan de Garibay y Samalloa, gest. 1569, dessen „Crónica de España“ viel benutzt wurde; Ambrosio Morales, Argote de Molina y Zúñiga, der Marques von Mondejar, Ferreras u. A. Im 18. Jahrh. zeichnete sich Enrique Florez aus; im 19. der Orientalist Conde („Historia de la dominacion de los moros en España“, Madr. 1820; deutsch von Rutschmann, Berl. 1825), Ascargota in „Historia de España“ (Madr. 1807) als Fortsetzung einer Übersetzung von Anquetil's Universalgeschichte, sowie Lista die von Ségur auf span. Boden verpflanzte. Besonders ist die Thätig-



ein encyclopädisches Werk „De disciplinis libri XX“ lieferte. Diesen folgten der Archäolog Chacon aus Toledo (Giacconius), gest. 1581, der Grammatiker Manuel Alvarez aus Coimbra, gest. 1582, und der gelehrte und geistreiche Bischof von Tarragona, Antonio Agostini aus Saragossa, der lange Zeit in Rom lebte und 1586 starb. Vor Allen aber glänzte Francisco Sanchez, genannt el Brocense, dessen lat. Grammatik „Minerva“ europ. Ruf erhielt. Im 17. Jahrh. wurde noch als Herausgeber röm. Classiker bekannt der Jesuit de la Cerda, gest. 1643, J. A. Gonzalez de Salas, gest. 1644, und L. Ramirez del Prado, gest. 1658. Gegen Ende des 18. Jahrh. erweckten die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. J. Bayer und Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara und selbst der Infant Don Gabriel, der den Sallust übersezte, durch ihr Beispiel eine regere Vorliebe für das Studium der alten Literatur, welchem der Numismatiker Velasquez, die Philologen Estala, Goya, B. Canga Arguelles, Balbuena, Simon Abril, Ortiz u. A. folgten. Auch die oriental. Philologie erfuhr wieder gelehrte Bearbeiter, wie Casiri, Guseme, Rod. de Castro, Pablo Lozano y Casda, J. Banqueri, Cañes, Puigblanch und in neuester Zeit die so berühmt gewordenen Cortes und Pascual Ganangos. Wichtiger ist es, daß in neuester Zeit die vaterländische Sprache und Literatur mit Eifer auch philologisch-kritisch bearbeitet wurde, und hierin liegen schon namhafte Werke vor. Auch sind die zahlreichen, mitunter kritischen Ausgaben der span. Classiker beachtenswerth, wie z. B. Clemenci's „Don Quixote“, Harpenbusch's „Teatro antiguo español“.

Zur Verbreitung der Wissenschaften tragen endlich auch die in neuer und neuester Zeit herausgegebenen wissenschaftlichen Journale und die Encyclopädien bei. So hat Spanien nun auch einige Werke letzterer Art bekommen, wie die „Enciclopedia española del siglo XIX“, die 1842 in Madrid erscheint, die „Biblioteca universal de instruccion“, die ebenfalls 1842 in Barcelona zu erscheinen angefangen hat, und das von Juan Peñalver herausgegebene „Pallexicon“ (Madr. 1842). Unter den seit der Mitte des 18. Jahrh. erscheinenden wissenschaftlichen Journalen sind die vorzüglichsten das „Diario de los literatos de España“ (Madr. 1758—43); das „Diario curioso“ (Madr. 1758—90); das „Memorial literario“ (Madr. 1758—1807); das „Semanario erudito“ (Salamanca 1795 fg.); das während des Befreiungskriegs erschienene „Semanario patriótico“ (Cadix 1808—11); die von den verbannten Spaniern zu London herausgegebenen „Ocios de los Españoles refugiados“ (Lond. 1826—33) denen sich seit 1853 eine Menge von in Spanien selbst erscheinenden, theils allgemein, theils speciell wissenschaftlichen Journalen anreihet, wie z. B. die „Revista española“, fortgesetzt unter dem Titel „Revista europea“ und „Revista de Madrid“ (seit 1831); das 1835 begonnene, nur kurze Zeit dauernde treffliche „Criticon“ von dem berühmten Gallardo; die verschiedenen „Boletines“, wie das für Bibliographie, Jurisprudenz und Gesetzgebung, für Medicin, Chirurgie und Pharmacie u. s. w.

Den bekannten ältern bibliographischen Werken von Nicolaß Antonio, de Castro, Ramirez Jimeno, Rodriguez, Mendez und Baena haben sich in neuester Zeit die von Salva, von J. („Biblioteca valenciana“, 2 Bde., Valencia 1827—30), Torres Amat („Memorias para ayudar á formar un diccionario critico de los escritores catalones“, Barcel. 1836), J. („Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos“, 2 Bde., Madrid 1840, und „Catalogo razonado de los manuscritos españoles existentes en la biblioteca de Paris“, Par. 1844), Ferrer del Rio („Galeria de la literatura española“, Madr. 1844) u. A. würdig angeschlossen.

Spanische Weine zeichnen sich fast sämmtlich durch Feuer und Süßigkeit und meist ein edles Arom aus. Größtentheils werden sie aus ganz reifen Trauben bereitet oder mit einem kochtem Most versetzt und manche haben eine fast syrupartige Dichte. Zu den vorzüglichsten weißen span. Weinen gehören die nach den Ortschaften genannten Sorten, der Malaga, J. cante, Xeres, ferner der Fontillon, Montanas, S.-Lucas, Pedro Jimenes u. a. Der letztere, welcher in der Gegend von Vittoria gewonnen wird, ist äußerst süß und zuweilen ziemlich syrupartig dick, aber weiß und wird besonders zum Versüßen anderer Weine benutzt; er gilt er als ein für manche Brustkranke heilsames Getränk. Die besten Sorten von den rothen span. Weinen werden Tinto genannt; diese sind schön dunkelroth, sehr feurig und angenehm süß und werden zu den feinsten Liqueur- und Desertweinen gerechnet. Der Malvasier, welcher auf Mallorca und Minorca wächst, gehört gleichfalls zu den besten Liqueurweinen. Im span. Weinhandel werden starke span. Weine gewöhnlich Sect genannt, namentlich der Port de Peralta oder span. Sect, Malaga, Canarien- und Palmsect, von denen die beiden letztern nach dem Peralta den lieblichsten, süßesten Geschmack besitzen. Es werden aber die span. Port

nachgemacht, indem eine Abkochung von Rosinen oder Traubenzucker nebst Weingeist geringern Weinen zugesetzt wird.

Spannung nennt man in der Physik den Zustand, in welchem sich Fäden, Darmsaiten, Röhre u. s. w. befinden, wenn man Gewichte daran hängt und dadurch die gegenseitige Berührung der Theile verändert, ohne sie gleichwol zu zerreißen. (S. Dehnbarkeit und Elasticität.) Elektrischer Spannung versteht man den Zustand der Electricität in einer geöffneten galvanischen Kette oder überhaupt jeden Leiter, auf dem sie sich in Ruhe befindet, im Gegensatz zum Zustande der Strömung oder Bewegung, in den sie bei Schließung der Säule, d. h. bei Verbindung ihrer Pole durch einen Leiter, oder bei Herstellung des Kreises zwischen beiden Enden einer Leydener Flasche geräth. Spannung der Dämpfe ist das Ausdehnungsbestreben der Dämpfe, vermöge dessen sie einen Druck auf die umgebenden Körper ausüben.

Spargel (*Asparagus*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, mit einer dreiblättrigen, sechstheiligen Blütenhülle auf einem gegliederten Stielchen, sechs Staubgefäßen, einem Fruchtknoten mit drei zurückgebogenen Narben und zweisamigen Fächern der Beere. Die Arten der Gattung sind krautige oder öfter strauchige Gewächse, deren Blüten durch Fehlzweihäusigkeit sind; der Stengel ist unbewehrt oder dornig, beim Hervorsprossen blattlos, an der Spitze mit Schuppen bedeckt, später rispig-ästig, sehr verästelt, mit zahlreichen büschelförmigen, meistens bürstlichen Blättern. Am weitesten verbreitet ist der gebräuchliche Spargel (*Asparagus officinalis*), welcher an Fluß- und Meeresufern, auf Wiesen, in Gebüschen, besonders auf steinigem Boden wächst und auch allgemein als Gemüsepflanze angebaut wird, indem die jungen, aus der Erde hervorsprossenden Stengel eine beliebte, wenn auch wenig nährnde Pflanze abgeben. Dieselben enthalten einen eigenthümlichen Stoff (*Asparagin*) und wirken auf die Sexualorgane und specifisch auf die Harnorgane ein, sodaß der Harn bald nach dem Essen einen widrigen Geruch annimmt; ja nach sehr starkem und länger fortgesetztem Gebrauche selbst Blutharnen entstehen können. Am geschättesten ist der dicke und zarte Spargel, der weiße dicke Darmstädter und der weiße holl. Spargel. Die schwarzen Samen des Spargels sind ein Kaffeesurrogat und werden auch jetzt noch als solches empfohlen. Aber auch von den Kindern werden die jungen Stengeltriebe gegessen, wie von dem im südlichen Europa einheimischen feinspaltigen Spargel (*A. tenuifolius*), dem spitzblättrigen Spargel (*A. aculeatus*), dem weißen Spargel (*A. albus*), welcher letztere in Spanien und Portugal ganz wie der holl. Spargel zu Salat, Suppen und als Gemüse benutzt wird. Dagegen sind die Stengel des bitteren Spargels (*A. scaber*), welcher unserm Spargel sehr ähnlich ist, wegen Bitterkeit ungenießbar.

Sparkassen sind ohne Zweifel eine der wohlthätigsten Erfindungen neuerer Zeit und wahrhaft zuerst in Deutschland (Hamburg 1778) aufgetaucht. Durch eine Sparkasse will der niedere Mann die sichere und zinsenbringende Anlage seiner kleinen Ersparnisse machen. Sie würden sonst in der Regel sehr lange warten müssen, bis sie eine zum Vermehrungsfähigen Summe zusammenbrächten, und welchen Gefahren, Versuchungen u. s. w. sie vorher ausgesetzt! Man darf nicht vergessen, daß die Armen oft nicht einmal einen eigenen Raum zu ihrer alleinigen Verfügung haben, und daß beim Sparen, wie bei allen andern, der erste Schritt oft sehr schwer ist. Wie leicht würden solche Leute beim Ausleihen, zumal sie wegen eigener unvorhergesehener Bedürfnisse eine sehr kurze Rückzahlungsfrist abgeben müssen, worauf sich wiederum kein solider Vorrat einlassen kann. Inmitten solcher Verhältnisse darf man unbedenklich versichern, daß Ersparnisse von Dienstboten, Matrosen, Handwerksgehilfen u. s. w. ohne Sparkasse schwerlich oft vorkommen würden, also die selbstständige Fürsorge für Alters-, Krankheits- und Nahrungslosigkeitfälle. Die Sparkassen sind daher ein höchwichtiges Mittel, die niedere Classe zur Selbstachtung und Selbstthätigkeit zu erziehen, eine Menge von Armenanstalten entbehrlich zu machen, und königlich von der Gesetzgebung, mehr noch von den Gemeindebehörden kaum nachdrücklich gefördert werden. Hauptregeln dabei sind folgende: Die Kasse muß, soviel es angeht, Zeit Einlagen annehmen, weil sonst der gute Vorsatz des Sparens gar leicht veriraucht; derselbe Grund muß das Minimum der Einlage sehr niedrig bemessen sein. Den Zinseszins rechnet man auf eine gemeinverständliche Weise, etwa in Pfennigen per Thaler, ausdrücken; die Zinsen bleiben in der Regel stehen und werden zum Capital selbst geschlagen. Kleine Summen werden jeden Augenblick vom Deponenten zurückgefodert werden; bei größern könnte die Forderung durch Verlegenheit gerathen, deshalb pflegt hier eine kurze Kaskündigungsfrist vorzuzusetzen zu sein; denn in Zeiten der Handelsstockung oder sonstigen Erwerbslosigkeit über-

steigen die Rückforderungen die neuen Einlagen gewöhnlich bedeutend. Daß eine Sparkasse ihr anvertrauten Summen auf möglichst sichere Art belegen muß, versteht sich von selbst. Am bequemsten würde es sein, wenn sie Staatspapiere dafür kaufte. Nur ist wohl zu bedenken, gerade in bedrängter Zeit diese schwer zu realisiren sind und man auf solche Art gerade die mern Theile des Volkes an allen Schwankungen des öffentlichen Credits zur Theilnahme nöthigte. Überall lehrt die Erfahrung, daß sich die Sparkassen des Zudrangs von den mitt und höhern Ständen her, für welche sie doch gar nicht bestimmt sind, zu erwehren haben. Am geschicktesten geschieht am besten durch Festsetzung eines Maximums, über welches hinaus die Einlage Einzelnen nicht anschwellen darf oder wenigstens nicht länger verzinst wird. Vgl. Richard, „Annalen der Sparkassen“ (deutsch von Krause, 1821); Decandolle, „Les caisses d'épargne de la Suisse“ (1838); Malchus, „Die Sparkassen in Europa“ (1838).

Sparfs (Jared), amerik. Historiker, ist 1794 in Connecticut geboren, studirte an der Theologie, wurde von Channing zum Geistlichen geweiht und wirkte eine Zeit lang als Pfarrer einer Unitariergemeinde in Boston. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er auf Gebieten der theologischen Polemik, redigirte dann von 1823—30 die geschätzte Viertelschrift „North American review“, wendete sich aber seitdem fast ausschließlich historischen und biographischen Studien zu. Als Anerkennung seiner Leistungen in diesem Fache wurde er 1839 zum Professor der Geschichte an der Harvard-Universität zu Cambridge im Staat Massachusetts ernannt. Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind zu erwähnen: „Life of Ledyard“ (deutsch von Michaelis, Lpz. 1829); „Diplomatic correspondence of the American revolution“ (12 Bde., Boston 1829—31); „Life of Gouverneur Morris“ (3 Bde., Boston 1832); „Life and writings of Washington“ (12 Bde., Boston 1833—40; deutsche Ausgabe bearbeitet von F. von Raumer, 2 Bde., Lpz. 1839) und die „Library of American biography“ (24 Bde., Newyork 1834—50), bei deren Herausgabe er von vielen Gelehrten durch Beiträge unterstützt wurde. S. ist eine der Hauptautoritäten für die Geschichte der Vereinigten Staaten, indem er durch seine vielfachen Verbindungen Zugang zu den besten Quellen erlangte und von der Regierung sogar Einsicht in die Staatsarchive erhielt. In der Sammlung, Wahl und Anordnung seines reichhaltigen Materials bewährte er überall einen müdlichen Fleiß und ein gesundes Urtheil. Indessen mußte er wegen der von ihm herausgegebenen Correspondenz Washington's harte Angriffe erleiden, da man ihm nicht mit Unrecht warf, einzelne Stellen unterdrückt oder modificirt zu haben. Ein besonderes Verdienst hat sich S. durch eine Ausgabe von Franklin's Werken, in welcher er die angefangene Biographie des Verfassers bis zu dessen Tode vervollständigte und zugleich über manche zweifelhafte Punkte Aufschluß gab.

Sparre (Otto Christoph, Freiherr von), kais. General, geb. 1593, trat frühzeitig in kais. Dienste, nahm als Oberst an der Schlacht bei Lützen Theil und wurde 1638 Commandant von Landsberg an der Warthe. Nach dem Westfälischen Frieden trat er 1649 als Generalmajor in brandenburg. Dienste und erhielt dann die Stelle als Commandant von Kolberg in der Pfalz, hart bedrückten Protestanten 1651 zu Hülfe gesendet, mußte er auf Befehl des Kaisers bald wieder zurückkehren. Beim Ausbruche des Kriegs mit Schweden 1655 erhielt den Oberbefehl über das Heer; als sich aber der Kurfürst mit dem Könige von Schweden folgenden Jahre zu einem Bündniß gegen Polen vereinigte, mußte S. dahin aufbrechen, an der Schlacht bei Warschau vom 18.—20. Juni 1656 großen Antheil hatte. Bald darauf erhielt er das Commando über die ganze brandenburg. Armee und 1657 die Würde als Generalfeldmarschall. Im J. 1659 leitete er die ersten Entwürfe zur Befestigung von Berlin. Im J. 1663, wo der Kurfürst den Kaiser Leopold mit einem Hilfsheere gegen die Türken schickte und ihm den Generalfeldmarschall S. zur Dienstleistung überließ, zeichnete sich S. namentlich in der Schlacht bei St.-Gotthard 1664 aus. Die letzten Jahre verlebte S. in Zurückgezogenheit und starb 9. Mai 1668.

Sparta oder Lacedämon, auch Lakonien, eine Landschaft im Peloponnes und nächst einst der wichtigste Staat von Griechenland, grenzte an Messenien, Arkadien, Argolis u. Meer; später ward auch Messenien (s. d.) mit dazu gerechnet. Das Land ist gebirgig. In den arkadischen Gebirgen auslaufende Flüsse, die hohe westliche Bergkette Taygetus und die, der Parnon (jetzt Malevo), durchschneiden das Land auf beiden Seiten von Norden Süden und bilden in der Mitte ein großes Thal, von den Alten das hohle Lacedämon genannt, durch welches der Eurotas sich windet. Die östliche Bergkette endigt in dem Vorgebirge Taenarum, die westliche in dem Vorgebirge Länarum. Das Land, durch seine hohen Bergketten

zu und engen Wäffen geschützt, war ergiebig an dunkeln Marmor und grünem Porphyr, der Tangetus gebrochen wurde, und reich an Wildpret. Die Thalgegenden boten zwar fruchtbares Ackerfeld, aber nicht in hinlänglichem Maße. Die Hauptstadt Sparta oder Lacedämon, am Abhange des Tangetus und westlichen Ufer des Eurotas auf mehreren Hügeln lag, zählte Zeit der Blüte mit Einschluß der Heloten ungefähr 60000 E. und war bis auf die Herrschaft des Tyrannen Nabis (um 205 v. Chr.) ohne Mauern, da sie schon in ihrer Lage und der Pflanzung ihrer Bewohner genügenden Schutz fand. Zu den namhaftesten Gebäuden, öffentlichen Plätzen und Denkmälern gehörten: das Rathhaus, die von der medischen Beute errichtete Halle mit den Bildsäulen des Marodonius und der Artemisia, das aus weißem Marmor geführte Theater, die Grabmäler der Könige, der Tempel der Athene Chalkiokos auf der sehr hoch gelegenen Akropolis, wo der verrätherische Pausanias seinen Tod fand, ferner Rennbahn oder der Dromos, der mit Platanen besetzt und mit einem Graben umgebene Platz und auf der Südseite außerhalb der Stadt der Hippodromos. Die noch vorhandenen Reste der alten Stadt, die man ehemals fälschlich in dem erst 1207 von Wilhelm von Villehervin gegründeten Mistra zu entdecken glaubte, befinden sich fast eine Meile weiter in östlicher Richtung von diesem Orte und werden von den Umwohnenden Paläochori genannt. Eine Beschreibung und theilweise Abbildung derselben geben Sell, Leake und Boblaye in ihren Reisen über den Peloponnes. Unter den übrigen Städten sind besonders bemerkenswerth Argos, weiterhin am linken Ufer des Eurotas Therapne; ferner Helos, am Lakonischen Meerbusen, dessen Einwohner unterjocht und zu Sklaven gemacht wurden; Gytheum, der Hauptort für S. und Überfahrtsort nach Kreta; Epidaurus, mit dem Beinamen Limera, an der Küste, ebenfalls mit einem guten Hafen und befestigt; dann Sellasia, berühmt durch die Schlacht, die hier der König Kleomenes III. verlor; Karyä, ein der Artemis und den Nymphen geweihter Ort, wo jährlich die lakonischen Jungfrauen festliche Reigen und einheimische Tänze führten. Vgl. Curtius, „Peloponnesos“ (2 Bde., Lpz. 1852—53).

Die früheste Geschichte von S. verliert sich, wie die von Griechenland überhaupt, in dunkle Zeiten. Als die ältesten Bewohner des Landes werden Leleger und Pelasger, zur Zeit des Trojanischen Kriegs aber die Achäer als das Hauptvolk und die Familie der Attriben als Herrscher genannt. Nach dem Einfall der Dorer in den Peloponnes um 1104 v. Chr. nahmen bei der Vertheilung desselben die Herakliden Eurysthenes und Prokles Besitz von Lakonien, daher auch zwei Könige aus diesen Familien herrschten. Der dorische Stamm bildete hier nun allerdings seine charakteristische Eigenthümlichkeit, unabhängig von fremdem Einflusse, in der ersten Abgrenzung aus. Jahrhunderte lang dauerten die Kämpfe mit den zurückgebliebenen Ioniern noch fort und es gestaltete sich zuletzt ein dreifaches Verhältniß der Bevölkerung, indem theils aus den herrschenden Dorern oder den eigentlichen Spartiaten oder Spartanern, theils aus den Periöken, d. h. den Umwohnern der Hauptstadt oder den Lacedämoniern, wie die besiegten Achäer nannte, die zwar ihre persönliche Freiheit und das Eigenthumsrecht Grund und Boden, aber keinen Antheil an der Regierung hatten, theils endlich aus den Heiloten (s. d.) oder Leibeigenen bestand. Von der weiteren Entwicklung des Staats in jener Zeit ist so viel bekannt, daß er öfters der Schauplatz blutiger Streitigkeiten zwischen der Königsfamilie und dem Volke wurde. Endlich brachte Lykurgus (s. d.), der Vormund und Verwandte des Königs Charilaos, Ordnung in die verworrenen Verhältnisse, indem er 884 v. Chr. aus vorhandenen Elementen eine neue Staatsverfassung schuf, deren feste Grundpfeiler erbliche Königsfamilie und Gewohnheit sein sollten. Die durch diese Reform bewirkte Selbständigkeit, Mäßigkeit und politische Einheit, namentlich der dadurch hervorgerufene kriegerische Geist zeigten sich wirksam in der Unterwerfung der noch übrigen achäischen Einwohner, sodann in der Eroberung von Messenien und in den glücklichen Kämpfen mit den Arkadiern. Später dehnte die Spartaner ihren Einfluß über fast alle peloponnesischen Staaten aus, in deren innere Angelegenheiten sie sich besonders dadurch mischten, daß sie die Aristokratie gegen die Tyrannei aufhoben und gegen die Demokratie auf der andern Seite in Schutz nahmen. Ihr Ruhm und ihre Macht wuchs besonders, als die Perser in Griechenland erobernd einfielen, als ihr König Leonidas (s. d.) 480 v. Chr. bei Thermopylä sich verewigte und Pausanias (s. d.) ein Jahr darauf Plataea siegreich gefochten hatte. Allein bald nach den Perserkriegen suchten sie in anmaßender Weise die Obergewalt oder Hegemonie, die sich anfangs nur auf den Peloponnes beschränkte, über ganz Griechenland und die griech. Colonien zu gewinnen, fanden jedoch in Athen einen gefährlichen Gegner. Dieses wurde nun zwar im Peloponnesischen Kriege, den Lysander 404 v. Chr. durch Eroberung Athens beendigte, völlig gedemüthigt, aber S. verlor bald die

Früchte seines Sieges durch sein herrschsüchtiges Betragen und namentlich durch Begünstigung der den übrigen Griechen verhassten Oligarchie, sodaß Athen und während einer kurzen Zeit sogar Theben unter Epaminondas und Pelopidas mit Glück gegen S. auftraten. Im Lauf dieser Ereignisse hatte S. sich mehr und mehr von seinem Grundcharakter entfernt. Bereits 100 J. nach Lykurgus war nämlich eine bedeutende Veränderung in der Verfassung eingetreten, daß das Volk in den Ephoren (s. Ephorus) eine staatsrechtliche Stütze erhielt, welche die Königsgewalt paralyisirte. Als nun bald nachher der Staat anfang, nach gedehnter Macht und nach Reichthum zu trachten, nahm auch die Begierde nach Geld und nach Bürgern zu, Bestechlichkeit riß unter den Behörden ein und die Regierungsform veränderte sich bei der allmählig entstehenden Ungleichheit des Vermögens und der wachsenden Masse freien, aber politisch unmündigen Einwohner in eine drückende Oligarchie. So ging der spartan. Staat seiner Auflösung entgegen, ohne jemals wieder seine vollen Kräfte zu erlangen. Zwar suchte der König Agis III. in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. durch eine neue Vertheilung und durch Aufnahme neuer Bürger die alte Ordnung zurückzuführen, und noch drang Kleomenes III., der das Ephorat aufhob, auf Bürgergleichheit und Verwirklichung der gänzlich gesunkenen Lykurgischen Verfassung, unterlag aber endlich den Macedoniern unter Antigonos Doson und den mit ihnen vereinten Achäern in der Schlacht bei Sellasia, 222 v. Chr., worauf S. in Anarchie gerieth und 207 v. Chr. sich zum Tyrannen erhob. Zuletzt suchten sich die Römer in die Streitigkeiten zwischen den Spartanern und Achäern und nach 146 v. Chr. zu Herren des Peloponnes. S. behielt einen Schimmer von Freiheit, den es noch unter den röm. Kaisern behauptete, verlor aber später auch diesen Schatten seiner Größe und versank in gänzliche Dunkelheit. Beim Einfall der Gothen unter Alarich im 5. Jahrh. n. Chr. verließen die Einwohner die Hauptstadt, und neue Verheerungen erfolgten seit J. 582 im 6. Jahrh. n. Chr. durch die Slawen und andere rohe Völkerschaften. Zur Zeit des Kaiserthums wurde S. als eine eigene Statthalterschaft den Brüdern oder Söhnen des Kaisers als Apanage überlassen, und noch im 13. Jahrh., zur Zeit des fränk. Kaiserthums, behauptete sich hier der Tyrann Leo Chamaretes, obgleich Gottfried von Ville-Hardouin Fürst von Morea und Achaja war. Der Bruder des Letztern, Wilhelm, kam in die Genade des Kaisers Michael Paläologus und gab demselben die Stadt Mistra, die in jener Zeit neben dem alten S. entstanden war, zurück, und Lacedämonier dienten damals noch auf der kaiserl. Flotte. Seit dem 15. Jahrh. stand es unter der Knechtschaft der Türken, bis es 1832 dem Königreich Griechenland einverleibt wurde.

Die spartan. Verfassung, die so große Eigenthümlichkeiten darbietet, scheint durch 2000 Jahre ihre Grundzüge erhalten und später eine weitere Ausbildung erfahren zu haben. Die Regierungsform war seit frühester Zeit eine Aristokratie, mit zwei Königen an der Spitze, die als Präsidenten des Rathes, Verwalter der öffentlichen Opfer und Anführer im Kriege waren. In der Hauptstadt selbst große Ehre, aber wenig Macht genossen. Der Rath oder Senat, *Gerusia* genannt, bestand außer den Königen aus 28 vom Volke durch Acclamation gewählten Mitgliedern, welche über 60 J. alt und untadelhaften Lebenswandels sein mußten, das ohne Verantwortlichkeit lebenslänglich in dieser Würde verblieben. Der Geschäftsrath betraf die oberste Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten und der Criminalgerichtsbarkeit. Das Volk hielt zwar auch seine eigenen Versammlungen, durfte aber bei keiner Gelegenheit die Initiative ergreifen. Es entschied über die Wahl der Senatoren, wahrscheinlich auch der Ephoren, über Verträge mit Fremden, über neue Gesetze u. s. w. Nach und nach hielt das demokratische Element das Übergewicht durch die Ephoren, deren fünf jedes Jahr gewählt wurden. Diese waren ursprünglich gerichtliche Beamte, erweiterten ihre Gewalt allmählig so, daß sie überhaupt alle Hoheitsrechte ausübten.

Wichtig war auch die dem Lykurgus zugeschriebene Vertheilung des Grundeigenthums in 9000 größere Looße für die Spartaner und 30000 kleinere für die Perióken, sowie die Einrichtung der Untertheilbarkeit und Unveräußerlichkeit dieser Looße, eine Einrichtung, die sich in der That erhalten erhielt. Die Perióken bestellten ihre Acker selbst, die Spartaner ließen sie durch Familien gegen bestimmte Abgaben bewirthschaften, denn der Spartaner selbst war in der Jagd und Leibesübungen, den Vorbereitungen zum Kriege, beschäftigt, sowie mit den öffentlichen Thungen für das öffentliche Wohl. Auf diesen Zweck war auch die Erziehung der Jugend berechnet, die vom siebenten Jahre an unter öffentliche Aufsicht gestellt und in Gymnasien in Abhängigkeit an Gehorsam und Ausdauer in Beschwerden geübt wurde. Die gemeinschaftlichen Männermahle, die *Phiditia* oder *Sysitia*, waren nicht gerade ärmlich, aber weniger schön.

die Geschichte der röm. Kaiser von Cäsar bis auf seine Zeit in einzelnen Biographien, von denen sich aber nur die des Hadrianus, Verus, Julianus, Severus, Pescennius Niger und erhalten haben, obgleich einige andere ihm noch zugeschrieben werden. Stil und Darstellungsweise verrathen den Verfall der Sprache und Mangel an Geschmack.

Spasmus, s. Krampf.

Spatencultur nennt man die Bearbeitung des Feldbodens mit der Hand und dem Spat, anstatt mit Pflug und Egge. Daß die erstere viel sorgfältiger und gründlicher ausgeführt zu werden vermag als die letztere, bedarf keines Nachweises; dagegen nimmt sie weit mehr Zeit und Kräfte in Anspruch und ist deshalb in größern Gutswirthschaften nur ausnahmsweise, z. B. zum Möhrenbau, am Ort. Der höhere Ertrag, welchen die Spatencultur gewährt, nur dann auch in dem Reingewinn erheblich, wenn die Arbeitskosten nicht gerechnet zu werden brauchen, also wo ein Bauer mit den Kräften seiner Familie zur Bestellung ausreicht. Sehr daher im Ganzen für den Kleinbesitz die Spatencultur zu empfehlen ist, so gewichtige ökonomische Bedenken erheben sich dagegen in Fällen, wo sich die Arbeit durch Joch u. s. w. höher verwerthen läßt. Öfters versteht man unter Spatencultur nur die sorgfältige Beackung und Vertiefung des Bodens, letztere durch Rasolen oder Ausgraben in der freigelegten Pflugfurche.

Spath ist eine Krankheit der Pferde, die in einer Geschwulst besteht, welche sich an der äußern und innern Seite der hintern Schienbeine bildet. Nicht immer ist es der Knochen selbst, in welchem der Spath entsteht; öfter entwickelt er sich in den Gelenkbändern und zwischen beiden, in Gestalt kleiner griesartiger Körner, die aus Knochenmaterie bestehen. Werden mit dem Spath behaftete Pferde auch nicht immer ganz lahmi, so hinken sie doch wenigstens. Nach und nach nimmt jedoch der Spath an Umfang zu und macht endlich das ganze Gelenk steif. In dem dritten und nach dem siebenten Jahre entsteht die Krankheit selten. Es gibt Pferde, die eine besondere Anlage haben; indessen können auch andere Ursachen die Entwicklung der Krankheit herbeiführen, wie z. B. schwere Arbeit, Erhitzungen, öfters und lange dauerndes Zurückbleiben mit einem bergangehenden Fuhrwerke, vorzugsweise aber schlechter Beschlag durch ungeschickte Schmiede. Soll noch Heilung möglich sein, so muß bei Zeiten die Ursache gehoben werden. Glühen der kranken Stellen oder das Ziehen eines Haarseils sind die einzigen Mittel gegen schon ausgebildeten Spath.

Specht (*Picus*), eine Vögelgattung aus der durch paarweise nach vorn und nach hinten gerichtete Beine ausgezeichneten Abtheilung der Paarzehen, unterscheidet sich durch den langen, vier- oder vieltkantigen, keilförmigen Schnabel, die eigenthümlich gebildete, weitstreckbare Zunge und den steifen Schwanz, dessen vorn zu Spitzen abgenutzte Federn bei jeder beim senkrechten Klettern unterstützen. Die Spechte sind über alle Zonen und alle Theile, mit Ausnahme Australiens, verbreitet, in größter Zahl jedoch in den feuchten Urwäldern Amerikas einheimisch. Sie leben nur selten von Pflanzensstoffen, sondern meistens und gänzlich von Insekten, welche sie durch geschicktes Aufhacken der innen faulen Bäume erlangen, indem sie in die gemachte Öffnung schnell die Zunge senken, deren vorderer Theil hornig an den Seiten mit Widerhaken besetzt und zum Anspießen geschikt, der hintere, wurmähnliche Theil aber mit einem sehr klebrigen Speichel überzogen ist und als Leimruthe dient. Auf diese Weise vernichten sie viele baumzerstörende Insekten, sind aber keineswegs, wie man gemeinlich glaubt, den Bäumen selbst schädlich, denn gesunde Bäume hacken sie niemals an, diese zu hartes Holz haben und weder Insekten, noch deren Larven enthalten. Fast insgesammt sind sie nur mittelgroß, fliegen mittelmäßig schnell mit schnurrendem Geräusch und immer in kleinern Entfernungen, sind übrigens lebhaft und unruhig und entgehen durch Aufmerksamkeit und Klugheit leicht den Nachstellungen. Sie leben in Monogamie, brüten in gut gearbeiteten Höchern hohler Bäume und legen ihre rein weißen, porzellanglänzenden Eier auf arbeitete Sägespäne oder vorgefundenes Wurmmehl. Das Gefieder ist ziemlich lebhaft gefärbt und bald herrscht Grün, bald Roth vor; man unterscheidet sie nach der Färbung in Schwarzspechte, Grünspechte und Buntspechte. Die europäischen sind theils Stand-, theils Strichvögel, welche die Wälder niemals freiwillig verlassen. In Deutschland finden sich sechs Arten: Schwarzspecht (*P. martius*), der größte unter den europäischen Arten, ist schwarz mit weißer Scheitel oder Genick; der Grünspecht (*P. viridis*), die am weitesten verbreitete Art, ist grün und am Hinterkopfe roth; der große Buntspecht (*P. major*) ist obenher schwarz und weiß gefleckt, am Hinterleib roth und hat schwarzen Unterrücken und Bügel und vom Mund herab einen schwarzen Halsstrich, der Hinterkopf ist roth oder bei dem Weibchen nek-

eitel schwarz; der mittlere Buntspecht (*P. medius*) unterscheidet sich von dem vorigen durch einen schwarzen, erst unterhalb des Ohres beginnenden Halsstreifen; der kleinere Buntspecht (*P. minor*) ist kaum mehr als 6 Zoll groß, unterseits ohne alles Roth, weißlich, am Hinterhals roth oder beim Weibchen weißlich und am Unterrücken weiß und schwarz gebändert; der dreizehige Buntspecht (*P. tridactylus*) zeichnet sich durch nur drei Zehen aus. Den Feinden und Laubäulen Nordamerikas ist der rothköpfige Buntspecht (*P. erythrocephalus*) als kühner und gefräßiger Feind der Früchte sehr verhasst. Er stiehlt den jungen Früchten des Mais, den Pflirschen, Äpfeln, Stachelbeeren, Weinbeeren u. s. w. nach, raubt die Eier der Vögel und holt aus den Baumstämmen die Insekten hervor. Die schwarze Natter (*Coluber constrictor*) ist seine gefährlichste Feindin.

Specialinquisition heißt im gemeinen deutschen Criminalprocesse das zweite, auf die Voruntersuchung folgende Stadium des Untersuchungsverfahrens, welches aus dem eigentlichen, gegen ein bestimmtes Individuum nach erlangter Wahrscheinlichkeit des Thatbetruges eines Verbrechens und erhobenem bestimmten Verdacht über die Person des Thäters angetretenen Untersuchung besteht. Sie ist zunächst nur ein summarisches Verfahren, d. h. sie erfordert noch nicht eine besondere Artikelform; diesem folgt aber in den schwerern Strafprocessen die articulirte oder feierliche Specialinquisition, auch articulirtes Verhör genannt, in welchem der Inquisit über die in Artikelform gebrachten einzelnen Untersuchungspunkte noch verhört wird. Diese letztere Art der Specialinquisition, welche nach dem ältern Rechte auch den ersten wesentlichen Act des förmlichen Untersuchungsprocesses bildete, nahm mehr den Charakter einer bloßen, am Schluß des Processes vorgenommenen Recapitulation an und ist auch in den wenigen deutschen Staaten, welche noch den Grundsätzen des gemeinen Criminalprocesses folgen, meist auf ein bloßes Schlußverhör in den wichtigsten Strafprocessen reducirt.

Specialwaffen heißen zusammengenommen die Artillerie und Genietruppen, weil sie ihre besondere Technik und Wissenschaft haben. Zuweilen wird auch der Generalstab dazu gerechnet, was aber falsch ist, da derselbe nicht eigentlich eine Waffe genannt werden kann.

Species oder Art ist eine Unterabtheilung einer Gattung und der letztern wie das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet. Specificiren heißt daher entweder das Einzelne, was unter einem allgemeinen Begriff gehört, aufzählen, oder vom Allgemeinen zum Besondern fortgehen. Das specifisch Verschiedene, d. h. Das, was verschiedene Merkmale hat, die seinen Unterschied bezeichnen, ist nicht zu verwechseln mit Dem, was dem Grade nach, d. h. nach dem Maaße des Mehr oder Weniger verschieden ist. — In der Jurisprudenz bezeichnet Specifisch die Gestaltung und Bearbeitung irgend eines Stoffs oder Gegenstandes, weil dieser durch diese Merkmale erhält, die ihn zu einer Sache eigener Art machen, wie z. B. wenn ein Marmorblock zu einer Bildsäule verarbeitet wird. — In der Arithmetik nennt man die vier Species der einfachen Rechnungsarten: Addition, Subtraction, Multiplication, Division.

Species- oder Speciesthaler, auch harte Thaler nennt man die in neuerer Zeit nach dem Vorbild der früher üblichen Reichsthaler ausgeprägten Thaler. Den Namen haben sie von der Gestalt, d. i. Gesicht oder Brustbild, welches zuerst auf diese Münzen geprägt wurde. In Deutschland prägt nur noch Oesterreich Speciesthaler, und es ist diese Sorte die Einheit der österr. Münze und gleich 2 Conventionsgulden; 10 österr. Species sind = 1 köln. Mark fein Silber; 51 werden sie wie alle österr. Silbermünzen $\frac{9}{10}$ fein ausgeprägt, früher $\frac{7}{10}$ fein oder $15\frac{1}{2}$ Gr. Ein österr. Species beträgt 1 Thlr. 12 Sgr. im 14-Thalerfuße. Den frühern deutschen Species in größerem Werthe näher werden die Species in Dänemark ausgeprägt, nämlich $9\frac{1}{4}$ Stück zu 1 köln. Mark fein Silber, im Werthe von 1 Thlr. 15 Sgr. 5 Pf. im 14-Thalerfuße. Der österr. Species ist = 2 dän. Reichthalern oder bisherigen Reichsbanthalern. Seit 1854 hat Oesterreich die Benennung Species für diese Stücke aufgehört, und dieselben tragen künftig die Aufschrift: 2 Reichthalern. In Norwegen ist der Species ganz der nämliche wie in Dänemark, er wird aber in 5 Ort oder Mark zu 14 Schilling eingetheilt. Etwas besser noch ist der Reichsthaler in Schweden, wo $9\frac{1}{10}$ desselben = 1 köln. Mark fein Silber, sodaß ein Stück 16 Sgr. 2 Pf. im 14-Thalerfuße gilt. Schweden hat jedoch nur sehr wenig Silbermünzen und bedient sich hauptsächlich des Papiergeldes; man rechnet feststehend 1 Species (Silber) = $2\frac{1}{2}$ Thlr. Bankzettel, sowie = 4 Thlr. Reichsschuldbzettel. Den schwed. Reichsthaler sowol als die Thaler der beiden Papiergeldsorten theilt man in 48 Schillinge.

Specifisch bezeichnet in der Physik den Grad oder die Größe einer Eigenschaft (oder des

us Tirol zu weichen. Nach der dritten Befreiung verband S. mit der tiroler Vertheidigung das salzburg. Gebirgsland. Am 16. Sept. erschocht er bei Lofer und Lustenstein entscheidende Vortheile, wurde aber 16. Oct. bei Mellet geschlagen und sein Sohn gefangen; er selbst nur mit genauer Noth. Die Kundmachung des Wiener Friedens in Tirol ließ das österreichische Volk in vielfältigem Zweifel. Auch S. ließ sich täuschen und glaubte an eine Wiederkehr des Kriegs. Er flüchtete von Alpe zu Alpe, verbarg sich geraume Zeit unter Schnee in einer unbekannten Höhle, war dann sieben Wochen lang in seinem eigenen Stalle arretirt, bis er endlich im Mai 1810 über die Gebirge nach Wien flüchtete. Hier erhielt er Pension und den Auftrag, die für die Tiroler im temeswarer Banat neugestiftete Compagnie einzurichten. Beim Ausbruche des Kriegs von 1813 schlich er sich wieder nach Tirol, und als es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, leistete er doch vortreffliche Dienste. Er wurde Major ernannt, machte dann eine Reise nach London und starb nach seiner Rückkehr 1820.

Speckstein, Seifenstein oder Steatit ist ein Mineral, welches sich sehr fett anfühlt, matt erglänzend, an den Kanten durchscheinend, weiß, ins Gelbe, Rothe, Grüne oder Graue gehäufig baumförmig gezeichnet, am Bruche splitterig ins Unebene, von kleinem und grobem ist und etwas schreibt. Er kommt theils in Platten, selten nierenförmig, traubig u. s. w. eingewachsen, auch in Austerkrystallen nach Quarz-, Feldspath-, Staurolith- und Idokrasformen vor. Härte ist = 1,5, das specifische Gewicht = 2,8 und sein Strich etwas glänzend. Er besteht aus Talk, Kiesel, Wasser, Thon, Kalk und Eisenoxyd. Man findet ihn auf Erz- und anhängen in Sachsen, Ungarn, Baiern, Piemont, England, Schottland u. s. w. und bei uns nesterweise in Thon unter der Dammerde. Man braucht ihn, um Fettflecken auszuwaschen, radirtes Papier wieder beschreibbar zu machen, ferner zum Poliren der Stein, zum Poliren des Gypses, Serpentin, Marmors und mit Öl abgerieben zur Politur von Spiegelgläsern und Metallspiegeln, auch als Polirmittel der Haut; schwach gebrannt macht er Basis einiger Schminken aus. Man bestreicht mit ihm steinerne und metallene Schrauben, um sie luftdicht zu machen, und bedient sich seiner, um die Friction metallener Maschinen zu vermindern. Auf Glas haftet sein Strich sehr fest, sodaß, wenn man mit Speckstein auf Glas geschrieben und die Schrift mit dem Luche wieder weggewischt hat, dieselbe nach dem Einhauchen des Glases wieder deutlich zum Vorschein kommt und beim Trocknen wieder verbleibt. Auch schneidet man ihn zum Zeichnen in längliche Stücke oder Stifte, welche spanische oder venetianische Kreide genannt werden. Auf der Drehbank läßt er sich leicht verarbeiten und man verfertigt aus ihm allerhand kleine Bildwerke, Spielwaaren, ferner Pfeifen- und Schreibzeuge, welche größtentheils hart gebrannt werden. Da er für sich sehr schwer zu bearbeiten ist, so gibt er treffliche Schmelztiegel, welche durch den Gebrauch immer besser werden. In Cornwallis wird er zur Fabrication von Porzellan benutzt. Auf frisch gefärbtes Leder pudert und nach dem Trocknen desselben oft mit Horn überstrichen gibt er dem Leder einen gemeinen Glanz.

Speckter (Erwin), deutscher Maler, geb. 1806 zu Hamburg, zeigte schon früh die lebhafteste Neigung zur Kunst, zu der er sich denn auch unter Cornelius in München ausbildete. Auf kurze Zeit nach Hause zurückgekehrt, begab er sich 1824 bereits nach Italien. Eine glühende Begeisterung für die Kunst und ein tiefes, ernstes Streben nach Vollendung zeichnete ihn aus und beherrschte ihn bei allen seinen Schöpfungen. Seine kindliche, wahrhaft religiöse Gesinnung trieb ihn vorzüglich zur religiösen Malerei hin. Eines seiner frühern Gemälde, Christus und die Samaritanerin am Brunnen, athmet ebenso viel Anmuth und Leben als Hoheit und Milde. Sein andres, der Simson, den er ebenfalls in Rom ausführte, zeichnet sich durch gewisse Durchbildungsmeisterhafte Behandlung des Nackten und des landschaftlichen Hintergrundes, wie tiefen Gehalt aus. Er wurde durch einen zu frühzeitigen Tod schon 1835 der Kunst entzogen. Doch gibt es noch außerdem einige Landschaften mit Staffage und gute Architekturbilder von ihm. Ein edles Denkmal seines Geistes ist in den „Briefen eines deutschen Künstlers aus Italien“ aus seinen nachgelassenen Papieren (Lpz. 1846) erhalten. — **Speckter** (Otto), der Bruder des Vorigen, wurde 1807 zu Hamburg geboren und wandte sich, zuerst nach dem Vorwurfe seines Bruders, dann auf eigenen Bahnen, der Kunst zu. Er entwickelte eine glückliche Gabe zur naiven Darstellung des Thierlebens, welches er von seiner gemüthlichen wie von der philosophischen Seite mit Geist und Geschick aufzufassen weiß. Außerdem hat er in der Thier- und in der Landschaft Treffliches geliefert, Manches davon auf Stein radirt und selbst andern Meistern mehrere Blätter lithographirt und radirt. Unter Anderm lieferte er „Zwölf Stellungen“ zum Bestiebelten Kater (Lpz. 1844).

Speculation heißt wörtlich Betrachtung oder Anschauung. Der philosophische Sprachgebrauch, der auch in das gemeine Leben übergegangen ist, versteht aber darunter nicht die sinnliche Anschauung äußerer Gegenstände, sondern die innere, geistige Anschauung eines die unmittelbare Erfahrung überschreitenden Erkenntnissinhalts, sowie die geistige Thätigkeit, welche zu dieser Erkenntniß führt. Je nach den verschiedenen Ansichten über die Quelle einer solchen Erkenntniß und den Methoden, welche zu ihr führen, haben die Ausdrücke Speculation und speculatives Wissen in den verschiedenen philosophischen Systemen eine verschiedene Bedeutung, und man hat darunter bald überhaupt ein Erkennen durch strenges begriffsmäßiges Denken, bald ein nach gewissen durchgreifenden Denkmethoden im eigenthümlichen Sinne gehaltenes Denken, ferner auch eine Feststellung der ersten Grundsätze oder Thatsachen alles Daseins oder Erkennens überhaupt und endlich mißbräuchlich ein von dem reflectirenden Denken unabhängiges visionäres Schauen überirdischer Dinge verstanden. Die letztere Lehre, welche aus dem Orient stammt, findet sich unter den Systemen, die auf die abendländ. Philosophie von Einfluß gewesen sind, zuerst bei den Neuplatonikern und ist in der neuen Zeit wieder in der Schule Schelling's aufgetaucht. Hegel und seine Schule nennen speculativ oder positiv rationell dasjenige Denken, welches sich nach der Methode bewegt, alle Gegensätze und Widersprüche in den Begriffen in höhere Einheiten aufzuheben. Herbart setzt die speculative Methode darein, die in der Erfahrung versteckten Widersprüche aufzudecken und durch eine künstliche Bearbeitung der Begriffe daraus zu entfernen. Die einzig sichere Grundlage aller Speculation besteht in einer Untersuchung der Art und Weise, wie Erfahrungserkenntnisse überhaupt in die Welt zu Stande kommen, und der Werth der einzelnen speculativen Methoden richtet sich nach dem Grade, in welchem diese einer wirklichen Einsicht in das Zustandekommen unserer Erkenntniß ihren Ursprung verdanken.

Spedition heißt im Handel die Weiterbeförderung von Gütern, welche nicht unmittelbar vom ersten Absendungsplatze aus nach dem endlichen Bestimmungsplatze verladen werden. Der dieselbe vermittelnde Geschäftsmann am Zwischenplatze heißt Spediteur. Die Spedition ist kein Handel, sondern nur ein Hülfsgewerbe desselben, daher die bisweilen gebrauchte Bezeichnung Speditions-handel (für Speditionsverkehr) ungeeignet; dagegen befassen sich manche Kaufleute mit der Spedition als einem Nebengewerbe. Oft kann auch der Spediteur die Waare nicht unmittelbar an den schließlichen Empfänger (Destinatar) verladen, und er sendet sie dann an einen zweiten Spediteur (Zwischenspediteur) zur Weitersendung; natürlich können unter Umständen auch noch mehr als zwei Spediteure beim Transporte des nämlichen Gutes mitwirken. Güter aus überseeischen Häfen bedürfen, um nach einem diesseitigen Binnenplatze zu gelangen, natürlich einer vermittelnden Spedition, da das Seeschiff sie z. B. nicht von Rio de Janeiro unmittelbar nach Leipzig oder Gotha bringen kann; ebenso Güter, welche nur zum Transport auf der Eisenbahn oder auf Flüssen und Kanälen reisen können und dann der gemeinen Landfracht anheimfallen. Der Natur der Sache gemäß contrahirt der Spediteur des Transportes wegen hauptsächlich mit Schiffern und Fuhrleuten. Als Beauftragter muß er das Interesse des Auftraggebers in jeder Beziehung wahrnehmen, namentlich also dafür sorgen, daß die Waare dem Empfänger in guter Beschaffenheit, zu rechter Zeit und zu den demselben günstigsten Bedingungen zugehe. Für seine Mühe wird er durch eine Vergütung entschädigt, welche gleichfalls Spedition oder Speditionsprovision heißt und entweder nach Gewicht oder nach der Güter, oder nach der Zahl der Frachstücke berechnet wird.

Spee (Friedr. von), ein trefflicher geistlicher Dichter, wurde aus alter adeliger Familie oder bei Kaiserswerth am Rhein 1591 oder 1595 geboren. Er trat 1610 oder 1615 in den Jesuitenorden, lehrte eine Zeit lang die schönen Wissenschaften, Philosophie und Moralphilosophie zu Köln und hielt sich dann in Angelegenheiten seines Ordens in Franken und Westfalen auf. Durch sein Ankämpfen gegen die Hexenprocesse in seiner „Cautio criminalis, sive liber de processu contra sagas“ hat er sich um die ganze Menschheit verdient gemacht. In der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit erhob er sich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk, der durch ihn gebrochen wurde im kath. Deutschland, wie er später geschehen wurde durch Thomasius in den übrigen Gauen Deutschlands. Er starb 7. Aug. 1635 zu Trier in Folge der Anstrengungen, mit denen er sich während der Belagerung dieser Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken unterzogen hatte. Erst nach seinem Tode erschien sein „Trug-Nachtigall, oder geistlich-poetisch Lustwäldlein“ (Köln 1649; neue Ausg. von El. Bruns, Berl. 1817), eine Sammlung geistlicher Gedichte, aus welchen eine tiefe, fromme Empfindung in einer Sprache spricht, wie sie damals in Deutschland nicht zu finden war. Rind

bedeutend ist sein in Prosa geschriebenes, aber mit schönen Liedern durchwebtes „Guldenes Lutherbuch u. s. w.“ (Köln 1647 und öfter; erneuert und sprachlich überarbeitet, 2 Bde., Kobl. 829). S. wendete, unabhängig von Opiz, richtigere metrische Gesetze an als alle seine Vorgänger, sonst aber bildet er gegen die meisten seiner Zeitgenossen dadurch einen Gegensatz, daß nur sein unmittelbares Gefühl dichterisch, oft im echten Volkston ausspricht. — Seine Familie, die 1759 in den Grafenstand erhoben wurde, ist reich begütert, namentlich im Bergischen, wo ihr Ahnensitz, Heltrop, von dem Grafen Franz Joseph Anton von S., der 20. Mai 1859 starb, mit Aufwand und Geschmack erneuert wurde.

Speichel (saliva) ist eine der Vorverdauung, auch wol der Magenverdauung dienende eiweißhaltige Flüssigkeit, welche in den Speicheldrüsen (glandulae salivales) abgesondert und durch die Ausführungsgänge derselben in die Mundhöhle ergossen wird. Von diesen Drüsen liegen auf jeder Seite drei, die Ohrspeicheldrüse (parotis), die Unterzungendrüse (glandula sublingualis) und die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris). Während des Wachens geht die Speichelabsonderung ununterbrochen fort und wird beim Kauen, beim Anblick den Appetit reizender Speisen (oder durch den Gedanken daran), durch Ekel oder durch Reizungen der Mundhöhle überhaupt vermehrt. Der Speichel ist unter die Hauptmittel der Verdauung zu rechnen, indem er die Speisen schon beim Kauen erweicht, theilweise auflöst und zersetzt und so schon auf eigenthümliche Art präparirt (gleichsam zur Verdauung ansteckt, wie Schulz sagt) den weiteren Einwirkungen des Magens, der Galle u. s. w. übergibt. Manche Nahrungstoffe (z. B. Stärkmehl) werden auch durch bloßen Speichel schon aufgelöst. Wir verschlucken unwillkürlich während Speichel auch ohne Speisen, halten dadurch die Schlingwege feucht und für herabwuschlingende Bissen schlüpferig. Den Speichel in zu großer Menge auszuwerfen, ist eine der Verdauung schädliche Angewohnheit. Ein gesunder Mann sondert in 24 Stunden ungefähr ein Pfund Speichel ab. In manchen Krankheiten ist die Speichelabsonderung qualitativ oder quantitativ verändert und gibt daher ein mehr oder minder werthvolles Symptom ab. Bedeutend vermehrte Speichelausscheidung aus dem Munde nennt man **Speichelfluß** (salivatio oder sialismus). Diese Krankheit beruht meist auf verhiindertem Hinabschlucken des Speichels, seltener auf vermehrter Absonderung desselben und ist oft ein Zeichen von Mundentzündung (besonders der durch Quecksilbermittel bedingten), erscheint ferner während der Schwangerschaft, bei nervösen Unterleibsleiden (Hypochondrie, Hysterie), Scorbut, Lähmungen der Kauwerkzeuge, Wasserscheu. Verminderung der Speichelabsonderung erzeugt Durst und stellt sich, z. B. ein, wenn der Körper auf andern Wegen viele Flüssigkeit verliert. Unter **Speichelfistel** versteht man einen widernatürlichen Kanal, der den Speichel aus einer Speicheldrüse oder aus dem Ausführungsgange derselben an einem unrichtigen Orte ausleert. Bei der Verdauung der Thiere ist der Speichel in gleicher Weise nöthig, wenigstens findet man Speichel absondernde Organe bei allen Thieren der höhern Classen bis zu den Insekten hinab. Vgl. Bright, „Über den Speichel“ (deutsch von Behrend, Lpz. 1845); Bérard, „Maladies de la glande parotide“ (Par. 1841); Schulz, „De alimentorum concoctione“ (Berl. 1854).

Speier, auch **Spener** (Spira) geschrieben, früher reichsunmittelbares, unter dem Erzbischof von Mainz stehendes Bisthum im Oberrheinischen Kreise zwischen Kurpfalz, Baden, dem Elß und der Grafschaft Leiningen, eines der ältesten in Deutschland, zählte auf 28 QM. gegen 5000 meist kath. E. und gewährte dem Fürstbischof ein Einkommen von 300000 Gldn. Durch den Revolutionskrieg und den Frieden zu Lunéville kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer (12 1/2 QM.) an Frankreich; das übrige wurde 1802 an Baden gegeben und gehört noch jetzt, nebst der ehemaligen bischöflichen Haupt- und Residenzstadt Bruchsal (s. d.), zum Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden. — Die ehemalige Freie Reichsstadt Speier, im Bereiche des Bisthums gleiches Namens, am linken Rheinufer, jetzt die Hauptstadt der bair. Pfalz, zählt gegenwärtig 10000 E., darunter 3700 Katholiken. Die breiten Haupt- und engen Nebenstraßen laufen in unregelmäßiger Richtung, die Häuser selbst haben mit wenigen Ausnahmen nichts Alterthümliches. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist der Dom, dessen von Konrad II., dem Salier, 1027 beschlossener Bau 12. Juli 1030 mit der Grundsteinlegung begann und 1061 unter Heinrich IV., der 1064 noch die Apsidkapelle, in welcher später seine Gebeine von 106—11 in ungeweihter Erde lagen, erbaute, vollendet wurde. Das Gebäude ward, 223 Schritte lang und 80 breit, im Rundbogenstil aufgeführt. Vom Schiffe erhebt man sich zwölf Stufen hoch auf den Königsthor, unter welchem die Kaiser Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. nebst seiner Gemahlin Bertha, Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Osterreich, ferner Beatrix, die zweite Gemahlin Friedrich's I.,



1. Er war der Stifter der größten und glänzendsten Privatbibliothek, die in Europa zu
 2. Den Grund zu derselben legte er 1789 durch den Ankauf der Sammlung des Grafen
 Remicki, welche er für eine jährliche Rente von 500 Pf. St. an sich brachte und die er in
 elge mit fürstlichem Aufwande vermehrte, indem er zu diesem Zwecke ganz Europa berei-
 et. Der größte Theil dieser Bibliothek ist zu Althorp in der Graffschaft Northampton,
 einige Meilen von London entfernten Stammsitz des Lords, aufgestellt und beläuft sich
 5000 Bände; ein anderer Theil steht zu London. Ihren Reichthum an den ältesten Er-
 issen der Buchdruckerkunst und ersten Ausgaben der Classiker zeigt Dibdin's, seines Bi-
 elars, „*Bibliotheca Spenceriana*“ (4 Bde., Lond. 1814). Dieses Werk enthält die genaue
 mit einer Menge von Kupferstichen, Holzschnitten und Facsimiles erläuterte Beschreibung
 004 Incunabeln und vielen andern bisher noch unbekannten Drucken. Auf den anderwei-
 Gehalt der Bibliothek kann man aus dem Kataloge der Remicki'schen Sammlung (Berl.
) schließen. Auch gründete S. eine reiche Gemäldesammlung, welche Dibdin im ersten
 e seines Werks „*Aedes Althorpiana*“ (2 Bde., Lond. 1822) beschreibt. Der zweite
 dieses Werks gibt als Nachtrag zu der „*Bibliotheca Spenceriana*“ eine genaue Beschrei-
 der kostbarsten alten Druckwerke, welche S. in den J. 1815—22 noch erworben hatte.

Spencer (John Charles, Graf), der älteste Sohn des Vorigen, als ausgezeichnetes brit.
 Mann unter dem Namen Lord Althorp bekannt, wurde 30. Mai 1782 geboren. Er
 e seine Studien zu Cambridge, nahm 1803 Sitz im Unterhause und war unter Fox' und
 ille's Verwaltung einer der Lords des Schages, während sein Vater das Staatssecre-
 des Innern bekleidete. Er bekannte sich sogleich zu den Grundsätzen der Whigs und ver-
 te alle die großen Reformvorschläge, welche im Laufe der Zeit aus dieser Partei hervor-
 . Als die Whigs 1830 unter Grey als Staatsruher gelangten, erhielt er das Kanzler-
 er Schatzkammer. Als Vortführer der Regierung bewies er zwar wenig Rednertalent,
 wann er das Vertrauen des Unterhauses durch die ruhige, auf umfassende Kenntnisse
 te Entwicklung seiner Ansichten. In Gegenständen der Finanzen und Staatsökonomie
 für eine Autorität, und so oft Fragen aus diesen Fächern zur Verhandlung kamen,
 er gut und mit bedeutender Wirkung. Während seiner vierjährigen Verwaltung ver-
 te er durch strenge Ordnung und weise Einschränkung im Staatshaushalte die Ausga-
 n mehr als zwei, die Steuern um beinahe 5 Mill. Pf. St. Am 2. Febr. 1833 legte er
 nterhause die irische Kirchenreformbill vor, die der Appropriationsclausel (s. d.) wegen
 m Cabinet Spaltung verursachte. Nachdem sein Vater gestorben, mußte er das Schatz-
 amt niederlegen, weil er ins Oberhaus trat und die Minister eines neuen Vortführers
 terhause bedurften. Der König nahm bei diesem Falle Gelegenheit, die Whigs insge-
 zu entlassen und den Tories die Bildung einer neuen Verwaltung zu übertragen. Seit-
 theilte sich S. nicht mehr an der Regierung, nahm auch sehr selten im Oberhause das
 sondern fast nur in landwirthschaftlichen Versammlungen, in welchen er alle Anspie-
 auf Parteipolitik sorgfältig vermied. Im J. 1843 erklärte er jedoch, nachdem er früher
 nister und Parlamentsmitglied zu Gunsten eines Kornschutzzolls gewesen, daß er Gründe
 en habe, seine Ansichten über diese Frage zu ändern, und war von nun an ein Verthei-
 er Handelsfreiheit. Dieser Uebertritt ward von der Anti-Cornlaw-League als ein großer
 m begrüßt. Doch erlebte S. nicht den Sieg seines neuen Princip's, indem er schon 1. Oct.
 auf seinem Landsitz Wiseton-Hall in Northshire starb. — Titel und Güter erbte sein
 e Frederick, vierter Graf Spencer, geb. 14. April 1798 und seit 1822 Capitän in der
 Marine. Er war unter dem Ministerium Russell vom Juli 1846 bis zum Sept. 1848
 Oberkammerherr und erhielt den Hosenbandorden. Im J. 1852 stieg er durch Anciennetät
 ontheadmiral und übernahm Anfang 1854 an Stelle des Herzogs von Norfolk das Amt
 ord-Steward. — Ein jüngerer Bruder, Georg S., geb. 21. Sept. 1799, früher Geisili-
 : Anglikanischen Kirche, trat zum Katholicismus über, empfing zu Rom die Priesterweihe,
 sich seitdem als Vater Ignatius durch seine Missionspredigten in England und Ir-
 kannt und starb 1847. — Ein entfernter Verwandter der Obigen, William Robert S.,
 des Lord Charles Spencer, geb. 1770, trat 1796 als Dichter mit einer Übersetzung von
 r's „*Lenore*“ auf, der das Lustspiel „*Urania or the illumine*“ (1802), „*The year of*
 r“ (1804) und „*Poems*“ (1811) folgten. Eines seiner besten Gedichte ist die Ballade
 1“. Er starb zu Paris 23. Oct. 1854. Gesammelt erschienen seine Werke 1835.

Spener (Phil. Jak.), der Reformator des religiösen Lebens der protest. Kirche im 17. Jahrh.
 i. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß, wo sein Vater Rath und Registrator

igen zu Schulden kommen ließ. Auch eine 1596 geschriebene Schrift über Irland (Lond. legt Zeugniß von seinen Gesinnungen gegen Irland ab. Schloß Kilcolman wurde über S. und seine Familie entflamen mit Mühe bis auf ein Kind, das in den Flammen umliegend gebeugt ging er nun nach London, wo er schon 16. Jan. 1599 starb. Er wurde in Westminsterabtei begraben, wo ihm die Gräfin Dorset später ein Denkmal setzen ließ. Ihm gründet sich hauptsächlich auf seine „Fairy Queen“, ein auf zwölf Bücher, jedes 5 Gesängen, angelegtes allegorisches Heldengedicht, zum Preise von zwölf Tugenden. Allegorie liegt der hauptsächlichste Fehler dieses Gedichts; hätte S. statt allegorischer menschliche besungen, sein herrliches Werk würde viel allgemeiner gelesen werden, als geschieht. Denn er besaß eine fruchtbare und glänzende Einbildungskraft, große Kraft der Darstellung, Reinheit des Sinnes und dazu einen Wohlklang der Sprache und eine Vollendung des Versbau, die aller Bewunderung werth ist. Das Versmaß, in dem er schrieb, war Stange, vermehrt durch einen Alexandriner (Spenserstange). Ausgaben besorgten (6 Bde., Lond. 1715; 8 Bde., 1778), Todd (8 Bde., Lond. 1805), Mitin (5 Bde., 1843; in Einem Bande, 1845), Mitford (5 Bde., Lond. 1852) und Routledge (Lond. 1852). Vgl. Watton, „Observations on the Fairy Queen“ (Lond. 1782); Duff, „Critical notices“ (Lond. 1770); Traill, „S. and his poetry“ (3 Bde., Lond. 1846).

Speranſky (Graf Michael), russ. Staatsmann, geb. 1771 im Gouvernement Wladimir, Sohn eines Geistlichen, vollendete seine Bildung in der geistlichen Akademie zu Petersburg, besonders den mathematischen Wissenschaften oblag, so daß er bereits 1797 als Professor der Mathematik und Physik bei jener Akademie angestellt wurde. Kaiser Alexander ernannte ihn zum Staatssecretär beim Reichsrathe, in welcher Eigenschaft er ein solches Talent entfaltete, daß er mit der Organisation des Ministeriums des Innern, der Gesetzcommission und auch des Reichsraths beauftragt wurde. Schon 1808 wurde er College des Justizministers, 1809 Wirklicher Geh. Rath. Während aber sein Einfluß stieg, zog ihn Ungewitter über seinem Haupte zusammen. Man schrieb über Neuerungen, und ohne Macht und Vermögen, mehr Sach- als Menschenkenntniß besitzend, stand er allein auf dem Schlamme. S. mußte endlich unterliegen und wurde zuerst nach Nischni-Nowgorod, dann nach Tomsk in die Verbannung geschickt. Im J. 1814 erlaubte man ihm, ein kleines Landgut von Petersburg zu beziehen, wo er seine Zeit der Erziehung seiner Tochter, dem Lande und den Wissenschaften widmete. Unerwartet in den Staatsdienst zurückberufen, ward er Gouverneur der Provinz Pensa und 1819 zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt. Er that viel für das Schicksal der Verbannten und Angeseidelten zwei Jahre hindurch sehr thätig, bis er im März 1821 mit allen Beweisen der Huld vom Kaiser Alexander am Hofe aufgenommen und zum Mitgliede des Reichsraths ernannt wurde. Auch beim Kaiser stand S. in hoher Gunst und seiner Sorgfalt wurde die Sammlung des russ. Gesetzbuchs, welche der Kaiser anbefahl, anvertraut. Während dieser Arbeit schrieb er das sehr gediegebene, dessen franz. Übersetzung den Titel führt: „Précis des notions historiques sur la législation du corps des lois russes etc.“ Die Persönlichkeit S.'s war sehr anziehend. Er starb in Petersburg 23. Febr. 1839, nachdem er kurz zuvor in den Grafenstand des russ. Reichs erhoben worden war.

Sperber (Accipitor), eine Gattung der Tagraubvögel, bei welcher der Schnabel kurz und kräftig, wie ein Zahn in der Mitte des Oberkieferrandes versehen ist und die Nasenlöcher länglich, die Läufe hoch, dünn, glatt geschildet und die Behen sehr ungleich sind. Dem Habicht ähnlich, liegt diese Gattung außerordentlich nahe und der Unterschied liegt hauptsächlich nur in der Größe und dünnern Läufe. Der gemeine Sperber oder Finkenhabicht (*A. fringilla*) ist ein kleiner, 12–13 Zoll langer, aber sehr muthiger und gleriger Raubvogel, welcher in allen Weltgegenden findet, in Deutschland überall als Stand-, Strich- und Zugvogel vorkommt und allen kleinern Vögeln, besonders aber den Sperlingen nachstellt. Das Weibchen ist oberseits blaugrau, an der Kehle weiß, an den Wangen und Halsseiten rosenroth, der Bauch auf rein weißem Grunde schmal und wellenförmig gebändert, der Schwanz mit fünf braunen Querverbinden gezeichnet; Füße und Wachshaut sind gelblich. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt, und die Jungen haben ein so fremdartiges Ansehen, daß sie öfters für eine besondere Art gehalten worden sind. Das Nest befindet sich auf Wald- und Feldhecken und das Weibchen legt 3–6 weißlichgrüne, rostbraun gefleckte Eier. Sonst wurde der Sperber auch zur Baize auf Wachteln und Rebhühner abgerichtet, hatte jedoch niemals einen großen Erfolg, da er leichter zu fangen ist als irgend ein anderer Falke. Durch lebende kleine Vögel wird er wegen seiner Eier sehr leicht in Fallen gelockt.

Spergel oder **Spörk** (*Spergula*) ist der Name einer zur Familie der Caryophyllenrenden Pflanzengattung, welche fünf Kelchblätter, fünf weiße Blumenblätter, fünf oder sechs Staubgefäße, fünf Griffel und eine fünfflappige Kapsel mit runden, ringsum geflügelten Samen besitzt. Die hieher gehörigen Pflanzen sind einjährige, zweigabelig- oder wirtelig-Kräuter, die Blätter linealisch-fädlich, büschelig-wirtelig, mit trockenhäutigen Nebenblättern versehen, und die Blüten stehen in endständigen, ausgespreizten Doldentrauben. Über den Feldern wächst der gemeine Spergel (*S. vulgaris*), dessen schwarze Samen mit an weißlichen, später gelbbraunen, keuligen Papillen besetzt sind, und der gebaute Spergel (*S. livida*), dessen Samen keine Papillen haben. Sie sind als Futterpflanzen sehr geschätzt, das rasche Wachsthum haben und namentlich auf sandigen Feldern gedeihen, wo Klee nicht werden kann. Deshalb werden sie besonders in Holland und Brabant häufig angebaut, auch in den sandigen Gegenden Deutschlands geschieht; besonders wird eine Varietät, der gemeine Spergel, der sogenannte große Spergel oder Aderspergel von Gent, welche größer ist und drei mal so große Samen bringt, gern angebaut. Auch zur Gründüngung man diese Pflanzen ihres schnellen Wachsthums wegen empfohlen.

Sperling oder **Spaz** (*Passer*) heißt eine umfangliche Gruppe der Gattung Finken und ist durch einen starken, dicken, kegelförmigen Schnabel, einen auf der abgerundeten schwach gebogenen Oberschnabel, kurze Füße mit schwachen Nägeln, abgerundete kurze Flügel und einen kurzen, abgestuften oder wenig ausgeschnittenen Schwanz unterschieden. Zu gehört der allgemein bekannte Haussperling (*Fringilla domestica*), welcher durch List, Zudringlichkeit und Dieberei lästig und daher nicht gern gesehen ist. Jetzt ist er von Peru bis Sibirien, am Senegal, am Cap und auf Java zu Hause, obschon er früher auf Mittel beschränkt und zur Zeit der Römer vielleicht noch nicht in Deutschland heimisch war. Weniger er den Getreidefeldern, Erbsenfeldern, Kirschen und Weinbeeren manchen Schaden zufügt, nützt er doch mehr noch durch äußerst große Vertilgung von schädlichen Insekten. Nach Linné's Berechnung vertilgt ein Sperlingspaar, welches seine Jungen apt, wöchentlich über 1000 Raupen. Unverständiges Ausrotten der Sperlinge hat sich immer durch außerordentlich handnehmen schädlicher Insekten selbst bestraft. Das Fleisch des Haussperlings ist geschmacklos und wird daher selten gegessen. Der Feldsperling (*F. montana*) unterscheidet sich durch einen schwarzen Mondfleck auf den Wangen, rothgrauen Nacken und Scheitel und zwei weiße Querbänder auf den Flügeln. Die dritte in Deutschland einheimische Art ist der Steinsperling oder Grausink (*F. petronia*), welcher oberseits graubraun ist und unterseits einen gelblichweißen Streifen und einen gelblichen Gurgelfleck hat. Der in Nordamerika einheimische Singsperling (*F. melodia*) ist dort sehr beliebt wegen seines angenehmen Gesangs, den er unermüdlich vom April bis Ende October ertönen läßt.

Spermaceti, s. Walrath.

Speßart oder **Speßhart** (schon im Nibelungenliede als Spehteshart, d. h. Spech vorkommend), ein Waldgebirge im Westen Deutschlands, liegt dem nordöstlichen Theil des Odenwaldes (s. d.) gegenüber, innerhalb des Bogens, welchen der Main von der Mündung der Fränkischen Saale und der Sinn bei Gmünd in seinem Laufe über Wertheim, Miltenberg, Aschaffenburg bis zur Mündung der Kinzig bei Hanau macht, reicht im Norden zwischen der Kinzig, die ihn vom Vogelsgebirge scheidet, und der Sinn, die als Grenze gegen das Spessartgebirge (s. d.) angesehen werden kann, bis gegen Salmünster, Schlüchtern und Brüdern gehört, von etwa 80000 Menschen bewohnt, dem bair. Kreise Unterfranken und Aschaffenburg sowie der kurhess. Grafschaft Hanau an. Es ist ein waldiges Massengebirge mit abgerundeten wenig über die Gesamnthöhe emporragenden Kuppen. Der Haupttrüden beginnt im Süden gegenüber Miltenberg, mit dem ziemlich steilen Engelsberge, der ein Kapuzinerkloster mit einer herrlichen Aussicht trägt, und zieht in nördlicher Richtung zur Quelle der Aschaff bis in die Gegend von Schlüchtern, ist zehn M. lang und erreicht die Höhe von 14 — 1800 F. Der nördliche Theil dieses Rückens heißt die Esels Höhe und trägt den höchsten Gipfel des ganzen Gebirges den 1900 F. hohen Geiersberg, nördlich vom Rohrbrunner Paß, durch den die Straße von Aschaffenburg südostwärts nach Würzburg führt, während weiter nördlich die bair. Eisenbahn von Aschaffenburg ostwärts nach Gmünd das Gebirge überschreitet. Der Speßart gleicht in seinen Bestandtheilen dem Odenwalde, indem die Hauptmasse des Gebirges aus Gneis und Glimmerschiefer mit aufgelagertem rothen und gefleckten Sandstein besteht, aber nur in den Thälern bewohnt und auf den untern Gehängen beackert, während die Höhen mit finstern Waldungen bedeckt sind, meistens von Eichen und Buchen, mit wenigen Birken.

ilzern. Das ganze Waldbareal beträgt 20 $\frac{1}{2}$ QM. Es finden sich hier die schönsten Deutschlands. Im Ganzen ist der östliche Theil höher, steiler, rauher und tern Forsten bedeckt als der westliche sanftere. Die Flußthäler sind steil, eng und geschnitten. Man unterscheidet den Vorspessart oder den äußern Saum längs des namentlich im Westen, den Hochspessart oder das innere Waldgebirge, welches aus aneinander schließenden Bergen besteht, ohne breite Bergebenen, so daß es von vielen Punkten wie eine ununterbrochene wellenförmige Waldfläche erscheint, und der Hochspessart, der sich plateauartig gegen die Kinzig und Kahl absenkt und den Reifig, eine Masse rauher, mit Eichenreisig bedeckter Berge, bis zur Stadt Orb umgibt. Der Hochspessart erzeugt bei der Rauheit seines Klimas neben schönen Hölzern nur Comite; im Vorspessart aber gedeiht neben den besten Getreide- und Gemüsearten besonders der Wein. Viel Holz wird von den Gebirgsbewohnern selbst namentlich zu Faßdauben verwendet. Außerdem wird Bergbau auf Kobalt, Kupfer und Eisen getrieben, namentlich bei den Bieber. Das größte der Eisenhammerwerke ist der Hölhammer bei Wintersbach. Ferner gibt es zu Weibersbrunn, Einsiedelhof, Kahl und Emmerichsthal, eine ergiebige Eisen- u. Orb. Die höchsten Punkte des Spessart sind außer dem Geiersberge, welcher den Thurm zum Behuf der trigonometrischen Landesvermessung trägt: die Hohenhöhe bei Weibersbrunn, 1800 F. hoch; der Sandthurm; der Gebrannte Berg und die Geishöhe, sämtlich 1600 F. hoch. Die vielen Bäche, welche den Spessart durchströmen, und von denen der Lohr, Hafenslohr, Elfsava, Alschaff, Bieber und Kahl die bedeutendsten, werden zur Holzflößung, der das Gebirge begrenzende Main zur Ausfuhr des Bauholzes benutzt. Vgl. „Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend“ (3 Bde., Lpz. 1823) Klauprecht, „Forstliche Statistik des Spessart“ (A. Schaffensb. 1826).

Speziale (Jacopo), ein berühmtes Werkzeug der politischen Reaction in Neapel, geb. 1772, der Sohn eines Bauern zu Borgetto, unweit Palermo, und sollte nach dem Wunsche des Vaters studiren. Durch kriechendes Wesen gelang es ihm, bei der Corte pretoriana zu einer Stelle zu erhalten, zu der Zeit, wo der Hof von Neapel nach Sicilien geflüchtet war. Er besuchte fleißig die Vorzimmer der Königin, kündigte sich überall als den Todfeind der Königin und ihrer Anhänger an und verfolgte zugleich aufs heftigste diejenigen, welche der Königin verdächtig waren. So erwarb er sich den Beifall des Ritters Acton (s. d.), der ihn zum Director über die Anhänger der Revolution bestellte. Ehe noch die Franzosen Neapel geerbt hatten, begab sich S. nach der Insel Procida, welche durch Nelson's Flotte gegen feindliche Angriffe geschützt war, wo er nun Galgen aufrichtete, sich mit Henkern umgab und keinen blutigen Opfer vorübergehen ließ, denen nicht einmal das Recht der Vertheidigung geblieben wurde. Selbst die Zeugen ihrer Unschuld wurden verhaftet. Nachdem der Cardinal Ruffini die Hauptstadt in Besitz genommen hatte, erhielt S. Befehl, daselbst sein blutiges Regiments zu setzen. S. war der Gegenstand des allgemeinen Abscheus; aber nichtsdestoweniger blieb auf seinem Posten. Im J. 1806 folgte er dem Hofe nach Palermo. Bald darauf verlor er den Wahnsinn und starb 1813 in völliger Raserei.

Spezia oder Spezia (La), eine freundliche Stadt und ein fester Kriegshafen der Provinz Livorno in der sardin. Generalintendanz Genua, im Hintergrunde des Golfs von S., welcher den besten und sichersten Hafen Italiens bildet, wird durch zwei auf Felsenspitzen gelegenen Festungen bedeckt, zählt 10000 E. und liefert das vorzüglichste Olivenöl. Napoleon beabsichtigte die Stadt zu einem Ankerplatz des Mittelmeeres zu machen. Der Golf von Spezia ist der alte Portus Lunae, von der Stadt Luna, von welcher der berühmte Marmor Lunense genannt wird. Diese Luna liegt in Ruinen östlich von S., bei der Stadt Sarzana an der Küste, die, ehe Livorno bestand, ein bedeutender Handelsplatz war und eine sehenswerthe Ruine eine Citadelle und 5000 E. hat. Östlich am Golfe liegt die Stadt Lerici mit einem Hafen und 3500 E.; dieser westlich gegenüber, auf der Südspitze der kleinen Halbinsel, welche die vorliegenden Insel Palmaria den Golf vom Meere trennt, liegt Porto Venere (bei dem alten Portus Veneris), wo schwarzer Marmor mit goldfarbenen Adern gebrochen wird. — Spezia oder Pega heißt auch eine zum Königreich Griechenland gehörige, $\frac{3}{4}$ QM. große Insel, am Eingange zum Golf von Nauplia, durch einen $\frac{1}{2}$ M. breiten Kanal von der westlichen Spitze von Argolis getrennt. Sie wird von etwa 10000 Seelen bewohnt, die meist Hauptort Pega, der eine große Rhede, kleinen Hafen und Schiffswerfte hat, beifammt und sich durch ihre Handelsthätigkeit und besonders als tüchtige Seeleute auszeichnet. Die Insel hieß im Alterthume Tivaronus. Als 1778 die als kühne Seeräuber bekann-

ten Spezzioten sich, von den Russen ermunthigt, gegen die Türken erhoben, wurde ihre von den Pestern durch ein furchtbares Blutbad fast entvölkert. Vor dem griech. Freiheitskrieg betrug ihre Zahl 15000 Köpfe und ihr Handel war sehr bedeutend. Damals lieferten sie, albanes. Stamms, mit den Hydrioten dem Aufstande die meisten Schiffe und Matrosen machten sich mit diesen durch ihre Heldenthaten zur See berühmt. Gegen Südosten liegt öde Eiland Spezia Pulo, bei den Alten Colonis, im Mittelalter Settepozzi genannt und würdig durch einen Sieg, den hier die Venetianer 1263 über die Griechen davontrugen.

Sphäre, d. i. Kugel, bedeutet in der Astronomie theils das Himmelsgewölbe, welche zu umgeben scheint und sich als eine Kugel darstellt, in deren Mittelpunkt das Auge steht, untere Hälfte durch die Erdoberfläche verdeckt wird und die sich mit allen darin befindlichen Sternen in 24 Stunden um eine feststehende Achse zu drehen scheint; theils versteht man Sphäre die Nachbildung des Weltgebäudes im Kleinen. Figürlich nennt man auch Sphäre großen abgeschlossenen Gebiete des Universums, ferner im Kleinen den Wirkungskreis J. des. — **Sphärengefang** oder **Sphärenmusik** ist nach der Annahme des Pythagoras u. seiner Schule das Tönen der sich im Himmelsraume bewegenden sieben Planeten, das um her, je weiter, um so tiefer, je enger der Kreis des sich bewegenden Körpers. Sterbliche hören diese Musik nicht zu vernehmen. — **Sphärisch** nennt man eine Figur, wenn sie die Oberfläche einer Kugel durch Bogen größter Kreise gebildet ist. Mit den sphärischen Dingen beschäftigt sich die sphärische Trigonometrie.

Sphäroid heißt ein Körper, dessen Durchschnitt mit jeder durch eine von drei aufeinander senkrechten Achsen gelegten Ebene eine Ellipse ist. Sind zwei jener Achsen einander gleich, sind alle Durchschnitte, welche mit der Ebene derselben parallel sind, Kreise und alle durch die dritte Achse gelegten Durchschnitte gleiche Ellipsen. Ein solches Sphäroid wird erzeugt, wenn sich eine Ellipse um eine ihrer Achsen dreht; es heißt daher ein Umdrehungssphäroid, gleiches ein elliptisches Sphäroid oder Ellipsoid. Da die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugelgestalt hat, so kann man sie als ein Sphäroid und zwar der letztern Art betrachten, wol die neuesten Untersuchungen anzudeuten scheinen, daß sie kein vollkommenes Sphäroid ist. Die Fernröhre zeigen Ähnliches in Betreff der meisten übrigen Planeten, vorzüglich an Jupiter und Saturn, und aus theoretischen Gründen sind wir berechtigt, allen Himmelskörpern sich um ihre Achse drehen, eine sphäroidische Gestalt beizulegen.

Sphärometer, d. h. Kugelmesser, ist ein Instrument, dessen man sich bedient, theils die Gestalt der Linsengläser zu bestimmen, theils um die Dicke derjenigen dünnen Blätter von Gyps u. s. w. zu messen, welche im polarisirten Lichtstrahle die verschiedenen Farben zeigen. Das erste wurde 1763 verfertigt; der Erfinder ist unbekannt. Allgemeiner bekannt ist die Methode erst durch Biot geworden.

Sphinx. Das Bild der Sphinx, Löwenleib mit Menschenkopf, war in Ägypten ein Symbol des Königs und hieß hieroglyphisch neb, was im Koptischen noch in der Bedeutung „Herr“ erhalten ist. Daher kommen auch in Ägypten nur männliche Sphinxen vor, mit wenigen Ausnahmen, in welchen eine weibliche Sphinx als Bild der regierenden Königin scheint. Man pflegte Sphinxstatuen vor die Eingänge der Tempel zu stellen, und zuweilen sie ganze Alleen, welche zu den Tempeln der dargestellten Könige führen. Am bekanntesten ist der Sphinxkoloß auf dem Pyramidenfelde von Memphis. Er liegt östlich von der Pyramide, und es scheint, daß der gerade Aufweg zu demselben, der vom Thale zu dem Tempel führte, den Koloß zur Linken ließ und ihn zur Rechten ein anderer entfiel, für welchen der rohe Fels noch unter dem Sande liegt. Es scheint nur zufällig, daß sich in den Inschriften des ersten ägypt. Reichs das Sphinxbild bisher noch nicht gefunden hat. Am wahrscheinlichsten wurde der Koloß gleichzeitig mit dem Bau der dahinter liegenden Pyramide hergestellt und stellte den König Chephren, hieroglyphisch Chafra, dar. Jedoch scheint der Koloß später als ein Bild des Sonnengottes Horus, des Vorvaters aller Könige, verehrt worden zu sein. Nachdem schon 1818 bedeutende Ausgrabungen von Caviglia die Sphinx und deren Zugang freigelegt hatten, sind vor kurzem noch vielleicht noch ergiebiger Untersuchungen von Mariette angestellt worden. Ob die Sphinx ursprünglich mit der ägypt. Sphinxgestalt irgend eine Verbindung hatte, ist auszu bezweifeln. Die Sphinx der griech. Mythologie war eine Tochter des Typhon und der Schlange Echidna, und ihre Geschwister, die Hunde Orthros und Cerberus, die Nemeische Löwe und der Drache Ladon, endlich die Chimära und Hydra, bezeugen die monstrisch-ungeheuerliche Natur dieses ganzen Geschlechts, mit welcher das ägypt. Königs-

Weisheit und Stärke nichts zu thun hat. Auch der Name Sphinx ist griechisch, und nur die uralte Formverbindung von Löwe und Mensch dürfte die Anwendung des griech. Wortes auf ägypt. Gestalt veranlaßt haben. Nach der griech. Sage erschien die Sphinx in der Nähe von Theben und tödtete Jeden, welcher das Räthsel: Was ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig? nicht lösen konnte. Oedipus (s. d.), nachdem er auf dem Wege nach Theben seinen Vater Laios getödtet hatte, rieth, daß der Mensch gemeint sei, der als Kind von Händen und Füßen kriecht und der als Greis den Stock zu Hülfe nimmt. Darauf stürzte die Sphinx vom Felsen und Oedipus erhielt die Herrschaft über Theben und seine eigene, von ihm unerkannte Mutter zur Gemahlin.

Sphragistik oder Siegelkunde nennt man diejenige Hülfswissenschaft der Diplomatie, die sich lediglich mit den Siegeln beschäftigt. Sie hat es sowohl mit dem Gebrauche und der Fertigung der Siegel als auch mit der Materie derselben, deren Anbringung, den darauf enthaltenen Darstellungen u. s. w. zu thun. Der Name ist von sphragis, dem Siegelstein, entlehnt. Behufs des Studiums der Sphragistik werden Sammlungen von Siegeln angelegt, die theils in Originalen, theils in Abdrücken u. s. w. bestehen. Unter den vorzüglichern Werken darüber sind zu nennen Heineccius, „De sigillis veterum“ (Erf. 1709); Manni, „Sopra gli antichi“ (Flor. 1739).

Sphygmologie heißt in der Medicin die Lehre vom Pulse (s. d.).

Spiauter ist eine in vielen Gegenden Deutschlands übliche technische Benennung des Spiegels (s. d.).

Spiegel. Fallen auf irgend einen Körper Lichtstrahlen von einem leuchtenden oder erleuchteten Gegenstande, so werden sie, insoweit sie nicht von dem erstern verschluckt oder, falls es ein durchsichtiger Körper ist, durchgelassen werden, nach bestimmten Gesetzen zurückgeworfen. Ist die Oberfläche jenes Körpers rauh und uneben, so werden auch die auffallenden Lichtstrahlen unregelmäßig zurückgeworfen, nach allen Richtungen hin zerstreut und bloß der Körper wird uns sichtbar. Ist aber die Oberfläche des Körpers sehr glatt oder polirt, so werden die auffallenden Lichtstrahlen in derselben Ordnung zurückgeworfen, in welcher sie auffielen, und der strahlensendende Körper sichtbar wird. Solche Körper, deren Oberfläche beider vollkommenern Zurückstrahlung polirt ist, nennt man Spiegel, denen man nach Maß ihrer Form verschiedene Namen beilegt. Ihre Oberfläche ist nämlich entweder vollkommen eben oder gekrümmt; die erstere Gattung Spiegel nennt man dann ebene oder Planspiegel. Was diese betrifft, so ist zu bemerken, daß das Bild immer dem Gegenstande vollkommen gleich in derselben Entfernung hinter dem Spiegel erscheint, in welcher sich der eigentliche Gegenstand vor demselben befindet. Daraus folgt unmittelbar, daß Das, was im Gegenstande Rechts wird, im Bilde zu Links wird, und umgekehrt. Die Spiegel bestehen entweder aus durchsichtigen oder aus undurchsichtigen, aus flüssigen oder aus festen Körpern. Die flüssigen, Wasser, Weingeist u. s. w., haben ihrer Natur nach von selbst eine glatte Oberfläche, welche die festen Körper in der Regel erst durch die Kunst erhalten müssen. Die härtesten Körper liefern die vollkommensten Spiegel, weil sie die beste Politur annehmen; daher eignen sich die Metalle am besten zu Spiegeln. Weil aber die Metallspiegel immer theuer sind, so zieht man zum gewöhnlichen Gebrauche die Glasspiegel vor, welche aus einer dünnen Glasplatte bestehen, die auf der einen Seite foliirt, d. h. mit einer Mischung aus Zinn und Quecksilber (Zinnfolie) überzogen ist. Außer ihrem gewöhnlichen Gebrauche dienen die ebenen Spiegel auch zu wissenschaftlichen Zwecken in der Astronomie und Physik. Dann wendet man jedoch nicht die gewöhnlichen mit Zinnfolie belegten Glasspiegel an, weil diese, da sie eigentlich zwei spiegelnde Oberflächen haben, auch noch mehr Bilder geben, sondern man bedient sich entweder der Spiegel von Metall, namentlich aus einer Composition von Kupfer und Zinn, oder auch der Glasspiegel, aber geschwärzter Rückseite. Sehr unterhaltend ist die Erscheinung, welche zwei oder mehrere gegen einander geneigte Spiegel darbieten, die gegeneinander geneigt sind. Stellt man nämlich zwischen zwei gegeneinander geneigte Spiegel einen Gegenstand, so sieht man denselben nicht in jedem Spiegel ein mal, sondern wegen der fortbauernenden Zurückstrahlung des einen Spiegels auf den andern vervielfachen. Schließt man diese Spiegel in eine Röhre ein und legt mehrere bunte Gegenstände zwischen ihnen, so bilden sich oft recht artige Zeichnungen. Diese Einrichtung bildet das sogenannte Kaleidophon (s. d.). Zu den Spiegeln mit gekrümmter Oberfläche gehören die Cylinder-, Kegel- und Kugelspiegel, welche letztere wieder concave Spiegel oder Hohlspiegel sein können. Von ihnen gestatten aber nur die Hohlspiegel eine nützliche Anwendung. Die Convexspiegel geben verkleinerte aufrechte Bilder hinter dem Spiegel. Die Hohlspiegel, auch Brennspie-

gel (s. d.) genannt, haben einen Brennpunkt oder Focus, in welchem sich die parallel n Achse auffallenden Lichtstrahlen vereinigen; derselbe liegt in der Mitte zwischen dem mungsmittelpunkt des Spiegels und dem Spiegel selbst. Der Gebrauch der Spiegel ist se die ältesten Spiegel waren von Metall, doch brauchten die Alten auch harte dunkle St Spiegeln, namentlich den Obsidian. Erst im Mittelalter scheinen die Glasspiegel häufig worden zu sein. Die Spiegelmanufactur begreift die Verfertigung der Planspiegel aus als der einzigen Art, welche Gegenstand eines allgemeinen Gebrauchs ist. Sie zerfällt Herstellung der Glastafeln und in das Belegen (Foliiren). Die Spiegelgläser werden m sterglas in Cylinderform geblasen, dann zu Tafelform gestreckt, oder, wenn sie dick u groß sein müssen, auf einer Bronze- oder Gußeisenplatte gegossen. Dann schleift man beiden Seiten mit scharfem Sand und feinem Schmirgel und polirt sie mit Eisenoryd (thar). Zum Belegen wird ein Blatt Zinnfolie, etwas größer als die Glastafel, auf einen ebenen, horizontal gerichteten Tische ausgebreitet, mit Quecksilber begossen, das Glas gelegt und mit Gewichten beschwert. Nach mehreren Tagen Ruhe neigt man allmählig der um das überflüssige Quecksilber ablaufen zu lassen. Neuerlich hat man die Kunst erfund Zinnbelegung durch eine auf nassem Wege dargestellte Versilberung zu ersetzen. Es ist a Zeit noch nicht gelungen, etwas große Glasflächen fehlerfrei zu versilbern, und daher Erfindung noch keine Wichtigkeit in der Spiegelmanufactur erlangen können.

Spiegel (Friedrich), verdienster Orientalist, geb. 11. Juli 1820 in Kisingen bei Wür besuchte seit 1833 das Gymnasium zu Ansbach und von 1838—42 die Universitäten gen, Leipzig und Bonn, wo er sich dem Studium der orient. Sprachen widmete. Die 3 —47 brachte er größtentheils im Auslande, besonders an den Bibliotheken zu Kopenhage don und Oxford zu, deren orient. Sammlungen er benutzte. Im Herbst 1849 ward er al fessor der orient. Sprachen an die Universität Erlangen berufen. Seine literarische Th ist vornehmlich auf die ind. und iranischen Sprachen und Literaturen gerichtet, insbesond die buddhistischen und altpers. Religionsbücher. Von seinen selbständigen Schriften ha Ausgabe des „Kammavākya“ (Bonn 1841) und die „Anecdota Palica“ (Lpz. 1845) d dium der Pālliliteratur in Deutschland begründet. Ein brauchbares Hülfsmittel zur K des Neupersischen bot er in der „Chrestomathia Persica“ (Lpz. 1846). In der „Gra der Pārsisprache“ (Lpz. 1841) bearbeitete er zum ersten male die bisher unter dem Nam zend bekannte Sprache und theilte Proben von den noch in derselben erhaltenen Schrift S.'s Hauptwerk jedoch bildet die Ausgabe und Übersetzung der „Avesta“ oder heiligen der Parsen, von welcher der erste Band, den Zendtext des Vendidad sammt der Huzur übersehung enthaltend, zu Leipzig 1853, die deutsche Übersetzung gesondert 1852 erschien.

Spiegelfertant, s. Sextant.

Spiegelteleskop, s. Fernrohr.

Spierer (Christian Wih.), protest. Theolog, geb. 7. April 1780 zu Brandenburg Havel, erlangte seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst und auf der Universität zu Nachdem er 1804 ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle und 1805 Feldpredi einem dortigen Infanterieregimente geworden, nöthigten ihn die Folgen der Schlacht bei einige Jahre in Dessau zu privatisiren. Er benutzte seine Muße zu mehreren beliebt gewo Jugendschriften und schrieb unter Anderm „Die glücklichen Kinder“ (4 Bde., Lpz. 180 „Vater Hellwig unter seinen Kindern“ (2 Bde., Nürnberg. 1808—10). Im J. 1808 wer sich nach Berlin und erhielt im folgenden Jahre das Amt eines Diakonus und Profess Theologie in Frankfurt a. d. O. In den J. 1813 und 1814 begleitete er die kurmärkische wehr als Geistlicher und wirkte als solcher mit großem patriotischen Eifer. Im J. 1818 er Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O.. Von seinen gelehrten Arbeit namentlich zu erwähnen: „Geschichte Luther's und der durch ihn bewirkten Kirchenve rung in Deutschland“ (Bd. 1, Berl. 1818); „Kirchen- und Reformationsgeschichte der Brandenburg“ (3 Bde., Berl. 1839); die Ausgabe der „Confessio Augustana, con pontifica et apologia confessionis“ (Berl. 1830) und „Das Augsburgische Gla bekennniß und die Apologie desselben“ (Berl. 1830); „Darstellungen aus dem Leb Generalsuperintendenten Breccius“ (Hf. 1845); „Geschichte der Reformation in Deut bis zum Religionsfrieden zu Augsburg“ (Bd. 1, Lpz. 1847); „Geschichte des Augs Religionsfriedens vom J. 1555“ (Schleiz 1854). Unter seinen praktisch-theologischen tten sind hervorzuheben: „Morgenandachten“ (6. Aufl., Berl. 1849) und „Abendanda (2. Aufl., Berl. 1846); „Abendmahl des Herrn“ (7. Aufl., Berl. 1848); ferner „En

en der Andacht, für erwachsene Töchter der gebildeten Stände" (6. Aufl., Lpz. 1849) „Der christliche Glaube, ein Confirmationsbuch für die reifere Jugend" (2. Aufl., Berl. Auch hat er „Gesammelte Predigten" (2. Aufl., Lpz. 1817), „Predigten und Reden gehalten" (Berl. 1815) und „Predigten und Reden bei besondern Gelegenheiten" (2 Bde., Lpz. 1841—44) herausgegeben. Geschäft wird seine „Geschichte der Stadt urt" (Berl. 1853).

lei nennt man die freie und anstrengungslose Beschäftigung des Geistes oder des Körne ernstern Zweck. Der wahre Zweck des Spiels ist also Erholung, Freude, Wechsel der de und angenehme Unterhaltung. Körperliche Spiele finden besonders in der Kindheit gend statt und tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der heit bei. Dahin gehören, außer den gymnastischen Übungen, das Ballspiel, Billardspiel, iel u. s. w. Spiele, bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird, wie nannten Verstandesspiele, vornehmlich das Schachspiel, bilden manche Fähigkeit dessel: die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe, auß, lten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufalle und belohnen im Falle des iens den Ehrtrieb, rauben aber leicht auch viel Zeit und führen von ernstern Lebensbeungen ab. Dasselbe gilt von den Spielen, welche Verstandes- und Glücksspiele zugleich e manche Kartenspiele, l'Hombre, Tarot, Viquet, manche Würfelspiele, z. B. Loccategli. ch müssen nothwendig auf Gemüth wie Körper die Hazardspiele (s. d.) wirken, deren Zweck der Gewinn durch Zufall ist.

elart, Abart oder Varietät ist nach naturhistorischem Begriffe die Abweichung des umms von seiner Art in unwesentlichen oder zufälligen Eigenschaften. Unter Art oder s begreift man nämlich alle diejenigen Individuen, welche in allen wesentlichen, bestimmihre Bildungsstufe wichtigen Kennzeichen übereinstimmen und sich mit steter Beibehal:selben fortpflanzen, sodaß also das zum Grunde liegende Urbild beständig, dem Wechsel ißere Einflüsse nicht unterworfen ist und in den Nachkommen mittels der Zeugung re:t wird. Es wird demnach der gemeine Bussard mit nackten Läufen eine Art sein, weil Individuen sich die wesentlichen Kennzeichen wiederholen, und der rauchfüßige Bussard auf die Zehen besiederten Füßen wird eine zweite Art darstellen, deren Individuen in sentlichen Punkten sich gleichfalls gleich bleiben. Wenn aber von dem gemeinen Bussard uen gefunden werden, welche zwar dem Artbegriffe vollkommen entsprechen, aber in allichen Dingen, z. B. in der Färbung abweichen, anstatt braun zu sein, ganz weiß oder erscheinen und diese Eigenthümlichkeit auf ihre Nachkommen nicht übertragen, so be:man dergleichen unwesentlich abweichende Individuen nicht als besondern Arten ange:sondern als Repräsentanten von Spielarten oder Varietäten. Ebenso verhält es sich im nreiche. Es werden z. B. alle Tulpen, welche einen einblütigen, kahlen Stengel, eine e Blüte mit abgestumpften Blütenblättern und breit-lanzettförmige Stengelblätter ha:e einzige Art, die Gartentulpe, ausmachen. Dagegen bildet die türk. Tulpe eine zweite em sie durch sehr lang zugespitzte Blütenblätter abweicht, und die kleine wohlriechende ird wegen ihres feinbehaarten Stengels als dritte Art unterschieden. Aber alle weißen, rothen und bunten Tulpen, welche existiren und die oben angegebenen Kennzeichen der ulpe an sich tragen, sind sämmtlich nur Spielarten eben dieser Art. Der Begriff der Spielart ist jedoch nichts weniger als leicht festzustellen und hat daher zu großen Mei:rschiedenheiten Veranlassung gegeben. Vgl. Spring, „Über den naturhistorischen Be: Gattung, Art und Abart" (Lpz. 1838). Von Abart ist Ausartung als eine Verbil:et dem krankhaften Zustande sich nähernde Form zu unterscheiden, wohin z. B. die ge:Gartentulpen gehören. Solche Spielarten, welche ihre unwesentlichen Abweichungen i ihre Nachkommen übertragen, bezeichnet man als Unterart oder Subspecies. Zu dem ohl z. B. gehören als Unterarten der Braunkohl, Rosenkohl, Savoyerkohl oder Wirsing, l oder Weißkraut, Kohlrabi und Blumenkohl, während Weißkraut, Rothkraut, Spiz: id Yorkerkraut nur Spielarten des Kopfkohls sind. Mehrere solche Unterarten bilden dann en, wie bei Hunden, Pferden u. s. w. Die Arten werden wieder in dem höhern Begriff tung (s. d.) zusammengefaßt.

elberg, s. Brunn.

elarten. Über die Entstehung und Einführung der Spielarten in Europa sind sehr ene Ansichten aufgestellt worden. Während Court de Gebelin die Erfindung derselben

uerungsversuchen an die Stelle der Könige Voltaire, Lafontaine, Rousseau und Molière, vier Damen waren die vier republikanischen Tugenden, die vier Buben vier Republikaner. Allein diese Namen, wie die neuen Kartenbilder, welche während der Französischen Revolution der Andern der Maler David erfand, vermochten die alten nicht zu verdrängen. Daß man den franz. Karten charakteristische Illustrationen oder gar historische Porträts (aus der Geschichte Frankreichs) finden will, ist, wie Leber nachgewiesen hat, ein Irrthum; die Bilder sind Symbole, die mehr oder weniger genau mit dem Geiste der ältesten oriental. Karten zusammenhängen, deren eigentlicher Ursprung und Sinn aber bis jetzt noch unergründet ist.

Die ältesten noch vorhandenen Karten, wie z. B. das Piquetspiel Karl's VI., waren gemalt; diese aus dem 15. Jahrh. sind in Kupfer gestochen. Namentlich in Italien führten verschiedene Maler schöne Karten in Miniatur aus. Vorzugsweise jedoch bediente man sich (zuerst in Deutschland) des wohlfeilern Holzschnitts. Kartenmacher und Kartennaler erscheinen neben Briefmalern bereits 1402 zu Ulm, 1418 zu Augsburg, 1453—58 zu Nürnberg. Von Deutschland aus wurden schon vor 1474 die Karten legenweise nach Italien, Sicilien und das Meer geschickt. Um dieselbe Zeit schon werden die Kartenmacher (Cartiers) in Verbindung mit den Dominotiers, den Verfertignern von buntem und marmorirtem Papier, genannt; letztere pflegten den Rückseiten der Karten, wie noch heutigen Tags bei den deutschen und franz. Karten geschieht, eine bunte Färbung (die Musirung) zu geben. Holzformen (Birnenformen) werden noch jetzt vorzugsweise bei der Fabrikation der Spielkarten, die überhaupt einen nicht gerade sehr vorgeschrittenen Industriezweig bildet, angewendet. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, sich des Holzschnitts in Buchs, der Eliche's und des Metallstoffs (Messing) sowie der Buchdruckerpresse zu bedienen. Nur selten, besonders für die figurreichen Tarokkarten und feinem Sorten der gewöhnlichen franz. und deutschen Karte: appolirte, von Trappola, einem alten ital. Kartenspiel), wird der Stich in Kupfer, Zink oder Stahl, sowie die Lithographie angewendet. In größern Fabriken druckt man die Musirung der Buchdruckerpresse auf. Auf die Verbesserung der alterthümlichen Kartenfiguren hat der Andern F. W. Gubig in Deutschland sein Augenmerk gerichtet. Die besten und elegantesten Karten werden in Frankreich, in neuerer Zeit besonders aber zu Wien verfertigt.

Die Zahl der Kartenspiele hat sich bis ins Unüberschbare vermehrt. Sie sind theils Hazardspiele, wie Pharaon, theils sogenannte Commerspiele (Commerespiele). Bei letztern entscheiden entweder die Zahl der Stiche oder die Zahl der Augen, oder auch sogenannte Sequenzen. Wahrscheinlich das älteste deutsche Kartenspiel ist das Landsknechtspiel; eine Nachahmung desselben Frankreich ist wahrscheinlich das Piquet (Piquet), das hier schon von Karl VI. gespielt wurde. Für das geistreichste aller Kartenspiele gilt das L'Hombre (span. Ursprungs); verbreitet sind das engl. Whist, das Solo, der Skat (verstümmelt aus escarté, écarté; franz. escarter, ital. scartare bedeutet eine Karte aus dem Spiele herauslegen), Boston, u. v. m. Abgesehen davon, daß die Mode auch auf diesem Gebiete ihre Herrschaft geltend macht, sind die verschiedenen Stände und die verschiedenen Gegenden ihre Lieblingsspiele. Nicht der verbreitet wie die Kartenspiele sind auch die Kartenkünste, welche meist bei größter Geistesanstrengung besondere Kunstgriffe (z. B. Volteschlagen) erfordern. Die ursprüngliche Bestimmung der alten Taroks zum Wahrsagen ist auch auf die Cartes numérales übergegangen, und gegenwärtig ist das Kartenschlagen oder Kartenlegen, die Kunst der Kartomantie, das beliebteste Mittel, besonders der Frauen aus niedern Bevölkerungsschichten, um das Geheiß der Zukunft zu lüften. Der Erste, welcher das Kartenschlagen lehrte, war der Buchhändler und Zeichner Francesco Marcolini aus Forlì in seinen „Sorti“ (Vened. 1540). In neuerer Zeit hat namentlich der Kupferstichhändler Aliette unter dem anagrammatischen Namen Etteila mehrere Bücher, z. B. „Cours théorique et pratique du livre de Thott“ (Par. 1840) herausgegeben. Bekannt als Kartenschlägerin ist die Lenormand (s. d.). Bei der Wichtigkeit, welche die ältesten Spielkarten nicht nur für die Geschichte der Holzschnedekunst, sondern auch für die Geschichte der daraus hervorgegangenen Typographie besitzen, ist die Untersuchung derselben von mehreren Kunsthistorikern und Bibliographen bearbeitet worden. Die wichtigsten Werke sind Leber's „Études historiques sur les cartes à jouer“ (Par. 1842) und die „Des cartes tarols et des cartes numérales“ (Par. 1844, mit 100 Kfrn.) sowie Hottel's „Facts and speculations on the origin and history of playing cards“ (Lond. 1848). Spieluhren heißen Uhren, welchen ein Spielwerk beigegeben ist, um zu bestimmten Zeiten, z. B. wenn die Stunde voll wird, ein kürzeres oder längeres Musikstück vorzutragen. Sie

sind sehr verschiedener Art, theils nach Größe und Beschaffenheit der Uhr an sich, theils nach der Natur des musikalischen Apparats. Die ältesten Spielwerke waren die Glockenspiele, welche ehemals nicht selten mit Thurmuhren verbunden wurden, wobei man gewöhnlich eine Folge von vier, sechs bis acht Tönen hatte. Kleine, durch eine Stift- oder Daumenwalze gehobene Hämmer schlagen hier in bestimmter Abwechselung taktmäßig auf die in einer Reihe aufgehängten gehörig abgestimmten Glocken. Die Erfindung dieser Glockenwerke ist sehr alt und wird den Gothen zugeschrieben. Eine andere Art bilden die Flötenwerke, bei welchen wie in einer Orgel ein System von Pfeifen mittels eines Blasbalgs angeblasen wird, während die Stifte einer langsam umgedrehten Walze nach Erfoderniß die Lufteinlaßventile öffnen; man verwendet sie wol mit Haus- und andern großen Pendeluhren. In Tischuhren, ja sogar in Taschuhren, sind dagegen die sogenannten Carillons oder Stahlspielwerke ausschließlich gebräuchlich, weil sie am wenigsten Raum einnehmen und eine im Zimmer zulässige, nicht zu laute Musik hervorbringen. Ein solches Spielwerk besteht (übereinstimmend mit denen, welche in Dörfern, Pötschaften und Ringen vorkommen) aus einer Reihe gerader, an einem Ende befestigter Stahlfedern von stufenweise abnehmender Länge, welche durch die Stifte einer Walze gehoben werden. Bei Spieluhren überhaupt ist das Spielwerk von dem Gang- und Schlagwerke der Uhr völlig unabhängig und wird selbständig durch ein Gewicht oder eine Feder getrieben. Es besteht zwischen beiden eine Verbindung in der Art, daß das Uhrwerk in den vorausbestimmten Zeitpunkten das Spielwerk auslöst, d. h. seine Triebkraft in Freiheit setzt, worauf es sofort zu spielen anfängt und so lange fortfährt, bis am Ende des Musikstücks eine Arretirung eintritt, die es zum Stillstehen bringt. Die Carillons werden hauptsächlich in der Schweiz verfertigt.

Spielwaaren sind der Gegenstand eines besondern Zweigs der Holzarbeiten und von größerer Wichtigkeit, als man auf den ersten Anblick hin denken sollte, wenn man den Preis der einzelnen Stücke betrachtet, der kaum einige Pfennige beträgt. Nürnberg war von jeher berühmt in diesem Industriezweige und verdankt einen großen Theil seines Reichthums diesem Handel. Außerdem werden aber auch auf dem Schwarzwalde, in dem sächs. Erzgebirge und in Thüringen dergleichen Artikel in großer Menge und von vorzüglicher Güte verfertigt. Ausgezeichnet sind die schwarzwälder und tiroler geschnittenen Thiere und menschlichen Figuren, die sehr oft, trotz ihres billigen Preises, in der That einen nicht unbedeutenden Kunstwerth haben. In neuerer Zeit sind die Spielwaaren bedeutend vorgeschritten und mitunter, namentlich in Wien und Nürnberg gefertigten, ebenso geschmackvoll als künstlich, da manche nach Art von Automaten zusammengesetzt sind. Die Fabrik von Kummer in Berlin zeichnet sich durch naturgetreue Thiere von Papiermaché aus. Von bedeutendem Rufe ist die Fabrik von Gluckmann in Sonnenberg, deren Besitzer ein sehr gebildeter Künstler ist und namentlich in der eigenthümlichen Composition, die er Steinpappe nennt, sehr schöne Arbeiten liefert, denen durchaus nicht an Kunstwerth fehlt. Bei der Anfertigung der Spielwaaren wird oft ein sehr sinnreiches Verfahren angewendet, um dergleichen Sachen fabrikmäßig in Menge zu fertigen.

Spieß (Christian Heint.), einer der fruchtbarsten deutschen Romanschreiber, der Repräsentant des Rittergeschmacks des 18. Jahrh., geb. 1755 zu Freiberg in Sachsen, war eine Zeitlang Schauspieler und starb als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Betdiefen in Böhmen am 17. Aug. 1799. Anfangs schrieb er Schauspiele, später mehr Romane. Das erste Glück, das auch ein entscheidendes, machte er durch sein Schauspiel „Alara von Hoheneichen“ (1790), in welchem die tugendhafte Heldin flucht und weint, rast und liebt, und ein Bösewicht fünf Jahre lang seine eigene Ruchlosigkeit anlächelt, bis er endlich von allen übrigen Personen die gehörige Strafe leidet. Seitdem lieferte er jede Messe mehrere Bände. An Mannichfaltigkeit der Gänge ließ er es in seinen vielgelesenen Producten nicht fehlen; aber nach und nach bemerkte man mehr und mehr die Oberflächlichkeit und poetische Dürftigkeit, je nachlässiger er das Publicum zu behandeln anfing. Ein bedeutendes Talent der Erfindung und eine schöpferische Phantasie sind ihm nicht abzuspochen, wie dies z. B. sein „Mäusefallen- und Hechelträumer“, sein „Alter überall und nirgends“, seine „Zwölf schlafenden Jungfrauen“, das „Petermännchen“ beweisen; dieses Talent aber war ein durchaus unausgebildetes, daher die größte Unbehilflichkeit in der Anordnung seiner Stoffe und selbst in der sprachlichen Darstellung herrschte. Hierzu kam noch das unbedingte Hingeben an den Geschmack der großen Menge und die für die mechanische Fertigkeit herabsinkende Vielschreiberei. Doch findet S. in Leihbibliotheken immer noch Leser und einzelne seiner Romane sind sogar neu gedruckt worden.

Spieß (Phil. Ernst), Archivar, geb. 1734 zu Ettenstatt im Ansbachischen, besuchte das Gymnasium zu Ansbach und seit 1752 die Universität zu Jena, wo er Rechtswissenschaft und zugleich Geschichte studirte. Zum Eintritt als Cadet in die Leibcompagnie zu Gunzenhausen gezwungen, wurde er 1762 zum Unterlieutenant befördert und wegen seiner Kenntnisse, er durch ununterbrochen fortgesetztes Studium vermehrt hatte, 1769 mit dem Titel Hof- und Regierungsraths als erster Archivar des geheimen Landesarchivs zu Regensburg bei Kulmbach angestellt. Die Art und Weise, wie er jenes Archiv ordnete, und seine literarischen Arbeiten verschafften ihm bald den Ruf eines der ersten Archivare seiner Zeit. Mehrere Reichsstände schickten ihre Archivare zu ihm, um sie im Archivwesen durch ihn erweisen zu lassen. Bereits 1788 hatten ihn die Conventualen des Klosters St.-Blasien im Schwarzwald zu sich eingeladen, um sich mit ihm über die Herausgabe der „Germania sacra“ zu besprechen. Er folgte dieser Einladung und durchreiste bei dieser Gelegenheit ganz Schwaben einen Theil des Elsasses und der Schweiz, lediglich der Erforschung von Klöstern und Urkunden sich hingebend. Eine Frucht jenes Besuchs war seine Freundschaft mit dem spätern Fürst-Moriz. S. kam 1793 von einer abermaligen Reise aus St.-Blasien frank zurück und blieb in Baireuth, wo er seit 1783 seinen Wohnsitz hatte, 5. März 1794. Es erschienen von ihm, außer vielen andern kleinen Schriften, „Archivarische Nebenarbeiten“ (2 Bde., Halle 1783—85); „Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatie“ (Bair. 1791); „Geschichte kaiserl. neunjährigen Bundes von 1535—44“ (Erl. 1788).

Spießglanz, s. Antimon.

Spießruthenlaufen, richtiger Spießruthen- oder Gassenlaufen, ist eine von Gustav I. von Schweden eingeführte, seit mehreren Jahrzehnden aber in keiner Armee mehr vorkommende Militärstrafe, bei welcher der Verbrecher, bis auf den Gürtel entkleidet, durch eine Gasse 100—300 Mann von einem vor ihm gehenden Unteroffizier sechs bis zwölf mal auf- und abgeführt wurde und von jedem Soldaten einen Hieb mit einer weidenen Ruthe auf den Rücken erhielt. Die Strafe war grausam, da sie nicht selten den Tod oder doch Zerstörung der Gesundheit zur Folge hatte; sie wurde empörend, wenn sie sich zwei, auch wol gar drei Tage hintereinander wiederholte und der Unglückliche, zum Gehen nicht mehr fähig, durch die Gasse gezogen wurde. Der Commandeur der Executionsparade ritt außerhalb der Gasse auf und ab, um das strenge Vollziehen der Strafe zu überwachen; der Adjutant zählte die gemachten Schritte und die Tambours schlugen an beiden Enden der Gasse einen besondern Marsch.

Spitze, s. Lavendel.

Spill ist eine starke, eichene, achteckige Welle, welche vorn quer über die Breite des Schiffs auf eisernen Wellen so in Lagern liegt, daß sie leicht um ihre Achse beweglich ist. Sie dient vornehmlich zum Lichten des Ankers, sonst aber auch überhaupt zur Bewegung schwerer Lasten.

Spillgelder, s. Nadelgeld.

Spillmagen, s. Cognaten.

Spinat (*Spinacia*), eine zu den Chenopodeen gehörende Pflanzengattung, welche zweiflügelige Blüten trägt. Die männlichen Blüten bestehen aus einer viertheiligen Blütenhülle und vier Staubgefäßen, die weiblichen aus einer zwei- bis dreispaltigen Blütenhülle und einem Fruchtknoten mit vier Griffeln. Der Spinat stammt aus dem Orient und kam durch die Araber nach Spanien, von wo er sich weiter nach Europa verbreitete. Man cultivirt allgemein den kleinen Spinat (*S. oleracea*) und zwar in zwei Varietäten, nämlich mit ungehörnter Frucht und mit Früchten, welche zwei bis vier stachelartige Hörnchen tragen. Er gibt ein beliebtes und nützliches Gemüse, welches zwar wenig nährt, aber auch nur schwache Verdauungskräfte erfordert und demnach sich besonders zur Krankenspeise eignet, zumal da er zugleich erweichend und den Stuhl gang befördernd wirkt. Das Mehl der Samen soll ein nahrhaftes Brot geben. In Ostindien wird auf gleiche Weise der viermännige Spinat (*S. tetrandria*) angebaut und geschätzt. Der sogenannte neuseeländische Spinat gehört der Gattung Vieredelfrucht (*Tetragonia*) an und führt im System den Namen ausgebreitete Vieredelfrucht (*Tetragonia expansa*). Das Kraut dieser Pflanze wird in Neuseeland allgemein als Gemüse geerntet und auch als antiskorbutisches Mittel angewendet. Auch bei uns wird diese Art öfters geerntet und wie Spinat als Gemüse gegessen, ja von Manchem dem gemeinen Spinat noch vorgezogen, weil ihr Geschmack etwas kräftiger ist. Was man als englischen Spinat bezeichnet, ist eine Art des Ampfers, nämlich der Gemüscampfer oder Gartenampfer (*Rumex acetosa*), dessen junge Blätter im Frühjahr ein wohlgeschmeckendes Gemüse geben.

Spindler (Karl), ein bekannter und beliebter Romanschriftsteller, geb. um 1795 zu Bres-

lau, wurde in Strassburg erzogen, wo sein Vater als Tonkünstler lebte. Nachdem er E burg hatte verlassen müssen, lebte er in Hanau, Stuttgart, München und endlich in P Baden. S. hat in kurzer Zeit eine erstaunliche Productivität entwickelt. Auf seinen J „Eugen von Kronstein, oder des Lebens und der Liebe Masken“ (2 Bde., Konstanz 182) nur als ein unreifer, wenn auch talentvoller Versuch angesehen werden darf, und einige äl Arbeiten folgte „Der Bastard“ (3 Bde., Zür. 1826; 2. Aufl., 1829), eine Sittengeschich dem Zeitalter Kaiser Rudolph's II., die zuerst allgemeineres Glück machte. Noch gelungen „Der Jude“ (4 Bde., Stuttg. 1827), der deutsche Sitten aus der ersten Hälfte des 15. schildert, und „Der Jesuit“ (3 Bde., Stuttg. 1829), ein Charaktergemälde aus dem Viertel des 18. Jahrh. Mit dem Romane „Der Invalide“ (3 Bde., Stuttg. 1831) i indessen S.'s Ruhm bereits zu sinken, da er sein ganz eminentes Erzählungstalent du massenhafteste Production selbst um jede höhere Entwicklung brachte und überdies zal franz. Übersetzungen lieferte, zu denen er freilich oft nur den Namen hergab. Einzelne spätern Arbeiten machten zwar noch momentanes Aufsehen, z. B. die nach franz.-roman Vorbildern gearbeitete „Boa Constrictor“ (2 Bde., Stuttg. 1836) und die Schilde deutschen Bürgerlebens im „Fridolin Schwertberger“ und im „Vogelhändler von ? In neuerer Zeit begann er „Volksgeschichten“ zu liefern. Außer dem Taschenbuche „s meinnicht“, welches S. seit 1830 allein schreibt, hat er seine kleinern Novellen in versch Sammlungen vereinigt. Seine „Sämmtlichen Werke“ erscheinen seit 1831 in Stutt verschiedenen Ausgaben und füllten bis 1854 gerade 100 Bände. Auch mit dramatisch beiten hat sich S. versucht, welche die guten Eigenschaften seiner Romane theilen, ab dramatische Bedeutung sind.

Spinell heist ein Edelstein, welcher lebhaft glasglänzend, durchsichtig mit einfacher lenbrechung bis undurchsichtig, auf dem Bruche flach-muschelig, sehr hart und schwer aus Thon, Kiesel, Talk, Eisen- und Chromoxydul besteht. Er kommt in Krystallen Grundform ein regelmäßiges Octaëder ist, und auch in Körnern vor, und seine Härte ist sein specifisches Gewicht = 3,48. Man findet ihn in Ceylon, Pegu, am Vesuv, bei Mon in Schweden, Mähren und Sibirien. Nach der Färbung und Durchsichtigkeit wird er in Arten unterschieden: a) Rothe Spinell ist karmin- bis blut- und rosenroth, auch gelblich violett und indigblau und durchsichtig mit sehr lebhaftem Glasglanze. Diese Art ist schäst und steht im Preise den farbigen Diamanten gleich. Der rothe wird Rubin (s. gelblichrothe Rubicell und der ins Blaue stehende Almandin genannt; b) schwarzer S Pleonast oder Ceilanit ist sammet-schwarz, selten ins Bräunlich- und Grünlich-schwarze f durchscheinend bis undurchsichtig; c) blauer Spinell ist blau, ins Graue, Weiße und R stehend, meist nur schwach durchscheinend; d) Chlorospinell ist glasgrün, an den durchscheinend und wird bei Slatust in Sibirien gefunden.

Spinett (clavicordium oder épinette) ist der Name eines mit Drahtsaiten bezogen steninstrument's, das von Joh. Andr. Stein erfunden und durch das Fortepiano ve wurde. Auch nannte man zuweilen den Flügel Spinett.

Spinnen, welche eine Unterordnung in der Classe der Spinnenthiere oder Arachnide ausmachen, haben einen ungegliederten, mehr oder minder eiförmigen Hinterleib, welcher einen kurzen Stiel an das Kopfbruststück befestigt ist, zweigliederige Oberkiefer, deren förmiges Vorderglied eingeschlagen werden kann, acht siebengliederige, mit zwei oder dr krallen bewehrte Füße und sechs bis acht einfache Augen. Die Gestalt ist im Ganzen t ziemlich dieselbe und die Haut gewöhnlich dünn und weich, nur bei einigen ausländisch wie bei der Stachelspinne (Plectane). Die Größe wechselt von 5 Zoll bei den größten spinnen bis 2—3 Linien bei den kleinsten Spinnen anderer Gattungen. An der Bu Oberkiefer liegt ein Gift bereitendes Säckchen, dessen Ausgangskanal sich in das sehr ha spitze Endglied des Overtiefers fortsetzt; dieses Gift dient, die gefangenen Insekten du Biß sogleich zu lähmen oder zu betäuben. Im Hinterleibe liegt der Fettkörper, der bi rungsmangel von dem Körper allmählig verbraucht wird, weshalb Spinnen ziemlich lan alle Nahrung ausdauern können. Die Füße der Spinnen besigen eine ungemeine G lichkeit und Lastfähigkeit; auch sind die Spinnen durch ihr Vorgefühl des Witterungs ausgezeichnet. Dem Menschen können nur wenige ausländische Arten durch ihren B den, denn was von dem Biße der südeurop. Tarantelspinnen erzählt wird, ist bloße Fab aber erregt der Biß der großen Vogelspinnen bedeutenden Schmerz und auch Fieber, ohn lebensgefährliche Folgen nach sich zu ziehen. Man theilt die Spinnen in zwei Famil

lunger, mit vier äußerlichen Luftlöchern und vier Lungenfäden, und die Zweilunger, mit äußerlichen Luftlöchern und zwei Lungenfäden. Zu den erstern gehören die Vogelspinnen; letztern zerfallen in die Weberspinnen, welche am Hinterleibe mit Spinnwarzen versehen und ein mehr oder minder bedeutendes Gewebe oder auch nur einzelne lose Fäden spinnen, die Jagdspinnen, welche niemals spinnen, sondern ihre Beute im Laufe oder Sprunge ergreifen. Die Gewebe der Spinnen sind übrigens sehr verschieden, aus concentrischen, über ausstrahlende Strahlen laufenden Kreisen gebildet bei der Kreuzspinne, seidenartigen Röhren ähnlichen bei den Röhrenspinnen, kegelförmig bei den Trichterspinnen, kleine enge Säulen bildend, welche zur Wohnung dienen, bei den Zellenspinnen, das Innere von Erdlöchern füllend, bei den Tapezierspinnen und aus langen, einzelnen, unverbundenen Fäden bestehend bei den Krabbenspinnen. Das Gewebe der Spinnen, besonders dasjenige, welches die Eier umgibt, hat man zwar zur Weberei zu benutzen versucht, jedoch ohne Nutzen. Man bedient sich jetzt der Spinnfäden nur noch zu Mikrometern in astronomischen Fernrohren, da sie sehr fein sind, denn erst 14000 zusammengedreht würden die einen starken Zwirnfaden haben.

Spinnerei und Spinnmaschinen. Spinnen nennt man dasjenige Verfahren, mittels desselben faserige Stoffe durch Drehung zu einem fortlaufenden Faden verbunden werden; doch hat man den Ausdruck Spinnen auch uneigentlich auf das Ausziehen feiner Metall- und Glasfäden angewendet. Ursprünglich und seit den ersten Zeiten geschah das Spinnen mit der Hand, indem man den Faden u. s. w. auf einen Boden wickelte, mit der Hand einen Faden daraus zog, diesen auf einer daran hängenden, zwischen den Fingern geschnehten Spindel zusammendrehete und dann auf dieselbe Spindel aufwickelte. Noch jetzt findet man dies Verfahren in vielen Ländern, z. B. in Italien, überhaupt im Süden von Europa. Um 1530 erfand der deutsche Mechanikus Jürgens in Nürnberg das Spinnrad, wie es, einige geringe Verbesserungen abgesehen, noch jetzt bei uns gebräuchlich ist. Durch eine Reihe von Jahrhunderten kannte man diese beiden Verfahrensarten, und das Garn der Spindel wird zu manchen Zwecken noch vortrefflich dem auf dem Rade erzeugten vorgezogen, weil der Faden offen und geschmeidiger ist. Das Garn, welches die Hindu auf der Spindel erzeugen, hat bis jetzt noch weder durch das auf dem Rade gesponnene noch durch Maschinengespinnst an Gleichmäßigkeit und Feinheit überbunden werden können. Der ungeheure Bedarf an Gespinnst und die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Händen, welche sich diesem Geschäfte widmen können, machte im 18. Jahrh. den Wunsch rege, die Maschinenkraft auf den Spinnproceß anzuwenden. Die Baumwolle bot sich am bequemsten dar und erst später gelang es, auch Wolle und endlich Flachs auf Maschinen zu spinnen. Das Resultat der desfallsigen Bemühungen war die 1767 von Rich. Arkwright erfundene Spinning jenny, welche anfangs auf acht, später aber auf achtzig Spindeln noch ziemlich roh war und von Menschenhand betrieben wurde. Erst Rich. Arkwright gelang es, in seinem Spinning frame (Spinnrahmen) eine Maschine darzustellen, welche, durch Wasserkraft betrieben (daher der Name Water-, d. h. Wassermaschine), eine große Anzahl Baumwollenfäden insoweit selbständig und von großer Feinheit und Gleichheit lieferte, als menschliche Handarbeit nur in Anlegung des Spinnstoffs und in der Wiederanknüpfung etwa zufällig abgerissener Fäden bestand. Arkwright's Spinnrahmen ist noch jetzt allgem. in Anwendung und hat in der Drosselmaschine nur eine geringe Verbesserung erfahren. 1775 von Crompton erfundene Mule jenny liefert zwar weniger Gespinnst in derselben Zeit aber einen so leichten und gleichmäßigen Gang, daß man darauf das allerfeinste Garn spinnen kann. Überhaupt bestehen also, nach ihrer Grundeinrichtung unterschieden, drei Gattungen von Spinnmaschinen: die Jenny, neuerlich verbessert als Cylindermaschine, zum Spinnen von rempelte Wolle; die Mule für Baumwolle und gekämmte Wolle; die Water- oder Wassermaschine für Baumwolle, gekämmte Wolle und Flachs. Außer der eigentlichen Spinnerei sind jedoch, um das Material vorzubereiten, noch eine Anzahl von Hülfsmaschinen in Gebrauch. Dahin gehören die Reinigungsmaschinen, die Wattenmaschinen, welche das Material in die Fasern zerlegen, die Krapmaschinen, welche die Fasern der Länge nach legen und zu Bändern formen, die Schließmaschinen, welche mehrere Bänder verbinden und mittels geringer Drehung zu dicken Fäden bilden, die Vorspinnmaschinen, welche die ersten Fäden langziehen und ihnen sehr wenig Feinheit geben, und endlich erst die Feinspinnmaschinen, welche den vollendeten Faden liefern. Neben der Wolle kommen noch andere Maschinen in Gebrauch, welche das ursprünglich krause Material zu glatten Fäden plätten, je nach deren Anwendung man die Streichwolle und die Kammwolle erhält, und beim Flachs die Faser erst gehechelt werden muß. Die Maschinen-spinnerei im Allge-

meinen hat so unberechenbare Vortheile, daß sie sich sehr bald über die ganze civilisirte verbreitete, und die Zahl der Spindeln, welche durch Elementarkraft und durch Dampf betrieben werden, grenzt fast an Unglaubliche. England und Amerika sind die Hauptpunkte dieses triebes. Doch sind auch Frankreich, die Schweiz und Deutschland nicht zurückgeblieben: das deutsche Product gibt dem englischen in der Güte nichts nach, obschon es nur mit Mühe sich gegen die durch das ungeheuerere Betriebsmaterial und die Wohlfeilheit des Stoffs ungemein begünstigte Concurrenz Englands aufrecht erhalten kann. In Frankreich wurde die Maschinenspinnerei durch den Minister Calonne 1787 eingeführt, und in Paris, St.-Quentin, Lille, Amiens, Louviers, Lyon und Montpellier sind die bedeutendsten Spinnereien. Die Schweiz liefert gutes Garn; doch bezieht man die feinsten Sorten zum Theil noch aus England. Unter den deutschen Staaten zeichnet sich Oesterreich durch seine Spinnereien namentlich in der Näh: von Wien aus, wo sich sehr bedeutende derartige Anlagen finden. Böhmen hat jetzt mehrere sehr umfangreiche Etablissemens in diesem Industriezweig. Preußen sind die Rheingegenden und das Herzogthum Sachsen die Hauptbezirke für die Wollenspinnerei, obschon es auch in den übrigen Theilen des Reichs, namentlich in Sachsen, nicht daran fehlt. Im Königreiche Sachsen wurde die Maschinenspinnerei zuerst durch Bismarck in Chemnitz eingeführt; doch dauerte es lange, ehe die Sache selbst in Aufnahme kam. Die sächs. Spinnereien liefern Garne, welche den besten englischen in der Güte gleich zu stellen.

Spinola (Ambrosius, Marquis), einer der großen Feldherren, die unter Philipp's II. Regierung in dem Kriege mit den aufgestandenen Niederlanden und im Anfang des Dreißigjährigen Kriegs den Ruhm der span. Waffen aufrechtthielten, wurde zu Madrid 1569 geboren. Sein Bruder Friedrich S. war Befehlshaber der an der niederländ. aufgestellten Flotte und bewog ihn, gegen Ende des 16. Jahrh., 9000 Mann alter ital. span. Truppen nach den Niederlanden zu führen. Nach Art der alten ital. Condottieri, die für eigene Rechnung Truppen zusammenbrachten, war S. unter der Bedingung berufen zu werden, daß er die Besoldung seiner Schar selbst besorge und dann auf die span. Staatskasse aufrechnete. Dieser Umstand sicherte ihm in einer Zeit, wo die Kriegszucht zunächst durch die Verzögerung der Truppen bedingt war, den Erfolg, der ihn in kurzer Zeit so berühmt machte. Wenn im ganzen span. Heere Meuterei und Aufruhr wütheten, so waren seine 9000 Mann Muster des Gehorsams und der Ordnung. Dessen, vor dem der Erzherzog Albrecht als zwei Jahre gelegen, fiel vermittelst dieser tüchtigen Scharen S. 1604 in die Hände, nach dem es sich drei Jahre und zwei Monate vertheidigt hatte. Als Steinhausen zwar nahm er allein sein Ruhm erscholl durch ganz Europa, daß auf diese Belagerung unverwandten geschaut hatte. Gegen 100000 Mann waren vor den Wällen dieser Seestadt gefallen. Er kam nach Madrid, dem Könige Philipp III. Bericht von dem Zustande des span. Heeres abzugeben und brachte volle Gewalt mit, den Unordnungen desselben zu steuern. Er wurde zum Befehlshaber aller span. und ital. Truppen ernannt, die in den Niederlanden standen. Er führte nun den Kampf mit seinem würdigen Gegner, dem Prinzen Moriz (s. d.) von Oranien, jedoch, als er ihn durchschaut, allerdings von fernern Fortschritten abhielt. Keiner von beiden erlangte einen entscheidenden Vortheil über den Andern zu erlangen. Endlich bewirkte eine entscheidende Seeschlacht in Gibraltars Nähe, wo 1607 die ganze span. Flotte durch den holländ. Admiral Heemskerk zu Grunde ging, daß der madrider Hof zu einem Waffenstillstande die Hand bot. S. 1609 mit Moriz auf zwölf Jahre im Haag abschloß. Als derselbe 1621 zu Ende begann er aufs neue sich mit dem ränkevollen Moriz zu messen, nachdem er schon 1616 Mainz über den Rhein gegangen und den ganzen Strich Landes nach Holland zu für das Reich erobert hatte. Moriz starb unter den Anstrengungen, seinen Gegner zur Aufhebung der Belagerung von Breda zu zwingen; aber auch S. war durch die sumpfige Lage bedenklich krank geworden. Endlich nach einer zehnmonatlichen Belagerung öffneten sie im Mai 1625 die Thore. S. gewährte der tapfern Besatzung edelmüthig freien Abzug, was indessen seine letzte große That war. Seine Gesundheit nöthigte ihn, den Befehl zu legen. Zwar trat er noch ein mal 1630 in Italien auf, wo er die Feste Casale erobern wollte, die Hindernisse, die er von Madrid aus erfahren mußte, erweckten ihm aber so viel Bedenken, daß er noch im nämlichen Jahre starb, zu früh für Spaniens Waffen, die nach S.'s Tode immer unglücklicher kämpften, aber nicht zu früh für seinen Ruhm, der die größte Höhe erreicht hatte.

Spinoza oder **Spinosa** (Baruch, d. h. Benedict), Philosoph, geb. zu Amsterdam, stammte aus einer jüd. Familie, die sich aus Portugal nach Holland gewendet hatte. Er

öhnlichen Unterricht der Rabbiner. Seine religiösen Vorstellungsarten entfernten sich frühzeitig von den Sagen seines Volkes, und nachdem mehrer Versuche, ihn wieder in die Synagoge zu knüpfen, gescheitert waren, kam es endlich dahin, daß er durch die strengste Excommunication, die der Synagoge zu Gebote stand, aus der jüd. Gemeinde ausgestoßen wurde. Er nahm dieses Ereigniß gleichmüthig auf und schloß sich später niemals als Mitglied irgendeiner religiösen Gemeinde an. Bei einem holländ. Arzt, van den Ende, lernte er hebr. und Lateinisch. Ein zärtliches Verhältniß zu dessen Tochter (welches in neuerer Zeit Luerbach zu einem Roman benutzt hat) zerschlug sich wieder, und S., der dem Versuche, seinen frühern Glaubensgenossen angelegentlichem Meuchelmord glücklich entging, schied von nun an gänzlich der Philosophie, für deren Studium er hauptsächlich in den Schriften des Cartesius Nahrung fand. Um sich seine Subsistenz zu sichern, lernte er das Zeichnen optischer Gläser. Das wissenschaftliche Studium der Optik, welches er mit dieser Thätigkeit verband, brachte ihn mit mehreren Physikern und Naturforschern seiner Zeit in Berührung. Sein Aufenthalt war, nachdem es den Juden gelungen, bei dem Magistrate von Amsterdam auf einige Monate seine Verbannung aus dieser Stadt zu erlangen, ziemlich unbehaglich; er bezog erst das Landhaus eines Freundes, ging dann nach Rheinsburg bei Leyden, nach Voorburg bei Haag, bis er endlich nach einigen Jahren auf Bitten seiner Freunde in Haag selbst niederließ. Selbst nach dem Zeugniß seiner Feinde war S. höchst nüchtern, ordentlich und haushälterisch, im Umgange sanft und ruhig, stets gleichmüthig, unermüdet fleißig und gegen äußere Vergnügungen sehr gleichgültig. Er führte ein so eingezogenes Leben, daß er oft Monate lang seine Wohnung nicht verließ. Seine Uneigennützigkeit zeigte sich mehrmals; namentlich als sein Freund Simon de Vries ihm ein Geschenk von 1000 Gldn. und ein bedeutendes Vermächtniß anbot, erinnerte er ihn an seinen Bruder und seinen Jahresgehalt von 500 Gldn., welchen jener ihm aussetzte, auf 500 Gldn. herabzusetzen. Er ließ er seiner Schwester die ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft bis zu seinem Tode, welches er behielt, um wenigstens sein Recht zu behaupten. Als sein Name bekannt wurde, erhielt er unter Zusicherung voller Lehrfreiheit von dem Kurfürsten von der Pfalz den Ruf als Lehrer der Philosophie an die Universität zu Heidelberg; er schlug ihn aber ab, weil er nicht wisse, wie weit sich diese Lehrfreiheit erstrecken werde, und er auf keinen Fall seinen Anstoß geben wolle. Er starb 1677 an der Schwindsucht. Die Hauptquelle über sein Leben ist die sehr befangene Biographie von Colerus (holländ. 1698; franz. 1706; deutsch 1707); außerdem haben es Diez (Dess. 1783) und Philippson (Braunschw. 1790) beschrieben. Von seinen Schriften hat S. selbst nur zwei herausgegeben, nämlich „*Renati Cartesii principia philosophiae*“ (1663), wozu die „*Cogitata metaphysica*“ den Anhang bilden, eine Darstellung der Cartesianischen Philosophie, und den „*Tractatus theologico-politicus*“ (1670), in dem er den Begriff der Offenbarung, sowie den Ursprung und die Authentie der Bücher des Testaments einer Kritik unterwarf und die Denkfreiheit gegenüber der positiven Religion verteidigte, weil Philosophie und Religion zwei ganz heterogene Dinge seien. Viele Grundsätze des Rationalismus des 18. Jahrh. geltend machte, finden sich hier schon sehr ausgesprochen. Nach seinem Tode gab der Arzt Ludw. Meyer seine „*Opera posthuma*“ heraus, los mit der Bezeichnung B. d. S. heraus. Sie enthalten außer einer hebr. Grammatik das Hauptwerk des S., die „*Ethica ordine geometrico demonstrata*“, den „*Tractatus de intellectus emendatione*“, die beiden letztern unvollendet, und eine Anzahl sehr werthvoller Briefe. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgte G. J. G. (2 Bde., Jena 1802—3), nach ihm Gfrörer (Stuttg. 1830) und mehrere Andere. Die Lehre des S. ist vorzüglich deshalb wichtig, weil sie auf die Gestaltung der deutschen Philosophie nach Kant einen großen Einfluß gewonnen hat, und S. hat das Schicksal gehabt, zu seiner Zeit ebenso urtheilslos gepriesen und bewundert worden zu sein, als er früher verachtet und verkehrt wurde. Sein System ist ein Pantheismus, der auf der Konsequenz beruht, welcher S. den Cartesianischen Begriff der Substanz geltend macht, und dessen Grundgedanke durch den Cartesianischen Dualismus zwischen Denken und Ausdehnung bedingt ist. R. H. Ritter, „Über den Einfluß des Cartesius auf die Ausbildung des Spinozismus“ (Lpz. 1816). Sigwart, „Über den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesianischen Philosophie“ (Tüb. 1816). Der Mittelpunkt des Systems ist der Satz: Es gibt nur eine unendliche Substanz (Gott) mit unendlichen Attributen, von denen der Mensch nur zwei, nämlich Denken und die Ausdehnung, erkennen kann. Aus der Unendlichkeit der einen Substanz folgen unendlich viele Attribute auf unendliche Weise folgen und zwar mit Nothwendigkeit, daher der Zweckbe-

griff vollkommen wegfällt und unter die Vorurtheile des menschlichen Verstandes gerechnet. Gott oder die eine, untheilbare Substanz ist die innere (immanente), nicht äußere (transcendente) Ursache alles Dessen, was ist und geschieht: frei, weil sie nur nach den Gesetzen ihrer Natur handelt; die Welt ist die Selbstdarstellung Gottes, die keine andere sein kann als sie ist. Das Endliche ist eine beschränkte, begrenzte Modification dieses oder jenes der Attribute Gottes, die Körper des Attributs der Ausdehnung, die Geister des Attributs des Denkens. Die Frage, wie die Endlichkeit in das Unendliche komme, berührt S. gar nicht: die endlichen Dinge werden einfach empirisch angenommen. Zwischen den Modificationen des Denkens und der Ausdehnung besteht kein ursächlicher Zusammenhang, sondern ein vollkommener Parallelismus, darin gegründet, daß beide Attribute einer und derselben Substanz sind. Jedes endliche Ding kann daher auf doppelte Weise angesehen werden, theils insofern es in andern endlichen Modificationen desselben Attributs gegründet ist, theils insofern es eine Modification der einen, untheilbaren und unendlichen Substanz ist. Die erstere Art des Erkenntniß ist unangemessen (inadäquat), die zweite, welche die Dinge unter dem Gesichtspunkte ihrer Ewigkeit (sub specie aeternitatis) auffaßt, ist adäquat, die eigentlich philosophische. Welche in allen den mannichfaltigen Gestalten des Unendlichen immer dieses selbst erkennen will, nun zu Dem zu gelangen, was er Ethik nennt, hebt S. aus der Unendlichkeit der Modificationen der einen Substanz diejenigen heraus, welche sich in dem Menschen darstellen. Der Mensch (homo) ist die Gesamtheit der Modificationen der denkenden Substanz, welche der Natur unterworfen sind; Veränderungen eines modus der ausgedehnten Substanz, nämlich dem menschlichen Leiden, Lust, Schmerz; Begehrungen, Neigungen, Affecte und Leidenschaften sind Darstellungen der Modificationen des Geistes, der wie jedes andere Ding sich in seinem Sein und Wirken zu erhalten sucht. Was diesem Streben angemessen ist, ist gut, was ihm zuwiderläuft, ist übel und böse; die Tugend ist, sich in seinem Sein zu erhalten. Das, was dem Wesen des Geistes am angemessensten ist, ist das Erkennen; die höchste Tugend ist daher die Erkenntniß Gottes, d. h. die Erkenntniß der Wahrheit alles Unendlichen. In dem Verkehr der Menschen untereinander richtet sich die Unterscheidung der Güter und der Übel, indem S. den Gegensatz des Guten und Bösen aus der Natur der Dinge herleitet, nach den Rückwirkungen, welche ein gewisses Verhalten gegen Andere auf den Handelnden hat; was S. Liebe nennt, ist die Freude über unser eigenes Wohl, insofern diese dem Gedanken an etwas außer uns als dessen Ursache begleitet wird. In diesem Sinne ist die Seligkeit sei nicht der Lohn der Tugend, sondern diese selbst, und nicht deshalb selig, weil wir unsere Affecte bändigen, sondern dadurch, daß wir selig seien, werde es uns möglich, unsere Affecte zu bändigen. Selbst die Liebe zu Gott ist nur der Ausdruck des Gefühls, welches uns aus seiner Erkenntniß zuwächst. Eigentlich ist die Liebe des Menschen zu Gott nur die unendliche Selbstliebe, mit welcher Gott sich selbst liebt, nicht insofern er unendlich ist, sondern insofern er sich in der Form des menschlichen Geistes darstellt. Mit vollkommener Deutlichkeit tritt der Mangel jeder von der Begehrung und dem Wollen unabhängigen Meinung über den sittlichen Werth oder Unwerth des Wollens in der Rechtslehre des S. hervor. Macht ist ihm Recht; Jeder hat so viel Recht, als er Macht hat; was auch immer Jeder nach den Gesetzen seiner Natur thut, thut er kraft seines Rechts, und Verträge und Versprechungen sind nur so lange gültig, als Der, welcher sie brechen kann, es seinem Vortheile angemessen findet, sie nicht zu brechen. Der Staat ist daher dem S., wie dem Hobbes, nur der Nothwehr gegen die Nachtheile, welche der uneingeschränkte Gebrauch seines natürlichen Rechts und die Feindseligkeit der Menschen untereinander für jeden Einzelnen, der allemal schwächer ist als die Gesamtheit der Übrigen, herbeiführen würde; nur daß er nicht, wie Hobbes, eine unbedingte Unterwerfung unter die Macht im Staate verlangt, sondern die letztere warnt, den Selbstvorteilen der ihr Unterworfenen nicht entgegenzutreten, weil in diesem Falle die letzteren ihrem natürlichen Rechte Gebrauch zu machen sich veranlaßt finden werden. Durch die schmerzlose Ruhe seiner Darstellung, durch die Freiheit von aller Rhetorik, durch die nüchternen Entschiedenheit, mit welcher er seine Sätze hinstellt, durch den scheinbar enggeschlossenen Zusammenhang seiner Beweise, endlich durch die großartige Resignation, mit welcher er die Unendlichkeit der Ereignisse nimmt, wie sie sind, und in Allem, was ist und geschieht, eine Reihe von Folgen sieht, an denen sich nichts ändern läßt und über deren Werthunterschiede sich streiten, hat S. für den denkenden Menschen sich nicht der Mühe lohne, hat S. auf sehr ausgeprägter Weise einen Geistern bedeutenden Eindruck gemacht; er hat aber auch ebenso rücksichtlich seines Standpunktes wie in Beziehung auf die Haltbarkeit seiner theoretischen Lehrmeinungen Kritik erfahren. Jedenfalls hat er vor den meisten Vertretern des Pantheismus den Vorzug

er die Grundgedanken desselben nicht in der Form phantastischer Anschauungen, sondern in stimmten Begriffen hinstellt, deren Gültigkeit und Nothwendigkeit zu beweisen er wenigstens in Versuch macht. Vgl. F. H. Jacobi, „Über die Lehre des S. in Briefen an Mendelssohn“ (Berl. 1785; und in Jacobi's „Schriften“, Bd. 4); Heydenreich, „Natur und Gott nach S.“ (Halle 1789); Herder, „Gott, einige Gespräche“ (Gotha 1787), ein unhaltbarer Versuch, die Lehre des S. der des Leibniz zu nähern; Schlüter, „Die Lehre des S.“ (Münst. 1836); Grawert, „Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert“ (Tüb. 1839); A. Saint-Denis, „Histoire de la vie et des écrits de S.“ (Par. 1842). Einen scharfsinnigen, aber natürlich an äußern Unwahrscheinlichkeiten scheiternden Versuch, die gewöhnliche Auffassung der Lehre des S. als falsch und den Pantheismus derselben als eine bloße Accommodation des S. an die Vorurtheile seines Zeitalters darzustellen, hat Thomas in der Schrift „S. als Metaphysiker“ (Königsb. 1840) gemacht. Eine deutsche Übersetzung von S.'s „Sämmtlichen Werke“ besorgte Berth. Auerbach (5 Bde., Stuttg. 1841).

Spira (Johannes de) oder Johann von Speyer ist wahrscheinlich einer von jenen deutschen Buchdruckern, welche nach der Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau 1462 auswanderten und ihre Kunst in alle Länder Europas verpflanzten. Gewiß ist, daß er der erste Typograph war, welcher seine Kunst nach Venedig verpflanzte, wo sie eine so gedeihliche Pflege und Aufnahme fand, daß dort bis 1500 bereits 200 Officinen sich gebildet hatten. Vgl. J. J. Valart, „Suffragium pro Joanne de S., primo Venetorum typographo“ (Wien 1794). Das Werk dieses geschickten Buchdruckers, dessen Wirksamkeit in Venedig sich auf zwei Jahre beschränkt, sind die „Epistolae“ des Cicero von 1469, jetzt ein Werk von der höchsten Seltenheit, welches daher in Frankreich schon mit 2000 Frcs. bezahlt. Ihm folgte in demselben Jahre die erste minder seltene „Historia naturalis“ des Plinius, welche nur in hundert Exemplaren abgedruckt wurde. Seine undatierte Ausgabe des Tacitus, zugleich die princeps dieses Schriftstellers, das erste mit arab. Blattziffern bezeichnete Buch. Über dem Druck der Schrift des Augustinus „De civitate Dei“ überraschte ihn der Tod. — Sein Bruder, Wendelin von S., führte die Officin fort und leistete, eine kurze Zeit in Geschäftsgemeinschaft mit Johann von Köln, ebenfalls Vortreffliches für seine Zeit. Zunächst vollendete er 1470 das Werk des Augustinus; demselben Jahre druckte er den Virgil, auch wahrscheinlich den Sallust, 1471 die erste ital. Ausgabe nach der Übersetzung von Niccolo Malermi, 1472 den Strabo u. s. w. Sein Name verwindet nach dem J. 1477.

Spirale, Spirallinie oder Schneckenlinie nennt man eine krumme Linie, welche unendlich viele Umläufe um einen bestimmten festen Punkt macht. Die einfachste, am häufigsten vorkommende ist die Archimedische, welche Konon erfunden und sein Zeitgenosse Archimedes näher untersucht hat. Sie entsteht aus einem gegebenen Kreise dadurch, daß sich ein Halbmesser des Kreises dreht und auf demselben, oder ein Punkt seiner Verlängerung, sich so bewegt, daß sein Abstand vom Mittelpunkte immer dem vom Halbmesser beschriebenen Winkel proportional und mit dem Halbmesser gleich ist, sobald der Halbmesser eine ganze Umdrehung vollendet hat. Der Halbmesser dreht sich aber auch nach derselben unaufhörlich herum, und nach zwei, drei, vier u. s. w. Umläufen ist der Abstand des beschreibenden Punktes vom Mittelpunkte der doppel-, dreifachen, vierfachen u. s. w. Länge des Halbmessers gleich. Verschieden von dieser Spirale sind die Spirale Fermat's, die logarithmische, hyperbolische oder reciproke (umgekehrte Archimedische) und parabolische Spirale. Eine Spirale auf der Oberfläche eines Cylinders heißt eine Cylindrische, wohin die Schraubenlinie gehört, auf einer Kegelfläche eine konische, auf einer Kugelfläche eine sphärische.

Spiralgefäße oder Schraubengefäße heißen diejenigen sehr feinen luftführenden Röhren im Zellgewebe der Pflanzen, welche unverzweigt durch die Pflanzentheile verlaufen und deren Wandung aus schrauben- oder ringförmig gewundenen Fasern gebildet ist. Entweder sind sie einfache Spiralgefäße, deren Windungen unverbunden sind, oder netzförmige Gefäße, wenn die Windungen unter einander nebartig zusammenhängen. Sind bei den letztern die freien Räume zwischen den Windungen strichförmig, so bilden sie die linirten oder Treppengefäße, sind sie aber punktförmig, so erzeugen sie die punktirten oder porösen Gefäße. Spiralgefäße, deren Wand aus einzelnen horizontalen, senkrecht übereinander gestellten Ringen besteht, bezeichnet man als Ringgefäße. Die Spiralgefäße stehen seltener einzeln, meistens sind sie durch Zellen zu Bündeln (Gefäßbündeln) vereinigt. Solche Gefäßbündel stehen im Stengel der einsamenlappigen Pflanzen zerstreut, im Stengel der zweisamenlappigen Pflanzen aber sind sie in einem oder mehreren concentrischen Kreisen geordnet. Unter den Kryptogamen sind nur noch die Farnekräuter

ter im weitesten Umfange genommen mit Spiralgefäßen versehen. Alle Pflanzen, welche Spiralgefäße besitzen, werden Gefäßpflanzen genannt, im Gegensatz zu den Zellenpflanzen, deren Körper nur aus Zellen besteht.

Spiritualen nannte sich die strengere Partei unter den Franciscanern (s. d.), die sich in Folge der Milderung der ursprünglich sehr strengen Ordensregel durch Papst Gregor IX. 1229 und Innocenz IV. 1245 absonderte, apokalyptische Träume von einer vollkommenern Periode des Heiligen Geistes hegte und 1294 von Papst Cölestin V. als besonderer Orden der Cölestiner Eremiten bestätigt wurde. Als Bonifaz VIII. 1302 die Bestätigung wieder aufhob und die Spiritualen gleich Kettern behandelte, als nachmals Johann XXII. die Inquisition gegen sie aufbot, ließen sie sich lieber aus der Kirche stoßen und mischten sich nun als Fratricellen mit den ketzerischen Begharden.

Spiritualismus bezeichnet eine von den philosophischen Lehren, welche durch die Trennung nach der Realität der Körperwelt, sowie durch die nach dem Verhältnisse zwischen Leib und Seele veranlaßt worden sind. Man versteht darunter bald im engeren Sinne die Lehre, daß die Seele als Princip des geistigen Lebens von dem Körper verschieden sei, bald im weitern Sinne die Behauptung, daß es überhaupt keine Körper, sondern nur Geister, d. h. denkende und empfindende Wesen gebe. In der letztern Beziehung ist der Spiritualismus mit dem Idealismus verwandt; in beiden Beziehungen ist ihm der Materialismus entgegengesetzt.

Spiritus (lat.), eigentlich der Hauch im Allgemeinen, dann Seele, Geist, Verstand u. s. w. heißt vorzugsweise in der griech. Grammatik der starke oder scharfe und der gelinde oder schwache Hauch, lat. spiritus asper und spiritus lenis, der über jeden Vocal und Diphthong zu Anfang eines Wortes gesetzt und im ersten Falle durch das Zeichen *ʹ*, im zweiten durch *ˊ* ausgedrückt wird. Diese Zeichen kamen als solche jedoch erst zu Ende des 3. Jahrh. v. Chr. durch den alexandrin. Grammatiker Aristophanes von Byzanz in Gebrauch, da der scharfe Hauch, der ganz dem lat. und deutschen *h*-Laute entspricht, in den ältesten griech. Schriftdenkmälern stets durch *h* bezeichnet wird, aus dessen Zertheilung die beiden Spiritus ursprünglich entstanden, während der gelinde Hauch früher äußerlich gar nicht dargestellt und, wie es scheint, zu keiner Zeit in der Aussprache gehört wurde. — Spiritus wird auch zur Bezeichnung des Alkohol (s. d.) gebraucht.

Spithead, s. Portsmouth.

Spitta (Karl Johann Philipp), der begabteste Dichter geistlicher Lieder in der Gegenwart ist 1. Aug. 1801 zu Hannover geboren. Nachdem er von 1821—24 in Göttingen Theologie studirt und einige Jahre Hauslehrer gewesen, wurde er 1828 Pfarrgehilfe zu Südwalde in Grafschaft Hoya, 1850 Garnisonsparrer und Seelsorger an der Strafanstalt in Hoya, 1837 Pfarrer in Wechold bei Hoya, 1847 Superintendent zu Wittingen im Fürstenthum Lüneburg, 1853 aber Superintendent und Oberpfarrer zu Verden im Fürstenthum Hildesheim. Sein amtliches Wirken war in allen diesen Ämtern ein höchst segensreiches. Im Druck sind außer einzelnen Predigten erschienen „Psalter und Harfe“ (Lpz. 1833; 16. Aufl., 2 Bde. 1851). Diese Sammlung geistlicher Lieder hat an Wohlklang, Vollendung der Form, Innigkeit des Gefühls und echt christlich-gläubigem Inhalt, der doch von jeder Härte und Einseitigkeit entfernt ist, seit Paul Gerhard nicht ihresgleichen. Nur der kleinere Theil, dieser aber von hohem Grade, ist zu kirchlichem Gebrauche bestimmt und geeignet. Die Mehrzahl dient der persönlichen Erbauung, auch da, wo die Lieder ganz und gar aus des Dichters persönlichen Gefühlen und Erlebnissen hervorgegangen sind. Viele von S.'s Liedern, welchen nicht bereits kirchliche Melodien zu Grunde liegen, sind von Becker in Leipzig und von C. E. Hering componirt worden.

Spittler (Ludw. Timotheus, Freiherr von), berühmt als Geschichtschreiber und Publizist geb. zu Stuttgart 10. Nov. 1752, studirte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann 1771—75 zu Tübingen und Göttingen und wurde 1777 Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen. Nachdem er hier durch seine „Kritische Untersuchung des 60. laodiceischen Concils“ (Brem. 1777) und seine „Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des ersten Nicaenischen Concils“ (Halle 1778) seinen tieforschenden Geist bewährt, wurde er 1779 Professor der Philosophie in Göttingen. Er zeichnete sich hier sehr bald als Lehrer der Geschichte aus und namentlich mit seinen Vorlesungen über die Welthandel der drei letzten Jahrhunderte großen Beifall. Gespannte Verhältnisse mit Heyne bewogen ihn, in sein Vaterland zurückzukehren. Seine Beförderung zum Minister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität zu Tübingen 1806, wobei er zugleich zum Freiherrn erhoben wurde, entfernten ihn doch von der höhern politischen Thätigkeit, als dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche. Nicht erkannt, in seinen Hoffnungen getäuscht, wie in seinen Bestrebungen gelähmt, erlag er früh

und starb 14. März 1810. Seine Hauptwerke sind: „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche“ (Gött. 1806; 5. Aufl. von Pland, 1813); „Geschichte Württembergs unter den Kurfürsten und Herzogen“ (Gött. 1783); „Geschichte Württembergs“ (Gött. 1783), die pragmatischen Hauptpunkte in ein anschauliches Gemälde vereinigt darstellend; „Geschichte des Fürstenthums Hannover“ (Gött. 1786); „Entwurf der Geschichte der europ. Staaten“ (2 Bde., 1. 1795; 5. Aufl. von Sartorius, 1823) und „Geschichte der dän. Revolution 1660“ (1. 1796), wozu noch die „Geschichte des Kelchs im Abendmahl“ (Lemgo 1780) und zahlreiche Abhandlungen im „Göttinger historischen Magazin“ kommen. S. wußte den Ertrag seiner Quellenforschung mit philosophischem Geiste in sinnvoller Kürze lichtvoll darzustellen, die reiche Fülle seines Stoffs durch weise Beschränkung auf das wahrhaft Fruchtbare glücklich zu bewältigen. Seine Darstellungsweise, oft nur rhapsodisch und andeutend, manchmal auch und nicht ohne Nachlässigkeiten, regt dennoch mächtig an. Dabei bekunden alle seine Werke einen hellen politischen Blick und einen praktischen Geist. Vgl. Pland, „über S. als Historiker“ (Gött. 1811). Seine geistreich skizzirten „Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums“ (Hamb. 1824—28; vervollständigt von Paulus, Heilbr. 1826) und seine „Geschichte der Kreuzzüge“ und die „Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation“ von R. Müller aus Gurlitt's literarischem Nachlaß (Hamb. 1827—28) herausgegeben. Eine Gesamtausgabe von S.'s „Werken“ besorgte sein Wiegandsohn R. Wächter (15 Bde., Stuttg. 1827—37).

Spizbergen, von den Grönlandsfahrern lange Zeit auch Ostgrönland genannt, eine aus größeren und mehreren kleineren Inseln bestehende Inselgruppe mit einem Flächenraum von ungefähr 1400 QM., liegt zwischen 76° und 81° n. Br. und 29° und 43° ö. L. im Nordosten Grönland und ist somit jedenfalls das nördlichste Land der Erde. Sämmtliche Inseln sind von vielen Fjorden und Buchten durchschnitten, felsig und mit Gebirgen bedeckt, die sich im Norden bis zu 4200 F. erheben. Das Klima ist durchaus arktisch, und selbst im Sommer, bei der Sonnenwärme bei den langen Tagen, in denen die Sonne gar nicht untergeht, sehr bedrückend, im Schatten doch so rauh, daß in demselben weder Eis noch Schnee schmilzt. Die Vegetation ist deshalb auf eine geringe Zahl von Pflanzen, besonders Moose und Flechten beschränkt, die Inseln sämmtlich unbewohnt, aber reich an See- und Pelzthieren, an Rennthieren im Sommer an Seevögeln. Nächst der Hauptinsel Spizbergen sind die Insel Nordostland, Nordosten jener gelegen, und die Edgeinsel, im Südosten derselben, die bedeutendsten. Entdeckt wurden sie schon 1533 vom Engländer Hugh Willoughby, dann 1596 von den Holländern Wilh. Barents und Cornelis Ruyter wieder aufgefunden, die sie jedoch entdeckt zu haben glaubten und für einen Theil von Grönland hielten. Näher bekannt wurden sie besonders durch Parry und Scoresby. Sie werden nur von engl. und holländ. Walfischfängern und Robbenjägern besucht, für welche die Häfen Smeerenberg und Fairhaven auf der Hauptinsel die ähnlichsten Stationen sind.

Spizbogen, s. Bogen.

Spizen nennt man zarte, aus seidenen, leinenen oder baumwollenen, am besten gezwirnten Geweben, zuweilen auch aus Gold- und Silberfäden gefertigte Gewebe, welche im Allgemeinen auf einem durch offene, vieleckige Maschen gebildeten Grunde und einem darin angebrachten, oft geklöppelten Spizen nur durch Verzerrung, Zusammendrängung und besondere Combination der Maschen entstanden, bei andern in den Grund genähten Muster bestehen. Sie bestehen meist nur aus Streifen verschiedener Breite, welche zur Verzierung der Kleidung dienen; in neuerer Zeit erzeugt man auch breitere Stücke zu Schleiern, ganzen Kleidern u. s. w. Der neuern Zeit ist gelungen, den sogenannten Spizengrund, d. h. ein dem Grunde der Spizen gleiches, aus feinen Maschen bestehendes Gewebe, auf sehr complicirten Maschinen engl. Erfindung zu erzeugen. Man nennt diesen Maschinenspizengrund, welcher in breiten Stücken und schmalen Bändern beliebig geliefert, durch Nähen von den Frauen häufig zur Nachahmung der eigentlichen Spizen mit Mustern versehen und jetzt in großer Ausdehnung zu Damenpuß verwendet wird, Bobbinet (s. d.), d. h. Spulennetz. Je nach der Form der Maschen erhält er verschiedene Namen. Vervollkommenung der Maschinen hat auch die Erzeugung gemusterten Spizengrundes möglich gemacht, den man dann zur Unterscheidung vom glatten Fancynet nennt. Die Spizengrundstreifen heißen Entoilages. Die sogenannten echten Spizen, denen diese engl. Maschinenarbeit aus Baumwolle viel Schaden gethan hat, werden entweder geklöppelt (dentelles) oder genäht (points). Letztere werden vorzüglich in Belgien und Frankreich gefertigt. Eine besondere Spizenart nennt man Blonden. Unter den Zwirnspezizen sind die berühmtesten die bra-

banter, unter den points die brüsseler. In Deutschland ist der Hauptsitz der Spizfabrik das Erzgebirge; man fertigt dort fast ausschließlich geklöppelte Spizen, zum Theil von selbster Vollendung, und viele Klöppelschulen dienen zur Verbreitung von Fertigkeit und Geld.

Spizkugeln nennt man diejenigen Geschosse, welche nicht die Form einer Kugel, sondern einer Halbkugel oder eines kurzen Cylinders mit darauf gesetztem Kege von gleicher Fläche haben. Man hat gefunden, daß man mit diesen Geschossen eine größere Trefffähigkeit erreicht als mit den bisher üblichen Kugeln, und deshalb auch angefangen, mit der Anwendung derselben für Geschütze Versuche zu machen, welche ein günstiges Resultat gegeben haben.

Spir (Joh. Bapt. von), Naturforscher, geb. 9. Febr. 1781 zu Höchstädt an der Rhodan in Baiern, studirte in Bamberg, hierauf in dem geistlichen Seminarium zu Würzburg theilweise später daselbst Medicin. Auf Kosten der bair. Regierung ging er 1808 nach Paris, bereiste dann Frankreich, Italien und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr nach München er in Folge der Herausgabe seiner „Geschichte und Beurtheilung aller Systeme der Zoologie“ (Münch. 1811) zum Conservator der zoologisch-zootomischen Sammlungen, 1815 zum Mitgliede der Akademie ernannt. Hierauf erschien seine „Cephalogenesis etc.“ (Münch. 1816), in welcher er den Kopf des Menschen in seiner fortschreitenden Entwicklung vom Insecten bis zu allen Thierclassen und Familien betrachtet. Als sich der König von Baiern 1817 dem Kaiser von Brasilien eine literarische Expedition zur Erforschung Brasiliens im Gefolge der nachherigen Kaiserin von Brasilien dahin zu schicken, angeschlossen, fiel die Wahl auf S. und den Adjunct W. Meisner. Beide traten im April 1817 ihre Reise an, untersuchten verschiedene Theile Brasiliens, kehrten 1820 nach Deutschland zurück. S. hatte durch das Klima gelitten, erholte sich nicht wieder und starb 13. Mai 1826. Sein Vermögen vermachte er der Akademie der Wissenschaften, seine Papiere erhielt zur Herausgabe Martius. Er selbst vollendete 1824–25 theilweise allein, theils mit andern Zoologen gemeinschaftlich fünf Prachtwerke über die Affen, Fleder, Vögel und Reptilien, die er in Brasilien gesammelt hatte. Sie enthalten viel Neues und Vollständiges, doch wird ihnen Mangel an strenger Kritik zum Vorwurf gemacht.

Splanchnologie heißt die Lehre von den Eingeweiden (s. d.).

Spleen (engl., d. i. Milz) oder Milzsucht wird im gewöhnlichen Leben für eine geistige Krankheit gebraucht, welche viel Ähnlichkeit mit der Hypochondrie und Melancholie oft zum Selbstmorde führt und gewöhnlich als engl. Nationalkrankheit bezeichnet wird. Einem Menschen, der seine körperlichen, geistigen und pecuniären Kräfte auf eine der gewöhnlich als nützlich oder angenehm anerkannten zuwiderlaufende Art anwendet, dabei aber keine Spuren einer Geisteskrankheit als eine außergewöhnliche Gleichgültigkeit gegen das Leben zeigt, sagt man, er habe den Spleen. Die Wissenschaft hat diesen abnormen Seelenzustand noch nicht allgemein unter die einzelnen Arten von Geisteskrankheiten aufgenommen. Er wird identificirt mit Lebenshaß oder Lebensüberdruß. Die Krankheit ist nicht so an das Klima von England und den Engländer gebunden, als man gewöhnlich annimmt. Behandlung des Spleens muß theils die körperlichen Verhältnisse berücksichtigen (bei Verdauungsstörungen zu beseitigen suchen), theils die geistige Verstimmung durch zweckmäßige psychische Behandlung, besonders durch geregelte Thätigkeit zu heben suchen. Dieses ist eine schwere Aufgabe, da solche Kranke gewöhnlich geistige Klarheit wie pecuniäre Ungewissigkeit besitzen, daher nicht zu arbeiten brauchen und den ärztlichen Vorstellungen allerhand Standesgründe entgegenzusetzen wissen.

Splint nennt man bei holzigen Gewächsen den äußern, zunächst unter der Rinde liegenden Theil des Holzes, welcher weicher, lockerer, leichter und blässer ist als der innerste Theil des Holzes oder das Kernholz. Manchmal ist zwar der Unterschied in der Färbung zwischen Splint und Kernholz nicht gerade groß, in andern Fällen aber wieder sehr bedeutend, indem Splint mehr oder minder weiß oder gelblich erscheint, das Kernholz aber schwarz, oder roth gefärbt ist. Da der Splint lockerer und weicher ist, so ist er auch von geringerer Dauer als das Kernholz.

Splügen, ein Berg der Lepontischen Alpen im schweizer. Canton Graubünden, Spitze, Tombenhorn genannt, 9600 F. hoch ist und über welchen eine schöne, zum Theil stein gehauene Straße durch die Via mala genannte schauerliche Thalschlucht des Rhein nach Italien führt. Am nördlichen Fuße des Splügenbergs, sowie an der Splügenstraße liegt der Flecken Splügen mit 500 E. und großen Niederlagen von Kaufmannswaaren. Vom 27. bis 1. Dec. 1800 ging der Marschall Macdonald mit der franz. Reservearmee über den Berg, wobei er durch Lawinstürze viele Menschen und Pferde verlor.

Spohn (Friedr. Aug. Wilh.), deutscher Philolog, geb. 16. Mai 1792 zu Dortmund, erhielt eine classische Bildung seit 1804 in Schulpforte und seit 1810 auf der Universität zu Wittenberg. Nachdem er durch die Abhandlung „De agro Trojano in carminibus Homericis descripto“ (Lpz. 1814) Ruf erworben, habilitirte er sich 1815 in Leipzig, wurde daselbst 1819 Professor der griech. und lat. Sprache, starb aber schon 17. Jan. 1824. Er beschäftigte sich nicht nur mit Kritik und Erklärung der Schriftsteller, sondern auch mit der Entzifferung der Hieroglyphen (s. d.), auf die er durch die Abdrücke der Inschrift von Rosette aufmerksam gemacht wurde. Unter seinen Ausgaben des „Panegyricus“ des Isokrates (Lpz. 1817), der zwei geographischen Schriften des Nicephorus Blemmida (Lpz. 1818), die er zuerst aus einer pariser Handschrift bekannt machte, ferner der „Opera et dies“ des Hesiodus (Lpz. 1819) sind zu erwähnen die Untersuchungen „De Tibulli vita et carminibus“ (2 Abtheil., Lpz. 1819 fg.) und die „lectiones Theocriteae“ (3 Abtheil., Lpz. 1823—24). Seine die „Satiren“ des Horaz und „Aeniden“ des Virgil betreffenden, meist chronologischen Erörterungen haben Jahn in der Ausgabe des Horaz (2. Aufl., Lpz. 1827) und Wagner in der neuen Bearbeitung des Heyne'schen Virgil (Bd. 1, Lpz. 1830) aus den hinterlassenen Papieren mitgetheilt. Seyffarth (s. d.) vertheilte Alles, was S. in Bezug auf ägypt. Sprache und Literatur hinterließ, in dem Werke „De lingua et literis veterum Aegyptiorum“ (Lpz. 1825).

Spohr (Louis), einer der größten unter den lebenden Tonkünstlern und Tonsetzern, geb. zu Braunschweig 5. April 1784, der Sohn eines Arztes, hatte im Violinspiel den Violinisten Maurer zum Lehrer und entwickelte sehr schnell sein großes Talent für die Tonkunst. Er trat als Kammermusikus in die Dienste des Herzogs von Braunschweig und begleitete dann seinen zwei- und dreizehnenjährigen Bruder, den Violinspieler Carl, mit herzoglicher Unterstützung auf dessen Reise nach Rußland. Im J. 1804 machte er Kunstreisen in Deutschland, Frankreich, Italien und erwarb sich bald den verdienstvollen Ruf als erster Violinvirtuose seiner Zeit, sowie die von ihm selbst geschriebenen Violinconcerte schon damals als Meisterwerke der Composition anerkannt wurden. Indessen wurde er 1805 herzogl. Concertmeister in Gotha und schrieb dort mehrere Quartetten, Quintetten, Concerte für Violinen, Concerte für Violine und für Clarinette, Sonaten und Potpourris für Violine und Harfe, Ouverturen, mehrere Sammlungen sehr schöner Lieder, das Oratorium „Das letzte Gericht“ und die Opern „Atruna“ und „Der Zweikampf der Geliebten“. Im J. 1813 wurde er als Kapellmeister nach Wien, wo er zur Zeit des Congresses großes Aufsehen erregte, für seine geniale Oper „Faust“, die Cantate „Das befreite Deutschland“, sein berühmtes Octett, Ronett, sowie mehrere seiner schönsten Quartetten schrieb. Hierauf übernahm er 1817 die Stelle als Musikdirector beim Theater zu Frankfurt a. M., wo er unter Anderm seine beliebte Oper „Semire und Azor“ (1818) schrieb, die voll des tiefsten und rührendsten Ausdrucks ist. Im J. 1819 ging er nach London, von der dortigen Philharmonischen Gesellschaft berufen, für die er auch seine zweite große Symphonie schrieb, welche von da an stets ein Liebling des londonischen Publicums geblieben ist. Nach der Rückkehr aus England hielt er sich in Dresden auf, bis im Neujahr 1822 dem Rufe als Hofkapellmeister nach Kassel folgte. In dieser Periode hat er nicht nur seine schönsten Instrumentalstücke, Concerte, Quartetten, Quintetten, Doppelquartette (die bis jetzt einzigen dieser Gattung) und mehrere große Symphonien (darunter eine Doppel-symphonie für zwei Orchester) geschrieben, sondern sich auch mit besonderer Liebe der dramatischen Musik zugewendet. Seine Oper „Jessonda“ (1823) fand weit und breit den größten Erfolg, und in ihr ist sein edler Stil am vollendetsten ausgebildet. Seine weiteren Opern, „Der Berggeist“ (1825), „Pietro von Abano“, „Der Alchymist“ und „Die Kreuzfahrer“ (1824), obgleich jener in keiner Hinsicht nachstehend, fanden im Ganzen weniger Verbreitung, wurden jedoch allenthalben, wo sie zur Aufführung kamen, ebenfalls mit dem gerechtesten Beifall aufgenommen. Von vielen Kennern wird „Pietro von Abano“ als die effectreichste und interessanteste von S.'s Opern erklärt. In den „Kreuzfahrern“ schlug er eine neue Richtung ein, in der er mit Beseitigung mancher Übelstände der Opernmusik ein musikalisches Drama im vollen Sinne des Wortes zu schaffen suchte. Nicht minder hat er sich in seinen großen Oratorien „Die letzten Dinge“, „Des Heilands letzte Stunden“ und „Der Fall Babylons“ als Meister der geistlichen Musik bewährt. Letzteres, das größte und gewaltigste von allen, schrieb er 1826 für ein großes engl. Musikfest, wo es mit beispiellosem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Überhaupt hat S. in England die allgemeinste Anerkennung gefunden, wie er denn selbst den stets sich wiederholenden Einladungen dorthin zur Leitung seiner Oratorien, Symphonien, Opern u. s. w. mehrmals Folge geleistet hat.

Spoleto, die Hauptstadt der gleichnamigen Delegation (53 $\frac{1}{2}$ QM. mit 125000 E.) im

Kirchenstaate, an der Mareggia, auf einer Anhöhe, eine alte, schmutzige Stadt mit zum Theil steilen Straßen, ist reizend gelegen und bietet eine höchst malerische Aussicht. Sie ist der Sitz des Delegaten und eines Bischofs, zählt 8000, mit den dazu gehörigen Landgütern 14000. Sie wird durch das Castell La Rocca, mit Überresten von cyklopischen Mauern, beschützt und hat ansehnliche Paläste, eine schöne Kathedrale und 22 andere Kirchen, sowie viele Klöster und andere geistliche Stiftungen, eine sehr hohe Brücke über die Mareggia und eine merkwürdige Wasserleitung, die, 970 F. lang, über eine 335 F. tiefe Kluft führt. Außerdem hat sie noch eine Menge Überreste aufzuweisen, die ihre frühere Bedeutsamkeit bekunden, darunter die Reste eines röm. Theaters und von Tempeln der Concordia, des Jupiter und des Mars, sowie des vom König Theodorich erbauten Palastes. Im Alterthume war Spoletium eine der mächtigsten Städte Umbriens und wurde 240 v. Chr. eine röm. Colonie mit den Rechten eines Municipiums, bekannt durch die standhafte Vertheidigung gegen Hannibal nach dessen Sieg am Trasimenischen See 217, weshalb noch jetzt ein Bogen in der Stadt Porta d'Annibale oder ein anderer Porta della Fuga heißt. Von den Gothen wurde die Stadt zerstört, durch Karl aber wieder aufgebaut. Während der longobard. Herrschaft in Italien erhob sie sich zum Herzogthum, das am Ende des 9. Jahrh. einen Theil des alten Picenum, das Sabinerland und dem Haupttheile Umbrien, den nördlichen Theil des jetzigen Abruzzo und einen Theil des Kirchenstaats begriff. Wenn von einem zweiten Herzogthume S. die Rede ist, so ist darunter den Griechen entriessene Mark Camerino zu verstehen, die dann Mark Fermo hieß. Die Franzosen nahmen später den Markgrafentitel an. Durch Kaiser Heinrich II. kam das Herzogthum Toscana. Später bildete sich aus dem Herzogthum S. die Mark Ancona, deren Grafen bis 1267 die ganze Mark unter ihrer Botmäßigkeit hatten. Seit dem 13. Jahrh. gehörte es zu dem Kirchenstaate, nachdem die Päpste schon frühzeitig als Herren desselben sich geltend gemacht hatten.

Spolien (spolia) hießen bei den Römern die Waffen und die Rüstung, die der Soldat von erschlagenen Feinde abnahm und die er dann entweder in dem Tempel eines Gottes, dem er sie weihte, oder als ein werthes Zeugniß seiner Tapferkeit im eigenen Hause aufhing. Besonders berühmt sind die *spolia optima*, die Rüstung des getödteten feindlichen Feldherrn, und nach der gewöhnlichen Meinung die vom röm. Feldherrn selbst erbeutete, wogegen Plinius gezeigt hat, daß sie jeder Soldat erbeuten konnte, daß sie aber, nachdem das Heer in Schlachtordnung gestellt war, zuerst, bevor andere Spolien genommen waren, erkämpft sein mußten. Unter ihnen selbst schied ein altes Gesetz drei Classen; die herrlichsten waren die der ersten, die in dem kleinen Tempel aufgehängt wurden, den Romulus auf dem Capitol zu dieser Bestimmung dem Jupiter Feretrius erbaute, nachdem er Alron, den König der Cäninenfer, getödtet hatte. Nur noch zwei Römern glückte es nach ihm, solche Spolien zu weihen, dem Aulus Cornelius Cossus, als er 428 den Vesperterkönig Tolumnius, und dem Marcus Claudius Marcellus, als er 222 den König der gallischen Insubrer, Viridomar, bei Clastidium getödtet hatte.

Spondeus heißt ein aus zwei langen Silben (— —) bestehender Versfuß, der anfänglich bei den Sponda oder Libationen der Griechen, wobei man eine langsame und ernste Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Daktylus (f. d.) abwechselnd im Hexameter (f. d.) angewendet wurde. Gehäufte Spondeen im Hexameter finden aber nur dann ihre wahre Wirkung, wenn sie durch ihren feierlichen Gang zugleich die Schwere und Würde des Gedankens poetisch ausdrücken sollen. Auch dürfen dann nicht die Wort- und Versfüße zusammenfallen, in dem bekannten Verse des Ennius: Sparsis hastis longis campus splendet et horret. weilen geschieht es auch, daß an der fünften Stelle des Hexameters, die den letzten vollständigen Fuß bildet, den jede Versart möglichst rein zu erhalten suchte, statt des regelmäßigen Daktylus ein Spondeus eintritt, und zwar aus demselben Grunde, um dem Ganzen einen ernsten und feierlichen Ton zu geben. Ein solcher Hexameter wird dann Spondiacus oder Spondaicus genannt.

Sponheim, eine ehemals reichsunmittelbare Grafschaft im Oberrheinischen Kreise, zerfiel in die vordere und hintere Grafschaft. Als deren Besitzer, die Grafen von S., 1437 erlosch, fiel die Grafschaft an Baden und Kurpfalz, die sich darein 1776 theilten. Im J. 1801 fiel die Grafschaft an Frankreich und 1814 an Preußen, von welchem sie 1817 an den Großherzog von Oldenburg abgetreten wurde, wo sie jetzt zum Fürstenthum Birkenfeld (f. d.) gehört. Der Großherzog Ludwig 1819 die Integrität Badens feststellte und seinen inmorganatischen Ehe erzeugten Sohn Leopold zu seinem Nachfolger bestimmte, machte Baiern wegen der Grafschaft S. Ansprüche an Baden, die jedoch keinen Erfolg hatten. Vgl. „Über die Ansprüche der Krone Baiern an Landestheile des Großherzogthums Baden“ (Manh. 1828).

sponsalien oder Verlöbniſſe heißen die Verträge, wodurch die künftige Vollziehung einer zwischen zwei bestimmten Personen festgesetzt wird. Da Verlöbniſſe Verträge sind, so sind sie nur von solchen Personen, die das Recht und die Fähigkeit haben, Verträge einzugeſchloſſen werden. Dagegen ſind die Verlöbniſſe minderjähriger Personen, auch ohne des mündlichen Willen, wenn die betreffenden Personen die Mannbarkeit erreicht haben, und auch Verträge der unter väterlicher Gewalt ſtehenden Söhne und Töchter, wenn der Vater eintritt, gültig. Betrug, Gewalt und Furcht machen jeden Vertrag, also auch jedes Verlöbniß, ungültig. Auch der Irrthum kann, wenn er die Person betrifft, die Sponsalien ungültig machen. Verbindlichkeit der Verlöbniſſe wird gegenseitige Einwilligung, welche ſowol mündlich als ſchriftlich oder auch durch Handlungen erklärt werden kann, erfordert. Indessen ſind durch manche ſpecialgeſetze Feierlichkeiten, ſowie andere Bedingungen vorgeschrieben, die zur Gültigkeit Sponsalien beobachtet werden müſſen. Die nach den Vorſchriften ſolcher Geſetze vollzogenen Verlöbniſſe heißen öffentliche (*sponsalia publica*), die ohne Beobachtung der vorgeschriebenen Feierlichkeiten geſchloſſenen aber heimliche (*sponsalia clandestina*). Die letztern ſind an ſich ungültig, an andern bloß ſtrafbar. Aus dem öffentlichen Verlöbniß entſpringt Verbindlichkeit zur Eingehung der Ehe. Der ſich weigernde Theil kann nach gemeinem Rechte dazu gerichtlich gezwungen werden. Doch iſt dieſe Zwangsklage als der Ehe unwürdig in den deutſchen Staaten in neuerer Zeit aufgehoben worden.

Spontaneität heißt Selbſthätigkeit und wird einem Dinge dann beigelegt, wenn die Bewegungen und Thätigkeiten deſſelben nicht von einer außer ihm befindlichen Urſache abgeleitet werden, ſondern in ihm ſelbſt entweder wirklich liegen oder zu liegen ſcheinen. Die gemeine Meinung findet daher Spontaneität vorzugsweiſe in den Gebieten des organiſchen und des animalen Lebens. Mit beſonderer Beziehung darauf, daß die Urſachen des Willens in dem Willen ſelbſt liegen, wird Spontaneität oft geradezu als gleichbedeutend mit Freiheit genommen. Die Psychologie hat bisweilen, wie namentlich in der Kant'schen Schule, ein großes Gewicht auf die Unterſcheidung Deſſen gelegt, was in unſerm geiſtigen Leben auf Selbſthätigkeit beruht, und Deſſen, was auf die Empfänglichkeit (Receptivität) für äußere Eindrück zurückzuführen iſt, und da wurden Sinnlichkeit und Trieb als Receptivität, Verſtand, Vernunft und Wille als Spontaneität bezeichnet.

Spontini (Gaſparo), einer der ausgezeichnetſten Operncomponiſten, wurde zu Jeſi im Königreiche Neapel 17. Nov. 1778 geboren. Nachdem er die erſten Anfangsgründe der theoretiſchen Muſik unter Martini zu Bologna und unter Boroni zu Rom erlernt, trat er in ſeinem 13. J. in das Conservatorio della Pietà zu Neapel, welches Sala und Traetta leiteten. Im 17. J. componirte er die Opera buffa „I puntigli delle donne“, welche großen Beifall fand. Ermuntert durch, ließ er in den nächſtfolgenden Jahren eine Reihe von Operncompositionen ernſtlichen Inhalts, ſämmtlich aber im ital. Stile, folgen. Dann ging er nach Paris, das ihn durch ſeine „Finta filoſofa“ (1804) kennen lernte. Hier ſetzte er 1805 die Operette „La maison“, welche des Textes wegen durchfiel; ferner die kleine Oper „Julie, ou le pot de chambre“ und die Oper „Milton“, die mit vielem Beifall aufgenommen wurde. In ſeiner großen Oper „Die Veſtalin“, die außerhalb Italien ſeinen Ruf gründete, nahm er einen neuen Stil an und wählte ſich Glück zum Vorbilde in Hinſicht auf die Einfachheit des Geſangs und ſuchte ſymphoniſche Charakteriſtik deſſelben mit den Effecten einer reichen Inſtrumentirung und einer Modulation zu vereinigen. Er übergab der Kaiſerin Joſephine 1807 die Partitur ſeiner Oper, und ſie erhielt den zehnjährigen Preis von 100000 Livres, den die öffentliche Stimme eigentlich Refueur's „Barden“ zutheilte. Die Richter rühmten das Feuer und die Pracht der glänzenden Compositionen; ein größerer Lohn wurde ihm aber durch das Staunen der Pariſer Muſikwelt über dieſes Kunſtwerk. Im J. 1809 erſchien ſeine Oper „Ferdinand Corſaire“, den Ruhm der „Veſtalin“ nicht erhielt und 1824 vom Componiſten ſelbſt ſchon in einer andern Geſtalt auf die Bühne gebracht wurde. Die laue Aufnahme, die 1819 ſeine Oper „L'opéra“ in Paris fand, beſtimmte ihn, einem Rufe nach Berlin zu folgen. Der „Olympia“ in Berlin, die Opern „Nurmahal“ (1822), „Alcibor“ (1825) und endlich „Agnes von Hohenheim“ (1837); doch jede dieſer Opern ſtand eine Stufe tiefer als „Die Veſtalin“. Überhaupt kann man bemerken, daß ſie nur durch Aufbietung aller künſtlichen und mechanischen Effecte auf der Bühne ſich zu erhalten im Stande waren. Als umſichtiger und feuriger Director fand er in Berlin allgemeine Anerkennung. Weniger war dieſes der Fall in Hinſicht auf ſeine überſtülpte Wirkſamkeit als Generalmuſikdirector, ſodaß es ſeinen Gegnern endlich gelang,

ihn 1842 zu verdrängen. Seitdem lebte S. theils in Paris oder in der Nähe auf seinem Landsitze La Muette, theils in Italien, wurde vom Papste zum Grafen von St.-Andrea ernannt und starb 14. Jan. 1851 zu Majolati unfern seiner Geburtsstadt.

Sporaden, d. i. die zerstreut liegenden, nämlich Inseln, werden im Gegensatze zu den Cycladen (s. d.) diejenigen Inseln des griech. Archipelagus genannt, welche an der Küste Kleasiens liegen. Die alten Griechen bezeichneten im engern Sinne mit diesem Namen nur die in dem ihnen das Ionische Meer genannten Gewässer gelegenen Inseln von Rhodus bis Chios, nämlich Rhodus, Karpathos, Kasos, Chalcia (jetzt Charki), Syme (jetzt Symi), Telos (jetzt Telos oder Piscopia), Nisghos, Syrenä (jetzt Tzerni), Kos oder das jetzige Stanchio, Kalymnos, Lynthos (jetzt Levitha), Leros, Lepsia (jetzt Lipso), Pathmos oder Patmos, Ikaria (jetzt Ikaria), Samos und Chios; im weitern Sinne aber auch die nördlicher folgenden Inseln: Lesbos oder das jetzige Ipsara, Lesbos und Tenedos, wogegen sie Samothrake, Lemnos und Imbros nie zu den Sporaden rechneten. Sämmtliche Sporaden sind vulkanischen Ursprungs und tragen das Gepräge desselben in den Formen und Arten der Berge, mit denen sie alle bedeckt sind, mehr oder minder deutlich an sich. Die Gebirge erreichen zwar keine große absolute Höhe, erscheinen aber wegen der theilweise ausgezeichneten Form ihrer Gipfel und der Meeresnähe dennoch ganz bedeutend. Im Allgemeinen kommen sie hinsichtlich ihrer natürlichen wie ethnographischen Beschaffenheit ganz mit der benachbarten Küste Kleasiens überein. Diese sind sie überall reich von der Natur ausgestattet, wo es nicht an Bewässerung fehlt, was freilich an vielen Stellen stattfindet. Alle diese Inseln sind im Besitze der Türkei. Neuere Geographen nennen dieselben auch die Ost-Sporaden zum Unterschiede von den zum Königreich Griechenland gehörigen Nord-Sporaden, d. i. den Inseln Skyro, Chelidromi, Skopela, Euboia u. a., die nordöstlich von Euböa in einer Gruppe beisammenliegen, und von den Süd-Sporaden, d. i. den unmittelbar vor der Küste des griech. Festlandes zerstreut liegenden Inseln Salamis oder Koluri, Agina, Hydra, Spezzia und einigen andern.

Sporadisch (griech.), d. h. zerstreut, nennt man in der Medicin das Vorkommen von Krankheiten in einzelnen Fällen, im Gegensatze zur Epidemie (s. d.). Auch ausserdem wird das Wort öfter gebraucht, um das vereinzelte Vorhandensein eines Gegenstandes anzudeuten.

Sporen oder Keimkörner (Sporae) heißen bei den kryptogamischen oder blütenlosen Pflanzen diejenigen Fortpflanzungskörper, welche mit den Samen der Phanerogamen oder Blüthpflanzen verglichen werden können, indem sie nach dem Hervortreten aus der Mutterpflanze längere oder kürzere Zeit im Zustande der Ruhe verharren und sich dann beim Vorhandensein der nöthigen Bedingungen zu einer neuen Pflanze entwickeln. Von den Samen der Blüthpflanzen sind sie jedoch sehr verschieden, da sie stets nur aus einer einzigen Zelle bestehen, da sie eine Anlage zur künftigen Pflanze (einen Keim) nicht enthalten können, und da sie in der Entstehung vielmehr mit der Bildung der Körnchen des Blütenstaubs in den Staubbeuteln der Blütenpflanzen übereinkommen. Trotzdem daß sie sehr klein, meist staubförmig und nur aus einer einzigen Zelle gebildet sind, so bleiben sie doch oft lange, ja selbst viele Jahre hindurch lebensfähig, wie bei den Farnkräutern und zum Theil bei den Algen. Entweder befinden sie sich nicht zu mehreren in einer gemeinschaftlichen Hülle, oder sie sind in einer fruchtähnlichen Hülle, welche im Allgemeinen als Keimkornbeutel (Sporangium) bezeichnet wird, zusammen vereinigt.

Sport, Spiel, Unterhaltung, heißt im Englischen namentlich eine solche Belustigung, die den Freien vor sich geht, als die Jagd, die Fischerei, das Wettrennen u. s. w. Die Vorliebe für dergleichen Vergnügungen ist ein eigenthümlicher Zug des engl. Nationalcharakters, der sich am stärksten in den höchsten als in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft entwickelt findet. Der Sport hat daher seine ursprüngliche Bedeutung eines bloßen Zeitvertreibs erweitert und sich zu einer Art höherer Kunst und Wissenschaft gestaltet, die mit Eifer gepflegt wird und deren Kenntniß zur Ausbildung eines vollendeten Gentleman unentbehrlich ist. Die auf die verschiedenen Fächer derselben bezügliche Literatur ist äußerst umfangreich, und es gibt mehrere, ihr ausschließlich gewidmete Zeitschriften, von denen das „Sporting magazine“ die bedeutendste sein mag.

Sporteln ist aus dem lat. Worte sportula entstanden, d. i. ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik Denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen sein konnten, ihren Antheil an Speisen nach Hause schickte, welche Gabe nachher unter der gleichen Benennung in Geld verwandelt wurde. — **Sporteltaxe** nennt man die gesetzliche Taxe oder Schenkung über Das, was dem Richter für jede gerichtliche Handlung oder dem Advocaten für seine Arbeit und Bemühung zukommt.

Spottvogel oder Spottdroffel, s. Droffel.

Sprache in weitester Bedeutung heißt jederlei Äußerung geistiger Zustände durch sinnlich wahrnehmbare Zeichen. Hiernach fallen unter diesen Begriff auch die unvollkommenen Weisen der Mittheilung, wie Geberden-, Mienen-, Augen-, Fingersprache u. dgl., welche die gesprochene Sprache oder die Rede theils ergänzend und verstärkend begleiten, theils deren Stelle als Nothhelfer vertreten. Ebenfalls nur in übertragener Bedeutung versteht man unter Sprache die Äußerung von Regungen des Seelenlebens mittelst der Stimme, und nur in diesem Sinne kann man von einer Sprache der Thiere reden, mit deren Erforschung der Franzose Dupont sich viel beschäftigt hat. In engerer, eigentlicher und hier allein in Betracht fallender Bedeutung ist Sprache die Äußerung von Gedanken durch artikulirte oder gegliederte Laute, einer der wesentlichsten Vorzüge des vernünftigen Geschöpfes, des Menschen. Und zwar nennt man Sprache in diesem Sinne sowohl die Thätigkeit selbst, das Erzeugen und Hervorbringen zum Gedankenausdruck dienenden artikulirten Laute, als auch das Ergebniß dieser Thätigkeit, das Erzeugte, die Gesamtheit der überhaupt der ganzen Menschheit oder insbesondere einem einzelnen Volke für den Ausdruck seiner Vorstellungen zu Gebote stehenden Lautgebilde, Formen und Verbindungen.

Schon frühzeitig, bereits im griech. Alterthume, ward die Frage nach dem Ursprunge der Sprache aufgeworfen und nach der Mitte des 18. Jahrh. mit erneutem Eifer behandelt. Man hielt die Sprache entweder für eine Erfindung des menschlichen Verstandes oder (und sogar unter Berufung auf die Bibel), wie noch 1766 Süßmilch („Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe“), für ein unmittelbares Geschenk der Gottheit. Herder in seiner berühmten Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache“ (Berl. 1772) verwarf mit Recht beide Ansichten und sprach es zuerst aus, daß die Sprache der menschlichen Natur nothwendig und wesentlich angehöre, auf eine zuvorig natürlich und geistig freie Weise aus derselben erzeugt worden sei. Aber eine wirkliche Einsicht in das Wesen der Sprache war damit noch keineswegs gewonnen, vielmehr faßte Adering (im „Mithridates“, 1806) die Erscheinung noch so äußerlich und rein mechanisch, daß er behauptete, die verschiedenen Sprachen seien alle auf einerlei Art angelegt und nur nach der erreichten Stufe auf derselben geradlinigen, von den einsilbigen Sprachen Ostasiens zu den mehrsilbigen Europas aufsteigenden Entwicklungsbahn verschieden. Doch schon Eichhorn gab in Deutschland den ersten Anstoß einer genealogischen Gruppierung, indem er die hebr. Sprache mit ihren Verwandten unter dem Namen Semitische Sprachen zusammenfaßte; und Fr. Schlegel schied 1808 („Über die Sprache und Weisheit der Indier“) flexionslose, affigirende und affigirende Sprachen und nannte diejenigen der ersten beiden Classen unorganische, die der dritten organische. Mit dem Worte Organismus (s. d.) war nun freilich ein richtiger Ausdruck gefunden, aber zunächst auch noch nicht viel mehr als eben ein Ausdruck. Kurz darauf verschaffte Opp (s. d.), dessen Bestrebungen sich Pott (s. d.) erweiternd und fördernd angeschlossen, während Grimm (s. d.) in ähnlicher, aber chronologisch bedingter Weise das Gebiet eines besondern Gliederigen Volkes, des germanischen, durchforschte, durch die Schöpfung der vergleichenden Grammatik nicht nur der Sprachwissenschaft überhaupt eine feste und breite Grundlage, sondern hob auch zugleich, mit tieferer Einsicht, hauptsächlich die Technik der Sprache hervor, die- jenigen Mittel, durch welche die Sprache Ausdrücke für die verschiedenen Beziehungen erzeugt. Endlich zeigte Wilh. von Humboldt (s. d.), dessen Betrachtungsweise hauptsächlich auf die Eigenthümlichkeit und Berechtigung des Individuums, des Einzelwesens, gerichtet war, daß jede Sprache zwar ein Ausfluß der menschlichen Natur überhaupt sei, aber zugleich auch einen besondern Organismus für sich bilde, der die Eigenthümlichkeit des sie redenden Volkes getreu widerspiegeln und seinerseits wieder auf die Entwicklung dieses Volksgeistes bestimmend zurückwirke. Derselbe lehrte auch, daß die Sprache zwar durch die Beschaffenheit des lautlichen Artikulationsvermögens bedingt werde, aber noch mehr durch die innere formgebende Thätigkeit des Geistes, die ebenfalls so sehr eine artikulirende sei, daß selbst der von der lautlichen Artikulation gänzlich ausgeschlossene Taubstumme aus der sichtbaren Bewegung der Sprachwerkzeuge und aus der Buchstabenschrift zum wirklichen Verständniß der Artikulation, ja sogar zu ihrer freien Ausübung gelange, indem er alphabetisch lesen, schreiben und sogar sprechen lerne. Humboldt's Forschungen und Entdeckungen noch klarer zu entwickeln, fester zu begründen und weiter fortzuführen, hat in den letzten Jahren besonders Steinthal mit Erfolg unternommen. Die Sprachwissenschaft W. von Humboldt's“, Berl. 1848; „Die Classification der Sprachen“, Berl. 1850; „Der Ursprung der Sprache“, Berl. 1851).

Nach solchen im Verhältniß zu dem geringen Alter dieser Art von Sprachforschung bei bedeutenden Vorarbeiten lassen sich die Aufgaben schon deutlicher erkennen, von deren Be-
 richtigung die Einsicht in das Wesen der Sprache und der Sprachverschiedenheit abhängt. (Scheinen in der Hauptsache auf Folgendes hinauszulaufen: 1) Erkenntniß des Zusammenhanges der Sprache mit dem Geiste; 2) Bestimmung des Verhältnisses der Sprache zum Denken; 3) Erkenntniß des Verhältnisses der einzelnen Sprachen zu dem allgemeinen Sprachwesen, bei die Fragen in Betracht kommen: In welchem Momente der Sprache liegt die Verschiedenheit? wie wird sie möglich und nothwendig? wie groß kann sie sein? und endlich 4) Darlegung der Sprachverschiedenheit in ihren Formen oder erschöpfende Classification der Sprachen. Diese und ähnliche Fragen sind eben kaum erst überhaupt aufgeworfen, noch nicht mit der Strenge gesichtet und in scharfer Fassung hingestellt worden, geschweige daß sie entscheidende Lösung schon nahe geführt wären. Von Seiten der Psychologie ist noch gar wenig für sie geschehen und die Physiologie hat aus wiederholten, ebenso gründlichen als scharfsinnigen Untersuchungen doch nur erst theilweise sichere Ergebnisse gewonnen.

Den in die äußerliche Erscheinung tretenden Theil der Sprache, den Laut, haben nach Kerpelen (s. d.) und Chladni („Über die Hervorbringung der menschlichen Sprachlaute“ Gilbert's „Annalen der Physik“, Bd. 76, 1824) besonders Johannes Müller, Rapp („Versuch einer Physiologie der Sprache“, 4 Bde., Stuttg. und Lüb. 1836—41), Windseil („Handlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre“, Hamb. 1838) und Heyse („System der Sprachlaute“ in Höfer's „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache“, B. Greifsw. 1853) untersucht. Der Laut ist ein dynamisch erzeugter Schall, d. h. ein Schall selbstthätige Lebensäußerung des thierischen Organismus. Der Sprachlaut entsteht durch Verarbeitung der vom Kehlkopf erzeugten Stimme vermittelt der über dem Kehlkopfe gelegenen Theile, als der Mundhöhle, des Gaumens, der Zunge, Zähne, Lippen und Nase. Durch die große Zahl der mitwirkenden Theile, durch die Mannichfaltigkeit ihrer gegenseitigen Stellungen und durch die Abstufung des Windes wird eine fast unbegrenzte Menge von Lauten und Lautverbindungen möglich, die sich weder sämmtlich durch irgend welche Schrift bezeichnen noch auch selbst physiologisch vollständig beobachten lassen, letzteres schon deshalb nicht, weil viele der betreffenden Organe sich bei ihrer Mitwirkung gänzlich dem Blicke entziehen. Kein Mensch bringt alle möglichen Laute zur Anwendung, vielmehr hat jeder Einzelne sowie jedes Volk seine eigenthümliche Gebrauchsweise der Stimmwerkzeuge, benutzt gemäßen einen Theil seiner Stimmwerkzeuge mit Vorliebe. Der wesentliche Unterschied des Sprachlauts von andern Lauten, als von Thierlauten, Schreien, Lachen u. dgl., besteht darin, daß er artikulirt, geformt, begrenzt ist; und zwar ist diese Begrenzung sowohl eine in seinem inneren Wesen begründete, bedingt durch seinen eigenthümlichen Gehalt, worauf seine Sonderung in bestimmt unterscheidbare Arten und Individuen beruht, als auch eine von außen gegen welche wiederum bedingt wird, theils körperlich, durch die wechselseitig einander begrenzenden Laute in der Lautverbindung, theils geistig, durch die vernünftige Willenskraft des Sprechenden, welche die Dauer des Hauch- oder Stimmlauts, wodurch die Lautverbindung erst zu ihrer Bedeutung gelangt, nach freiem Belieben ausdehnen oder aufheben kann. Sonach beruht bis in die einfachsten Elemente des Sprachkörpers durchdringende Artikulation wesentlich auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lauts zu nöthigen und sowohl die substantiellen Elemente des Lauts, Stoff, Form und Gewicht, als auch die accidentellen, Quantität und Ton desselben seinem Zwecke dienstbar zu machen.

Das nähere Verhalten des Geistes zur Sprache aber erklärt die Sprachwissenschaft von ihrem gegenwärtigen Standpunkte im Wesentlichen folgendermaßen. Hat der zum Bewußtsein gedeihende Geist einen Eindruck, eine Anschauung empfangen, so regt sich unmittelbar und instinctiv das Bedürfniß, jene seine Anschauung ihm selbst vorzustellen, und zu diesem ersten der Thätigkeit des Geistes tritt ebenso unmittelbar das Bedürfniß des zweiten, diese selbstgeschaffene Vorstellung auch festzuhalten: letzteres aber geschieht durch irgend ein äußerlich hervortretendes Zeichen, und zwar besonders durch einen instinctiv hervorbrechenden Laut, der artikulirt, d. h. ein begrenzter und in sich einiger wird, weil auch die Vorstellung eine begrenzt und in sich einige ist. Es ist mithin die Sprache das instinctartige, im geschlossenen und gebundenen Laute zur Äußerung gelangte Selbstbewußtsein der Anschauung. Und weiter, wenn der Geist mit vorgeschrittenem Bewußtsein zur Begriffsbildung gelangt ist, so verfährt er mit den Begriffen gerade wieder ebenso wie zuvor mit den Anschauungen, sodaß die Sprache wieder

ngen und Begriffe rein als solche, sondern stets nur die Vorstellung derselben ausdrückt, folglich die Geschichte der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vorstellungen ist. Es ist also die Sprache zwar mit dem Denken aufs innigste verbunden, aber sie ist nicht mit ihm identisch, fällt nicht gleichhin mit demselben zusammen; vielmehr ist in der Sprache ein Dreifaches zu unterscheiden: 1) der Denkinhalt, welcher durch die Anschauungen und Begriffe dargeboten wird, 2) der Laut oder äußerliche Element überhaupt und 3) die Thätigkeit der Zusammenfassung jener beiden Elemente, das Vorstellen des Denkinhalts im Laute, nach bestimmten, der Sprache eigenthümlichen Gesetzen. Dieses Dritte, was Humboldt die innere Sprachform nennt, ist die eigentliche Seele der Sprache, der innere Grund ihres Lebens und ihrer Gestaltung. Ferner aber ist keines dieser drei Elemente in sich unwandelbar. Das Denken erfolgt zwar nach ewigen, für jeden Menschen gleich streng geltenden Gesetzen, aber die Art und Weise ihrer Ausübung ist ebenso verschieden, wie die gleich strengen Gesetze des körperlichen Organismus in jedem einzelnen menschlichen Körper abweichende Erscheinungen zeigen; darum denkt der Eine rascher, der Andere langsamer, der Dritte tiefer u. s. w. Ferner sind ebenso die körperlichen Lautorgane für alle Menschen im Wesentlichen dieselben und doch bei jedem einzelnen eigenthümlich beschaffen und von ihm eigenthümlich gebraucht. Und endlich ist eine bedeutende Mannichfaltigkeit in der Art und Weise, wie Jeder seine Anschauungen sich zur Vorstellung bringt. Zu jedem eigenen Wesen begründeten Wandelbarkeit jedes dieser drei Elemente tritt nun noch ein drittes: ihr gegenseitiger Einfluß aufeinander. Die Vermittelung der Vorstellung mit dem Laute wird nämlich wesentlich bedingt durch die eigentliche Beschaffenheit der eben zur Verfügung stehenden Laute, und die also bedingten Vorstellungen wirken wiederum auf die Ausbildung des Denkinhalts zurück, und umgekehrt. Endlich macht noch ein doppelter äußerlicher Einfluß geltend auf diese Wandelbarkeit. Sobald die Sprache durch den Laut in die Erscheinung tritt, fällt sie in das Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung für den Sprecher sowohl als für den Angesprochenen. Vernommen wird sie zwar freilich zunächst durch das Ohr, aber bei dem organischen Zusammenhange aller Sinne wirken sofort auch alle Sinne mit, und rechen auf die weitere Gestaltung des Lautes sowohl wie der durch diesen wiederum bedingten inneren Sprachform und bis zurück auf den Denkinhalt. Und da der Angesprochene nicht bloß vernehmen, sondern auch verstehen soll, muß der Sprechende sich so richten, daß sein Laut als auch Vorstellung zugleich nach der gesammten Befähigung des Angesprochenen wirkt. So wird neben und in der Beharrlichkeit zugleich eine Mannichfaltigkeit möglich, die keine andere Grenze hat als die Grenze der menschlichen Befähigung überhaupt.

Dieser Entwicklung folgt, daß die Sprache zwar überall je nach Zeit und Ort in den verschiedensten Elementen begrenzt erscheint, aber zugleich auch in diesem Maße den lebendigen, nie endenden Bestimmbarkeit trägt und mithin ebenso unerschöpflich ist wie der Stoff der Natur, und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden kann. Ist eine einzige sämmtlichen Menschen gemeinsame Sprache nicht nur unmöglich, sondern vielmehr eine Vielheit von Sprachen nothwendig; und zwar werden immer so viele Sprachen entstehen, als es Menschen gibt, die eine und dieselbe Sprache reden, als durch Gemeinsamkeit der Anschauungs- und Denkweise, nebst Dem, was daraus hervorgeht, durch Gemeinsamkeit der Sitte, des Charakters, der Religion u. s. w. zusammengehalten werden, d. h. jedem Volke kommt eine ihm eigenthümliche Sprache zu. Aber selbst diese wiederum erscheint nie in starrer Abgeschlossenheit, sondern sondert sie sich, den Zweigen des Volkes entsprechend, in bezeichnenden Abweichungen in Dialecten (s. d.), und individualisirt sich weiter bis hinab zu den Spracheigenthümlichkeiten der Individuen. Andererseits steht die Sprache eines Volkes zu der oder den Sprachen eines oder mehrerer anderer Völker in einem nähern oder entferntern Verwandtschaftsverhältnisse. Rührt die Verwandtschaft der Sprachen mit derjenigen der leiblichen Abstammung nicht zusammen, und jederzeit nothwendig vollkommen zusammen, weil beide durch verschiedene Ursachen bedingt sind, eine verschiedene Geschichte gehabt haben können. Es rührt also die Verschiedenheit der Sprachen nicht allein oder auch nur vorzugsweise von der äußern Bedingung des abweichenden Lautes her, sondern noch mehr von der Verschiedenheit der inneren Sprachform oder von dem Einflusse der verschiedenen Volksgeister, welches die Lautform mehr oder minder bedingt. Es liegt den verschiedenen Sprachen kein gemeinsames Kategorienschema zu Grunde, sondern nur in der einen zu geringerer, in der andern zu vollständigerer Ausbildung gekommen. Sie bilden keine geradlinig aufsteigende Stufenleiter, sodas sie unter sich nur nach dem Abstände von dem gemeinsamen Anfange oder von der ideellen Vollendung gemessen werden können.

achen in 13 natürliche Gruppen vertheilt. Stoff und Form vermischen seine ersten Gruppen, und zwar: ohne Kategorien und bloß nebensetzend 1) die hinterind. Sprachenfalls ohne Kategorien, aber abwandelnd, theils durch Wortformung Inhaltsungen ausdrückend, theils Beziehung der Wörter durch Präfixe andeutend, theils Nimmungen durch den Wurzeln angefügte Stoffwörter bezeichnend: 2) der malayisch- che Stamm, 3) die Sprache der Kaffern- und Congostämme, 4) Mandschuisch, sch; die Kategorien des Seins und der Thätigkeit scheidend, durch Zusammensetzung rzel mit dem Verbum substantivum oder durch angebildete Endungen: 5) die türk. , 6) der uralische oder finnische Stamm. Stoff und Form sondern seine sieben letzten , und zwar: ohne Unterscheidung von Nomen und Verbum, entweder nebensetzend hinesische; oder einverleibend 8) das Mexicanische; oder vielzusammensetzend 9) die rif. Sprachen; dagegen mit Unterscheidung von Nomen und Verbum, entweder vielan- 10) das Basitische; oder anfügend 11) das Ägyptische; oder endlich beugend, und sol- s mit innerlicher Abwandelung 12) die Semitischen Sprachen, theils mit vollendeter 13) die Indogermanischen Sprachen.

Ursprung aller Sprachen und der schöpferische Zeitraum, in welchem ihre eigenthüm- lichen Formen entstanden, liegt weit hinauf vor jeder historischen Überlieferung. Wie wir chen kennen, von ihren ältesten Denkmälern ab, ist die sinnliche Fülle und Frische ihrer en, wenigstens bei allen indogerman. Sprachen, in einer fast beständigen Abnahme und neue Wortbildungen sind nur noch möglich durch Zusammensetzung oder durch g nach bereits vorhandenen Vorbildern, neue Wurzeln (s. d.) aber werden gar nicht haffen. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der eingetretenen selbständigen Erhe- denkenden Geistes über die sinnliche Naturgewalt, mit welcher jene im Sinnlichen be- ursprüngliche Naturanschauung verschwinden mußte, die den Wörtern ihr Dasein gab, jenwärtig selbst alle Versuche zur Ermittlung jenes ursprünglichen Zusammenhangs Laut, Vorstellung und Anschauung nicht mehr zu sichern Ergebnissen im Einzelnen innen. Andererseits bedarf der denkende Geist auch ein der Sinnlichkeit möglichst ent- Darstellungsmittel, und so wird mit der Befreiung des Geistes von den Banden der eit auch die Entleerung des Wortes von jenen sinnlichen natürlichen Elementen und erwanbelung zu einem frei durch den Geist gesetzten Zeichen seiner Vorstellung und des selben liegenden Begriffs ein Fortschritt der Sprache, die nun an Schärfe und Be- it der Wortbedeutung und an reicher und feiner Ausbildung des syntaktischen Satzge- ndestens ebenso viel gewinnt, als sie von Seiten der Lautform einbüßt. Hierauf beruht idweichen der synthetischen Sprachen und das Hervortreten und Fortschreiten der hen Sprachen. Jene, die synthetischen Sprachen, wie das Sanskrit, das Griechische Lateinische, streben durchaus nach Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse durch Wortformen und besitzen daher eine größere Menge und Mannichfaltigkeit von Wie- ten, eine Fülle von Flexionen. Diese dagegen, die analytischen Sprachen, lösen viele meisten jener Wortformen in ihre Bestandtheile auf, indem sie die Beziehung durch ige Formwörter neben dem Stoffworte darstellen oder doch die mangelhaft gewordenen men durch genauer bestimmende oder umschreibende Hülfswörter, durch Artikel, Pro- Hülföverba und Präpositionen ergänzen. Es zerlegt also die fortschreitende Vergeistli- Sprache den in eine Worteinheit zusammengefaßten Ausdruck der Vorstellung und zziehung wiederum in seine Elemente und stellt das grammatische Verhältniß für sich selbständiges abstractes Formwort dar: statt des zusammenfassenden lat. „amavi“ franz. „j'ai aimé“ eine von dem Stoffworte (aimé) gesonderte Bezeichnung der Person der Zeit (ai). Unter den neuern europ. Sprachen haben diejenigen, welche aus dem älterer Stammsprachen unter Einwirkung fremdartiger Bestandtheile erwachsen, die hen, einen vorzugsweise analytischen Bau, während die german. Sprachen eine Mittel- zwischen diesen analytischen und den synthetischen alten Sprachen einnehmen. Gereicht ittelstellung den german. Sprachen überhaupt zu leicht erkennbarem Vortheile, so ver- : engl. Sprache ihre Überlegenheit gerade dem Umstande, daß sie dem analytischen Prin- licheit weiten Spielraum verstattet hat, ohne sich jedoch ihres synthetischen Grundcha- u begeben.

Mischsprache, die aus unvermittelt nebeneinander gebrauchten Bestandtheilen mehrerer enen Sprachen bestände, existirt als Sprache eines Volkes nicht. Denn Bestandtheile fremden Sprachen werden gewöhnlich nur in verhältnißmäßig unbedeutender Menge auf-

genommen oder, wenn sie zahlreicher eindringen, entweder von der Kraft derjenigen Sprache, welche sie gerathen, so entschieden bewältigt, daß sie sich den Bildungsgesetzen derselben müssen, wie z. B. die roman. Bestandtheile der engl. Sprache durchaus unter die Herrschaft german. Sprachgeistes gefallen sind, oder sie erlangen selbst eine gewisse Herrschaft über die einheimische Sprache, wie in der franz. Sprache die german. Syntax im Allgemeinen der über die römische davongetragen hat. Sogar die sogenannten willkürlichen Sprachen, u. Rothwälsch (s. d.), sind nur in einem Theile ihres Wortvorraths willkürlich, im Ubrigen fügen sie den Gesetzen derjenigen Volkssprache sich, in deren geographischem Bereiche braucht werden. In Rücksicht auf Abstammung und Verwandtschaft unterscheidet man Stamm-, Tochter- und Schwestersprachen. So sind die roman. Sprachen, d. h. die französische, italienische, spanische, provenzalische u. s. w., Tochtersprachen der lateinischen und einander Schwestersprachen; die lat. Sprache ist im Verhältniß zu den romanischen eine Stamm-, im Verhältniß zur griechischen eine Schwestersprache. Lebende Sprachen nennt man diejenigen, welche ganzen Völkern noch jetzt zum allgemeinen mündlichen und schriftlichen Bedienen und mithin noch mannichfaltigen Veränderungen unterworfen sind; todte Sprachen dagegen heißen diejenigen, die, aus dem Gebrauche des täglichen Lebens verschwunden, nur in Schriften erhalten und deshalb abgeschlossen und im Wesentlichen unverändert sind, alt-hebräische, die altgriechische, die lateinische und das Sanskrit. Werden todte Sprachen von Gelehrten vorzugsweise zu philologischen Zwecken erlernt und gehandhabt, so nennt man auch gelehrte Sprachen. Alte oder classische Sprachen heißen im engeren Sinne die griechische und die lateinische. Heilige, Kirchen- oder Cultusprachen sind solche, die nach dem Verschwinden aus dem Gebrauche des gemeinen Lebens für gottesdienstliche Zwecke in Gebrauch geblieben. Die Benennung Kunstsprache bezieht sich eigentlich nur auf die besondern Ausdrucksweisen der verschiedenen Wissenschaften, Künste, Gewerbe u. s. w. für ihre besondern Zwecke. (S. Sprachenkunde; Sprachlehre; Sprachgebrauch.)

Sprachenkunde, die grammatische und lexikalische Kenntniß vorhandener lebender und todter Sprachen, kann nach Zweck und Behandlung sich verschieden gestalten. Soll sie nur eine gewisse Literatur erschließen, damit durch diese Literaturen und, daneben ausbelfend, freilich auch durch wissenschaftliche Betrachtung der betreffenden Sprachen selbst eine Kenntniß von der eigenthümlichkeit und von der Entwicklungsgeschichte gewisser Völker gewonnen werden könne, dann steht sie im Dienste der Philologie (s. d.), wird auch wol selbst formale Philologie oder Philologie schlechthin genannt; wer sie pflegt, heißt Philolog, und je nach ihrem bestimten Zwecke unterscheidet man classische (d. i. griech. und röm.), orient., roman., deutsche Philologien und Philologen. Die philologische Sprachenkunde betrachtet also die Sprachen als Mittel zum Zweck, braucht nicht nothwendig über die wissenschaftliche Kenntniß einer beschränkten Anzahl von Sprachen hinauszugehen, kann sich mit der Methode der belletristischen Grammatik begnügen und gibt zugleich in der Regel den Sprachen mit reicher und gehaltvoller Literatur vor solchen, die nur eine dürftige oder gar keine Literatur haben, entschieden den Vorzug. Wird aber die Sprache selbst als Zweck gesetzt, soll erforscht werden, auf welche mannichfachen Weisen der menschliche Geist seine Gedanken und Vorstellungen in der Sprache ausdrückt, sollen diese verschiedenen Ausdrucksformen nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung erkannt werden: dann wird die Sprachenkunde zur Linguistik, und dem Linguisten fällt die Aufgabe zu, alle vorhandenen Ausdrucksformen aller Sprachen zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, und die wissenschaftliche Behandlung derselben gestaltet sich zur vergleichenden Sprachwissenschaft, auf der die allgemeine und die philosophische Sprachwissenschaft sich aufbauen. Die Sprachwissenschaft aber behält nur noch eine ausbelfende historische Bedeutung, die unter Umständen gering werden kann, daß eine Sprache, die nur wenige gedruckte Bogen, ja gar keine geschriebene Literatur aufzuweisen vermag, doch weitaus den Vorrang behaupten kann vor einer andern, die verhältnißmäßig reicher Literatur. Da nun die Sprache eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Natur, das erste und wichtigste, zugleich aber fortwährend durch die Außenwelt beeinflusst und auf den Sprechenden selbst, sowie auf seine Genossen zurückwirkende Erzeugniß des menschlichen Geistes ist, so beschafft die Linguistik den Stoff, aus dessen wissenschaftlicher Behandlung die bedeutendsten Aufschlüsse sich ergeben über die Entwicklungsgeschichte des Menschen überhaupt und der menschlichen Genossenschaften, der Völker, insbesondere, und letztere nicht nur in Beziehung auf deren Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse, sondern auch auf die gesammten Culturzustände, ihre Religions- und Rechtsbegriffe u. s. w., und auf Das, was die Zustände vorzugsweise verursacht hat, auf ihre eigenthümliche Befähigung zu denken und

beln. Schafft also die allgemeine Sprachenkunde oder die Linguistik zunächst und an sich der Sprachwissenschaft die erforderliche Grundlage, so bildet sie ferner zugleich auch ein höchst wichtiges Hülfsmittel der Ethnographie (s. d.) oder der Völkerkunde im weitern und höhern Sinne. Es hat unglaublich viel Zeit und Arbeit gekostet, ehe man im zweiten Jahrzehnd des 19. rh. zu einer richtigen Einsicht in das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Sprachen und it zur Begründung der Linguistik gelangte; denn die Beseitigung verschiedener hemmender Urtheile war fast noch schwieriger und mühseliger als die Auffindung der Wahrheit selbst. Lange in einer buchstäblichen Auffassung der Erzählungen von der Sündflut, aus welcher Noah mit drei Söhnen errettet worden sei, und von der Sprachverwirrung bei dem Babylonischen Thurmbau, sowie in der Vorstellung von dem göttlichen Ursprunge der Sprache, hatte lange Zeit gar nicht einmal daran gedacht, über die Entstehung der Sprachen überhaupt und ihre Fortbildung Untersuchungen anzustellen, sondern zumeist nur gefragt, welche Sprache ertigtes Geschenk Gottes im Paradiese gesprochen worden sei, worauf die Antwort, je nach Liebhaberei der klügelnden Gelehrten, zu Gunsten der chines., griech., lat., syr., abyssinischen, ischen, schwed. oder gar holl., gewöhnlich aber der hebr. Sprache ausgefallen war. Die etymologischen Versuche liefen deshalb in der Regel darauf hinaus, einzelne Wörter aus einigen Sprachen, der lateinischen, der griechischen und allenfalls noch aus einer oder der andern tischen, von hebr. Wörtern planlos abzuleiten, wobei man entweder bloß nach dem Klange richtete oder willkürliche, höchst abenteuerliche Theorien zu Grunde legte. Auch galt die Gleichung immer nur den Wortstämmen, auf die Formen der Biegung und Ableitung achtete Niemand dabei. Von Sprachen, die über diesen engen Kreis hinauslagen, hatte zwar schon Amigo Viasetta, der Gefährte Magellan's, im ersten Viertel des 16. Jahrh. einige auf seinen gesammelten Proben mitgetheilt, und spätere Reisende folgten seinem Beispiele; aber gelegentliche und zufällige Wörtersammlungen konnten noch gar wenig fördern. Deshalb kam man auf den Gedanken, bestimmte Formeln oder die Wörter für eine bestimmte Anzahl einfachsten Begriffe aus verschiedenen Sprachen zusammenzutragen, und so entstanden eine Reihe von Vaterunfersammlungen und das große für alle Sprachen der Welt bestimmte Wörterbuch Katharina's II. („Linguarum totius orbis vocabularia comparativa“, 2 Bde., Petersb. 1789; 4 Bde., 1790—91). Doch schon Adelung konnte dergleichen mehr nur bloßer abererlei dienende Sammlungen mit Recht „Curiositätencabinete“ nennen, obgleich er selbst seinem übrigens höchst verdienstlichen „Mithridates“ (Bd. 1, Berl. 1806), der eine allgemeine Sprachenkunde bieten sollte, kaum über eine entfernte Ahnung des Richtigen hinauskam. Indes dergleichen Sammlungen wenigstens das Gute, daß sich das Bedürfniß eines Principes der Anordnung der Sprachproben herausstellte, wodurch die Neigung zu wirklicher Sprachforschung lebendiger angeregt und das Nachspüren nach verwandtschaftlichen Beziehungen lebensrückfichten befreit wurde. Ersprießlicheres aber leistete die Thätigkeit der Missionare, die zum Zwecke der Heidenbekehrung nicht nur viele fremde Sprachen wirklich erlernen mußten, sondern sie auch zur Ausarbeitung und Übersetzung christlicher Schriften, besonders der Bibeln (übersetzt in mehr als 130 Sprachen) anwendeten und dadurch den Sprachforschern in immerwährender und verlässiger Darstellung zugänglich machten. Endlich wurden, nach Bekanntwerden der Sanskritliteratur, durch Bopp, Grimm und Wilh. von Humboldt die Gesetze der vergleichenden, der historischen und der allgemeinen Grammatik gefunden und festgestellt (s. Sprachlehre), und sofort entwickelte auch die dadurch begründete Linguistik eine so rührige als erfolgreiche Thätigkeit. Viele einzelne Gelehrte machten sie zu ihrem Lebensberuf. Gesellschaften und Regierungen sorgten für ihre Förderung, und sogar ausgedehnte Forschungsreisen wurden zu rein linguistischen Zwecken unternommen. Doch wie Bedeutendes hat die Linguistik im Verhältniß zu der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits geleistet hat, sieht man eben in so kurzem Zeitraume doch nur erst Anfänge begründen und über das Verhältniß vieler großer Sprachstämme der Erde kaum noch zu einer schwankenden Vermuthung kommen. Denn zu einem begründeten und sichern Urtheile über Sprachverwandtschaft und Grad gehört eine schon umfänglichere und eindringendere Kenntniß des betreffenden Sprachmaterials überhaupt, der zugehörigen Mittelglieder und namentlich der in Betracht kommenden Lautgesetze.

Die Vertheilung und Verbreitung der wichtigern Sprachen über den Erdboden, soweit sie uns bekannt sind, ist in der Hauptsache folgendermaßen beschaffen: Sprachen Europas und des continentalen Asien. (Vgl. Schleicher, „Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht“, Bonn 1850.) A. Flexirende Sprachen. Die nur zwei große Sprachstämme um-

fassenden, nachweislich aus Asien stammenden flectirenden Sprachen zeigen die höchste grammatische Entwicklung. Dem entsprechend sind auch die Völker, denen sie angehören, vorwiegend die Träger der Cultur und der Weltgeschichte gewesen und geblieben. Andererseits ist sich aber auch aus der Rückwirkung solcher historischer Thätigkeit und geistiger Arbeit die schreitende Abschleifung und Auflösung, welche an den Formen dieser Sprachen zu Tage (S. Sprache.) Die meisten derselben haben alte und reiche Literaturen und wurden am besten und gründlichsten wissenschaftlich untersucht, sodaß wir über sie am besten unterrichtet sind.

a) Indogermanische Sprachen (s. d.). Diese grammatisch vollendetsten Sprachen, welche das Hochland westlich von den Gebirgsrücken des Ruz-Tag und Bolor-Tag gegen das Kaspi Meer hin als ihre gemeinsame Urheimat zurückweisen, haben sich von dort aus durch Wanderungen der Stämme verbreitet östlich bis an die Mündung des Ganges und westlich bis an die äußersten Küsten und Inseln Europas, sodaß sie den ganzen weiten Raum zwischen diesen Punkten gelegenen Raum beherrschen, mit Ausnahme einiger von finnischen, türk. und lat. Stämmen besetzten Landstriche. Während der letzten Jahrhunderte ist dann ihre Verbreitung durch Colonisation über alle Theile der Erde, massenhaft über Amerika, fortgesetzt worden, früher aber ein Stamm sich abgelöst hatte, je weiter er nach Westen gewandert war, um so weniger hat er noch aus dem überkommenen Schape der Urmutter aufzuweisen, um so verblühter sind die Züge der Verwandtschaft. Die westlichste Stelle aber nehmen ein an Frankreichs Englands Küsten und in Irland: I. die celtischen Sprachen (s. Celten), zerfallend in Gruppen: 1) eine ältere nordwestliche, die gälische oder gadhelische Gruppe (Irisch, Gälisch, Manx) und 2) eine jüngere südwestliche, die cymrische oder bretonische Gruppe (Cymrisch im engeren Sinne oder Walisisch, Cornisch, Armoricanisch oder Bas-breton). Dann folgen Herzen Europas und auf dessen nördlichen Inseln und Halbinseln: II. die zunächst mit slawischen verwandten Germanischen Sprachen (s. d.), deren älteste bekannte Gestalt aus den geretteten Bruchstücken der gothischen Literatur vorliegt. Es haben sich gefunden: 1) die Deutsche Sprache (s. d.), bekannt in verschiedenen Entwicklungsperioden als Niederdeutsch und Mitteldeutsch, mit der aus Ober- und Mitteldeutsch hervorgegangenen hochdeutschen Schriftsprache, dem Hochdeutschen; 2) die Niederländische Sprache (s. d.), zerfallend in Niederländisch und Flämisch; 3) die Friesische Sprache (s. d.); 4) aus der Angelsächsischen Sprache unter roman. Einfluß entstanden die Englische Sprache (s. d.), die abgeschliffenste unter den deutschen Sprachen und in vollem Zuge begriffen, sich zur Weltsprache zu erheben; 5) die Scandinavischen Sprachen (s. d.), deren älteste untergegangene Form, die altnordische, gewöhnlich Altnordisch genannt, eine reiche, gehaltvolle Literatur hinterlassen hat, während noch blüht: a) die Isländische Sprache, unter allen lebenden deutschen Sprachen die alterthümlichste; b) die Schwedische Sprache (s. d.) und c) die Dänische Sprache (s. d.) mit der nur wenig abweichende norwegischen und den Dialecten der Faröer, Orkaden und Shetlandsinseln. Den Osten Europas hat eingenommen III. das Familienpaar der Lettisch-slawischen Sprachen, dessen A. I. slawische Familie, beschränkt, bedrängt und verachtet, der vergleichenden Sprachforschung die wichtigsten Aufschlüsse gegeben hat. Sie sondert sich in 1) Lithauisch (oder das preuß. Lithauisch in Ostpreußen, im Flußgebiete des Memel, mit weniger, auf Volkslieder und auf Übersetzungen religiöser Werke beschränkter Literatur und seinem völligen Erlöschen mit beschleunigtem Schicksal zuweilend; es hat unter allen jetzt lebenden indogerman. Sprachen den ältesten Bau bewahrt und ist daher für die Erforschung der übrigen lett. und slaw. Sprachen von höchster Wichtigkeit); 2) Preussisch (auch Altpreussisch genannt), im Küstenlande von der Weichsel bis in die Gegend des Memel, bereits gegen Ende des 17. Jahrh. ausgestorben und nur noch aus einer Uebersetzung des Katechismus zu schöpfen, zwar minder alterthümlich als das Lithauische, aber sehr bedeutsam durch eigenthümliche uralte Formen; 3) Lettisch, die Volkssprache in Kur- und im südlichen und südöstlichen Theile Livlands, hat viel Gedrucktes, aber keine wirkliche Litteratur und verhält sich zum Lithauischen ungefähr wie Italienisch zum Lateinischen. B. Die slawische Familie hat unter allen indogerman. Sprachen die größte räumliche Verbreitung, reichend von der Dwina und Wolga bis nahe ans Erzgebirge und vom Weissen ans Adriatische und Schwarze Meer. Ihre Sprachen sind grammatisch reicher als die germanischen und romanischen und viel näher untereinander verwandt. (S. Slawische Sprachen) Sie zerfällt in zwei Hauptgruppen: a) östliche und südöstliche Sprachen: 1) Russisch (s. d.); 2) Bulgarisch; 3) Illyrisch (Serbisch, Kroatisch, Slowenisch oder Wendisch). Über allen diesen Sprachen steht durch Formenreichtum und alterthümliches Gepräge die altbulgarische sogenannte Kirchenslawisch (s. d.). b) Westliche Sprachen: a) Polnisch (s. d.) mit dem

en Dialekte der Kassuben (s. d.) im nordöstlichen Pommern; b) Czechisch (s. Böhmisches) in Böhmen und Mähren und dialektisch abweichend bei den Slowaken im nordwestungarn; c) Sorbisch oder Wendisch in zwei Dialekten, dem Ober- und dem Niederlausitz. Der südöstliche Theil Europas war zugefallen IV. dem pelasgischen Familienbestehend aus A. der Griechischen Sprache (s. d.), die in verschiedenen Zeitaltern und in bekannt ist, von denen der äolische die ältesten Formen bewahrt hat. Sie ist in das durch keine scharfe Grenzbestimmung von ihr geschiedene Neugriechisch (s. d.) übergegangen. Gleich den heutigen Sprachen der untern Donau, dem Bulgarischen und dem Serbischen, zeigt sich die Albanesische höchst verderbt und verunreinigt, doch scheint sie ihrem Ursprungsstandtheile nach der griechischen näher verwandt zu sein als irgend einer andern. Lateinische Sprache (s. Römische Sprache) hat alterthümlichen Charakter bewahrt, obwohl slavisch-griechische. Beide scheiden sich scharf durch tiefgreifende Lautgesetze. Die lat. hat sich nach Verdrängung der übrigen ebenfalls indogerman. Sprachen Italiens (des Lateinischen, Umbrischen, Etruskischen u. s. w.) mit Rom wachsend zur Literatur- und Volkssprache erhoben und ist nach ihrem Absterben Kirchen- und Gelehrtensprache geblieben. Aus dem Volkslatein des Volkeslateins aber, der lingua Romana rustica, mit andern, besonders german. Sprachen sind als Tochtersprachen die Romanischen Sprachen (s. d.) hervorgegangen, die italienische (s. d.), spanische (s. d.), portugiesische (s. d.), provenzalische (s. d.), französische (s. d.), die dacoromanische oder walachische, nebst der fast literaturlosen rhaetoromanischen (s. Romanisch). Das letzte, V. das arische Familienpaar, also benannt von dem Arier (zend. airja), mit welchem diese Völker sich in der Urzeit selbst bezeichneten, ist in der That und hat sich nur in eine zuletzt südöstlich ausgewanderte und eine in der und zum Theil die Urheimat verbliebene Familie geschieden. A. Indische oder ostarische Familie. Sanskrit (s. d.), dem die Sprachwissenschaft und die Culturgeschichte die gehaltvollsten Aufschlüsse verdankt, ist als Volkssprache erloschen, wahrscheinlich um die Zeit Christi's d. Gr., wird aber noch jetzt gepflegt als Heiligen- und Gelehrtensprache. Schon im 12. u. 13. Jahrh. v. Chr. entwickelte sich in mehreren Dialekten eine neue Vulgärsprache; 2) das in dem Munde der vorderind. Ureinwohner vernachlässigte und verweichlichte Sanskrit hat gleichfalls eine Literatur erzeugt. Wiederum ging aus einer Prakritmundart hervor das Pali (s. d.), die heilige Sprache der Buddhisten, und weiter bildete sich vor dem 1. Jahrh. v. Chr. aus dem Prakrit das Hindūi, welches sich allmählig in 4) Hindi und 5) Hindustani nebst verschiedenen andern ind. Dialekten, von denen mehrere gleichfalls eine Literatur (s. Indische Sprachen). Endlich gehört hierher 6) die Sprache der in Asien, Afrika und 15. Jahrh. auch in Europa verbreiteten Zigeuner (s. d.), zwar mit vielerlei fremdarstandtheilen versehen, aber keineswegs eine Gaunersprache, sondern nach dem Grunde ihrer Dialekte auf den Volksidiomen des nördlichen Vorderindien beruhend. B. Iranische oder westarische Familie: 1) Zend (s. d.), die wahrscheinlich einst im nördlichen Vorderindien, längst ausgestorbene heilige Sprache der Religionsbücher Zoroaster's (s. Zend). 2) Pehlevi oder Huzvaresch, die ausgestorbene alte Sprache des westlichen Persien, ebenfalls eine auf Zoroaster's Religion bezügliche Literatur und findet sich außerdem in Inschriften und auf Münzen; 3) das zur Zeit der Achämeniden gesprochene Altpersische ist nur in Inschriften (s. d.) bekannt; 4) Parsi oder Neupersisch, literarisch sehr ausgebildet und die Sprache der Literatur, des höhern geselligen Lebens, der Diplomatie und der Gerichtsbarkeit verbreitet. Dem Neupersischen steht nahe als eine Art Schwestersprache 5) dieselbe in Afghanistan und 6) die gleichfalls literaturlose der Kurden, während 7) die Sprachen der Afghanen (s. Afghanistan) oder das Puschtuh mit vorderind. Elementen gemischt ist. Ihrem Ursprungsstandtheile nach iranisch, aber zu georg. Lautsysteme ausgewichen ist 8) die literaturlose, in mehreren Dialekten zerfallende Sprache der Osseten (s. d.). Weiter noch hat sich, namentlich unter dem Einfluß, von ihrem iran. Grundcharakter entfernt 9) die armen. Sprache (s. d.), mit umbr. im 4. Jahrh. v. Chr. beginnender Literatur, geschieden in Alt- und Neuarmenisch mit mehreren Dialekten. (S. Iran und Persische Sprache und Literatur.)

Die Semitischen Sprachen, deren Heimat das südwestliche Asien ist, stehen einander in gemeinsamen Wurzeln und in der Flexionsweise näher als die indogermanischen. Sie fahren consequent, passen einfach und sinnreich den Laut dem Gedanken an, verwerfen aber drei Consonanten im Wortstamme, machen den Consonanten zum Träger der Bedeutung, den Vocal zum Träger der Beziehung und mangeln der Harmonie in der Aussprache. Die Völker, denen sie angehören, haben kein echtes Epos, dagegen aber den Mo-



nördlichen Eismeere, 4) der Kamtschadalen in Kamtschatka (s. d.) und 5) der Kurilen oder auf den Kurilischen Inseln. Der letztern nahe verwandt ist die ältere japan. Sprache, auch Japansprache genannt, die nur noch als Gelehrtensprache dient, während die stark abweichende heutige Vulgärsprache bedeutend mit chines. Worten gemischt ist. d) Die bekanntesten oder diejenigen des südlichen Vorderindien (s. Indische Sprachen) haben fast alle mehr oder minder bedeutende Literaturen, sind aber wissenschaftlich noch wenig untersucht. Die wichtigsten derselben sind: 1) Tamulisch; 2) Telugu oder Telinga; 3) Kanarensisch; 4) Malayalam; 5) Singhalesisch. D. Ganz vereinzelt als einverleibende Sprache ist als Rest vorhistorischen Urzeit zurückgeblieben im innersten Winkel des Biscayanischen Meerbusens drei oder vier Dialekten von Spanien nach Frankreich hinübergreifende und nur noch vom Volke gesprochene baskische Sprache (s. Basken), welche durch ihren Bau zumeist an die ital. Sprachen erinnert, aber durchaus keine Verwandtschaft mit ihnen zeigt. Die Sprachen der Inseln des Indischen Meeres und Polynesiens von Madagaskar bis zur Osterinsel und von den Philippinen bis Neuseeland gehören alle zu einem und demselben malayischen Sprachstamme (s. Malayen), sind agglutinirend und stehen durchgehend auf einer niedrigen Stufe grammatischer Ausbildung. Als Heimat des Malayischen, welches nur auf der Halbinsel Malakka auf das Festland übergreift, wird das Innere des Hochlandes von Sumatra bezeichnet. Auf Java gibt es eine Dichtersprache, Kawi genannt, die nach ihrem grammatischen Bau ebenfalls malayisch ist, Wörterschatz und Stoffe meistens aber dem Sanskrit entlehnt. Über die Sprachen der Hanasoras (s. d.) und der Papuas (s. d.) oder Australneger ist das Verhältniß zum Malayischen nicht sicher noch nicht ermittelt.

In den zahlreichen Sprachen Afrikas sind kaum hundert überhaupt und nur wenige genauer untersucht, so daß selbst die größten Umrisse der Hauptgruppen sich noch nicht mit Sicherheit entwerfen lassen. I. Diesem Erdtheile eigenthümlich sind diejenigen agglutinirenden Sprachen, die gewöhnlich unter dem Namen Hamitische Sprachen zusammengefaßt hat. Es gehört dazu 1) die aus altägyptischen entsprungene koptische, mit einer reichlichen theologischen Literatur, gegenwärtig aber durch die arabische verdrängt und nur noch als Kirchensprache im Gebrauch; 2) die kuschitische, mit der Dongola- und der Kenschsprache (s. Nubien), auch Berber (Barabra) oder Baran genannt, in Nubien und Kordofan. 3) Die Sprache der Lebous oder Tibbus, im Osten der Sahara, welche nach Einigen mit der koptischen verwandt sein soll, wird von Andern zu den Semitischen gezogen. 4) Ebenso wird die Sprache der Bischari, eines Volkes an der oberägypt. arabischen Küste als verwandt mit der koptischen bezeichnet, während Andere sie aus Arabien ableiten. II. Die semitischen Sprachen Afrikas sind aus verschiedenen Ländern Asiens zu verschiedenen Zeiten eingewandert. 1) Vom südarab. himjaritischen Dialekt stammt das aramäische oder Aramische, eine alte Literatursprache in Äthiopien oder Abyssinien, welche nur als Bücher-, Kirchen- und Urkundensprache gebraucht wird und schon im 4. Jahrh. durch die Tigres- oder Tigresprache verdrängt wurde, welche wiederum im 14. Jahrh. fast ganz von Amharischen weichen mußte. 2) Die Sprache des nördlichen Arabien, das eigentliche Arabische, hat mit einwandernden und erobernden Arabern fast die gesamte Nordküste in Besitz genommen und ist theilweise auch tief ins innere Afrika gedrungen. 3) Bestrittenen Ursprungs ist die Sprache der Berbern (s. Berberei), welche unter verschiedenen Namen (Amazighen, Schawi, Schawi, Tuaven, Terga, Tuerga, Tuareg, Tuariks u. s. w.) von Ägypten bis zur atlantischen Ozean und vom Mitteländischen Meere bis zum Senegal an nördlichen Grenzen der Sudanländer reichen, so daß innerhalb dieses weiten Gebiets bald die arab., bald die berber. Sprache herrscht. Die berber. Sprache, sowie die der Guanchen oder der ausgestorbenen Urbewohner der Canarischen Inseln wird gewöhnlich der alten numidischen hergeleitet, deren uraltes Alphabet die Tuareg noch heutigen Tamaschungen sollen. Im grammatischen Bau soll die Berbersprache semitischen Charakter tragen, Wortschatz dagegen nur wenig Semitisches sich finden. 4) Ebenfalls ist streitig, ob die als Haussa- oder Hausa- Sprache weithin im innern Afrika verstandene Sprache der Haussa (s. d.) oder Guberis, im mittlern Stromgebiete des Niger wohnen und jetzt den Fellatah unterworfen sind, semitischen Stammes gehöre und auf die alte punische oder karthag. Sprache zurückzuführen. 5) Die Sprache der Gallas (s. d.), eines Negervolkes im Süden von Abyssinien, wird ebenfalls den semitischen, bald mit den Kaffernsprachen in Verbindung gebracht. III. Die hochafrikanischen Sprachen, welche vom Äquator bis zum Caplande reichen, scheinen sich nur in große Familien zu scheiden, in eine westliche der Congovölker und eine östliche der Kaffern. Besonders von ihnen steht die Sprache der Hottentotten (s. d.), welche sich durch auffal-

lende Kehlstone und ein eigenthümliches Schnalzen der Zunge auszeichnet. IV. Die Sprachen des Sudan und des Küstenlandes vom Senegal zum Quorra sind sehr zahlreich und voneinander abweichend. Am meisten zeichnen sich unter ihnen aus 1) die sehr wohlklingend und weitverbreitete Sprache der Fulah (s. d.) in Hochsudan und an der Küste, eines gewerbigen und Handel und Ackerbau treibenden Volkes, welches colonisirend vorgeedrungen ist, tend ein anderer Zweig desselben, die Fellatah, sich erobernd ausgedehnt hat; 2) die in Dialekte zerfallende Sprache der Mandingos (s. d.), welche, gleichfalls Handel und Gelpflegend, das zahlreichste und mächtigste Volk neben den Fulah zwischen Senegal und Quorra ausmachen; 3) die Sprache der Jalosen oder Wolosen in Senegambien; 4) die Sprache der Aschanti (s. d.), des mächtigsten Volkes an der Goldküste und im Hinterlande derselben; 5) die Sprache der Ardra oder Aschire genannte Sprache der Dahomaner oder Foyer an der Küste von Oberea, welche wol eine der ärmsten unter den afrik. Sprachen ist, aber doch, wie es scheint, Tochter Sprachen zählt.

Die Sprachen Amerikas, deren man viele Hunderte zählt, bilden gewöhnlich nur und oft sehr kleine Familien, die in Beziehung auf Wurzeln und Wortvorrath in gerner Verwandtschaft untereinander zu stehen scheinen. Allen diesen Sprachen aber Grönland und dem nördlichen Eismeere bis zum Cap Horn, ist gemeinsam der grammatische Bau, die sogenannte einverleibende Form, die Zusammenschmelzung vieler Wörter in einem Ganzen, wodurch sie sich von allen übrigen bekannten Sprachen unterscheiden und der italischen ein (jedoch nicht ganz zutreffendes) Analogon finden. (S. Indianer.) Es lieren täglich an Boden durch die mit der Colonisation vordringenden german. und roman. Sprachen, von denen jene den Norden, diese den Süden und Mittelamerika schon größtentheils eingenommen haben. Vgl. Adelung, „Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde“ (fortgesetzt von Vater, 4 Bde., Berl. 1806—17); Klaproth, „Asia polyglotta“ (Par. 1823) und die übrigen Schriften desselben Gelehrten; Balbi, „Atlas ethnographique du globe“ (Par. 1826); Chard, „Researches into the physical history of mankind“ (Lond. 1826 und öfter; deutsch von Wagner und Will, 4 Bde., Lpz. 1840—48); Vater, „Literatur der Grammatiken, Lexika, Wörter sammlungen aller Sprachen der Erde“ (2. Aufl., gänzlich umgearbeitet von Zölger, 1847); Berghaus, „Physikalischer Atlas“ (Abth. 8: „Ethnographie“, Gotha 1852).

Sprachgebrauch. Die Sprache steht zwar unter Gesetzen, auf denen ihr grammatischer Bau, ihre Regelmäßigkeit beruht; aber theils fordern diese Gesetze selbst keine starre mechanische Ausführung, theils erlaubt ihre Mannichfaltigkeit zuweilen auch eine Wahl in der Annäherung verwandter, sodaß der Freiheit des sprachgestaltenden Geistes ein ziemlich weites Spielraum verstattet ist, so weit, daß er selbst mancherlei anderweitigen bedingenden und sogar äußeren Einflüssen nachgeben darf. Hieraus entspringen die abweichenden und unregelmäßigen Bildungen, die Anomalien der Sprache, welche die allgemeine gesetzmäßige Gleichförmigkeit derselben so vielfach beschränken und unterbrechen, daß keine Regel ohne Ausnahme bleibt, wodurch aber auch jene durchgreifende Mannichfaltigkeit erzeugen, auf der die innere Leben der Sprache zum großen Theile beruht. Welche sprachliche Gestaltung nun unter mehreren gleich richtigen den Vorrang behaupten und in welchen Fällen die Ausnahme zurückstehen soll, darüber entscheiden nicht Geschmach, Urtheil oder Gefühl eines Einzelnen, sondern der herrschende Sprachgebrauch, dem die höchste gesetzliche Macht in der Sprache deshalb zusteht, weil er der Ausdruck des sprachschaffenden allgemeinen Volksgeistes ist. Hat eine Sprache keine geschriebene Literatur, so findet sich der Sprachgebrauch nur im Munde des Volkes; ist aber eine gebildete, eine classische Literatur vorhanden, so ist der Sprachgebrauch vorzugsweise aus den Werken der mustergültigen Schriftsteller zu entnehmen. Unbedingte Anerkennung gebührt dem Sprachgebrauche, sobald er fest ist, d. h. sobald das Volk oder doch die besten Schriftsteller in irgend welchen Wort- und Redeformen oder Sätzen übereinstimmen, und solches selbst dann, wenn der betreffende Gebrauch den grammatischen Gesetzen widerstreitet. So sind die Formen „des Nachts“ und „allerdings“ grammatisch fehlerhaft, aber durch den Sprachgebrauch befestigt. Solche Redeweisen darf der Grammatiker nicht ausmerzen, sondern nur nach ihrer Entstehung erklären. Schwankt aber der Sprachgebrauch, ist er zweifelhaft, dann muß nach den Gesetzen der Grammatik ermittelt und befestigt werden, welche Fassung das Richtige bietet, und Grammatiker wie Schriftsteller haben hinzuwirken, daß diese, die richtige Fassung, zur Alleinherrschaft gelange. So sind die im lebendem Sprachgebrauche vorkommenden Ausdrücke „du fragst, er fragt, mir dünkte“ zu verwerfen und dagegen „du fragst, er fragt, mich dünkte“ allein zu billigen und womöglich

gen. Weil der Sprachbildende Volksgeist niemals feiert, wechselt natürlich auch der Sprachgebrauch im Laufe der Zeit. Hieß es früher „der vane“ und „ich lise an einem buoche“, so ist es gegenwärtig „die Fahne“ und „ich lese in einem Buche“; ein anschauliches Beispiel wechselnden Sprachgebrauchs in Beziehung auf Wortbedeutung bietet das Wort Schall (s. d.). Für besondere Zwecke bildet sich allmählig auch ein besonderer Sprachgebrauch, der in der Natur zum wissenschaftlichen Sprachgebrauche wird und innerhalb der allgemeinen Schriftsprache seine Stelle in der eigenthümlichen technischen oder Kunstsprache findet. Gerade hier liegt die Gefahr willkürlicher, unnützer und auf die Reinheit der Schriftsprache überhaupt erblich zurückwirkender Anomalien vorzüglich nahe, weil hier, und namentlich in Deutsch-, über dem Inhalte die Schönheit der Form nur allzu leicht vernachlässigt und wirkliche Barismen mit dem Vorwande unzureichender Terminologie beschönigt werden. Derartige Verwahrloshung hat wiederholt, und nicht ohne Grund, die Ausartung des deutschen philosophischen Sprachgebrauchs betroffen. (S. Sprachreinigung.)

Sprachlehre oder Grammatik ist überhaupt die wissenschaftliche Darstellung der Gesetze der Sprache. Sie kann sich aber je nach Umfang, Inhalt und Zweck verschieden gestalten. Bezieht sie sich auf die wissenschaftliche Erforschung des Wesens und der nothwendigen Bedingungen der Sprache überhaupt, so ist sie allgemeine Grammatik und, sofern sie die Ergebnisse ihrer Forschung zu einem begriffsmäßigen Systeme von Erkenntnissen ordnet, philosophische Grammatik. Aus dem Wesen der Sprache (s. d.) selbst aber folgt, daß diese beiden Auffassungen der Grammatik höchst mangelhaft bleiben müssen, solange ihnen eine ausreichende materielle Grundlage gebricht; und solche läßt sich nur dadurch gewinnen, daß die verschiedenen wirklich vorhandenen Sprachen, soweit sie erreichbar sind, in den Kreis der Untersuchung gezogen und nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse zueinander erforscht werden. So entsteht die vergleichende Grammatik. Da aber die Sprachen lebendige Organismen, da sie ein Werden und zugleich ein Verwinden, also ein fortschreitend Veränderliches sind und nur im Verlauf ihrer Entwicklung genügend begriffen werden können, ergibt sich als weiteres notwendiges Glied die historische Grammatik. Diesen umfassendern Gestaltungen steht gegenüber die besondere Grammatik, welche die Gesetze einer einzelnen Sprache darstellt. Sie ist praktisch, wenn sie wissenschaftliche Erkenntnis der Gesetze einer Sprache nach ihrer Begründung in ihrem Zusammenhange und ihrem Verhältnisse zur Sprachidee überhaupt erstrebt; praktisch, wenn sie die Gesetze der betreffenden Sprache und die Eigenheiten des Sprachgebrauchs in die Form von Regeln nach einer gewissen Ordnung aufzählt, in der Absicht, eine Anleitung zum Sprechen, Schreiben und Verstehen dieser Sprache zu geben. Der natürlichen Gliederung ihres Stoffs entsprechend, zerfällt die Grammatik in drei Hauptabschnitte: 1) in die Laut- oder die Elementargrammatik, welche die Untersuchung der einzelnen Laute (Buchstaben) nach ihren verschiedenen Beziehungen, mit Einschluß der Accent- oder Betonungslehre, umfaßt; 2) in die Wort- oder Formenlehre, welche von den Wortarten, der Wortbildung (Etymologie [s. d.]) und der Wortbiegung (Flexion) handelt, und 3) in die Satzlehre oder die Syntax, welche Wortfügung (Rection), Wortfolge (Construction) und Satzfügung untersucht.

Die Anfänge grammatischer Untersuchungen im Abendlande gingen aus von den griechischen (s. d.) und gehörten zugleich der philosophischen und der besondern, nur auf die (griech.) Sprache gerichteten Grammatik an. Es waren die ersten für praktische Zwecke unternommenen Versuche, einen formalen und syntaktischen Schematismus zu gewinnen, die sich zunächst auf eine vorläufige Anordnung und Terminologie beschränkten. Plato behandelte nur vereinzelte Fragen und Aristoteles begründete eine Elementarlehre des Fachs zum Zwecke seiner philosophischen Propädeutik. Ein folgerechtes System der philosophischen Grammatik versuchten die Stoiker als einen Theil ihrer Dialektik. Sie schieden und bestimmten sechs Redetheile, entwickelten eine scharfsinnige Theorie des Verbums und entwarfen eine syllogistische Vertheilung der Satzarten. Den Höhepunkt dieser Behandlungsweise erreichte Apollonius (s. d.) Dyskoloß, der in seiner tiefen Untersuchung der Gesammtergebnisse seiner Vorgänger mit eindringendem und klarem Sinne Principien gewann. Vgl. Lersch, „Die Sprachphilosophie der Alten“ (3 Bde., 1838—41). (S. Griechische Sprache.) Bei den Alexandrinern trat die Grammatik in den Dienst der Philologie (s. d.) und ward besonders nach der praktischen Seite mit Fleiß und Eifer gefördert. Ihnen folgten die Römer, die sich darauf beschränkten, nur auf zwei Sprachen, die lateinische und die griechische, das überkommene Verfahren anzuwenden, ohne einen wesentlichen Fortschritt der Grammatik zu bewirken. Das Mittelalter begnügte sich, unter der Herrschaft der Vernachlässigung der griech. Sprache, gar nur mit den magern Elementarbüchern

nich dünkte“, „der Butter“ statt „die Butter“, „beidlebige Thiere“ statt „Amphibien“. lastige und veraltete Ausdrücke dagegen (Provinzialismen oder Idiotismen und Ar- m), die nicht an sich fehlerhaft sind, können, wenn sie mit Einsicht und Geschick gewählt werden, sogar zur Bereicherung und Erfrischung der gebildeten Umgang- und ristsprache erheblich beitragen. Von den Fremdwörtern sind diejenigen als vollkommen rgert und vollberechtigt zu erachten, welche in die Laut- und Bildungsgesetze der andern eingegangen sind, wie Meister (magister), Pforte, Fenster, Schule, Nase, Wein u. dgl. t aber müssen diejenigen werden, für deren Begriffe in dem einheimischen Sprachschape e Ausdrücke weder vorhanden sind, noch aus demselben zweckmäßig gebildet werden wie Organismus, Cultur u. dgl. Wenn aber Fremdwörter nur dadurch eingedrungen i Trägheit, Eilfertigkeit oder Thorheit ihnen Anwendung oder wol gar noch Bevor- vor gleich guten und selbst bessern Wörtern der Muttersprache zugestanden hat, dann chreinigung nicht nur sehr wohl angebracht, sondern sogar moralisch geboten für Jeden, u üben vermag. Als bestimmt ausgesprochener Zweck ward Sprachreinigung mit be- Absicht in Deutschland zuerst betrieben zu Anfange des 17. Jahrh., als im Zusam- ge mit den politischen und confessionellen Zuständen und Ereignissen die Kraft des gesunken und das nationale Bewußtsein erschlaft war, sodaß Ausländerei und Mode- Oberhand gewann und auch eine klägliche Versumpfung und höchst widerliche Ver- ig der Sprache nach sich zog. Der Aufgabe unterzogen sich zu gleicher Zeit sowol Ge- len als einzelne Männer. Unter jenen stand nach Alter und Wirksamkeit oben an die stiftete „Fruchtbringende Gesellschaft“, und ihre beiden Hauptvertreter in dieser Rich- ren der hallische Rector Christian Gueinz (1592—1650) und der braunschweigische uft Georg Schottel (1612—76), Beide durch Schriften erfolgreich wirkend, jener mehr Bedürfnis der Schule, dieser mehr durch Werke gelehrter Forschung. Unter den n zeichnete sich besonders aus Phil. von Besen (s. d.), 1619—89, der bei umfassen ntnissen durch seltene Gewandtheit und große Fruchtbarkeit eine verhältnismäßig be- Wirksamkeit erreichte. Vermochte aber er selbst schon Übertreibung nicht zu vermei- erfielen seine Nachahmer und die „Deutschgesinnte Genossenschaft“, eine für den Haupt- t Sprachreinigung 1643 von ihm zu Hamburg gestiftete Sprachgesellschaft, in einen ichterlichen als abgeschmackten Purismus. Der tiefe Denker Leibniz (s. d.), der ein bewußtsein hatte von der Fülle, Macht und Fähigkeit der deutschen Sprache, erkannte rst den Grund, weshalb alle jene gutgemeinten und eifrigen Bestrebungen der Einzel- der Gesellschaften im Wesentlichen doch nur so wenig fruchteten. (Vgl. seine „Unvor- en Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“, ge- 1697, zuerst gedruckt 1717, und seine „Ermahnung an die Deutschen, ihren Ver- ab Sprache besser zu üben“, herausgegeben von Grotendorf, Hann. 1846). Es nämlich Werke, die mit dem Streben nach einer reinen und edeln Form auch ge- Inhalt verbanden. Sobald solche, nach dem Vorgange von Spener (s. d.) und ius (s. d.), auf den religiösen und wissenschaftlichen Gebieten erschienen, erhob sich Sprache, zwar langsam, aber sicher, aus ihrer tiefen Erniedrigung und gebieh gegen Ende des 18. Jahrh. zu ihrer höchsten Vollendung. Die großen Schriftsteller s, welche die Erhebung und mit dieser zugleich auch die Reinigung der Sprache bewirkt Gleichwol war auch neben ihnen eine besondere, ausdrücklich auf Sprachreinigung ge- thätigkeit nicht überflüssig und wurde am tüchtigsten durch Campe (s. d.) und Kolbe übt, während Wolke (s. d.) wieder übertreibend in Purismus verfiel. In neuester Zeit en dem natürlichen Absinken der schönen Literatur von ihrem Gipfelpunkte, Flücht- Journalismus, leichtsinnige Fingerfertigkeit der Marktschriftstellerei und ansteckende t der Schulphilosophie der deutschen Sprache wieder mannichfache Verunstaltungen isbildungen und Fremdwörter aufgeladen, denen jedoch die Fortschritte wissenschaft- nd besonders historischer Sprachkenntnis, vermehrte volksmäßige Behandlung wissen- ger Gegenstände und zunehmende Öffentlichkeit und Mündlichkeit in Dingen des Ge- hls inzwischen ein Gegengewicht bieten, bis ein neuer Aufschwung des staatlichen wie n Lebens auch eine neue Blüte der schönen Literatur und mit dieser eine neue Erhebung inigung der Sprache herbeiführen wird. (S. Deutsche Sprache.)

achrohr. Da der Schall nach Art der Lichtstrahlen sich ausbreitet und fortpflanzt, so selbe, wenn man, statt in die freie Luft, in eine Röhre hineinspricht, verstärkt werden,

on 1821—24 studirte er in Göttingen Naturwissenschaften; erst 1830 habilitirte er sich als Privatdocent der Oekonomie und Chemie. Im J. 1831 folgte er dem Ruf als Professor der Landwirtschaft an das Carolinum in Braunschweig und 1839 als Generalsecretär der ökonomischen Gesellschaft in Pommern, wo er zu Regenwalde seinen Aufenthalt nahm und eine here landwirthschaftliche Lehranstalt, die er selbst leitet, eine Ackerwerkzeugfabrik und andere nliche Anstalten gründete. S. hat der Praxis der Landwirthschaftswissenschaften ungemein nützt, besonders haben durch ihn Bodenkunde und Düngerlehre eine bedeutende Erweiterung gefunden. Er war es, der zuerst die Lehren der Chemie in fruchtbringender Weise auf den Ackerbau anwendete, und dies schon längst vorher, ehe Liebig (s. d.) mit seiner organischen Chemie auftrat. Außerdem hat sich S. noch verdient gemacht durch Erfindung mehrerer landwirthschaftlicher Maschinen und Ackergeräthe und als landwirthschaftlicher Schriftsteller. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Chemie für Landwirthe“ (Braunschw. 1831—32); „Die Lehre vom Boden“ (2. Aufl., Lpz. 1844); „Die Lehre vom Dünger“ (2. Aufl., Lpz. 1845); „Die Lehre von den Urbarmachungen“ (2. Aufl., Lpz. 1845); „Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen und speciellen Pflanzencultur“ (Bd. 1 und 2, Lpz. 1847—50). Seit 1840 gibt er die „Allgemeine landwirthschaftliche Monatschrift“ (Köslin 1840—44 und Berl. 1844 fg.) heraus.

Sprengel (Kurt), einer der gelehrtesten deutschen Ärzte und Botaniker, wurde 3. Aug. 1766 zu Boldekow bei Anklam geboren und von seinem wissenschaftlich gebildeten Vater, der selbst Prediger war, unterrichtet. Nachdem er zwei Jahre eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, ging er 1784 die Universität zu Halle, wo er anfangs Theologie und Naturwissenschaften, später aber nur Medicin mit den dazu gehörigen Fächern studirte. Im J. 1787 zum Doctor der Medicin promovirt, begann er in Halle zu practiciren, folgte jedoch bald ausschließend seiner Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten und zum Lehrfache. Bereits 1789 zum außerordentlichen Professor ernannt, rückte er schon 1795 als ordentlicher Professor in die Facultät ein. Er übernahm er 1797 die Professur der Botanik. In seinen Vorlesungen über Pathologie, Medicin, Geschichte der Medicin und Botanik erfreute er sich großen Beifalls. Mit ausgezeichnetem Eifer und der gewissenhaftesten Zeitbenutzung verwaltete er seine Ämter; er lehnte alle Rufe nach auswärtz, wie nach Marburg, Dorpat und Berlin ab, und starb 15. März 1845. Eine große Anzahl Schriften über alle Fächer der Medicin, bei deren Abfassung er durch sein gründliche Kenntniß der alten, der oriental. und fast aller neuern europ. Sprachen unterstützt wurde, hat ihm für immer einen Namen in der Geschichte der Medicin gesichert. Neben seinen Hauptwerken, dem „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde“ (5 Bde., Lpz. 1792—1803; 3. Aufl., 5 Bde., 1821—28; 4. Aufl., Bd. 1, von Rosenbaum, Lpz. 1846); „Handbuch der Pathologie“ (3 Bde., Lpz. 1795—97; 4. Aufl., 1815); „Handbuch der Semiotik“ (Halle 1801); „Institutiones medicae“ (6 Bde., Lpz. 1809—16; Bd. 2—5, 4. Aufl., 1819); „Historia rei herbariae“ (2 Bde., Amst. 1807—8); „Geschichte der Botanik“ (2 Bde., Altona und Lpz. 1817—18) und „Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde“ (3 Bde., Lpz. 1819—22), sind noch eine große Anzahl von kleinern Schriften, Übersetzungen, Commentaren zu griech. Schriftstellern, akademischen Gelegenheitschriften, Vortragsabhandlungen u. s. w. zu nennen. Eine Sammlung seiner „Opuscula academica“ nebst Lebensbeschreibung gab Rosenbaum (Lpz. 1844) heraus. Oheim S.'s waren Christian Konr. Sprengel, geb. 1750, gest. 1816 als Rector zu Spandau, der sich ebenfalls als Botaniker einen Namen erwarb, und Matth. Christian S. (s. d.). — Sprengel (Wilh.), einer der drei Söhne Kurt S., geb. in Halle 14. Jan. 1792, wohnte als Militärarzt dem Feldzuge gegen Frankreich 1805—15 bei, wurde 1818 Garnisonstabsarzt in Wittenberg, 1821 ordentlicher Professor der Medicin zu Greifswald und starb daselbst 18. Nov. 1828. Nächst mehreren Übersetzungen theilte er den zweiten Theil der von seinem Vater begonnenen „Geschichte der Chirurgie“ (2 Bde., Lpz. 1805—19) und den ersten Band eines „Handbuch der Chirurgie“ (Halle 1828; 2. Aufl., 1833). — Sein Bruder Anton S., Doctor der Medicin und Privatdocent zu Halle, hat sich als Botaniker, unter Anderm durch seine „Anleitung zur Kenntniß aller in der Umgegend von Halle wildwachsenden Pflanzen“ (Halle 1848) bekannt gemacht.

Sprengel (Matth. Christian), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Rostock 1746, wurde 1778 Professor der Geschichte in Göttingen und im folgenden Jahre zu Halle, wo er zugleich Universitätsbibliothekar war und 1803 starb. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: „Geschichte von Großbritannien und Irland“ (Halle 1783), welche den 47. Band der Allgemeinen Welthistorie bildet; „Geschichte der Maharatten“ (Halle 1786); „Geschichte der

ind. Staatsveränderungen" (Halle 1788); „Hinder-Äli und Tippe-Saib oder Übersicht des mohammedanischen Reichs" (Weim. 1801); „Erdbeschreibung von Ostindien" (Hamb. 1802), als 11. Band in Büsching's „Erdbeschreibung"; „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen" (Halle 1792); „Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europ. Reiche" (Halle 1793) mit Forster: „Beiträge zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde" (14 Bde., Lpz. 1790—90) und „Neue Beiträge" (13 Bde., Lpz. 1790—94); ferner allein „Auswahl geographischer, statistischer und historischer Nachrichten" (14 Bde., Halle 1794—1800).

Sprengen heißt einen Körper mittels der Kraft des Pulvers zertrümmern. In der Artillerie werden die Hohlgeschosse mit Sprengladung versehen, um am Ziele durch die herausfliegenden Stücke gegen Truppen, oder in Erd- und Holzwerken als kleine Minen zu wirken. Man sprengt die Kanonenrohre, wenn sie der Eroberung des Feindes auf keine andere Weise entzogen werden können. Zum Sprengen der Brücken wird das Pulver in geeigneten Gefäßen unter den Belag, bei gemauerten unter den Schlussstein gebracht. Das Sprengen der Festungswerke erfolgt durch Anlegung von Minen in oder hinter dem Mauerwerk. Thore und Wallburgen werden durch Petarden (s. d.) gesprengt; leichter und besser geschieht dies jetzt durch eine Pulvermenge von 50—100 Pf. in einem Faß oder Sack. Das Sprengen der Steine, des Erzes und der Steinkohlen gewährt beim Bergbau oft eine wesentliche Abkürzung der Arbeit. Besonders wichtig ist die Anwendung des Pulvers zum Sprengen der Eismassen, die sich an Brücken aufgehäuft haben und beim Eisgange großen Schaden bringen würden, wenn sie nicht zertrümmert würden. Auch Festungsgräben, welche zugefroren sind, können durch dies Mittel wieder geöffnet werden.

Sprenger (Mons), ein gelehrter Orientalist, der sich namentlich um die Verbreitung des Wissens unter den Eingeborenen Indiens große Verdienste erworben hat, geb. 3. Sept. 1811 in Rastereut in Tirol, bezog, nachdem er das Gymnasium in Innsbruck besucht, 1832 die Universität Wien, wo er neben Medicin und Naturwissenschaften besonders die oriental. Sprachen studirte, da frühzeitig in ihm der Wunsch, den Orient einst an seiner Quelle kennen zu lernen, erwacht war. Er ging 1836 nach London, wo er in dem Hause des Grafen von Münster eine ehrenvolle Stellung als Hülfssarbeiter an dessen großem Werke über die Geschichte der Kriegswissenschaften bei den mohammed. Völkern fand. Noch vor seinem Tode (20. März 1842) hatte Münster ihn dem Präsidenten der Ostindischen Compagnie, Lushington, dringend für eine Anstellung in Indien empfohlen. Im Herbst 1843 landete S. in Kalkutta. Ein Jahr darauf, 1845, wurde er zum Vorsteher des Collegiums in Delhi, einer mohammed. Hochschule, ernannt, wo seiner Thätigkeit sich ein würdiger Wirkungskreis eröffnete. Allmählig suchte er die Schüler an die europ. Methode des Unterrichts zu gewöhnen, ließ zu diesem Zwecke mehrere tüchtige Werke aus dem Englischen in das Hindostani übersetzen und richtete eine lithographische Presse, aus welcher unter Anderm eine Art Pfennigmagazin, „Kos-sadain" (die Conjunction der zwei glückbringenden Planeten Jupiter und Venus), in seiner Leitung hervorging. Im J. 1848 wurde S. nach Lucknow geschickt, um einen Katalog der dortigen königl. Bibliotheken anzufertigen, dessen erster Band 1854 in Kalkutta erschien. Im J. 1850 kehrte S. nach Kalkutta zurück und wurde daselbst Examiner am College zu Fort-William, Dolmetscher der Regierung und Secretär der Asiatischen Gesellschaft in Bengalen. Seine angegriffene Gesundheit nöthigte ihn 1854 einem längern Urlaub zu nehmen, den er in Syrien zuzubringen gedachte. Von seinen Werken sind zu erwähnen: „Meadow's of gold, translated from the Arabic" (Bd. 1, Lond. 1849); „Life of Mehemmed" (Bd. 1, Allahabad 1851); „Abd-ur-Razzak's technical terms of the Sufees, in Arabic" (Kalk. 1844); „Otby's history of Mahmud of Ghaznah, in Arabic" (lithographirt, Delhi 1847); „Selections from Arabic authors" (Bd. 1, lithographirt, Delhi 1848); „An elementary grammar of the English language, explained in Urdu" (lithographirt, Delhi 1845); „The Gulistan of Sady" (Kalk. 1851). Für die von Röer begonnene „Bibliotheca Indica" bearbeitete S. ebenfalls mehrere bedeutende orient. Werke.

Sprengwerk ist ein Zimmerwerksverband, dessen man sich zum Überspannen von hohen Räumen bedient, welche weiter sind, als daß man sie mit einem einfachen Balken überspannen könnte, weil dieser sich in der Mitte durch sein eigenes Gewicht krümmen würde. Sie hat mit dem Hängewerk (s. d.) gleichen Zweck, unterscheiden sich aber von demselben dadurch, während bei letzterm der Balken von oben in der Mitte oder mehreren Punkten gehalten wird, damit er sich nicht krümmen kann, beim Sprengwerke diese Unterstützung von unten her findet, indem schräge Stützen von den festzulegenden Punkten nach andern Punkten hingehen.

den, welche nicht ausweichen können. Ob man bei einem zu überspannenden Raume ein Hängewerk oder ein Sprengwerk anwenden soll, richtet sich nach den Umständen. So wird man, wo es auf die untere Ansicht der Balkenlage ankommt, z. B. bei Zimmerdecken u. s. w., Hängewerke anwenden, während man Sprengwerke anbringt, wo die obere Ansicht der Balkenlage in Betracht kommt, z. B. bei Brücken u. s. w., obschon man auch bei diesen hier da Hängewerke anlegt, mit denen man die beiden Enden und die Mitte der Brückenbalke hält, welche man dann aber verkleidet, während die Brückenbahn zwischen diesen Hängewerken für den Übergang frei bleibt. Eines der bedeutendsten Sprengwerke ist die Rheinbrücke Schaffhausen.

Spruchwort im weitesten Sinne heißt jeder formelhafte Satz oder Ausdruck, der, durch Inhalt wie Fassung allgemein ansprechend, landläufige Geltung und Anwendung gefunden hat. Im engeren und eigentlichen Sinne aber ist Sprichwort ein Satz, der eine sittliche Lehre oder Wahrnehmung in möglichst kurzer, aber sinnlich gefaßter, an eine vereinzelte Anschauung geknüpfter Form ausspricht. Durch diese Beschränkung unterscheidet sich das Sprichwort von der nahe verwandten Denk- oder Sinnsprüche (Sentenz), der eine sittliche Lehre oder Wahrnehmung zwar auch möglichst kurz, aber allgemein gefaßt und gewöhnlich bloß als ein Wort Verstandes hinstellt. Daher gehört der Sinnspruch, wenn er in poetischer Form erscheint, der didaktischen Lyrik, das Sprichwort dagegen schließt sich an die didaktische Epik, und zwar zunächst an die Parabel und die Fabel, aus denen es auch nicht selten hervorgegangen ist. Man vergleiche z. B. den Sinnspruch: Überfluß schafft Überdruß, mit dem Sprichworte: Wenn die Maus satt ist, schmeckt's Körnlein bitter. Allein obschon seinem Charakter nach episch, redet das Sprichwort doch selten im Präteritum, sondern gewöhnlich im Präsens, und dies darum, weil es nicht als eine einmal gemachte, sondern als eine überall wiederkehrende und bei Jedermann richtig geltende Wahrnehmung und daraus gezogene Lehre erscheinen soll. Aus seiner sinnlichen, bildlichen Fassung erklärt sich sein griech. Name *Parömie* (*παροιμία*), „was neben dem Wahre liegt, zu dem man erst seitwärts ablenken muß“, sowie der lateinische, *proverbium*, „ein vertretendes Wort“, und der ältere deutsche, *biwort* (engl. *byword*), „ein zu belehrender Vergleichung herbeigezogener Ausspruch“, während der seit dem 13. Jahrh. übliche deutsche Name *Spruchwort* (nicht *Sprüchwort*), niederdeutsch *sprekword*, niederl. *spreekwoord*, nur den häufigsten und allgemeinen Gebrauch hervorhebt. Aus dem Volksmunde entsprungen und im Volksmunde lebend, enthalten die Sprichwörter nicht bloß einen reichen Schatz von Lebensweisheit, sondern haben auch einen eigenthümlichen Werth und Reiz in historischer Hinsicht für die Kenntniß des Charakters und der Bildungsstufe des Volkes, sofern sie dessen Anschauungs- und Denkweise verrathen, von welcher die Politik, Moral und Religion des betreffenden Volkes wesentlich bedingt ist. Ja auch über einzelne Sitten, Gebräuche, Feste und Beschäftigungen geben sie Aufschluß und zeigen, wie man gewisse historische Begebenheiten aufgenommen und beurtheilt hat. Sie finden sich reichlich fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten und begegnen, vermischt mit Sinnsprüchen, viel häufiger in den Schriftwerken der alten als der neuern Völker, im Alterthume noch keine so unterscheidende Sonderung von Volks- und Kunsliteratur bedurft. Sammlungen griech. Sprichwörter wurden schon früh veranstaltet, erhalten aber sind nur diejenigen späterer Grammatiker, des Zenodotus, Diogenianus, Apostolius u. A., die mit dem gemeinsamen Namen der *Parömiographen* (s. *Parömie*) bezeichnet. Eine große ungeordnete Masse von griech. und lat. Sprichwörtern und verwandten Ausdrücken gab Hieronymus Erasmus in seinen „*Adagia*“, welche an die fünfzig mal theils vollständig (zuerst 1500, zuletzt 1670, am besten im zweiten Bande seiner „*Opera*“, Leyden 1703), theils theilweise durch Paulus Manutius nach den Vorschriften der röm. Censur bearbeiteten Ausgabe, als mit mancherlei andern Veränderungen gedruckt und sehr häufig excerptirt wurden. Über griech. und röm. Sprichwörter handelten ferner Zell („Über die Sprichwörter der alten Griechen und Römer“ in den „*Ferienschriften*“, 3 Bde., Freiburg 1826—33), Leutsch und Meidervin (in ihrer Ausgabe der „*Parömiographen*“, Göttingen 1839), Gossmann („Lateinische Sprichwörter in alphabetischer Ordnung und mit freier Übersetzung“, Landau 1844) und Becker („Das Sprichwort in nationaler Bedeutung“, Wittenberg 1851). Sammlungen deutscher Sprichwörter und Apophthegmen (s. d.) erschienen sehr zahlreich seit dem Anfange des 16. Jahrh.; die wichtigsten durch Lunnicius (1514 und öfter), Agricola (zuerst 1529), Franck (1541), Egeer (zuerst 1548), Eyring (1601), Petri (1605), Zinkgraf (zuerst 1626), Lehmann (zuerst 1630), Sailer (1810), Körte (1837), Eiselein (1840), Simrock (1846). Vgl. Hoffmann, „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte“ (Lpz. 1844); Zacher, „Die deutschen Sprich-

wörter-sammlungen" (Lpz. 1852). Allgemeine, über alle Literaturen sich erstreckende Verzeichnisse von Sprichwörter-sammlungen gaben Ropitsch („Literatur der Sprichwörter", Nürnberg 1822; mit neuem Titel ebendas. 1833) und Duplessis („Bibliographie parémiologique", Par. 1847). Über Ursprung und Bedeutung der Sprichwörter hat am besten gehandelt B. Wacknagel in seinem Aufsatz „Die epische Poesie" (im „Schweizerischen Museum", Bd. 1 und 2, Frauenfeld 1837—38).

Springbrunnen sind Vorrichtungen, mittels deren man einen Wasserstrahl in der freien Luft zu einer größern oder geringern Höhe hinaufstreiben kann. Die Hydrostatik lehrt und die Erfahrung bestätigt, daß in zwei miteinander verbundenen Röhren das Wasser stets gleich hoch steht, oder mit andern Worten, daß das Wasser stets zu derselben Höhe wieder hinaufzusteigen strebt, von welcher es hinabfiel. Denken wir uns nun ein Wassergefäß oder einen Teich auf einem Berge und von diesem eine Röhre abwärts geführt und dann wieder etwas steigend, so wird das Wasser aus dem Teiche u. s. w. durch die Fallröhre hinabsteigen und durch die aufsteigende Röhre wieder nach aufwärts streben und so hoch steigen wollen, als es herabfiel. Der Druck der Luft und der Mangel der zusammenhaltenden Kraft der Röhre wird aber auf den Strahl, sobald er die Steigröhre verläßt, nachtheilig einwirken, und so kommt es, daß der Strahl im Freien nicht wieder ganz so hoch aufsteigt, als er fiel. Die Erscheinung des Steigens dieses Wasserstrahls beruht auf dem Drucke des dahinter liegenden Wassers; wenn man daher diesen Druck durch irgend eine andere Kraft ersetzt, so bedarf es des erstern nicht. Wendet man z. B. ein Druckwerk an, etwa eine durch Wasser oder Dampfkraft betriebene Pumpe, so kann man Springbrunnen ohne Wasserdruck, also, statt am Fuße von Bergen, auch in der Ebene erzeugen. Die Fontänen von Herrenhausen, Berlin und Potsdam sind Beispiele ähnlicher Vorrichtungen. Streng genommen sind auch die Feuersprizen solche transportable Springbrunnen. Daß man im geschlossenen Raum die Luft und das Wasser durch Wärme aus und ersetzt je der Wasserdruck, so erhält man ebenfalls einen Springbrunnen und ein solcher ist der Heronische (s. d.). Natürliche Springbrunnen sind die Artesischen Brunnen (s. d.).

Springflut, s. Ebbe und Flut.

Springhase wird das Känguru (s. d.) genannt.

Spring-Rice (Thomas), Baron Monteagle von Brandon, brit. Staatsmann, stammte aus der in Irland angesessenen protest. Familie Rice und wurde 1790 geboren. Er studierte an der Universität zu Cambridge und erhielt 1816 durch seine Familienverbindungen einen Sitz im Unterhause, wo er sich den Whigs zugesellte. Als diese Partei 1830 unter Grey an die Regierung gelangte, gab man ihm als Vorbereitung zu höhern Ämtern erst die Stelle eines Unterstaatssecretärs des Innern, dann die eines Schatzsecretärs. Nach dem Rücktritte Stanley 1834 gelangte S. als Staatssecretär der Colonien in das Ministerium, welches jedoch schon einige Monate später, im November, die Verwaltung niederlegen mußte. Bei der Bildung des neuen Whigministeriums 1835 trat S. als Kanzler der Schatzkammer an die Spitze der Finanzen. Seine Unerfahrenheit in diesem Fache gab der Torypartei volle Gelegenheit, ihn mit Tadel zu überhäufen. Als Lord Howick im Aug. 1839 aus dem Cabinet schied, schien es den Ministern nothwendig, kräftigere Elemente in die Verwaltung zu ziehen, und S. mußte deshalb das Schatzkanzleramt an Francis Baring abtreten. Er erhielt dafür die Peerswürde mit dem Titel eines Lord Monteagle und die Anwartschaft auf das Amt eines Contrôleurs der Schatzkammer, welches lebenslänglich und von der Regierungspartei unabhängig ertheilt wird. Hatte schon die Erhöhung zum Peer seinen Feinden Stoff zu bitteren Spöttereien gegeben, so war dies noch mehr der Fall, als er im Dec. 1839 wirklich die Controle des Schatzes erlangte. Er hatte den vorigen Besitzer des Amtes mit einer Pension abgefunden, und die Tories verfehlten nicht, in der Session von 1840 den Stellenhandel zu rügen. S. selbst hat sich seitdem im öffentlichen Leben wenig bemerkbar gemacht, fuhr jedoch fort, im Oberhause die verschiedenen Ministerien zu unterstützen, obwohl er sich gegen einzelne Maßregeln derselben, wie 1851 gegen die Titelbill, erklärte.

Sprosser, s. Nachtigal.

Sprottau, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer des Bober und dem linken der Sprotta, hat ein schönes Rathhaus und zählt 5049 Einwohner, welche Tuch- und andere Webereien unterhalten. Die umliegenden Dörfer Gilau, Leisnisch, Malmisch, Dittersdorf u. a. sind bemerkenswerth wegen ihrer starken Eisengewinnung, ihrer Hütten, Eisengießereien, Maschinen-, Papier- und Steingutfabriken, Wollspinnmaschinen u. s. w.

Sprotte oder Breitling (*Clupea sprattus*) ist eine zur Gattung Hering (s. d.) gehö-

Fischart, welche in der Nord- und Ostsee gemein, dem gemeinen Hering ähnlich, aber nur 4—5 Zoll lang und auf dem einfarbigen Kiemendeckel nicht geadert, sondern strahlig-gestreift ist. Am Bauchfiele bilden scharfe Schuppen eine Reihe von Sägezähnen, zur Laichzeit tritt ein goldiger Seitenstrich deutlich hervor und die Rückenflosse hat 16 Strahlen. Während des Herbstes nähert die Sprotte sich in größern Scharen den Küsten, um zu laichen, und der außerordentlich ergiebige Fang beginnt um England im November und wird dort während des ganzen Winters fortgesetzt. Sie ist zart und wohlschmeckend und wird im Innern Deutschlands gesalzen und geräuchert gegessen, besonders sind die tieler Sprotten (Glückheringe) geschätzt; in England benützt man diese Fische wegen der übergroßen Menge auch als Düngemittel.

Sprudelstein nennt man diejenige Art des Sinters (s. d.), welche ein Product heißer, mit kohlen-sauerer Kalk geschwängelter Quellen ist; besonders wird der Sinter des Karlsbader Sprudels mit dem Namen Sprudelstein (Karlsbader Sprudelstein) bezeichnet. Er zeichnet sich durch dunklere Farbe, größere Dichtigkeit, Härte und Schwere vor den andern Arten des Sinters aus. In Karlsbad hängt man auch verschiedene Gegenstände in den Sprudel, um sie absichtlich mit Kalksinter überziehen zu lassen, und dergleichen werden dann oft von den Badereisenden im Andenken mitgenommen.

Spruner (Karl von), vorzüglicher Geschichtsforscher und Geograph, geb. 1803 zu Stuttgart, lebte, früh verwaisst, bei Verwandten zu Ingolstadt und Salzburg und erhielt seit 1814 eine Jugendbildung im Cadettencorps zu München, wo er schon jene Vorliebe für historische und geographische Studien faßte, welche die spätere Richtung seiner literarischen Thätigkeit bestimmte. Im J. 1825 zum Lieutenant befördert, fand er hinreichend Muße, durch eifrig fortgesetzte Studien in den hierzu so geeigneten Garnisonen zu München, Bamberg und Würzburg seine Kenntnisse zu erweitern und die umfassenden Vorarbeiten zu den von ihm beabsichtigten historisch-geographischen Werken zu machen. Als Frucht seiner Forschungen erschien zunächst einiges in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Oberfranken“, dann die Schrift „Baierns Gaue“ (Bamb. 1831), welche gegen Herrn von Lang gerichtet war, und eine „Gaue des Herzogthums Ostfranken“ (Bamb. 1835). S.'s Hauptwerk jedoch ist der große historisch-geographische Handatlas in drei Abtheilungen (118 Blatt, Gotha 1837—52) welcher auf Grund der mühsamsten und sorgfältigsten Einzelforschung in ungemein sauberer Ausführung ein alles auf diesem Gebiete bisher Geleistete weit übertreffendes Hülfsmittel. Geschichte Europas und Asiens bietet, dessen Vortrefflichkeit im Inland und Ausland schon große Anerkennung gefunden hat. Eine zweite Auflage hat bereits 1853 begonnen. Während dessen erschien von S. ein musterhaft gearbeiteter „Historischer Atlas von Bayern“ (7 Blatt, Gotha 1838); auch gab er mit Hänle mehrere Reisehandbücher an den Main und in die unterfränk. Gebirge heraus, die sich durch gewissenhafte Quellenforschung wie annehmliche Darstellung vortheilhaft auszeichnen. Die mit Hänle begonnenen „Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten“ (Hft. 1—3, Gotha 1846—48) wurden durch die Ungunst der Verhältnisse unterbrochen. Schon früher mehrfach vom damaligen Kronprinzen Maximilian zu wissenschaftlichen Aufträgen betraut, ward S., nachdem derselbe den Thron bestiegen, 1851 in den Generalstab als Hauptmann versetzt und 1852 zum Major befördert. Schon vorher hatte er 1843 von der Universität Erlangen die philosophische Doctorwürde erhalten; 1842 wählte ihn die münchener Akademie zu ihrem correspondirenden, 1853 zu ihrem wirklichen Mitgliede. Gegenwärtig in München, ist S. in speciellem Auftrage des Königs theils mit historischen, theils mit kartographischen Arbeiten beschäftigt, unter denen eine sehr umfassende historische Karte von Baiern, eine große historisch-comparative Karte von Europa sowie eine aus zuverlässigen Quellen geschöpfte Kriegsgeschichte von Baiern zu nennen sind; auch ward ihm Unterricht in der Militärgeographie in den höhern Classen des Cadettencorps übertragen. Auch eine kürzere Bearbeitung des großen „Historischen Handatlas“ und einen „Allgemeinen historischen Schulatlas“ suchte S. die Ergebnisse seiner Studien in weitem Kreise zu verbreiten. Ein „Leitfaden zur Geschichte von Baiern“ (2. Aufl., Bamb. 1853) ist bereits vielfach geführt worden.

Spulwurm (Ascaris) ist eine zur Classe der Eingeweidewürmer gehörende Wurmgattung, welche sich durch einen walzenrunden, langen, quergestreiften Körper und ein sehr stumpfes, mit Knötchen besetztes Maulende unterscheidet. Die Spulwürmer sind getrennten Geschlechts Männchen und Weibchen im Äußern verschieden. Der gemeine Spulwurm (A. lumbricalis), welcher im Dünndarme der Menschen, besonders der Kinder, sowie mehrerer Hausthiere vorkommt, ist einem Regenwurme sehr ähnlich, braunroth oder weißlich und wird 6—10 Zoll und

darüber lang. Er wird durch verschiedene Wurmmittel, wie Zittwerfsamen u. s. w., und ein ſter darauf gereichtes Abführmittel abgetrieben. Der kleine Spulwurm, Madenwurm ſt Aftermade (*A. vermicularis*), welcher ſehr häufig und in Menge im Maſtdarme der Kind (ſeltener der Erwaſchenen) lebt und Jucken im After und an der Naſe, ja bei den Kindern ſt Krämpfe verurſacht, iſt nur $\frac{1}{2}$ Zoll lang und dünn und wird weit leichter, oft ſchon durch Milſtierre mit Zwiebel entfernt.

Spurinna (*Vestricius*), ein als Feldherr und Dichter bekannter Römer in der Mitte 1. Jahrh. n. Chr., Zeitgenoffe des jüngern Plinius und des Tacitus, wurde in Folge ſiegreichen Kämpfe gegen die Germanen am Rhein bei ſeiner Rückkehr nach Rom mit Azeichnungen überhäuft, zog ſich aber ſpäter vom öffentlichen Leben ganz zurück. Von ſeiner riſchen Poefien, welche die Alten wegen ihrer Anmuth rühmten, hat ſich nur Weniges erhalten die zuerſt von Kaſp. Barth in der Sammlung der „*Poetae venatici et bucolici*“ (Hamb. 1613) unter S.'s Namen aus einer marburger Handschrift bekannt gemachten vier Oden wol nur zum Theil aus echten Gedichten deſſelben zuſammengeſetzt, oder gehören vielleicht er ganz andern Verfaſſer an. Die neuſte und beſte Ausgabe aller Fragmente beſißen wir Art unter dem Titel „*Spurinnae reliquiae lyricae*“ (Hf. 1840). — Spurinna hieß auch Haruſper oder Wahrfager, der Cäſar (ſ. d.) vor dem für ihn ſo verhängnißvollen 15. d des März warnte.

Spurzheim (Kaſp.), einer der erſten und vorzüglichſten Anhänger der Schädel wurde 31. Dec. 1776 zu Longwich bei Trier geboren und erhielt im Collegium zu ſeine erſte Bildung. Im J. 1795 wendete er ſich nach Wien, um Medicin zu ſtudiren, er hier mit Gall (ſ. d.) und deſſen System bekannt und ſchloß ſich ſo eng an Erſtern an, er bis 1813 alle Schickſale mit ihm theilte. In letztem Jahre ging er nach England und in mehren Städten phrenologiſche Vorträge, in denen er jedoch zuweilen von Gall's Anſ abwich. Seit 1817 lebte er wieder in Paris, wo er ſich die medicinische Doctormwürde er und prakticirte, dann 1821—28 in England, wo er ſehr beſuchte Vorleſungen hielt, er abermals in Paris, worauf er 1832 nach Boſton in Nordamerika ging, wo er mit ſeinem ſtem großes Aufſehen erregte, aber ſchon 10. Nov. 1832 ſtarb. Von ſeinen von ihm aſſen Schriften ſind beſonders hervorzuheben „*The physiognomical system of D. Gall S.*“ (2. Aufl., Lond. 1815); „*Outlines of the physiognomical system*“ (Lond. 1815); „*insanity*“ (Lond. 1817); „*A view of the elementary principles of education*“ (Edinb. 1 und Boſton 1832); „*Sur la folie*“ (Par. 1818; mit der frühern Schrift „*On insanity*“ de bearbeitet von Embden, Hamb. 1819); „*Essai philosophique sur la nature morale et lectuelle de l'homme*“ (Straßb. 1820; deutsch von Hergenröther, Würzb. 1822).

Squatters, von *to squat*, lauern, niederhocken, heißen in Amerika die Anſiedler, die auf einem Stück wüſten Landes niederlaſſen, ohne es durch Ankauf erworben zu haben. ſchon eine ſolche Praxis lange für ungeſetzlich galt, trug ſie doch viel zum raſchen Anbau Vereinigten Staaten bei, indem Perſonen, die nicht die Mittel hatten, ſich in den dichter l ferten Gegenden anzukaufen, ſich weiter ins Innere begaben und Niederlaſſungen in Reg gründeten, wohin man auf dem gewöhnlichen Colonisationswege erſt weit ſpäter vorgehen wäre. Es wurde daher frühzeitig in Vorſchlag gebracht, ſie durch ſogenannte Preemptionen in dem Beſiße der eigenmächtig occupirten Ländereien zu ſchützen, aus welchen ſie ohnehin die Gewalt nicht verdrängt werden konnten, und man ging dabei von dem Grundsatz aus die auf Urbarmachung des Bodens verwendete Mühe und Arbeit ſchon an ſich einem in ſelben hineingeſteckten Capital gleichkomme. Die Legiſlatur von Maſſachuſetts erließ ein Geſetz, durch welches das Eigenthumsrecht ſchon durch die Occupation eines Grund während einer Periode von 40 J. erworben wurde; durch ſpättere Congreſſacten aber den Squatters in den neuen Territorien das Recht ertheilt, die von ihnen occupirten St ländereien, ohne Rückſicht auf deren etwaigen höhern Werth, zum Minimumpreiße von Doll. pro Acre zu erwerben. Dergleichen Anordnungen wurden 1813 für Illinois, für Louiſiana und Miſſouri, 1816 für Florida erlaſſen und 1830 für eine beſtimmte A Jahre auf die ganze Union ausgedehnt. Am 4. Sept. 1841 kam endlich das noch gültige P tionsgeſetz zu Stande, wodurch das biſherige Proviſorium in ein Definitivum verwandelt den Squatters überall die Befugniß vorbehalten wurde, beim Verkauf der Staatsländereien durch Erlegung des gedachten Minimumpreiſes einen geſetzlichen Titel auf die von ihnen bauten Grundſtücke zu ſichern. Die einzige Beſchränkung dieſes Privilegiums beſteht i

Colonist mehr als eine Viertelsection (160 Acres) auf einmal an sich kaufen oder aufzul- und andern gemeinnützigen Zwecken bestimmten Ländereien Anspruch erheben darf. ier (Ephraim G.), amerik. Reisender und Alterthumsforscher, ist aus Kentucky gebür- machte sich zuerst durch seine diplomatische Wirksamkeit in Centralamerika bekannt. 848 zum Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Guatemala und Nicaragua er- rat er mit Energie den Versuchen der Engländer, die Grenzen ihres Schutzgebiets ia auf Kosten Nicaraguas auszudehnen, entgegen, und obwol sein etwas leidenschaft- enehmen von seiner Regierung nicht ganz gebilligt wurde, hatte er doch die Genug- daß in dem 4. Juni 1850 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ge- n Verträge die hierauf bezügliche Streitfrage eine für die letztern befriedigende Lösung ugleich bemühte er sich eifrig um das Zustandekommen eines Verbindungskanals zwi- i Atlantischen und Stillen Meere und trug durch seine Forschungen viel zur Berichti- eter bisherigen Kenntnisse von der Erdenge von Panama bei. Nach den Vereinigten zurückgekehrt, gab er außer den interessanten „Sketches of travel in Nicaragua“ (1851) sein großes Werk „Nicaragua, its people, scenery and monuments“ (2 Bde., und Lond. 1852) heraus, in welchem er namentlich die in jenen Gegenden aufgefunde- cteste des Alterthums ausführlich beschrieb und ihre Bedeutung für die Urgeschichte s mit vielem Scharfsinn beleuchtete. Schon früher hatte S. im Auftrage der Smith- istitution in Washington den westlichen Theil des Staats New-York bereist und die dor- n Schanzen und Hüengräber untersucht. Die Resultate dieser Reise sind in den ies of the state of New-York“ (Buffalo 1851), sowie die einer in Verbindung mit nternommenen archäologischen Expedition nach den Mississippiländern in den „An- numents of the Mississippi valley“ (Washington 1848) niedergelegt. Außerdem für die newyorker historische Gesellschaft eine Abhandlung „On the serpent symbol“ (1851), in der er geistreiche Bemerkungen über den Naturcultus der amerik. Indianer die indessen vielfachen Widerspruch gefunden haben.

smus, s. Süßismus.

l (Karl von), russ. General der Cavalerie, geb. 31. Aug. alten Stils 1777 zu Reval nd, stammte aus einer alten, aus Deutschland eingewanderten Familie. Er nahm früh- egsbienste und war schon Offizier unter der Kaiserin Katharina II. In der Schule s's, unter welchem er 1799 in Italien und der Schweiz kämpfte, bewährte er sich zu- vershrockener Krieger. Sodann foht er 1805 bei Austerlitz, 1807 bei Guttstadt, Heils- Friedland. Im J. 1813 nahm er thätigen Antheil an den Schlachten bei Lützen, Dresden, Kulm und Leipzig und 1814 bei Brienne und Montmartre. Als General- m er nach dem Frieden seinen Abschied und lebte nun mehrere Jahre auf seinem Gute island, wo er zur Verbesserung der Agricultur wesentlich beitrug. Nachdem er durch id Unglücksfälle sein Gut verloren, führte ihn die Noth in den Staatsdienst zurück. d war er Generaladjutant des Großfürsten Konstantin in Petersburg und Polen und ur im Süden Rußlands. In Anerkennung seiner Verdienste, die er sich 1830 in ei Dämpfung der Unruhen wegen der Cholera, sowie durch die Maßregeln zur Be- g der Krankheit und Linderung der Noth erworben, wurde er von dem Kaiser Nikolaus allieutenant zum Commandanten von Moskau und zum Chef des allgemeinen Kriegs- erhoben, in welchen Stellungen er sich viel Liebe erwarb. Bei der Abwesenheit des Balzjin von Moskau 1839 wurde S. mit der Verwaltung des Gouvernements als tender General-Kriegsgouverneur beauftragt, 1840 zu Sitz und Stimme in den Se- en und endlich 1843 zum General der Cavalerie erhoben, zugleich aber auch in seiner Stellung als Commandant von Moskau belassen. Er starb daselbst 16. (28.) Febr. 1853. l (Marguerite Jeanne Cordier, Baronin), eine sehr geistreiche und gebildete, durch ihre n bekannte Französin, geb. 1693, war die Tochter des Malers de Launai zu Paris, s er Frankreich verlassen mußte, in großer Dürftigkeit zurückließ. Sie kam als Kam- er zur Herzogin von Maine und erwarb sich an deren kleinem Hofe zu Sceaux durch Talent im Versmachen die Zuneigung aller vornehmen und geistreichen Personen. der Cellamare'schen Verschwörung ward auch sie zwei Jahre lang in die Bastille ein- n. Nachher heirathete sie den bejahrten Capitän bei der Schweizergarde und Maré- amp Baron von Staal. Sie starb 15. Juni 1750. Nach ihrem Tode erschienen ihre es“ (3 Bde., Par. 1755), mit Hinzufügung eines vierten Bandes, welcher zwei Lust- enthält. Die Memoiren, welche die J. 1715—20 umfassen, enthalten keine bedeutenden



ist. Wenn man sich die menschliche Gemeinschaft als ein organisch lebendiges Ganzes und demnach unter dem Volke die Individualität dieses Ganzen in Sitte, Recht und Gesetz versteht, eine Individualität, die durch das Bewußtsein von derselben zur Volksthümlichkeit erhebt: so wird der Staat die Persönlichkeit dieser individuellen Volksthümlichkeit: einen selbständigen organischen Willen in sich ausgebildet hat. Es ist dies das Wesen des Staats, aus welchem alle übrigen Momente desselben sich ergeben, sowie auch die allgemeine Begriffsbestimmung: daß der Staat die zur selbständigen organischen Persönlichkeit der Gemeinschaft der Menschen ist. Hieraus folgt zunächst das Princip des Staats, oder die Grundlage, auf welcher der Staat das Recht hat, die Einzelnen als ihm angehörig dem Willen unterworfen zu betrachten. Daß nämlich jeder Einzelne der Gemeinschaft um seine höchsten Zwecke zu erreichen, ist gewiß. Allein diese Gemeinschaft muß, da sie auf eine Weise Zwecken dienen soll, welche durch die absolute Natur dem Menschen gegeben und absolut selbständig und von der Einzelwillkür unabhängig dastehen, zunächst eine an sich selbständige sein: jede organische Selbständigkeit aber wird, sowie sie mit einem Willen begabt ist, eine Persönlichkeit. So ist es die eigene Natur des Menschen, die ihn zum Gliede eines Staats macht; wie denn schon Aristoteles den Menschen ein politisches Wesen nannte. Es ist daher der That eine ganz unnöthige Mühe, den Staat mit seinem Dasein aus dem Willen des Menschen hervorgehen zu lassen und seine Existenz von seinem Rechte abhängig machen wollen: der Staat ist, wie das Leben des Einzelnen und wie das des Volkes, durch sich selbst, sein eigener Grund, ein nothwendiges Glied oder vielmehr die nothwendige personliche Erfüllung des Gesamtlebens der Menschheit. Von diesem Standpunkte aus muß man die verschiedenen dialektischen Versuche betrachten, welche die Existenz des Staats aus dem Willen der Staatsbürger hervorgehen lassen wollen. Es liegt denselben allen die Verwechslung zum Grunde, daß sie den Staat nicht von der Verfassung des Staats zu trennen vermögen und deshalb, um diese Verfassung nach ihren Willen bilden zu können, die Existenz des Staats selbst von dem Willen des Einzelnen abhängig machten. Bei den Griechen und Römern kommen solche Theorien vom Staate, die in der That nichts Anderes als Theorien von der Verfassung sind, noch nicht vor: sie entstehen überhaupt erst im Beginne der neuern Zeit, wo das Volk sich von der Herrschaft der feudalen Staatsverfassung losmachte und dem Zwecke eines neuen Princips bedurfte, um seinen Bestrebungen einen sittlichen Grund zu geben. So entstand die Behauptung, die zum Theil bis in unsere Zeit erhalten wird, daß der Staat selbst aus einem Gesamtvertrage der Einzelnen hervorgehe.

Dieser Vertrag wird nun theils seit Hobbes (s. d.) so ausgelegt, daß der Vertrag alle Gewalt in die Hände des Fürsten legen solle, worin man sofort die Anwendung auf die Verfassung erkennt, theils, und namentlich seit Rousseau, in der Weise, daß das Volk alle Gewalt in Händen behalte. Es ist klar, daß ein solcher Vertrag als Grundlage der Existenz des Staats zu einer Reihe von Absurditäten führt. Denn erstlich bleibt es durchaus unerklärt, wie der Vertrag den Einzelnen, der ihn nicht selbst geschlossen hat, binden soll; dann aber leuchtet, daß, wenn dieser Vertrag zur Gründung eines Staats überall durchaus nothwendig wird, der Staat selbst nicht eigentlich mehr aus diesem Vertrage, sondern vielmehr in der That aus Demjenigen hervorgeht, was diesen Vertrag (gesetzt, daß ein solcher stattfände) nothwendig macht: und das ist die unabänderliche Natur der Menschen selbst. So muß ich von dieser Seite zur Natur zurückkehren, als dem wahren und ewig selbstthätigen Grunde des Staats. Außerdem aber wird dann nur Dasjenige, was nicht mehr selbst Staat, sondern nur die Form desselben ist, auch nach der Vertragstheorie dem Vertrage allein unterworfen sein können: und das ist die Staatsverfassung. Auf diese Weise ergibt sich, wie die Vertragstheorien insgesammt ihren wahren Boden, den der Verfassung, wiedergewinnen, von wo auch über ihren Werth weiter zu verhandeln ist. Dasselbe gilt von der Eintheilung der Staatsformen, die schon vor Aristoteles in Griechenland gültig waren und in Beziehung, nicht auf das Wesen des Staats, sondern vielmehr auf die Verfassung, man daran erkennt, daß sie sich an das Princip der höchsten Gewalt anschließen. Das ist die Eintheilung in Monarchie (s. d.), deren Ausartung die Despotie (s. d.); Aristokratie, deren Ausartung die Oligokratie oder Oligarchie (s. d.) und die Timokratie (s. d.) oder Aristokratie; und Demokratie (s. d.), deren Ausartung die Ochlokratie (s. d.) sein soll. In allen haben alle diese Staatsformen seit der antiken Zeit einen ganz andern Charakter angenommen, sowie auch durch mannichfaltige Mischungen und neue Mittel dafür, durch den Fortschritt neuer Institute und Verhältnisse die Staatsgruppen so vervielfacht worden, daß jene

ältere Abtheilung nichts weniger als erschöpfend und eingreifend geblieben ist und nur zur allgemeinen übersichtlichen Abtheilung noch dienen kann. Auch ist nicht bloß die Mischung genannten drei Hauptstaatsformen, sondern auch die sporadische Beimischung despotischer, theokratischer, patriarchalischer, patrimonialer Elemente in Betracht zu ziehen, als Rest früherer Entwicklungsphasen der Staatsentwicklung. Immer aber betrifft dies nur die Ordnungen des Staats und die Grundformen seines öffentlichen Rechts, nicht den Staat selbst seinem Begriffe nach.

Denkt man sich nun demgemäß den Staat als die höchste allgemeine und selbständige Sönlichkeit, so ist der systematische oder organische Inhalt der Staatsidee ein sehr einfacher. Die erste Grundlage des Staats ist alsdann das Land, das als dem einzelnen Staat hörig und als örtliches Gebiet seines alleinherrschenden Willens das Staatsgebiet ist. Das Land entspricht demnach dem Begriffe des Volkes, das Gebiet dem Begriffe des Staats. Das Staatsgebiet ist dasjenige völkerrechtlich in seinen Grenzen anerkannte Gebiet, dessen Bereich keine außerhalb desselben befindliche Macht rechtlich zu gebieten, innerhalb seiner Grenzen keine fremde Staatsgewalt zu schalten hat, außer soweit ihr dies von dem Staat selber gestattet ist, wie zuweilen durch Verträge, besonders in Bezug auf mancher gerichtlicher Handlungen. Das Recht des Staatsherrschers an dem Staatsgebiete aber nur das Recht, in ihm zu gebieten, kein eigentliches Eigenthum an seinen gesammten Bestandtheilen. Deshalb und weil nach dem neuern Völkerrechte nicht die Völker gegen die Völker, sondern die Staaten gegen die Staaten durch ihre Heere Krieg führen, geht bei Erörterung nicht das privatrechtliche Grundeigenthum von dem besiegten Volke an das siegende wie es im Alterthume und im Beginn des Mittelalters der Fall war, sondern nur das Gebot und das dem Staatsherrscher als solchem gehörige Eigenthum, wie die Staatsgüter (Land, Kassen, Schatzkammer, die öffentlichen Kassen u. s. w., wechseln ihren Inhaber. Jeder Krieg stellt dies insofern es ist abhängig von der Kraft, sich im Besitze zu behaupten. Das Recht des mit Gewalt getriebenen dauert allerdings, solange er nicht verzichtet hat, als Protest gegen den Usurpator, dessen Handlungen es zweifelhaft macht. Im Frieden aber ist jede Verletzung des Staatsgebietes, jede eigenmächtige Vornahme staatlicher Handlungen in fremdem Gebiete eine grobe Verletzung des Völkerrechts. Jedes souveräne Staatsgebiet ist ein geschlossenes; ungeschlossene Gebiete können nur in einem Staatensysteme vorkommen, wie ehemals das Deutsche Reich war, in welchem höhere Staatsgewalt die einzelnen Territorien mannichfach durchkreuzte. Bloße Staatsbarbarkeiten, welche ein Staat zu Gunsten eines andern sich gefallen läßt, z. B. Militärdienste, thun der Souveränität keinen Eintrag. Während die natürliche Grundlage des Staats das Land ist, ist die persönliche Grundlage das Volk, das nur als eine Individualität der Gesellschaft begriffen werden kann. Aber ebendeshalb ist das Volk das bewegliche und veränderliche Element im Staat. Ein Staat ist nur seinem Princip nach der Staat eines Volkes; Wirklichkeit dagegen ist er keineswegs immer aus einem innerlich und äußerlich fertigen Volk gebildet. Da nun aber das Wesen von Staat und Volk doch nur zwei Seiten desselben Begriffs, der persönlichen und organischen Gemeinschaft, sind, so treten allenthalben, wo ein Volk keinen ihm entsprechenden Staat und der Staat kein ihm ausschließlich angehöriges Volk hat, zwei charakteristische Bewegungen ein, die wir die Bewegung des volkbildenden und andererseits die Bewegung des staatsbildenden Volkes nennen. Beide sind vom höchsten Interesse; denn in der That sind sie es, welche die Geschichte des innern Staats- und Völkerlebens mit ihrem wesentlichsten Inhalte erfüllen.

In Land und Volk ist somit der Körper des Staats, die Verwirklichung des Begriffs des Staats gegeben. Wenn nun aber beide einander gefunden haben, so entsteht ferner, oft sehr unvollkommen, oft im Gegentheil mit despotischer Gewalt, der Organismus des Staats. Dann nichts Anderes ist als die gegliederte Durchdringung jener beiden Elemente des natürlichen und äußerlichen Staatskörpers mit den Organen, die der Staat für sein Dasein und für seine Zwecke bedarf. Das erste dieser Organe ist der Staatsherrscher, dessen Natur und Wesen ausmacht, die Selbstständigkeit und Majestät des Staats in seiner ganzen, das höchste der Gesammtheit umfassenden Machtvollkommenheit darzustellen, sei es nun, daß dieser Herrscher eine einzelne durch Erbrecht berufene Persönlichkeit, ein Monarch, oder daß er die Repräsentation der Gesammtheit entweder des ganzen Volkes, oder der Ältesten, oder der Vornehmsten, oder der Gewählten, oder daß er ein bloßer Gewalthaber, ein Dictator oder Tyrann sei. Das zweite Organ ist die Staatsverfassung, wodurch im Staate unter höchster Mitwirkung des Staatsherrschers der gemeinsame Staatswille gebildet und vollzogen wird. Man kann in der Verfassung die beschließende Gewalt von der ausführenden trennen, und der Regel nach hat jede

walten auch einen eigenen Organismus. Schwierig ist nicht so sehr diese Unterscheidung als vielmehr diejenige zwischen Verfassung und Staatsherrscher, in dem Falle, wo ein und dasselbe Organ beide zugleich, die Verfassung und die Herrschaft vereinigt. Die Schwierigkeit dieser Unterscheidung bewirkte es, daß fast von jeher die Frage nach der besten Verfassung verwirrt ward. Das dritte Organ endlich ist die Staatsverwaltung, welche die Gesamtheit derjenigen Einrichtungen enthält, durch welche die wirthschaftlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Zwecke des Staats erreicht werden. Man wird diese Institute am besten als die Finanzen, die Rechtsverwaltung und die Regierung im engeren Sinne bezeichnen können. Fast man nun diese Begriffe als die Entwicklung der Idee vom Staate zusammen, so ergibt sich eine Gesamtheit von Bewegungen, die wir das innere Staatsleben nennen können, im Gegensatz zum äußeren Staatsleben, welches die Beziehungen des einzelnen Staats zu andern Staaten enthält.

Staatenbund, s. Bundesstaat.

Staaten-Flandern, gegenwärtig zur Provinz Seeland im Königreiche der Niederlande gehörig und denjenigen Theil derselben begreifend, welcher, ein schmaler Streifen Landes, auf dem linken Ufer der Schelde an deren Mündung liegt, gehörte früher zur Grafschaft Flandern und wurde von den Spaniern im Westfälischen Frieden an die Generalstaaten der Vereinigten Provinzen abgetreten, wovon es den Namen erhielt. Für die Niederlande war sein Besitz von jeher von der größten Wichtigkeit, weil er ihnen die Herrschaft über die Scheldemündung sicherte und sie früher darauf ihr Recht auf die Schließung dieses Flusses gründeten. Die bedeutendsten Städte Staaten-Flanderns sind die drei Festungen Sluys am Zwin mit Hafen von 2500 E., Hulst mit 3500 E. und Arel mit 3500 E.

Staatenkunde, s. Statistik.

Staatsanleihen, s. Anleihen.

Staatsanwaltschaft. Das Institut der Staatsanwaltschaft ist in der Gestalt, wie es gegenwärtig in der Mehrzahl der deutschen Staaten besteht, aus dem franz. Rechte zu uns gekommen. Mit dem Namen des Staatsanwalts, collectiv aufgefaßt „das öffentliche Ministerium“, bezeichnet man in Frankreich diejenigen Beamten, welche bei und neben den Gerichten gewisse rechtliche Functionen zu vollziehen haben, die als Ausfluß des Rechts und der Pflicht des Staats, das Recht zur Verwirklichung zu bringen, abgesehen von dem richterlichen Amte, betrachtet sind. Schon frühzeitig und zwar bereits im 14. Jahrh. finden wir in Frankreich fast gleichzeitig in Spanien die bis 1789 mit dem Namen Gens du roi bezeichneten Beamten an deren Stelle, aber im Wesentlichen mit denselben Functionen, seitdem die Kronanwälte, procureurs du roi, procureurs de la république, procureurs de l'empereur) und in Deutschland die Staatsprocuratoren oder Staatsanwälte getreten sind. Im franz. Rechte finden sich die mannichfaltigen Functionen des öffentlichen Ministeriums unter folgende allgemeine Gesichtspunkte bringen: im Criminalprocesse: Verfolgung der Verbrechen, Vergehen und Verleiübretungen (bei den Gerichten der einfachen Polizei vertritt der Polizeibeamte die Stelle des öffentlichen Ministeriums), Vollstreckung aller in das Criminalgebiet einschlagenden Urtheile; im Civilprocesse: Einleitung und Verfolgung gewisser der öffentlichen Ordnung anhängigen Civilklagen, Überwachung des Interesses von Abwesenden und Unmündigen, Stellung von Anträgen in Civilsachen, wobei der Staat, Corporationen, Minderjährige, Interdicit, verheirathete Frauen oder die öffentliche Ordnung theilhaftig sind, sowie Befugniß, in allen Civilprocessen Conclusionen zu ertheilen; außerdem: Beaufsichtigung sämmtlicher Justiz gehörigen Personen und Verfolgung der Fehler gegen die Disciplin, Controle der Standesregister (d. h. der Kirchenbücher in Deutschland), Führung der amtlichen Correspondenz mit den untergebenen, coordinirten und höhern Behörden. In diesem Maße ist, mit geringen Änderungen, das Institut der Staatsanwaltschaft auch in denjenigen deutschen Rheinländern eingeführt, welche seit der Napoleon'schen Herrschaft franz. Gerichtsinstitutionen behalten. In der Mehrzahl der übrigen deutschen Staaten wurde seit 1848 die Staatsanwaltschaft in Verbindung mit dem Anklageverfahren eingeführt, ist jedoch fast allenthalben auf Criminalproceß beschränkt geblieben und hat nächstdem manche nicht unwesentliche Beschränkungen in einzelnen Ländern erfahren. In England bestehen keine Staatsanwälte solcher Art: die Verfolgung der Verbrechen ist hier zunächst Privatsache, und nur, wo eine Verletzung der Rechte der Krone vorhanden ist oder angenommen wird, tritt der Generalanwalt an. In Frankreich und Deutschland ist Generalprocurator, Generalstaatsanwalt, Oberstaatsanwalt die Benennung des bei den höhern Gerichten fungirenden Staatsanwaltes. Auch in den meisten übrigen Ländern Europas, mit Ausnahme von Ruß-

lten, und Fortunatus Fidelis, Paul Zachias, Ammann, Welsch, Feltmann, Suevus, Brown, Blegny, Bohn und Zittmann sind als die Ersten zu nennen, die sich wesentliche Verdienste in die Fortbildung desselben erwarben. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse des 18. Jahrh., und besonders waren es Deutsche, welche die Staatsarzneikunde ihrer Vollenbung gegenführten und denen sich die Franzosen Gobéré und Belloc, der Engländer Farr, der Spanier Vidal und die Schweden Ksnerarden und Martin anschlossen. Auch jetzt noch ist die Staatsarzneikunde diejenige Disciplin, in welcher die Deutschen allen übrigen Nationen einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen haben. Doch läßt sich noch immer ein rechtes Eindringen dieser Lehren in das Volk vermissen. Erst in neuerer Zeit finden wir häufigere Bestrebungen, die sozialen Zustände in ärztlicher Hinsicht zu verbessern, z. B. die Vereine für wohlfeile und gesunde Wohnungen, für Gesundheitspflege, Wasch- und Badeanstalten, Krippen, Kinderbewahranstalten, Turnwesen, wohlfeile Lebensmittel u. dgl. m. Lehrbücher der gerichtlichen Medicin sind von Henke, Meßger, Wildberg, Klose, Bernt, Masius, Mende, Krahmer u. A. geschrieben worden. Als Bearbeiter der medicinischen Polizei hat sich Joh. Pet. Frank am berühmtesten gemacht. Als encyclopädische Werke sind zu nennen: Siebenhaar, „Encyclopädisches Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde“ (2 Bde., Lpz. 1838—40), und Most, „Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde“ (2 Bde. nebst einem Supplementband, Lpz. 1838—40), während unter den periodischen Schriften die von Henke begründete „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde“ auch nach dem Tode ihres Begründers einen ehrenvollen Platz unter den Journalen einnimmt.

Staatsbankrott nennen wir die Weigerung des Staats, seine rechtlich unzweifelhaften finanziellen Verbindlichkeiten zu erfüllen: entweder aus Unredlichkeit oder aus Unvermögen, gewöhnlich aus einer Vereinigung beider Ursachen, indem einer unredlichen Regierung schwere, aber noch erträgliche Opfer leicht unerträglich erscheinen. Es gibt natürlich verschiedene Grade des Staatsbankrotts, wie z. B. die rechtswidrige Herabsetzung des Zinsfußes bei der Staatsanleihe, was weniger bedeutet als die völlige Cassation der Schuld selbst. Eine Herabsetzung des Zinsfußes, wo man denjenigen Gläubigern, welche sich dieselbe nicht gefallen lassen wollen, die unzügliche Rückzahlung des Capitals anbietet, ist offenbar kein Bankrott; dagegen die scheinbare Erfüllung der Verbindlichkeiten in einer verschlechterten Münze oder in einem Papiergelde, welches nicht zum vollen Nominalwerthe realisiert werden kann, allerdings ein solcher, nur ein versteckter. Und zwar muß der maskirte Bankrott in der Regel für noch schlimmer gelten als der offen ausgesprochene; jener schadet den Staatsgläubigern ebenso sehr wie dieser und zieht zudem noch, wovon der Staat gar keinen Nutzen hat, den ganzen Creditverkehr unter Privatleuten mit in den Strudel. Wirklich sind Staatsbankrotte ganz ebenso zu beurtheilen wie Privatbankrotte, nur daß man den insolventen Staat nicht verklagen kann. Ist daher eine Regierung wirklich außer Stande, ihre Gläubiger zu befriedigen, so thut sie am besten, dies so bald als möglich offen einzugestehen, aber jede hieraus hervorgehende Verletzung zu notiren und herabzusetzen, sowie es die bessern Umstände erlauben, zu entschädigen. Waren die beeinträchtigten Gläubiger Ausländer, so kann man nicht sagen, daß der Bankrott das Volksvermögen unmittelbar vermindert; was die Gläubiger einbüßen, das gewinnen die Steuerpflichtigen, freilich ungerechterweise und deshalb ohne nachhaltigen Segen, weil die Rechtsunsicherheit die schlimmste Pest der Volkswirtschaft ist. In allen Fällen aber wird durch den Bankrott der Credit des Staats lange Zeit vernichtet, also ein Hauptmittel der Staatsmacht.

Staatsbürger. Die große Menge einzelner Rechte und Pflichten, welche mit dem Angehörigen an einen Staat verbunden sind, und die Möglichkeit, daß dieselben zum Theil befehen werden können, zum Theil nicht, hat den Begriff des Staatsbürgers von jeher unbestimmt gemacht und die Begriffe des Indigenats (s. d.) und des Ortsbürgerrechts, mit denen das Ehrenbürgerrecht verbunden ist, von demselben trennen lassen. Man muß daher Staatsbürger im weitesten Sinne Denjenigen nennen, der durch seine persönliche Angehörigkeit an den Staat diesem als seiner höchsten Gewalt unterworfen ist. Im engern Sinne dagegen, insofern man verschiedene Stufen in dem Besitze des öffentlichen Rechts unterscheidet, ist der Staatsbürger Derjenige, der den höchsten Grad der Theilnahme an der Staatsverfassung erreicht, den das einzelne Individuum erreichen kann. Diejenigen, welche dies höchste Maß, z. B. das Wahlrecht und Wählbarkeit in constitutionellen Staaten, Mündigkeit in einigen Staaten Nordamerikas, Mündigkeit und Ansässigkeit in andern u. s. w., nicht erreicht haben, werden danach niedern, jene dagegen die vollen Staatsbürger genannt.

Staatsdienst und Staatsdiener. Wenn man die gegenwärtigen Staaten mit des Alterthums vergleicht, so ist derjenige Punkt, in welchem sie sich am meisten unterscheiden, ohne Zweifel die Art und Weise, wie der Staatsdienst vollzogen und mit einem eigenthümlichen Rechte ausgestattet wird. Unter dem Staatsdienste nämlich verstehen wir die Gesamtheit jener Functionen, durch welche im Namen der Staatsgewalt und mit der Macht und Rechte derselben ausgerüstet der verfassungsmäßige Staatswille im Einzelnen zur Ausführung gebracht wird. Im Anfange der Staatsbildung waren diese Functionen meistens mit der Gewalt verbunden, wie die Staatsgewalt selbst, und der Herr des Grundes und Bodens führte seinem Besitze selbst die Beschlüsse der Staatsgewalt aus, die er als voller Staatsbürger der Volksversammlung mit zu Stande gebracht hatte. Als aber die Staatsgewalt den Besiegten unterlegen, herrschte der erobernde Krieger nach Willkür, ein roher Vertreter einer entwickelten Staatsmacht. Die Folge war, daß die Gesamtheit aller Zweige der Staatsverwaltung entweder den Launen oder den viel gefährlicheren Interessen der herrschenden Classe preisgegeben wurde. Daher kam es denn, daß die Verderblichkeit der alten Völker und gerade mit dieser Anwendung der Staatsgewalt für die Sonderinteressen der Herrschenden gann und sich in Bestechlichkeit, Unordnung und rücksichtsloser Vergeudung der öffentlichen Güter äußerte. Diese Verbindung der Staatsgewalt mit der herrschenden Classe dauert fast das ganze Mittelalter hindurch, und so oft man auch in neuerer Zeit das Fürstenthum gegriffen, ist es doch historisch festgestellt, daß gerade das Fürstenthum erst den Staatsdienst dieser verderblichen Verbindung mit den höhern Classen herausgerissen hat. Freilich dies anfangs nur in der Weise, daß sich zuerst das fürstliche Interesse von dem Interesse der höhern Classen trennte und die Vollziehung jener Functionen im besondern fürstlichen Dienste der herrschenden Classen foderte. So wurde jetzt aus dem Staatsdienste ein persönlicher Dienst des Fürsten, der in der Vollziehung des persönlichen fürstlichen Willens und der Befriedigung der fürstlichen Sonderinteressen bestand. Erst dann, als die fürstliche Gewalt ihren Boden, die höchste Vertretung der Gesamtheit, wieder einnahm, nahm auch die Vollziehung ihrer Functionen ihren wahren Charakter an: aus dem Fürstendienste ward der Staatsdienst.

Jetzt begann man auch die Natur und die wahren Rechte der Staatsdiener theils einer historischen, theils sogar einer philosophischen Untersuchung zu unterziehen. Die Gesamtheit der Grundsätze und Einrichtungen, welche sich auf den Staatsdienst beziehen, nennt man das Staatsdienstrecht. Die allgemeinsten Principien des Staatsdienstrechts pflegen in den einzelnen Staaten aufgeführt zu sein; zum Theil sind dieselben auch zu vollständigen Gesetzgebungen ausgearbeitet, die man die Staatsdienstpragmatik zu nennen pflegt. Diese Gesetzgebungen sind für den Beamtenstand höchst wichtig, denn seine Aufgabe ist eine keineswegs leichte. Derselbe ist nämlich eigens dazu bestimmt, das höchste Staatsprincip in seiner Ausführung zu verwirklichen. Dies höchste Princip aber ist, daß die wahre Staatsaufgabe weder in der Begünstigung eines noch der andern Classe, sondern in der gleichzeitigen Hebung und Vereblung aller Classen liege: ein Princip, das natürlich nicht bloß mit irgend einem einzelnen, sondern vielmehr mit allen Sonderinteressen im Gegensatz steht. Gemäß dieser Aufgabe der Staatsdiener wird ein Staatsdienstpragmatik dahin gehen müssen, die Beamten in eine so unabhängige Lage zu versetzen, daß sie die verderbliche Herrschaft der Sonderinteressen brechen können, ohne die nöthige Abhängigkeit von den obern Organen zu verlieren. Man nennt diejenigen Bestimmungen, die den nothwendigen amtlichen Gehorsam und die Unterordnung der Ämter untereinander betreffen, im engern Sinne die Dienstordnung, diejenigen Bestimmungen dagegen, welche die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Beamten, gegenüber der Gewalt der Einzelnen und den Angriffen der in ihren Interessen Verletzten, wahren, das Dienstrecht im engern Sinne. Die Dienstordnung ist natürlich verschieden, je nach der Art des Staats; jeder Zweig des Beamtenthums hat hier seine eigenen Vorschriften. Für das Dienstrecht dagegen gewisse allgemeine Grundsätze als für das Ganze entscheidend. Diese Grundsätze bestimmen nämlich zuerst, unter welchen Bedingungen Jemand ein Amt empfängt; welche Rechte und Vortheile der Beamte vermöge seines Amtes hat, solange er im Amte verbleibt, unter welchen Bedingungen derselbe das Amt wieder verliert. Was die Übertragung des Amtes betrifft, so hat dieselbe in der Regel eine bestimmte wissenschaftliche Bildung zur Voraussetzung: eine Einrichtung, welche die alte Welt nicht kannte und die ursprünglich nur selten, z. B. in England, nicht vorhanden ist. Die Übertragung selbst geschieht durch Bestallung und die Übernahme des Amtes mit der Einführung in dasselbe. Die Vorschriften beziehen sich zum Theil auf die Amtsgewalt, das Recht des Beamten, die Staatsgewalt

bestimmten Kreise seiner Function zu vertreten; dann auf die Amtsbehr, wozu den übrigen Beamten gegenüber auch der Titel und Rang gehören und welche eine Verletzung der Ehre Beamten zu einem Vergehen gegen die öffentliche Gewalt macht; endlich auf das Dienstlohn oder den Gehalt, den der Staat dem Beamten für seine Leistungen zahlt und wozu ihm, da das Amt die Zeit und Kraft eines Menschen in Anspruch nimmt, die wirkliche Effizienz allein möglich gemacht wird. Der Gehalt hat eine ungemeine Wichtigkeit, er einerseits dem Beamten eine materiell unabhängige Stellung sichert und ihm die Erheben über materielle Einflüsse möglich macht, andererseits auch ein Sporn für die tüchtige Führung ist. Die Erfahrungen sowohl aus der alten wie aus der neuen Welt bestätigen, was Gründe aus der Natur der Sache beweisen, daß Diejenigen sehr im Irrthume sind, welche an, daß es besser oder ebenso gut sei, die Ämter ohne Gehalt zu lassen und sie damit den Beamten ausschließlich zu übergeben. Die Amtsführung wird in letztem Falle fast unvermeidlich entweder lau oder eben im Interesse der Reichen geführt. Was endlich den dritten Punkt, Aufgeben des Amtes betrifft, so ist der wichtigste Fall derjenige, wo der Beamte zum Aufgeben seines Amtes durch die Obern genöthigt wird. Hier galt früher der Grundsatz, daß der Beamte das unbeschränkte Recht habe, jeden Beamten nach Willkür zu entlassen, bis man im 18ten Jahrhundert begann, in einer solchen willkürlichen Entlassung eine Strafe (*dimissio inirosa*) zu sehen und sie daher auf die Fälle, wo Amtsvergehen vorliegen, beschränkt wissen wollte. Der Grundsatz, daß der Beamte zwar kein Recht auf die amtliche Function, wohl auf die Amtsbehr und den Amtsgehalt habe, wenn er nicht durch Urtheil und Recht zum Aufgeben des Amtes verurtheilt worden, ist aus jener Vorstellung entsprungen und bildet die Grundlage des gegenwärtigen Dienstrechts in dieser Beziehung. Die Enthebung vom Amte, durch rechtlichen Spruch geschieht, wird demnach Entsetzung, diejenige, welche unter Belassung der Ehre und Gehalt geschieht, Entlassung genannt.

Staatsgefangene ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, der meist von Solchen gebraucht wird, welche wegen Vergehen gegen die Regierung eines Staats vorgenommener verbrecherischer oder doch sonst gefährlicher Handlungen ihrer Freiheit, sei es zur Strafe, sei es, um sie nur unschädlich zu machen, beraubt worden.

Staatsgerichtshof ist die übliche Bezeichnung desjenigen Gerichtshofs eines Landes, welcher die gegen einen Minister erhobene Anklage wegen Verfassungsverletzung zu richten hat. In England und den nach dem Muster von dessen Verfassung gebildeten Verfassungen ist die Pairskammer der große politische Gerichtshof. In andern, namentlich deutschen Ländern ist das oberste Gericht des Landes. In noch andern, namentlich in Sachsen und Württemberg hat man einen eigenen Gerichtshof, unter gleichmäßigem Einflusse der Krone und der Landesparlamenten auf seine Besetzung, gebildet.

Staatsgrundgesetz ist die in ein von allen Factoren der Gesetzgebung in gesetzmäßiger Weise berathenes und anerkanntes Gesetz gebrachte Verfassung des Staats. Das Wesen des Grundgesetzes besteht demnach darin, daß es im Wesentlichen alle großen Gebiete der Verfassung und des Staatsrechts umfaßt und für jedes derselben die leitenden Principien festsetzt. Ein Staatsgrundgesetz ist daher äußerlich in der Regel in bestimmte Theile getheilt. Der erste meistens die allgemeinen, das ist namentlich die den Staatskörper, das Land und die Staatsbürger betreffenden Bestimmungen enthält; der zweite pflegt die Rechte des fürstlichen Hauses, der dritte die Rechte und die Form der Theilnahme des Volkes an öffentlichen Angelegenheiten festzustellen. Dabei sind denn einzelne Fragen oft genauer erörtert, andere wieder in besondern Gesetzen geordnet, und diese bilden dann mit der Verfassung ein Ganzes. Die Gesetze, welche die Staatsgrundgesetze sich bilden, sind dieselben, nach welchen die Verfassungen entstehen, da sie eben nur die gesetzliche und formelle Sanction der Verfassungen enthalten.

Staatshandbuch nennt man die in größern Staaten meist jährlich, in kleinern in längern Zwischenräumen veröffentlichten Handbücher, welche außer dem sogenannten Hof-, Civil- und Militärsachen eine amtlich abgefaßte Übersicht des gesammten Staatshaushalts bieten. Die Staatshandbücher der Gegenwart, wie sie in mehr oder minder vollkommener Form fast in allen Staaten Europas und Amerikas, ja selbst in China und Japan erscheinen, sind aus sogenannten Adressbüchern oder Staatskalendern hervorgegangen, welche außer der Genealogie des kaiserlichen Hauses weiter nichts als ein Namenverzeichnis der Staatsbeamten aufstellten, höchstens noch eine kurze Angabe über den gesetzlichen Umfang der einzelnen Behörden, über Ursprung und Fortdauer einzelner Anstalten u. dgl. hinzufügten. Diesen Charakter trägt noch gegenwärtig in Frank-

tion das volle Gewicht der dabei übernommenen Last sogleich empfunden hätte. Nun wird sie durch das Anleihesystem darüber getäuscht. Wie Hume sagt, ist es nicht schädlich einem jungen Verschwender offene Creditbriefe an alle londoner Bankiers zu geben, als anzuverlässigen Regierung das Mittel beliebiger Staatsanleihen zur Disposition zu stellen. Wir halten es nicht bloß für ein schweres Unrecht, sondern geradezu für eine Vergiftung der Wurzeln des Staatslebens, wenn die Gegenwart das Capital der Nachwelt für Auslagen verpfänden will, deren Früchte nicht das allerdringendste und zweifelloseste Interesse für die Letztere haben. Eine mäßige Staatsschuld mag für die Anlage mancher augenblicklich müßigen Capitalien, zumal für Depositen, Cautionen, fromme Stiftungen, Mündelverträge sehr angenehm sein, auch den Börsenverkehr, Lebensversicherungen, Zahlungen von einem zum andern sehr erleichtern. Dagegen muß eine bedeutende Staatsschuldenlast den Druck vergrößern, die Zahl und Wichtigkeit der müßigen Renteniery, die unfruchtbaren Speculationen an der Börse, die Abneigung der Steuerpflichtigen gegen die Staatsgläubiger, mit einem Worte die Unsicherheit und Unsicherheit des ganzen Lebens ungemein verstärken. Auch ist nichts geschehen, als daß jeder Staat, welcher die im Kriege u. s. w. gemachten Schulden im Frieden nicht zu tilgen, am Ende Bankrott machen muß: eine sehr einfache Wahrheit, die gleichwol, außer in England, von keiner europ. Großmacht ernstlich scheint beherzigt zu werden. (S. die Art. Anleihen; Annuitäten; Leibrenten; Renten; Continuen; Zins).

Statistischer Hinsicht mag die brit. Staatsschuld gegenwärtig auf 5300 Mill. Thlr. geschätzt werden, die französische auf 1400 Mill., die österreichische auf beinahe 1200 Mill. (ohne die freigelegte Anleihe von 1854), die russische auf 7—800 Mill. Spanien hat 1300 Mill., Portugal 1000 Mill., Neapel 100 Mill., Sardinien 130 Mill., Holland 701 Mill., Belgien 167 Mill., Dänemark und Norwegen 1 1/2 Mill., Dänemark 90 Mill., Griechenland 25 Mill. Thlr. Staatsschuld. Von den kleinern deutschen Staaten nennen wir Baiern mit 81 Mill., Hannover mit 41 Mill., Württemberg mit 30 Mill., Baden mit 36 Mill., Mecklenburg-Schwerin mit 11 Mill., Hamburg mit 33 Mill. Thlr., wobei übrigens anzuerkennen ist, daß die Hauptzunahme der Staatsschuld in den deutschen Mittelstaaten durch große productive Unternehmungen, zumal Eisenbahnbauten, veranlaßt ist, also nicht eigentlich als eine stärkere Verschuldung gelten darf. Die vereinigten Staaten von Nordamerika waren 1852 ungefähr 88 Mill. Thlr. schuldig, die Union; denn von den einzelnen Staaten kommen noch etwa 300 Mill. hinzu. Die so genannte schwebende Schuld, welche in anticipirten Staatseinnahmen, Staatspapieren u. s. w. besteht, ist hierbei überall nicht mitgerechnet. Vgl. Nebenius, „Der öffentliche Credit“ (2. Aufl., 1829), das classische Hauptwerk über diesen Gegenstand; Hamilton, „Inquiry concerning the rise and progress of the national debit of Great-Britain“ (Lond. 1813); Feller, „Der Staatspapierhandel“ (3. Aufl., 1843).

Staatspapierhandel. In frühern Zeiten waren die Staatsanleihen, wie es noch jetzt bei uns anleihen üblich ist, entweder auf bestimmte Fristen abgeschlossen oder von beiden Seiten für immer. Im letztern Falle riskirte der Staat natürlich, daß ihm gerade dann am meisten Geld bedürfte, wenn er am wenigsten zahlen konnte; und auch das erstere war bedenklich, da die Regierung, welche bedeutend verschuldet ist, ihrer Tilgungsmittel nicht lange voraus völlig sicher sein kann. Man ist daher neuerdings mehr und mehr dahin gelangt, die Staatsschulden in eine Art Obligation des Gläubigers unlösbar zu machen. Natürlich wurde in demselben Verhältnisse der Bedürfnis des Staatspapierhandels bedeutender, damit Gläubiger, welche ihr Capital anlegen wollen, wenigstens durch Cession ihrer Forderung an Kauflustige dazu gelangen könnten. Die meisten Regierungen haben dies zu erleichtern gesucht, namentlich durch die Ausgabe von Obligationen auf den Inhaber (au porteur), sowie durch Vertheilung der Schuld in kleine Appoints. Der Preis oder Cours der Staatspapiere hängt einerseits vom Credit des Staates ab, daher ihn z. B. die Anstellung eines allgemein geachteten Finanzministers zuweilen sehr erheblich gehoben hat; andererseits aber von dem landesüblichen Zinsfuße. Sinkt dieser, so müssen die Staatspapiere, die eine fixirte Rente abwerfen, nothwendigerweise steigen, und umgekehrt, wobei sich das Vertrauen des Volkes zu der Vermögllichkeit und Redlichkeit des Staates durchaus nicht verändert zu haben braucht. Eine Speculation auf das Steigen und Fallen der Papiere nennt man Agiotage; sie kann entweder in einem wirklichen Kaufe und Verkaufe von betreffenden Urkunden oder in einem bloßen Differenzgeschäfte (s. d.) bestehen. Wer Staatspapiere als zinsbare Capitalanlage dauernd zu behalten wünscht, der wird in der Regel natürlich nur dann kaufen, wenn er ein Steigen des Curses erwartet, und umgekehrt.

Wer aber eigentlichen Handel damit treibt, wie die Bankiers, der kann vermittelt der sogenannten Lieferungsgeschäfte ebenso wol auf ein Sinken wie auf ein Steigen des Curses (à la baisse, à la hausse) speculiren. Verkaufe ich z. B. gegen einen heute bestimmten Preis gewisse Papiere, die ich erst in drei Wochen zu liefern brauche und augenblicklich noch gar nicht besitze, so liegt es in meinem Interesse, daß sie bis dahin im Kurse fallen. Die zahllosen Mittel, durch Erlangung wichtiger Nachrichten u. s. w., die Schwankungen des Curses vorauszu sehen, und durch Verbreitung wahrer oder falscher Neuigkeiten auf sie positiv zu influiren, sind bekannt genug, und ebenso einleuchtend, wie bei solchen Preismanoeuvres die großen, unter sich verbundenen Geldhäuser regelmäßig im Vortheil sein müssen. Vgl. Bender, „Der Verkehr mit Staatspapieren“ (2. Aufl., Göttingen 1830).

Staatsrath ist, wie schon der Name zeigt, ein Rath, in welchem die wichtigsten Staatsangelegenheiten vorbereitet und die Grundsätze für deren Behandlung festgestellt werden. Ein Staat kann eines solchen Instituts, wie auch sein Name, seine Organisation und Machtvollkommenheit sein mag, entbehren. Schon die röm. Imperatoren hatten ihre Consistorien, in welchen die öffentlichen Maßregeln berathen wurden. Im Zeitalter des Feudalismus bildeten die Fürsten (s. d.) um den Fürsten den Staatsrath, der freilich richterliche und gesetzgebende Gewalt besaß und den Charakter der Standschaft entwickelte. Seit jedoch das Beamtenthum eine immer größere Bedeutung gewonnen, hat auch der Staatsrath einen neuen Charakter angenommen. Er wird nämlich jetzt, mögen sonst die Einzelheiten seiner Einrichtung noch so verschieden sein, wesentlich stets aus zwei Elementen zusammengesetzt und hat im ganzen Staatsorganismus immer nur die eine wesentliche Aufgabe. Der Staatsrath besteht nämlich aus dem fürstlichen Hause, entweder aus allen Prinzen von Geblüt oder aus einigen, dann aus den höchsten Beamten oder Ministern oder ihnen Gleichgestellten. Die Aufgabe des Staatsraths ist, die Einheit in den Maßregeln der einzelnen großen Verwaltungszweige unter Vorsitz des Fürsten hervorzubringen. Zu dem Zwecke hat der Staatsrath allenthalben theils die Grundlagen großer Gesetzgebungen, theils die großen Einrichtungen, theils endlich die auswärtigen Verhältnisse zu berathen, bevor dieselben dem Beschlusse der Kammern und der Öffentlichkeit übergeben werden. Je geringer nun die Macht der Volksvertretung ist, desto größer ist die Bedeutung des Staatsraths, und umgekehrt. Immer aber hat derselbe einen beratenden Charakter, und erst die Stimme der Fürsten erhebt die Ansichten desselben zum Beschlusse.

Staatsrecht. Das Staatsrecht ist ein Theil der Staatslehre, in welchen man sich mit den Staat betreffenden Fragen hineingeht und von dem man die Lösung aller Zweifel erwartet hat, ohne meist zu bemerken, daß diejenigen Gegenstände, welche das Staatsrecht behandelt, in der That ihrer Natur nach schon in andern Gebieten untersucht sein und von diesen ihre nähere Bestimmung empfangen müssen, sodaß das Staatsrecht nicht so sehr die Institute und Verhältnisse als vielmehr nur das Recht derselben zu behandeln hat. Daher kommt es denn, daß über die Grenzen der Staatslehre, des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie, und des Staatsrechts eine fortdauernde Verwirrung herrscht, sodaß man häufig das Staatsrecht dargestellt findet, was nach den Principien der Rechtsphilosophie Recht sein sollte, und umgekehrt in der Rechtsphilosophie Dasjenige, was nach der gegebenen Gestalt der Staatsverhältnisse wirklich Recht ist. Will man zur Klarheit kommen über diese Punkte, so muß man zwischen einem auf philosophischer Anschauung der Staatsidee beruhenden idealen Staatsrecht und einem positiven Staatsrecht unterscheiden. Dies sind die zwei Formen des Inhalts aller staatsrechtlichen Lehren, denen aber der Begriff der Sache gemeinsam bleibt. Was die Bestimmung dieses Begriffs betrifft, so kann das Staatsrecht offenbar nur die Erscheinung des Rechtsbegriffs im Staate, seiner Organisation und seinem Leben sein und setzt darum eben den Staatsorganismus bereits voraus. (S. Staat.) Das Recht des Staats aber ist die durch die höhere Natur der Staatsidee und die wirklichen Entwicklungsstufen desselben gegebene und dadurch für die Willkür des Einzelnen unverletzliche Grenze zwischen dem Staate und den übrigen Gesammt- oder Einzelpersönlichkeiten, welche den Staat bilden, und das Staatsrecht umfaßt daher alle Beziehungen des Staats zu den Einzelnen, die ihm angehören. Insofern es jedoch den einzelnen Staat in Beziehung zu andern, gleichfalls selbständigen Staaten setzt, so steht dadurch gleichfalls ein Recht, welches wir das äußere Staatsrecht (internationale Recht, Völkerrecht) nennen, im Gegensatz zu dem erstern, welches als das innere Staatsrecht bezeichnet wird. Aus diesem Begriffe des Staatsrechts erhebt sich zunächst die vielbestrittene Frage nach der Entstehung desselben. Das Staatsrecht entsteht, wie alles Recht, seinem Begriffe nach durch die Natur der persönlichen Lebensverhältnisse selbst, für welche es gilt. Hiermit

Es ist also jenes Recht selbst: es entsteht unmittelbar, wie ja auch die äußere Grenze und die Ordnung jedes Dinges gar nicht als von diesem Dinge getrennt angesehen werden können. Aus diesem gegenseitigen Bedingtsein des Rechts und seines Substrats, der Lebensorgane und der Verhältnisse, ergibt sich im Allgemeinen, daß jedes positive Recht ein an sich wahres und richtiges ist, wenn es der Natur und dem Entwicklungsgrade Desjenigen entspricht, für den es gelten soll. Dies ist auch der tiefere Grund, auf dem die Wahrheit des Satzes beruht, daß das veränderliche Recht zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Verhältnissen ein durchaus wahres und richtiges, ein gleiches Recht aber in staatlichen wie in allen andern Dingen zu allen Zeiten ein philosophisches Umding und eine praktische Unmöglichkeit sein würde. Es läßt sich aus ferner leicht das Princip für die positive Staatsrechtsbildung vermöge eigener, mehr oder weniger umfassender Staatsgesetzgebungen erkennen. Jede solche Gesetzgebung für das Staatsrecht hat in der That nur dann Bedeutung, wenn sie bereits bestehende Verhältnisse, die das positive Recht entbehren, mit einem solchen Rechte, das ihrer Natur und ihrer Entwicklungsstufe entspricht, durch einen Act des Staatswillens versieht. Geschieht dies nicht, so hat die Staatsgewalt, welche die Gesetze gibt, entweder aus Interesse oder aus Mangel an dem Willen nicht die Fähigkeit, den bereits entwickelten Verhältnissen des Volkes das ihnen gemessene Recht zu geben, so erhebt sich im Rechtsleben des Volkes jener Widerspruch, der für den Einzelnen höchst verderblich und für das Ganze gefährlich ist. Denn alsdann fordern die Verhältnisse ihr Recht mit einer in dem Grade steigenden Gewalt, mit welcher sie sich mehr ausbilden; und da diesen Verhältnissen ihrer Natur nach das Recht angehört, so müssen sie endlich zur Gewalt, um sich das Recht zu verschaffen, ohne das sie nicht bestehen können. So entsteht diejenige Bewegung im Innern des Staats, welche wir die innere Umwälzung, Empörungen, Aufstände nennen und deren Grund mithin als ein Widerspruch zwischen dem bestehenden, auf andere Verhältnisse des Volkslebens gebauten Rechte und dem wirklichen, zu einer höhern Stufe emporgedrungenen Verhältniß anzusehen ist. Aus dem Kampfe, der aus dieser erfolgt, bildet sich dann ein neues Recht, und zwar, wenn die bewegenden Elemente besiegt werden, der Regel nach ein strengeres positives Staatsrecht. Siegen dagegen die Elemente der Bewegung, so wird das aus der Bewegung hervorgehende neue Staatsrecht ein freieres. Hier tritt nun meist die Erscheinung ein, daß jede auf solche Gewalt gebaute Rechtsbildung stets eine wenig wünschenswerthe, meist eine geradezu verderbliche ist, indem die siegenden Elemente über die wahre Grenze hinausgehen und sich mehr Recht zuschreiben, als sie ihrer Entwicklung nach zu können. So wird die Rechtsbildung im Staate, die aus der Umwälzung hervorgegangen, zu wieder der Keim neuer Umwälzungen. Wie sich die organische Staatsrechtsbildung von der willkürlichen unorganischen unterscheidet, ergibt sich hieraus ebenso von selbst als die Wahrheit, daß die Aufstellung irgend eines neuen abstracten Staatsrechtsideals für die wirkliche Sache werthlos ist. Was den Inhalt des Staatsrechts betrifft, so geht aus dem Begriffe desselben hervor, daß dieses Recht nur diejenigen Momente umfassen kann, welche der Staat selbst in sich trägt. Das Staatsrecht enthält daher zuerst das Recht des Staatsherrschers, das jedoch in den Monarchien selbständig erscheint, wo es dann einerseits als fürstliches Recht, Majestätsrecht, andererseits als das fürstliche Erbrecht auftritt. In der Despotie verschwindet dieses Recht, weil es hier mit der Willkür, in der Volksherrschaft, weil es mit dem Verfassungsrecht zusammenfällt. Das Verfassungsrecht enthält die Gesamtheit der rechtlichen Bestimmungen, unter welchen die Einzelnen an der Bildung des Staatswillens Theil nehmen (das Verfassungsrecht im eigentlichen Sinne) und nach denen sie zur Vollziehung dieses Willens beitragen (das Staatsdienstrecht im weitesten Sinne). Das Verwaltungsrecht endlich bildet die Gesamtheit der Rechtsverhältnisse, in welche die Ausführung dieses Staatswillens zu den einzelnen Personen, Sachen und Rechten, die unter dem Staate stehen und von ihm umfaßt werden, treten kann. Deutlichkeit wegen muß man hier die Verwaltungsordnung von dem Verwaltungsrechte unterscheiden, indem jene die Ausführung des Staatswillens in Beziehung auf nicht persönliche, diese die Ausführung auf persönliche Verhältnisse bestimmt. So wird z. B. die Bestimmung über die Verwaltung von Forsten eine Verwaltungsordnung, die Bestimmung über Schulbesuch ein Verwaltungsrecht sein. Die weitere Ausführung der einzelnen Punkte gehört zur ausführlichen Darstellung des Verfassungs- und Verwaltungsrechts an.

Staatskasse ist im Allgemeinen gleichbedeutend mit Staatskasse (Fiscus); in einer bestimmten Bedeutung aber versteht man darunter den Vorrath an Geld und werthvollen Gegenständen, welcher in der Staatskasse aufgesammelt und dann wol unter eine besondere, meist gemeinliche Verwahrung und Verwaltung gegeben wird. Der Streit über die Zweckmäßigkeit der

Auffammlung eines solchen Schatzes und ob sie für den Wohlstand des Volkes, ja selbst für die Regierung nützlich oder schädlich sei, ist im Allgemeinen ein ziemlich vergeblicher, weil das Maß von den besondern Umständen abhängt. Es ist ebenso unleugbar, daß es nachtheilige Folgen haben muß, wenn Geldsummen müßig in den Schatz gelegt werden, welche im Umlaufe den bürgerlichen Verkehr beleben und die Einkünfte der Regierung vermehren würden, als es gewiß ist, daß die Regierung wohlthat, wenn sie für plötzlich entstehende große Bedürfnisse, auf den Fall eines Kriegs u. s. w., die nöthigen Geldmittel in Bereitschaft hält. Es kommt also Alles auf die Beurtheilung der factischen Umstände, nicht auf ein einziges durchgreifendes Princip an.

Staatsschuld. Wenn die Einnahmen des Staats die Ausgaben nicht decken, so muß entweder die Ausgaben beschränken, wozu selten Lust, oft nicht die hinlängliche Möglichkeit ist, oder die Einnahmen erhöhen, was der Staat allerdings viel leichter kann als ein Privatmann, was aber am wenigsten bei großen Bedürfnissen bedrängter Zeiten geht, oder er erborgt. Das Letztere vertheilt die Last auf die Zukunft. Bei Beurtheilung jeder Staatsschuld kommt es hauptsächlich darauf an, zu welchem Zwecke sie gemacht wurde. Es ist unsittlich, wenn die lebende Generation aus bloßer Laune oder Bequemlichkeit der Nachwelt schwere Opfer aufbürden will. Gut ist es jedenfalls, wenn die Staatsanleihen von der Zustimmung der Staatsversammlung abhängig gemacht sind und unter deren Controle stehen. Über die Form der Staatsschulden: Anleihe; Annuitäten; Leibrente; Rente; Rontinen. Man unterscheidet auch zwischen consolidirter, d. h. als bleibend anerkannter, und schwebender Schuld (dette flottante). Da in jeder Verwaltung wird es vorkommen, daß Ausgaben gemacht werden müssen, ehe die Einnahmen dafür eingegangen sind, und also Gelder dazu erborgt werden müssen, oder daß Ausgaben aus irgend einem Grunde unbezahlt bleiben. Es werden auch zuweilen vorläufige Summen bewilligt (den Ministern ein Credit eröffnet), weil auf die definitive Regulirung des Budgets nicht gewartet werden kann. Dies ist die schwebende Schuld, welche sodann entweder durch die eingegangenen Einnahmen und die Verwilligungen gedeckt oder in eine anerkannte Schuld (dette consolidée) verwandelt werden muß. Die Schuld ist fundirt, wenn eine bestimmte Staatseinnahme zu ihrer Verzinsung angewiesen ist, und es kann daher eine Schuld consolidirt sein, ohne fundirt zu sein. Für die schwebende Schuld sind in constitutionellen Staaten die Minister verantwortlich, daß sie die ihnen bewilligten Summen nicht übersteige.

Staatsstreich (Coup d'état), s. Coup.

Staatsverbrechen sind die gegen die Persönlichkeit des Staats gerichteten Verbrechen (Hochverrath, Majestätsverbrechen, Aufruhr u. s. w.); im weitern Sinne gehören auch die Verletzungen einzelner Hoheitsrechte und die Pflichtwidrigkeiten öffentlicher Beamten.

Staatsverfassungen, s. Verfassungen.

Staatsverwaltung, s. Administration.

Staatswirthschaftslehre, so viel wie Nationalökonomie (s. d.).

Staatswissenschaften. Erst in neuerer Zeit haben sich die Staatswissenschaften zu einer eigenen Gruppe von wissenschaftlichen Disciplinen zusammengeschlossen, aus andern Wissensgruppen Das an sich ziehend, worauf sie bessern Anspruch hatten als diese, unter ihrem eignen Gesichtspunkte Das behandelnd, was vorher andern Gesichtspunkten unterlegen hatte, sie neue Wissenschaften hervorrufend, wo die systematische Erkenntniß dergleichen bedingte. Aber ihr Kreis nicht geschlossen, sowie man auch über die dabei waltenden Principien keine allgemeine Übereinstimmung erlangt hat. Einzelne Theile sind uralte, andere jüngster Entstehung. Einige haben sich immer in gewisser Selbständigkeit erhalten, andere sind im Gefolge andrer Wissensgruppen einhergezogen und vielfach von der in diesen herrschenden Richtung beeinflusst worden. Im Allgemeinen wird man unter Staatswissenschaften den Kreis der unmittelbar auf den Staat bezogenen und auf die Bildung des eigentlichen Staatsmanns und staatsmännisch wirkenden Staatsbürgers berechneten Wissenschaften verstehen müssen. Nicht alles Das ist aber Staatswissenschaft, was von einzelnen Staatsbeamten für ihr Amt gewußt werden mag, sondern nur Das, was vormaltende Beziehung auf den Staat und sein Wesen hat. Die eigentliche Schwierigkeit in der Bestimmung des Wesens und der Ordnung der Staatswissenschaften hat bisher darin bestanden, daß man dieselben nach irgend einem äußerlichen Gesichtspunkte zusammenfaßte und dadurch der ganzen Wissenschaft einen Stempel der Willkürzeit in Zusammensetzung und Begrenzung aufprägte, der ebenso die Bedeutung des Ganzen wie den Eifer Derjenigen schwächen mußte, die sich diesen Wissenschaften hingaben. Zugleich hatte die Staatswissenschaft und hat dieselbe noch damit zu kämpfen, daß man ihr nicht diejenige Unterstützung gewährte, welche die andern Wissenschaften genießen, indem weder Lehrstühle

pen trägt (ichthyosis soulellata). Alle diese Formen sind meist angeboren und schwer heil. Man löst die harten Schuppen durch erweichende Bäder, Abbürsten u. dgl.; aber nach ein Zeit wachsen sie gewöhnlich wieder nach.

Stadelberg, ein aus dem Rheinlande stammendes Adelsgeschlecht, das sich schon zu Zeiten der Heermeister in Livland ansiedelte und sowol dort als in Schweden zu hohen Würden gelangte. Georg von S. erschien 1602 als schwed. Reichsrath auf dem Reichstage zu Stockholm, welcher Karl IX. als König anerkannte. Karl Adam von S., schwed. Generallieutenant, 1714 und Berend Otto von S., schwed. Feldmarschall, 1727 wegen Auszeichnung in Kriegen Karl's XII. in den schwed. Freiherrenstand erhoben, und Wolter Reinhold von S., schwed. Generallieutenant, erhielt 1763 von König Adolf Friedrich den Grafentitel. — russ. Diensten erwarb sich einen berühmten Namen Otto Magnus von S., aus demselben Geschlecht in Esthland. Im J. 1736 geboren, fungirte er unter Katharina II. zuerst als Gesandter in Madrid, dann aber seit 1770 in Warschau, wo er die auf die erste Theilung Polens folgenden Unterhandlungen leitete und dafür vom Kaiser Joseph II. am 16. Mai 1775 in den Reichsrathstand erhoben wurde. Durch sein hochfahrendes Wesen und die Gewaltthatigkeiten, die er gegen die poln. Nation erlaubte, zog er sich den allgemeinen Haß derselben zu und mußte er abgerufen werden; doch ernannte ihn Katharina zum wirklichen Geh. Rath und gebrauchte noch zu mehreren diplomatischen Sendungen. Unter Paul nahm er den Abschied und starb 1796. Dessen Sohn, Graf Gustav Ernst von S., geb. 1766, studirte in Strassburg unter Koch, dann russ. Gesandter in Turin, später in Wien, wo er an den Arbeiten des Congresses 1814 Theil nahm, und seit 1819 in Neapel. Im J. 1835 zog er sich in den Ruhestand zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Paris, wo er im April 1850 starb. Aus dieser Ehe mit einer Gräfin Ludolph hinterließ er drei Söhne: Otto, Graf von S., geb. 19. März 1808, russ. Kammerjunker, Erbherr auf Isenhoff, Hirmus, Woroper u. s. w.; Ernst, Graf von S., geb. 21. März 1813, früher Adjutant des russ. Kriegsministers Fürsten Ischschew, hierauf Gardeoberst und Militärbevollmächtigter in Wien und seit 1853 General in der Suite des Kaisers mit Beibehaltung seines bisherigen Postens; Alexander, Graf von S., geb. 23. April 1814, früher Attaché bei der russ. Gesandtschaft in Rio de Janeiro, seit 1848 Legationssecretär in Neapel. — Eine zweite reichsgräfliche Linie wurde durch Reinhold Johann von S., kais. russ. Kammerherrn und Erbherrn auf Ellisfer in Livland, gestiftet, der gleichfalls Joseph II. am 30. Mai 1786 die gräfliche Würde erhielt. Sein einziger Sohn, der livländische Reichsrath Graf Reinhold Andreas von S., geb. 1797, ist ohne männliche Nachkommenschaft.

Stadelberg (Otto Magnus, Freiherr von), verdienstvoller Archäolog und Künstler, aus dem zu Worms bei Neual angesessenen Zweige der Familie 25. Juli 1787 geboren. Anfangs zu Hause, seit 1801 im halle'schen Pädagogium erzogen, besuchte er schon 1803 die Universität Göttingen, wo Fiorillo sein erster Lehrer in der Kunstgeschichte war. Nach einer Reise nach Genf und Oberitalien lebte er mehrere Jahre theils in Petersburg, theils in Dorpat, der Kunst als der Diplomatie zugewandt, der ihn seine Ältern widmen wollten. Im J. 1811 ging er von neuem auf Reisen, erst nach Rom, dann aber in Gesellschaft Bröndsted's und anderer gleichgesinnter Freunde nach Griechenland. Über Korfu und Patras gelangte er nach Athen, Pergamum, Ephesus, malte überall griech. Landschaften, sammelte die Materialien zu seinem Werk über neugriech. Trachten und lehrte nach manchen Abenteuern, indem er sogar von Piraten gefangen wurde und sich mit einem bedeutenden Lösegelde freikaufen, 1813 nach Rußland zurück. Seit 1816 ließ er sich dauernd in Rom nieder, wo er im innigen Verkehr mit Keßner, Gerhard, Panofka, von Heben lebte und seine Beschreibung des Apollinels zu Bassä und „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne“ (1825) herausgab. Um einen Verleger für seine landschaftlichen Ansichten Griechenlands und andere Athen zu finden, reiste er 1828 nach Paris, von dort nach London, Dresden, Heidelberg, Leipzig und Berlin und kehrte 1833 krank zu den Seinigen nach Rußland zurück. Er starb in Petersburg 23. März 1834. Seine Hauptwerke sind „La Grèce, vues pittoresques et ethnographiques“ (2 Bde. Par. 1830—34) und die „Gräber der Griechen“ (Berl. 1835). Er hinterließ auch ein unvollendet gebliebenes mythologisches Gedicht und eine „Reise zum Euxin“, die sich in Gerhard's „Hyperböräisch-röm. Studien“ (Thl. 1 und 2, Berl. 1852).

Stade, die Hauptstadt der gleichnamigen hannov. Landdrostei, liegt an der Schwinge, halbe Stunde von der Elbe, an der Grenze der Marsch und Geest und hat 5800 E. Sie ist Sitz der Landdrostei und eines Obergerichts, eines Consistoriums und einer Generalsuperintendentur, eines Schullehrerseminars und eines Gymnasiums. Auch finden sich daselbst eine

halt und ein Provinzialkrankenhaus. Die Einwohner unterhalten einen lebhaften Verkehr der Elbe. Schon früher eine ansehnliche Festung, wurde sie 1757 bedeutend verstärkt, 1786 geschleift, seit 1814 jedoch von neuem befestigt, hat aber nach jetzigen Begriffen von einer Festung gar wenig Bedeutung. Die Stadt stand frühzeitig unter eigenen Grafen, die sich auch Markgrafen von Nordachsen und von der Nordmark nannten. Gegen Ende des 11. Jahrh. wurde sie durch den letzten Grafen von Stade, Hartwig, der nachmals Erzbischof von Bremen wurde, an das Erzbisthum Bremen. Sie trat der Hanse bei und war kein unbedeutendes Glied derselben. Der drückende Stader Elbzoll, der bei Brunshausen auf der Elbe erhoben, durch Schwinger Schanze gedeckt und von Kaiser Konrad I. dem Erzbisthum Bremen verliehen wurde, veranlaßte die Hanse, demselben 1267 durch Zerstörung der Stadt ein Ende zu machen. Nach dem Westfälischen Frieden kam S. an Schweden, das es zur Hauptstadt des Herzogthums Bremen erhob und den Stader Zoll 1688 wieder einführte, der jedoch 1691 fixirt wurde. Mit dem Herzogthum Bremen wurde die Stadt 1719 an Hannover abgetreten. Hannover erkannte die Abtretung des Stader Elbzolls unter schwed. Herrschaft nicht an und erhöhte den Zoll sehr bedeutend. Auf dem Wiener Congreß wurde zwar die Aufhebung dieses Zolls in Aussicht gestellt, doch alle Verhandlungen hierüber mit Hannover blieben bis in die neueste Zeit herab ohne Erfolg. Vgl. Soetbeer, „Des Stader Elbzolls Ursprung, Fortgang und Bestand“ (Hamb. 1839).

Städel'sches Kunstinstitut heißt eine Anstalt zu Frankfurt a. M., nach ihrem Stifter, dem Bankier und Beisitzer des Bürgercollegiums, Joh. Friedr. Städel, geb. 1727, gest. Dec. 1816. Ein warmer Kunstfreund und eifriger Sammler, vermachte er, um dem Manne eine Kunstsammlung in seiner Vaterstadt abzuhelpen, seine Kunstschätze, sowie sein ganzes Vermögen von 1,300,000 Gldn., mit Ausnahme einiger Legate, zur Begründung einer solchen Anstalt, welche nicht nur die Verbreitung der Kunstkenntniß im Allgemeinen, sondern auch die Ausbildung und Unterricht einheimischer Künstler bezweckte. Dieselbe wurde, nachdem die Verwaltung bald nach dem Tode des Stifters mit dessen Verwandten in einen 1828 durch Verfall geschlichteten Proceß verwickelt worden, 1833 in einem neuen, äußerlich zwar einfachen, innern aber seiner Bestimmung desto mehr entsprechenden Gebäude in der Neuen Mainzer Straße eröffnet und hat seitdem als Kunstanstalt Tüchtiges geleistet. Die Galerie umfaßt eine Auswahl von Gypsabgüssen antiker und mittelalterlicher Plastik, während die Abtheilung Malerei bereits eine große Anzahl der werthvollsten Originalgemälde aller ältern und neuern Schulen besitzt. Vgl. Stadel, „Beschreibung des Städel'schen Kunstinstituts“ (Hft. 1823).

Stadion, ein uraltes Geschlecht in Graubünden, wo sich noch die Trümmer der Stammburg Stadion ob Küblis finden. In Schwaben baute es das neue Schloß Stadegun oder Stadion bei Munderkingen an der Donau. — Walthar und Ludwig von Stadegun werden zur Zeit des letzten Hohenstaufen erwähnt. Insbesondere war das Haus Habsburg den S. sehr geneigt. — Durch Walthar von S. dachte Habsburg das Glarnerland zu unterwerfen; doch Walthar fiel 1388 in dem Kampfe bei Näfels und mit ihm blieben fast alle seine Ritter. — Unter Maximilian's I. liebste Freunde gehörte auch Christoph von S., Bischof zu Augsburg, ein Eiferer für die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, unermüdet im Bestreben der Versöhnung und Wiedervereinigung. Er war später auch der Vertraute Karl's V. und Ferdinand's I., stand mit Erasmus in beständigem Briefwechsel, mit Melanchthon in schriftlichem und mündlichem Verkehr und starb 1543 auf dem Reichstage zu Nürnberg. — Ein nicht minder großer Mann war Joh. Kasp. von S., Hochmeister des Deutschen Ordens, östr. Kriegsrath und Feldzeugmeister, der sich hauptsächlich 1634 in der Schlacht bei Nördlingen auszeichnete. — Der mainzer Geh. Rath und Kanzler Joh. Phil. von S., geb. 1652, gest. 1741, Seele aller Reichsgeschäfte und noch im hohen Alter Botschafter bei der Wahl Karl's VI. Gesandter des Rheinischen Kreises beim Utrechter und Badener Friedenscongreß, wurde Leopold I. 1686 zum Freiherrn, 1705 zum Reichsgrafen erhoben und 1708 in das schwäb. Reichscollegium eingeführt. — Seine Söhne, Friedrich von S. (geb. 1691, gest. 1768 als Rath und mainzer Conferenzminister), und Hugo Phil. von S. (geb. 1720, gest. 1785), vertreten die beiden Linien, in welche sich gegenwärtig das Haus theilt; jener die Fredericianische, dieser die Philippinische Linie. In der erstern folgte seinem Vater, dem Grafen Joh. Karl Jos. von S. (f. d.), 1824 der älteste Sohn Jos. Phil. Eduard, Graf von S. (geb. 1797, gest. 1844), der aber 1836 seinem Bruder Franz Seraph, Grafen von S. (f. d.), die Standesherrschaft überließ. Letzterer starb 1853, hatte aber ebenfalls schon 1846 in Folge eines Familienpactes die Standesherrschaft an seinen jüngern Bruder, den Grafen Rudolf, geb. 23. Febr. 1813, abgetreten, der sonach gegenwärtig das Haupt des Hauses ist. An der Spitze der an-



ten Verwaltung, und man sah seinem Wirken mit großen Hoffnungen entgegen. Allein ein mächtiges körperliches Leiden zwang ihn schon im Mai 1849 um seine Entlassung nachzusuchen. Er erhielt unbegrenzten Urlaub und begab sich nach Gräfenberg, um dort die Genesung zu finden. Allein seine Krankheit steigerte sich mehr und mehr bis zur Geisteszerrüttung, ohne Hoffnung auf dauernde Wiederherstellung, bis er 8. Juni 1853 seinen Leiden erlag.

Stadium hieß bei den Alten seit der Zeit, wo die Olympischen Spiele zum wirklichen Nationalfeste der Griechen erhoben wurden, ein Längenmaß von 600 griech. oder 625 röm. Fuß, hin 125 röm. Schritten, so daß 40 Stadien ungefähr einer deutschen oder geographischen Meile entsprechen. Ursprünglich bezeichnete man nämlich mit Stadium die für den Wettlauf bestimmte Laufbahn von der angegebenen Länge, vorzugsweise die zu Olympia (s. d.), nach welcher die übrigen andern eingerichtet wurden. Diese Stadien bestanden aus zwei gleichlaufenden Seiten, in einen Halbkreis ausgingen und durch denselben sich schlossen, während das andere Ende den Eintritt der Kämpfer offen war. Um die drei geschlossenen Seiten herum befanden sich teilweise übereinander die Sitzreihen für die Zuschauer. Obgleich die meisten derselben mit bloßen Aufwurf von Erde umgeben waren, so zeichneten sich einige doch auch durch Pracht und Kunst aus, wie das Stadium auf dem Isthmus bei Korinth, welches aus weißem Marmor, das zu Athen, welches aus pentelischem Marmor errichtet war. — Bei uns nennt man Stadium einen Zeitabschnitt in der fortlaufenden Entwicklung einer Begebenheit oder eines Landes, besonders einer Krankheit.

Stadler (Maxim.), ein berühmter Kirchencomponist und Orgelspieler, wurde zu Melf 1748 geboren, studirte Musik und Theologie, trat 1766 in den Benedictinerorden und erhielt 1772 die Priesterweihe. Schon in dieser Zeit componirte er sechs Trios für Saiteninstrumente, mehrere Klaviersonaten, ein Violoncellconcert, drei Magnificate, eine Messe, Litanei, Cantate, ein Requiem, Veni sancte spiritus, sechs Salve regina, zwei solenne Messen und mehrere kurze, Antiphonen, zwei große Cantaten, zwei Melodramen, drei Quartetten, 30 deutsche Lieder und vieles Andere. Dabei lehrte er als Professor Moral, Kirchengeschichte und kanonisches Recht; auch versah er einen auswärtigen Pfarrdienst. Gleichzeitig galt er für einen der stärksten Orgelspieler. Bei Aufhebung der Klöster wurde er 1786 Abbé. Nach Wiedereinsetzung des Herrnslisters verblieb er im Priesterstande und privatisirte von 1791—1803 in Wien, worin ihm das Pfarramt in der Vorstadt Altlerchenfeld und 1810 in Böhmischkrut übertragen wurde. Im J. 1815 gab er Kränklichkeit halber sein Pfarramt auf, erholte sich aber sehr bald wieder in Wien und widmete nun seine ganze Thätigkeit der Tonkunst. Unter vielen kleinern Compositionen sind vorzüglich sein Oratorium „Die Befreiung Jerusalems“, ein großes Requiem, Klopstock's Frühlingsfeier, mehrere Messen und 24 Psalmen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte hervorzuheben. Gegen Gottfr. Weber vertheidigte er die Echtheit Mozart'schen Requiem. Er starb 8. Nov. 1833.

Städte nennt man Gemeinheiten, deren Bevölkerungen vorzugsweise ihren Erwerb in Industrie und Handel finden, die unter der Leitung einer geordneten Communobrigkeit, des Stadtmagistrats, stehen und auch in ihren Baulichkeiten ein mehr oder weniger eng verbundenes geschlossenes Ganzes bilden. Da, wo noch nicht unbedingte Gewerbefreiheit besteht, haben die städtischen Lande gegenüber nur die Städte die Gerechtsame, Handel und Gewerbe zu betreiben zu können. Auch mußte ehemals jede wirkliche Stadt mit Mauern und Gräben umgeben sein. Die ersten und meisten Städte entstanden, wie die Cultur überhaupt, unter dem Himmelsstrich Asiens, Afrikas, Griechenlands und Italiens. Die Ägypter, Phönicier und Griechen legten viele Städte an, die sich bald zu einem hohen Grade von Wohlstand und Reichthum erhoben und aus denen die Republiken des Alterthums hervorgingen. Die ersten Städtebünde jener Zeit waren der phönizische, welcher die Städte Tyrus, Sidon umfaßte, und der achäische, zu dem die wichtigsten Städte Griechenlands sich vereinigten, um sich gegen die Übermacht der Macedonier wechselseitig zu schützen. Unter Kaiser Augustus und seinen Nachfolgern fingen die Römer an, Pflanzstädte in Deutschland anzulegen. B. Augusta Vindelicorum (Augsburg), Colonia Agrippina (Köln), Drusomagus (Augsburg), Augusta Drusi (Remmigen) u. a. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten sie zuerst, schon vor 70 n. Chr., Städte und Flecken, die aber durch die Alemannen größtentheils zerstört und erst nachmals unter der Herrschaft der Franken wiederhergestellt wurden. Die Deutschen zeigten anfangs wenig Neigung zum Stadtleben; erst Karl d. Gr. fing an, zunächst nur feste Plätze bei ihnen anzulegen. Sehr viele Städte baute sodann Heinrich I. (s. d.), 919—936. B. Meissen, Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt und Soest), während er zugleich andere

offene Orte in Thüringen und Sachsen mit Mauern umgab, um sie gegen die Überfälle Ungarn zu sichern. Durch große Vorrechte, welche er den Städtebewohnern verlieh, hob die Abneigung der Deutschen gegen das Leben in Städten, und durch Anlegung neuer Städte mehrte er den Wohlstand, die innere Kraft und den Gewerbefleiß seines Reichs. Doch man zu weit, wenn man früher Heinrich geradezu den deutschen Städtegründer nannte. deutsche Städte sind auch aus Bischofszügen, Marktplätzen u. s. w. entstanden. Jede hat fangs in einem Landesherrn oder dem Kaiser ihren Herrn, der sie durch Privilegien und Freiheiten erst zur eigentlichen Stadt erhob. Es war sogar eine Stadt in ihrer rechtlichen Bedeutung nicht eher vollständig vorhanden, als bis sich in ihr eine eigene Verfassung und Verwaltung ausgebildet hatten, an deren Spitze der Bürgermeister und Rath standen. In Städten befanden sich kaiserl. Burgen. Die Befehlshaber der Besatzung derselben hießen Grafen, die Einwohner Bürger, welches nachmals die allgemeine Benennung der nicht ab von städtischen Gewerben lebenden Stadtbewohner wurde. Die Verhältnisse in den Städten unter den Bürgern und namentlich zu dem Landesherrn wurden durch besondere Statuten Stadtrechte (s. d.) bestimmt. Durch die Befehdungen, welche sich der mächtige Adel gegen minder mächtigen Landbewohner erlaubte, wurden auch diese häufig genöthigt, in den Städten ihre Zuflucht zu nehmen. Konnten sie hier nicht aufgenommen werden, so legte man auf Ringmauern oder Pfählen Vorstädte (Pfahlburgen) an, deren Bewohner des städtischen Schutzes, aber nicht immer aller Rechte der eigentlichen Stadtbewohner genossen. Konrad III., 1138—52, hatten sich hauptsächlich die lombard. Städte und insbesondere Mailand, welches an ihrer Spitze stand, zu großem Reichthum und hoher Macht emporgeschwungen und sich zu einem Städtebunde vereinigt. Vergebens zerstörte Friedrich I. das lombard. Mailand. Es wurde bald wieder aufgebaut und die lombard. Städte zwangen in Verbindung mit dem Papste den Kaiser, zu Konstanz einen für ihn sehr nachtheiligen Frieden zu schließen. Zwei ebenso mächtige Städtebündnisse wie das lombardische bildeten sich während des regnum von 1256—72 in der Hanse (s. d.) und in dem Bunde der oberdeutschen und Städte vom Fuße der Alpen bis zum Ausflusse des Main. Nach und nach erlangten die Städte in allen gebildeten Staaten Europas das Recht der Reichs- oder Landstandschaft und einen Antheil an der Regierung. Somit gingen von ihnen nicht bloß Reichthum und Macht aus, sondern, wie es auch im Alterthume geschehen, eine freiere Entwicklung und haupt die Civilisation und Bildung der neuern Zeit. Die lombard. Städte, obgleich noch wohlhabend und blühend, kamen schon während des Mittelalters größtentheils unter die Herrschaft einzelner Familien, wobei ihre republikanische Verfassung nach und nach aufhörte. Der einst so mächtige lombard. Städtebund sich löste. Die deutschen Städte erlangten auch die Reichsstandschaft und bildeten das dritte große Reichscollegium neben den Königen und Fürsten, welches ihnen im Westfälischen Frieden besonders zugesichert wurde; aber mit sich die fürstliche Gewalt und der Territorialstaat ausbildeten, um so häufiger verloren die Städte ihre selbständige Stellung und politische Bedeutung. Zuletzt wurden die noch unabhängigen Städte des Deutschen Reichs mit in den Fall der geistlichen Fürsten verwickelt und verloren durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 gänzlich ihre Unmittelbarkeit. Von den ehemaligen deutschen Reichsstädten (s. d.) besitzen gegenwärtig nur noch Hamburg, Bremen und Frankfurt als sogenannte Freie Städte ihre politische Selbständigkeit. Gaupp, „Über deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter“ (Jena 1824); Kortüm, „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde“ (3 Bde., Jena 1825—30); Hüllmann, „Städtewesen im Mittelalter“ (4 Bde., Bonn 1825—29).

Städteordnung. Besondere Städteordnungen, im Gegensatz zu den allgemeinen Gemeindeordnungen (s. d.), beruhen auf dem Gegensatz zwischen Stadt und Land, der allwo er noch in voller Wirksamkeit besteht, manche Verschiedenheit der Einrichtungen herbeiführt. Eine und das Andere rechtfertigt. Städteordnungen finden wir in England, wo es allwo keine Dorfgemeinden in unserm Sinne und keinen Bauernstand gibt, und in Nord- und Mitteldeutschland; allgemeine für Stadt und Land berechnete Gemeindeordnungen in Ost- und Süddeutschland. In den nord- und mitteldeutschen Städten finden wir aber an Menge Staatsfunctionen mit den Gemeinderechten verbunden und ebendeshalb die Verfassung der Gemeinden complicirter und aristokratischer. In Süddeutschland ist sie demokratischer, mehr auf den Kreis der reinen Gemeindefachen beschränkt. Baiern hat einen mittleren eingeschlagen. Die Abhängigkeit vom Staate ist in Norddeutschland geringer, die Selbstständigkeit größer, wenngleich auch hier nicht mehr die alte, die sie im Mittelalter war, wo die

Städte zum großen Theil mit darauf beruhte, daß sie Staaten im Staate waren und bei anarchischen Zustände des Landes sein mußten. Darum charakterisirte sie der Besitz vieler Rechte, die an sich dem Staate gehörten, während aus dem dichtgedrängten Zusammenleben die Nothwendigkeit polizeilicher Ordnungen und damit eine größere Beschränkung der persönlichen Freiheit hervorging, als auf dem Lande bekannt war, wo man dafür mehr auf die reichlichen Gemeindesachen beschränkt blieb und auch bei diesen mehr bevormundet wurde. Nach und nach zog der Staat die ihm gebührenden Rechte an sich oder brachte die Städte wenigstens in die Stellung von ihm abhängiger Organe. Am weitesten war man darin in Preußen gegangen, die Städte vollkommen durch landesherrliche Beamte administriert wurden und so gut wie keine Selbstständigkeit mehr bewahrten. Deshalb war die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 weniger wegen der innern Ordnung der Gemeindeverfassung so wichtig und segensreich, weil sie die Städte wesentlich von der Bevormundung durch den Staat emancipirte und ihnen eine selbständigere Stellung verlieh. Da aber zugleich der Grundsatz festgehalten wurde, diese Verfassung nicht bloß für das reine Gemeindeleben gelten, sondern der Staat auch sich Gemeindevorsteher als Obrigkeiten seiner Kreise und in manchen Beziehungen als seiner Bedienen bedienen wolle, so mußte auch bei der Einrichtung und Stellung dieser Behörden auf Rücksicht genommen werden, wodurch allerdings dieselbe etwas complicirt geworden ist. Rath und Stadtverordnete bilden die städtischen Hauptbehörden, beide auf Bürgerwahl beruhend. Ein Theil der Magistratsglieder ist besoldet, jedoch nicht lebenslänglich. Die sächs. Städteordnung vom 2. Febr. 1832 beruht auf ähnlichen Grundsätzen; nur hat sie lebenslängliche Rathsmitglieder und einen größern Bürgerauschuß für besondere Fälle. Die preuß. Städteordnung wurde durch die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831 im Sinne größter Beschränkung geändert. Die neueste Gesetzgebung Preußens hat durch neue Städteordnungen für die östlichen Provinzen das Werk Stein's beseitigt. Hannover, Mecklenburg, mehrere thüring. Staaten haben nicht allgemeine Städteordnungen, sondern Stadtordnungen für einzelne Städte. Die hess. Gemeindeordnung von 1834 nähert sich mehr den süddeutschen. In diesen, namentlich in Würtemberg, Baden, Nassau und Darmstadt, hatte man nach dem Vorgang den Wirkungskreis der Gemeinden möglichst eingeschränkt, entschädigte aber durch eine mehr demokratische Verfassung. Das Verhältniß nähert sich sehr dem 1835 in England begründeten. In Baiern, wo noch die Verordnung vom 17. Mai 1818 gilt, durch welche das Edict vom 24. Sept. 1808 ersetzt wurde, ist besonders die Stellung der rechtskundigen Bürgermeister zur Regierung wichtig. In Würtemberg gilt das Edict vom 1. März 1822, mit mehreren Zusatzgesetzen, namentlich dem vom 15. April 1828. Das Großherzogthum Baden erhielt seine Gemeindeordnung 30. Juni 1821, Baden 31. Dec. 1831. Doch erfuhr letztere 1832 und 1837 wesentliche Änderungen in antidemokratischem Sinne. Die sehr beschränkte franz. Municipalverfassung beruht auf den Gesetzen vom 31. März 1831 und Juli 1837. Die Verwaltung ist bureaukratisch, die Gemeindevertretung meist auf bloße politische Controle beschränkt, die Attribute sind sehr beengt und die Communalordnung durch die Regierung, welche auch die Maires aus den ihr vorgeschlagenen Candidaten ernennt, ist sehr eingreifend. In England sind die ziemlich demokratisch geordneten Gemeindebehörden auf den engsten Kreis der Gemeindesachen beschränkt, dabei aber auch von allem Einfluß der Regierung entbunden. Bis 1835 hatten sie größere Rechte, waren aber streng aristokratisch geartet. Vgl. Reichard, „Statistik und Vergleichung der jetzt geltenden städtischen Verfassungen in monarchischen Staaten Deutschlands“ (Altenb. 1844).

Stadtrechte erwuchsen in Deutschland im Wesentlichen auf dem Boden der Land- oder Hofsüberlieferten Volksrechte allmählig seit dem 10. Jahrh. Ihre Anfänge begannen mit Urrechten oder Privilegien der Kaiser oder Fürsten über die Befugnisse der herrschaftlichen Beamten, über Markt- und Gewerbeeinrichtungen, über die persönlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Einwohner u. dgl. Dazu traten dann neue Rechtsgewohnheiten, die aus den Gewohnheits- und Dienstrechten der betreffenden Orte unter der fortschreitenden Entwicklung der städtischen Verhältnisse hervorgingen, Urtheile der Schöffengerichte und Verordnungen des Königs, bis endlich aus allen diesen Materialien, gewöhnlich auf Betreiben des Raths, zusammenhängende Stadtrechte verfaßt wurden, welche sich verbreiteten über die Rechte des Königs oder Landesfürsten, die Gerechtsame des Raths und der städtischen Beamten, das Gewerbe und das gerichtliche Verfahren, das Straf-, Ehe-, Eigenthums- und Erbrecht, die Rechte der Kaufleute, Handwerker, Fremden, Juden u. s. w. Sehr häufig ward auch das Recht einer Stadt mehr oder minder vollständig in eine oder mehrere andere und von diesen wie-



hen sie 1788 ein besonderes Werk „Lettres sur les écrits et le caractère de J. J. Rousseau“ (2. Aufl., Par. 1789) hatte erscheinen lassen, thätigen Antheil. In den erst nach ihrem Erschienenen „Considérations sur les principaux événements de la révolution française“ 12—14 der „Oeuvres“; deutsch mit Vorrede von A. W. Schlegel, 3 Bde., Heidelberg 1818) hat sich ihre Vorliebe für den engl. Constitutionalismus aus. Als ihr Vater im Sept. 1790 nach Coppet zurückzog, mußte Frau von S. mit den Ihrigen in Paris zurückbleiben. Sie that das Glück, mehrere ihrer Freunde während der Schreckenszeit vom Tode zu retten, floh aber auch und entging nur durch ihres Freundes Manuel Hülfe dem Schaffot. Nach kurzem Aufenthalte im Vaterhause ging sie nach England, wo sie ihre Schrift zu Gunsten M^{lle} Antoinette's: „Réflexions sur le procès de la reine“ (Par. 1793), entwarf. Schon vor Ereignissen des 10. Aug. hatte sie dem Minister Montmorin einen Plan zur Flucht der k. Familie zugestellt, den dieser aber unbenutzt hatte liegen lassen. Nach Robespierre's Veröfentlichung der „Réflexions sur la paix, adressées à Mr. Pitt et aux Français“ (Par. 1794) und „Réflexions sur la paix intérieure“ (Par. 1795). Nachdem Schweden die franz. Republik anerkannt, kehrte sie mit ihrem Gemahle nach Paris zurück und trat nun mit dem „Journal constitutionnel“ in nähere Verbindung. Im J. 1795 gab sie einige früh geschriebene Abhandlungen heraus und schrieb, wie schon früher, einige Dramen (1796). Hierauf ließ sie ihre Schrift „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations“ (Par. 1796) erscheinen, welche reich an tiefen und lichtvollen Gedanken ist, und das Werk „De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales“ (2 Bde., Par. 1796). In diese Zeit schied sie sich auch von ihrem Manne. Doch als derselbe, von Kränklichkeit gequält, die Pflege der Seinigen bedurfte, näherte sie sich ihm wieder und begleitete ihn 1798 nach der Schweiz, auf welchem Wege er zu Poligni 9. Mai 1802 starb. Kurze Zeit nachher lernte sie Napoleon kennen, dem ihre politische Richtung alsbald mißfiel. Als Necker 1802 die „Devises vues de politique et de finances“ erscheinen ließ, war der Vorwand, gegen Frau von S. Maßregeln zu ergreifen, gefunden. Man beschuldigte sie, ihrem Vater falsche Berichte mitzutheilen zu haben, und indem ihr Napoleon sagen ließ, er überlasse ihr den Erdkreis, Paris wolle er für sich behalten, verbannte er sie auf 40 Stunden von der Hauptstadt. Nachdem sie von S. einige Zeit bei ihrer Freundin M^{lle} Camier zu St.-Brice, bei Ecouen, und zu Coppet lebte und ihren Roman „Delphine“ (6 Bde., Par. 1803 und öfter) herausgegeben hatte, ließ sie sich auf eine Reise nach Deutschland und lebte fast ein Jahr lang in Weimar und Berlin. Das Ergebniss dieses Aufenthaltes war das Werk „De l'Allemagne“, welches, nachdem es durch die kaiserl. Polizei mit Beschlag belegt worden, 1813 zu London erschien. Dieses Werk, bei dessen Abfassung der Frau von S. die genaue Verbindung mit A. W. Schlegel von großem Vortheil war, gab den Franzosen zuerst eine Ahnung von der geistigen Entwicklung Deutschlands. Nachdem ihr Vater 1804 gestorben, suchte sie in den „Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille“ (1805), sowie in dem Romane „Corinne, ou l'Italie“ (2 Bde., Par. 1807), die in Italien begann, ihrer kindlichen Pietät Ausdruck zu geben. Dieses Buch, worin ein Gemälde von Italien glücklich verschmolzen sind, ist jedenfalls das schönste ihrer Werke. Im J. 1806 wandte sich Frau von S. wieder nach Frankreich; doch ließ sie sich nicht nach Paris kommen. Sodann ging sie 1807 nach Wien, dann in die Schweiz nach Coppet, wo sie mehrere Theaterstücke schrieb. Als sie später nach Frankreich zurückkehrte, erhielt sie ein neuer Verbannungsbefehl gegen sie erlassen und ihr aufgegeben, sich auf Coppet zu beschränken. Zugleich wurde ihr Freund A. W. Schlegel (s. d.) genöthigt, sie zu verlassen, und M^{lle} Morency und Mad. M^{lle} Camier, welche sie in ihrem Exile besucht hatten, wurden ebenfalls verbannt. Dieses Lebens müde, entfloh Frau von S. im Frühlinge 1812 von Coppet, ging nach Genua, von da nach Moskau und Petersburg und von dort nach Schweden, wo ihr jüngster Sohn, Albert, im Duell blieb. In Schweden schrieb sie ihr Werk „Dix années d'exil“ (Lpz. 1812) und die „Réflexions sur le suicide“ (Stockh. 1812). Nach dem Sturze Napoleon's kehrte sie sich meist in Paris auf, wo sie eine Tochter, welche 1838 starb, an den Herzog von Broglie heirathet hatte. Mit einem franz. Offizier, de Rocca, war sie eine zweite Ehe eingegangen, doch insgeheim, um ihren Namen nicht zu verlieren. Von ihren literarischen und politischen Freunden, wie Benj. Constant, Guizot, Broglie, den doctrinären und liberalen Constitutionellen, umgeben, verlebte sie die letzten Jahre, mit Abfassung ihrer „Considérations sur la révolution française“ und der Revision ihrer frühern Schriften beschäftigt, und starb zu Paris am 1. Juli 1817. Eine Ausgabe ihrer Werke veranstaltete ihr ältester Sohn (18 Bde., Par. 1817).

1820—21), mit einer biographischen Notiz von Mad. Necker de Saussure. Vgl. Her Allard, „Lettres sur les ouvrages de Mad. de S.“ (Par. 1824). Ihr ältester Sohn, Aug Louis, Baron von S., geb. 31. Aug. 1790, Verfasser einer „Notice sur Mad. Necker“ (1820) und werthvoller „Lettres sur l'Angleterre“ (Par. 1826) starb 19. Nov. 1827 zu pet, und sein Sohn folgte ihm im Nov. 1829 im Tode nach. Auch ihr zweiter Gemahl bald nachher, und ein Sohn aus dieser zweiten Ehe endete sein Leben zu Hieres 1818.

Staffa, eine kleine, nur $\frac{1}{4}$ M. lange, kahle und unbewohnte Insel an Schottlands Küste, besteht ganz aus Basalt, der besonders an der Südseite prächtige Säulenreihen und ist berühmt wegen der Fingalshöhle (s. d.) und des Riesendamms und Riesenwegs. ganze Südwestende der Insel ruht auf Reihen von Basaltsäulen, die größtentheils über hoch sind und in natürlichen Säulengängen stehen, die sich nach dem Laufe der Buchten und auf einem Grunde von unförmlichen Felsen ruhen.

Staffage nennt man in der Malerei die einzelnen Figuren oder ganzen Gruppen von fchen, Thieren und Pflanzen, welche im Vordergrunde einer Landschaft oder eines Archibildes angebracht werden. Die Landschaft kann der Staffage nicht entbehren, weil sie ohne zziehung zum Menschenleben auch bei der größten sonstigen Schönheit leblos bliebe. Die fage ist als Maßstab und Deutung des Bildes so wichtig, daß Landschaftler, welche in f nicht geübt sind, am besten thun, sie durch andere Künstler hineinmalen zu lassen, selbst Gefahr einer kleinen Disharmonie im Farbenton. So ergänzten sich z. B. die Brüder so ließen selbst Breughel und Claude Lorrain ihre Figuren oft von anderer Hand malen. die Staffage, wie z. B. bei Ph. Wouverman, der Landschaft völlig das Gleichgewicht wird sie zum Genrebild.

Staffelei, ein hölzernes Rahmwerk für Maler, welches sich höher oder niedriger läßt, um so die Ausführung größerer Gemälde zu erleichtern, weshalb dieselben auch Staffgemälde genannt werden.

Staffeln (bei der Truppenaufstellung), s. **Chelons**.

Stafford, eine der westlichen Grafschaften Mittelenglands, zählt auf 55 $\frac{1}{2}$ QM. 6 E. Ihr nördlicher Theil von Uttoxeter bis Newcastle under Lyne hat meist Moorland, das Haide und Wald fast 10 $\frac{1}{2}$ QM. einnimmt, und die Berge und Hügel, die Moorland steigen im Beaverhill bis zu einer Höhe von 1082, im Ashleyhill bis 758 F. auf. einige schöne Thäler wäre dieser ganze District unfruchtbar, kalt und öde. Im n Theile wechseln Hügel und Getreidefelder und Weide mit Baumpflanzungen und häusern. Im äußersten Süden sind Eisen und Kohlen vorwiegend, wie denn überhaupt Mineralreich die wichtigsten Producte liefert. S. ist eine der eisenreichsten Grafschaften lands. Das Eisenerz liegt bald über, bald unter den Steinkohlen, besonders um Wedn Lipton, Bilston, Sedgely, Newcastle. Die wichtigste Kupfergrube ist im Berge G Warslow. Uerschöpfliche Kalksteinbrüche enthalten die Moorlands, die Ufer des D Höhen von Sedgely und Dudley-Castle, auch farbigen Marmor, Alabaster und Mül Der reichlich vorhandene Töpferthon wird in großer Ausdehnung von 80—90000 E bers zu dem berühmten Wedgwoodgeschirr in den Potteries (s. d.) verarbeitet, und d Strecke von Wolverhampton bis Birmingham gleicht einem Cyclopende, wo Tag und die Flammen der Hohöfen und Fabriken lodern. Das Eisen wird zu Quincailerien, fern, Nägeln, Stahlwaaren, Handwerkszeug u. s. w. verarbeitet. Außerdem sind die Ind in Kupfer, Leder, Seide, Wolle, Leinenzeug, Segeltuch u. s. w. beträchtlich, und den fördern die Wasserstraßen des Trent und des die Ostgrenze bildenden Dove, des Grand Stafford-Worcestershire- und Birminghamkanals, sowie die Grand-Functionbahn, die die Potteries führt, die Birmingham-Chester und mehrere andere Eisenbahnen. Hinter lebhaften Grubenbau, Fabrik- und Handelsbetrieb bleibt die Landwirthschaft im Allgeme rüch. Die Hauptstadt Stafford, ein Borough am Sow, der in den Trent fließt, am Trunkanal gelegen, durch Eisenbahnen mit London, Chester, Birmingham und Wolver verbunden, ist zwar alt, aber im Ganzen gut gebaut, hat zwei Kirchen, von denen die Kirche schöne Grabmonumente und ein kunstreiches Taufbecken besitzt, eine stattliche Affe ein großes Grafschaftshospital, ein vorzüglich eingerichtetes Irrenhaus und ein Theater 11829 E. unterhalten Wollenzeug- und Tuchfabrikation, fertigen Topf- und Streng ren und besitzen große Gerbereien und Schuh- und Stiefelmanufacturen für den Markt. Auch wird ein sehr lebhafter Handel betrieben. Die volk- und gewerbreichste Grafschaft ist Wolverhampton (s. d.). Sonst sind zu nennen: Walsall mit 25680

utenden Fabriken in Sattlerwaaren; Sedgely mit 20000 £., die theils Eisenwaaren, besonders Ackerbaugeräthe liefern und die nahe gelegenen Steinkohlenwerke betreiben; Bilston mit 20000 £., Eisen- und Steinkohlengruben, Marmorbrüchen, Fabrikation Eisen-, Blech- und Emailwaaren und Handel auf dem Staffordshire-Birminghamkanal; Abromwich mit 18000 £. und Eisen- und besonders Nagelfabriken; Wednesbury mit 40 £., schöner goth. Kirche, Fabrikation von Büchsen und der besten Werkzeuge für Sattler, Stellmacher, Zimmerleute und Tischler; Newcastle under Lyne, der Hauptort der Potterie mit 10570 £., ansehnlichen Hut- und Tuchfabriken, beträchtlichem Handel mit Steinkohle; Leek mit 8800 £., Steinkohlengruben, Seidenband-, Knopf- und Kupferwaarenfabriken Zwirnbleichen; Tamworth mit 8655 £. und Kattundruckerei, Lederwaarenfabriken und Brauerei; Burton upon Trent mit einer Brücke von 36 Bogen, einem schönen Rathhause den Ruinen einer 1004 gestifteten Abtei, 7934 £., Baumwollenspinnerei, Kattundruckerei, Fabriken, Gerbereien, Eisenschmieden, berühmter Alebrauerei, Steinschneiderei in Marmor Alabaster und lebhaftem Handel auf dem Trent; Lichfield, an einem Arm des Trent, und Bischofssitz, mit 7000 £., die Linnenindustrie treiben, einer der schönsten Kathedralenlands, worin die marmornen Grabmäler von Samuel Johnson und Garrick befindlich, so schönem Rathhause und Theater.

Stag heißt ein Tau, welches von dem Mast in der Richtung des Kiels vorwärts nach ungeht und dazu dient, den Mast in seiner Stellung zu erhalten. Jeder Theil des Mastes hat besonderes Stag, welches nach demselben benannt wird.

Stägemann (Friedr. Aug. von), preuß. Staatsmann und Dichter, wurde 7. Nov. 1763 in Herraden in der Utermark geboren, wo sein Vater Prediger war. Er verlor früh die Eltern, zehn Jahr alt, nach Berlin in das Schindler'sche Waisenhaus, besuchte dann bis 1782 Gymnasium zum Grauen Kloster und studirte in Halle die Rechtswissenschaft. Seit 1785 trat er die amtliche Laufbahn und wurde 1806 Geh. Oberfinanzrath, 1807 vortragender bei dem Kanzler von Hardenberg und nach dem Tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatcommission. Auch war er unter dem Ministerium von Hardenberg bis zum Dec. 1808 vortragender Rath. Im J. 1809 wurde er Staatsrath und 1810 nach Wiedereintritt Hardenberg's ins Ministerium im Wirkungskreise desselben beschäftigt. Auch leitete er den Minister nach Paris, London und nach Wien zum Congress. Im J. 1819 wurde er an die Spitze der damals gegründeten „Staatszeitung“ gestellt, welche Stellung er später aufgab. Er starb. 17. Dec. 1840. Als Verfasser von Staatschriften und mehr noch als Dichter hat S. in den Jahren der Befreiungskriege Verdienstliches geleistet; auch ist er der als bewährten Gesinnung bis an sein Ende treu geblieben. Seine vaterländischen Gedichte „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten“, Berlin 1828), zum Theil meisterhaft in voller Odenform abgefaßt, sind vorzugsweise dem Ruhme und der Ehre des preuß. Staats gewidmet. So kräftig jene, so zart und innig sind die Sonette, welcher er seiner edeln Gattin Elisabeth, geb. Fischer, geb. in Königsberg 1761, gest. in Berlin 1835) widmete und nach ihrem Tode unter dem Titel „Erinnerungen an Elisabeth“ (Berl. 1835) herausgab. Von deren hohen und geistigen Trefflichkeit der Lestern geben die von Dorow aus ihrem Nachlasse herausgegebenen „Erinnerungen für edle Frauen“ (2 Bde., Lpz. 1846) Zeugniß.

Stagira, eine Stadt in Macedonien, zwischen Amphipolis und Anthos, in der Nähe des Bergs Athos, wurde als Geburtsort des Philosophen Aristoteles (s. d.) berühmt, der deswegen noch jetzt häufig der Stagirite genannt wird.

Stagnelius (Erik Johan), schwed. Dichter, geb. 1793 zu Kalmar, wo sein Vater nachher Bischof war, studirte in Lund und später in Upsala und wurde dann in der königl. Kanzlei angestellt. Von früher Jugend an lebte er unter den Büchern seines Vaters. Er war ein gelehrter Lehrer und schon frühzeitig gab er Proben von Kenntnissen, die seinen Vater übertrafen. Auf eine seltsame Weise suchte er Schelling's Identitätslehre mit der gnostischen Mythe zu verschmelzen. Den Freuden des geselligen Lebens sich gänzlich entziehend, finster und hoffnungslos, dabei maßlos ausschweifend, zerrüttete er seine Gesundheit. Seine körperlichen Leiden zu betäuben und den ermatteten Geist zu beleben, griff er zu Wein und Branntwein, und steigerte sich sein Zustand zum periodischen Wahnsinn gesteigert, als der Tod ihn 1823 vom Leiden befreite. S. wurde seit 1817 bekannt durch das epische Gedicht „Wladimir der Große“, die schwed. Akademie krönte. Die ganze Fülle seines Talents zeigten aber seine Gedichte „Lilien in Saron“ und „Die Bacchantinnen“. Dagegen kann man sein dramatisches Ge-

nicht „Die Märtyrer“ (deutsch von Clarus, Regensb. 1853) eher eine christliche Innennen. Die epischen Gedichte sind die schwächsten unter seinen poetischen Erzeugnissen von den Tragödien eignet sich keine zur theatralischen Aufführung. Als dramatisches P ist „Der Ritterthurm“ das vollendetste. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner Gedichte erst aus seinen von Hammarstöld herausgegebenen „Gesammelten Schriften“ (3 Bde., 1824—26; 3. Aufl., 1836; 2 Bde., Stockh. 1851—52) lernen wir den Dichter voll kennen. Seine Phantasie ist glühend, der Versbau melodisch. Eine deutsche Übersetzung „Werke“ des S. (6 Bde., Lpz. 1851) lieferte Kannegieser.

Stahl nennt man eine Verbindung des Eisens (s. d.) mit Kohlenstoff, welche weniger enthält als das Gußeisen und mehr als das Schmiedeeisen, daher sie mit letzterm die Fähigkeit sich schmieden und schweißen zu lassen, mit ersterm die Schmelzbarkeit und die Fähigkeit schnelles Erkalten hart zu werden, theilt, vor beiden aber sich durch einen vorzüglich hohen Grad von Elasticität auszeichnet. Diese Combination von Eigenschaften macht den Stahl zu der wichtigsten technischen Materialien für alle Arten von Werkzeugen, Maschinen u. s. w., wo entweder die Härte oder die Elasticität oder beide zusammen besonders werthe Eigenschaften sind, und die Bearbeitung hat es ganz in ihrer Gewalt, die eine oder andere dieser Eigenschaften zur vorzugsweisen Entwicklung zu bringen. Der Stahl läßt sich zwar sowohl gießen als schmieden und schweißen; ersteres aber erfordert eine ziemlich hohen Temperatur, und letzteres hat seine Schwierigkeiten, weil dabei leicht ein Theil der Kohle aus dem Stahl verbrennt und derselbe dadurch seine Fähigkeit, hart zu werden, zum Theil einbüßt; es daher irgend thunlich, verfertigt man nicht die ganzen Werkzeuge u. s. w. aus Stahl, sondern aus Schmiedeeisen und vereinigt nur damit durch Schweißung an den Stellen, welche hart werden müssen, z. B. an der Schneide der schneidenden Instrumente, der Bahn der Messer u. s. w., ein Stück Stahl; oder man macht den ganzen Gegenstand aus Eisen und behandelt nachträglich seine Oberfläche bis auf eine gewisse Tiefe hinein in Stahl, was entweder durch geschieht, daß man die Artikel mit Kohlenpulver geschichtet in verschlossenen Kisten oder Log der Erzeugung des Cementstahls, erhitzt, oder dadurch, daß man sie mit irgend einem Material, wie mit Blutlaugensalzpulver, bestreut, welcher bei der Zersetzung Kohle abgeben kann und dann erhitzt. Wenn man heißen Stahl rasch ablöscht, so wird er hart und der Grad der Härte steigt mit der Temperaturdifferenz und der Schnelligkeit der Abkühlung. Um verschiedene Grade der Härte zu erlangen, bedient man sich jedoch des sogenannten Temperns oder Weichmachens. Wenn man nämlich ganz hart gemachten Stahl allmählig erhitzt, so verliert er allmählig seine Härte wieder und durchläuft dabei eine eigenthümliche Reihe von Farbenänderungen durch Gelb und Roth in Blau. An diesen Farben beurtheilt man den Härtegrad und also alle Stahlwaaren kalt ab und läßt sie dann bis zur erforderlichen Farbe noch z. B. 12 Stunden in Oelinstrumente strohgelb, Uhrfedern blau, zum Schneiden der Knochen, Holz u. s. w. pur werden. Die erfolgreiche Fabrikation des Stahls und der Stahlwaaren hängt hauptsächlich von zwei Umständen ab: von der Qualität des dazu verwendeten Eisens und von der Beschaffenheit des Brennmaterials. In letzterer Beziehung haben die Steinkohlenebenen einen entschiedenen Vorzug, und darauf beruht die Überlegenheit von England, besonders Yorkshire, in der Stahlfabrikation, während in Bezug auf das zu verwendende Eisen, welches durchaus mit besten Eisen erzeugtes Eisen sein muß, Deutschland und Schweden im Vorzuge sind. Der Vortheil billigen und guten Steinkohlen überwiegt aber für England den Nachtheil, schwedisches Eisen für seine Stahlfabrikation erst einführen zu müssen. Man führt Holzkohlen ein, verwandelt es durch anhaltendes Erhitzen mit Coaks in verschlossenen Kisten (Retorten), mit Cementpulver, aus Kohlenpulver, Asche und Kochsalz bestehend, gemeinen Cementstahl oder Brennstuhl, der dann entweder durch wiederholtes Strecken und Schmieden in Gerbstahl oder durch Umschmelzen in Gußstahl verwandelt und gleichfalls gemacht wird. Man erzeugt wol auch durch Zusammenschmelzen von Schmiedeeisen und Gußeisen in den erforderlichen Verhältnissen unmittelbar Gußstahl. In Deutschland ist die Stahlindustrie theils hauptsächlich in den Rheinlanden entwickelt und ruht dort wesentlich auf denselben Grundlagen wie die englische, wird auch ähnlich betrieben, nur daß man das Eisen selbst erzeugt; andertheils ruht die Fabrikation von Stahl und Stahlwaaren, besonders Messern und Schneidewerkzeugen aller Art, wodurch Steiermark so berühmt ist, fast ganz auf der Verwendung von Holzkohlen. Die vorzügliche Qualität der dortigen Erzeugnisse ist, so möglich, sogenannten Frischstahl, d. h. aus dem dazu qualificirten Rohstahleisen unmittelbar durch einen Proceß zu erzeugen, welcher dem der Schmiedeeisenerzeugung im

gang analog ist, aber nicht so weit getrieben wird. Dieser Frisch- oder Rohstahl wird geschmiedet und Walzen in Gerbstahl verwandelt und aus diesem werden dann die Artikel gefertigt. Die Stahlfabrikation ist im Orient schon frühzeitig zu einer großen Entwicklung und orientalisirt. Klingen haben noch heute ihren Ruf, sowie auch die vorzüglichste Stahlsorte genannt, und manche andere, obgleich man sie gegenwärtig auch anderwärts nachbilden dorthier ihren Namen haben. Aus den neuern Untersuchungen geht hervor, daß die Anfertigung dieser orientalisirten Stahlsorten nicht allein eine ganz vorzügliche Bearbeitung, auch die Beimischung kleiner Quantitäten fremder Metalle Antheil hat; es ist aber nicht gelungen, diese Stahlsorten mit völliger Sicherheit überall nachzumachen. Wenn es nicht ganz gleichartig in seiner Masse ist, so erhält er durch oberflächliches Anätzen Linien, welche die innere Structur entblößen, Zeichnungen, den sogenannten Damast. Diese Stahlsorten sind sämmtlich von Natur damascirt und werden nach der Art der Bearbeitung sorgfältig unterschieden. Bei uns erzeugt man durch eigenthümliche Behandlung Stahls, durch Zusammenschweißen und Ausschmieden von Stahlblech und Stahlbraht Eisen u. s. w. absichtlich damascirten Stahl, dessen Zeichnungen man dann in seiner Vollendung darstellt. (S. Damasciren.)

I (Friedr. Julius), Geh. Justizrath und ordentlicher Professor der Rechte zu Berlin, Jan. 1802 zu München von jüd. Eltern, trat, wie auch später seine Eltern und Geschwister, 1819 zu Erlangen zu der evang. Kirche über und studirte die Rechte zu Würzburg, Göttingen und Erlangen, worauf er sich im Herbst 1827 als Privatdocent in München habilitirte, zunächst dem röm. Rechte zugewendet, dem auch die Schrift „Über das ältere röm. Recht“ (Münch. 1827) angehört, wurde er später, besonders durch Schelling's bestimmenden rechtsphilosophischen Studien geführt, auf deren Gebiet ihm seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ (2 Bde., Heidelb. 1830—37; Bd. 2, Abth. 1, 3. Aufl., 1857) eine bedeutende Stellung gesichert hat. Im Juni 1832 wurde er als außerordentlicher Professor nach Erlangen, schon im November desselben Jahres aber als ordentlicher Professor der Rechtsphilosophie, Politik und Pandekten nach Würzburg versetzt. Später dieselben Fächer wieder in Erlangen, bis er 1840 einem Rufe nach Berlin folgte. Von da an er einen weitgreifenden Einfluß, der noch sichtbar seit der auf die Stürme des J. 1848 folgenden Reaction hervortrat. In seinen wissenschaftlichen Bestrebungen wendete sich Schelling gegen das System Hegel's und betrat dann eine eigenthümliche Bahn, wozu ihm Schelling's Vorlesungen den Impuls und die Grundlage gaben. In seiner „Philosophie des Rechts“ sucht er Recht und Staat auf der christlichen Offenbarung aufzubauen. In dem ersten Theile ist er eine Kritik der rechtsphilosophischen Systeme voraus, in welcher er nur die Rechtsphilosophie als speculativ erklärt, die die Welt als eine freie That Gottes betrachtet. S. (in der That jedoch vielleicht nur theistischer) Philosophie erkennt die feste unbedingte Autorität an und sucht das Räthsel der Welt durch das Wort der Offenbarung zu lösen. Auch ist es ihm auch in der zweiten Auflage des Werks, in der er sich von Schelling losgelöst hat, nicht gelungen, die christliche Dogmatik und die Rechtsphilosophie in ein organisches Ganzes zu verschmelzen. Die S.'schen Principien des Staatsrechts sind ebenfalls mehr theistisch. Das göttliche Recht der Könige und Dynastien, die kirchliche Krönung werden anerkannt, die Revolution zwar verurtheilt, aber als natürlicher Erfolg in der Geschichte heilsam und als selbst im Plane der göttlichen Weltordnung liegend dargestellt. Er hat in eigenthümlich scholastischer Weise das christliche Princip der Polizei in Bezug auf Staat und Recht, wie auf Religion, sittliche Gesinnung, öffentliche Lehre und Schriftstellereignisse; die christliche Religion wird als Staatsreligion unbedingt postulirt. Wie in der „Rechtsphilosophie“, so fand auch „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten“ (Erl. 1840), in welchem Werke er das Episcopalsystem als allein historisch berechtigt dargestellt, viele und heftige Gegner. Daneben sprach sich S. in kleinern Schriften über verschiedene und staatsrechtliche Fragen aus, wie z. B. über Kirchenzucht (1845), über das christliche Princip (1846), über den christlichen Staat und sein Verhältniß zum Deismus und Atheismus (1847) u. s. w. Seit der Märzbewegung von 1848 wirkte S. nicht nur als Privatdozent und auf dem Lehrstuhl, sondern auch auf der politischen Rednerbühne. Schon vorher in Verbindung mit hochgestellten Persönlichkeiten in Verbindung, war er seit seinem ersten Auftreten in der 1. Kammer (1849) unablässig nebst Gerlach als Führer der Reactionspartei thätig, und zugleich das Organ die „Neue preuß. Zeitung“ bildete. Im J. 1850 saß S. im Unionsparlament. Die in letztem, sowie in der preuß. ersten Kammer 1849 gehaltenen „Reden“

(Berl. 1850) ließ er im Druck erscheinen. Von seinen übrigen Schriften aus der Zeit vor und nach der Bewegung sind hervorzuheben: „Über Revolution und constitutionellearchie“ (Berl. 1848; 2. Aufl., 1849); „Was ist Revolution?“ (1.—3. Aufl., Berl. 1853; besonders „Der Protestantismus als politisches Princip“ (Berl. 1853; 4. Aufl., 1854) letzteres Werk, das aus Vorträgen, die der evang. Verein für kirchliche Zwecke im März veranstaltet hatte, hervorgegangen und zuerst in der „Evang. Kirchenzeitung“ abgedruckt schließen sich „Die kath. Widerlegungen“ (Berl. 1854) an. Seit 1852 ist S. Mitglied evang. Oberkirchenraths zu Berlin.

Stahl (Georg Ernst), ein ebenso ausgezeichnetes Chemiker wie theoretischer und praktischer Arzt, wurde zu Ansbach 21. Oct. 1680 geboren. Er studirte zu Jena, wurde 1687 Medicus des Herzogs von Weimar, 1694 Professor der Medicin an der Universität zu Jena, 1716 Leibarzt des Königs von Preußen und starb zu Berlin 14. Mai 1734. Zu seinen Erfahrungen in der Chemie durch van Helmont, Rey, Homberg, Kunkel, Hooke, Becher u. A. bereits zu einem großen Umfange angewachsen, aber noch Niemand versucht, in dieser Wissenschaft, gleich Newton in der Physik, eine umfassende Theorie zu entwickeln, S. unterzog sich der Arbeit und stellte eine Theorie auf, welche bis auf Lavoisier allgemeine Geltung behielt und auf der Annahme des Phlogistons beruht, d. h. eines Stoffs, welcher Körper, mit denen er sich verbindet, leichter macht und bei der Verbrennung entweicht. Metalle waren Verbindungen Dessen, was wir jetzt Oxide nennen, mit Phlogiston, das phlogistisiren gleichbedeutend mit oxydiren u. s. w. Obgleich S. seine einseitige Theorie durch noch einseitiger machte, daß er den chemischen Einfluß der luftförmigen Stoffe vernachlässigte, so haben doch wenige Männer so viel als er zu den Fortschritten der Chemie beigetragen. Entdeckte viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren, er ertheilte der Chemie wissenschaftliche Form. Sein Hauptwerk sind die „Experimenta et observationes chemicae“ (Berl. 1731). Fast bedeutender war S. in der Medicin als Segner-Hoffmann's (s. d. d. durch seine Lehre vom psychischen Einflusse; in dieser Beziehung ist sein Hauptwerk die „Liberia medica vera“ (Halle 1707; neueste Aufl. von Choulant, 3 Bde., Lpz. 1831—33; 1 von Ideler, 3 Bde., Berl. 1832—33).

Stahlstich oder **Siderographie**, die Vervielfältigung von Bildwerken mittels geschnittener Stahltafeln, ist eine von Charl. Heath in England 1820 gemachte Erfindung. Schon seit dem 17ten Jahre früher brauchte man zwar statt der Kupfertafeln Eisen- oder Stahltafeln zu gleichen Zwecken, doch Heath erfand eine neue Behandlung. Stahlblöcke oder Platten werden durch carbonisirt, d. h. des Kohlenstoffs beraubt und also erweicht, wodurch sie sich beim Einschneiden weit besser behandeln lassen als das feinste Kupfer. Ist der Stich vollendet, so wird durch ein neues chemisches Verfahren die Platte wieder gehärtet. Hierauf wird ein gleich carbonisirter Cylinder von Stahl in die Übertragungs- oder Transferpresse eingeschoben, damit über die eingeschnittenen Figuren der Stahlplatten hingegangen, wodurch sich der Schnitt der Platte dem Cylinder erhaben aufdrückt, indem der Presse in der Peripherie des Cylinders eine schwingende Bewegung gegeben und es dadurch möglich wird, daß sich immer eine neue Oberfläche zur Aufnahme des ganzen Stahlschnitts darbietet. Ist nun dieser Cylinder ebenso wie vorher die Platte wieder gehärtet, so drückt man damit auf neue ebenso zubereitete Stahlplatten oder Blöcke das ursprüngliche Bild der Originalplatte auf und drückt es gewöhnlich ab. Da diese Originalplatte stets bleibt, so können nacheinander noch mehrere als Matrizen darauf abgedruckt und somit das Bild ins Unendliche vervielfältigt werden, so daß der zehntausendste Abdruck nicht den geringsten Unterschied vom ersten zeigt. Der Künstler, welcher den Stahlstich in Deutschland übte, war Professor Frommel, der artistische Leiter der Kreuzbauer'schen Anstalt in Karlsruhe. Gegenwärtig gibt es überall gute Stahlstecher, deren Arbeit besonders für Werke, von welchen ein starker Absatz zu hoffen ist, in Anspruch genommen wird, so besonders für Illustrationen, Reduten und dergl. Dagegen ist für Kunstwerke anderer Gattung der Kupferstich noch immer in seinem alten Rechte geblieben und dürfte es noch so lange bleiben, als er größere Kraft, Sicherheit und Weichheit in der Linienführung gestattet, zumal da die Galvanoplastik eine Vervielfältigung der Platten verspricht, welche den Vorzug des Stahls, seine lange Dauer, wohl aufwiegen dürfte.

Stahlwasser, s. Mineralwasser.

Stahr (Adolf Wilh. Theod.), vielseitig gebildeter Schriftsteller, geb. 22. Oct. 1810 in Prenzlau in der Uckermark, widmete sich, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet, seit 1825 zu Halle, besonders unter Reifig's Leitung, mit großer Vorliebe den

n Studien. Schon gegen Ende 1826 wurde er als Hülfslehrer und zwei Jahre spä- nach vollendetem akademischen Cursus, als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu le angestellt und folgte 1836 dem Rufe als Conrector und Professor an das Gym- um zu Oldenburg, wo er sich vorzugsweise mit der Geschichte, Kritik und Erklärung Schriften des Aristoteles beschäftigte. Hierher gehören seine „Aristotelia“ (2 Bde., 1830–32), ferner „Aristoteles bei den Römern“ (Lpz. 1834) und die Bearbeitung der florentinischen „Politik“, wovon indeß nur drei Lieferungen (Lpz. 1836–38) erschienen sind, eben dem gesammten kritischen Apparat eine neue Textrecension und deutsche Übersetzung alten. Außerdem machte er eine Handschrift von Goethe's „Iphigenie“, die er auf der liothek zu Oldenburg entdeckte, mit einem trefflichen Vorworte bekannt. Das Interesse das Theater in Oldenburg, welches seine „Oldenburgische Theaterschau“ (2 Bde., Oldenb. 5) veranlaßte, sowie die Verbindung mit J. Moser und dem Hoftheaterintendanten von iegen ihn mehr und mehr von der strengen Wissenschaft ab. Von einer gesundheitshal- unternommenen Reise nach Italien brachte er „Ein Jahr in Italien“ (3 Bde., Oldenb. 7–50; 2. Aufl., 1853) und als spätere Frucht den historischen Roman „Die Republikan- in Neapel“ (3 Bde., Berl. 1849) zurück. Seine vielseitigen literarischen Interessen be- en außer einer ausgedehnten kritischen Thätigkeit in verschiedenen Journalen folgende issten: „Charakteristik Immermann's“ (Hamb. 1842); „Zwei Monate in Paris“ (2 Bde., enb. 1851); „Weimar und Jena“ (2 Bde., Oldenb. 1852); „Die preuß. Revolution“ de., Oldenb. 1850; 2. Aufl., 1852), welche alle sehr anziehend, aber nicht durchweg ebenso elich sind. Nachdem er 1852 auf sein Ansuchen wegen Kränklichkeit seines Amtes mit on entlassen war, ging er nach Berlin, hauptsächlich um hier ein lange vorbereitetes Werk io oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten“ (Bd. 1., Braunschw. 1854) zu nden.

Steiner oder Steiner (Jaf.), ein geschickter Saiteninstrumentenmacher zu Absom, einem e bei Hall in Tirol, lebte um die Mitte des 17. Jahrh. und war ein Schüler des berühm- instrumentenmachers Amati zu Cremona. Er verfertigte vorzüglich Violinen, die er, wie lt wird, anfangs hausiren trug und von denen er das Stück für sechs Gulden verkaufte. J. 1669 wurde er als Hofgeigenmacher des Erzherzogs Ferdinand Karl vom Kaiser Leo- l. bestätigt. Seine Violinen zeichnen sich durch eine besondere Bauart und durch einen vorzüglichen Ton aus; sie stehen in einem sehr hohen Werthe und werden von Kennern 300 Dukaten bezahlt. Die letzten Jahre seines Lebens verfiel er in Wahnsinn und starb ufange der achtziger Jahre des 17. Jahrh. — Auch sein Bruder, Marcus S., war In- nstrumentenmacher zu Lauten in Osterreich.

Stair (James Dalrymple, Viscount), ein in der Geschichte Schottlands vielgenannter n, wurde 1619 aus einer alten Familie (s. Dalrymple) geboren, widmete sich dem Rechts- tenstande und erhielt 1657 von Cromwell auf Monk's Empfehlung das Amt eines Rich- eim Court of session. Von Karl II., dessen Restauration er unterstützte, ward er 1664 Baronet und 1671 zum Präsidenten des Court of session ernannt; als sich jedoch die ab- isischen Gelüste des Hofes immer deutlicher kundgaben, schloß er sich der Opposition an ußte 1681 nach Holland flüchten, wo er an den Anschlägen zum Umsturz des Hauses t den lebhaftesten Antheil nahm. Die Revolution von 1688 führte ihn nach Schottland ; er wurde von neuem in sein Amt eingesetzt, 1690 zum Viscount Stair erhoben und 25. Nov. 1695. — Stair (John Dalrymple, erster Graf von), Sohn des Vorigen, stand ilhelm III. in hoher Gunst, der ihn erst zum Lord-Advocaten, dann aber zum Staatssecre- r Schottland ernannte, welches Amt er jedoch 1695 wegen des ihm schuldgegebenen ades von Glencoe niederlegen mußte. Im J. 1703 erhielt er indeß den Titel eines Vis- Dalrymple und Grafen von S. und starb 8. Jan. 1707. — Stair (Joh. Dalrymple, : Graf von), britischer Staatsmann und Feldherr, war 1673 zu Edinburg geboren. seinem Vater und Großvater war er früh mit dem oranischen und antistuartischen In- verflochten, begleitete als Gardeoffizier König Wilhelm III. nach Irland (1691) und dann in dem Spanischen Erbfolgekriege seine kriegerische Schule unter Marlborough. 709 ward er in die diplomatische Laufbahn geführt, erst als Gesandter am polnischen, am franz. Hofe. In der letztern Stellung gelang es ihm, namentlich seit Ludwig's XIV. am Hofe des Regenten und beim Cardinal Dubois wesentlichen Einfluß zu gewinnen. er den bourbonischen Familienbund zwischen Frankreich und Spanien sprengte, Frank- ermochte, die Stuarts preiszugeben und sich mit den Seemächten zu verbinden, half er



Stonsordnungen, Ausschließung des weiblichen Geschlechts, Majorate, Seniorate, Fidei-
 ssen u. s. w. verbunden sind. Dergleichen Bestimmungen zu treffen, kann der Staat unter-
 weil dabei die wichtigsten Grundverhältnisse des Volkes auf dem Spiele stehen; auch kann
 deswegen die schon vorhandenen Einrichtungen und Gesetze abändern. In Frankreich
 ist die bürgerliche Gesetzgebung seit der Revolution der Begriff der Stammgüter ver-
 ändert. In England kennt man den Begriff von Stammgütern nicht. Alles Grundeigen-
 thum ist Lehn und wird ungetheilt dem ältesten Sohne vererbt; wenn aber keine Söhne da sind,
 die Töchter untereinander.

Stammmelodie nennt man diejenige Gesangsweise eines Kirchenliedes, welche ursprüng-
 lich einen Text oder auf ein Kirchenlied gemacht worden ist. Der größere Theil der gang-
 baren Melodien unserer Kirchenlieder oder Choräle schreibt sich aus dem 16. und 17. Jahrh.
 Wenigere gehören der spätern Zeit an. Von den wenigsten noch jetzt gewöhnlichen Choral-
 en sind die Componisten bekannt; hinsichtlich anderer finden sich zweifelhafte Angaben.
 Melodien haben auch in neuern Zeiten mehr oder weniger bedeutende Veränderungen er-
 litten. Fast keine einzige Melodie wird jetzt mehr so gesungen, wie die Composition derselben
 in ältesten Choralbuche der protest. Kirche steht, welches Luther, Ludw. Senfl und Joh.
 Schuler bearbeiteten und Georg Rhaw druckte. Luther selbst componirte und verbesserte viele
 zum Theil aus der griech. Kirche schon zu Karl's d. Gr. Zeiten in die lateinische gekom-
 mene Melodien mit Zuziehung seiner musikalischen Freunde. Abgesehen von der großen Anzahl
 neuer Melodien einzelner Kirchenlieder, die seit Luther's Zeit solche componirten oder verbesserten,
 seien wir aus der neuern Zeit nur noch Doles, der die Gellert'schen Lieder componirte, Hil-
 schicht, Justin. Heintz, Knecht, Rüttinger in Hildburghausen, Umbreit in Sonneborn, Götz,
 Rint und Rint.

Stammrolle heißt das von den Gemeindevorstehern zu führende Verzeichniß aller im mün-
 dlichen Alter stehenden männlichen Einwohner einer Ortschaft. Sie ist jährlich, nach
 1 oder größern Bezirken zusammengestellt, dem Ministerium des Innern einzureichen,
 3 danach die Vertheilung des Rekrutenersatzes auf das Land anordnet; die Aushebung
 der Väter durch das Kriegsministerium veranlaßt. Zuweilen wird auch bei den Truppen die
 der Mannschaften einer Compagnie oder Escadron Stammrolle genannt.

Stammtafel nennt man im Allgemeinen jedes Geschlechtsregister, jede genealogische Tafel,
 auch den Stammbaum (s. d.). Gegenwärtig unterscheidet man 1) eigentliche Stamm-
 geschlechtstafeln (tabulae stemmatographicae). Es ist die älteste Art aller genea-
 logischen Tafeln, welche mit Berücksichtigung beider Geschlechter alle Personen verzeichnet,
 eine Familie bilden. Die Form ist absteigend, d. i. vom Vater auf den Sohn u. s. w. ge-
 und schließt alle Seitenlinien ein. 2) Ahnentafeln (tabulae progonologicae), welche die
 Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie enthalten. 3) Synchronistische
 Stammtafeln, in denen die Geschlechtstafeln mehrerer Familien nebeneinander aufgestellt wer-
 den. 4) Historische Stammtafeln, welche neben der eigentlichen Geschlechtstafel noch histo-
 rische Daten enthalten. Wesentlich verschieden von der Stammtafel ist die Stammliste, die
 die stammsführenden Familienväter, d. i. die Reihenfolge aller dieselbe Familie fortpflanzen-
 den männlichen Glieder, auführt.

Stämpfli (Jakob), einer der hervorragendsten Führer der radicalen Partei in der Schweiz,
 20 in Schüpfen im Canton Bern, der Sohn von Bauersleuten, kam 1834, nach dem
 Verlassen der gewöhnlichen Primärschulen, zu einem Notar nach Büren, um sich nach damaliger
 Sitte für den Schreiberstand auszubilden, und mußte später, nach dortigem Herkommen, zwei
 als Knecht im Jura dienen, um das Französische zu erlernen. Dann widmete er sich mit
 großem Erfolg dem Studium der Rechtswissenschaft zu Bern, hauptsächlich unter der Lei-
 tung von Wilh. Snell, und ward 1843 Advocat. In seinen politischen Ansichten weiter
 als die Regierung der dreißiger Jahre, theilte er sich an den Freischarenzügen und
 45 als Redacteur der „Bernischen Zeitung“, des Organs der radicalen Partei, in scharfe
 Opposition gegen die herrschende liberale Fraction. Mit rastloser Thätigkeit betrieb er die Re-
 form der Verfassung auf dem bisher ungewöhnlichen Wege der Berufung eines Verfassungs-
 concils, die im Jan. 1846 beschlossen wurde. S. und Ochsenbein (s. d.) waren die hauptsächlich-
 sten Führer im Verfassungsrathe. Da indessen der Erstere consequenter Reformen in rein de-
 mokratischem Sinne anstrebte, so begann schon damals eine Spaltung zwischen Beiden, die spä-
 ter in vollständigem Bruche führte. Im Juli 1846 in den Regierungsrath berufen, übernahm
 er das Finanzdirectorium und führte directe Besteuerung, Aufhebung der Feudallasten und



, steht nur Souveränen zu und wird als ein persönliches Majestäts- oder Souveränitätsbetrachtet.

Standesherren nennt man alle seit 1806 im ehemaligen Deutschen Reiche in Folge der Mediatisirung aus der Reihe selbständiger Reichsstände in das Landesunterthanenverhältniß eingetretene Fürsten, Grafen und Herren, die aber von denjenigen Standesherren zu unterscheiden sind, wie es schon vor 1806 in Oestreich, in der Lausitz, in Sachsen und Schlesien gab und unter denen man Besitzer größerer Herrschaften versteht, mit welchen gewisse Regierungsrechte, wie die von Vasallen, Jurisdiction in zweiter Instanz u. s. w. verknüpft sind. Um den ehemals unmittelbaren mediatisirten Häusern einen in allen Bundesstaaten gleichförmigen Rechtsstand zu verschaffen, bestimmte die Deutsche Bundesacte (Art. 14): 1) daß alle vormals unmittelbaren fürstlichen und gräflichen Häuser zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten, und daß ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit verbleiben solle; 2) daß die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherren in den Staaten, zu welchen sie gehören, seien, 3) daß ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle die Rechte und Vorzüge zugesichert blieben, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungetrübtem Genusse herrührten und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsbehörden gehörten. Außerdem haben fast alle deutschen Bundesstaaten, in denen es Standesherren giebt, wie Preußen, Baiern, Württemberg, Hannover, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, jenes Verhältniß durch Standesherrlichkeitsedikte noch besonders geordnet. In Preußen wurde die Ertheilung einiger Curiatsstimmen bei den Plenarsitzungen des Bundes wurde von der Bundesversammlung nichts ausdrücklich beschlossen; doch kann man aus der Wiener Schlusssacte vom 15. Mai 1820 dieses Begehren der mediatisirten Häuser für sich entnehmen. In Folge eines Präsidialantrags vereinigte sich 1825 die Bundesversammlung den mediatisirten, vormals reichsständischen Familien einen ihrer Ebenbürtigkeit mit den freien Häusern angemessenen Rang und Titel zu gewähren und den Fürsten das Prädicat „Durchlaucht“ (Altesse) zu ertheilen. Auch den Häuptern der vormals reichsständischen Familien wurde 1819 auf ihr Gesuch vom Bundestage das Prädicat „Erlaucht“ ertheilt. Ebenso wurde das Prädicat „Durchlaucht“, welches früher nur den Häuptern der mediatisirten fürstlichen Familien zu führen erlaubt war, 1833 allen Mitgliedern dieser Familien zugestanden.

Alle andern deutschen Standesherren genießen ausgezeichnete Vorrechte die Standesherren in Preußen. Überhaupt zählt die preuß. Monarchie 17 mediatisirte Standesherren und zwar: 1) Arnberg, 2) Cron, 3) Rheina-Wolbeck, 4) Bentheim-Steinfurt oder Bentheim-Bentheim, 5) Bentheim-Bentheim, 6) Salm-Horstmar, 7) Salm-Salm, 8) Sayn-Wittgenstein-Berleburg und 9) Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, 10) Solms-Braunfels und 11) Solms-Lich und Hohenfels, 12) Wied, 13) Thurn und Taxis, 14) Walmoden-Gimborn, 15) der Herzog von Böhmen, wegen der Herrschaft Gelnhausen im Regierungsbezirk Münster, 16) die Freiherren von Grote, wegen der Herrschaft Schauen in der Provinz Sachsen, und 17) die Freiherren von Stein, wegen der Herrschaften Rappenberg und Scheda. Nach der Bundesordnung von 1820 gehören sie zu dem hohen Adel in Deutschland und behalten das Recht der Ebenbürtigkeit, sowie ihre Domänen und ihre Familienverträge. Sie haben einen privilegierten Gerichtsstand und sind frei von der Militärpflicht, sowie von der Personal- und Grundsteuer. Sie haben die niedern und obern Gerichts-, Orts-, Polizei- und Consistorialrechte, unter Aufsicht des Staats. Auch können sie Majorate stiften. Außer diesen mediatisirten Standesherren giebt es in der preuß. Monarchie, namentlich in Schlesien, Sachsen und in der Lausitz, noch 28 andere bevorrechtete Standesherren, nämlich die Besitzer der Fürstenthümer freier Standes- und Minderherrschaften in Schlesien, sowie der alten Standesherrschaften in Niederlausitz und in der Provinz Sachsen. Unter diesen ist besonders das Haus Stolberg zu merken. In den Provinzialständen hatten die preuß. Standesherren Curiatsstimmen und zählten zu dem ersten Stand; auf dem Vereinigten Landtage von 1847 erhielten sie ihren Sitz in der ersten Curie. Die Verfassung vom 3. Dec. 1848 nahm keine auszeichnende Rücksicht auf sie. In Folge des Gesetzes vom 3. Febr. 1853 über die Bildung der ersten Kammer beschäftigte sich damit, ihnen erbliche Sitze in der zu errichtenden Pairskammer zu verleihen. — Die preuß. Monarchie zählt sehr viele ehemals reichsunmittelbare Geschlechter; allein ihre Güter waren ebenso wenig reichsunmittelbar wie die Reichsherrschaften des Hauses Schönburg oder der Grafen Solms in Sachsen. Der Kaiser von Oestreich hat jedoch den vom Bundestage gefaßten Beschluß auch in der österr. Monarchie in Wirksamkeit gesetzt und den jedesma-

verkauft, aus der Reihe der Standesherrn herausgetreten. — In Hannover gibt es drei Standesherrn: 1) Urmberg, 2) Bentheim-Bentheim und 3) Rheina-Wolbeck. — In Preußen gibt es acht Standesherrn. Nach dem Edicte vom 16. April 1819 behielten sie das Recht der Ebenbürtigkeit wie vor der Mediatisirung und unbeschränkte Freiheit, in jedem deutschen Staate zu leben und Kriegsdienste zu nehmen; in peinlichen Fällen erkennt über die Strafen dieser Geschlechter und deren Gattinnen eine Austrägalinstanz. Sie hatten das Recht der Landstandschaft bis 1848, wo es ihnen durch die neuen Verfassungsbestimmungen entzogen wurde. Ihre deshalb beim Bundestage eingereichte Beschwerde war 1854 noch nicht erledigt. Sie haben ferner in bürgerlichen und peinlichen Sachen die erste und, wenn ihr Gebiet 20000 Einwohner enthält, auch die zweite Instanz; sie haben die Ortspolizei, aber keine Steuerprivilegien. Die Standesherrn sind: 1) Fürstenberg, 2) Leiningen-Hardenburg-Dachsburg, 3) Leiningen-Billigheim, 4) Leiningen-Neudena, 5) von der Leyen, 6) Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, 7) Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, 8) Salm-Krauthaus, welches letztere die staatsrechtliche Verhältnisse durch die Verordnung vom 2. Nov. 1825 festgesetzt wurde. — In Kurhessen sind vier Standesherrn: 1) Isenburg-Birstein, 2) Isenburg-Büdingen in Wächtersbach, 3) Isenburg-Büdingen in Meerholz, deren Standesherrschaften seit 1817 theilweise der Verwaltung der Polizei, Finanz- und Militärsachen in vier Hoheitsämtern eintheilt sind, und 4) Solms-Rödelheim. — Im Großherzogthum Hessen sind 19 Standesherrn: 1) Isenburg-Birstein, 2) Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, 3) Solms-Braunsfels, 4) Solms-Lich und Hohenfels, 5) Solms-Rödelheim, 6) Solms-Laubach, 7) Solms-Braunsfels, 8) Erbach-Erbach, 9) Erbach-Schönberg, 10) Erbach-Fürstena, 11) Isenburg-Büdingen, 12) Isenburg-Büdingen in Meerholz, 13) Isenburg-Büdingen in Wächtersbach, 14) Isenburg-Büdingen in Wächtersbach, 15) Schönborn, 16) Stolberg-Wernigerode, 17) Stolberg-Königshausen, 18) die Freiherren von Nideseel wegen ihrer Grundherrschaft von 7½ QM. und der Graf von Görz wegen der Herrschaft Schlip. — In Nassau, wo die Standesherrn ständliche Mitglieder auf der Herrenbank sitzen, gibt es deren fünf: 1) Herzog Stephan von Nassau, Sohn und Erbe der Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, als Besitzer der Herrschaft Holzappel und der Herrschaft Schaumburg, 2) von der Leyen, 3) Wied, 4) Wied-Rade, 5) Neu-Leiningen-Westerburg. — Das jetzt mit der preuss. Rheinprovinz vereinigte Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen umfaßt drei standesherrliche Theile. Die Standesherrn sind: 1) Fürstenberg, 2) Thurn und Taxis und 3) der Freiherr von Thurn und Taxis, als Besitzer der reichsritterschaftlichen Herrschaften Samertingen und Hettingen. — Das Großherzogthum Oldenburg besitzt der Reichsgraf von Bentinck standesherrliche Rechte. Das Standrecht, auch Disciplinargericht nennt man sowol den Act der Bestimmung der Strafe, welche dem Vergehen eines Soldaten zugemessen wird, als auch die Versammlung der Richter hierzu berufenen Personen. Das Standrecht findet nur bei den niedern Chargen statt. Die Art der Zusammensetzung der Richter und ihres Verfahrens ist der des Kriegsgerichts (s. Kriegsrecht) ähnlich, doch erkennt das Standrecht nur in untergeordneten weniger wichtigen Fällen. Die Anzahl der Richter beträgt für jede Charge nur zwei. Auch versteht man unter Standrecht ein außerordentliches Gericht, welches in Fällen von Empörung sowol gegen Militär- als gegen Civilpersonen abgehalten wird und dessen Ausspruch, selbst wenn er auf Tod lautet, nicht der Bestätigung des Landesherrn, sondern des Oberbefehlshabers bedarf und sogleich vollzogen wird.

Standeskunst, so viel als Gestänge (s. d.).

Stanhope (James, erster Graf von), ein berühmter engl. Staatsmann und Diplomat des 18. Jahrh., stammte aus der Familie der Grafen von Chesterfield und wurde 1673 zu Paris geboren. Er begleitete seinen Vater, Alexander S., der als engl. Gesandter nach Spanien ging und bildete sich auf mehrjährigen Reisen in Frankreich und Italien. Nach der Rückkehr trat er in Militärdienste und focht unter Wilhelm III. mit Auszeichnung in den Niederlanden. In der spanischen Erbfolgekriege befehligte er als Generallieutenant, erst unter Peterborough, dann selbständig die engl. Streitkräfte in Spanien. Im J. 1708 eroberte er Port Mahon und die Insel Minorca. Im Feldzuge von 1710 erfocht er 17. Juli den Sieg bei Almenara, 20. August bei Saragossa. Kurz darauf fiel er jedoch in die Hände der Franzosen, die ihn erst freigaben. Er warf sich jetzt in die parlamentarische Laufbahn und spielte unter der Königin Anna als Whig eine bedeutende Rolle. Nach der Thronerhebung Georg's I. wurde er Rath, Staatssecretär und später Schatzkanzler. Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans in Frankreich brachte er mit Dubois die berühmte Triple- und Quadrupelallianz

zu Stande. Der König ernannte ihn 1717 zum Viscount und 1718 zum Grafen S. E. starb plötzlich 4. Febr. 1721. — Stanhope (Charles, Graf von), des Vorigen Enkel, wurde im J. 1753 zu Genf geboren, wo seine Ältern zehn J. lang lebten. Er erwarb sich frühzeitig bedeutende Kenntnisse in Physik, Chemie und Mathematik und löste im Alter von 18 J. eine Preisaufgabe der Akademie zu Stockholm über die Pendelschwingungen. Im J. 1780 trat er ins Parlament, wo er die glänzende Reihe der Oppositionsmänner verstärkte. Durch den Tod seines Vaters gelangte er 1786 ins Oberhaus. Wiewol seine Gemahlin die Schwester des Ministers Pitt war, widersezte er sich doch unwandelbar der Ministerialpolitik. Die Parlamentsreform, Abschaffung der Negerklaverei, die Freiheit der Presse, die Unabhängigkeit der Geschworenengerichte waren die Hauptgegenstände, für die er im Parlament wie in seinen Schriften in Schranken trat. Ein Zwist mit seinen Söhnen, bei welchem auch der Minister Pitt eine verbitterte seine letzten Jahre. Er starb 1. Dec. 1816. Seine Tochter war die Lady Stanhope (s. d.), bekannt durch ihren abenteuerlichen Aufenthalt in Syrien. Eine von S. erfundene Druckpresse trägt seinen Namen. Auch machte er viele andere gemeinnützige Erfindungen. Außerdem besaß S. viel praktische Lebensweisheit und seine Parlamentsreden bezeugen seinen Scharfsinn und seine Originalität. — Stanhope (Phil. Henry, vierter Graf von), des Vorigen ältester Sohn und Erbe, wurde 7. Dec. 1781 geboren. Er lebte in seiner Jugend als Page bei Lord Mahon mehrere Jahre in Deutschland und gab zu Dresden ein „Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen“ (1800) heraus. In der Politik schloß er sich seinem Oheim, dem Minister Pitt, an. Gleiche Grundsätze machte er auch geltend, als er nach dem Tode seines Vaters ins Oberhaus gelangte. Er schlug 1818 in einer sehr berühmten Rede die Zerstückelung Frankreichs vor, um damit die Ruhe Europas zu sichern. Einige Monate vor dem Tode des unglücklichen Findlings Rasp. Hauser (s. d.) nahm er sich dessen an, sorgte für seine Ausbildung und wollte ihn sogar adoptiren. Später suchte er in seiner Schrift „Materialien zur Geschichte Rasp. Hauser's“ (Heidelb. 1835) seinen Schüler zu verdammen. Die 1846 von Peel beschlossene Aufhebung der Korngesetze fand an ihm einen erbitterten Gegner und er theilte sich lebhaft an der erfolglosen Agitation zur Wiederherstellung derselben. Sein einziger Sohn und der Erbe seines Titels ist der als Geschichtsschreiber bekannte Viscount Mahon (s. d.).

Stanhope (Lady Esther Lucy), bekannt durch ihren Aufenthalt in Syrien, war die Tochter des Grafen Charles Stanhope und die Nichte William Pitt's und wurde 12. März 1777 in London geboren. Sie hatte von der Natur zwar nicht Schönheit, aber ein imposantes Aussehen, viel Verstand und geistige Energie empfangen. Wiewol sie in ihrer Jugend Kenntnisse sammelte, scheint doch ihre übrige Erziehung sehr vernachlässigt worden zu sein. Als sich ihr Oheim nach dem Ausbruche der Französischen Revolution als eifriger Republikaner vielfach committirte, schickte man sie in das Haus des unverheiratheten Oheims, des Ministers Pitt, wo dieser gewann die Nichte sehr lieb und machte sie zur Herrin seines Hauses. Er zog sehr von ihren großen Fähigkeiten Vortheil und überließ ihr die Besorgung seines Briefwechsels, nicht selten den Entwurf diplomatischer Noten. Ihre natürliche Geradheit und ihr Scharfsinn erweckten in ihr sehr bald einen glühenden Haß gegen die Welt des Trugs und Scheins, in der sie und ihr Oheim umgeben waren. Als Pitt 1806 starb, zog sie mit dem geringen mütterlichen Erbtheil und einer Staatspension von 1200 Pf. St., die man der Nichte des großen Mannes gewährte, nach Wales zurück, wo sie in der Einsamkeit auf die Meinung verfiel, daß die große Zukunft bevorstände. Mit diesem Gedanken reiste sie gegen 1810 in die Türkei und nach mehrjährigen Wanderungen den Entschluß, sich in Syrien eine Heimat zu gründen. Auf der Überfahrt litt sie jedoch Schiffbruch, wobei sie ihre Besitzthümer verlor. Sie kehrte damals nach England zurück, raffte die Trümmer ihres Vermögens zusammen und gelangte endlich nach Syrien. Der Glanz, den sie um sich verbreitete, ihre Reize, ihr kühnes Betragen, ihr mystische Gewand, in das sie sich zu hüllen wußte, machten auf die ganze syr. Bevölkerung einen tiefen Eindruck. Der blutige und listige Emir Beschir wies ihr Mar-Elias, ein ehemaliges Kloster, zum Aufenthalt an, das sie fortan als ihr Eigenthum betrachtete. Später baute sie zu Dschihun, unweit Sende, auf einem der wildesten Punkte des Libanon, einen Palast. Ihre Einrichtung und ihr Betragen erregten die Meinung, als gebiete sie über ungeheure Schätze, die sie durch ihre Verbindung mit der Geisterwelt erhalte. Die Syrer nannten sie gemeinlich die Königin von Ladmor, die Zauberin von Dschihun, die Sibylle des Libanon. Als Ibrahim Pascha in Syrien einfiel, spornte sie die Drusen zum Widerstande an und wußte sich durch ihre so furchtbar zu machen, daß sie derselbe bat, sie möchte neutral bleiben. Ein großer

er Macht war ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit. Witwen, Weisen, Gefangene, Verwundete, folgte nahm sie zu Hunderten auf und sorgte für ihr Fortkommen. Sie würde die Beherr-
in des Libanon geworden sein, hätte sie mehr Mittel besessen. Europäer, namentlich Eng-
er, die sie besuchten, behandelte sie mit Grobheit; nur Lamartine und der Fürst Pückler-
skau machten beinahe eine Ausnahme. Ihr Aufwand brachte sie indessen in den letzten
ren in große Verlegenheiten, und mit ihrem Vermögen schwand auch ihre Gesundheit. Sie
te nicht mehr schlafen und wurde von Krämpfen und furchtbaren Visionen gepeinigt. Die
her und Mauern ihrer Häuser stürzten zusammen; die Decke ihres Zimmers stützte ein un-
uener Baumstamm. Sie starb in diesem Elende, abgezehrt, von Lumpen bedeckt, von eini-
treuen Arabern umgeben, 23. Juni 1839. Man begrub sie in der Gruft zu Mar-Elia.
Leibarzt, ein Engländer, den sie übel behandelte, gab sehr genaue Nachrichten über sie her-
unter dem Titel „Memoirs of the Lady Esther S.“ (3 Bde., Lond. 1845; deutsch von Birch,
de., Stuttg. 1846).

Stanislaw, der Heilige, geb. 1030 aus adeligem Geschlechte zu Szczebanow, einem
e unweit Bochnia in Galizien, studirte in Paris Theologie und wurde 1071 Bischof
Kraukau. Als er die Ausschweifungen des damaligen poln. Königs Boleslaw des Kühnen
kte und den König mit dem Kirchenbanne bedrohte, gerieth dieser in solche Wuth, daß er
9 S. in der Michaelskirche zu Kraukau während der Messe überfiel und niederhieb. Papsi
gor VII. that Boleslaw in den Bann, S.'s Gebeine aber wurden in der Kathedrale zu Kra-
beigesetzt, wo sie noch jetzt in einem prächtigen Sarkophage ruhen. Von Papsi Innocenz IV.
de S. 1248 als Schusspatron Polens heilig gesprochen. Ihm zu Ehren stiftete König
nislav August den Stanislaworden.

Stanislaw I. Leszczyński, König von Polen, nachher Herzog von Lothringen und Bar,
der besten Fürsten des 18. Jahrh., wurde zu Lemberg 20. Oct. 1677 geboren. Sein Va-
ter Rafael Leszczyński. Im Besitze der großen Herrschaften Reichen und Lissa in
ipolen, wurde er zum Wojewoden von Posen und General von Großpolen erhoben und,
dem er schon 1699 Gesandter beim Sultan gewesen, 1704 von der Conföderation zu War-
an Karl XII. geschickt, als dieser August II. (s. d.) des poln. Throns für verlustig erklärt
. S. machte einen so vortheilhaften Eindruck auf Karl XII., daß dieser ihn auf den poln.
m zu heben beschloß und es bewirkte, daß S. 12. Juli 1704 vom Reichstage zu Warschau
ich gewählt wurde. Im Oct. 1705 erfolgte seine und seiner Gemahlin Katharina Dpa-
r Krönung, und zu seinem Gunsten mußte August II. im Frieden zu Altranstädter der Krone
ns entsagen. Doch nur bis zur Schlacht bei Pultawa vermochte S. sich in Polen zu hal-
er mußte dann flüchtig werden und ging nach Pommern, von da nach Schweden, wo er
Zeit lang zurückgezogen lebte. Um den Frieden herbeizuführen, war er bereit, auf die Krone
rzichten, und unternahm in der Absicht, Karl's XII. Zustimmung hierzu zu erlangen, sogar
Reise nach Bender. In der Moldau verhaftet, wurde er vom Hospodar nach Bender ge-
t und hier bis 1714 festgehalten. Hierauf begab er sich zunächst nach dem Herzogthum
brücken, wo ein Angriff, den ein sächs. Offizier auf sein Leben machte, mißlang. Nach
Tode Karl's XII. wies ihm der franz. Hof Weisenburg im Elsaß zum Aufenthalte an, u-
hier aus wurde 1723 seine Tochter Maria mit Ludwig XV. vermählt. Nach August's ...
rief ihn eine Partei in Polen, die von Frankreich kräftig unterstützt wurde, wieder zum
ge aus und S. begab sich selbst nach Danzig. Doch August III. (s. d.) behielt die Ober-
Danzig wurde von den Russen eingeschlossen und mit Mühe und Gefahr entging S., als
er verkleidet, der russ. Gefangenschaft nach Marienwerder. Die wiener Friedensprälimi-
n vom 3. Oct. 1735 setzten endlich fest, daß S. der poln. Krone entsagen, jedoch auf Le-
eit den Titel eines Königs von Polen behalten sollte; seiner Familie wurden die in Po-
ngezogenen Güter zurückgegeben, er selbst kam auf Lebenszeit in den Besitz der Herzog-
er Lothringen und Bar, welche sodann an Frankreich fielen. In Luneville residirend, er-
sich S. allgemeine Liebe; doch hörte er auch nie auf, als Pole zu denken und zu empfinden.
Infall endigte sein Leben. Am Kamine sitzend, wurde er vom Feuer ergriffen und starb
Bochen darauf, 23. Febr. 1766. Seine „Oeuvres du philosophe bienfaisant“ (4 Bde.,
1765), philosophischen, moralischen und politischen Inhalts, bekunden seine Liebe zu den
enschaften und Künsten.

Stanislaw II. August, der letzte König von Polen, war der Sohn des Grafen Stanislaw
atowski (s. d.) und der Fürstin Konstantia Czartoryska und wurde zu Wolczyn 7. Jan.
w.-Kr. 30. Jan. 1732 geboren. Seine Jugend war in der Stille verbracht. Er war ein
w.-Kr. 30. Jan. 1732 geboren. Seine Jugend war in der Stille verbracht. Er war ein
w.-Kr. 30. Jan. 1732 geboren. Seine Jugend war in der Stille verbracht. Er war ein

1732 geboren. Im J. 1752 trat er zuerst auf dem Reichstage als Landbote auf und erregte durch Rednergabe und schöne Gestalt Aufmerksamkeit. König August III. sandte ihn an Kaiserin Elisabeth nach Petersburg, und hier erwarb sich S. die ganz besondere Gunst der Kaiserin, nachherigen Kaiserin Katharina. Nach August's Tode brachte diese es durch ihren Einfluß dahin, daß S. auf dem Reichstage zu Warschau 7. Sept. 1764 von einer zwar wenig zahlreichen, doch nach herkömmlicher Weise einstimmig zum Könige gewählt und 25. Nov. in Warschau gekrönt wurde. Geistreich, beredt, edel, konnte er doch für das Wohl seines Vaterlandes nichts fördern, da es ihm an Charakterstärke fehlte, um den Adel zu zügeln und der russ. Politik sich zu entziehen. Den meisten seiner Landsleute erschien er alsbald als Creatur Rußlands. Der unzufriedene Adel trat daher mehrfach zu mehreren Conföderationen zusammen und erklärte den Thron für erledigt. Einige Verschworene entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus Warschau und verbargen ihn in einem Walde. Hier er sich hier mit einem der Verschworenen, Kosinski, allein befand, erschütterte er denselben durch seine Rede so, daß er von demselben die Freiheit erhielt. Als jetzt (1772) die erste Theilung Polens zur Ausführung kam, protestirte S. vergebens, mußte sich vielmehr dem russ. Einflusse immer mehr unterwerfen. Durch die Annahme der Constitution vom 3. Mai 1791 gewann zwar die Achtung seiner Nation wieder und schien entschlossen, dem Zorne der russ. Kaiserin Trotz zu bieten; aber schnell durch Preußens veränderte Gesinnung und Rußlands Druck entmuthigt, trat er der neuen Conföderation zu Targowiza bei und empörte den Theil der Nation gegen sich, ohne doch, was er wollte, Polen mit Rußland zu versöhnen. Der Widerspruch gegen die zweite Theilung von Polen hatte zur Folge, daß Katharina ihn nach Worow's Einnahme von Warschau nach Grodno bringen ließ, wo er den dritten Theilungsvertrag unterzeichnen und 25. Nov. 1795 dem Throne entsagen mußte. Paul I. berief ihn nach dem Tode Katharina's nach Petersburg. Hier lebte er von einer russ. Pension und starb 12. Febr. 1798.

Stanley (Lord), früherer Titel des brit. Staatsmanns Grafen von Derby (s. d.).

Stanniol oder Zinnfolie nennt man das in dünne Blätter durch Walzen und Schlagen mit dem Hammer verwandelte Zinn, welches vorzüglich zum Belegen der Spiegel, aber auch zum Verschuß der Champagnerflaschen u. s. w. angewendet wird. Das Zinn dazu muß möglichst rein, d. h. frei von Blei, Bismuth und andern Metallen sein. Das zur Spiegelbelag benutzte Stanniol enthält einige Procent Kupfer. Nächst England liefert Deutschland, namentlich Nürnberg, Erlangen und Fürth, das meiste und vorzüglichste Stanniol.

Stanze, eigentlich der Haltepunkt oder Abschnitt, heißt ursprünglich jede Strophenabtheilung eines längern oder kürzern Gedichts, oft auch ein ganzes lyrisches Gedicht von einer einzigen Strophe. (S. Canzone.) Besonders aber bezeichnete man damit die Octave (s. d.) *Ottava rima*, die von Sicilien aus, wo sich die Dichter ihrer schon im 13. Jahrh. bedienten, nach Italien überging und hier von Giov. Boccaccio in der Mitte des 14. Jahrh. jene regelmäßige Gestaltung erhielt, die seitdem stehende Form des epischen Gedichts der Italiener geblieben ist. Boccaccio wendete sie zuerst in seiner „Teseide“ an, und Poliziano bildete sie dann weiter aus. Diese Stanze des Boccaccio, wie man sie zum Unterschiede von der sicilischen oder der spanischen (s. d.) nennen kann, besteht aus acht elfsilbigen iambischen Versen mit weiblichen Reimen, von denen die ersten sechs mit zwei regelmäßig wechselnden Reimen einander folgen, die zwei letzten aber, miteinander reimend, dem Ganzen einen gefälligen Schluß geben und die Stanze zu einer leicht fortschreitenden, in sich abgeschlossenen Periode runden. Ariosto und Tasso haben sie sehr häufig angewendet, unter den Deutschen in neuerer Zeit Goethe, Gries, Schlegel, Tieck, Fouqué, Ernst Schulze, Adelheid von Stolterfoth u. A., jedoch meist mit der dem deutschen Sprachgenius angemessenen Änderung, daß bei den ersten sechs Zeilen männliche und weibliche Reime miteinander wechseln und nur die beiden letzten Verse immer weiblich gereimt sind. Eine eigene Stanze schuf sich wol nur aus Bequemlichkeit Wieland, die zwar den achtzeiligen mit der italienischen gemeinsam hat, übrigens aber in der Kürze und Länge der Verse, so wie dem Reime völlig frei sich bewegt. Als eine besondere Art ist die sogenannte *Spenferstanze* zu erwähnen, die zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von dem Engländer Edm. Spenser in „Fairy Queen“, später von Byron in „Childe Harold's pilgrimage“ gebraucht, in Deutschland aber nur von Übersetzern, z. B. von Zedlig, nicht ohne Glück nachgebildet wurde. Sie besteht aus einer verschobenen Octave mit angehängtem Alexandriner, deren Reime nach Belieben klingend oder stumpf sind und die Stellung behaupten, daß die vier ersten Verse abwechselnd, der fünfte und sechste wieder mit dem vierten, der sechste, achte und neunte aber zusammenreimen.

Stapel heißt auf einem Schiffswerft die ganze Reihe der in einer Linie gelegten Klöße, auf der Kiel des neuzuerbauenden Schiffes zu liegen kommt. Wenn ein altes Schiff zur Hauptnatur auf das Land geschleppt wird, so schraubt man dasselbe so hoch auf, daß man die Kesselklöße hinunterschieben kann. Wenn nun von dieser Werkstätte aus ein neuerbautes oder reparirtes Schiff ins Wasser gelassen wird, was auf wohlgeschmierten Planken oder Schlitten geschieht, so nennt man dies Ablaufen oder ein Schiff vom Stapel lassen. — Ferner bezeichnet mit Stapel oder Stapelstadt einen Hafen oder eine Stadt, wo entweder viele fremde Waaren vorhanden sind oder wo sich eine Niederlage für die daselbst abzuladenden und weiter erführenden Waaren befindet. In Schweden ist der Name Stapelstädte eine ausschließliche Bezeichnung derjenigen schwed. Seestädte, welche das Recht haben, auf eigenen Schiffen Waaren ein- und auszuführen. — Das Stapelrecht, Staffelsrecht, die Stapelgerechtigkeit oder Stapelfreiheit bestand in dem Vorrechte eines Orts, daß die zu Schiffe oder zur Achse dahin zu transportirenden Waaren nicht gerade durch- oder vorbeigeführt werden durften, sondern daselbst abzuladen und eine kürzere oder längere Zeit zum öffentlichen Verkauf ausgesetzt werden mußten, ehe man sie weiter bringen durfte. Dieses namentlich in Deutschland früher üblich gewesene Recht ist durch die Wiener Congreßacte (1815) aufgehoben worden. — Stapelartikeln eines Handelsplatzes nennt der Kaufmann bisweilen diejenigen Waaren, welche dort den gewöhnlichen Gegenstand der Umsätze ausmachen, sich daher in großer Menge daselbst aufhäufen. **Stapf** (Friedr.), ein deutscher Jüngling, der, weil er in Kaiser Napoleon den Grund alles Übels in Deutschland zu erkennen glaubte, sich entschloß, denselben zu ermorden, wurde 14. Sept. 1792 geboren. Sein Vater, M. F. G. Stapf, war Pastor an der Dthmarskirche zu Weimburg in Thüringen, seine Mutter eine geborene Wislicenus. Er hatte die Kaufmannslehre erlernt und stand nachher in Leipzig in Condition. Um seinen Entschluß in Ausführung zu bringen, wanderte er nach Wien und begab sich 13. Oct. 1809 nach Schönbrunn, wo Napoleon Heerschau hielt. Der Kaiser stand zwischen Berthier und Rapp, als der Jüngling sich drängte und den Kaiser zu sprechen verlangte. Rapp wies ihn zurück mit dem Bedeuten, Besuch nach der Musterung anzubringen. Da ihm aber Blick, Ton und Haltung des jungen Menschen auffielen, so ließ er ihn verhaften und ins Schloß führen. Hier fand man bei ihm unter Anderm ein großes Küchenmesser, und auf die Frage: warum er das Messer bei sich hiege? gestand er erst Rapp, dann dem Kaiser selbst ganz unerschrocken seine Absicht. Die Frage des Kaisers: „Wie nun, wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir es danken?“ antwortete er ganz bestimmt mit den Worten: „Ich werde darum nicht minder Sie tödten.“ Der Kaiser mußte ihn nochmals verhören, um zu entdecken, ob er Verbindungen habe, oder ob er Werkzeug geheimer Feinde sei; doch S. beharrte dabei, daß es sein eigener, freier Entschluß sei und daß Niemand darum gewußt habe. Am 17. Oct. früh um 7 Uhr wurde er erschossen, nachdem er seit dem 14. nichts mehr genossen hatte. Sein letzter Ruf war: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinem Tyrannen!“

Staraja-Mussa, eine Stadt im russ. Gouvernement Nowgorod, Hauptort einer Militär-Bezirksgouvernement, südlich vom Ilmensee, an der Polista und an den äußersten Vorhügeln des Waldaiges. Sie ist besonders merkwürdig durch ihre Saline mit 20 Gradirhäusern, aus welcher 1841 11 Pud Salz ausgebeutet wurden. Die Stadt hat ungefähr 9000 E., deren Haupterwerb die Salzgewinnung und Fischfang nebst einiger Schifffahrt ausmachen. Auch wird in der Gegend viel Flachs gewonnen. Sie ist eine der ältesten Städte des Reichs, die oft Großfürsten im Aufenthalte diente. Die Soolquellen der Stadt, ähnlich denen von Ischl, sind in neuerer Zeit stark in Aufnahme gekommen und werden oft von mehr als 1000 Gästen besucht.

Stargard (slaw. Starograd oder Starigrod, d. h. Altstadt), die ehemalige Hauptstadt von Pommern, der Hauptort des saagiger Kreises im stettiner Regierungsbezirk der preuß. Provinz Pommern, an der schiffbaren Ihna, 4 1/2 M. südöstlich von Stettin und mit dieser sowohl mit Posen und der preuß. Ostbahn durch eine Eisenbahn verbunden, ist der Sitz eines kgl. Generalcommissions für Pommern, einer Landschaftsdirection, eines Hauptsteueramtes, einer Bauinspektion, eines Landrathsamts und eines Divisionsstabs, zählte Ende 1852 an Militär 13107, ohne dasselbe 12473 E., hat ein königl. Gymnasium, eine Feldmesser- und eine städtische höhere Töchterschule, ein Waisenhaus, eine Provinzialobstbaumschule und mehrere bedeutende Woll-, Vieh- und Leinwandmärkte, sowie auch einige Manufacturen in Tuch, Leinwand, Leder u. s. w. Der Ort wurde 1120 von den Polen zerstört, 1129 wieder aufgebaut, im Mittelalter und im Dreißigjährigen Kriege mehrfach belagert und er-

obert, 26. Febr. 1807 mit Verlust von Ferd. von Schill angegriffen. — Stargard oder Stargardt, eine Stadt im Regierungsbezirk Danzig in der preuß. Provinz Preußen, an der Elbe zählt 4875 E. Als Burg wurde der Ort 1198 vom Herzog Primislaw von Pomerellen an Johanniter geschenkt; die Stadt, 1539 erbaut, war lange der Sitz der Landtage von Pomerellen. Sie ward von dem Deutschen Orden 1461, von den Polen 1462 erobert, 1465 ihnen belagert, 1466, 1520 und 1645 eingenommen und 1655 von den Schweden erobert. Stargard an der Pinde, eine Stadt mit 1500 E. und Tuchmanufacturen im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, südlich von Neubrandenburg, hat der Herrschaft und dem Stargard den Namen gegeben, welcher den südöstlichen und bei weitem größten Theil des Großherzogthums bildet.

Starhemberg, ein östr., theils fürstliches, theils gräfliches Geschlecht, stammt von den Markgrafen von Steiermark ab, deren Wappen es noch führt. Gundaccar erbaute im 12. J. das Schloß Starhemberg im Lande ob der Enns, nach welchem sich sein ältester Sohn nannte, während die Nachkommen seines zweiten Sohnes, die 1602 ausstarben, sich nach einem andern Schlosse Herren, dann Grafen von Rosenstein nannten. Der nächste Ahnherr des Geschlechtes ist Erasmus von S., geb. 1503, der bei der Belagerung Wiens 1529 ein Feindeslager errichtete. Mit seinen drei Söhnen Rüdiger, Gundaccar und Heinrich spaltete sich das Geschlecht in drei nach ihnen benannte Linien. Die Gundaccar'sche Linie erlosch 1683. Die Rüdiger Hauptlinie theilte sich 1680 in zwei Unterlinien, die Paulinische und die Gundaccar'sche Linie, welche letztere wieder einen ältern und jüngern Zweig umfaßt. Die mehrten Linien der Rüdiger Hauptlinie sind bis auf eine einzige erloschen. Das Haus wurde 1467 in Freiherrnstand, 1643 in den der Reichsgrafen erhoben und 1710 in das kais. Reichsgräflich Collegium eingeführt. Graf Georg Adam S. erhielt 1765 durch den Kaiser Joseph II. fürstliche Würde, jedoch mit Beschränkung auf den jedesmaligen Besitzer des größern Starhemberg'schen Majorats und auf den Nachfolger in demselben nach dem Rechte der Erstgeburt. Der jetzt regierende Fürst ist Adam von S., geb. 1. Aug. 1785.

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf), östr. Generalfeldmarschall, geb. 1635, ein tapferer Krieger aus Montecuculi's Schule, hat sich insbesondere als Commandant von Wien durch die Vertheidigung der Stadt gegen die Türken unter dem Großvezier Kara-Mustapha, vom 9. bis 12. Sept. 1683, berühmt gemacht. Mit unglaublicher Thätigkeit stellte er im Angesichte des Feindes den gänzlich vernachlässigten Wehrstand der Stadt binnen fünf Tagen wieder bewaffnete die Bürger und feuerte den Muth der schwachen Besatzung und aller Einwohner durch sein Beispiel zum entschlossensten Widerstande an. Er schlug mehrere Stürme der Türken zurück, zerstörte ihre Werke durch häufige Ausfälle, ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen und sorgte ebenso klug als kräftig für die Polizei in der geängstigten Stadt, war muthig und mit persönlicher Gefahr überall dem Feinde sich entgegenstellte. Erst 11. Sept. näherte sich das christliche Heer, das kaum 70000 Mann zählte, zum Entsatz. Johann III. Sobieski, König von Polen, griff 12. Sept. das türk. Heer an, welches 170000 Mann stark war. Die Schanzen wurden genommen und gegen Abend das Lager erstürmt. Die Türken flohen mit ihrem Lager und Geschütz nebst unermesslichen Vorräthen zurücklassend. Die Belagerung selbst kostete ihnen 48000 Mann gekostet, darunter drei Paschas und 16 Agas. Der Belagerten Verlust belief sich bei den Linientruppen auf 5000 Tode und 1000 Verwundete, bei der Bürgerwehr auf 200 Tode und gegen 600 Verwundete, ohne die an der Seuche Verstorbenen. Am 12. Sept. empfing der König von Polen S. in dem eroberten Lager, umarmte und begrüßte ihn als Helden und Bruder. Vom Kaiser Leopold, der am 14. anlangte, erhielt er einen kais. Ring, 100000 Thlr., den Feldmarschallsstab, die Würde eines Staatsministers und in sein Wappen den Stephansthurm. Die gerettete Bürgerschaft aber befreite das Starhemberg'sche Haus auf der Wieden von allen Abgaben. Später befehligte S. in Ungarn das Fußvolk und den König von Polen; aber bei seiner Hestigkeit entzweite er sich mit dem Könige, so daß er ohne S.'s Beistand das hitzige Treffen bei Barkan lieferte. Nachdem S., vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, kehrte er nach Wien zurück, wo er sich als Hofrathspräsident hauptsächlich mit der Organisation des kaiserlichen Heeres beschäftigte. Er starb 1701. Verstand und Kraft, unbiegsame Standhaftigkeit und soldatische Strenge waren Hauptzüge in S.'s Charakter, den man übrigens von Unversöhnlichkeit und Eigensinn nicht freisprechen kann.

Starhemberg (Guido, Graf), östr. Feldmarschall und Gouverneur von Slavonien, Vetter des Vorigen und bei der Belagerung Wiens sein Generaladjutant, war 1657 geb.

urch seine Geistesgegenwart that er dem Feuer Einhalt, daß bei dem großen Brande Wiens . Juli 1683 schon eine Pulverkammer zu ergreifen drohte. Er focht bei mehreren Ausfällen der Spitze der Truppen, vertrieb den Feind von dem Burgravelin und hinderte ihn durch Panzen und Bollwerke, in den Gassen weiter vorzudringen, als er sich 4. und 5. Sept. der arg- und Loibelbastei bemächtigt hatte. In der Folge zeichnete er sich bei dem Sturme auf en (1686) und Belgrad (1688), in dem Treffen bei Mohacs, durch die Vertheidigung von it, in der Schlacht von Salankemen und in der bei Zentha (1697) aus. Hierauf kämpfte n Italien, wo er 1703 an Eugen's Stelle den Oberbefehl führte, den franz. Feldherrn Venie von dem Eindringen in Tirol abhielt und die Vereinigung des östr. Heeres mit dem des zogs von Savoyen bewirkte. In Spanien, wo er ohne Hülfsmittel und große Streitkräfte, bloße Vertheidigung beschränkt, einen überaus lebhaften kleinen Krieg mit überraschenden rschen, schlaun Überfällen, wie z. B. dem von Tortosa (1708), und durch Zerstörung der dlichen Magazine führte, nannte man ihn el gran Capitan. Nach den Siegen, die er über lipp's von Anjou Heer bei Almenara 27. Juli 1710 und bei Saragossa 20. Aug. ersch- eroberte er Madrid und ließ daselbst den Erzherzog Karl als König ausrufen. Allein Man- und Verrath nöthigten ihn, sich nach Barcelona zurückzuziehen. Vergebens suchten ihn idome und Philipp bei Villaviciosa und Saragossa abzuschneiden. Als Karl nach seines iders Joseph Tode in die deutschen Erblande zurückgekehrt war, blieb S. als Vicetönig in elona. Allein ohne Streitmittel und von den Verbündeten verlassen, konnte er nichts hes ausführen und mußte in Folge des Neutralitätsvertrags vom 14. Mai 1713 Barce- räumen und sich mit seinen wenigen Truppen auf engl. Schiffen nach Genua übersegen n. Seitdem lebte er in Wien. In Eugen's Abwesenheit vertrat er dessen Stelle als Hof- strathspräsident und starb 1737. Ernst und streng, leuchtete er seinem Heere, daß er mit ger Kriegszucht lenkte, auch in der Mäßigkeit und in der Kunst zu entsagen als Beispiel n. Seine Unerblichkeit war so groß, daß man von ihm sagte: er würde, wenn der mel einfiel, die Farbe nicht ändern.

Starck (Joh. Aug., Freiherr von), Oberhofprediger zu Darmstadt, bekannt als Kryptoka- t, geb. 29. Oct. 1741 zu Schwerin in Mecklenburg, wo sein Vater Prediger war, studirte iöttingen. Nachdem er als Lehrer in Petersburg gewesen, ging er 1765 nach Paris, von us sich das Gerücht verbreitete, daß er 1766 zum Katholicismus übergetreten, was um so Glauben fand, da er auf der königl. Bibliothek als Interpret der morgenländ. Hand- ten mit 1000 Livres Gehalt angestellt worden war. Diesen Verdacht vermehrte er seiner Rückkehr durch sein geheimnißvolles Betragen. Zum Conrector in Wismar ernannt, er seine Stelle bald nieder, übernahm 1769 eine Professur der morgenländ. Sprachen an niversität zu Königsberg und wurde hier 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich Pro- der Theologie und 1776 Oberhofprediger. Um den beständigen Anfeindungen zu entge- zing er 1777 als Professor an das Gymnasium nach Mitau. Im J. 1781 folgte er dem als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Darmstadt. Indessen blieb er im Ver- e, Kryptokatholik zu sein, und die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift“, Gedike und er, beschuldigten ihn 1786 dessen öffentlich. Von allen Seiten zur Rechtfertigung aufge- , gab er seine Schrift „Über Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, ge- Gesellschaften und besonders die ihm selbst gemachten Beschuldigungen u. s. w.“ (2 Bde., 1787) nebst einem „Nachtrag“ (Gieß. 1788) heraus. Später ließ er anonym „Theodul's nahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten“ (Hff. ; 7. Aufl., 1828) erscheinen, worin er nachdrücklich den Katholicismus empfahl. Der herzog hatte ihn 1811 in den Freiherrenstand erhoben. S. starb 3. März 1816, ohne sich em Verdachte des Kryptokatholicismus gereinigt zu haben. Vgl. „Epistel an S. über Kryptokatholicismus“ (Stoch. 1788); Bahrdt, „Beleuchtung des S.'schen Apolo- is“ (Lpz. 1790).

tarke (Gothelf Wilh. Christoph), ausgezeichnet als praktischer Theolog und als Kanzel- , sowie als Schriftsteller, wurde in Bernburg 9. Dec. 1762 geboren, wo sein Vater als storialrath und Superintendent 1772 starb. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Qued- :g seine Vorbildung erhalten hatte, machte er seine akademischen Studien in Halle und lehrte nach seiner Vaterstadt zurück. Hier wurde er Collaborator an der Stadtschule, der er seit als Rector vorstand. Im J. 1798 kam er als Oberprediger an die Stadtkirche zu Bern- und 1808 als Hofprediger nach Ballenstedt, wo er 1817 Oberhofprediger wurde. Er 27. Oct. 1830. In der deutschen Literatur sichern ihm eine bleibende Stelle seine „Ge-

mälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen“ (4 Samml., Berl. 1793—98; 5. Aufl., 5 Bde., Braunschw. 1827). Sie erschienen zuerst zerstreut in Zeitschriften und nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande einen wohlverdienten Beifall als Meisterstücke in einer eigenthümlichen Gattung der prosaischen Idylle. Von seinen übrigen Leistungen nennen wir seine „Gedichte“ (Halle 1788) und „Vermischte Schriften“, enthalten dichte, Reden und Übersetzungen (Berl. 1796), und seine „Kirchenlieder“ (Halle 1804).

Stärkemehl, Kraftmehl, Amylum nennt man das reinste Mehl der Getreideart oder anderer mehlartigen Pflanzen, von dem das gewöhnliche Mehl wohl unterschieden werden kann, das außer dem Stärkemehl noch Kleber, Zucker und kleine Theile der Hüllen enthält. Stärkemehl erscheint als ein weißes Pulver, das aus Körnern von verschiedener Größe und Gestalt besteht. Die Stärkekörner selbst bestehen aus übereinander gelagerten, vollkommen gleichartigen, jedoch verschieden dicken Schichten. In dem Innern befindet sich ein Kern, um welchen sich die Stärketheilchen concentrisch gruppieren. Charakteristisch für das Stärkemehl ist die schönblaue Färbung, welche es dann annimmt, wenn es mit einer Jodauflösung vermischt wird. Dasselbe ist in dem Pflanzenreich sehr verbreitet; selbst die Holzkörper der laublosen Pflanzen enthalten es. In dem Mark mehrerer Bäume kommt es in großer Menge vor. Am häufigsten geschieht die Stärkemehlbereitung aus Weizen und Kartoffeln. Der Weizen wird dazu geschrotet und eingequellt. Nach dem Erweichen wird er zerquetscht, die Masse gepresst, mit Wasser angemengt, wieder gequetscht, das milchige Wasser durch ein Sieb geschlagen und das sich zu Boden setzende Stärkemehl abgeseiht und getrocknet. Der Rest gewährt ein gutes Viehfutter. Aus Kartoffeln gewinnt man das Stärkemehl, indem man zerreibt, den Brei in einem Siebe auswäscht, aus der milchigen Flüssigkeit durch Absieben die Stärke trennt, abseiht und trocknet. Auf einfachere Weise gewinnt man das Stärkemehl, indem man die Kartoffeln dem Froste aussetzt. Erhitzt man das Stärkemehl bis zur braunen Farbe, so ändert es sich in eine Art Gummi, in Dextrin (s. d.) um, welches statt des Arals oder Gummi zu vielen Zwecken verwendet werden kann. Aus feingestoßenem oder zermahltem Stärkemehl bereitet man Puder. Das Stärkemehl ist in kaltem Wasser nicht löslich; in kochendem Wasser quillt es auf und bildet den Kleister. Durch Behandeln von Stärkemehl mit Essigsäure bildet sich eine explosive Verbindung, das Amyloidin. Durch die Einwirkung verdünnter siedender Schwefelsäure bildet sich aus dem Stärkemehl Dextrin und dann Stärkezucker. Zur Zeit der Continentsperre als Surrogat für Rohrzucker benutzt wurde. Das Stärkemehl ist unstreitig eine der nützlichsten Substanzen: es ist das gebräuchlichste Nahrungsmittel, welches wir in Gestalt von Brot und den sogenannten Mehlspeisen genießen. Es bildet ferner den Körper, aus welchem sich durch die Einwirkung gewisser Agentien Zucker und Weingeist erzeugt; es ist also die erste Substanz zur Erzeugung von Bier, Branntwein, Wein u. s. w. Außer der gewöhnlichen Stärke finden sich in einigen Pflanzen zwei besondere Stärkemehlsorten, die sich von jener wesentlich unterscheiden; diese sind 1) das Inulin, das sich in der Wurzel (*Inula Helenium*) und den Georginenknollen findet und sich von dem gewöhnlichen Stärkemehl dadurch unterscheidet, daß es von Jod nicht blau gefärbt wird und sich in kochendem Wasser vollständig löst; 2) das Lichenin oder das Moosstärkemehl, das sich in der Flechte (*Cetraria Islandica*) findet. Dasselbe löst sich beim Kochen auf und bildet beim Erkalten eine Gallerte, die als Nahrungs- und als Arzneimittel angewendet wird. Neuere Untersuchungen haben endlich auch in einer Infusorienart, *Euglena viridis*, eine eigenthümliche Stärkemehlart, *Paramylum*, aufgefunden worden.

Stärkende Mittel (*Roborantia*; *Tonica*) nennt man in der Heilkunde diejenigen Mittel, deren Gebrauch einen Kranken zu größern und ausdauerndern Anstrengungen des Nervensystems (auch wohl anderer Organe) befähigt. Ein Blick auf das gewöhnliche und gesunde Leben lehrt, daß es in diesem Sinne eigentlich nur folgende Stärkungsmittel gibt: gute, gervollständig verloren gehenden Körperstoff ersetzende und gut verdaute Nahrungsmittel, Muskelübung, frische freier frischer Luft, naturgemäßes Leben überhaupt. Dies sind dann auch die besten Stärkungsmittel in Krankheiten. Doch werden hier noch andere Dinge als Stärkungsmittel (*tonisirende Mittel*) angewendet, z. B. Eisenmittel (um die Erzeugung von Blut, Blutkügelchen, kräftigem Blut überhaupt zu vermehren), bittere Mittel (besonders um die Magenverdauung zu heben), Reizmittel, namentlich Wein und spirituöse Dinge (um sowohl Verdauungswerkzeuge als das Nervensystem für eine kurze Zeit vorübergehend zu einer Anstrengung anzuspornen), die Kälte, z. B. Kaltwaschen und Baden, Seebäder (um die Nerven dichter und weniger empfindlich zu machen), u. dgl. m. Inwieweit diese Dinge und An-

B. die China und ihre Alkaloide) den Namen Stärkungsmittel mit Recht führen, ist vom Standpunkte der neuern Medicin streitig oder doch unbewiesen. Auch hat deren Gebrauch sehr genommen und die alte Gewohnheit, jede Cur mit einer bittern Mixture zu beenden, hat fast ganz aufgehört. Die Laien schaden sich sehr häufig durch ihre Stärkungsversuche (z. B. Kaltstercuren, Seebäder, starkreizende Getränke und Speisen) in Fällen, wo es sich um ganz andere Heilaufgaben (z. B. Zertheilung eines Krankheitsproducts) handelt.

Starnberg oder **Starenberg**, nach alter Schreibart **Starhemberg**, ein Pfarrdorf, königl. bloß und Rentamt im bair. Kreise Oberbaiern, $6\frac{1}{2}$ Stunden südwestlich von München, am südliche Ufer des Würmsee und unweit des Austritts der in die Ammer fließenden Würm, hat dem See auch den Namen des **Starnbergersees** gegeben. Derselbe ist $5\frac{1}{2}$ St. lang, bis 1 St. breit, hat 12 St. im Umfange, liegt 1782 F. über dem Meeresspiegel, ist reich an vorzüglichen Fischen (Lachs, Waller, Karpfen, Hecht) und umschließt die reizende Insel Wörth. Der See wird jetzt von Dampfschiffen befahren und ist, anmuthiger als der im Nordwesten liegende Ammersee (s. Ammer), auf den amphitheatralisch aufsteigenden Ufern mit Dörfern, Wohnhäusern, Schlössern, Kirchen und Gasthäusern geschmückt, weshalb die Gegend auch wohl bairische Paradies genannt und namentlich von Münchnern viel besucht wird. Bemerkenswerth sind außer dem 1541—85 erbauten Schlosse Starnberg besonders das königl. Jagdloß Berg, das dem Herzoge Max gehörige Schloß Pöfzenhofen, im Nordosten das Bad Hafflarn, am Ausfluß der Würm das Bad Petersbrunn mit Parkanlagen und das Schloß Pfaffenloß, am Beginn des romantisch schönen Mühlthals, wo die Reismühle, in welcher d. Gr. geboren sein soll, und auf der Höhe die Ruinen der sogenannten Karlsburg liegen. **Starosten** (Capitanei) hießen in Polen Edelleute, welche zu den Landwürdenträgern gehörten und vom Könige eines der königl. Güter, die in den frühern Zeiten den Königen zu ihren Einkünften (zur mensa regia) angewiesen worden waren, durch Schenkung, Verkauf und Vererbung, zum Theil auch durch Verleihung auf Lebenszeit in Lehn erhalten hatten. Zu diesen gehörten die **Starosteien**, die der König auch beim Absterben des zeitigen Inhabers nicht einziehen durfte, sondern einem Andern verleihen mußte. Einige Starosten hatten die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise und konnten über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden (Starosteigerichte); andere genossen bloß die Einkünfte der ihnen angewiesenen Güter.

Starrkrampf (tetanus) ist ein tonischer, d. h. ausdauernder Krampf (s. d.) der Muskeln, entsteht durch krankhaft gesteigerte Reflexerregbarkeit des Rückenmarks. Er erhält nach den von ihm ergriffenen Muskelpartien verschiedene Namen: er heißt trismus (Kinnbackenkrampf, Wundstaupe), wenn der Unterkiefer fest an den Oberkiefer angezogen wird; pleurosthotonus, wenn die Muskeln einer Seite des Körpers davon befallen denselben nach dieser Seite krümmen; emprosthotonus, wenn die Rückenmuskeln Kopf und Rumpf nach hinten, emprosthotonus, wenn die Bauch- und Halsmuskeln nach vorn zusammenziehen, und endlich tetanus unilobialis, wenn alle Muskeln davon ergriffen sind, u. s. w. Letzterer verbreitet sich gewöhnlich von unten nach oben, zuerst über die Hals- und Gesichtsmuskeln, dann über die des Rumpfs und der Extremitäten und endlich das Zwerchfell und das Herz. Der Starrkrampf kann anhalten, aber auch wieder nachlassen und in erneuten Anfällen zurückkehren. Letztere hängen meistens von äußern Reizungen der Empfindungsnerven ab, sodaß manchmal schon das bloße Berühren oder Anfächeln, das Anreden des Kranken, ein kalter Tropfen u. dgl. den Anfall herbeiführt. Dieser Umstand zeigt die nahe Verwandtschaft mit der Hundswuth (s. d.), welche auch von neuern Ärzten für eine Art von Tetanus gehalten wird. Die Dauer der ganzen Krankheit, ehe sie in Genesung oder Tod übergeht, kann sich von nur wenigen Minuten bis auf einen Monat belaufen, weshalb man auch eine acute und eine chronische Form unterscheidet. Über die nächsten Ursachen dieses Übels ist durchaus noch keine Gewißheit vorhanden, die Leichenöffnungen sehr verschiedene Resultate ergeben. Bisweilen findet sich Entzündung des Rückenmarks und seiner Häute; aber der hierdurch bedingte Starrkrampf unterscheidet sich vom echten noch durch gewisse Symptome (durch die minder heftige Reflexerregbarkeit). Meistens findet sich das Übel bei neugeborenen Kindern bis zum siebenten Tage (trismus neonatorum) und bei starken, kräftig constituirten Männern im reifen Alter, in heißen Gegenden nach Verwundungen, besonders wo Flechten und Nerven verletzt sind (der Wundstarrkrampf), nach Erkältung (besonders Nachtlagern im Freien), bei Vergiftungen mit Strychnin, Arsen, Upasgift, Prucien, Blausäure und andern sogenannten Rückenmarksgiften, in intermittirenden Wechsel- und Nervenfebern u. s. w. In den meisten Fällen von Starrkrampf erfolgt

der Tod. Hinwegräumung der Ursachen ist das erste Erfoderniß der Behandlung, und bei der häufigsten, bei Verwundungen, kann durch zweckmäßiges Verbinden und sonstige Pflaster zur Verhütung von Starrkrampf gethan werden. Für die Linderung und Seltnermachen Anfälle sind narkotische und anästhetische Mittel (besonders Opium, Morphinum, Chloralhydrat u. s. w.) fast unentbehrlich. Daneben suche man jeden Sinnesreiz (Licht, Schall), jede Bewegung, jede Gemüthsberregung, fast jede Berührung von dem Kranken entfernt zu halten. Radicalcur sind die verschiedenartigsten Dinge empfohlen und auch wol in einzelnen Fällen davon nützlich befunden worden: z. B. Aderlässe, Bäder, Schwitzcuren, Amputationen, andere Operationen (sogar Luftröhrenschnitt), Kalomel, Moschus, Blausäure, Tabacksaug, Brechmittel u. s. w. Vgl. Curling, „Abhandlung über den Tetanus“ (deutsch von Moser, 1838); von Escherner, „Über den Tetanus“ (Bern 1841).

Starrsucht oder **Katalepsie** ist eine eigenthümliche Art von Krämpfen und besteht in plötzlicher Unterdrückung des Bewußtseins, der willkürlichen Bewegung und der Sinnesempfindung, wobei der ganze Körper, die einzelnen Glieder, die Gesichtszüge u. s. w. in derselben Stellung verbleiben, die sie bei Eintritt des Anfalls hatten, und Pulsschlag, Athmen und Ansehen gewöhnlich nicht verändern. Der Körper behält seine Biegsamkeit und man kann ihm jede beliebige Stellung geben, in welcher er dann bis zu Ende des Anfalls verharrt (soweit die die Geseze der Schwere hindern). Der kataleptische Anfall kann sich auf die Dauer von Augenblicke beschränken, aber auch auf ganze Tage ausdehnen; er kann sich mehrmals an demselben Tage wiederholen, jedoch auch längere Zeit aussetzen; kann periodisch in bestimmten unregelmäßigen Zeiträumen wiederkehren. Nach dem Aufhören dieses Zustandes fühlen manche Kranke ohne weitere Beschwerde und fahren in den begonnenen Verrichtungen fort. Andern zeigen sich nachher krankhafte Erscheinungen, wie Nasenbluten, Schweiß oder Fieber. Die Natur dieser Krankheit ist noch unaufgeklärt; es scheint dabei ein wichtiges Organ im Gehirn außer Function zu treten. Als entfernte Ursachen finden sich verschiedene mittelbar oder unmittelbar feindlich auf das Nervensystem wirkende Einflüsse und Anlagen: Nervenmangel, allgemeine Nervenschwäche, Gemüthsbewegungen, Ausschweifungen, Kopfschmerzen, organische Fehler im Gehirn, die Entwicklungsperiode, Unterleibsbeschwerden, Fieber u. s. w. Bisweilen ist der kataleptische Anfall nur eine Maske des Typhus; mit Ausnahme sind die Anfälle selten tödtlich. Die Behandlung muß meist ganz zuwarten. Man bringe den Starrsüchtigen zu Bett, schütze ihn vor Verletzungen und Zudringlichkeit, löse ihm die Kleider u. s. w. Bisweilen können Klystiere, Ableitungsmittel (z. B. Senega, Riechmittel, flüchtige Erquickungsmittel (Naphthen, Weine, aromatische Theeaufgüsse) auch kalte Anspritzungen u. s. w. von Nutzen erscheinen.

Staffart (Goswin Jos. Augustin, Baron von), belg. Staatsmann, geb. 2. Sept. 1771 in Mecheln, widmete sich dem Rechtsstudium, das er 1802 in Paris beendigte, wurde daselbst Auditeur im Staatsrath, erhielt 1805 eine Intendantur in Tirol, kam 1807 in derselben Eigenschaft zur großen franz. Armee in Ostpreußen und 1808 an die Stelle Bignon's nach Paris. Nach dem Aufhören der Besetzung dieses Landes durch die Franzosen kehrte er nach Frankreich zurück, wo er schnell zu höhern Stellen aufstieg, zuerst Unterpräfect in Orange, dann 1810 Chef des Depart. Vaucluse und 1811 Chef der Maasmündungen wurde, in welcher letztern Eigenschaft sich aber durch seine bureaukratische Strenge keine Freunde erwarb. Nach dem Sturze der Kaiserherrschaft in den Niederlanden im Nov. 1813 ging S. nach Paris zurück, war während der Belagerung von Paris 1814 Ordonnanzoffizier bei König Joseph und schloß sich nach Napoleon's Abdankung als geborener östr. Unterthan wieder mit vielem Eifer dem Hause Österreich an. Er wurde deshalb vom Kaiser Franz zum Kammerherrn ernannt, begab sich darauf während des Congresses nach Wien, um den Mittelpunkt aller Gunst und Macht nahe zu sein, kehrte aber, in seinen Erwartungen getäuscht, nach längerem Aufenthalte wieder nach Paris zurück. Da er auf der Rückreise die Nachricht von Napoleon's Rückkehr von Elba erhielt, er sich sogleich nach Paris und trug dem Kaiser von neuem seine Dienste an. Dieser sendete im April 1815 mit Depeschen an den Kaiser von Oesterreich, nebst der Vollmacht, die Aushandlung des letzten Pariser Friedens zu unterhandeln. Allein da er in Linz an der Arbeit verhindert wurde, kehrte er nach Paris als Requêtesmeister zurück. Nach dem zweiten Exil Napoleon's trat er eine Zeit lang vom Schauplatz ab und lebte auf seinem Landgute bei literarischen Studien. Seiner franz. Gesinnung wegen wurde er von der niederl. Regierung vernachlässigt. Dagegen ernannte ihn die Stadt Namur seit 1821 fortwährend zu ihrer geordneten in die zweite Kammer der Niederlande, wo er in der Opposition seinen Sitz nahm.

in gemäßigten, aber talentvollsten Gliedern er gehörte. Nach dem Ausbruche der Revolution Brüssel im Sept. 1830 war er unter den Abgeordneten der südlichen Provinzen, welche der Berufung der Kammern nach dem Haag Folge leisteten. Als aber die belg. Revolution mehr Consistenz gewonnen, begab er sich nach Belgien zurück, wo er, in den Congreß gewählt, einige Zeit lang dem Comité des Innern präsidirte und dann von der provisorischen Regierung zum Gouverneur von Namur ernannt wurde. Sein Eifer für den jungen Staat und seine anerkannte Thätigkeit verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung. So wurde er gleich bei Gründung des Senats zum Mitgliede desselben ernannt und führte in demselben sieben Sessionen durch das Amt eines Präsidenten, während er von der Regierung im Sept. 1834 zum Gouverneur von Brabant ernannt wurde. Beide Ämter verwaltete er mit großer Umsicht und Thätigkeit. Als aber seit 1836 der Gegensatz zwischen der kath. und liberalen Partei sich immer schärfer zu entwickeln anfang, wurde er vermöge seiner Stellung als Großmeister der belg. Freimaurerei, gegen welche die belg. Bischöfe in einem Rundschreiben und sonst auf alle Weise Vorwürfe erhoben, immer tiefer in den Meinungskampf hineingerissen und von der liberalen Partei als Haupt erhoben. Er ward deshalb 1838 nicht wieder zum Präsidenten des Senats ernannt, da er sich auch mit der Regierung in Opposition setzte, im Juni 1839 seiner Stelle als Gouverneur von Brabant enthoben. Als nach dem Sturze des de Theux'schen Ministeriums die liberale Partei wieder ans Ruder kam, wurde er mit einer Sendung an den turiner Hof beauftragt, die jedoch nur kurze Zeit dauerte. Im J. 1841 legte er, den Liberalen selbst wichtig geworden, seine Würde als Großmeister der belg. Freimaurerei nieder und lebte von da an im Privatstande. Als Schriftsteller hat sich S. vielfach in den Memoiren der belg. Akademie rühmlich hervorgethan; vor allem aber ist er durch seine „Fables“ bekannt, die zu dem besten dieser Gattung in der franz. Literatur gehören. Seine sämtlichen Schriften (Denkschriften, Reden, Kritiken, Fabeln u. s. w.) hat er 1854 selbst gesammelt herausgegeben.

Staßne (Kawern Stanislaw), ein um Polen vielfach verdienter Staatsmann und Schriftsteller, wurde zu Pila 1755 geboren. Er besuchte die Universitäten zu Leipzig und Göttingen, ging von da nach Paris, wo er mit Buffon, d'Alembert und andern Gelehrten in Verbindung trat und namentlich ein großer Verehrer Buffon's wurde, dessen Werk „Époques de la nature“ er ins Polnische übersezte (Warsch. 1786). Allein bald mußte er bemerken, daß Buffon's Theorie weniger gründlich als genial sei. Er widmete sich nun ganz geologischen Forschungen, bereiste die Alpen, Pyrenäen und Karpaten und ließ sein Hauptwerk „O ziemio-wie gór dawnéj Sarmacyi a późniéj Polski“ (Warsch. 1805), eine Geognosie Polens, drucken. Da er indeß keine Anstellung fand, trat er als Erzieher in das Haus des Kanzlers Zamojski ein. In dieser Zeit schrieb er das wichtige Werk „Uwagi nad życiem Jana Kochanowskiego“ (Warsch. 1806). Bei der Gründung des Herzogthums Warschau vom Könige Friedrich zum Staatsrath ernannt, nahm er in der Function eines Referendars an dem Tage Theil. Nach Albertrandi's Tode wurde S. 1808 Präsident der königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, die ihm sehr viel zu danken hat. Der Kaiser Alexander I. ernannte ihn zum Generaldirector des Comité's für die öffentliche Erziehung, wodurch er einen großen Einfluß auf das Unterrichtswesen gewann. Durch ihn wurden die Kreis- und Elementarschulen zum Theil erst gestiftet, zum Theil besser eingerichtet, die Universität zu ihrer Ehre erhoben, eine Schule für Bergbau und die Polytechnische Schule eingerichtet, ein Landwirthschaftsinstitut und ein Institut für Agronomie gegründet; auch förderte er die Fabriken und Manufacturen, den Wege- und Brückenbau u. s. w. Wegen Alters trat er 1824 zurück. Der Kaiser ernannte ihn zum Staatsminister und später zum Präsidenten der Commission für die Staatsbeamten. S. starb 20. Jan. 1826. Sein ganzes Vermögen, gegen 800000 Rbln., vermachte er den Instituten in Warschau; sein Gut Rubieszów vertheilte er unter Bauern, denen er schon früher gegen eine mäßige Abgabe die Frohndienste erlassen hatte. Neben seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: „Przestrogi dla Polski, z dziejów politycznych Europy związków i z preuc natury wypadające“ (2 Bde., Warsch. 1792) und „Statystyce Polski“ (Warsch. 1807).

Stater (στατήρ), eine altgriech. Silbermünze, das Didrachmon, welche 2 Drachmen oder 400 Grannes wog, den 50. Theil der äginetischen Mine vorstellte und die häufigste und älteste Silbermünze des äginetischen Münzfußes war. Geringer als der äginetische (von Athen) war der aus demselben entstandene korinth. Stater (von 10 Obolen). Man hatte auch in Asien einen goldenen Stater (goldenen Dareikos) von 2 Golddrachmen, etwa 8,38 franz. Grammes wiegend, in einem dem attischen sehr nahen und ihm gewöhnlich gleich gerechneten

Münzfuß; man rechnete den Goldstater an Werth = 20 attischen Silberdrachmen, da man das Gold gewöhnlich zehnfach so hoch als das Silber würdigte. Den Namen Stater gab man wol auch dem philetäischen Siklos von Aegypten, welcher 2 alexandr. Drachmen oder etwa 11 Grammes wog und $\frac{1}{1000}$ des alexandr. Talents war.

Statik heißt derjenige Theil der Mechanik, welcher die Bedingungen des Gleichgewichts handelt. Sie steht der Dynamik, als der Lehre der Bewegung, gegenüber. Die Lehre vom Gleichgewicht der flüssigen Körper heißt Hydrostatik, vom Gleichgewicht der luftförmigen Aërostatik. Man hat das Wort seitdem auch auf andere Verhältnisse übertragen und spricht z. B. von einer Statik des Landbaus. Diese begreift in sich die Lehre der gegenseitigen Beziehungen des Ertrags, der Erschöpfung und Befruchtung des zum Pflanzenbau dienenden Bodens. Erst in neuester Zeit hat man Versuche gemacht, dieser Lehre eine systematische Fassung zu geben. Es beruht aber dabei zu viel auf bloßer Hypothese.

Statisten, s. Figuranten.

Statistik oder Staatenkunde heißt die Darstellung des innern und äußern Lebens von Staaten und Reiche im Kreise der Gegenwart oder, nach einer wissenschaftlichen Definition, die Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen politischen Bereichs vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit, in der Art, daß dabei wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt wird. Sie bildet ein integrierendes Glied in der Reihe der Staatswissenschaften und hat ihren Namen entweder von status oder dem seit der Mitte des 17. Jahrh. in Deutschland gebrauchten Worte statista, d. h. Staatsmann. Von der Geschichte, mit welcher sie den Gegenstand der Betrachtung gemein hat, unterscheidet sie sich dadurch, daß sie das innere und äußere politische Leben der Völker, Staaten und Reiche und die Wechselwirkung zwischen beiden in der Gegenwart beschreibt, während jene dasselbe im Kreise der Vergangenheit darzustellen unternimmt. In dieser Beziehung ist daher Schläger mit Recht die Geschichte eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stehende Geschichte genannt, und in gleichem Sinne darf man sagen, daß die Geschichte zur Statistik ähnlich wie die Schilderung des Einzellebens, die Biographie, zur Charakteristik sich verhalte. Indem nun die Statistik auf diese Weise die Kräfte der Staaten und Länder nach ihren verschiedenen Wirkungssphären und nach den verschiedenen Richtungen ihrer Thätigkeit in der Gegenwart, also summarisch, darstellt, gewinnt sie hierdurch erst ihre praktische Wichtigkeit und bildet zur Basis der stets auf die Zukunft gerichteten Politik. Berücksichtigt man ferner die quantitative Beschaffenheit des Objects der Auffassung oder den äußern Umfang des der Darstellung der Statistik gegebenen politischen Bereichs, so wird man locale, provinciale und universale Statistiken annehmen und demzufolge z. B. von einer Statistik Berlins, der Provinz Preußen oder des Königreichs Preußen sprechen können. Betrachtet man dagegen den hierhergehörigen Gegenstand in qualitativer Beziehung, so wird man allgemeine und besondere Statistiken unterscheiden und in dieser Beziehung z. B., wenn alle in einer gewissen politischen Sphäre zusammenwirkenden Kräfte dargestellt werden, von einer allgemeinen Culturstatistik, wenn nur besondere Arten von Staatskräften in Betrachtung kommen, von einer Statistik der materiellen Cultur, des Handels, der Literatur, des Organismus der Staatsverfassungen reden können. Was nun den Inhalt der Statistik oder die jeder vollständigen Statistik zu Grunde liegenden Stoffe betrifft, so sind dieselben sämmtlich dem Kreise der Erfahrung entnommen und fallen nach den verschiedenen Lebensäußerungen, in welchen der Staat in der Erscheinung sich ankündigt, entweder in die Kategorie des innern oder der des äußern Staatslebens zu. Zu den aus dem innern Staatsleben entlehnten Stoffen, mit welchen die Statistik sich beschäftigt, gehören: 1) die Grundkräfte des Staats nach Land und Volk, wobei diese Wissenschaft nicht bloß die Lage, Größe und Grenzen, ferner die klimatischen, topographischen und hydrographischen Verhältnisse in ihrer Bedeutung als Staatskräfte, und nicht bloß die absolute Größe der Bevölkerung, sondern zugleich ihre gesetzmäßige Bewegung in Zunahme oder Abnahme, sowie in Vertheilung derselben an die Geschlechter, Altersklassen, Berufsarten, an Städte oder Dörfer in Betrachtung zu nehmen hat; 2) die Cultur des Volkes und zwar a) die materielle: Landwirthschaft oder sogenannte Production, Industrie und Handel; b) die intellectuelle: Stand und Bewegung der Religionen, ästhetische und wissenschaftliche Production, Mittel zur Verbreitung der Erzeugnisse des Geistes durch Unterricht und Literatur, und Wirksamkeit dieser Mittel des geistigen Verkehrs; c) die moralische: Charakter der Nationen und seine Veränderungen, Bewegung und Stand der Sitte und Sittlichkeit; 3) die Verfassung des Staats: Charakter der Regierungsform, Verhältnis der Kirche zum Staate u. s. w.; 4) die Verwaltung des Staats: Übersicht über sämmtliche

liche und geistliche Behörden. Von dem Standpunkte des äußern Staatslebens aus hat Statistik den Einfluß, welchen das innere Leben eines Staats nach der Cultur des Volkes den Bedingungen seines Staatsorganismus auf dessen äußere Ankündigung andern Staaten gegenüber behauptet, zu bestimmen und somit dessen Stellung in der Mitte des europ. Staatssystems als Macht des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Rangs; ferner bei Verfassungsstaaten, wie Deutschland, der Schweiz und Nordamerika, das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesamtheit zu bezeichnen, sowie den Complex der für jeden einzelnen Staat in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes gültigen Verträge geben.

Die Statistik ist eine noch sehr junge Wissenschaft. Es ist noch kein volles Jahrhundert her, als aus der Vermischung mit dem Staatsrechte und der Geographie sich abgliederte und als selbständige Doctrin in die Reihe der Staatswissenschaften eintrat. Zur Zeit des materialistischen Polizeistaats, wo man für politische Taxation keine andern Momente als die Ausdehnung der Staaten, die Größe der Bevölkerung, die Zahl der Soldaten und das Quantum der Steuern hatte, auf deutschem Boden entstanden und durch Achenwall (s. d.) 1749 zuerst systematisch mit, beschränkte sie sich anfangs auf ein bloßes Aneinanderreihen von sehr unzuverlässigen Zahlen in tabellarischer Form, ein Verfahren, zu welchem sie sich um so mehr angewiesen sah, als der geheime Cabinetstaat damaliger Zeit der Wissenschaft auf alle Weise aus sich ein Geheiß zu machen strebte. A. Schlözer (s. d.) war in Deutschland der Erste, welchem es durch zahlreichen literarischen Verbindungen gelang, den über diese ängstlich bewahrten Geheimnisse des Staats gebreiteten Schleier zu zerreißen und dieselben an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen, und die Französische Revolution und die neuern repräsentativen Verfassungen setzten das Werk mit Eifer und Erfolg weiter fort. Hierdurch hat sich der Zustand dieser Wissenschaft in der neueren Zeit immer mehr und mehr aus einer Darstellung des bloß Handgreiflichen und Sinnfälligen zu der Schilderung des Geistes einer Gegenwart durch die Nachweisung des organischen Zusammenhangs der in politischer Einheit gleichzeitig wirkenden Factoren der staatsrechtlichen Entwicklung erhoben. Bei dieser so späten Gestaltung der Statistik zur Wissenschaft war dennoch schon in frühen Zeiten eine unverkennbare Richtung einzelner Schriftsteller zur Erfassung und Zusammenstellung statistischer Momente. Unter den Griechen sind hier vor allem Aristoteles, Eratosthenes, Strabo und Pausanias, unter den Römern Tacitus und Plinius der Jüngere zu erwähnen. Im Mittelalter darf die von Aeneas Sylvius, dem nachherigen Papst Pius II., verfaßte „*Decriptio Asiae atque Europae*“ und dessen Schrift „*De Europa, Polonia, Lithuania et Prussia*“, sowie desselben „*Cosmographia*“ als Quelle der statistischen Kenntnisse gelten. Als Vorläufer des wissenschaftlichen Anbaus im strengern Sinne sind später bei den Italienern Sansovino und Botero, bei den Franzosen d'Arvity, unter den Deutschen Conring's Jünger, Conring's Jüngling (gest. zu Genf 1678), Verfasser des „*Thesaurus publicarum*“ (4 Bde., Genf 1675), Joh. Andr. Bode (gest. zu Jena 1674), Verfasser des „*Introductio in notitiam rerum publicarum orbis universi*“ (herausgegeben von Schuler, Jena 1676), Gassel durch sein Werk „*De statu publico Europae novissimo*“ (Nürnberg 1676) und von Zech unter dem angenommenen Namen von Frankenberg wegen seines „*Eugenii Herold*“ (3 Bde., neue Aufl., Lpz. 1705); in England Petty, King und Davenant, unter den Holländern de Luca wegen seiner „*Descriptio orbis etc.*“ (Leyd. 1655) und Otto wegen seiner „*Primae lineae notitiae Europae rerum publicarum*“ (Utr. 1762) zu achten. Mit Achenwall, der durch seine Vorträge zu Marburg und Göttingen und durch seine „*Staatsverfassung der europ. Reiche im Grundrisse*“ (7. Aufl., Göttingen 1798) die Statistik an den deutschen Universitäten einführte, begann ein höheres Leben und ein reicherer Anbau der Wissenschaft, sodaß dieselbe von jetzt an durch die Bemühungen Walch's, Reinhard's, A. F. W. Crome's, durch den Sammlerfleiß A. F. Büsching's und die lichtverbreitenden Erörterungen Schlözer's in seinen Zeitschriften ersprießliche Förderung fand. Auf Achenwall betretenen Bahn gingen mit durch die Zeit gekräftigten Schritten fort: Meunier in seinem „*Lehrbuch der Statistik*“ (Lpz. 1792), Mannert in seiner „*Statistik der europ. Staaten*“ (2 Bde., Hamb. 1808), Milbiller in seinem „*Handbuch der Statistik der europ. Staaten*“ (2 Bde., Landsh. 1811), Hassel in seinem „*Lehrbuch der Statistik für die europ. Staaten*“ (Wien 1821), Fränzl in seiner „*Statistik*“ (Wien 1838 fg.), Schubert (s. d.) in seinem „*Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa*“ (Bd. 1—6, Königsb. 1835—46) und von den (s. d.) in vielen Arbeiten. Unter den statistischen Schriftstellern Italiens sind Balbi und vorzüglich Melch. Gioja zu nennen. In England ragen besonders G. M. Porter

Generalstatthalterschaft war die Würde eines Generalcapitäns und Admirals des vereinigten Staats verbunden, dessen Gewalt in Ausübung gewisser hoher Rechte in Staats- und Rechtssachen und über die Land- und Seemacht bestand. Als solcher konnte er aus den von Staaten einer Landschaft Vorgeschlagenen die Vorſitzer der Gerichtshöfe und anderer Collegen und die Obrigkeiten in vielen Städten ernennen, auch nach Umständen ab- und andere einsetzen. Dieses Recht übte er vorzüglich in den Provinzen Utrecht, Geldern und Oberfland, weil sie 1672 wegen des geringen Widerstandes gegen die Franzosen aus der Union getreten und 1674 nur unter der Bedingung wieder aufgenommen worden waren, daß die Stadt- und Provinzialräthe von dem Statthalter bestellt werden sollten. In Holland stand ihm bloß das Recht durch Empfehlungen auf die Besetzung der Magistratsstellen zu wirken. Als Statthalter übte er in den General- und Provinzialstaaten den Vorſitz und durch seine beratende Stimme einen Einfluß auf die Gesetzgebung. Von der vollziehenden Gewalt übte er die meisten das gemeine betreffenden Zweige aus. Er hatte das Begnadigungsrecht, wenn die Missethäter Mordthaten oder andere große Verbrechen begangen hatten. Vermöge der Utrechter Vereinigung war er auch Schiedsrichter der Streitigkeiten der Provinzen untereinander. Die Kriegsmacht stand unter seinen Befehlen; denn als Generalcapitän war er oberster Feldherr der Truppen. Er ernannte die Offiziere bis zum Obersten und aus den Vorgeschlagenen auch die Befehlshaber in den Festungen. An der Spitze des Heeres konnte er oft allein die Generale ernennen. Als General-Admiral gebot er über die Seemacht des Staats und hatte den Vorſitz in Admiralitätscollegien. Ihm gehörte der zehnte Theil der zur See gemachten Beute, die in ältern Zeiten sehr bedeutend war. Diese wichtigen, in mancher Hinsicht den landesherrlichen Rechten gleichkommenden Rechte wurden 1747 bei Einführung der Generalerbstatthalterschaft noch vermehrt. Wilhelm IV. wurde von den allgemeinen Staaten 1748 auch zum Generalcapitän und Admiral über die Generalitätslande ernannt. Seine Einkünfte waren sehr beträchtlich und sein Hofstaat hatte königl. Glanz. Die Handlungsweise Wilhelm's V. am Ende des Kriegs, den Frankreich von 1778 an gegen England führte und in welchen die Republik der Vereinigten Niederlande mit verwickelt wurde, rief eine Partei hervor, welche auf Einschränkung der Gewalt des Statthalters hinarbeitete. Das bewaffnete Einschreiten des Königs von Preußen entschied aber den Streit zum Vortheil des Statthalters. Er bekam alle Ehren und Vorzüge wieder, die man ihm genommen hatte. Die hierdurch entstandene Misgunst und Unzufriedenheit benutzte die Republik Frankreich. Sie erklärte den Krieg nicht gegen die Republik, sondern gegen den Statthalter, und nachdem Holland nach geringem Widerstande 1794 von den Franzosen unter Pichegru eingenommen worden, wurde die Würde des Generalerbstatthalters für immer aufgehoben. Der Erbstatthalter erhielt durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in Deutschland Entschädigungen, verlor aber auch diese durch den Krieg von 1806 und 1807 und lebte im Privatstande, bis er 1813 zurückgerufen wurde, als er nach den Beschlüssen des Wiener Congresses den Königstitel annahm. (S. Niederlande.) — Als sich 26. März 1849 die gemeinsame Regierung Schleswig-Holsteins (s. d.) aufstellte, kam in der Person Beseler's und Reventlow's eine Regierungscommission für die Herzogtümer zu Stande, welche ebenfalls den Titel Statthalter und Statthalterschaft führte. Die Regierung trat erst nach Unterwerfung des Landes unter die österr.-preuß. Commission im Jahr 1851 zurück.

Statue (lat. statua) oder Standbild heißt im Allgemeinen die durch Kunst in irgend einer, harten Materie harten Masse ausgebildete volle Gestalt. Sie ist der Mittelpunkt der ganzen Plastik. Da nun die Gestalt lebender Wesen der vollendetste, ausdrucksvollste und geistigste Grund der sichtbaren Dinge ist, welche ohne Farbe sich darstellen lassen, so muß es wiederum die menschliche Gestalt, das Höchste der Schöpfung, sein, die der Bildner als die würdigste Aufmerksamkeit betrachtet hat. Die Statue wirkt durch die reine Form und deshalb ist ihr die Farbe sehr Außerwesentliches; doch finden sich schon frühzeitig auch Versuche von Bemalungen und Verzierungen anderer Art. (S. Polychromie.) Weil aber die bildende Kunst auf das Wesentliche der Form ausgeht, so ist die Darstellung des Nackten ihre idealste Aufgabe, obwohl sie in allen Zeiten Gewandstatuen hervorgebracht hat. Die Plastik legt in die Form den geistigen Ausdruck der Idee und gibt so der Masse den Schein des höhern Lebens. Was die Erzeugung dieser Idee anlangt, so unterscheidet man Idealstatue und Porträtstatue (statua iconica), wodurch die Alten zugleich eine Statue in natürlicher Lebensgröße bezeichneten. Die erste steht in der Erfindung höher und am höchsten, wenn sie, wie im griech. Alterthume, höhere Wesen versinnlicht, die in heiterer göttlicher Ruhe den menschlichen Leidenschaften

Schweigen gebieten. Letztere hat die Eigenschaft jedes Porträts, insofern dieses nicht auf bendarstellung beschränkt ist. Die ersten Porträtstatuen scheinen zu Athen dem Harmodius und Aristogiton gesetzt worden zu sein. Überhaupt gab es in Griechenland in der frühesten Zeit keine Götterstatuen, da PorträtDarstellungen gesetzlich untersagt waren und sogar in der Blüthe hellenischer Kunst, als sie gestattet wurden, Porträtähnlichkeit streng ausgeschlossen blieb. in der letzten Zeit und noch mehr beim Verfall der röm. Republik, als Schmeichelei und listige Gesinnung überhand nahmen, gab es in großer Menge Porträtstatuen. Bei den Römern entstand die Vorliebe für letztere schon früh durch die alte Sitte der Ahnenbilder. Übernatürliche oder kolossale Bildung wurde durch den Zweck der Aufstellung bedingt. Den Begriff der Erhabenheit durch räumliche Ausdehnung anzudeuten war aber dem griech. Geschmack fremd und erst die verfallende Kunst, die sich ägypt.-asiat. Begriffen bequemte, suchte auf diese Weise durch Zusammenstellungen eine Wirkung hervorzubringen. In Hinsicht ihrer äußern Form unterscheiden schon die Alten stehende, sitzende, Reiterstatuen und fahrende Statuen, mit denen Gottheiten und triumphirende Feldherren vorgestellt wurden. So ging auch die bildende Kunst von einzelnen Statuen zu ganzen Gruppen fort, die man Symplegmata nannte. Die Römer saßen außerdem eine große Geschicklichkeit darin, ihre Statuen mit Effect aufzustellen, und zierten oft die Giebel der Tempel mit denselben. Die Statuen Griechenlands und Roms sind bei den wiederholten Eroberungen und Verheerungen mannichfaltige Schicksale gehabt und zum Theil zertrümmert, zum Theil nach allen Seiten hin zerstreut worden. Schon früh suchte man das noch Vorhandene zu sammeln, zu erklären und abzubilden. Zu den ältesten Sammlungen dieser Art gehören die des B. de Cavaleriis und Perreri; später machten sich b. Brezzi, Bartoli, Bellori, Beger, Montfaucon, Caylus u. A. in dieser Beziehung verdient. Status causae et controversiae nennt man das kurz angegebene Verhältniß einer Sache zu einer Angelegenheit, besonders in eigentlichen Rechtsfachen.

Statut heißen insbesondere die Stiftungs- und Grundgesetze einer Gesellschaft oder Corporation. Zur Gültigkeit eines Statuts verlangt man nach röm. Rechte, daß alle Mitglieder zur Abstimmung berufen, zwei Drittheile wirklich erschienen sind und von diesen der Beschluss durch Mehrheit der Stimmen gefaßt worden ist. Ob Statuten der landesherrlichen Bestätigung bedürfen, hängt davon ab, inwiefern die Gesellschaft bloß über eigene, privatrechtliche Angelegenheiten etwas beschließt, oder in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift. Sollen die Statuten auch für Andere, welche nicht zur Gesellschaft gehören, verbindlich sein, so ist die Bestätigung durch den Staat sehr nothwendig. So haben öffentliche Anstalten, z. B. Domcapitel, Universitätsräthe u. dergl. nicht das Recht, sich selbst Statuten zu geben. Allein in der frühern Zeit nahm dies weniger genau, und man gestattete oft eine Art Autonomie, die aber gegenwärtig mehr anerkannt wird. Aus den Statuten der Städte gingen die Städterechte (s. d.) hervor. Statutarisch ist, was auf Statuten beruht.

Staubgefäße oder Staubblätter (stamina) nennt man in den Blüten der phanerogamen Pflanzen diejenigen Theile, welche den Stempel oder das Pistill zur Fruchtbildung befruchten und also die Befruchtung (Bestäubung) bewirken. Sie bestehen aus einem Behälter, dem Staubbeutel (anthera), welcher einen verschiedentlich, meistens aber gelb gefärbten Staube, den Blütenstaub (pollen), enthält und gewöhnlich von einem stiel förmigen Träger, dem Staubfaden (filamentum), emporgehoben wird. Der letztere fehlt aber zuweilen und dann wird der Staubbeutel sitzend genannt. Gewöhnlich enthält jeder Staubbeutel zwei Fächer, welche beim Aufspringen wieder in zwei Fachtheile geschieden sind und zur Zeit der Reife in Längsrichtung, in Löchern oder mit Klappen sich öffnen, um den Blütenstaub auszustreuen, welcher entweder durch seinen Fall oder durch den Wind oder durch die in den Blüten des Honigs umherkriechenden Insekten auf die Narbe gebracht wird. (S. Pistill.) Der Blütenstaub besteht aus einzelnen Zellen, welche gewöhnlich frei sind, seltener ist der Blütenstaub eines Faches zu einer Masse, Staubmasse (massa pollinica oder pollinium), vereinigt, wie bei Orchideen und Asclepiadeen. Entweder stehen die Staubgefäße zugleich mit dem Pistill in derselben Blüte und sind dann um dasselbe herumgestellt, in welchem Falle die Blüte zwittrig genannt wird, wie bei Tulpe, Lilie, oder die Staubgefäße sind für sich allein in besondern Blüten vertheilt, welche dann männlich heißen, wie bei Weide, Hopfen. Sind die sämmtlichen Staubfäden einer Blüte in einen Cylinder zusammengewachsen, so heißen die Staubgefäße einrigig, wie bei den Malven, sind sie in zwei Bündel verbunden, zweibrüderig, wie bei der Rose, und sind sie in drei oder mehrere Bündel vereinigt, vielbrüderig, wie bei der Orange und dem Kajuputbaum (Melaleuca). Da die Staubgefäße Blüthenorgane sind, so entspringen sie aus

se, sehr häufig aber wachsen sie an die Blumentrone an, so daß sie dann ihren Ursprung an der Blumentrone zu nehmen scheinen. Den Übergang der Blumenblätter in die Staubgefäße kann man z. B. bei der weißen Secrose gut verfolgen. In den gefüllten Blüten haben sich die Staubgefäße in Blumenblätter umgewandelt. Zur Classeneintheilung seines Systems hat er die Staubgefäße genommen; so z. B. geben 1—10 unverwachsene Staubgefäße in der Hüllblüte je nach der betreffenden Anzahl die 1., 2., 3.—10. Classe.

Staudenmaier (Franz Ant.), kath. Theolog und Philosoph, geb. 11. Sept. 1800 zu Nördlingen in Württemberg, machte seine Studien auf dem Gymnasium zu Schwäbisch-Gmünd Ellwangen und im Wilhelmsstifte zu Tübingen, an welchem er auch, nachdem er noch das Jesuitenseminar zu Rottenburg besucht hatte und einige Zeit Vicar zu Ellwangen und Heilbronn gewesen war, 1828 die Stelle eines Repetenten erhielt. Seit 1830 als ordentlicher Professor hießen angestellt, wirkte er als Lehrer und Schriftsteller um so anregender, je geistreicher er die Ergebnisse der neuern Philosophie mit dem positiven Christenthum auszugleichen strebte. J. 1837 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor und geistlicher Rath nach Freiburg Breisgau, wo er auch Domcapitular wurde. Von seinen Schriften erwähnen wir vorzugsweise die schon 1824 verfaßte und nachmals deutsch erschienene Preisschrift „Geschichte der Bismarcken mit Berücksichtigung des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben“ (Tüb. 1840); „Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit“ (Bd. 1, Tff. 1840); „Encyclopädie der theologischen Wissenschaften“ (2 Bde., Mainz 1834; 2. Aufl., 1840); ferner „Der Geist des Christenthums, dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunst“ (2 Bde., Mainz 1835; 3. Aufl., 1842); „Der Geist der göttlichen Offenbarung, oder Wissenschaft der Geschichtsprincipien des Christenthums“ (Gießen 1837); „Die Philosophie des Christenthums, oder Metaphysik der Heiligen Schrift“ (Bd. 1, Mainz 1840); „Darstellung und Kritik des Hegel'schen Systems. Aus dem Standpunkte der christlichen Philosophie“ (Mainz 1844); „Die christliche Dogmatik“ (4 Bde., Freiburg 1844); „Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwicklung“ (Bd. 1, Freiburg 1846); „Die Grundfragen der Gegenwart“ (Freib. 1850).

Stäudlin (Karl Friedr.), protest. Theolog, geb. 25. Juli 1761 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das theologische Seminar zu Tübingen. Nach der Rückkehr von der Universität in seine Vaterstadt begann er seine „Geschichte und Geist des Skepticismus, namentlich in Rücksicht auf Moral und Religion“ (2 Bde., Lpz. 1794). Theils als Erzieher, theils allein durchreiste er 1786—90 Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Im J. 1790 wurde er Professor der Theologie an der Universität zu Göttingen ernannt, wo er 1803 auch Consistorialrath ward und 5. Juli 1826 starb. Er war früher Rationalist, wendete sich aber später dem Supernaturalismus zu. Obschon er die ganze gelehrte Theologie umfaßte, so zeichnete er sich doch vorzüglich in der Kirchengeschichte und der Geschichte der theologischen Wissenschaften aus. Nächst der „Kirchlichen Geographie und Statistik“ (2 Bde., Tüb. 1804) sind hervorzuheben: „Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion“ (Gött. 1791); „Grundriß der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen“ (2 Bde., Gött. 1798—1800); „Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte“ (Gött. 1803; 3. Aufl., 1822); „Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral und der moralischen Dogmen“ (Gött. 1815; 3. Aufl., 1825). Auch umfaßt ihm die kirchenhistorische Literatur außer einer „Geschichte der Vorstellungen von der Wirklichkeit des Schauspiels“ (Gött. 1823), der „Lehre vom Selbstmorde“ (Gött. 1824), „Lehre vom Gewissen“ (Halle 1824), „Lehre vom Eide“ (Gött. 1824), „Lehre von der Ehe“ (Gött. 1824) und der „Lehre von der Freundschaft“ (Hannov. 1826) eine „Geschichte des Rationalismus“ (Gött. 1826); die „Geschichte der Sittenlehre Jesu“ (2 Bde., 1799—1823); „Versalgesichte der christlichen Kirche“ (Hannov. 1806; 5. Aufl., von Holzhausen fortgesetzt, Hannov. 1833); „Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften“ (Hannov. 1808); „Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien“ (Gött. 1819); „Geschichte der Moralphilosophie“ (Hannov. 1822); „Geschichte der theologischen Wissenschaften“ (2 Bde., Gött. 1810—11); „Geschichte und Literatur der Kirchengeschichte“ (herausg. von Hemsen, Hannov. 1827). Mehrere kritische Journale gab er selbst heraus, wie die „Kritische Bibliothek der neuesten theologischen Literatur“ (5 Bde., 1794—1800); „Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre überhaupt und der verschiedenen Glaubensarten und Kirchen insbesondere“ (5 Bde., Tüb. 1797—99); „Magazin für Kirchengeschichte, Moral- und Kirchengeschichte“ (4 Bde., Hannov. 1801—6); mit Tzschirner das

„Archiv für alte und neue Kirchengeschichte“ (5 Bde., Lpz. 1813—20) und mit Tischbierners Vater das „Kirchenhistorische Archiv“ (Halle 1823—26).

Staufen, s. Hohenstaufen.

Staunton (Sir George Leonard), bekannt durch seine Reise nach China, geb. 1737 zu Galway in Irland, studirte zu Montpellier Arzneiwissenschaften und beschäftigte sich dann in London mit schriftstellerischen Arbeiten. Im J. 1762 ging er als Arzt nach Ostindien, wo er sich die Freundschaft Lord Macartney's, Gouverneurs der Insel Madagaskar, erwarb, dessen Secretär er wurde und den er auch nach Ostindien begleitete, als er dieselbe die Statthalterschaft von Madras übernahm. Hier zeichnete er sich namentlich bei den Friedensunterhandlungen mit Tippe-Saib aus. Aus Ostindien 1784 nach England zurückgekehrt, sah er sich für seine geleisteten Dienste von der ostind. Gesellschaft zu einem Jahresgehalt von 500 Pf. St., von dem Könige aber 31. Oct. 1785 mit dem Titel eines Baronets von Irland belohnt. Auf der bekannten Gesandtschaftsreise Macartney's nach China 1792—94 begleitete diesen S. wiederum als Legationssecretär und hielt zugleich, um nöthigenfalls die Stelle des Lords vertreten zu können, den Titel eines ordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers. Nach seiner Rückkehr lieferte S. den Papieren Macartney's, seinen eigenen Bemerkungen und den Tagebüchern und Beobachtungen des Schiffsbefehlshabers, Sir E. Bower, eine Beschreibung dieser Reise unter dem Titel „An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the emperor of China“ (2 Bde., Lond. 1797, mit Karten und Kupfern; deutsch, 2 Bde., Zür. 1798). Sein Antheil an diesem Werke hatte John Barrow (s. d.). S. starb zu London 14. Jan. 1801. Decandolle nannte ihm zu Ehren eine Pflanze *Stauntonia*.

Staunton (Sir George Thomas), berühmter Reisender und Kenner der chines. Sprache, des Vorigen Sohn, geb. in Salisbury 26. Mai 1781, erhielt eine sorgfältige Erziehung unter der Aufsicht seines Vaters, den er 1792 nach China begleitete. Zurückgekehrt, studirte er in Cambridge, doch wurde er schon 1799 bei der Factorei der ostind. Gesellschaft in Canton angestellt. Zuerst war er Secretär, dann Präsident des Ausschusses der Factorei. Als 1816 Lord Amherst als Gesandter nach Peking geschickt wurde, war S. als königl. Commissar seiner Begleiter. Seine Kenntniß der chines. Sprache und des chines. Charakters befähigte ihn, bei den Verhandlungen mit der chines. Regierung wichtige Dienste zu leisten, namentlich schlichtete er 1814 einen bedenklichen Streit zwischen den Engländern und Chinesen. Im J. 1817 reiste er nach China auf immer. Für die Verbreitung der Kenntniß der chines. Literatur hat er Danks werthes geleistet. Er übersezte den Criminalcodex des chines. Reichs ins Englische (Lond. 1810) und die *Revue françoise* mit Anmerkungen von F. Renouard de Ste.-Croix, 2 Bde., Par. 1812) und die *Narrative of the Chinese embassy to the Khan of the Tourgouth Tartars in the years 1712, 14 and 15* (Lond. 1821). Außerdem schrieb er „Miscellaneous notices relating to the Chinese language“ (Lond. 1822). Sein Tagebuch über Lord Amherst's Gesandtschaftsreise er für Freunde drucken. Seine Kenntniß des Chinesischen bewies er dadurch, daß er eine Schrift über die Schutzpockenimpfung in chines. Sprache schrieb, welche die Einführung der Impfung in China zur Folge hatte. Auch das Leben seines Vaters beschrieb er in „Memoirs of the life and family of the late Sir George Leonard S.“ (Lond. 1823). Für die Hakluyt-Society übersezte er Mendoza's 1588 von Parke übersezte „History of the great and mighty kingdom of China“ (Lond. 1853) heraus. Seit 1818 war er mit wenigen Unterbrechungen Mitglied des Parlaments, zog sich aber 1852 von dem politischen Leben zurück. Geachtet als Mann von edelsten Charakter, genießt S. einer ehrenvollen Ruhe.

Staupenschlag (*fustigatio*) hieß die sonst gewöhnlich mit der Landesverweisung verbundene Auspeitschung, bei welcher der Verbrecher vom Henker durch die Straßen geführt und mit Ruthen auf den entblößten Rücken gepeitscht wurde. Erst hierdurch wurde die Landesverweisung zur entehrenden Strafe. Die gegenwärtigen Staatsverhältnisse gestatten nicht mehr, einen Verbrecher zuzuschicken, und so ist mit der Landesverweisung auch das eigentliche „Staupe schlagen“ außer Gebrauch gekommen.

Staupitz (Joh. von), Gönner und Freund Luther's, stammte aus einer adeligen Familie im sächs. Kurkreise und hatte schon früh durch Bibelstudium eine von der kirchlichen Orthodoxie abweichende religiöse Anschauung erhalten. Als Generalvicar des Cistercienserordens in Deutschland mit Luther bekannt geworden, ahnte er in diesem den Großen außerordentlichen Mann, half ihm durch milde Ermahnungen über innere





ner Maschine zu verfertigen, haben sich nicht als vorthellhaft erwiesen; man ist daher in England (namentlich in Birmingham) dabei stehen geblieben, nur die Köpfe mittels einer Maschine zu stellen, wobei dieselben aber nicht aufgesetzt, sondern durch Zusammenstauchen des Nadelendes selbst gebildet werden, auch nicht kugelig, sondern birnförmig ausfallen. Eine solche Maschine schlägt in einem Tage bei zwölfstündiger Arbeit etwa 48000 Köpfe, und zwei oder drei Maschinen werden von einem Mädchen beaufsichtigt.

Stednis, ein Flüsschen im Herzogthum Lauenburg, entspringt aus dem See von Mölln, mit dem Raseburger See in Verbindung steht und fließt in die bei Lübeck mündende Trave; ist canalisirt und mit der gleichfalls schiffbar gemachten, in die Elbe mündenden Delvenow oder Delvenow in Verbindung gesetzt. Die ganze Schifffahrtslinie zwischen der Elbe und der Trave heißt Stednis und begünstigt seit alter Zeit, indem schon 1398 die Lübecker 17 Schleusen zwischen dem Möllensee und der Elbe errichteten, den Verkehr zwischen der Elbe und Lübeck.

Stedinger oder **Stettländer** hieß ein Friesenstamm im Gaue Steding, im heutigen Oldenburg und Delmenhorst, der, sowol über den Druck des Abels als auch über die Habgucht der päpstlichen empfört, im 12. und 13. Jahrh. in aufrührerische Unternehmungen ausbrach. Von den Erzbischöfen von Bremen wurden die Stedinger seit dem Ende des 12. Jahrh. als hartnäckige Ketzer verfolgt, weil sie den Zehnten verweigerten. Der Papst Gregor IX. verhängte 1232 das Interdict wider sie und ließ, als ihnen Konrad von Marburg albigenfische Rekreien dichtete, 1234 einen Kreuzzug gegen sie predigen. Tausende wurden bei diesem Zuge getödtet, die Gefangenen verbrannt, die Wohnsitze mittels durchstochener Deiche überschwemmt oder durch Brand und Raub verwüstet, sodaß sich 1235 die Reste dieses freisinnigen Volkes ganz zerwerfen mußten. Vgl. Scharling, „De Stedingis“ (Kopenh. 1812).

Steele (Sir Richard), einer der sogenannten Essayisten, geb. zu Dublin 1671, besuchte die Charterhouseschule in London, wo er mit Addison Freundschaft schloß. Im J. 1692 ging er nach Oxford, widmete sich jedoch nur wenig den Studien und trat nach einigen Jahren als Freiwilliger unter die Leibgarde. Sein Witz und seine gute Laune machten ihm die Offiziere zu Freunden, die ihm bald zu einer Fähnrichsstelle verhalfen. Als solcher stürzte er sich in alle Vortheile des Zeitalters. Bisweilen überkam ihn zwar die Reue, er gelobte sich Besserung und schrieb, um sich selbst zu ermahnen, einen Aufsatz unter dem Titel „Der christliche Held“, den er auch drucken ließ. Da er jedoch in seiner Lebensweise keine Änderung vornahm, so setzte diese Schrift nur Spöttereien aus. Im J. 1701 trat er als Lustspielbichter auf mit „Funeral or grief à la mode“; 1703 folgte „The tender husband“, das wie das erste mit Erfolg gegeben wurde; sein nächstes Stück dagegen, „The lying lover“, mißfiel und schreckte ihn von der dramatischen Laufbahn ab, die er erst 1722 noch ein mal mit dem besten seiner Stücke „The conscious lovers“ betrat. In der Zwischenzeit hatte er sich mit Erfolg einem andern Felde zuwenden. Im J. 1709 begann er nämlich die Herausgabe des „Tatler“, einer Zeitschrift, in welcher allerhand Skizzen, Erzählungen, moralische Betrachtungen erschienen. Der „Tatler“, der 1711 aufhörte, fand ungemeinen Beifall; noch mehr der Nachfolger des „Tatler“, der „Spectator“, den S. in Gemeinschaft mit Addison herausgab und der zu acht Bänden anwuchs. Darauf gab S. 1713 den „Guardian“ heraus, der mit zwei Bänden geschlossen wurde. Für die drei Zeitschriften lieferte er 510, Addison 369 Aufsätze, die sich, abgesehen von ihrem sonstigen Werthe, durch Reinheit, Eleganz und Correctheit der Schreibart empfahlen und bald als Muster angesehen wurden. Im J. 1709 war S. Zeitungsschreiber unter den Whigs geboren; 1710 erhielt er eine Anstellung beim Stempelamte, die er auch unter den Tories bis 1713 hielt. Von da an gehörte er zur heftigsten Opposition. Er ließ sich auch ins Parlament wählen, aus dem er aber als Verfasser aufrührerischer Schriften ausgestoßen wurde. Unter Georg I. wurde er dafür Oberstallmeister zu Hamptoncourt und trat nun wieder ins Parlament. Zugleich blug man ihn zum Ritter und sandte ihn 1717 nach Schottland als Commissar zur Übernahme der eingezogenen Güter. Indessen verdarb er es bald wieder mit dem Ministerium und schied mit seinem Freunde Addison und zog sich nach seinem Landgute Kilmington bei Caerphilly zurück, wo er 1729 starb. Seine Lustspiele erschienen 1761, seine Briefe 1787. Dargestellt seinen Charakter in ein sehr vorthellhaftes Licht.

Steen (Jan), einer der berühmtesten holl. Maler, geb. 1636 zu Leyden, war der Sohn eines Bierbrauers. In Folge seiner Neigung für das Malen ließ ihm der Vater in Utrecht Unterricht ertheilen, dann wurde er Schüler des berühmten Brouwer und später J. van Goyen's, der ihn mit seiner Tochter Margarethe verheirathete. Obgleich sich S. schon sehr jung eines bedeuten-

zum des innern Lebens, Vielseitigkeit der Leistungen und eine glänzende Darstellungsgabe, wurde zu Stavanger in Norwegen 2. Mai 1773 geboren. Mit seinen Altern kam er 1779 nach Helsingör, wo er die gelehrte Schule besuchte, 1785 nach Roskilde und 1787 nach Kopenhagen. Wegen seiner stillen Religiosität und seiner Rednergabe zum Theologen bestimmt, griff ihn doch die durch Buffon angeregte Begeisterung für das Studium der Natur, die ihn nie wieder verlassen hat. Im J. 1790 bezog er die Universität und 1794 erhielt er ein Stipendium von 150 Thln. zu einer Reise nach Norwegen. Er brachte den Sommer 1794 in Bergen zu; im Herbst litt er auf einer Reise nach Deutschland in der Mündung der Elbe Schiffbruch und rettete nichts als sein Leben. Den Winter von 1794—95 verlebte er in Hamburg und 1796 ging er nach Kiel. Hier änderte sich seine Lage. Er hielt Vorlesungen über Naturgeschichte und zugleich gab er Privatunterricht. Indessen fühlte er das Bedürfnis einer speculativen Begründung der Naturwissenschaft. Spinoza hatte ihn mit sich selbst entzweit und fand, was er suchte, in Jena, wohin er mit Unterstützung des Grafen Schimmelmann ging. Schelling's Schriften und persönlicher Umgang versöhnten ihn mit sich selbst. Jener erkor ihn 1800 zum Recensenten seiner naturphilosophischen Schriften und so wurde er einer der begeisterten Anhänger der damals aufblühenden Naturphilosophie. Nachdem er in Jena Abjunct der philosophischen Facultät geworden, ging er über Berlin nach Freiberg, wo Werner sein Lehrer und Freund wurde. Hier schrieb er seine „Geognostisch-geologischen Aufsätze“ (Hamb. 1810), die er später in dem „Handbuch der Dryktognosie“ (3 Bde., Halle 1811—19) weiter führte. Nach seiner Rückkehr nach Dänemark 1802 erregte er zwar durch seine Vorlesungen in Kopenhagen große Theilnahme; da er jedoch durch die Ungunst einiger bedeutender Personen seine Thätigkeit gelähmt sah, folgte er 1804 einem Rufe zu einer Professur nach Halle, wo er die „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft“ (Berlin 1806) herausgab. Die J. 1807—9 verlebte S. bei seinen Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck und lehrte dann nach Halle zurück, wo er nicht ohne eigene Gefahr an den geheimen Unternehmungen der Patrioten in Preußen und Preußen Antheil nahm; im Herbst 1811 kam er nach Breslau. Hier stimmte, als die Zeit der Befreiung erschien, mit dem lebendigsten Eifer in Wort und That in die Begeisterung des Volkes ein. Mit Flammenworten regte er die Studirenden an, auch trat er selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris. Hierauf kehrte er zu seinem akademischen Lehrberufe nach Breslau zurück, wo er ordentlicher Professor der Physik und der philosophischen Naturlehre blieb, bis er 1831 einem Rufe an die Universität zu Berlin folgte, wo er 13. Febr. 1845 starb.

Was die geistige Thätigkeit dieses reichbegabten Mannes anlangt, so läßt sich das Gesamtbild derselben durch die Hinweisung auf seine naturphilosophischen Bemühungen keineswegs genügend abschließen. Zwar ist in dieser Beziehung neben den schon genannten Werken noch besonders seine „Anthropologie“ (2 Bde., Bresl. 1822) hervorzuheben, in welcher er sich bemühte, das Dasein des Menschen im Zusammenhange mit dem Universum zu begreifen, und nach später hat er seine fortgesetzte Theilnahme an diesen Studien in den „Polemischen Blättern zur Beförderung der speculativen Physik“ (2 Hefte, Bresl. 1829—35) bethätigt; allein außerdem hat S. mehrmals nicht nur auf das Wissen, sondern auch auf die Gesinnung des Zeitalters einzuwirken gesucht. Hierher gehört die Schrift „Über die Idee der Universitäten“ (Berl. 1809), sowie die „Über geheime Verbindungen auf Universitäten“ (Berl. 1835), mehr noch das Werk „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden“ (2 Bde., Berl. 1817), vor allem die „Caricaturen des Heiligsten“ (2 Bde., Lpz. 1819—21). Seine Ansichten vom Christenthum, sowie seine Abneigung gegen die kirchliche Union, welche ihn eine Zeit lang veranlaßte, in Breslau nicht nur für Gelehrte, sondern auch für die Bürgerklasse abgesonderte religiöse Versammlungen zu leiten, verwickelten ihn in mancherlei Streitigkeiten, über welche die Schrift „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben“ (Bresl. 1824; neue Aufl., 1831) Kunde gibt. Seine religiöse Auffassung, welche er in der Schrift „Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist“ (Berl. 1831) in Form einer persönlichen Confession deutlich darlegte, ist allerdings eine pietistische; aber sein Pietismus darf nicht mit jener gedankenscheuen Dumpfheit in eine Linie gestellt werden, die oft genug durch diesen Namen bezeichnet wird. Er ist vielmehr das Resultat eines innern Kampfes mit dem philosophischen Absolutismus der neuern Systeme, deren absolutem Erkenntnisprincipe er eine „absolute Hingebung“ im Glauben an den persönlichen Gott entgegenstellt. Mit diesen religiösen Zuständen und Erlebnissen in einer innigen Wechselwirkung stehen endlich wol auch die poetischen Productionen, ein Novellencyclus, die S. seit 1827 veröffentlichte. Es erschien zuerst „Die Ka-





S. trat schon in seinem 15. J. in östr. Kriegsdienste, wo er schnell die ersten Dienstgrade f. Nach den Feldzügen von 1805 und 1809 verließ er den Dienst und übernahm 1809 eine Sendung nach Königsberg. Im J. 1813 war er Generaladjutant des Feldmarschalls Schwarzenberg. Im J. 1814 erhielt er eine Sendung nach Norwegen, um vereint mit geordneten der vier Großmächte dieses Reich dem Könige von Schweden zu übergeben, 15 den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba er nach der Schweiz gesendet, um die Cantone zu dem erneuten Kampfe aufzufodern. er folgte er dem Kaiser Alexander nach Petersburg. Bei seiner Rückkehr nach Wien er zum Wirklichen Geh. Rath und 1824 zum Gesandten am sardinischen Hofe ernannt, letztern Posten er aber nicht antrat. Er starb 30. Dec. 1826. Als Schriftsteller und erwarb sich S. einen gefeierten Namen. Seine Schriften zeichnen sich durch Reinheit und Eleganz der Sprache aus. In seinen Gedichten erhob er sich zu einer edeln Begeisterung, er eine höhere Ansicht des Lebens festhielt. In seinen zahlreichen Lustspielen hat er die Schwächen und Thorheiten des Lebens, besonders in dem Kreise der kleinern Gesellschaft mit einer Wahrheit geschildert, aus der die Schattenseite der Welt wie aus einem Spiegel tritt. Seine Bildung war eine französische, was in seinen theilweise etwas frivolen Romanen vortritt. Doch kannte er die Alten, auch war er vertraut mit der philosophischen und literarischen Literatur der Deutschen. Seine „Gesammelten Schriften“ erschienen in sechs Bänden (Leipzig 1819—20).

Steiger nennt man im Bergwesen die etwa den Politern beim Maurer- und Zimmerhandwerk entsprechenden Aufseher der Bergleute. Sie gehen stets aus der praktischen Schule hervor, theilen sich in Ober- und Untersteiger, und ihre Zahl richtet sich nach dem Umfange des Grubenbaues und der Arbeiterzahl. Sie arbeiten ebenfalls nach Schichten wie die Bergleute. Steigerwald heißt ein ziemlich isolirtes wellenförmiges, nur bis 1200 F. hohes deutsches Gebirge in dem westlich von Bamberg befindlichen Mainwinkel zwischen Eltmann und Bamberg, in dem bair. Kreise Unterfranken und auf der Grenze von Mittel- und Oberfranken. Es steigt steil zum Main ab und hat einen Nadelwald von 8 QM. In Oberfranken liegt das kleine heimliche Ebrachthal und das berühmte Kloster-Ebrach, 2 M. westlich vom Markt Burg-Ebrach. Es war dasselbe ehemals eine reiche Cistercienserabtei, hat eine prächtige Kirche, im Anfang des 12. Jahrh. im goth.-byzant. Stile erbaut, mit einer großen Orgel, einer prächtigen Fensterrose über dem Portale, mehreren ausgezeichneten Gemälden, vielen Reliefs der Hohenstaufen und der Äbte des Klosters in Marmor und Alabaster.

Stein nennt man jedes feste und harte Fossil, welches für sich unschmelzbar und unentzündlich weber im Wasser, wie die Salze, noch in Olen, wie die Erdharze, auflöst, auch nicht, Metalle, unter dem Hammer strecken und dehnen läßt. Ein wissenschaftlicher Ausdruck für Mineralogie ist es jedoch nicht, denn es werden sowohl die sichtlich nicht gemengten, also scheinbar gemengten Fossilien, welche wiederum theils den Erden, theils den Metallen angehören, als auch sichtlich gemengten und demnach zusammengesetzten (Gebirgsarten) damit bezeichnet. Stein, ein Gewicht im nördlichen Europa, welches vorzüglich für Wolle, Flachs, Hanf und gebräuchlich ist, bisweilen für Flachs schwerer (und dann gewöhnlich doppelt so groß) als die alte und Federn, sodaß man dann einen schweren und einen leichten Stein unterscheidet. In Preußen, Sachsen, Ostreich, Baiern ist der Stein ein Fünftel des Centners, in Baden ein Viertel, in England (stone) ein Achtel, in Polen (kamien) ein Viertel des Centners u. s. w. Island hat der Stein (steyn) 3 neue Pfund oder Kilogrammes; der alte amsterdamer Stein doppeltes, zu 6 und zu 8 alten Pfund. In Schweden hat der Stein 32 Pfund; in Hamburg, Altona, Lübeck, Bremen, Oldenburg und Mecklenburg für Flachs 20, für Wolle 10 Pfund. In Belgien verkauft man den Flachs noch immer nach dem alten Stein, gewöhnlich nur das franz. Gewicht gilt.

Stein in medicinischer Hinsicht (calculus, lithos) nennt man krystallinische Gerinnungsmassen im Inneren des thierischen Körpers und unterscheidet auch für manche Fälle eine besondere Krankheit (lithiasis). Alle Flüssigkeiten des thierischen Körpers enthalten krystallisirende Stoffe, und bei krankhaften Zuständen werden diese Stoffe geneigt, sich als compacte Massen zu lagern. Diese nennt man dann entweder im Allgemeinen Concremente, wie man sie in den Blutgefäßen, im Herzen, in Drüsen, im Auge, im Uterus, in den Eierstöcken und in den Lungen nicht selten findet, oder, wenn sie mehr Niederschläge aus gewissen Absonderungen sind, Steine im engeren Sinne; letztere finden sich besonders in dem Speichel, in den Harnwegen und dem Urin, und man bezeichnet namentlich mit dem Worte Stein oft nur die



ie und Statistik des preuß. Staats" (Berl. 1819). Es schlossen sich an: sein „Handbuch der Naturgeschichte“ (2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1829) und seine „Reisen nach den vorzüglichsten Städten von Mitteleuropa“ (7 Bde., Lpz. 1827 — 29). Auch sein „Neuer Atlas der Welt“ (Lpz. 1814; 25. Aufl., 1850) und der „Kleine Atlas für Schulen“ (Lpz. 1812; 1830) sind zu erwähnen. S. starb zu Berlin 14. Juni 1830.

Stein (Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom und zum), ausgezeichnete deutscher Staats-, war 26. Oct. 1757 zu Nassau an der Lahn geboren und stammte aus einem uralten ränkischen Freiherrengeschlecht, in welchem sich der alte Geist ritterlicher Unabhängigkeit mit altväterischer Sitte erhalten hatte. Von trefflichen, streng religiösen Ältern erzogen, wurde er zur reichskammergerichtlichen Laufbahn bestimmt und machte zu dem Zwecke 1773 — Göttingen seine Studien in der Jurisprudenz und Staatswirthschaft. Nach einem kurzem Aufenthalt in Weplar unternahm er größere Reisen und entschloß sich die kammergerichtliche Laufbahn mit dem preuß. Staatsdienst zu vertauschen. Im Febr. 1780 ward er bei dem Departement unter Leitung des Ministers Heynig angestellt, stieg schon zwei Jahre später durch seine ausgezeichneten Leistungen zum Oberberggrath und erhielt im Febr. 1784 die Leitung der westfälischen Bergämter. In diesem thätigen und segensreichen Schaffen in der Grafen- und Marck wurde er im Mai 1785 durch eine diplomatische Sendung unterbrochen: er sollte den französischen Hof für den Fürstenbund gewinnen. Nach befriedigender Lösung dieser Aufgabe kehrte er nach Westfalen zurück und wirkte dort Jahre lang erst als Geh. Oberberggrath seit 1795 als Präsident der märkischen Kriegs- und Domänenkammer mit dem besten Erfolge. Eine Reihe wohlthätiger Schöpfungen, die Schiffbarmachung der Ruhr, die Verbesserung des Kohlenbaus, die Anlage neuer Straßen bezeichnen seine Verwaltung. Im J. 1797 zum Oberpräsidenten der westfälischen Kammer erhoben, konnte er seinem regen, unermüdeten und durchaus praktischen Schaffungstrieb noch viel weiteren Spielraum eröffnen. Ihm fiel die Aufgabe zu, die neu erworbenen westfälischen Bisthümer einzurichten, ein Amt, das er mit gewohntem Geschick erledigte. Nachdem er, von den großen Weltereignissen nicht auch keineswegs theilnahmslos, eine Reihe von Jahren in diesem Wirkungskreise gelebt, wurde eine ehrenvolle Berufung in den hannov. Staatsdienst abgelehnt, ward er im Oct. 1804 zum Chef des Accise-, Zoll-, Fabriken- und Commercialdepartements ins preuß. Ministerium ernannt. Was er in diesem neuen Berufe für Verbesserung der ihm untergebenen Geschäfte thun konnte, geschah. Dagegen wollte es ihm nicht gelingen, auf die Leitung der preuß. Verwaltung Einfluß zu gewinnen und sie von dem abschüssigen Weg, den sie damals ging, zurückzuführen. Eine echt conservative und streng religiöse Natur, voll Pietät dem Alten, soweit es ihm möglich, zugewandt, aller Beamten- und Militärdespotie tief abgeneigt, nach guter deutscher Art der Selbstregierung der Gemeinde und der Provinz die Gewähr für die Freiheit des Volks erblickend, dabei als Reichsritter im alten Sinne des Wortes der kleinstaatlichen Souveränität bitter verfeindet, dagegen einheitlich und kaiserlich gesinnt, konnte S. mit solchen Tendenzen der Revolution, wie sie sich in Deutschland geltend machte, sowie dem Bonapartismus aufs schroffste entgegenstehen. Aber seine Warnungen und Rathschläge verhallten in der Luft. Er mußte die Katastrophe von 1806 erleben mit dem Bewußtsein, daß er sie vorausgesehen, aber nicht hatte hindern können. Als der Hof nach Ostpreußen geflüchtet, überzeugte S. wohl von der Nothwendigkeit bedeutender Änderungen im Staatswesen; aber auf die dringend geforderte Reorganisation der obersten Verwaltung wollte man nicht eingehen, vielmehr ließ man seinen Eintritt in das neue Ministerium von dieser Umgestaltung und der Befreiung des Cabinetschreiberregiments abhängig machen, erhielt er vom König im ungnädigen Jan. 1807 seinen Abschied. S. kehrte jetzt nach Nassau auf seine Güter zurück. In der Folge sah er den vollen Umsturz der alten Monarchie, der im Tilsiter Frieden erfolgte, und die neuen Gedanken am preuß. Hofe zu Memel erweckte, so erhielt S., merkwürdigerweise durch Napoleon dazu empfohlen, schon im Juli 1807 abermals den Ruf ins Ministerium, und er gab die Kränkung, die er erlitten, um mit voller Freudigkeit an der Wiederaufrichtung des Vaterlandes zu arbeiten. Sein Wirkungskreis war nun an der Spitze der Revisionscommission und mehrerer Departements ein fast unbeschränkter. Was er in diesem Amte im Sept. 1807 bis Nov. 1808 gethan, bildet einen inhaltschweren Abschnitt der preuß. Geschichte. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Herstellung des freien Grundeigenthums, die collegialische Umgestaltung der Administration und eine Reihe anderer Maßregeln, welche den Staat über die furchtbare finanzielle Krisis hinausbrachten, fielen in diese Periode. Es galt ihm, einen freien Bauern- und Bürgerstand zu schaf-





zu vervielfältigen. Zu den beiden ersten Arten bedient man sich einer chemischen Tusche chemischer Kreide, zu letzterer der kalten Nadel, auch nach Befinden der übrigen Instrumente apferstcher. Die Steinplatten, welche man zum Steindruck anwendet, bestehen aus Kalk, und Kiesel-erde und werden in Baiern gefunden. Die besten, welche von feinem Bruch eicher Farbe sind, liefert das Dorf Solenhofen (s. d.). Die gelblichen sind gröber und wei- nie von einer perlgrauen und ganz gleichen Farbe sind die tauglichsten zu vollendeten Zeich- n. In dem Bruche findet man dieselben zwar gleich in Tafeln von verschiedener Stärke, können sie auf diese Art nicht zur Lithographie angewendet, sondern die eine ihrer Ober- muß erst ganz abgeschliffen und mit weichem Bimsstein und Wasser polirt werden. Diese n dienen sodann für alle Arten Schriften oder Zeichnungen mit der Feder oder in vertief- mter. Für Kreidezeichnungen verlangt jedoch die Platte eine andere Zubereitung, indem hr durch Reibung mit Silbersand das Ansehen einer mattgeschliffenen Glastafel gibt. kann die Vorzeichnung mit Bleistift machen oder mit Röthel, den man auf dünnes Pa- rieben hat, und mit einer stumpfen Nadel durchzeichnen. Die chemische Tusche, welche ür Schrift- und Federzeichnungen anwendet, besteht aus zwei Theilen weißen Wachses, heilen Schellack, einem Theile Seife, einem halben Theil Unschlitt und einem Theil Lam- i und die chemische Kreide aus drei Theilen weißen Wachses, einem Theil Schellack, zwei e Seife, einem halben Theil Mastix, einem Theil Unschlitt und anderthalb Theilen Lam-. Für die Lithographie bedient man sich der Stahlfedern. Die größte Sorgfalt und Rein- sowie Verhütung, daß der Hauch nicht während der Arbeit auf die zu bezeichnende fällt, ist das erste Erfoderniß, wenn man ein gutes Ergebniß der Arbeit auf dem Papier will. Die Zeichnungen mit der chemischen Kreide müssen frei und fest aufgetragen sein; r solche mit fester Hand gemacht sind, desto besser werden sie sich später abdrucken. muß man sich hüten, die Farbe des Steins bei den Arbeiten, sowie es gewöhnlich bei ngen auf farbiges Papier der Fall ist, mit als halbe Tinte in Anschlag zu bringen: im heil müssen auch die feinsten Löne sorgfältig mehre male bis aufs höchste Licht über- werden, um dann beim Abdruck auf weißes Papier die Zeichnung in Harmonie zu se- Die stärksten Drucker und schwärzesten Stellen, welche ganz undurchsichtig sein sollen, an dann mit dem Pinsel und der chemischen Tusche auftragen. Die vertiefte Manier Nadel erfordert folgende Behandlung: Nachdem der Stein ganz glatt geschliffen und t, übergießt man ihn mit einer Mischung von zwei Theilen Scheidewasser auf 100 Theile emwasser, spült selbigen gehörig ab und streicht mittels eines Pinsels eine dünne Auflö- n Arabischem Gummi und Wasser darüber, läßt diese eine kurze Zeit darauf und wischt n Stein ganz rein ab. Nachdem er getrocknet ist, mischt man einen Grund aus 24 Thei- ffer, worin zwei Theile Arabisches Gummi aufgelöst sind, mit vier Theilen Ruß, reibt ohl untereinander, bestreicht die ganze Platte mit einem breiten Pinsel damit ganz gleich- und läßt die Oberfläche trocknen. Nun kann man die Durchzeichnung auf diesen schwar- und bringen und die Zeichnung durch Einschneiden mit der Nadel vollenden. Es ist nicht daß die Striche sehr tief sind, es genügt schon, wenn die Nadel den schwarzen Grund ungen und den Stein ganz leicht aufgerissen hat. Den dadurch entstandenen Staub an mit einem feinen Pinsel immer sorgfältig aus den Vertiefungen. un die Zeichnung, in Feder- oder Kreidemanier, vollendet, so breitet man, ehe der Druck n werden kann, eine Mischung von Säure, Wasser und Gummi darüber aus. Man Gummi im Wasser zergehen und thut dann das Scheidewasser hinzu. Diese Mischung an mit einem feinen Pinsel ganz gleichförmig auf die Zeichnung auf und läßt sie trocken Wenn zum Abdruck der Zeichnung geschritten werden soll, wird diese Mischung, welche Stunden darauf gelassen hat, mit Wasser wieder heruntergenommen. Die Zeichnung ird nun mit einer mit Flanell und Kalbleder überzogenen hölzernen Walze, auf der sich ickschwärze befindet, nach allen Richtungen übergangen. Die Zeichnung, die vor jedem e mit einem feuchten Schwamm überfahren wird, nimmt das Schwarz auf, ohne daß den übrigen Stein beschmutzen kann, was durch das Anfeuchten verhindert wird. Ist e Weise die Zeichnung völlig eingeschwärzt, so wird das ebenfalls schwach gefeuchtete darauf gelegt, das Ganze mit einem in einen Rahmen gespannten Leder bedeckt und so e Presse gezogen. Hierauf wird der Abdruck sanft vom Steine abgezogen, dieser wieder et, wieder Farbe aufgetragen u. s. w., und so kann sich bei sorgfältiger Behandlung der ng sowol als des Drucks dieses Abdrucken einer Platte 2—5000 mal wiederholen, ohne





Akademie zu Dresden, wurde 1791 zu Steinla bei Hildesheim geboren. Seine ersten Studien machte er an der Akademie in Dresden, wo schon seine frühesten Arbeiten, mehre Portraits in der Linienmanier, zu schönen Erwartungen berechtigten. Sodann begab er sich nach Italien, zu Florenz unter Morggen und zu Mailand unter Longhi bald eine hohe Stufe der Kunst erreichte. Dort vollendete er auch seinen Stich nach Tizian's berühmtem Christum den Zinsgrofchen, der sich durch meisterhafte Durchführung, außerordentliche Zartheit und Kraft auszeichnet. Sodann stach er das in Dresden befindliche Bild von Fra Bartolo und den Kindermord nach Rafael's Zeichnung, ferner die Holbein'sche Madonna der Berliner Galerie, eins der ausgezeichnetsten Werke des Grabstichels, voll Wahrheit und Leben von hohem malerischen Reiz, welches ihm von der pariser Akademie die große goldene Medaille erwarb. Seine neuere Arbeit ist der nicht minder vollendete große Stich nach Rafael's griechischer Madonna. Gegenwärtig ist der Künstler mit einer Nachbildung der Rafael'schen Madonna mit dem Fische beschäftigt, zu welchem Zweck er 1852 nach Madrid gereist war, um dem dortigen Original seine Zeichnung zu vergleichen.

Steinle (Joh. Eduard), einer der namhaftesten Vertreter der neuern religiösen Malerei in Deutschland, wurde 1810 in Wien geboren und dort an der Akademie ausgebildet. Er schloß sich der Overbeck'schen Richtung an, welche er mit aller Innigkeit, jedoch mit der dieser Schule eigenen Beschränkung verfolgte. Seit 1837 setzte er in München darauf in Rom, besonders durch Cornelius angeregt, seine Studien fort. Doch zeigen seine Werke weniger die energisch-großartige Richtung dieses Meisters, als vielmehr die sinnigeren, dem Mittelalter näher stehende Overbeck's. Im J. 1839 malte er Jakob mit der Kette ringend, sodann eine Madonna, eine Jeanne d'Arc zu Pferde u. A. Um dieselbe Zeit führte er auf Schloß Rheineck im Auftrage von Bethmann-Hollweg die Fresken der Kapelle aus. Sodann begann er 1843 Fresken im hohen Chore des Doms zu Köln, die Christus auf Goldgrund darstellend, Schöpfungen von großartigem Ausdruck. Seit 1844 er im Kaisersaale zu Frankfurt das Urtheil des Salomo. Im J. 1850 erhielt er am d. Städel'schen Institut die Professur der Historienmalerei. Seitdem hat er in frischer Thätigkeit eine große Anzahl von Bildern, darunter auch Porträts, im Geiste des 16. Jahrhunderts aufgefaßt, gemalt. Zugleich fertigte er eine Menge von Zeichnungen, die durch den Stich und die Lithographie allgemein bekannt sind.

Steinmasse oder künstlicher Stein wird auf mannichfache Weise hergestellt, wobei im Allgemeinen als Hauptvorthail den Umstand ins Auge faßt, daß Gegenstände von beliebiger Gestalt in Formen verfertigt werden können, also die kostspielige Steinmetz- und Bildhauerarbeit erspart wird. Zu den künstlichen Steinproducten gehören z. B. schon die aus Lehm gebrannten Ziegel, die auf gleiche Weise aus andern Thonmischungen hergestellten Bausteine andererseits die Nachbildungen der Edelfeine durch Glasflüsse. In engerm Sinne hierher zu rechnen: der Stuckmarmor aus Gyps, der röm. Cement, Portland-Cement (Gemenge von Sand, Kalksteinmehl, Bleiglätte und Leinöl), Harzcement (aus Kalksteinpulver und gelbem Harz oder Kolophonium), verschiedene Arten für Schleifsteine (z. B. aus Schellack und gepulvertem Smirgel) u. s. w.

Steinmörser sind nicht zum Werfen der Bomben, sondern nur für die kleinern Granaten wie Spiegelgranaten, Kartätschen und Steine, bestimmt. Sie erhalten einen größern Durchmesser als die Bombenmörser, denen sie in den übrigen Einrichtungen gleich sind. Gewöhnlich werden sie aus Eisen gegossen, theils der Ersparniß wegen, theils weil die Bronze auf Eisensteinen sehr bald leiden würde.

Steinöl, s. Erdöl.

Steinoperationen nennt man diejenigen chirurgischen Operationen, welche die Entfernung der Steine in der Urinblase bezwecken. Die gänzliche Beseitigung des Übels erlangt man nur durch den Steinschnitt oder die Lithotomie (lithotomia oder cystotomia), die darin besteht, daß man von außen her mit dem Messer die Harnblase öffnet, um einen oder mehrere steinförmliche Steine auszuziehen. Die Häufigkeit der Steinkrankheit (s. Stein) erzeugte diese Operation schon im hohen Alterthume, und bei den alten Aegyptern gab es eine Klasse von Menschen, welche die Ausführung dieser Operation zu einem besondern Gewerbe machten. In den medicinischen Schriften des Alterthums wird derselben häufig gedacht; die Araber und Ärzte des Mittelalters überhaupte scheinen sie wieder den besonders darauf eingeübten Chirurgen überlassen zu haben, bis seit dem 17. Jahrh. von den ausgezeichnetsten Ärzten und Chirurgen der größte Fleiß darauf verwendet wurde, durch Verbesserungen der Methoden

Instrumente, sowie durch Übung und dadurch erlangte Fertigkeit die mit der Operation verbundenen Gefahren und Schmerzen zu vermindern. Durch diese Bestrebungen hat man nach und nach nicht weniger als acht Methoden des Steinschnitts beim Manne und neun beim Weibe kennen gelernt, welche sich gegenseitig den Vorrang streitig machen. Einer der Hauptunterschiede zwischen diesen Methoden liegt in dem Orte des Einschnitts in die Harnblase, welcher sowohl von oben, aus der Blase, als auch von dem untersten Theile desselben, dem Mittellappen, aus oder endlich durch den Mastdarm gemacht werden kann. Allein die Operation des Steinschnitts schien von jeher den Ärzten mit so großer Gefahr verbunden, daß man Mittel suchte, den Stein auf andere Weise zu entfernen. Zu diesem Zwecke schlug man viele sogenannte steinauflösende Arzneimittel (*remedia lithontripica*) vor, deren Anwendung aber ohne Erfolg war. Auch gelangen verschiedene Versuche, den Stein auf gewaltsame Weise, aber ohne die Operation zu zertrümmern und so die Krankheit zu heilen; allein die Schwierigkeit des Vorgehens und die Unsicherheit des Gelingens hinderten eine allgemeinere Verbreitung des befolgten Verfahrens. Endlich gelang es nach vielen Versuchen dem pariser Arzte Guérin ein Verfahren auszumitteln und Instrumente zu erfinden, wodurch er die Möglichkeit, mit Erfolg eine solche Operation auszuführen, nachwies. Er machte seine Erfindung 1823 öffentlich bekannt und operirte selbst mit solchem Glücke, daß er bald viele der ausgezeichnetsten Chirurgen, welche Gelegenheit hatten, sich in der neuen Methode (*Lithotritie* oder *Lithotripsie*) zu üben, unter seine Anhänger zählte. Das von ihm angegebene Instrument besteht aus einer catheterartigen silbernen Röhre, 8—10 Zoll lang und $3\frac{1}{2}$ Linien im Durchmesser haltend, die aber am untern Ende offen ist und in welcher sich eine zweite Röhre befindet, deren unterer Drittheil in drei aus elastischem Stahle gearbeitete und an ihrem Ende leicht umgebogene Fortsätze getheilt ist, welche, sobald sie aus der äußern Röhre hervortreten, auseinanderweichen und die Art Zange mit drei Fängen darstellen. Innerhalb dieser Röhre ist wieder ein Bohrer vorhanden, der ziemlich beweglich sein muß. Hierzu kommen noch verschiedene weniger wesentliche Vorrichtungen, welche durch Fixirung des Instruments und Angabe der Beschaffenheit des Steins die Operation mehr Sicherheit geben. Diese selbst wird nun, abgesehen von den Vorbereitungen, als Gewöhnung der Harnröhre an die Aufnahme dieses etwas umfangreichen Instruments, Vorrichtungen in die Blase u. s. w., auf die Art bewerkstelligt, daß man die Röhre, in welcher sich die andern Instrumentstücke verborgen liegen, durch die Harnröhre bis in die Blase und den Stein führt, hierauf vorsichtig die zweite Röhre vorschiebt und sich mittels der Fänge an den Stein bemächtigt und ihn festhält, sodas der nun vorwärts bewegte und gedrehte Bohrer die Zertrümmerung ausführen kann. Das Instrument wird sodann, nachdem Bohrer und Zangenzange an ihren frühern Ort zurückgezogen worden sind, herausgenommen und die Operation in Zwischenräumen von mehreren Tagen so oft wiederholt, bis sich keine Steine mehr finden. Die Instrumente sowie die Operationsmethode selbst haben durch Amussat, Leroy, Meisner, Heurteloup, Wartmann, Wenzl, Jacobson u. A. noch mancherlei Veränderungen erfahren, welche sich jedoch sämmtlich auf dasselbe Princip stützen. Zwar gibt es noch Fälle, in denen die Lithotritie nicht angewendet werden kann und deshalb der Steinschnitt vorzuziehen ist, jedoch ist die Ausführung der letztern Operation durch die Erfindung der erstern bedeutend eingeeignet worden.

Steinpappe (*cartonpierre* der Franzosen), woraus Reliefornamente für das Innere von Gebäuden verfertigt werden, ist eine Zusammensetzung aus aufgeweichtem und zerkleinertem Marmor, angemacht mit Leimwasser und versetzt mit Thon und Kreide.

Steinsalz nennt man das in der Natur massenhaft vorkommende *Epsomnatrium*, welches als solches unmittelbar in Steinbrüchen oder Bergwerken gewonnen wird, oder aber seine Auflösung in Wasser zu natürlichen oder künstlichen Salzquellen, Soolquellen, Verflüchtigung gibt. Die natürlichen Salzquellen liefern in der Regel keine gesättigte Salzsoole, als man die durch Bohrarbeiten oder sogenannte Sinkwerke erlangten ihnen vorzieht. Als solches gewonnene Steinsalz ist gewöhnlich nicht rein genug, um es als Kochsalz verwenden zu können, und wird in diesem Falle zur Verwendung für den menschlichen Haushalt wieder in Wasser aufgelöst und die Solution dann eingesotten. Steinsalz findet sich gewöhnlich mit Gyps, Anhydrit und Thon zusammen als unregelmäßige Einlagerung in sehr tiefen durch das Meer abgelagerten Flöszformationen. Innerhalb bestimmter Ländergebiete findet es aber in der Regel nur in einer oder in zweien der übereinander liegenden Formationen vor. In Deutschland, mit Ausschluß der Alpen, kennt man es nur in der Triasgruppe und in der Zechsteinformation. Alle süddeutschen Salinen, namentlich die schwäb., benutzen

das zwischen den Muschelkalk (das mittlere Glied der Triasgruppe) eingelagerte Stein- Die mittel- und norddeutschen Salinen benutzen dagegen die Steinsalzlager des Zechsteins, des Buntensandsteins und des Muschelkalks. Bei Staßfurt unweit Magdeburg hat man letztere gegen 1000 F. mächtig erbohrt. Das Alter des Steinsalzes der Kalkalpen (bei Hall, Halle, Hallstadt u. s. w.) ist noch etwas zweifelhaft. Die sehr mächtigen und weitverbreiteten Steinsalzlager Galiciens (z. B. bei Wieliczka) sind tertiär, die bei Gordonna in Spanien sollen der Kreidegruppe angehören, ebenso die in Nordafrika. Im Onondagogegebiet Nordamerikas fand man Steinsalz in der Grauwackenformation, und so scheint es denn in der That von keiner andern Ablagerung ganz ausgeschlossen, nur aber innerhalb derselben sehr sporadisch vertheilt zu sein. Vgl. von Alberti, „Halurgische Geologie“ (2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1852).

Steinschneidekunst oder **Lithoglyptik** nennt man die Kunst, Gegenstände auf oder in Steinen erhaben oder reliefartig darzustellen, oder dieselben vertieft in Steine einzugraben. Die erstere Art dieser Glyptik (s. d.) mag sehr früh geübt worden sein und ihren Ursprung bei den Babyloniern genommen haben. Durch diese kam der Gebrauch, geschnittene Steine zu tragen, zu den Hebräern. Nach Andern wurde die Steinschneidekunst zuerst in Indien geübt. Die Ägypter schnitten in die härtesten Steine vertiefte Arbeit ein. Doch auch bei den Griechen und den schon früh geschnittene Steine als Siegelringe gebraucht. Als einer der frühesten Künstler dieses Fachs wird Mnesarchus, der Vater des Pythagoras, genannt, der den Ring des Perikrates schnitt, von welchem die Alte Welt sich so wunderbare Märchen erzählte. Wahrscheinlich waren diese ältern Arbeiten sämtlich Tiefschnitte, sogenannte Intaglien (Intaglios). Die in den Scarabäen echt ägypt. Ursprungs und in den ihnen nachgebildeten griech.-etrusk. mit denselben Vorstellungen im alten Stil die ältesten Proben dieser Kunst erhalten sind, möchte wegen der Form der Steine, die als Käfer geschnitten sind, vielleicht Bedenken erregen. (S. Scarabäus.) Indes sind die Proben geschnittener Steine aus der Zeit des gewaltigen Stils, d. h. vor den Perserkriegen, so selten, daß man den genannten Steinen den Vorrang des Alters zugestehen muß. Mit dem Zeitalter Alexander's d. Gr. scheint die Blüte der Glyptik zusammenzufallen; wir können wir von dem Verdienste des Pyrgoteles, des Apollonides und Cronius nur nach schriftlichen Zeugnissen urtheilen, da echte Arbeiten dieser Künstler nicht bekannt sind. So mag die Kunst der Hochschnitt oder die Cameen (s. d.), wobei man gern zwei verschiedenfarbige Schichten desselben Steins, die eine zum Grunde, die andere zu dem darüberliegenden Relief benutzte, erst aus dieser zweiten Periode herkommen. Die Künstler dieses Fachs nahmen die Meisterwerke der Sculptur zum Gegenstand und zu Vorbildern, und besonders unter den Kaisern röm. zu Rom diese Kunst zu großer Verbreitung gediehen. Die Namen Dioskorides, Apollonides, Aulos, Hyllos, Enejus und Solon bezeichnen uns die Werke der höchsten Vollendung in dieser Kunst, während die uns erhaltenen bedeutendsten Arbeiten, der Dux der heiligen Kapelle in Paris, die Apotheose des Kaisers Claudius darstellend, der den Patroklos beklagende Achilles und der Kopf des Julius Cäsar, ebenso wie das sogenannte Mantuanische Gefäß, die Etruskische Tasse, die Tasse zu Neapel und das Balsamarium im Museum zu Berlin, in Rücksicht des Kunstwerths von größerer oder minderer Bedeutendheit sind. Eine Menge Namen griech. Zusammensetzung wurden im 15. Jahrh. auf geschnittene Steine gesetzt, als durch die Wiederentdeckung dieselbe Liebe für geschnittene Steine und Dactyliotheken erwachte. Schon Pomponius weihete die Dactyliothek des Mithridates auf dem Capitol, Julius Cäsar sechs Tafeln mit Edelsteinen in dem Tempel der Venus. Berühmt waren später die Sammlungen des Herodes Atticus, Vespasian u. A. Doch hielt diese weitverbreitete Liebe die Kunst nicht aufrecht. Die Proben des Verfalls aus den Zeiten der spätern Kaiser finden wir in der reichen Classe der Abraxassteine (s. d.) und in einigen seltenen Arbeiten aus der Zeit der Byzantiner, sowie in mehreren Glaspasten aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. Seit Gallienus wurden die Zeichen dieses Verfalls immer auffallender. Da aus dem Stoffe dieser Kunstwerke kein Nutzen zu ziehen war, so erhielten sich selbst in den Zeiten der größten Nichtachtung der Kunst Gemmen (s. d.) in hohem Werthe und fanden an Heiligenscheinen, an Monstranzen, in Reichthümern und an Prachtgewändern eine ausgezeichnete Stelle, die sie für Zeiten bewahrte, wo ihr Kunstwerth unabhängig vom Stoffe anerkannt wurde. Schlagend hat sich dies durch die am Kaiser der Heiligen drei Könige im kölnen Dom und an der Tumba der heil. Elisabeth zu Marburg erhaltenen bewiesen. Darf man nach den bis jetzt bekannt gewordenen Überresten schließen, so wurden in Byzanz und Konstantinopel mehr Arbeiten dieser Art gefertigt als im Abendlande. Der Stein mit dem Kopfe der Michilde, der Gemahlin Karl's des Kahlen, gehört zu den so seltenen Überresten aus dieser Periode, daß er nebst einigen christlichen Darstellungen, die man



Urkunden und andern besonders benannten Gattungen des Betrugs. Andere auf eine strafbare Weise überlistet und in Schaden bringt, z. B. Waaren verpfändet, welche nicht existiren, während der dem Gläubiger auf eine listige Weise entzieht und ähnliche Handlungen begeht. Nach der neuern Strafgesetzgebung geht diese Kategorie strafbarer Handlungen in dem Betrug auf.

Stellung, f. Attitude.

Stellvertretung ist im Militärwesen die in manchen Staaten dem Militärpflichtigen gesetzlich erlaubte Beschaffung eines Andern, der für ihn in den Heeresdienst tritt. Entweder läßt Ersterer sich mit seinem freiwilligen Ersatzmann selbst mit Geld abzufinden, oder der Staat, was für das Heer vorzuziehen ist, übernimmt gegen Zahlung einer mäßigen Summe das Beschaffen der Stellvertreter, wobei vorzugsweise ausgebildete tüchtige Soldaten, die wieder eintreten wollen, zu wählen sind. Durch die Stellvertretung wird dem bürgerlichen Verkehr und Gewerbfleiß manche Störung erspart und der Armee ein Kern alter Soldaten gewonnen, aus welchem die bei kurzer Dienstzeit so schwer zu ergänzenden Unteroffiziere genommen werden können. Allerdings sind aber durch diese Einrichtung wiederum die Vermögenden vor dem Heere begünstigt und insofern wird auch die allgemeine Wehrpflicht umgangen.

Stelzen waren schon im Alterthume bekannt, wurden jedoch damals bloß auf dem Theater gebraucht. Die Schauspieler, welche sich derselben bedienten, hießen Grallatores. Im gewöhnlichen Leben gebraucht man sie gegenwärtig in der Bretagne, in den Pontinischen Sümpfen und überhaupt, um sumpfige Gegenden zu durchwandern. Für die Jugend sind sie zur Übung des Balancirens und zur Stärkung der Armmuskeln zu empfehlen.

Stempel (botanisch), f. Pistill.

Stempel. Die Bezeichnung eines Gegenstandes durch Stempelung, d. h. durch ein gedrucktes Zeichen, kann mancherlei Zwecke haben, z. B. die Identität desselben zu wahren, Verwechslungen zu verhüten, das Datum festzustellen, zu bezeugen, daß eine Waare geprüft und gut gefunden worden ist (f. Schauanstalten), zu bescheinigen, daß etwas vorgezeigt worden ist u. s. w. Aus solchen Anwendungen eines Stempels entstand mit der Zeit die Besteuerung des bürgerlichen Verkehrs in der Weise, daß gewisse schriftliche Verhandlungen nur auf gestempeltem Papier (Stempelpapier) geschrieben werden dürfen, wofür eine gewisse Abgabe, die Stempelabgabe, deren Werth in dem Stempel ausgedrückt ist, entrichtet werden muß. Die Holländer sollen die Ersten gewesen sein, welche im Anfange des 17. Jahrh. diese Besteuerungsform einführten. Nach und nach wurde sie fast in allen Ländern üblich und macht in einigen vornehmlich in England, einen beträchtlichen Theil der Staatseinnahme aus. Man besteuert damit den bürgerlichen Verkehr, gerichtliche und außergerichtliche Contracte, Wechsel und Quittungen, die Bestellungen der Staatsbeamten, Adelsdiplome, die Erlaubnißscheine zu bürgerlichen Gewerben und andere Ausfertigungen der Regierung, die gerichtlichen Eingaben, kirchlichen Atteste, die Kalender, Spielkarten und besonders auch Zeitungen. Es hat diese Form der Besteuerung das Bequeme, daß sie in kleinen Summen erhoben wird und nie einen Ruhestand gestattet, weil der Staat das Stempelpapier nur gegen baares Geld zu verkaufen braucht. Ubrigens trifft sie zumeist die bemittelten Classen, weil die arbeitenden einen geringern streitbaren Verkehr haben. Drückend kann die Stempelabgabe werden durch ihre Größe. Unangenehm ist es, wenn die Gültigkeit der Handlung selbst, z. B. eines Vertrags, einer Quittung, von dem Gebrauche des Stempelpapiers abhängig gemacht wird, statt die Unterlassung, welche aus leichtfertiger Unachtsamkeit herrühren kann, nur, außer der Nachzahlung des Stempelbetrags, einer mäßigen Geldstrafe zu belegen. Bei den gerichtlichen Verhandlungen hat das Stempelpapier für das Publicum die Wirkung der Gerichtsporteln, nur mit dem Unterschiede, daß voraus bezahlt werden muß. Hier kommt es also auch auf die staatswirthschaftliche Frage an, inwieweit Gerichtsgebühren gerecht und zweckmäßig sind. Die Stempelabgabe wird theils nach gewissen allgemeinen Sätzen (Classenstempel), theils nach dem Werthe des Objects (Werthstempel oder Gradationsstempel) erhoben.

Stempelschneidekunst oder **Stempelglyptik** nennt man die Kunst, mittels stählerner Instrumente Figuren, Buchstaben u. s. w. in Stempel zu schneiden. Man nimmt dazu weichen Stahl, der erst, nachdem er geschnitten, gehärtet wird. Die Gegenstände, welche in den Stempel kommen sollen, werden entweder erhaben dargestellt oder vertieft, je nachdem es das Bedürfnis des Abdrucks fodert. Buchstaben werden hineingeschlagen mittels gewöhnlicher, gut gehärteter Buzzen oder Punzen. Eigentlich bezeichnet man mit Stempel nur die ältere starke Art des Stempels für Münzen; die neuern, weniger starken Stempel hingegen nennt man Bläncen, die Stempel für Medaillen Stöße oder Medaillenstöcke. Die ältesten Proben von Stemp-

plastik geben die griech. Münzen, deren rohe Bilder nur auf eine Seite des linsenförmig gegossenen Metallstücks (des Schröttings) aufgedrückt sind, indem im Augenblicke des Prägens die Rückseite auf ein Metallstück aufgelegt wurde, das sich nothwendig dabei tief eindrückte (numi asiatici, oder numi quadratorum incusorum). Eine andere Art eingedrückter Stempel findet man auf den Münzen von Kroton, Posidonia und andern Orten, bei denen die eine Seite einen abenen Typus, die andere einen sehr ähnlichen vertieften zeigt. Aus der Zeit des gewaltigen Stils, d. h. vor den Perserkriegen, sind wenige Proben auf uns gekommen, mehr aus der Zeit des hohen und edeln Stils, der in diesen kleinen Kunstwerken um die Zeit Alexander's d. Gr., in den Städten Großgriechenlands und Siciliens aber schon etwas früher aufkam. Indes nur wenige dieser Kunstwerke selbst sind die Namen der Künstler uns erhalten. Vgl. Raoul-Lafayette, „Sur les gravures des monuments grecs“ (Par. 1851). Wahrscheinlich waren die Münzschneider, deren Verfahren so verwandt ist (s. Steinschneidekunst), die eigentlichen Verfertiger der Stempel, die aus Stahl oder aus gehärteter Bronze gemacht wurden, die man wie Eisen zu glühen verstand. Griechenland war auch in der Stempelschneidekunst Roms Lehrerin. Die ältesten ober- und mittelital. Münzen waren gegossen aus Bronze und von großem Vortreflichkeit. Doch schon in der letzten Zeit der röm. Republik prägte man, und das Gießen der Schrötlinge gehörte mit zu den eigenthümlichen Geschäften der röm. Münzmeister. Von den röm. geprägten Münzen sind die des Augustus bei weitem die vorzüglichsten; doch gibt es noch aus der Zeit Hadrian's einzelne Werke von größter Schönheit, und erst mit den Antoninen wird der Verfall der Kunst sichtbar. Als das Metall immer schlechter wurde, verfiel auch das Gepräge. Die verschiedenen Gründe, welche den Verfall der Künste im Allgemeinen verursachten, wirkten auch auf die Stempelglyptik ein. Der Übergang von den letzten röm. und byzantin. Münzen zu den karolingischen Denaren und zu den Bracteaten war sehr allmählig. Die Vorbilder zu den letztern gaben die Siegel der Urkunden der Kaiser und Päpste. Durch die große Fläche der Bracteaten war den Stempelschneidern Raum zu den mannichfaltigsten Verzierungen geboten. Aber die Münzen blieben noch lange ganz barbarisch, als die übrigen Künste längst einen bedeutenden Aufschwung genommen hatten; erst seit dem 12. Jahrh. bemerkt man in den europ. Münzen ein Streben nach gefälligerer Form. Die franz. Tournois, die florent. Liliengülden, das Geld der Venediger und Pisaner wurden durch die Weltverhältnisse bekanntesten und als Vorbilder nachgeahmt. Auf den Goldmünzen Kaiser Friedrich's II. bemerkt man zum ersten mal wieder ein Eingehen auf antike Vorbilder, das indes dann wieder in der Zeit ohne Nachfolge blieb. Im 14. Jahrh. zeichnete sich namentlich das reiche Flandern und Brabant durch schöne Münzen aus. Im Allgemeinen wurden die antiken Münzen, besonders die röm. Großbronzen, Muster für die neuere Stempelglyptik und für die Schaumünzen, namentlich waren es ital. Künstler, die seit dem Anfange des 15. Jahrh., wo die Denkmünzen häufiger wurden, große Berühmtheit hierin erlangten. Mehrere der ausgezeichnetesten waren zugleich plastische Künstler. Die von den Medicern ausgehende Liebhaberei für antiken Steine vermehrte die Anzahl der Künstler, die sich in solchen kleinen Werken groß machen konnten, und die Länder diesseits der Alpen theilten namentlich zur Zeit des kunstliebenden Maximilian I. einen Geschmack, den besonders auch kunstgelernte Goldschmiede zu befolgen sich bemühten. Mehrere vortreffliche Arbeiten dieser Periode konnten nur durch die Verbindung der Goldschmiede und Münzmeister entstehen, deren Zünfte sich in Augsburg 1447 voneinander trennten. In Leipzig blieben sie länger vereinigt, wie die Arbeiten vom Meister S. L. der Zeit des Kurfürsten Moriz von Sachsen beweisen. Besonders vortrefflich ist eine ungarische Porträtmedaillon der ersten Hälfte des 16. Jahrh., welche zwar nicht geprägt, sondern in Speckstein oder feinem harten Holz geschnitten und in Metall abgegossen wurden. Von dieser Art schuf Albr. Dürer; den höchsten Ruhm aber erlangten Hans Schwarz von Augsburg und Heint. Reiz von Leipzig. Auch die eigentlichen, übrigens auch meist nur gegossenen deutschen Medaillen dieser Zeit stehen hinter den italienischen nicht zurück und selbst ein Thaler, wie z. B. der Morizthaler des J. 1544 von H. Reiz, haben hohen Kunstwerth. Längs dauerte in Italien diese Blütezeit länger. Die steigende Liebe zu alten Münzen veranlaßte die ital. Stempelschneider, anfangs des Studiums halber, später, als man ihre Arbeiten vortrefflich fand, zur Täuschung, alte Typen nachzuahmen. So entstanden die Paduaner, Mantiner, Cavinianer, Parmesaner, Carteronianer u. s. w., die für die Geschichte der Stempelglyptik von großem Interesse sind. Wie man auf geschnittenen Steinen griech. Inschriften nachahmte, so auch auf Münzen, nur fehlte die Gelehrsamkeit, um die Täuschung scheinbarer zu verhindern. Am meisten blühte die Stempelschneidekunst in Rom; Köpfe und Reverso der päpstl.

das unter dem frühern Statthalter, Renskiöld, ganz in Verfall gerathen war. Als der König von Dänemark, Friedrich IV., von dem Unglück der Schweden bei Pultawa benachrichtigt, in Schonen einfiel, wußte S. ohngeachtet der schwierigsten Lage Schwedens dem mächtigen Widerstand zu leisten. Er stellte sich an die Spitze von 8000 Mann alter und 12000 neu ausgehobener Truppen und schlug den das Land verwüstenden Feind 28. Febr. 1710 bei Helsingborg. Mit einem neuen schwed. Heer kam er 1712 nach Pommern, griff 20. Dec. Gadebusch im Mecklenburgischen die Dänen an, schlug sie abermals, rückte hierauf in Holstein ein und verbrannte 9. Jan. 1713 auf den Rath des Ministers, Grafen Wellingk, dem er in offiziemäßiger untergeordneter Stellung war, das wehrlose Altona. Da er sich zu tief in das Holsteinische verlor, wurde er von den dän., russ. und sächs. Truppen bei Tönningen so eingeschlossen, daß er mit seinem Heere 6. Mai 1713 kriegsgefangen ergeben mußte und nach Kopenhagen in Verwahrung gebracht wurde. Ein Versuch zur Flucht führte zur engsten und schmachlichsten Kerkerhaft, in der er 1717 starb. In der Einsamkeit beschäftigte er sich mit Filigranarbeiten in Silber, welche noch jetzt in Kopenhagen, Lund und Upsala aufbewahrt werden. Auch schrieb er eine Nachricht von seinen Leiden auf einzelne Stückchen Papier, die er in einem mit doppeltem Boden versehenen Kasten verbarg, der später nebst seiner Leiche an seinen Sohn nach Schweden gelangte. Hier ward diese Aufzeichnung aufgefunden und 1773 in Lönbom's „Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden“ veröffentlicht. Sie ist in dem ergreifendsten Tone geschrieben. S. war ein Mann von großen Talenten und stand bei Karl XII. in hoher Achtung. Seinen politischen Gesinnungen stimmte er den Grundsätzen seines Schwiegervaters, Bengt Oxenstierna, bei und widerrieth das Eindringen Karl's XII. in Polen. Er war freimüthig in der Theilung seiner Ansichten und ein eifriger Freund seines Vaterlandes. Vgl. „Mémoires de M. le comte de S., par Mr. N.“ (Hff. 1745).

Stendal, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Uchte und der Magdeburg-Wittenberge-Hamburger Eisenbahn, früher die Hauptstadt des Mark Brandenburg. Altmark, zählt 7484 E., hat sechs Kirchen, unter denen sich die Marienkirche besonders der 1188 gestiftete Dom durch seine schönen Backsteinverzierungen und seine Freskomalereien auszeichnen, ein Gymnasium, eine Rolandssäule, ein dem berühmten, hier gebornen Kunstkennner Winckelmann errichtetes, von Wichmann modellirtes Denkmal, bedeutende Webereien und Fabriken in Wolle, Baumwolle, Tapeten, auch Tabacksspinnerei, Handschuh- und Tuchmanufacturen. S. ist der Sitz der Generalcommission zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in der Provinz Sachsen. Bei der 1258 erfolgten Theilung des Mark Brandenburg ward S. der Regierungssitz der ältern oder stendalschen Linie des Hauses Askanien, welche Johann I. stiftete und welche 1520 mit Heinrich dem Jüngern erlosch. S. wurde unter Kurfürst Johann Cicero eine Buchdruckerei angelegt, aus welcher 1488 der erste in der Altmark gedruckte Buch hervorging. Sein Sohn Joachim I. verweilte hier gern und starb daselbst 1535.

Stendal, Schriftstellernamen des Henri Beyle (s. d.).

Stenographie (griech., d. h. Engschreibkunst) nennt man die mit möglichst größter Raum- und Zeitersparniß bewirkte Darstellung des Gedachten und Gehörten in lesbaren Schriftzeichen. Sie besteht aus so kurzen und schmalen, oft mannichfach verbundenen Zügen bestehende, dabei selbst schnell gesprochenes treu wiedergebende und ziemlich leicht zu lesende Schrift bedingt nicht allzu große Schreibgewandtheit, sondern auch auf wissenschaftliche Bildung begründete und von der Aufmerksamkeit begleitete Sprachfertigkeit. Bei niedriger gestecktem Ziele freilich, wo die Stenographie bloß zum Nachschreiben langsam gesprochener Predigten, zu Briefen u. s. w. verwenden will, verringern sich jene Anforderungen, und dennoch werden fünf Sechstel der Zeit, die man bei der gewöhnlichen Schrift verwenden muß, dabei erspart. Eine den angegebenen Bedingungen genügende stenographische Schrift erheischt ein Alphabet, das für jeden Laut als dessen schriftliches Abbild ein aus den Bestandtheilen der Current- und Currentschrift entnommenes Zeichen enthält. Initialen und Dehnungen fallen dabei weg, wol aber nicht die gewöhnlichen Schreibmomente der Geläufigkeit, wie Bindestriche, schräge Lage und dergleichen rechter und stumpfer Winkel Berücksichtigung. Hierzu kommt noch die Bildung von Siglen, wodurch Silben, Wörter und Wortverbindungen mit einem oder wenigen Buchstaben ausgedrückt werden. Diese Siglen ähneln unsern Abkürzungen, wie a. a. D., z. E. Monogramme (s. d.) heißen sie, wenn jene Schriftkürzungen auf eine bestimmte Weise, wie etwa „Pfund“ durch unser Pf, bezeichnet sind. Zeit und Mühe werden durch die Anwendung einer Schnellkürzschrift reichlich vergütet, denn der Nutzen derselben ist vielfach. Er

ntenschrift, da die oft vorkommenden Schattenstriche die Benutzung des Pergaments mit fast völlig ausschließen. Beide Systeme rühmen die Geschmeidigkeit, Verbindungs- it, Schreibflüchtigkeit und Schönheit ihrer Züge. Hinsichtlich der Eleganz der Schrift ist „Stenographische Lesebuch“ (2. Aufl.) vom Kammerstenographen Räsch in Dresden noch unübertroffen da. Wie in Berlin ein stenographischer Verein, dessen „Anleitung“ in sechster Auflage erschienen, mit Zweigvereinen in Breslau, Dresden u. s. w., so besteht Gabelsberger'sche Centralverein in München, dem sich Vereine in Wien, Dresden, Leipzig angeschlossen haben. Dieser gibt „Stenographische Blätter“, jener unter R. Witte's Namen „Archiv für Stenographie“ heraus. Gabelsberger's System ist auf den Universitäten, München, Leipzig u. s. w., das Stolze'sche hingegen auf den preuß. Hochschulen. Außer den schon erwähnten und den Schriften beider Erfinder verdienen noch die des stenographischen Instituts und des Professor Wigard in Dresden Erwähnung, sowie seit Lamsie's „Anleitung zur Stenographie, nebst lexikographischen Tabellen“ und eine volle Abhandlung in Löw's „Pädagogischer Monatschrift“ (1852, Heft 5 und 7) von ii. Außerdem sind aus Gabelsberger's Schule noch zu erwähnen die Preisschrift „Kurz- & Lehrbuch“ (Münch. 1853) und Fischer, „Journal für Stenographie“ (Gera 1854 fg.).

Sten Sture, Reichsstatthalter von Schweden, 1470—1504, stammte aus einer vornehm-schwed. Familie. Sein Vater hieß Gustav S. und seine Mutter war eine Schwester König VIII. Knutson von Schweden. Nach Karl's VIII. Tode wurde S. Reichsstatthalter in Schweden, das unter seiner Verwaltung sich sehr wohl befand. Denn wenn auch der König von Schweden zeitweilig in Schweden als König anerkannt wurde, so mußte sich S. doch trotz der Feindschaft des Adels, der lieber einen fremden König als einen eingeborenen an der Spitze des Reiches sah, und trotz wiederholter Aufstände, welche gegen den Reichsstatthalter gerichtet waren, seinem mehr als königl. Ansehen zu behaupten. Er führte die Buchdruckerei in Schweden ein, stiftete die Universität zu Upsala und zog zum Besten des Landes gelehrte Männer nach Schweden. Die Unabhängigkeit des Landes behauptete er so schlau gegen Dänemark, daß er die nordische Union, ohne sie ganz zu lösen, doch völlig unschädlich machte. Er starb 1504. — Sten Sture, so verdienen auch die ihm nachfolgenden beiden Reichsstatthalter, Swante Nilsson Sture, 1504—12, der aus der Familie Natt och Dag stammte, und dessen Sohn, der Jüngere Sture, der Jüngere, 1512—20, die volle Bewunderung der Nachwelt. Sechzehn Jahre lang schützten sie ihr Vaterland gegen alle Unternehmungen Dänemarks und das Volk gegen den Druck der Geistlichkeit und den oft noch härteren Druck der Großen. Der Kampf des Jüngeren Sture gegen den Erzbischof Gustav Trolle bestehen mußte, war ein Kampf gegen die vereinigte Macht der schwed. Geistlichkeit und der Aristokratie. In der Schlacht von Brunkeberg gegen die Dänen wurde Sten Sture tödtlich verwundet und starb 1520. Stentor war einer der Griechen vor Troja, der sich durch eine so gewaltige Stimme auszeichnete, daß er, wie Homer sagt, schreien konnte wie 50 Männer zusammen. In seiner Gestalt verkörperte die Fabel die Griechen zum Kampfe gegen die Troer. Nach ihm wird eine ungewöhnlich starke Stimme Stentorstimme genannt.

Stenzel (Gust. Adolf Harald), verdienter Geschichtsforscher, geb. 21. März 1792 zu Göttingen, wo sein Vater Corrector am Gymnasium war, erhielt daselbst seine erste wissenschaftliche Ausbildung und bezog 1810 die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren; doch sehr bald entwickelte er seine Neigung der Philologie und, durch Dippold aufgemuntert, ausschließlich der Geschichte zu. Im März 1813 verließ er Leipzig, um an dem Freiheitskampfe gegen Frankreich zu nehmen. Als freiwilliger Jäger wohnte er mehreren Gefechten bei, bis er im Dezember 1813, an der Spitze seines zum Sturm auf das Dorf Sehestedt bei Kiel geführten Bataillons verwundet, gezwungen wurde, seinen Abschied zu nehmen. Nach seiner Genesung kehrte er nach Leipzig zurück, wo er sich im Febr. 1815 habilitirte und zahlreiche geschichtliche Vorträge hielt. Zu Ostern 1817 begab er sich nach Berlin, wo er gleichfalls mit Beifall über seine Vorlesungen las, die „Geschichte der deutschen Kriegsverfassung“ (Berl. 1819) und das „Handbuch der deutschen Geschichte“ (Dessau 1820) schrieb, dem er später einen „Anhang zum Handbuch der deutschen Geschichte“ (Lpz. 1824) folgen ließ. Hierauf erhielt er 1820 eine außerordentliche Professur zu Breslau, 1821 die Stelle als Archivar des schles. Provinzialarchivs, 1827 eine ordentliche Professur und 1832 in Anerkennung seiner Bemühungen um das schles. Archiv das Amt als Geh. Archivrath. Als die Frucht seiner fortgesetzten historischen Studien erschien sein erstes Hauptwerk „Die Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern“ (Lpz. 1827—28). Für die von Heeren und Ukert herausgegebene „Geschichte der europ.



chichte meiner Amtssuspension" (Hildburgh. 1835). Ihm verdankt man die allgemeine Einführung eines verbesserten Leseunterrichts. Von 1787 — 1837 veröffentlichte er viele Schriften über philosophische, theologische, hauptsächlich aber pädagogische Gegenstände, die jetzt freilich ihren Werth meist verloren haben. Zu erwähnen sind nur: „Andriß der Staaterziehungswissenschaft" (Weisensf. 1797); „System der öffentlichen Erziehung" (Berl. 1805; 2. Aufl., Erl. 1813); „Ausführliche Beschreibung meiner einfachen Methode" (Erl. 1814); „Ausführliche Anweisung zum Rechnenunterricht" (Münch. 1817); 2. Aufl., 1826); „Das allgemeine kanonische Recht der protest. Kirche in Deutschland" (Lüb. 1825); „Über Gymnasien, ihre Bestimmung und Einrichtung" (Erl. 1828); „Schulfreund" (10 Bdchen., Erl. 1811 — 17), wovon der „Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten" (Bdchen. 11 — 26, Erl. 1818 — 34) und der „Neue Schulfreund" (Bdchen. 27 — 34) Fortsetzungen waren. S. starb 24. Dec. 1850 zu Gorkau in Preußen.

Stephanie (Christian Gottlob), eigentlich Stephan, ein berühmter Schauspieler, wurde Breslau 1753 geboren. Aus Neigung für die Kunst entsagte er dem Kaufmannsstande, den sein Vater ihn bestimmt hatte, und engagierte sich 1756 bei der Schuch'schen Gesellschaft in Breslau. Mit Eckhof und Kirchhof arbeitete er auf Veredlung der Bühne hin. Da Schuch diesem Streben entgegen war, indem er für die extemporirte Komödie mit dem Publikum sehr eingenommen, so verließ S. mit seinen Freunden die Gesellschaft und ging nach Glogau, dann nach Mitau und 1760 als Hoffschauspieler nach Wien. Hier mußte er sich zwar nach dem Geschmack des Publicums bequemen und an der beliebten extemporirten Komödie Theil nehmen; nach und nach aber wußte er den regelmäßigen Stücken Eingang zu verschaffen, schon 1762 wurde bestimmt, daß wöchentlich wenigstens ein regelmäßiges Stück gegeben werden sollte. Zugleich suchte er durch eine Monatsschrift, die er 1766 unter dem Titel „Geheime Schriften zum Vergnügen und Unterricht" herausgab, in gleichem Sinne auf den Geschmack des Publicums zu wirken. Schon 1768 wurden wöchentlich nur noch zwei Poffen gegeben, und als Affligio um diese Zeit das deutsche Theater wieder übernahm, war der Geschmack der Zuschauer so verändert, daß dieser sich umsonst bemühte, denselben zur extemporirten Komödie zurückzuführen. S. würde den Rabalen Affligio's haben unterliegen müssen, nicht die Kaiserin Maria Theresia ihn in Schutz genommen hätte. Auch als dramatischer Schriftsteller machte er sich durch die „Neueste Frauenschule", „Die Liebe in Corsica" und den „Weiberfeind" vortheilhaft bekannt. Eine Sammlung seiner „Sämmtlichen Schauspiele" (5 Bde.) ließ er in Wien 1761 erscheinen. In spätern Jahren spielte er mit großem Erfolg edle, zärtliche Väter, Vormünder u. dergl., wie früher Liebhaber und Helden. Seine Hauptrolle war Diderot's „Hausvater". Er starb 1798 und war bis zu seinem Tode am Theater thätig. — Sein Bruder, Gottlieb S., ebenfalls Schauspieler in Wien, hat auch einige Werke geschrieben.

Stephanus ist der Name dreier Heiligen der röm.-kath. Kirche. — Der erste, vorzugsweise benannte heil. Stephanus, dessen Gedächtnistag die christliche Kirche auf den 26. Dec. hat, war einer von den sieben ersten Diakonen der Christengemeinde zu Jerusalem, den man wegen seines Glaubens an Jesus 36 oder 37 n. Chr. als Gotteslästerer steinigten. — Der zweite Heilige ist Papst Stephan I. (s. Stephan). — Der dritte Heilige ist Stephanus I., von Ungarn, der gegen Ende des 10. Jahrh. die christliche Religion in Ungarn einführte, weshalb nach seinem Tode canonisirt wurde. Wegen seiner Verdienste erhielten seine Nachfolger auf dem ungar. Throne vom Papste den Titel „Apostolische Majestät", und ihm zu Ehren stifteten sie den ungar. St.-Stephansorden.

Stephanus von Byzanz, ein griech. Geograph gegen Ende des 5. Jahrh. n. Chr., verfaßte unter dem Titel „Ethnica" oder „De urbibus" ein geographisches Wörterbuch, welches nicht nur die Namen der Völker und Städte, Berge und Flüsse angibt, sondern auch über den mythischen Ursprung ganzer Nationen oder einzelner Orte mit Beibringung von Stellen aus den alten Classikern berichtet. Vollständig ist dieses Werk nur noch in einem Bruchstücke, das übrige in einem Auszuge des Grammatikers Hermolaus, der im 9. Jahrh. lebte, vorhanden. Die beste Ausgabe besorgte Westermann (Lpz. 1839) und vor Al. Meineke (Bd. 1, Berl. 1849).

Stephanus (Robertus), eigentlich Robert Etienne, gleichberühmt als Gelehrter wie als Buchdrucker, geb. 1503 zu Paris, der Sohn des Buchdruckers Henricus S., widmete sich den geistlichen Studien und besaß die gründlichste Kenntniß des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen.

bräuschen. Nach seines Vaters Tode arbeitete er einige Jahre gemeinschaftlich mit seinem Vater Simon de Colines (Colinaeus) und besorgte eine Ausgabe des Neuen Testaments, welche alle früher erschienenen an Correctheit übertraf und wegen ihres bequemen Formats gefällig war, aber auch, zumal da er sich der Luther'schen Lehre zugewendet hatte, den Haß der Sorbonne zuzog. S. heirathete bald darauf die Tochter des Buchdruckers Jobocus Badius Petronella, welche der lat. Sprache vollkommen kundig war. Um 1526 errichtete er eine Druckerei unter seinem Namen, aus welcher eine Reihe der schätzbarsten Werke hervorging. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker bereicherte er größtentheils mit Notizen und Emendationen. Dabei sorgte er eifrig für Correctheit und heftete zu dem Zwecke die Probebogen öffentlich an, indem er für entdeckte Fehler Belohnungen versprach. Anfangs druckte er mit den Kosten seines Vaters und Simon's de Colines, aber um 1532 ließ er eine zierlichere Schrift verfertigen, mit welcher er die schöne lat. Bibel von 1532 druckte. Sie zog ihm neue Aufträge zu, vor denen er sich nur durch den besondern Schutz des Königs Franz I. und durch Versprechen sichern konnte, in Zukunft nichts ohne Zustimmung der Sorbonne zu thun. Darauf gab er 1534 die erste Ausgabe seines trefflichen „Thesaurus linguae Latinae“ heraus, den er in jeder folgenden mehr vervollkommnete. Im J. 1539 wurde er zum königl. Drucker für das Lateinische und Hebräische ernannt. Auf sein Ansuchen ließ Franz I. die neuen Schriften gießen, welche die königl. Druckerei in Paris noch jetzt besitzt. Neue Aufträge, die ihn wegen seiner Bibelausgabe von 1545 trafen, wurden zwar abermals von der Sorbonne abgewehrt, da sie aber nach dem Tode desselben nur heftiger begannen, sah er sich genöthigt, Frankreich zu verlassen. Er ging 1552 nach Genf, wo er zur ref. Kirche übertrat und mit seinem Schwager Konrad Badius das Neue Testament französisch druckte, eine neue Druckerei einrichtete und 1559 starb. Sehr geschätzt sind unter Anderm seine hebr. Bibeln (4 Bde., 4.; 8 Bde., 8.), die lat. Bibel (1538—40), das Neue Testament (1550), das er sonst als das schönste in griech. Sprache gedruckte Buch ansah, seine „Historiae ecclesiae scriptores“, des Eusebius „Praeparatio et demonstratio evangelica“, die erste Ausgabe des Dionysius von Halikarnas und des Dio Cassius, sowie die des Cicero, Terenz und Plautus.

Nicht minder berühmt als der Vater ist sein Sohn, Henricus S. oder Henri Estienne zu Paris 1528. Er war mit glücklichen Anlagen ausgerüstet und widmete sich mit Vorzug dem Griechischen. Der berühmte Peter Danes war sein Lehrer, auch genoss er den Unterricht des Jakob Tusanus und Adrian Turnebus. Schon als 20jähriger Jüngling gab er seine Bemerkungen zum Horaz heraus. Außerdem hatte er die mathematischen Wissenschaften mit Eifer studirt. Er reiste zwei mal nach Italien, um die Schätze der dortigen Bibliotheken zu nutzen, und brachte kostbare Abschriften mehrerer Classiker mit. Als er 1552 nach Paris zurückkehrte, schickte sich gerade sein Vater zur Abreise nach Genf an. S. folgte, wie es scheint, dem Vater dorthin, war aber 1554 wieder in Paris, wo er mit Beziehung auf das seinen Vater von Franz I. gegebene Privilegium um Erlaubniß zur Anlegung einer Druckerei antrat. Anfang 1557 begann er auch in einer eigenen Druckerei einige Werke herauszugeben, bei ihm Ulrich Fugger mit Geld unterstützte. Aus Dankbarkeit nannte sich S. bis zum Tode seines Beschüßers einen Buchdrucker Fugger's. Da er der neuen Lehre öffentlich anhängte, so wurde er nur zu oft seine Ruhe gestört und sich in seinen Arbeiten unterbrochen. Im J. 1561 gab er die lat. Übersetzung des Herodot von Valia aufs neue heraus. Die Sammlung für das griech. Wörterbuch, welche schon sein Vater begonnen hatte, setzte er mit Eifer fort und gab 1572 den „Thesaurus linguae Graecae“ (1572; neue Ausg., Lond. 1816—26; neueste Ausg. von Dindorf, Hff. 1836 fg.) heraus. Der Auszug, den Scapula gleich nach dem Tode des Vaters besorgte, bewirkte, daß der Absatz nur langsam erfolgte, und so gerieth S. in die äußerste Noth. Nach Deutschland machte er eine Reise, um sich neue Hülfquellen zu eröffnen, ihm aber nicht gelingen wollte. Er zog sich endlich vom Hofe zurück und lebte zu Paris, Frankfurt, Genf und Lyon. Auf einer Reise nach letzterm Orte wurde er krank und starb im Hospital 1598, wahrscheinlich in Geisteszerrüttung. Unter seinen zahlreichen Ausgaben, die zwar minder schön sind als die seines Vaters, aber ihnen an Gehalt und Correctheit nachstehen, zeichnen sich vornehmlich aus die „Poetae Graeci, principes heroici carminum“ (1566); „Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina“ (1560, 1566 und 1580); „Sammlung philosophischer Gedichte“ (1573); die Sammlungen der griech. Worterklärer und Grammatiker, als Anhang seines „Thesaurus“, der griech. Rhetoren (1567), der griech. Geschichtschreiber und der röm. Geschichtschreiber (1568), der griech. Redner (1575), der griech. Ärzte nach Galen; ferner eine große Menge griech. und röm. Classiker. Vgl. Passow.

n Raumer's „Historisches Taschenbuch“ (1831). — Sein Sohn, Paulus S., von —1626, ein zu Genf durch den Unterricht der berühmtesten Männer seiner Zeit, sowie vielfache Reisen tüchtig gebildeter Mann, zeichnete sich wie der Vater durch treffliche Aus-classischer Dichter und Redner, die aus der von ihm in seiner Geburtsstadt errichteten Lerei hervorgingen, gleichfalls rühmlich aus. — Der Buchdrucker Charles Etienne, ein Robert's, wurde durch sein „Dictionnaire historique etc.“ (Genf 1546; ergänzt von Dr. 1670 und Lond. 1686) der Vorläufer der engl. geographischen Wörterbücher. — legte dieses durch siebzehn Mitglieder berühmten Geschlechts, Anton Etienne, stark blind im Hôtel-Dieu in Paris. Über die ganze Familie Etienne, welche 170 J. lang die graphie und die Wissenschaft wesentlich förderte, vgl. Renouard, „Annales de l'imprimerie des Etienne“ (2 Bde., Par. 1838; 2. Aufl., 1843).

Stephenson (George), ein Hauptbegründer des jetzt über die ganze civilisirte Welt ver-breiteten Eisenbahnsystems, war der Sohn armer Eltern in einem Kohlenmeiler bei Newcastle wurde 9. Juni 1781 geboren. Sein erstes Geschäft bestand in der Bedienung der Dampf-ne, die an der Mündung der Kohlengrube gebraucht ward. Hier legte er sein mechani-sches Talent durch die Reparatur und zweckmäßigere Einrichtung eines Pumpenwerks an den Ort, an welchem gelernte Ingenieure ihre Kunst vergeblich versucht hatten. Er avancirte dem-nächst zum Aufseher, zeichnete sich durch seine Leitung der großen Kohlenwerke Lord Ravens-wood bei Darlington aus und baute 1812 für einen bei denselben angelegten Schienenweg eine Locomotive. Gleichzeitig mit Sir Humphry Davy hatte er das Verdienst, eine Sicher-maschine für Grubenarbeiter zu erfinden, was ihm einen Ehrenpreis von 1000 Guineen ver-diente. Bei dem Festmahl, welches ihm bei dieser Gelegenheit gegeben wurde, erklärte er, die-selbe auf die Erziehung seines Sohnes Robert verwenden zu wollen, der in der Folge das rene Genie des Vaters durch seine wissenschaftliche Bildung vervollständigte. Unter der Leitung S.'s wurde die erste für den allgemeinen Verkehr bestimmte Eisenbahn von Stockton nach Darlington erbaut und 1825 vollendet. Für die Liverpool-Manchesterbahn erbot er sich, die Dampfswagen herzustellen, der die Schnelligkeit von 10 engl. Meilen in der Stunde er-reichte. Der Parlamentsausschuß, dem er seinen Plan vorlegte, behandelte ihn als einen Irren, aber bei der Probefahrt übertraf er noch seine Versprechungen: die von ihm ge-machte Locomotive bewegte sich mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 15 M. fort, ge-gen Preis und entschied dadurch die größte Revolution in der Mechanik, die seit Erfin-dung der Dampfmaschine durch Watt eingetreten ist. Der Ruhm S.'s war jetzt gesichert, und die von ihm in Newcastle errichtete Maschinenbauanstalt erwarb er bald ein sehr bedeuten-des Vermögen. In Verbindung mit seinem Sohn brachte er die Dampfswagen zu ihrer heuti-gen Vollkommenheit, wie er denn auch für jede neuenteufende Eisenbahn in England, Amerika und dem europäischen Continent die ersten Locomotiven lieferte. Als Zeichen des Dankes von ihm dem Eisenbahnwesen, sowie der Industrie überhaupt geleisteten Dienste wurde ihm der Beschluß gefaßt, seine Statue auf der großen Eisenbahnbrücke über den Tyne aufzu-stellen, welche den Namen S.-Brücke erhielt. Er war zuletzt auch Eigenthümer mehrerer Kohlen-gruben und der großen Eisenwerke von Claxcroft und starb zu Tapton-House bei Chesterfield am 1. 1848. — Stephenson (Robert), Sohn des Vorigen, geb. 1803 zu Wilmington, studirte auf der Universität Edinburgh, unterstützte dann seinen Vater bei dessen Ingenieurarbeit-Unternehmungen und gewann auch seinerseits einen auf den Bau einer Locomotive er-theilten Preis von 500 Pf. Sterl. Im J. 1832 wurde ihm die Leitung der projectirten Great-Birmingham-Eisenbahn übertragen, die er trotz bedeutender Schwierigkeiten zu Stande brachte, worauf noch die Blackwall-, Norfolk-, Aylesbury- und verschiedene andere Ei-senbahnen unter seiner Aufsicht erbaut wurden. Sein Meisterstück war jedoch die Errichtung der Great-Wharfedale-Brücke über den Renselarsanal (s. Britanniabrücke), die 1847 begonnen, 1850 voll-endet wurde und zu den wunderbarsten Werken unsers Jahrhunderts zählt. S. entwarf ferner den Plan zur Eisenbahn über den Isthmus von Suez, sowie zu mehreren Schienenwegen in Frankreich und der Schweiz, baute 1846—49 die Brücke über den Tyne bei Newcastle und 1853 nach Canada, um die Arbeiten zu einer ähnlichen bei Montreal einzuleiten. Seit 1848 Parlamentsmitglied für Whitby, schloß er sich in der Politik den Conservativen an. 1850 war er auch Mitglied der zur Anordnung der Weltindustrieausstellung ernann-ten Commission. Von seinen Schriften nennen wir die „Bemerkungen über atmosphärische Dampfen“ (deutsch von Weber, Berl. 1845).

Steppe heißt im Russischen so viel wie Wüste oder flaches, dürres Feld. Der Name doch in der Erdkunde von den derartigen Landstrichen des russ. Reichs auf alle großen als Gattungsname übertragen worden, welche baumlos, mehr oder weniger gleichmäßig Gras und Kräutern bewachsen, durch den Mangel an Anbau und Bevölkerung und an Beförderung mehr oder weniger öde und der Wüste verwandt sind. Geognostische Beschaffenheit Klima sind es vornehmlich, welche den größten Ebenen der verschiedenen Erdstriche eine ähnliche Physiognomie ertheilen, und diese sucht die Geographie durch Aufnahme der Bezeichnungen, mit welchen die Bewohner ihrer verschiedenen Erdstriche ihre Ebenen bezeichnen zu deuten. So unterscheidet man denn die Steppen des russ. Reichs und Innerasiens, die Norddeutschlands, die Landes im südwestlichen Frankreich, die Pustten in Ungarn, die Savannen oder Prairien Nordamerikas, die Llanos und Pampas in Südamerika, die Wüsten in und verschiedenen Theilen Asiens. Vgl. A. von Humboldt, „Über die Steppen und Wüsten“ in seinen „Ansichten der Natur“ (Bd. 1, 3. Aufl., Stuttg. und Tüb. 1849). Die Steppen des russ. Reichs bleiben zum Theil nur aus Mangel an arbeitsamen Händen unangebaut.

Sterbefassen sind Lebensversicherungsanstalten (s. d.) im kleinsten Maßstabe und gewöhnlich nur für die ärmere Classe bestimmt. Der Versicherte zahlt einen periodischen Beitrag, erhält dafür entweder beim Tode einer bestimmten Person oder überhaupt beim Eintritt des Sterbefalles in seiner Familie eine Geldsumme zur Bestreitung der Begräbniskosten u. s. w. Es werden furchtbare Geschichten erzählt, wie solche Kassen zu gewissenlosen, zum Theil gar verbrecherischen Speculationen auf den Tod namentlich kleiner Kinder gemisbraucht worden.

Sterbelehn, diejenige Art der Lehnwaare (s. **Landemium**), welche bei einem durch den Tod herbeigeführten Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Beliehenen erlöschen mußte.

Sterblichkeit, s. **Mortalität**.

Stereochromie nennt man eine 1846 in München von Professor Schlotthauer und Berggrath Fuchs erfundene Malweise, welche bei unmittelbar auf Wandflächen auszuführen Gemälden anstatt der Frescomalerei angewandt zu werden pflegt. Der Malgrund wird hergerichtet und verbindet sich mit der Mauer zu einem einzigen festen Körper. Darauf legen die Maler in einfachen Wasserfarben, die mit dem Grunde sich unauflöslich vereinigen, die ganze Fläche des Gemäldes an und kann dasselbe in pastoser oder lasirender Behandlung ganz nach Belieben vollenden. Die Farben sind sehr schön und erreichen die höchsten Lichter des Fresco und die tiefsten Schatten der Ölmalerei, ohne jedoch zu glänzen. Dazu kommt, daß man das Bild ganz nach Belieben Gemächlichkeit allmählig ausführen kann, während beim Fresco bekanntlich das getragene Stück in einem Tage vollendet oder wieder herabgeschlagen werden muß. Noch dazu, daß die Stereochromie, da die Bildfläche durch schließliches Aufspritzen einer dicken Flüssigkeit, des Wasserglases, steinhart gemacht wird, allen Einflüssen der Witterung, Frost wie der Hitze, ja selbst Säuren und Alkalien trost, so wird man den hohen Vorzug dieser Malart, zumal für unsern Norden, vor jeder andern Art für die monumentale Kunst darbietet, begreifen. Daher hat auch Kaulbach zu seinen großen Gemälden im Treppenraum des Neuen Museums zu Berlin und zwar mit großem Erfolg sich der Stereochromie bedient. Auch die Gemälde in der neuen Schloßkapelle daselbst sind in dieser Art ausgeführt.

Stereometrie, d. i. Körpermessung, nennt man denjenigen Theil der Geometrie, mit allen drei Dimensionen des Raums zu thun hat, also vorzugsweise die Lehre von der Berechnung der Körper. Häufig versteht man darunter nach der Bedeutung des Wortes nur die Lehre von der Berechnung des Inhalts der Körper.

Stereotomie ist derjenige Theil der höhern Stereometrie (s. d.), der von den Durchschnitten der Oberflächen der Körper handelt, welche einander ganz oder zum Theil durch ihre Darstellungen werden durch die beschreibende Geometrie, Projectionslehre oder Geometrie descriptive, zur Anschauung gebracht, und namentlich tritt sie in dem sogenannten Steinmetzschneide in die Praxis ein, obschon sie auch in andern Zweigen der Technik, namentlich in Maschinenwesen vielfache Anwendung findet. Unter Stereotomie versteht man daher im Allgemeinen aus dem obenangeführten Grunde auch den Steinschnitt, d. h. die Construction der Flächen der einzelnen Steine der Gewölbe aller Art, nach welcher sich jene Steine, bei gegebener angeordneter Stärke der Widerlagen, durch die Construction selbst, ohne ein besonderes Hilfsmittel, in ihrer passenden Stellung erhalten. Das beste Werk über die beschreibende Geometrie schrieb Monge und über den Steinschnitt zuerst Philib. Delorme (1567), dann J. B. Delorme (3 Bde, Par. 1757—59) und in neuerer Zeit Douliot und Adhemar.

Stereotypie nennt man das Verfahren, mittels dessen man den ganzen Schriftsatz einer Buchdruckersatzzeile zu vervielfältigenden Columnen oder Schriftseiten, statt, wie dies gewöhnlich geschieht, aus einzelnen Lettern, Ausschließungen u. s. w. bestehend, in einer einzigen Platte darstellt, welche, auf einer Unterlage befestigt, zum Abdruck in der Buchdruckerpresse sich eignet. Eigentlich waren die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst schon Stereotypen, d. i. feststehende Typen, denn man schnitt die ganze Schriftseite in Holz und druckte sie dann ab. Gutenberg's Erfindung war aber die, die feststehenden Lettern in bewegliche zu verwandeln, die man dann beliebig und nach in sehr verschiedenartige Verbindung miteinander bringen konnte. Da es indes sehr wünschenswerth erschien, eine gewisse Zusammensetzung längere Zeit aufbewahren zu können und die dazu verwendeten Typen dennoch nicht müßig stehen zu lassen, dachte man daran, die Zusammensetzung abzuformen und durch den Guss zu vervielfältigen. Dieser Vortheil wurde durch die Stereotypie erlangt, und er ist nicht der einzige, den sie darbietet. Ein Werk, dessen einzelne Seiten stereotypirt sind, kann correcter geliefert werden. Denn da man die später gefundenen Fehler in den Platten verbessern kann, durch das Wegfallen eines erneuten Gusses aber das Entstehen neuer Fehler vermieden wird, so erhält man zuletzt möglichst fehlerfreie Abdrücke, wie dies auch die Stereotypausgaben der Bibel, der Classiker von Didot in Paris und der von Tauchnitz in Leipzig beweisen. Außerdem gewährt die Stereotypie großen Vortheil dadurch, daß der Buchhändler von einem Buche, dessen Absatz sicher, aber langsam stattfindet, nicht genöthigt ist, um die Kosten für Satz und Druck einer neuen Auflage zu sparen, große Auflagen zu machen und darum einen Theil seines Betriebscapitals im Papierlager liegen zu lassen, sondern von seinen Stereotypplatten anfangs nur eine geringe Anzahl zu haben, je nach dem gesteigerten Bedarfe, jederzeit mehr Abdrücke machen lassen kann. Schon Ende des 17. Jahrh. versuchte van der Mey in Leyden, dann 1725 Ged in Edinburg und später Foulis in Glasgow das Stereotypiren; doch beschränkte sich ihr Verfahren darauf, die Lettern zusammengelöthet wurden. Der eigentliche Erfinder der Stereotypie ist, wie die Untersuchungen dargethan, ein deutscher Geistlicher, Johannes Müller, Prediger bei der deutschen Gemeinde in Leyden, welcher seit Anfang des 18. Jahrh. mehrere Schriften stereotypiren ließ. Indes bildeten erst Firmin Didot (1794), Herhan und Hoffmann nacheinander die heutige Stereotypie, obschon auf verschiedenem Wege, aus. Die Hauptverbesserung aber in der Darstellung in ihrer heutigen Gestalt hat die Stereotypie durch den um die Buchdruckerkunst sehr verdienten Grafen Stanhope (s. d.) in England 1804 erfahren, und seine Verbesserungsweise ist mit wenigen Abänderungen noch gegenwärtig in den meisten Stereotypirwerken im Gebrauche. Man vervielfältigt übrigens durch die Stereotypie nicht allein Lettern, sondern man macht auch mittels derselben Clichés von Holzstöcken und ähnlichen für den Buchdruck bestimmten Gravuren. Was die Stanhope'sche Stereotypie betrifft, so wird die zu abguss bestimmte Form zuerst auf die gewöhnliche Weise durch den Gesser aus einzelnen Lettern, Ausschließungen u. s. w. genau ebenso gebildet, wie wenn sie für den Abdruck in der Druckerpresse bestimmt wäre. Diese Form wird in der Gießerei mit einem messingenen Rahmen umgeben, welcher die Lettern so weit überragt, als die Dicke beträgt, welche man der Matrize geben will, nach Verhältniß der Größe derselben $\frac{1}{2}$ —1 Zoll. Hierauf ölt man die Form etwas ein und bringt nun eine dünne Schicht mit Wasser angemachten Gypses darauf, welche man mit einem weichen Pinsel gehörig in alle Vertiefungen der Form bringt, damit dort keine Lücke oder Unebenheit entstehe, worauf man dann die Form selbst ganz mit Gypsbrei füllt und mit einem glatten Brett, nach Angabe der Höhe des Messingrahmens, abgleicht. Dieser Gypsabguss erfolgt sehr schnell und schon nach einer Viertelstunde kann man denselben von der Form abheben, woraus sich bildet dann die Matrize, enthält alle Lettern vertieft und alle Ausschließungen erhaben, welche erst in gelinder, später aber in einem eigenen Trockenofen in starker Hitze vollkommen getrocknet, da die geringste beim wirklichen Gusse in demselben enthaltene Feuchtigkeit eine heftige Explosion, mindestens aber den Verlust der Matrize nach sich ziehen würde. Die getrocknete Matrize wird nun in eine gußeiserne Pfanne gelegt und mit einer Platte bedeckt, durch deren daran angebrachte Füße genau so weit von der Matrize abgehalten wird, als die Dicke der Stereotypplatte dick werden soll; das Ganze aber wird durch die Deckplatte, deren vier Ecken abgestumpft sind und die Eingüsse bilden, mittels Schrauben in seiner Lage festgehalten. Der Gießapparat wird mittels eines Krans in den mit geschmolzenem Metall gefüllten Gießkessel gehoben und dort ganz untergetaucht, wo er so lange bleibt, bis alle Räume vollständig mit dem Metall ausgefüllt sind, was gewöhnlich eine halbe Stunde dauert. Hierauf hebt

man den Gießkessel aus dem Metalle und läßt ihn erkalten, worauf man ihn öffnet, den Gießkessel ausnimmt, die Eingüsse abschlägt und die Matrize abhebt und abbricht. Dann wird die erhaltene Platte, welche einen scharfen Abguß des Letternsages zeigt, mit Wasser und einer Bürste gereinigt, verputzt und endlich auf einer besondern Maschine auf der hintern Seite gehobelt oder abgedreht und dadurch vollkommen eben gemacht und auf die vorschriftsmäßig gebracht. Sollen solche Platten dann gedruckt werden, so befestigt man sie auf metallenen hölzernen Unterlagen und sie dienen dann ebenso wie die beweglichen Lettern. Statt der alten Gießkessel, in welchen die Matrize liegt, hat man gegenwärtig Gießkästen eingeführt, die sich mittels eines Charniers öffnen und schließen lassen und in welchen die Form steht. Das geschieht von obenher mit der Kelle und die Form erweitert sich nach oben so sehr, daß eine Platte ebenso schwer als die zu gießende Platte, als sogenannter verlорener Kopf über dem Gießkasten bleibt und so, einen großen Druck auf das flüssige Metall übend, dasselbe besser in die Matrize treibt. Die Vortheile und die Bequemlichkeit des Stereotypirverfahrens haben die größern Buchdruckereien, namentlich aber die Schriftgießereien veranlaßt, solche Stereotypiranstalten anzulegen.

Sterling ist der Name einer engl. Münze, welche zu Ende des 12. Jahrh. in England kam. Die Benennung soll von *easterling*, d. h. was von Osten kommt, herrühren, weil nämlich deutsche Künstler zur Herstellung dieser Münze gebraucht worden sein sollen. Wahrscheinlich hat die Annahme, daß König Richard I. fremde Münzmeister nach England brachte, die neue Münze einführt. Solche *easterlings* gingen 240 auf das Pfund von 12 Unzen, gerechnet, wie in Deutschland nach Pfund Hellern u. s. w., so in England nach Pound sterling. Davon blieb in neuerer Zeit nur der Ausdruck Pfund Sterling übrig, dessen Werth auf den dritten Theil des ursprünglichen herabfiel und zwischen $6\frac{1}{2}$ —7 Thlr. preuss. schwankt. Das Pfund Sterling war ehemals eine Silbermünze, die sich aber nur noch in Cabineten als sehr große Seltenheit findet. Seit 1816 wird es in Gold ausgeprägt und führt als Goldstück den Namen *Sovereign*.

Sterling (John), engl. Dichter, geb. 20. Juli 1806 zu Rames-Castle auf der Insel Irland, stammte aus einer alten schott., seit der Mitte des 17. Jahrh. in Irland angesessenen Familie. Sein Vater, Edward S. (geb. 1773, gest. 1847), diente als Capitän in der brit. Armee und erwarb sich in der Folge als Mitarbeiter an den „Times“ großen Ruf. Der junge Sterling trat schon in seinem 3. J. die Eltern nach Wales, wo er den ersten Unterricht erhielt, dann nach Paris und endlich nach London. Im J. 1822 bezog er die Universität Glasgow und im J. 1824 nach Cambridge, wo er, durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnet, die Hoffnungen erregte. Doch verließ er 1827 die Hochschule, ohne sich für ein bestimmtes Fach entschieden zu haben. Nach London zurückgekehrt, erwarb er 1828 in Verbindung mit seinen Freunden das „Athenaeum“, eine von J. S. Buckingham gegründete Wochenschrift, in welcher seine ersten literarischen Arbeiten veröffentlichte, die mit Beifall aufgenommen wurden. Eine pecuniäre Beziehung war aber das Unternehmen nicht glücklich, und S. sah sich gezwungen, es andern Händen zu übergeben. Um diese Zeit trat er in ein näheres Verhältniß zu George Byron, dem er mit wahrer Begeisterung anhing und der seinen zum Skepticismus geneigten Geist für religiöse Ideen empfänglich machte. Unter diesen Einflüssen schrieb er den *Romances of the Coningsby* (3 Bde., Lond. 1833), der aber bei seiner Herausgabe im Publicum keine Beachtung fand. Nachdem er sich mit einer schönen Irländerin, der Tochter des Generals Conington, verheirathet, ging er zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Westmoreland, wo er sich nach seiner Rückkehr zum Geistlichen ordinirte und erhielt 1834 das Amt eines Pfarrers zu Hurstmonceaux. Schon nach wenigen Monaten ward ihm jedoch eine solche Last, für die er in keiner Hinsicht geschaffen war und von der er sich loszusagen eilte, aufgebürdet. Er setzte sich jetzt mit Vorliebe dem Studium der deutschen Literatur, deren Einwirkung in seinen spätern Schriften, besonders in der 1838 in „Blackwood's magazine“ erschienenen „The onyx ring“ bemerklich macht. Stets fränklich, besuchte er unterdessen Frankreich, Schweiz, Italien, Madeira, ohne dauernde Linderung zu finden, aber mit ungeschwächter Thätigkeit seiner literarischen Thätigkeit nachhängend. So schrieb er außer zahlreichen Beiträgen zu „Blackwood's magazine“ einige treffliche kritische Aufsätze für die „London and Westminster Review“. Im J. 1839 gab er seine gesammelten „Poems“ heraus, denen 1841 „The elfin“ ein satirisches Gedicht in sieben Büchern, und 1843 das Trauerspiel „Strafford“ folgte. In den letzten Jahren verbrachte er im innigsten Verkehr mit Carlyle, Mill, F. W. Newman, J. Parker und andern hochbegabten Freunden, die unter seinem Vorsteh eine Vereinigung

auch nach seinem Ableben fortbestand. Nach langen Leiden starb er zu Bentnor 18. Sept. 4. S.'s Gedichte empfehlen sich durch schöne Gedanken und eine leichte Versification; allein fehlt ihnen die Vollendung und die innere Harmonie, welche die Meisterwerke des poetischen Ius charakterisirt. Er strebte nach einem Ideal, welches zu erreichen ihm die Kraft gebrach, er ging an diesem vergeblichen Streben zu Grunde. Seine „Essays and tales“ wurden 1848 einer biographischen Skizze von Hare herausgegeben. Ein würdigeres Denkmal setzte ihm eine Inschrift in seinem „Life of John S.“ (Lond. 1851).

Sternberg, die Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft (von 15 $\frac{1}{2}$ QM. mit 70200 E.) im östlichen Kreise der Markgrafschaft Mähren, an der Kaiserstraße nach Schlesien und unweit der Eisenbahn, mit einem alten Schlosse, einem Militärknabenerziehungs Hause und 12400 E., ist hauptsächlich der mähr. Baumwollensfabrikation berühmt, neben welcher jedoch auch Zuckerei, Leinensfabrikation, Liqueurbrennerei und Obst-, besonders Kirschbau stark betrieben wird. Die hier und in der Umgegend erzeugten Leinen- und Baumwollenzeuge finden unter dem Namen Sternberger Waaren einen bedeutenden Absatz. In demselben Gerichtsbezirk liegt das Dorf Andersdorf oder Ondrzejov, mit Mineralbad und Sauerbrunnen, der viel versendet wird, dem Spathwasser gleichgestellt wird. An der Stelle der jetzigen Stadt überfiel Jaroslaw Sternberg 21. Juni 1241 das von Biegnis heranstürmende Mongolenheer im Lager, tödtete den Anführer und richtete eine solche Niederlage an, daß die Überreste nach Ungarn flohen. König Wenzel I. von Böhmen schenkte dem Jaroslaw von Sternberg, den er zum Landeshauptmann von Mähren ernannte, eine Strecke Landes als Herrschaft, wo dieser 1246 die Feste Sternberg errichtete und zu der Stadt S. den Grund legte. Die Herrschaft blieb bis 1409 bei der Familie des ersten Besitzers und kam dann an die Herzöge von Ols in Schlesien. Seit Ende des 17. Jahrh. ist die fürstliche Familie Liechtenstein im Besitze derselben.

Sternberg ist der Name eines seit dem 10. Jahrh. in der Geschichte bekannten freiherrlichen, nachmals reichsgräflichen Geschlechts, das in Oesterreich, Böhmen und Mähren Güter besaß. Das Stammschloß Sternberg liegt im Grafsfelde im bair. Franken und gehört jetzt der Familie Guttenberg. Berühmt ist aus der frühern Zeit der Held Jaroslaw von S., der die Mongolen 21. Juni 1241 am Berge Hostein bei Olmütz von Deutschlands Grenze zurücktrieb und vom König Wenzel I. von Böhmen mit einer Strecke Landes in Mähren beschenkt wurde. (S. Sternberg, Stadt). Im J. 1663 wurde das Haus durch Kaiser Leopold I. in den Fürstenthumsgrafenstand erhoben, und zu Anfange des 18. Jahrh. theilte sich die böhm. Linie mit Grafen Damian und Franz Leopold von S. in zwei Äste, von welchen der ältere durch die Verheirathung Christian's von S. mit der Erbtöchter des letzten Grafen von Manderscheid 1762 in unmittelbaren, in der Eifel gelegenen Herrschaften Geroldstein, Manderscheid und Kyll mit dem Lande und Stimme im westfäl. Grafencollegium erwarb. Die Linie nannte sich nun Sternberg-Manderscheid; sie wurde für die mit dem linken Rheinufer verlorenen Besitzungen im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit den Abteien Weißenau und Schussenried (zusammen 2 $\frac{2}{3}$ QM. mit 3500 E.) entschädigt, die jetzt eine Standesherrschaft unter württemberg. Oberhoheit stehen. Dem Grafen Franz von S., geb. 1763, gest. 8. April 1830, der sich als gelehrter Numismatiker bekannt machte, folgte sein Bruder Johann Graf von S., gest. 1843, mit dem der ältere Ast der böhm. Linie im Mannsstamme erlosch. — Der jüngere Ast der böhm. Linie, Sternberg-Serowitz, besitzt die böhm. Herrschaften Serowitz und andere und ererbte von dem älteren Ast die ebenfalls böhm. Herrschaften Czastalowitz und Jasmut. An der Spitze desselben steht der Graf Leopold von S., geb. 24. Sept. 1770. Zu demselben gehört auch der Graf Maria von S. (s. d.). Eine Seitenlinie ist die schlesische, die 1719 in den Grafenstand erhoben wurde; Haupt derselben ist Graf Konrad von S., geb. 17. April 1798. Auch gehören dieser Familie die schwed. Grafen von Sternberg und die Freiherren von Ungern-Sternberg. Alex. Sternberg (Alex., Freiherr von Ungern-), deutscher Romanschriftsteller, geb. 22. (12.) April 1801 auf dem väterlichen Gute Noißker bei Reval in Esthland, erhielt seine Bildung erst im väterlichen Hause, nach dem Tode des Vaters auf dem Gymnasium zu Dorpat. Nach dem Tode seines Oheims sollte er sich den Rechten widmen, doch zeigte er auf der Universität mehr Interesse für die Poesie als für sein Fachstudium, das er auch bald ganz aufgab. Nebenbei pflegte er nicht unbedeutendes Zeichentalent. Im J. 1829 ging er nach Petersburg, das ihn aber nicht zu fesseln vermochte. Den lange genährten Wunsch, nach Deutschland zu gehen, konnte er erst 1830 mit Unterstützung der Kaiserin ausführen. S. begab sich zuerst über Lübeck nach Berlin, wo er Tieck's Bekanntschaft machte, und unternahm dann 1831 mit Baron Otto Stadelberg eine Reise nach Süddeutschland, wo er zu Stuttgart durch Gustav Schwab

es Leben für die Naturwissenschaften sehr segensreich. Er unterstützte und förderte nicht, wo er irgend vermochte, sondern entwickelte auch als Forscher eine sehr verdienstliche Thätigkeit. Man verdankt ihm die ersten tüchtigen Arbeiten über gewisse Gruppen vorweltlicher Thiere und muß ihn als einen der Begründer dieses Zweigs der Botanik ansehen. Vgl. sein „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt“ (Prag 1825). In andern Gebieten der Pflanzenkunde hat er sich ausgezeichnet, eine Monographie über Feinbrecharten und viele einzelne Abhandlungen geliefert. Er starb 20. Dec. 1838.

Sternbilder heißen diejenigen Gruppen, in welche die Astronomen die Fixsterne zur leichteren Übersicht und Bezeichnung unter Beilegung bestimmter Namen abgetheilt haben. Ihre Kenntniß macht einen Gegenstand der Astrognoſie (ſ. d.) aus. Schon im Alterthume machte man Anfang mit jener Eintheilung. Die Bilder, unter welchen man sich gewisse beifamliche Sterne vorstellte, nahm man theils von Gegenständen der Erde, z. B. von Thieren, theils von mythischen Personen her und benannte sie nach diesen, wobei die Willkür völlig Spiel hatte, so daß zwischen der Stellung der Sterne und den Sternbildern nicht die mindeste Ähnlichkeit stattfindet. Die Griechen lernten die Sternbilder wenigstens zum Theil von den Ägyptern kennen, bei welchen sich ihr Gebrauch in das Dunkel des Alterthums verliert. Von den Griechen ging der Gebrauch der Sternbilder auf die Römer über, von diesen auf die andern Völker und auch wir bedienen uns noch fortwährend der bei den griech. Astronomen gewesenen Bezeichnungen, da die Versuche, sie zu verdrängen und z. B. durch die Heiligkeit d. Kirche, wie Schiller in Augsburg 1627 vorschlug, oder anderweit zu ersetzen, erfolglos gewesen sind. Ptolemäus führt in seinem „Almagest“ 48 Sternbilder auf, die noch jetzt die Ptolemäischen heißen. Sie sind folgende: 1) die Zwölf Sternbilder des Himmels (ſ. d.); 2) die 22 Sternbilder der nördlichen Halbkugel: der große Bär, der kleine Bär, der Drache, Cepheus, Cassiopeia, Andromeda, Perseus (mit dem Medusenhaupt), Pegasus, das kleine Pferd, der nördliche Triangel, der Fuhrmann mit der Ziege, Bootes oder der Wägenhüter, die nördliche Krone, Ophiuchus oder der Schlangenträger, die Schlange, Hercules, der Adler, der Pfeil, die Leier mit dem Geier, der kleine Hund, der Schwan und Delphin; 3) die 14 Sternbilder der südlichen Halbkugel: Orion, der Walfisch, Eridanus, der Fische, der große Hund, Hydra oder die große Wasserschlange, der Becher, der Rabe, der Centaur, der Wolf, der Altar, der südliche Fisch, das Schiff Argo und die südliche Krone. Die Alten des Alterthums verknüpften sehr sinnreich die Sternbilder mit Mythen und Sagen. In neueren Zeiten sind mit diesen Sternbildern mancherlei Veränderungen vorgegangen; auch kamen zu den Alten noch mehrere hinzu, besonders das Haupthaar der Berenice und Antinous, die Leier des Lycho de Brahe wieder einführte. Aber immer blieb den neuern Astronomen noch eine Menge zu thun. Hevelius hat folgende zwölf neue Sternbilder eingeführt: den Sobieski'schen Stern, das Einhorn, das Kamelopard oder die Giraffe, den astronomischen Sextanten, die Leier, den kleinen Löwen, den Luchs, den Fuchs mit der Gans, die Eidechse, den kleinen Hund, Cerberus und den Berg Mänalus. Als die Europäer anfangen, die südliche Halbkugel der Erde zu beschiffen, mußten ihnen viele Sterne zu Gesicht kommen, welche sie vorher nie gesehen hatten, weil sie in Europa unsichtbar sind. Auf diese Weise kamen im 17. Jahrh. ebenfalls zwölf neue Sternbilder hinzu: der Indianer, der Kranich, der Phönix, der Fische, der südliche Triangel, der Paradiesvogel, der Pfau, die amerik. Gans, die kleine Schlange, der Schwertfisch, der fliegende Fisch und das Chamäleon. Diesen fügte Halley bei seinem Aufenthalt auf St.-Helena die Karlssee und Lacaille 1750 während seines Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung folgende 14 hinzu: die Bildhauerwerkstatt, die Leier, die Ofen, die Pendeluhr, das rautenförmige Netz, den Grabstichel, die Staffelei, den Maßstab, den Seeoctanten, die Luftpumpe, den Zirkel, das Lineal und Winkelmaß, das Mikroskop und den Tafelberg. Dazu sind nach und nach noch hinzugekommen: die Buchdruckerwerkstätte, das lappländ. Rennthier, der Einsiedler, der Messier oder der Ernter, der Poniatowski'sche Stier, Friedrichs Leier, das brandenburg. Scepter, die Georgsharfe, das Teleskop, die Taube, das Kreuz, das Herz Karl's II., der Mauerquadrant, der Luftkessel, die Elektrifizirmaschine, Log mit der Leine und die Seilwage. Im Ganzen zählen wir also alte und 58 neue, zusammen 106 Sternbilder.

Endeuterkunst, ſ. Astrologie.

erne, ſ. Fixsterne; Kometen; Planeten.

erne (Korenz), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller der Engländer, wurde 1713 zu Clonmel in Irland geboren. Ein Verwandter ließ ihn erziehen und 1732

sind diejenigen, welche auf Kosten der berliner Akademie in Folge der von derselben 1825 an die Astronomen erlassenen Aufforderung, daß jeder derselben eine Stunde oder 15 Grad der Declension erforschen und bearbeiten möchte, herausgegeben werden. Sie enthalten in 10 Blättern die Fixsterne von der ersten bis zur zehnten Größe, von 15 Grad südlicher bis 15 Grad nördlicher Declination. Von diesem umfassenden Werke sind bis jetzt 20 Blätter erschienen, bearbeitet von Argelander, D'Arrest, von Boguslawski, Bremker (3), Fellöcker, El, Harding (2), Hencke, Hussen, Inghirami, Knorre, Morstadt, Pluffen, von Steinheil, Wolfers (3). Endlich hat Hind in London Sternkarten herausgegeben, welche die meist bis 3 Grad nördlich und südlich von der Ekliptik stehenden Sterne bis zur zehnten Größe enthalten.

Sternkataloge, d. h. Verzeichnisse von Fixsternen mit Angabe ihres Orts am Himmel, älter als Sternkarten (s. d.). Den ältesten entwarf Hipparch um 150 v. Chr.; er enthält 1026 Sterne und ist in dem „Almagest“ des Ptolemäus enthalten. Der arab. Astronom Al-Buni reducirte ihn auf seine Zeit (880 n. Chr.). Später fertigten Ulugh-Beigh, Tycho Brahe, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und Hevelius aus eigenen Beobachtungen Verzeichnisse an. Einen noch vollständigeren Katalog lieferte Flamsteed nach 33jährigen Beobachtungen; derselbe enthält 3000 Sterne und wurde zuerst von Halley 1712, zum zweiten Mal sehr verbessert und vermehrt 1725 herausgegeben. Tob. Mayer lieferte einen Katalog von Sternen des Thierkreises. Piazzi fertigte für das J. 1800 ein Verzeichniß von 6748 Sternen (1803); später vermehrte er es auf 7646 Sterne (1814). Weit vollständiger ist das Verzeichniß Bode's (Berl. 1801), welches 17240 Sterne, Nebelflecken und Sternhaufen enthält. Berzelius in Hamburg hat 1843—52 nach eigenen Beobachtungen einen Katalog unter dem Titel „Mittlere Orte von 12000 Fixsternen für den Anfang von 1836“ herausgegeben. Die Herausgabe eines noch vollständigeren Katalogs machte sich die astronomische Gesellschaft in London verdient. Weisse in Krakau gab 1846 in Petersburg einen Fixsternkatalog von 1900 Sternen heraus. Endlich erschien 1851 der erste Band eines Verzeichnisses von Sternen in der Nähe der Ekliptik, beobachtet von Cooper und Graham zu Markree in Irland; derselbe enthält 14888 Sterne.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppe oder **Sternschuß**, auch wol **Sternschneuze** nennt man die einem fortwährenden oder herabfallenden Sterne ähnliche Erscheinung, die an heitern Abenden mehr oder weniger häufig vorkommt. An einer hellen Stelle des Himmels erscheint plötzlich in Gestalt mehr oder weniger hellen Sterns ein Lichtpunkt, der sich über einen Theil des Himmels bewegt und dann entweder ganz plötzlich verschwindet, oder allmählig bis zum Verschwinden in Helligkeit abnimmt. Bisweilen bleibt auf der Bahn ein Lichtstreifen sichtbar. Werden diese Erscheinungen größer, so nennt man sie Feuerkugeln (s. d.). Genauere Beobachtungen der Sternschnuppen wurden zuerst seit 1798 von Benzenberg und Brandes angestellt, um ihre Entfernung, Geschwindigkeit und Bahn zu bestimmen. Aus den von Brandes angestellten gleichzeitigen Beobachtungen mehrerer zu diesem Zwecke verbundenen Beobachtungen, namentlich von 1823 an, hat sich ergeben, daß Anfang und Ende mancher Sternschnuppen eine Höhe von 100 und mehreren Meilen habe, bei andern aber viel weniger hoch liegen. Bei diesen Mehrzahl betrug diese Höhe zwischen 3 und 30 M. Von 36 berechneten Bahnen 26 herabwärts, neun aufwärts, eine war horizontal. Die meisten Bahnen hatten eine Richtung, der Bewegung unserer Erde im Weltraume entgegengesetzte Richtung. Die Geschwindigkeit beträgt 4—8 M. in einer Secunde, ist also ungefähr der der Planeten gleich. Benzenberg kann man durchschnittlich jede Nacht 30—50 Sternschnuppen sehen. Zu gewissen Zeiten sind sie jedoch ungleich häufiger und in der neuern Zeit ist man darauf aufmerksam geworden, daß ihr Erscheinen mit den Jahreszeiten insofern zusammenhängt, als sie an gewissen Tagen, namentlich um den 12.—14. Nov. und um den 9.—14. Aug. ungleich häufiger zu andern Zeiten vorkommen. Hiernach fallen also die Sternschnuppen entweder vereinzelt und selten, oder in Schwärmen von vielen Tausenden, welche periodisch sind und sich in einer von meist paralleler Richtung bewegen. Auf die Erkenntniß von der Periodicität der Sternschnuppen leitete zuerst der ungeheure Sternschnuppenfall, den Olmsted in Nordamerika in der Nacht vom 12. zum 13. Nov. 1833 beobachteten, wo an mehreren Orten in neun Stunden wenigstens 240000 fast so dicht wie Schneeflocken fielen, welche aus einer und derselben Gegend des Himmels ausgingen, nahe bei dem Stern Gamma im Orion. Schon 1799 hatte Humboldt in Nordamerika genau um dieselbe Zeit einen großen

mentag in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten u. s. w. eingetheilt. Der Sterntag ist länger als der Sonnentag, weil die Sonne außer der täglichen Umdrehung des Himmels, an welcher sie Theil nimmt, noch eine jährliche Bewegung in entgegengesetzter Richtung, von Westen nach Osten hat, in Folge deren sie, wenn sie an einem Tage mit irgend einem Fixstern zugleich durch den Meridian geht, am folgenden Tag noch östlich vom Meridian steht oder denselben noch nicht erreicht hat, wenn jener Stern bereits wieder im Meridian steht. In dem Augenblicke, wo die Sonne den Meridian erreicht, ist derselbe Stern schon $59' 8''$ (um so viel rückt täglich die Sonne in einem Sonnentage nach Osten fort) vom Meridian entfernt, und der Sterntag ist also um denselben Zeitraum länger als der Sterntag, welchen ein Stern braucht, einen Bogen von $59' 8''$ zurückzulegen, d. i. um $3' 56''$ Sternzeit. Demnach ist der mittlere Sterntag gleich 24 Stunden 3 Minuten 56 Secunden Sternzeit und umgekehrt ein Sterntag ungefähr 4 Minuten (genauer 3 Minuten $55\frac{1}{2}$ Secunde) kürzer als ein Sonnentag, wovon also auch die Stunden, Minuten und Secunden des Sterntags etwas kürzer sind als die entsprechenden Minuten und Secunden des Sonnentags (eine Stunde um 10 Secunden, eine Minute um $\frac{1}{6}$ Secunde). Die Astronomen bedienen sich besonderer Uhren, welche Sternzeit anzeigen, mittels welcher die Rectascension der Sterne bestimmt werden kann, denn die nach einer solchen Uhr bestimmte Zeit der Culmination eines Sterns ist seiner Rectascension gleich. Für den gewöhnlichen Gebrauch im Leben ist die Sternzeit ganz ungeeignet, weil der Anfang des Sterntags im Laufe eines Jahres alle Tageszeiten durchläuft und z. B. 21. März auf Mittag, Juni auf 6 Uhr Morgens (nach gewöhnlicher Zeitrechnung), 23. Sept. auf Mitternacht, Dec. auf 6 Uhr Abends fällt.

Stesichorus, ein berühmter griech. Dichter aus Himera in Sicilien, blühte um 612 v. Chr. auf, nach dem er vorher erblindet war, im hohen Greisenalter 556 v. Chr. zu Catana. In seiner ungetrübten Thätigkeit fesselte er durch die Anmuth und Kraft seiner Gesänge die Aufmerksamkeit der Athenen, daher die Alten seine Geburt und seinen Tod durch den Mythos verherrlicht, daß eine singende Nachtigall dem neugeborenen Kinde sich heimlich auf den Mund gesetzt habe, daß er im höchsten Alter als grauer Schwan des Apollo sein gesangreiches Leben in Lila ausgehaucht habe. Auch seine Erblindung brachte die Sage mit seiner Palinodie (s. d.) auf Helena in Verbindung. Seine Dichtungen, von denen das Alterthum 26 Bücher besaß, sind im dorischen Dialecte verfaßt und gehörten ihrem Wesen nach insofern der lyrischen Gattung an, als er den epischen Stoff in lyrischer Form, die sich der chorischen Darstellung anschloß, behandelte, wozu seine Hymnen, Epithalamien u. s. w. zu rechnen sind. Die noch vorhandenen Stücke sind von Blomfield in Gaisford's „*Poetae minores Graeci*“ (Bd. 3, Lpz. 1823), Schneider's „*Delectus poësis Graecorum elegiacae etc.*“ (Abth. 3, Göttingen 1839) und von Schneiders „*Poetae lyriici Graeci*“ (Lpz. 1843) sowie von Kleine in einer besondern Ausgabe (1828) gesammelt und erläutert worden.

Stethoskop (Brustspäher, Hörrohr) nennt man das von Laennec erfundene und von A. B. Stethoskop auf verschiedene Art veränderte Instrument, dessen man sich zur Auscultation (s. d.), zur Untersuchung der Athmungs- und Kreislaufbewegungen mittels des Gehörs, bedient. Es besteht aus einem fußlangen oder auch kürzeren hölzernen Cylinder, welcher seiner Länge nach von einem drei Linien im Durchmesser haltenden, unten konisch sich erweiternden Rohr durchbohrt und oben mit einer convexen oder concaven Scheibe versehen ist. Man setzt das Instrument mit dem untern Ende, ohne zu drücken, auf die zu untersuchende Körperstelle, legt dann das Ohr auf die Scheibe, so daß die obere Mündung des Kanals und der äußere Gehörgang sich entsprechen. Hierdurch wird der Schall aus einer bestimmten umschriebenen Stelle des Körpers sicher ins Ohr des Arztes geleitet und sogar (durch Consonanz des Holzes) noch etwas verstärkt. Für viele ärztliche Zwecke ist jedoch das Auslegen des bloßen Ohrs streichend und sogar dem Gebrauch des Hörrohres noch vorzuziehen.

Stetigkeit (continuitas) ist ein Prädicat, welches ausschließlich Dem zukommt, was eine Fortdauer hat oder hat. Stetige Größen sind solche, deren Theile nicht streng voneinander getrennt werden können, sondern ineinander fließen, bei welchen also auch die Zahl der Theile sich unendlich geben läßt; daher das Stetige auch als unendlich theilbar erscheint. So betrachtet die Mathematik den Raum als stetige Größe, während die Zahlen als Summen einer bestimmten Anzahl von Einheiten ursprünglich discrete Größen sind, auf welche sich der Begriff des Stetigen später überträgt. Ebenso ist die Bewegung als Übergang aus einem Orte in den andern notwendig als stetig zu denken. Da der Begriff des Stetigen eigentlich den Widerspruch in sich schließt, daß eine endliche Größe gedacht werden soll als bestehend aus einer unendlichen

Anzahl von Theilen, so hat er die Philosophen und Mathematiker vielfach beschäftigt; Latri nannte ihn einen Abgrund für das Denken. Daß stetige Größen sich gleichwol einer mathematischen Bestimmbarkeit nicht entziehen, zeigt die Differentialrechnung. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man durch stetig Das, was einen ununterbrochenen Zusammenhang hat; so sprach alte Schulmetaphysik davon, daß es in der Natur und in den Reichen des Geschehens kein Sprung gibt (in mundo non datur saltus); ebenso nennt man logische Stetigkeit einen ununterbrochenen Zusammenhang der Gedanken.

Stettin, die Hauptstadt der preuß. Provinz Pommern und des gleichnamigen Regierungsbereichs, in Vorpommern, an der Oder, Festung und wichtige Handelsstadt, ist ziemlich gut gebauet und hat 50000 E. Die Oder theilt sich bei S. in vier Arme, nämlich die Oder, Parnitz, Gadebusch und Kleine Reglia, über welche hölzerne Brücken führen. An der linken Seite der Oder liegt die eigentliche Festung, an der rechten die Vorstadt Lastadie, welche durch die Parnitz, die Gadebusch und einige Sümpfe eingeschlossen wird. Außerhalb der Befestigungen liegen die Städte Ober- und Unterwieck und der Tornei. Die Lastadie ist durch zwei Brücken mit der eigentlichen Stadt verbunden. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das alte Schloss, das Gouvernementshaus, das Landschaftshaus mit einer bedeutenden Bibliothek, ein altes Zeughaus, die große Kaserne, die drei Lazarethe und das Seglerhaus, die Börse und ein neues Schauspielhaus. Auf dem Königsplatze steht eine Friedrich d. Gr. errichtete Statue, dem Paradeplatze vor dem neuen Theater die Statue Friedrich Wilhelm's III. S. ist der Sitz des Oberpräsidenten und der Regierung, sowie eines Oberlandesgerichts. Dasselbst befindet sich ein Gymnasium mit einer Sternwarte, eine Realschule, ein Schullehrerseminar, eine Zeichenschule, eine Steuermannsschule, eine Schiffsbauschule, eine Hebammenanstalt und sehr ansehnliche Stiftungen für Hilfsbedürftige. Die dasige Gesellschaft für pommersche Geschichte- und Alterthumskunde mit einer reichen Sammlung von Alterthümern und einer Zweiggesellschaft in Greifswald wurde 1824 gestiftet. Die Stadt hat bedeutende Manufacturen und Fabriken namentlich in Feuerlöschmaterialien, Seife, Leder, Taback, Tuch, Hüten, Strümpfen, Baumwollenen Zucker, Liqueur, Garn, Band und Segeltuch; eine Ankerschmiede, in welcher die Anker für die Schiffe der preuß. Monarchie gefertigt werden, eine Maschinenbauanstalt und ziemlich lebhaften Schiffsbau. Der Handel, namentlich der Expeditionshandel, ist ansehnlich und der Seehandel erstreckt sich bis nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und ist ausgedehnt nach den amerik. Freistaaten. Von hier aus werden die Natur- und Manufacturzeugnisse Schlesiens verführt. Einer der wichtigsten Erwerbszweige ist der Holzhandel. Gegen den Handel besitzt die Stadt gegen 260 Schiffe. Der eigentliche Hafen der Stadt für große Schiffe ist Swinemünde (s. d.); doch ist auch die Swine, das Fahrwasser in der Stadt, in neuerer Zeit für größere Schiffe fahrbarer gemacht worden. S., das alte Sedinum, Stellinum genannt, wurde von Slawen angelegt, hob sich im Mittelalter zur Handelsstadt und gehörte der Hanse an und war wiederholt die Residenz der Herzoge von Pommern. Im J. 1215 wurde daselbst Frieden zwischen Schweden und Dänemark abgeschlossen. Im J. 1309 wurde die Stadt zufolge Vertrags mit dem letzten Herzoge von Pommern von Schweden besetzt, an das sie nebst Pommern im Westfälischen Frieden abgetreten wurde. Im norddeutschen Kriege wurde die Stadt 1713 von den Verbündeten genommen und im Frieden zu Stockholm 1720 an Preußen abgetreten. Am 29. Oct. 1806 ergab sich die Festung ohne Widerstand den Franzosen und blieb gleich andern Festungen Preußens auch nach dem Tilsiter Frieden besetzt bis zum 5. Dec. 1813 besetzt.

Steuben (Karl), ein ausgezeichnete Künstler der modernen franz. Malerschule, geboren 1791 zu Mannheim, kam früh nach Paris, wo er unter David, Lefèvre und Baron Gros sein Talent ausbildete. Im J. 1813 erregte er bereits durch ein Gemälde, Peter d. Gr. im Sturm auf dem Ladogasee darstellend, die Aufmerksamkeit. Später malte er mehrere Scenen aus deutschen Dichtern, so den Schwur auf dem Rütli, Tell, wie er den Rachen von sich stößt. Im J. 1819 malte er den Bischof St.-Germain, wie ihm König Chilperich seine Schatztheilung an die Armen übergibt. Zu seinen berühmtesten Gemälden gehören sodann d. Gr. als Kind durch seine Mutter vor den aufständischen Strelitzen gerettet; Napoleon's Rückkehr von Elba und Napoleon's Tod. Bei genialer Beherrschung der Mittel leiden seine Leistungen meistens an einer Übertriebenheit des Ausdrucks, die zwar für den Augenblick reizt, bei dauernder Betrachtung aber nicht Stich hält. Außerdem führte er in einem Saale des Staatsraths und des Museums zu Paris allegorische und historische Fresken aus, die gleich in Anordnung und Haltung, von blühendem Colorit und breitem, meisterhaftem Portra-

in der historischen Galerie zu Versailles sind von ihm eine Reihe vorzüglicher Bilder gemalt, darunter die Schlachten von Tours, von Poitiers, von Waterloo. Unter seinen vielen übrigen Staffeleibildern sind zu nennen: Esmeralda, voll zarter, feiner Empfindung, Judith, Hagar vor Abraham, Joseph und Potiphar's Frau, letzteres ungemein edel und sinnig aufgefaßt. Ganz ausgezeichnet durch Wahrheit, Kraft und feine Färbung sind seine Porträts, so das Napoleon's, die Prinzen von Preußen, Alex. von Humboldt's u. A.

Steuer oder **Steuerruder** heißt auf Schiffen das starke, breite, am Hintersteven des Schiffs an Haken und sogenannten Fingerlingen befestigte, in Angeln sich bewegende Holz, mittelst dessen der Steuermann (s. d.) das Schiff wendet und lenkt.

Steuern und Abgaben sind die Beiträge, welche den Staatsangehörigen zur Deckung der Bedürfnisse des Staats, soweit diese nicht aus andern Einnahmequellen bestritten werden können, aufgelegt werden. Daher auch der Name **Auflagen**. Sie kommen in allen Staaten vor, deren steigende Entwicklung auch die allgemeinen Ansprüche an die Thätigkeit des Staats erhöht und deren zunehmende Einsicht und Gesittung sie das Unzweckmäßige mancher frühern Einnahmequellen erkennen läßt. Es ist daher stets eher eine Zu- als Abnahme derselben zu erwarten, da das Regieren schon mit dichter Bevölkerung immer kostspieliger wird und Einfluß und Zeitgeist den meisten andern Mitteln der Finanzkunst entgegenstrebt. Die griech. Staaten bestritten viel aus Domänen, Bergwerken, aus der Sklavenarbeit, aus Tributen besiegter Völker, während ihr Aufwand dadurch sich verminderte, daß die Staatsämter von Reichen unentgeltlich verwaltet wurden. Auch Rom lebte lange Zeit von den Opfern der unterjochten Nationen. Dennoch blieben weder Griechenland noch Rom die Abgaben fremd und haben zum Theil gar arg gedrückt. Vgl. Böckh, „Die Staatshaushaltung der Athener“ (2 Bde., Berl. 1817); Bosse, „Grundzüge des Finanzwesens im röm. Staate“ (2 Bde., Braunschw. 1804); Gieseler, „Historischer Versuch über die röm. Finanzen“ (Altona 1804). Das Mittelalter bezeichnete sowohl den privatrechtlichen Charakter des Staats, als daß es Naturalwirtschaft oder der Geldwirtschaft hatte. Deshalb bestritten die Fürsten auch den Staatsaufwand meist aus eigenem Vermögen, zu dessen Erweiterung sie freilich ihre öffentliche Stellung benutzten. Statt Besoldungen wurden Güter zu Lehn gegeben, statt Abgaben Kriegsdienste und Frohnen leistet und Naturallieferungen gemacht, was aber Alles sehr bald den Charakter privatrechtlicher Befugnisse und Lasten annahm, deshalb aber nicht nach dem Bedürfniß erweitert werden konnte. Kamem daher außerordentliche Bedürfnisse vor, so mußten Abgaben erhoben werden.

Um das zu dürfen, mußten sich die deutschen Landesfürsten, außer bei den Reichssteuern, die Notabeln ihres Volkes wenden, und so knüpft sich hieran, wenn nicht der Ursprung der Abgaben selbst, doch der ihrer steigenden Macht. Vgl. Lang, „Historische Entwicklung der deutschen Steuerverfassungen seit den Karolingern bis auf unsere Zeiten“ (Berl. 1798). Diese ersten Abgaben hielt man anfangs nur für vorübergehende, von welchem Irrthum man sich durch die Erfahrung abgebracht wurde. Man hielt sich daher anfangs sehr an die Oberflächliche, an das zunächst Ergreifbare, mußte aber allmählig sorgfältiger zu Werke gehen und tiefer eindringen. Vermögenssteuern, Abgaben von auf den Markt gebrachten Verbrauchsgegenständen, Zölle und Grundsteuern kommen schon frühzeitig vor. Man unterscheidet directe und indirecte Abgaben, von denen jene, nach der Absicht des Gesetzgebers, von Dem, der sie zahlt, getragen werden, während das bei den andern nicht oder doch nur ausnahmsweise der Fall ist. Kein Gesetzgeber kann aber verhindern, daß nicht der Verkehr beide Steuern in vielen Fällen ineinander verwandelt, und Niemand erzwingen, wer eigentlich eine Steuer tragen soll. Grundsatz der Besteuerungspolitik muß es sein, daß Jeder nach dem Verhältniß seiner Kräfte abzugeben. Dieser Grundsatz wird aber in unsern künstlichen Verhältnissen nicht dadurch verletzt werden können, daß man die Kräfte eines Jeden unmittelbar erforscht und sie dann als einer einzigen Steuer anzieht (s. Einkommensteuer); sondern es kann das nur durch ein System von ineinandergreifenden Steuern erfolgen, die sich wechselseitig ergänzen und ausgleichen und von denen jede einzelne niedrig genug ist, um eine etwaige Ungleichheit nicht allzu sehr hervortreten zu lassen. Als das immer noch einfachste System stellt sich dasjenige dar, was aus Grundsteuer (s. d.), Gewerbesteuer (s. d.), Personalsteuer (s. d.) und den anwendbaren Verbrauchssteuern und Zöllen (s. Zoll) zusammensetzt, wozu allenfalls noch kleinere Gebühren und Stempelabgaben kommen mögen.

Steuerbewilligung und Steuerverweigerung. Als ein alter Grundsatz germanischer Verfassung stand es fest, daß der König, der im Besitze seiner Domänen und Regalien war, das Volk nichts auflegen konnte, was nicht von diesem selbst beschlossen war. Nur den Kriegs-

dienst im Heerbann mußte es leisten, die Vertheidigungsanstalten (Burgen) und die Communicationen (Straßen und Brücken) unterhalten, und Jeder mußte seinem unmittelbaren Oberen in Nothfällen, z. B. bei Gefangenschaft, Wehrhaftmachung der Söhne und Ausstattung der Töchter, beistehen. Was sonst zum gemeinen Besten unternommen werden sollte, mußte dem Volke genehmigt sein. In den einzelnen Ländern wiederholte sich dies. Der Fürst und Landesherz mußte die gewöhnlichen Ausgaben aus seinen Gütern und Regalien bestreiten; zu den allgemeinen Reichslasten, z. B. zu den Reichskriegen, Reichsfestungen und auch zu den Aufschickungen der Reichstage, mußte das Land die Kosten hergeben und hatte dabei nichts zu willigen noch zu verweigern; aber die Kosten für gemeinnützige Anstalten mußten vom Fürsten genehmigt werden, ebenso die außerordentlichen Beiträge für den Fürsten zur Abtragung Kamerschulden oder zur Erhöhung seiner Einkünfte. Daher waren in den meisten Ländern die Steuern zweierlei Art, nämlich feststehende, einer Verwilligung vom Anfang an nicht bedürfende oder für immer verwilligte Steuern (Ordinarsteuern) und nur auf gewisse Zeiten oder zu gewissen Zwecken verwilligte Extraordinarsteuern. Diese Unterscheidung ist indeß verschwunden, seitdem nach den neuern Staatsgrundgesetzen der ganze Staatshaushalt den Ständen zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden muß. Demnach ist die Steuerbewilligung eine immer wiederkehrende Übereinkunft der Regierung mit dem Volke über die als nothwendig anerkannten Staatsbedürfnisse und deren Deckung. Das Steuerbewilligungsrecht schließt natürlich auch das Recht einer theilweisen Verweigerung oder Minderung der geforderten Steuern in sich. Fraglicher ist, ob eine totale Steuerverweigerung als ein politisches Mittel, um ein Regierungssystem zu stürzen, zulässig sei. Das deutsche Bundesrecht hat (Art. 58 der Wiener Schlußacte) verneint, sogar das Recht der relativen Verweigerung oder Minderung des Budgets wesentlich beschränkt durch die Beschlüsse vom 28. Juni 1852 und 30. Oct. 1854. In England ist das Recht der Steuerverweigerung als selbstverständlich anerkannt, wenn auch nur selten geübt worden. Was die preuß. Nationalversammlung von 1848 beschloß, war keine Steuerverweigerung, sondern eine Aufforderung ans Volk, die schon geschriebenen Steuern nicht zu zahlen.

Steuerfreiheit. In den ältesten Zeiten germanischer Staatsbildung, besonders im römischen Reiche, zahlten nur die Mitglieder der unterjochten Völkerschaften Steuern; die Fremden, waren frei. Die Geistlichkeit wußte sich neben andern Privilegien auch die Steuerfreiheit zu erwerben. Die Lehnsmannen, Ritter, leisteten für ihre Lehen nicht Geldgaben, sondern persönliche Ritter- oder Hofdienste. Später, als das Reich mannigfacherer Mittel bedurfte, wurden auch Geistlichkeit und Adel herangezogen. Den gemeinen Pfennig oder die allgemeine Reichsteuer mußten Alle ohne Unterschied zahlen. Auch in den einzelnen Ländern bestand diese Gleichheit der Beitragspflicht lange fort. Meist erst im 17. oder gar erst zu Anfang des 18. Jahrh. begannen diese Stände für sich Befreiungen von der Grundsteuer und gewisser indirecten Abgaben (z. B. der Tranksteuer) in Anspruch zu nehmen unter Berufung auf ihre persönlichen, rittermäßigen Dienste, welche sie doch just in dieser Zeit nicht mehr zu leisten hatten. Indes setzten sie ihre Ansprüche in den meisten Staaten durch. Die neueste Zeit hat das Unrecht, welches darin gegen die andern Classen lag, anerkannt und jene Steuerfreiheit größtentheils in der Wege der Gesetzgebung wieder aufgehoben, zum Theil ohne Entschädigung, zum Theil aber auch (wie z. B. im Königreich Sachsen) gegen eine sehr ansehnliche Vergütung. In Preußen ist die betreffende Maßregel, obschon von der Regierung vorgeschlagen, bis jetzt wegen des Widerspruchs der Betheiligten gegen das Princip und der liberalen Partei gegen die Modalität der Ausführung (die beabsichtigte Entschädigung) noch nicht zu Stande gekommen.

Steuermann heißt der im Commando zunächst auf den Schiffsführer folgende Officier, der sich mit ihm in die Wachen theilt. Seines Amtes ist es keineswegs, das Steuer selbst zu handhaben, sondern nur darauf zu sehen, daß Alles seiner Anordnung nach geschehe. Er muß ein theoretisch und praktisch durchgebildeter Seemann sein und alle Instrumente, als Compas, Octanten, das Log und Loth, sowie die Seekarten mit Sicherheit zu brauchen und das Schiff bei jederlei Wind und Wetter zu manoeuvriren verstehen. Alles Ankergeräthe, auch auf Landfahrern die Proviantkammer und hundert andere Sachen stehen unter seiner Obhut. Dem theoretischen Theil seiner Kenntnisse schöpft er aus der Steuermannskunst, welche ihn diejenige mathematischen und astronomischen Kenntnisse lehrt, die dazu dienen, den Weg des Schiffes auf offener See und die Stelle zu bestimmen, auf der es sich befindet. Demzufolge muß er zu Mittag zu Mittag sein Journal (s. d.) in regelrechter Ordnung führen und im Stande sein, im Falle der Erkrankung des Führers dessen Stelle zu ersetzen. Auf Kriegsschiffen findet man

ch drei Steuerleute, die unter dem Befehle des Schiffers stehen und es gewissermaßen bedeutend leichter haben als die auf Rauffahrern, indem Segel- und Proviantmeister, sowie die Lotsleute sich in einen großen Theil aller obenerwähnten Geschäfte theilen.

Steuerverein. Die allmälige Entwicklung des preuß.-deutschen Zollvereins (s. d.) und die sich ihm immer augenscheinlicher sich zeigenden Vortheile, welche eine freie Bewegung des Handels und Verkehrs in engverbundenen Staaten hervorruft, veranlaßten Hannover, Braunschweig und Schaumburg-Lippe, unterm 1. Mai 1834 zu einem gemeinschaftlichen Zollsystem zu verbinden, welchem noch unterm 7. Mai 1836 Oldenburg sich anschloß. Dieser sogenannte Steuerverein nahm im Wesentlichen die Grundsätze des Zollvereins an, und auch die Gesetzgebung wurde ihm mit alleiniger Ausnahme der Erhebungssätze entlehnt. Die vielen Kämpfungen, in welchen beide Vereine zueinander standen, veranlaßten einen Vertrag vom Nov. 1837, worin sie sich anheischig machten, dem Schleichhandel zwischen ihren Landen nach Möglichkeit entgegen zu wirken. Zu besserer Erreichung dieses Zwecks wurden einige kleinere hannov. und braunschw. Gebietstheile mit einer Gesamtbevölkerung von 38000 E. dem einseitigen Zollvereine, dagegen einige vorher vom Zollvereine ausgeschlossene preuß. Dörfer mit einer Gesamtbevölkerung von 11000 E. dem Steuervereine einverleibt. Im J. 1840 kündete der Steuerverein diesen mit dem J. 1841 ablaufenden Vertrag, wobei sich Braunschweig an den Steuerverein Mehreres vorbehielt, worüber man ein Protokoll aufnahm, welches 14. Dec. unterzeichnet wurde. Am 10. März trat jedoch Hannover zurück, weil es unter Umständen insbesondere bei etwa ausbrechendem Kriege, außer seiner Macht liegen könne, den Verpflichtungen zu genügen. Nach einigen vergeblichen Verhandlungen, welche namentlich seitens Braunschweigs den Anschluß an den Zollverein zum Gegenstande hatten, überließ der Zollverein die Regulirung dieser Angelegenheit beiden Staaten selbst. Braunschweig trat 1. Jan. 1842 dem Zollverein bei, doch ließ es mit Rücksicht auf die Erklärungen Hannovers wegen seines Anschlusses an den Zollverein seinen Harz- und Weserdistrict für 1842 noch beim Steuerverein. Die Verträge vom 1. Nov. 1837 wurden 17. Dec. 1841 unter Modificationen erneuert. Annäherungen zwischen Hannover und dem Zollvereine von 1841 führten zu keinem Resultate. Auf den Preussens entschloß sich Braunschweig zu Ende 1842, seine beiden Districte noch für ein Jahr beim Steuervereine zu lassen, daher die Verträge vom 17. Dec. noch für 1843 erneuert wurden. Im Mai 1843 wurde Hannover mitgetheilt, daß von 1844 an der Zollverein im Weserdistrict, im Harzdistrict aber geringere Sätze eingeführt werden würden, worin Hannover einen feindseligen Angriff auf sein Zollsystem erblickte. Nach vielfachen Belästigungen des Grenzverkehrs schloß Hannover 16. Oct. 1845 einen Vertrag mit dem Zollverein, der sich über die Hemmung des Schleichhandels, den Anschluß verschiedener hannov. Districte an den Zollverein, den Anschluß preuß. und braunschw. Gebietstheile an den Steuerverein, die innern Abgaben der Enclaven, Förderung des Meß- und Marktverkehrs, Ermäßigung der Eingang- und Durchgangsabgaben auf gewisse Erzeugnisse erstreckte; die Dauer dieses Vertrags war bis 1. Jan. 1854 festgesetzt. Endlich kam nach manchen Vorverhandlungen am 1. Sept. 1851 ein Vertrag zwischen Preussen und Hannover zu Stande, durch welchen letzterer seinen künftigen Beitritt zum Zollverein aussprach, ein Vertrag, welchem auch Oldenburg unterm 1. März 1852 beitrug. Demzufolge ist mit 1. Jan. 1854 der gesammte Steuerverein dem Deutschen Zollvereine einverleibt worden und hat als isolirtes Steuergebiet zu bestehen aufgehört. Mit diesem Anschluß ist die Erneuerung des Zollvereinsvertrags zwischen allen Mitgliedern des Zollvereins unterm 4. April 1853 auf weitere zwölf Jahre von 1854 ab erfolgt.

Steuern. Heißen die beiden starken Hölzer, welche sich von den Enden des Kiels aufwärts erstrecken und dem Schiffe seine Begrenzung in der Länge geben. Fest durch Kniee und Bolzen an den Enden, steht auf des Kiels Vorderende der Vorderstegen mit einer leichten Biegung nach hinten, an dem sämmtliche Planken des Bugs ihre Befestigung erhalten. Ganz am Hinterende steht gewöhnlich senkrecht der Hinter- oder Achterstegen, an welchem das Ruder in seinen Gelenken beweglich hängt.

Stewart (Sir Charles), s. Londonderry.

Stewart (Dugald), schott. Philosoph, geb. zu Edinburg 22. Nov. 1753, war der Sohn eines Professors der Mathematik Matthew S. daselbst, dessen Nachfolger er bereits im Alter von 20 Jahren wurde. Als jedoch Adam Ferguson 1780 die Professur der Moralphilosophie in Edinburg niederlegte, übernahm er dessen Stelle, die er mit großem Beifall bis 1810 bekleidete. Er kehrte dann aufs Land zurück und starb in Edinburg 11. Juni 1828. Seine philosophischen Werke schließen sich an die von Reid an; die wichtigsten sind: „Elements of the philosophy

of the human mind" (3 Bde., Edinb. 1792—1827); „*Outlines of moral philosophy* (Edinb. 1793; neue Aufl., 1818; franz. von Jouffroy, Par. 1826); „*Philosophical essays* (Edinb. 1810); „*Dissertation on the progress of metaphysical and ethical philosophy* (Edinb. 1815), für die „*Encyclopaedia Britannica*“ geschrieben; „*Philosophy of the a and moral powers*“ (Edinb. 1828). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte B. milton (Edinb. 1854 fg.).

Sthenelos, der Sohn des Perseus und der Andromeda, König von Mykenä und Gemahl der Nikippe, der Tochter des Pelops, Vater des Eurystheus, der Aktinoë und busa, wurde von Hyllos, dem Sohne des Herkules, erschlagen. — **Sthenelos**, der Sch. Aktor, begleitete den Herkules auf dem Zuge gegen die Amazonen, wurde in Paphlagonia flattet und erschien dort den Argonauten. — **Sthenelos**, der Sohn des Rapanus und Euadne, einer der Epigonen (s. d.), zog mit Diomedes gegen Troja und war einer von 2 die in das hölzerne Roß stiegen. Bei Vertheilung der troischen Beute soll er das Standbild dreiaugigen Zeus erhalten haben, welches er in Argos aufstellte.

Sthenie (griech.) oder **sthenische Anlage** bedeutet in der Brown'schen Erregungslehre (s. d.) den Zustand vermehrter Energie der Lebensäußerungen, welcher, an und für sich krankhaft (bis zu einem gewissen Grade sogar Zeichen einer guten Gesundheit), in Kra übergehen und dieser dann den sogenannten **sthenischen Charakter**, d. h. den des stür Übermaßes, der heftigen und plastischen Entzündung, verleihen kann. Das Gegentheil die Schwächezustände, nannte Brown **Asthenie** (s. d.). Die heutige Medicin macht von Ausdrücken kaum noch Gebrauch.

Stichomantie (griech.), eigentlich das Prophezeien aus Zeilen oder Versen, heißt da im Alterthume im Orient und Occident übliche Wahrsagung durch Loose, um dadurch Br über die Zukunft zu erhalten. Bei den Römern, welche diese Sitte besonders liebten, t die Stichomantie darin, daß man Dichter nachschlag oder Stellen aus Dichtern auf St oder Zetteln niederschrieb, diese dann in einer Urne mengte und aus dem zufällig gezogenen Gutes oder Schlimmes für sich ableitete. Vorzugsweise benutzte man dazu die Verse der linischen Bücher oder des Virgilius. Berühmt waren schon in frühester Zeit die auf d Weise eingerichteten Drakel oder Sortes zu Cäre und Präneste. Auch in der christlichen gab es zu allen Zeiten Leute und einzelne Sekten, welche namentlich die Heilige Schrift fü ähnlichen Zweck gebrauchten, indem man diejenigen Stellen, die man entweder zufälli schlug oder mit der Spitze einer Nadel, welche man aufs Ungefähr zwischen die Blätter geschlagenen Bibel steckte, bezeichnet hatte, für bedeutsam hielt. Diese Art von Sticho wurde unter den Herrnhutern und Methodisten sehr gewöhnlich.

Stichometrie nannten die Alten das Abmessen oder Zählen der Zeilen in den Handten, um bei Ermangelung von Paragraphen oder Capiteln, die man noch nicht kannte, de fang einer Schrift ungefähr zu bestimmen. Dieses Verfahren finden wir zuerst bei der S gisirung der alexandrin. Bibliothek, dann auch bei den herculan. Papyrusrollen in Ann gebracht, wobei man die Zeilen gewöhnlich am Schlusse der Handschrift bemerkte. So ist Werke des Demosthenes 60000 solcher Stichoi oder Zeilen enthalten haben. In gleicher pflegte man auch bei den Dichtern die Zeilen oder Verse zu zählen. Das Ausführlichste d hat Ritschl in der Schrift „*Die alexandrin. Bibliotheken*“ (Berl. 1838) zusammengestel

Stickerei. Das Sticken ist verschieden nach den Stoffen, in welche, nach der Beschaf und Farbe der Fäden, mit welchen, und nach der Art, in welcher gestickt wird. Es se Kunst, namentlich auch die Goldstickerei, von den Phrygiern erfunden worden sein. In det man sie bei allen alten Völkern Asiens schon in frühesten Zeiten in Gebrauch. Zu l Zeiten war Ahaliab, aus dem Stamme Dan, als guter Sticker bekannt, und die Frau Sidon galten schon zu Homer's Zeiten für berühmte Stickerinnen. Die Griechen mach Minerva zur Erfinderin der Stickkunst; doch ist es ohne Zweifel, daß diese Kunst durch di ser nach Griechenland gekommen. Durch den König von Pergamum, Attalus, gest. 133 v wurden die Römer mit der Goldstickerei bekannt. Silberstickerei wurde erst unter den by Kaisern üblich. Im Mittelalter wurde diese Kunst in den Nonnenklöstern und von Frauen auf die glänzendste Weise geübt; berühmt ist die 210 F. lange Stickerei zu Baye welcher die Gemahlin Herzog Wilhelm's von der Normandie, Mathilde, dessen Thaten l Eroberung Englands dargestellt hat. Stickereien von Menschenhaaren fertigten zuerst seit drei Fräulein von Wylich im Hannoverischen. Auch sticht man mit Glasperlen, G Schmelz u. s. w. Erst in neuester Zeit hat die Stickerei, welche lange Zeit bloß handmer

betrieben wurde, sich wieder zur Kunst erhoben, und ein Zweig derselben, die Weißstickerei Russelin, wird in der Schweiz und in Sachsen mit großer Ausdehnung fabrikmäßig betrieben, wobei theils Handarbeit, theils verschiedene Vorrichtungen an Webstühlen, theils eigene Maschinen zur Anwendung kommen.

Stichfluß oder Stedfluß (catarrhus suffocativus) nennt man die den meisten Todesarten rend des sogenannten Todeskampfes (s. Agonie) vorhergehende Erscheinung eines erst feinen, dann grellern Röchelns in den Luftwegen: das Todesröcheln. Diese Erscheinung beruht auf, daß Flüssigkeiten (meist Schleim und ausgeschwitztes Blutwasser) sich mit Luft vermischt in den Luftwegen auf- und abbewegen, ohne daß der Sterbende sie aushustet, und daß sich dabei in feinere oder gröbere Bläschen verwandeln, deren Plagen eben jenes Geräusch verursacht. In den Fällen, wo dieser Zustand (des Bronchialschaums) in Krankheiten durch innere Ursache von selbst entsteht, beruht er gewöhnlich auf einer Ausschwitzung wässeriger Stoffe in Lungenzellen, dem sogenannten Lungenödem (oedema pulmonum) der neuern Ärzte, welches die allergemeinste Todesursache ist und bald rasch, sogar sehr rapid (als acutes Lungen-), bald langsam und allmählig (als chronisches) auftritt. Bei Lungenkranken, besonders Lungenentzündungen, ist manchmal schon längere Zeit ein großer Theil beider Lungen unbrauchbar und undurchgängig, wo dann eine sehr geringe Portion von Schaum, welcher sich in dem Athmen bisher unterhaltenden Lungentheile bildet, rasch den Tod herbeiführen kann. Das ist bei alten Fällen und bei sehr entkräfteten Patienten die Kunst nichts gegen den Stichfluß ausrichten kann, leuchtet ein. Aber in andern Fällen ist es Pflicht des Arztes, so rasch als möglich auf andere Wege von dem erstickenden Schaum zu befreien. Dies geschieht durch Aufrichten des Kranken, Wachen in den Rücken, Erregung von Erbrechen (durch Brechmittel oder Reizeln des Rachens mittels eines eingebrachten Fingers), manchmal auch durch flüchtig belebende, das Bewußtsein und zum Husten anreizende Arzneimittel (z. B. Salmiakgeist, Anisalsalmiaktraktir, Senega, Aether). Denn die den Stichfluß begleitende, durch verhinderte Sauerstoffaufnahme ins Blut hervorgebrachte Betäubung des Gehirns ist es eigentlich, welche diesen Zustand gefährlich macht, weil der Stichflüssige das Gefühl des Hustenreizes und das Bedürfnis des Hinauswerfens dadurch verliert.

Stickstoff oder **Azot** ist ein gasförmiger Bestandtheil der atmosphärischen Luft, von welcher er ein Volumen nach 79 Procent ausmacht. Er bleibt zurück, wenn man irgend einen Körper, wie Weingeist oder Phosphor, im verschlossenen Raume brennen läßt, indem hierbei das Sauerstoffgas, welches mit dem Stickstoffgas in der Luft vermischt ist, verzehrt wird, worauf der Körper verlöscht, da der Stickstoff für sich allein weder das Brennen noch das Athmen zu erhalten vermag. An sich hat der Stickstoff sonst keine ausgezeichneten Eigenschaften und keine Anwendung. Dennoch erscheint er als ein Element von großer Bedeutung. Mit Sauerstoff chemisch verbunden, bildet er die Salpetersäure, mit Wasserstoff das Ammoniak, mit Kohlenstoff das Cyan, das die Grundlage der Blausäure und des Berlinerblaus ist. Er findet sich in allen Thier- und Pflanzenkörpern und ist ein Bestandtheil aller derjenigen Nahrungsmittel für Menschen, Thiere und Pflanzen, von welchen wir annehmen, daß sie dazu geeignet sind, in Fleisch und Blut und in Organe überzugehen, und die wir daher für die nahrhaftesten halten. Aus diesem Grunde ist der Gehalt eines Nahrungsmittels und eines Düngestoffs an Stickstoff ein Gegenstand von großer ökonomischer Bedeutung. Eiweiß, Käse, Muskelfaser, sowie faulenden eiweißähnlichen Bestandtheile des Düngers sind solche Nährstoffe. Der Stickstoff ist ferner ein Bestandtheil mehrerer werthvoller Arzneimittel, wie des Chinins, Morphins, Strichnins und Veratrins. Die Stickstoffmetalle (d. h. Verbindungen des Stickstoffs mit Metallen) haben nur untergeordnetes Interesse. Viele Stickstoffverbindungen zerfallen sich unter Wasser, so die Schießbaumwolle und das Knallquecksilber.

Stiefgeschwister, s. Halbgeschwister.

Stiefmütterchen oder **dreifarbiges Veilchen** (*Viola tricolor*), eine zur Gattung Veilchen gehörende Pflanzenart, welche sich durch die großen, leierförmig-fiederspaltigen Nebenblätter auszeichnet und auf Aekern, Wiesen, in Wäldern und an Ufern von der Ebene bis auf die höchsten Alpen in Europa, Nordasien und Nordamerika wächst. In Größe und Färbung der Blumen variiert es außerordentlich ab und wird mit großen, äußerst verschieden gefärbten Blumen ähnlichen Spielarten cultivirt, welche, durch Bastardbildung noch vermehrt, die beliebtesten ausmachen. Der deutsche Name Stiefmütterchen bezieht sich auf eine volksthümliche Meinung, der in Größe und Stellung zu den Kelchblättern verschiedenen Blumenblätter, indem

als Dichter leistete, fand wol Beifall, jedoch nicht in dem Maße, wie er es hoffte. Seine Gattin, selbst geistig reich begabt, schlug das Talent ihres Mannes ebenfalls zu hoch an und so dazu bei, die krankhafte Stimmung, in welcher er sich befand, zu steigern. Auch als S. sein Amt niedergelegt und 1833 einen Theil von Rußland bereist hatte, kehrten Wohlsein und Friedlichkeit nicht zurück. Da entschloß sich Charlotte, diesem Verhältnisse ein gewaltsames Ende zu machen. Sie glaubte, daß ein tiefer Schmerz heilend und kräftigend auf S.'s Gemüth wirken werde, und gab sich 29. Dec. 1834 den Tod, eine That, deren Energie ihr vielfache Anerkennung eintrug, die aber doch nur als eine Verirrung aus edeln Beweggründen betrachtet werden muß. Mundt sammelte ihre Briefe, Tagebuchblätter u. s. w. unter dem Titel „Charlotte S., ein Denkmal“ (Berl. 1835). Auf den weitem Lebenslauf S.'s hatte Charlotte's That keinen von ihr beabsichtigten Erfolg. Seine dichterische Productivität schien jetzt ganz gebrochen zu sein. Er verließ, da sein Oheim, der Bankier S. in Petersburg, seine Existenz sicherte, München, lebte eine Zeit lang in München, durchwanderte das bair. Hochland und ging endlich nach Rom und Venedig, wo er 24. Aug. 1849 an der Cholera starb. Ein bedeutendes poetisches Talent spricht sich in S.'s Dichtungen allerdings aus; aber Excentricität und Mangel an tiefer Vertiefung haben ihn sein Ziel verfehlen lassen. Er machte sich zuerst durch seine mit großer Grobe herausgegebenen „Gebichte zum Besten der Griechen“ bekannt; später gab er mit seinen Freunden einen „Berliner Musenalmanach“ (Berl. 1829) heraus. Am kräftigsten zeigt sich sein dichterischer Geist in den „Bildern des Orients“ (4 Bde., Lpz. 1831—33) aus, in denen auch mehrere dramatische Arbeiten sich befinden, namentlich die Tragödie „Sultan Selim“. Auch die „Stimmen der Zeit in Liedern“ (2. Aufl., Lpz. 1834) enthalten viel tüchtige Anschauungen und begeisterte Worte. Seine lyrische Tragödie „Das Dionysosfest“ (Berl. 1836), noch bei Lebzeiten seiner Gattin gedichtet, ist anziehend durch Wohlklang, Reichthum und Mannichfaltigkeit der rhythmischen Bewegung und durch die wenig verhüllte Tendenz, den Beginn einer jungen gährenden Zeit über eine geistig abgelebte Reaction zu feiern. Seit dem Tode seiner Gattin lieferte er den „Gruß an Berlin, ein Zukunftsstraum“ (Lpz. 1838), eigentlich eine ficirte Geschichte der literarischen Zustände Berlins, und „Bergesgrüße aus dem Salzburger- und bair. Gebirge“ (Münch. 1839). Außerdem schrieb er: „Gebirgswanderungen“, in der dt's „Dioskuren“; „Montenegro und Montenegriner“ (Stuttg. 1841); „Istrien und Dalmatien“ (Stuttg. 1845); „Erinnerungen aus Rom“ (Münch. 1848).

Stiegliß (Joh.), einer der berühmtesten neuern Ärzte, wurde 1767 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck von israelit. Eltern geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gotha, wendete sich dann in Berlin den philosophischen Wissenschaften zu und ging endlich, um die Heilkunde zu studiren, nach Göttingen, wo er 1789 als Doctor der Medicin promovirte. Nachdem er sich in demselben Jahre als praktischer Arzt in Hannover niedergelassen hatte und 1800 zur protest. Kirche übergetreten war, wobei er den Namen Israel Johann vertauschte, wurde er 1802 Hofmedicus, 1806 erster Leibmedicus, 1820 Hofrath und 1832 Obermedicinalrath. Sein Tod erfolgte 31. Oct. 1840. Als praktischer Arzt und Medicinalbeamter bei seinen nähern Umgebungen in großem Ansehen stehend, verbreitete er seine Thätigkeit auch über weitere Kreise durch seine gediegenen Werke, welche vorzüglich die medicinischen Erscheinungen seiner Zeit einer gründlichen und scharfsinnigen Kritik unterwerfen. Besonders sind zu nennen: „Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlung des Scharlachfiebers“ (Hannov. 1806); „Über den thierischen Magnetismus“ (Hannov. 1814); „Pathologische Untersuchungen“ (2 Bde., Hannov. 1832); „Über die Homöopathie“ (Hannov. 1835). Vgl. Holscher, „Retrospect des Dr. Joh. S.“ (Hannov. 1844).

Stiegliß (Ludw., Baron von), Chef des berühmten, durch ihn gegründeten Handels- und Fabrikhauses dieses Namens in Petersburg, ein Bruder von Joh. Stiegliß (s. d.), wurde zu Arolsen geboren. Ohne Vermögen ging er nach Rußland. Doch gelang es ihm hier durch sein commercielles Genie und seine rastlose Thätigkeit das allgemeine Zutrauen in solchen Grade zu gewinnen, daß seine Vermögensumstände sich schnell auf eine glänzende Höhe hoben und feststellten und in Folge davon sein Ansehen und sein Einfluß auf Rußlands Handel und Industrie eine immer weitere Ausbreitung erlangten. Ihm hauptsächlich verdankt Rußland die Einführung der Dampfschiffahrt zwischen Petersburg und Lübeck, die so überaus wichtig für die Civilisation und Industrie Rußlands geworden ist. Nicht minder machte sich sein wohlthätiger Einfluß bei allen größern Credit- und Finanzoperationen Rußlands bemerkbar. Trotz seiner ausgebreiteten Handelsgeschäfte fand er noch Zeit, den Wissenschaften und der

Literatur eine umfassende Aufmerksamkeit zu widmen. Auch war er stets der Beschützer wissenschaftlichen und talentvollen Männer und sein Haus in Petersburg der Sammelplatz der geistreichsten und gebildetsten Notabilitäten der Hauptstadt. Vom Kaiser wurde ihm 1823 die vererbliche Würde eines Reichsbarons verliehen. Er starb zu Petersburg 18. März 1846. Sein Sohn, Alex. von S., führt das Geschäft fort. — Auch Ludwig's Bruder, Nikolai von S., geb. 1772, hatte sich in Rußland ansässig gemacht, wo es ihm gelang, durch gut berechnete Handelsunternehmungen sich ein ansehnliches Vermögen und durch seine Kenntnisse, seine wandte und redliche Geschäftsthätigkeit und seine daran geknüpften Verdienste um die Hebung und Förderung des russ. Handels das Vertrauen der obersten Behörde zu erwerben, in der Folge er zum Hofrath und Director der Schuldentilgungscommission in Petersburg, wo er starb, berufen und in den russ. Adel erhoben wurde. — Ein anderer Bruder Ludwig's, Benno von S., geb. 1774, betrieb früher ebenfalls ansehnliche Handelsgeschäfte zu Kiew und im südlichen Rußland, wo er, nachdem ihn Kaiser Nikolaus zum Hofrath ernannt hatte, 1846 starb.

Stieler (Adolf), ein durch seine gründlichen Arbeiten im geographischen Fache rühmlich bekannter Gelehrter, geb. 26. Febr. 1775 zu Gotha, erhielt seine Vorbildung seit 1786 am dortigen Gymnasium und widmete sich seit 1793 auf den Universitäten zu Jena und Göttingen der Rechtswissenschaft. Hierauf wurde er zunächst beim Ministerialdepartement in seiner Vaterstadt angestellt und 1829 zum Geh. Regierungsrath daselbst befördert, wo er 15. März 1851 starb. Sowie er für den Staat viele wichtige Geschäfte des In- und Auslandes glücklich ausführte, so hat ihm die Wissenschaft der Geographie eine gründliche und geschmackvolle Behandlung des Kartenwesens zu verdanken. Sein vorzügliches Werk ist der „Handatlas“ in 75 Bänden, den er unter Mitwirkung von Reichard 1817—23 und seit 1823 in einer neuen Ausgabe herausgab. Neben diesem Werke verdient der für den Elementarunterricht überaus brauchbare „Schulatlas“, der seit 1821 in vielen Auflagen die weiteste Verbreitung fand, Erwähnung. In gleicher Weise seine Karte von Deutschland in 25 Sectionen bei welcher Lepsius namentlich Verghaus mit theilgenommen war.

Stiergefechte. Kämpfe von Menschen mit Stieren zur Belustigung des Publicums waren schon in Griechenland, namentlich in Thessalien, und bei den Römern unter den Römern gewöhnlich, obschon sie von Zeit zu Zeit durch Kaiser und Päpste verboten wurden. Gegenwärtig gehören sie zu den Lieblingsvergnügungen der Spanier. Zwar wurden sie auch von Karl IV. aufgehoben, doch unter Joseph, Napoleon's Bruder, aus Politik wiederhergestellt. Die glänzendsten Stiergefechte veranstalteten sonst bei feierlichen Gelegenheiten die Könige. Gegenwärtig werden sowohl in der Hauptstadt wie in allen größern Städten Spaniens die Stiergefechte von Privatunternehmern oder für Rechnung einer öffentlichen Kasse gehalten. In Madrid gibt man den Sommer hindurch regelmäßig zwei mal in der Woche für Rechnung des gemeinen Hospitals Stiergefechte. Sie finden hier in dem Coliseo de los Toreros statt, ein Circus, mit stufenweisen Sitzgelegenheiten umgeben, über welchen sich eine Reihe Logen erhebt. Als Zuschauer scheint dabei in Puß. Die Fechter (Toreadores zu Pferde, Toreros zu Fuß), welche dieses Geschäft als Gewerbe betreiben und sehr gut bezahlt werden, aber auch freiwillig sich dazu finden, kommen im feierlichen Zuge, von einer Magistratsperson geführt, zu dem Kampfe. Zuerst die Picadores (Piqueurs), auf schlechten Pferden, in alter span. Rittertracht, mit Lanze bewaffnet, die sich in der Mitte des Circus den Behältern der Stiere gegenüber aufstellen, dann die Chulos, zu Fuß, mit vielen Bändern geschmückt und in der Hand eine lange sehr helle Schärpe, die sich in die Zwischenräume der Barriären vertheilen; endlich die Matadores oder Hauptfechter, fein gekleidet, mit dem bloßen Schwerte in der rechten und der linken Hand einen kleinen Stab mit einem Stück glänzenden Seidenzeug, in der linken Hand. Sobald der Vorsteher des Magistratscollegiums das Zeichen gibt, wird der Stier aus dem Behälter gelassen. Die Picadores nehmen den ersten Angriff an, suchen den Stier mit der Lanze ein wenig in die Schulter zu stechen und retten sich, wenn ihr Pferd von ihm verwundet wird, durch schnelle Flucht. Hierauf, oder wenn ein Picador zu Sturze kommt, um ihn zu retten, erschüttern die Chulos, werfen dem Stier ihre Schärpen über den Kopf und retten sich im Nothfall durch einen Sprung über die breitere Wand, welche den Circus einschließt. Durch Zurufen ruft zugleich ein anderer Picador den Stier von seiner Beute ab und auf sich hin. Wenn der Stier durch den Angriff auf 10—12 Picadores zu ermüden beginnt, ziehen sich die Picadores zurück und es greifen nun die Chulos zu den Banderillas, kleinen, zwei Fuß langen, ausgehöhlten, mit Pulver angefüllten und mit Papierschnitzeln umwundenen Stäben, an deren Enden kleine Metallhaken angebracht sind, um sie dem Stier anzuhängen. Gelingt ihnen solches, so gehen sie

Stäben befindlichen Schwärmer los und der Stier läuft nun wüthend im Circus umher. tritt der Matador hervor, um dem Stier den letzten Stoß beizubringen, der beim Erblicken Muleta mit verschlossenen Augen dagegenrennt. Während aber der Stier unter dem linken ie durchrennt, stößt ihm der Matador das Schwert in die Brust. Dem siegenden Matador allen Bravo's und Viva's, ebenso aber auch dem Stier, der den Matador verwundet oder t, in welchem Falle sofort ein anderer Matador eintritt. Oft wird an einem Tage mit acht ehn Stieren gekämpft. Kämpfer büßen dabei selten das Leben ein.

Stift heißt jede mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten ausgestattete, ursprüng- u kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Körperschaft anver- e Anstalt mit allen dazu gehörigen Personen, Gebäuden und Besizungen. Die ältesten, Begriff eines Stifts entsprechenden Anstalten sind die Klöster, nach deren Vorgange sich anonische Leben der Geistlichen an Kathedralen und Collegiatstiftskirchen bildete, welche wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Kanonissinnen und Stiftsdamen, am gewöhn- en Stifter genannt werden. Erst im 14. Jahrh. fingen die Capitel (s. d.) der Stifter an, auf eine bestimmte Anzahl Capitulare zu beschränken, um den zudringlichen Empfehlun- der Päpste und Fürsten und den willkürlichen Verleihungen und Theilungen der Präbenden, ch die Bischöfe zu Gunsten ihrer Schüplinge erlaubten, Einhalt zu thun. So entstanden capitula clausa oder geschlossenen Capitel, von festgesetzter, wenn schon nach Verhältniß des ommens und der Stiftsgüter nicht bei allen Stiftern gleicher Anzahl, die bei den reichs- ittelbaren deutschen Hochstiftern und Erzstiftern (in den Capiteln der Bisthümer und Erz- ümer) von altem Adel sein und ihre Stiftsfähigkeit durch 16 Ahnen beweisen mußten. rend nun diese adeligen Capitulare sich den Genuß aller Rechte ihrer Kanonikate vorbe- n, wurden ihre Pflichten den regulirten Chorherren, deren mönchsartige Vereinigungen seit dem 12. Jahrh. blühten, aufgelegt. Daher schreibt sich der Unterschied der weltlichen herren (Canonici seculares), welche die eigentlichen Capitulare sind, von den regulirten herren (Canonici regulares), welche die Mönchsgelübde leisten und entweder förmlich in ern zusammenleben und nach Art der geistlichen Orden mehrere Congregationen bilden, oder Verrichtung des Kirchendienstes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann we- n den Präbenden noch an dem Stimmrechte der Capitel Antheil haben. Vor der durch den sdeputationshauptschluß von 1803 verfügten Säcularisation hatten die deutschen Erz- und stifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speier, ianz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Bri- Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, sowie die Propsteien Ellwangen, htesgaden u. s. w., die gefürsteten Abteien Fulda, Korvei, Rempten u. a. Landeshoheit und mrecht auf dem Reichstage, daher sie unmittelbare Stifter hießen und den Fürstenthü- gleich geachtet wurden. Anderwärts gab es auch vor der Säcularisation keine unmittel- i, mit politischen Souveränitätsrechten begabten Stifter. Zur Zeit der Reformation wurde erfassung der Domcapitel auch bei denjenigen deutschen Erz- und Hochstiftern beibehalten, e zum Protestantismus übertraten. Die Verwendung des Papstes und der kath. Fürsten, e diese abgefallenen Stifter immer noch wieder in den Schoos der Kirche zurückzubringen n, sicherte ihnen sogar im Westfälischen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, mit ahme der mit der evang. Confession unverträglichen bischöflichen Würde und der Landes- t, welche evang. Fürsten zufiel. Nur das ganz protest. Bisthum Lübeck und das gemischte, ath. und protest. Capitularen zusammengesetzte Domcapitel zu Osnabrück, dessen Bischof chselnd ein Katholik und ein evang. Prinz aus dem Hause Hannover sein sollte, behauptet ch die Reichsunmittelbarkeit und die Bischofswahl. Gegenwärtig sind aber alle Stifter bar, d. h. in bürgerlichen und Stiftsangelegenheiten der Landeshoheit derseligen Fürsten geben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Die Capitulare der säcularisirten Güter wur- i Folge jenes Reichsdeputationshauptschlusses, wie ihre auf das geistliche Amt eingeschränk- ischöfe, auf Pensionen gesetzt. Mehrere der deutschen Hochstifter haben akademische Lehrer hmen müssen, wie z. B. in den evang. Hochstiftern Meissen und Merseburg je zwei Dom- nstellen den beiden ältesten Doctoren und Professoren der Theologie und Jurisprudenz in ig gehören, oder sind ganz in den Händen von Gelehrten und wirklichen beamteten Geisti- . Die Kanonikate und Präbenden der evang. Collegiatstifter, z. B. in Zeitz und in Bur- rhalten bürgerliche Gelehrte entweder als akademische Lehrer oder zufolge einer durch Fa- rverbindungen und Einkaufsgelder motivirten Wahl, oder kraft einer landesherrlichen ihung, wie im preuß. Staate, wo der König als oberster Bischof der protest. Kirche gewisse



mpelarchiv, anfangs aber nur die steinernen Geseßtafeln in sich schloß. Um das ganze Gedrängte ein für das Volk bestimmter Vorhof. Über die Symbolik dieses Heiligthums haben wir in der „Symbolik des mosaischen Cultus“ (2 Bde., Heidelb. 1837—39) und Friederich der „Symbolik der mosaischen Stiftshütte“ (Lpz. 1841) gelehrte Forschungen angestellt.

Stiftung nennt man eine jede Anstalt, welche zu einem gemeinnützigen, wohlthätigen, nützlichen, wenigstens erlaubten Zwecke von einem oder Mehrern mit den nöthigen Mitteln ausgestattet ist, wie z. B. Universitäten, Schulen, Freitische, Bibliotheken, Stipendien, Armenhäuser, Vertheilungen, Unterhaltung der Kirchen und Schulen, Gedächtnißfeiern, Messen, ewige Capellen u. dgl. Fromme oder milde Stiftungen (*piae causae*) heißen diejenigen, bei welchen ein göttlicher oder wohlthätiger Zweck zum Grunde liegt. Einer besondern landesherrlichen Bestätigung bedürfen solche Stiftungen in der Regel nicht; ihre Existenz wird durch den Willen des Stifters selbst rechtlich begründet. Der Staat hat aber das unstreitige Recht, Stiftungen aufzuheben, welche er aus irgend einem Grunde nachtheilig findet; der Stiftungsfonds sollte aber dann wol den Familien der Stifter zurückgegeben werden. Milde Stiftungen genießen in den meisten Ländern die besondern Rechte der Minderjährigen und ein privilegiertes Pfandrecht an den Gütern ihrer Verwalter. In Privatstiftungen und deren Verwaltung sollte die Regierung, solange der Zweck nicht ein unerlaubter ist oder wird, nicht eingreifen; sie unterdrückt doch die Neigung zu solchen Stiftungen.

Stiglmaier (Joh. Bapt.), berühmter Erzgießer, wurde 18. Oct. 1791 zu Fürstenfeldbruck unweit München als Sohn eines Schmieds geboren. Von früh an durch Zeichentalent vorragend, wurde er zum Goldschmied bestimmt, besuchte auch während seiner Lehrzeit in München die Zeichenschule und wurde 1810 als Schüler der Akademie aufgenommen, wo er darauf zur Stempelschneidekunst überging, neben welcher er zugleich gründliche plastische Studien machte. Im J. 1819 reiste er nach Italien, um im Auftrage des Königs die Technik des Erzgusses im Großen kennen zu lernen. Hier begründete er seinen Ruf als Techniker durch den Guss der Büste des spätern Königs Ludwig von Baiern, nach Thorwaldsen's Modell, und denjenigen des Bildhauers Haller. Nach München zurückgekehrt, schnitt er noch mehr Medaillen, bis König Maximilian I. ihn 1824 an die Spitze der neuerrichtenden Kunstgießerei setzte. Im J. 1826 fertigte er den 14 F. hohen Candelaber für das Constitutionsdenkmal zu Bamberg und das Monument des Königs Maximilian für das Bad Kreuth, ebenfalls nach eigenen Entwürfen; 1829—33 den in 15 Stücken gegossenen Obelisk von 100 F. Höhe auf dem Odeonplatz in München; 1835 das Denkmal des Königs Maximilian in München, nach Thorwaldsen; 1839 das Schillerdenkmal für Stuttgart, nach Thorwaldsen, und die kolossale Reiterstatue Kurfürst Maximilian's, nach Thorwaldsen; außerdem mehrere schöne Grabdenkmale und Statuen, zum Theil nach eigenem Modell. Seit 1838 war S. mit dem Guss der 14 Kolossalstatuen bair. Fürsten für den Thronsaal der neuen Residenz, nach Schwanthaler, beschäftigt, welche im Feuer vergoldet und deshalb stückweise gegossen werden mußten, wobei ihn sein zum Kunst bei Soyer in Paris gebildeter Neffe, Ferd. Miller, unterstützte. Das schwierige Werk war vollkommen. In der letzten Zeit wurde S. von nahe und fern für den Guss von Denkmälern in Anspruch genommen. Tenerani, Thorwaldsen und andere Bildhauer vertrauten Werke fortwährend seiner erprobten Gießstätte, die er zur ersten in der Welt erhob, an. Die kolossalste Unternehmung war der stückweise Guss der 54 F. hohen Bavaria, nach Schwanthaler. S. starb zu München 2. März 1844. Seine Güsse sind vollkommen in der Mischung, gleich rein gegossen und bestehen immer aus möglichst großen Stücken.

Stigma, eigentlich der mit einem spitzigen Werkzeug gemachte Stich oder Punkt überhaupt, bei den Römern besonders das wegen eines begangenen Verbrechens dem Thäter, namentlich diebischen oder entlaufenen Sklaven, zur Beschimpfung eingestrichene Zeichen oder Brandmal, in der Regel aus gewissen Buchstaben bestand. Letzteres geschieht noch jetzt in einigen Ländern bei den zur Galeere Verurtheilten.

Stil, vom lat. *stilus*, d. h. Schreibstift oder Griffel, obwohl Andere nach der Ableitung aus dem gleichbedeutenden griech. Worte *Styl* schreiben, wird gewöhnlich seiner ursprünglichen Bedeutung nach auf die redende Kunst und Diction bezogen und bald im Allgemeinen als Gattungsbezeichnung für die vollkommene Ausdrucksweise in der Sprache, bald im Speciellen von der charakteristischen Weise im Schreiben oder in der rednerischen Darstellung genommen. Außerordentlich gebraucht man diesen Ausdruck noch in einer doppelten Beziehung, indem man damit theils ein Kunstwerk ausgeprägte Normalidee der Schönheit, wie sie ein Volk oder eine Zeit in besondern Kunstformen aufgestellt hat, theils die individuelle Darstellungsweise eines

Künstlers versteht, welche in seinen Werken als eine individuelle und dem Gegenstande verli-
wiederkehrt. Im erstern Falle spricht man daher von einem idealen, charakteristischen, roman-
schen, anmuthigen, tragischen, antiken, griech., rohen, von einem Nationalstil und Zeitstil;
zweiten Falle, der den Stil des Individuums umfaßt, würde der Ausdruck Manier (s. d.) ge-
fender sein, wie wenn wir z. B. von einem Stile Rafael's oder Mozart's reden. Der Stil
die durch das Ganze der schriftlichen Darstellung herrschende Art, den Gegenstand aufzufas-
und auszudrücken, hängt theils von dem Inhalt und der Bedeutung des Gegenstandes, theils
von dem Innern des Schreibenden oder vielmehr Darstellenden ab. Ausdruck einzelner Ge-
den aber, Benutzung von Phrasen aus Mustern und die Fertigkeit, sie zu verbinden und an-
flechten, kann man noch keinen Stil, sondern nur handwerksmäßige Fertigkeit im Schreiben
nennen. Nur mit dem Charakter bildet sich aus dem selbständigen Urtheile über die Dinge
Form ihrer Darstellung und darauf bezieht sich das berühmte Wort Buffon's: „Der Stil
der Mensch selbst.“ Als Arten des Stils werden gewöhnlich drei Schreibarten festgesetzt,
welchen sich Correctheit und Schönheit auf verschiedene Weise vereinen. Man unterscheidet
nämlich eine niedere Schreibart der Prosa, eine höhere der Poesie, eine mittlere der Beredsam-
keit (*medium genus*) und meint, daß in der ersten das Vorstellungsvermögen, in der zweiten
das Gefühlsvermögen vorherrsche, in der dritten diese Vermögen gleichmäßig wirken. Auch
diese Unterscheidungen beruhen auf psychologischer Abstraction, denn der Antheil verschiedener
Seelenthätigkeit läßt sich nie so abschließend trennen und berechnen. Auch hat die Mannig-
tigkeit der Verhältnisse, in die das Leben sich verzweigt, und die daraus hervorgehende Ver-
denheit der Zwecke schriftlicher Mittheilung die Eintheilung der prosaischen Darstellung
mehrere stilistische Gattungen mit gewissen feststehenden Formen hervorgerufen. So hat
Bedürfnis des Unterrichts und der Belehrung den sogenannten didaktischen Stil, das Be-
dürfnis des bürgerlichen Verkehrs den Geschäftsstil, das Verlangen nach Mittheilung auch
entfernte Personen den Briefstil erzeugt. Unter Theorie des Stils oder Stilistik begreift
die geordnete Zusammenstellung aller Regeln des guten Stils oder der üblichen Art, sich schrift-
lich auszudrücken. Für Feststellung und Ausbildung der Theorie des deutschen Stils sind
namentlich Joh. Chr. Adelung, R. Ph. Moris, dessen „Vorlesungen über den Stil“ von Jena
fortgesetzt wurden (Braunschw. 1808); Bürger, dessen „Lehrbuch des deutschen Stils“ (Bonn
1826) erst nach seinem Tode erschien; Pölig und viele Andere. Vgl. Falkmann, „Stilistik, ein
vollständiges Lehrbuch der deutschen Auffassungskunst“ (3. Aufl., Hannov. 1835); Haller,
„Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stilistik“ (2 Bde., Hannov. 1837).

Stilfser Joch, ital. *Monte Stelvio*, oder *Wormser Joch*, ein Bergrücken der Rhätischen
Alpen an der tirol.-lombard. Grenze, benannt nach dem tirol. Dorfe Stilfs oder Stelvio
dem Flecken Worms oder Bormio in der lombard. Provinz Sondrio, ist bekannt durch die hohe
und schönste fahrbare Kunststraße in den Alpen und in ganz Europa. Sie wurde unter
Franz I. 1820—25 mit Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten angelegt und 1825—
von Bormio bis Lecco am Comersee erweitert, zur Verbindung zunächst des Vintschgau mit
obern Etschthal in Tirol und des Veltlin oder oberm Abgathals in der Lombardei, wodurch
directe Verbindung Innsbrucks mit Mailand hergestellt ist. Die Erbauung dieser Straße
reicht sowol der östr. Regierung als den dabei thätig gewesenen Ingenieuren zum höchsten
Ruhme. Die Plane sind von Donégani, der auch diejenigen für die Splügenstraße entwarf,
hat; die Arbeiten wurden von Dominichini und Porro geleitet und von den Unternehmern
laghini, Rolli und Polli ausgeführt. Im J. 1848 zerstörten ital. Freischärler, soweit sie
vermochten, die großartigen Galerien der Straße, die jetzt meistens wiederhergestellt sind.

Stilicho, von Geburt ein Vandal, zeichnete sich unter dem röm. Kaiser Theodosius I. aus
als Feldherr aus, sodaß ihn dieser an die Spitze der röm. Heeresmacht stellte, ihn mit seiner
Nichte Serena verheirathete und bei seinem Tode 395 n. Chr. zum Vormund seines Sohnes
Honorius erklärte. Als S. in demselben Jahre dem oström. Reiche gegen den Westgoten
Alarich (s. d.) zu Hülfe ziehen wollte, wurde er durch die Eifersucht des Rufinus zurück-
gewiesen. Er rächte sich durch die Ermordung des Rufinus, und als Alarich nach der Verwüstung
Griechenlands auch Italien vom Peloponnes aus bedrohte, suchte er ihn hier auf und schloß
im Gebirge von Elis ein. Doch entkam Alarich und die Eifersucht des oström. Reichsvormundes
Eutropius gegen S. sicherte ihm sogar den Besitz Ägyptens. S., der indeß die Franken und
Alemannen im Saum gehalten und Afrika, wo ein maurischer Fürst Gildo sich aus einem röm.
Statthalter zum Herrscher gemacht, durch dessen Besiegung wieder gewonnen hatte, rüßte
und im Frühling des J. 403 schlug er den Alarich, als er von Italien, in das er 402 eingedrungen

er war, nach Gallien gehen wollte, bei Pollentia in Ligurien, nöthigte ihn zum Rückzug und legte ihn auf diesem noch ein mal im Herbst bei Verona. Noch entscheidender war der Sieg S. 406 über Radagais gewannen, der mit einem Zuge von wenigstens 200000 Menschen aus verschiedenen german. Völkern angehörten, von der obern Donau her in Italien verwundet und eingefallen war. Bei Florenz von S. eingeschlossen, wurde er mit seinen Scharen theils durch Mangel und Seuchen, theils durch das Schwert vernichtet. Zum Schutze Italiens hatte S. Gallien von röm. Truppen entblößen müssen, das hierauf von Sueven, Vandalen, Alanen und Burgundionen überzogen wurde, deren Einbruch man ihm Schuld gab. Britannien hatte S. einen Gegenkaiser Konstantinus auferzogen, der auch in Gallien, wohin er ging, anerkannt wurde. Als S. gegen den Leptern ziehen wollte, erschien Alarich, mit dem S., wie es scheint, eine Unternehmung gegen das oström. Reich verabredete, wieder an den ital. Grenzen und vergabte dafür, daß jene Unternehmung aufgegeben worden, eine Entschädigung von Honorius. Er erhielt sie, weil S. darauf drang; aber S.'s Feinde, an deren Spitze der Eunuch Olympius stand, benutzten dies zu seinem Sturze und der schwache Kaiser ging auf ihren Plan ein. Ein Theil des Heeres wurde in Pavia von ihnen zum Aufstand gereizt; die andern Truppen, die in der Gegend bei Bologna lagen, folgten S. auf, sie gegen den Kaiser nach Pavia zu führen. Allein er erklärte den Bürgerkrieg nicht und ging nach Ravenna, wo er unvermuthet auf Befehl des Honorius verhaftet und nebst seinem Sohne Eucherius hingerichtet wurde. S. hatte die Regierung mit großer Kraft und Einsicht geführt. Wenn er auch von Herrschsucht und Habsucht nicht frei war, so war es doch ungegründet, daß er den Kaiser, dem er nacheinander seine beiden Töchter vermählte, habe stürzen und seinen eigenen Sohn auf den Thron heben wollen. Italien verdankte ihm die Rettung aus drohender Gefahr und der Kaiser verlor durch seine Ermordung die kräftigste Stütze des Reichs.

Stilles Meer, so viel wie Südsee (s. d.).

Stilling, s. Jung (Joh. Heint.).

Stilleben nennt man in der Malerei die Darstellung lebloser Gegenstände. Solche sind Thiere, Geschirr und Hausrath, auch wol Früchte und Blumen dabei. Das Interesse an solchen Gegenständen kann nur in der Form, Anordnung und Beleuchtung beruhen; daher gehören die Stilleben zu den untersten Gattungen der Malerei. Unter ihnen selbst aber gibt es niedere oder höhere Darstellungen. Die niedern Darstellungen haben bloß den Zweck, das Gezeigte zu copiren; doch auch das Höchste, was sich in dieser Form hervorbringen läßt, ist dennoch nur Kunststück oder Werk des Fleißes, nicht Kunstwerk. Eine höhere Gattung des Stillebens ist die, welche diese Gegenstände durch Beleuchtung und Anordnung zu einem interessanten Ganzen verbindet; die höchste die, welche diesem Ganzen durch eine eigenthümliche, aber sorgfältig gesuchte Zusammenstellung zugleich eine geistvolle Bedeutung und damit dem an sich toten ein poetisches Leben gibt, wobei jener Fleiß das Untergeordnete ist. Unter jenen Darstellungen sieht man z. B. eine wohlaufgeputzte Küche, ein einladendes Frühstück, eine von der Jagd mitgebrachte Beute, eine Weihnachtsbescherung, eine Künstlerstube, die den Geist charakterisirt, welcher hier thätig ist. Darin, daß diese Werke auf den fehlenden Menschen hinarbeiten, liegt meist das Elegische, das sie in ihrer Wirkung haben. Als große Maler in dieser Gattung gelten die Niederländer van Alst, Joh. Fyt, Franz Snyder, David Koning, Joh. Verelst, Melch. Hondelcoeter, Wilh. Kalf und van Streeck. Unter den Neuern sind Hoguet, G. H. Wal, Holthausen, Looschen, Elise Wagner, Th. Kummer, Herm. Weiß u. A. zu nennen.

Stilpon aus Megara, ein griech. Philosoph, der um 300 v. Chr. blühte und die Megarische Schule zu großem Ansehen erhob. Er ist namentlich wegen des Ernstes und der Klarheit seiner ethischen Lehre, in welcher er ein Vorläufer der Stoiker war, bei den Alten hochgeachtet. In theoretischer Hinsicht scheint er vorzugsweise bemüht gewesen zu sein, die Platonischen und Aristotelischen Lehren zu widerlegen. Seine Schriften sind verloren gegangen.

Stimme (vox) bezeichnet im physiologischen Sinne den Inbegriff der Töne, welche im menschlichen Organismus beim Durchgange des Athems durch den Kehlkopf willkürlich erzeugt werden. Es sind daher Lungen, Luftröhre und Kehlkopf, sowie die Mitwirkung der Stimmnerven durch den Willen nothwendige Erfordernisse zur Hervorbringung derselben. Nur Säugethiere und Vögel mit wenigen Ausnahmen und einige Amphibien besitzen eine Stimme, während die von manchen andern Thieren, z. B. Grillen, hervorgebrachten Geräusche so wenig wie die beim Husten, Schluchzen, Nöcheln u. s. w. gehörten Geräusche Anspruch auf diese Benennung haben. Geschaffen wird die Stimme in der Stimmrinne, einer im Kehlkopf durch die untern Stimmritzenbänder (ligamenta glottidis) gebildeten länglichen Spalte,

indem, wie die darüber in der neuern Zeit angestellten sorgfältigen Untersuchungen zu bemerken scheinen, diese Bänder von der ausgestoßenen Luft nicht wie Saiten, sondern wie Zungen in Schwingungen versetzt werden, welche durch die Beweglichkeit des Kehlkopfs, seiner einzelnen Theile und der mit ihm zusammenhängenden Organe die mannichfaltigsten Modificationen erleiden. Der Unterschied des Alters und der Geschlechter zeigt sich auch im Bau der Stimmorgane und somit im Klange der Stimme. Kinder haben eine engere Stimmrinne als Erwachsene und daher eine höhere Stimme. Beim weiblichen Geschlechte bleibt jene jedoch eng und diese nur wegen der veränderten Beschaffenheit der übrigen die Stimme modificirenden Organe nach den Pubertätsjahren an Fülle und Stärke zu. Die Stimme dient theils zur (lauten) Sprache, theils zum Gesang, theils zu dem weniger als diese beiden articulirten und modulirten Gesängen. Krankhafte Affectionen des Kehlkopfs und der übrigen Stimmorgane haben auch fast immer Veränderungen der Stimme zur Folge, welche dann Symptome für den Zustand dieser Organe abgeben. Abweichungen von der Regelmäßigkeit der Stimme nennt man **Stimmfehler** (*cophonia* oder *paraphonia*), gänzlichen Mangel derselben **Stimmlosigkeit** (*aphonia*); zu erstern kann man die hohe Stimme bei Castraten und Männern, deren Geschlechtsorganen hauptsächlich in der Entwicklung zurückgeblieben sind, sowie die tiefe Stimme bei sogenannten Bassweibern bei übrigens ganz gesundem Körper rechnen. Vgl. Müller, „Über die Compensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgane“ (Berl. 1839); Arneth, „Die menschliche Stimme und der Einfluß des Gesangs auf die Athmungsorgane“ (Wien 1843); Eberle, „Physiologie der menschlichen Stimme“ (Lpz. 1846).

In der Musik heißt **Stimme** die Fähigkeit, musikalische Töne hervorzubringen und zu verbinden, sowie auch die eigenthümliche Beschaffenheit der Töne selbst. Die Güte der Stimme beruht vorzüglich auf der Gesundheit und Kraft der Gehör- und Stimmorgane und äußert sich durch Deutlichkeit in der Angabe des musikalischen Tons, Reinheit, Leichtigkeit, Stärke, Gleichheit, Wohlklang und Fülle der Töne. In Hinsicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der mit ihm verbundenen Stärke, Weichheit, Fülle und Klarheit nimmt man vier Hauptgattungen der Stimme, die man auch die vier Stimmen nennt, an, nämlich Sopran, Discant, Alt, Tenor und Bass. Die erste nennt man die **Oberstimme**, auch **Hauptstimme**, weil sie in der Regel die Melodie hat; die letztere ist die eigentliche **Grundstimme**, auf der die Töne der Accorde ruhen; die zwei mittlern heißen **Mittelstimmen**. In der Stimme scheidet man wieder **Stimmarten** oder **Stimmregister**. Sie ist nämlich **Bruststimme** und **Kopfstimme**. Die Töne der erstern, glaubt man, werden durch gleichmäßige Verengerung, der letztern durch theilweise Verschließung der Stimmrinne hervorgebracht. Dann hat man das Verhältniß der vier Singstimmen auch auf die Instrumentalmusik übertragen und dabei die von vier Stimmen und vom vierstimmigen Säge, sowie von Discantstimmen oder Discantinstrumenten, Mittel- und Grundstimmen. Zu den erstern gehören die erste Violine, die Oboe, Clarinette, Trompete, Posaune und das erste Horn; zu den Mittelstimmen die zweite Violine, die Viola, das zweite Horn, die zweite Clarinette und zweite Trompete. Die letzten Stimmen sind von Natur Discantstimmen oder Altstimmen; die Knabenstimmen, die nach dem Übergange in das Jünglingsalter verändert sich die Stimme und geht von Discant oder Alt in den Tenor oder Bass oder eine der genannten Zwischengattungen über. Ferner nennt man auch, ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse, jeden einer Singstimme oder einem Instrumente übertragenen Antheil an einem Tonstück **Stimme** oder **Partie**, mag derselbe entweder begleiten oder Hauptstimme sein. Die Besetzung der Partien durch Instrumente und Singstimmen derselben Art bewirkt den Unterschied der **Solistimmen** und **Ripienstimmen**.

Stimmung nennt man in der Musik das Verhältniß, welches die Töne der musikalischen Instrumente oder Stimmen nach einem gewissen dabei zum Grunde gelegten Tone annehmen. Diese Bestimmung nach einem festen Normalton, **Stimmton** genannt, ist notwendig, da der Charakter der einzelnen Tonarten davon abhängt, welcher durch Erhöhung oder Erniedrigung verändert wird, ferner weil alle Instrumente und Stimmen in Höhe und Tiefe ihre bestimmten Grenzen haben und weil namentlich dem Sänger wegen gewisser Abschnitte und Verhältnisse in seiner Stimme eine feste Stimmung sehr wünschenswerth ist, um dieselbe mit Sicherheit auszuwählen und wegen zu können. Um einen solchen Normalton zu haben, bedarf man eines tönenden Körpers, dessen Ton sich so wenig als möglich verändert. Hierzu bedient man sich der **Stimmungsgabel**, eines gabelförmigen stählernen Instruments, mit dessen einer Spitze man an einen festen Punkt

ägt, den Griff oder Stiel auf die angeschlagene Stelle setzt, worauf sich der Ton der der sich stets gleich bleibt, hören läßt. Dieser ist bei einigen Gabeln das zweite gestrichene, bei andern, und dies am häufigsten, das erste gestrichene a. Die Verschiedenheit der Stimmung beruht zum Theil hiernach auf der Verschiedenheit der Gabeln, theils auf Herkunft und Willkür, und so gibt es keinen festen Normalton. Ferner kommt es auch darauf an, in welchem Verhältniß man den Tönen gegeneinander durch Fortschreiten vom Normalton gibt. Die Verschiedenheit der Stimmung der Orchester betrifft gewöhnlich einen geringen Gradunterschied in Höhe und Tiefe; höchstens mag sie jedoch das Intervall eines und eines halben Tons betreffen. In der letzten Zeit ist die Orchesterstimmung höher geworden, weil man die Saiteninstrumente gegen die Masse der Blasinstrumente verstärken mußte.

Stimulus und Contraststimulus sind zwei Ausdrücke, welche durch die sogenannte (schon ziemlich veraltete) ital. Schule in die Medicin eingeführt wurden. Der Stifter dieser Schule, Rasori, theilte nämlich alle Krankheiten (und ebenso alle Heilmittel) in zwei Klassen: die eine sollte auf einem Reizzustande (*diathesis stimuli*) beruhen, die andere auf Gegentheile desselben (*Gegenreiz, diathesis contrastimuli*); erstere müsse durch contrastistische (d. h. schwächende, herabstimmende) Mittel geheilt werden, letztere durch stimuliernde oder reizende). Da die Lieblingsmittel Rasori's schwächende waren (z. B. Opium, Brechweinstein in großen Gaben, narkotische Gifte), so erhielt seine Lehre gewöhnlich den Namen: die Doctrin des Contraststimulus, seine Anhänger Contraststimulisten. Das ist eigentlich nur eine Fortsetzung des Brownianismus, und nach dem Siege der naturwissenschaftlichen Methode in der Medicin sind alle derartigen ausgeklügelten (abstracten) Schu- mehr in Ansehen. Vgl. Wagner, „Die Lehre vom Contraststimulus“ (Berl. 1819). Das Stinkthier (*Mephitis*) ist der Name einer zu den bärenartigen Fleischfressern gehörenden Thiergattung, die sich durch einen verlängerten, langbehaarten Körper, einen fast zweigeteilten Schwanz und halbsohlengängige Füße unterscheidet, von denen die vordern mit Krallen versehen sind. Die hierher gehörenden Thiere sind bloß über Amerika verbreitet und sind durch eine am After gelegene Tasche ausgezeichnet, aus welcher sie bei der Vertheidigung eine außerordentlich widrig riechende und zugleich scharfe Flüssigkeit gegen ihre Feinde abgeben können. Ein einziger Tropfen dieser Flüssigkeit, welcher ins Auge kommt, kann die Augen zufälle, selbst Blindheit hervorbringen. In der Jugend eingefangen, können die Thiere gezähmt werden. Die Indianer essen ihr Fleisch, schneiden aber dem getöbten Thiere den Drüsenbeutel aus. Das nordamerikanische Stinkthier (*M. Chinga*) ist ohne den langen Schwanz etwa 15 Zoll lang, schwarz und mit zwei schneeweißen, auf den Rücken zusammenfließenden und an den Seiten getrennt fortlaufenden Längsstreifen gezeichnet. Es lebt von Ratten, Eiern, Nestvögeln, jungen Hasen und besonders Fröschen und verbringt den Winter in Erdlöchern und hohlen Bäumen. Sehr ähnlich ist das mexicanische Stinkthier (*M. leuconota*), welches einen weißen Rücken hat.

Der Stint (*Osmemus*) ist der Name einer zur Familie der Salmoniden gehörenden Fischgattung, von der die Gattung Lachs (s. d.) durch achtstrahlige Kiemenhaut und ungefleckten Körper abgetrennt ist. Der gemeine Stint oder Amlander (*O. Eperlanus*) wird unterschieden in den Seestint, welcher in der See, jedoch nahe an der Küste lebt, im Frühjahr in die Flußmündungen zieht, um zu laichen, und dann in Menge gefangen wird, und in den Süßwasserstint, welcher in den Binnenseen lebt und in die dahin einmündenden Flüsse des Laichens wegen wandert. Der Seestint ist stets größer als der Süßwasserstint, der etwa bis fünf Zoll lang wird, aber durch wesentliche Unterschiede nicht verschieden. Der gemeine Stint gleicht etwa den Forellen, ist mit leicht abfallenden silberfarbenen Schuppen bekleidet, oberseits grau, an den Seiten silberglänzend, am Rücken rötlich und seine ganze Oberfläche schillert in Grün und Blau. Er ist gefräßig, nährt sich von Insektenlarven, Fischbrut und Weichthieren und hat einen auffallenden widrigen Geruch. Sein Fleisch ist zwar weiß, gilt aber nicht für gesund; dennoch werden die Stinte in großen Mengen auf die Märkte der Seestädte gebracht, wo sie der niederen Volksklasse als Nahrungsmittel dienen.

Stipendien nennt man diejenigen Gelder, welche zur Unterstützung Studirender auf eine bestimmte Zeit aus milden Stiftungen, Staats- und Stadtkassen oder andern Privatfonds ausbezahlt werden. Der Betrag, die Vertheilung, Zeit der Auszahlung und andere Bedingungen in der Regel von den speciellen Verfügungen der Stifter ab, denen zufolge manche Stipendien für Schüler auf höhern Bildungsanstalten, andere für Studirende auf Universitäten ausbezahlt werden. Sie sind zwar entweder im Allgemeinen oder mit ausdrücklicher Berücksichtigung eines beson-

bern Fachs, dieses oder jenes Landes, Ortes, Standes, adeliger oder bürgerlicher Abt häufig auch ausschließlich für Abkömmlinge aus gewissen Familien auf ein oder mehrere vertheilt werden. Außerdem gibt es auch dergleichen Unterstützungen zum Behuf einer akademischen Promotion oder zur Aufmunterung für angehende Dozenten und sogenannte Stipendien, welche jungen Gelehrten oder Künstlern nach Vollendung ihrer Studien zur tern Ausbildung im Auslande zuerkannt werden.

Stirling, eine Grafschaft Südschottlands, zählte 1851 (mit einer Enclave in Clackman auf 23,8 QM. 85726 E. Das Land ist etwa zum dritten Theile gebirgig und erhebt sich Alva-Hill 1500 F., im Ben-Lommond 3060 F. Die Gewässer gehen theils in die North, theils in den Atlantischen Ocean. Dorthin strömt vom Ben-Lommond her der Forth, der Nord- und Nordostgrenze bildet, und der Carron, beide in den Forthbusen; hierher der Forth in den Loch-Lommond, den schönsten und größten See Schottlands, der die Westgrenze Dumbarton bildet, von den herrlichsten Gebirgsscenerien umgeben und überaus fischreich. Den Südosten durchschneidet der Forth-Clydekanal. Die Ebenen und Thäler sind überaus fruchtbar und gut angebaut, namentlich längs des Forth; doch fehlt es auch nicht an Eisen. An Mineralien ist S. eine der reichsten Grafschaften Schottlands, namentlich an Strontian und Eisen, deren Ausbeutung und Verbrauch in großartigen Gruben und Eisenwerken verbunden mit Wollen-, Baumwollen- und Leinweberei, die Hauptzweige der Industrie bilden. Neben wird Ackerbau und Viehzucht betrieben, besonders auch vortreffliche Viehmästung. Die Stadt ist der Borough Stirling, in alter Zeit Strypvelin genannt, mit Edinburgh, sowie mit Glasgow durch Eisenbahnen verbunden, rechts am Forth, am Abhange eines Berges auf dessen hohem Westrande ein altes festes Schloß steht. Die Stadt hat eine merkwürdige gothische Kirche, mehrere Hospitäler und Kasernen, ein Rathhaus, ein Collegium, das Ben-Lommond'sche Museum für Ackerbaugesegenstände, Maschinen, Werkzeuge und Geräthe und 12357 E., welche Baumwollen- und Wollenwaaren, besonders Teppiche fabriciren und den Handel treiben. Bis zur Stadt selbst gelangen auf dem Forth nur Schiffe von 600 Tonnen. Das alte feste Schloß Stirling-Castle, auf steilem Basaltfelsen erbaut und wegen herrlichen Ausichten berühmt, war schon Residenz des Königs David I., der 1147 in der Stadt die Abtei Cambus-Kenneth gründete, erhielt aber seine Erweiterung und größere Bedeutung erst, als es seit Jakob I. Lieblingsaufenthalt der Stuarts wurde. Schloß und Stadt sind wichtige Schauplätze der schott. Geschichte.

Stirn (frons), bezeichnet den obern Theil des menschlichen Antlitzes, welcher über den Augenbrauen und der Nasenwurzel liegt, oben vom Haar, seitlich von den Schläfen begrenzt. Sie wird gebildet durch einen breiten gewölbten Knochen, das Stirnbein (os frontis), welches mit den benachbarten Gesichts- und Schädelknochen durch Nähte fest verbunden ist und in der Gesichtshaut, unter ihr von den den Schädel äußerlich überziehenden sehnigen Häuten der Schädelhaube und der Schädelknochenhaut, überzogen wird. Ein Paar kleine flache Muskeln liegen vorn über den Augenbrauen: sie besorgen das Runzeln der Stirnhaut. Der Haut der Stirngegend tritt durch ein kleines Loch am innern obern Rande der Augenhöhle der Tränenkanal hervor. Da das Stirnbein die vordere Hälfte des großen Gehirns umfaßt und in nicht nur die edelsten Sinnesnerven einmünden, sondern von seiner Entwicklung offenbar der Grad von Intelligenz, welchen Thiere und Menschen zeigen, bedingt wird: so hat die Stirn seit uralten Zeiten und längst vor Erfindung der Phrenologie (s. d.) als Zeichen und Maß der geistigen Anlagen menschlicher oder thierischer Individuen gedient. Eine stark nach vorn hervortretende Stirn (eine starke Entwicklung des Vorderhirns), welche zugleich ein schnelles Zurücktreten des Gesichts, daher einen rechtwinkligen Gesichtswinkel nach Camus wirkt, ist im Allgemeinen ein Zeichen großer geistiger Begabung, findet sich z. B. bei den Königen von Schiller, Napoleon, Goethe u. s. w., bei der kaukasischen Race überhaupt und wurde den griech. Künstlern dem Kopf des Olympischen Zeus verliehen. Hingegen eine schräg hinten zurücktretende oder gleich von den Augenbrauen an sich abflachende Stirn zeigt Mangel höherer geistiger Gaben an, findet sich bei den Thieren, beim Affen, beim Neger und dem hirnnarmen Kretin. Eine hohe Stirn ist mehr dem männlichen, eine niedere mehr dem weiblichen Geschlecht eigen. Eine schmale, von den Schläfen her zusammengedrückte Stirn (die meisten Engländer haben), soll einen praktischen Verstand anzeigen, hingegen eine nach den Schläfen hinaus sich wölbende mehr Phantasie verrathen. — Stirnhöhlen (frontales) nennt man die von der Nasenhöhle aus sich in das Stirnbein (zwischen den Augenbrauen) mehr oder weniger tief hinein fortsetzenden lufthaltigen Höhlungen. Sie

ischen der äußern und innern Knochentafel des Stirnbeins und sind bald ausgedehnt, bald nicht, daher sie die Anwendung phrenologischer Säge auf diese Gegend sehr mißlich machen. Sie gelangen manchmal fremde Körper, z. B. Schnupftabak, lebende Thiere (vgl. Tiedemann, „von lebenden Würmern und Insekten in den Geruchsorganen“, Mannh. 1841), oder es pflanzen sich benachbarte Krankheiten, besonders Nasenkatarrhe (Schnupfen) dahinein und verursachen den eigenthümlichen Stirnkopfschmerz in der Mitte des Vorderkopfs. Eine andere Art Kopfschmerz hat ihren Sitz in dem oben erwähnten Stirnnerven, ist daher einseitig, auf eine Hälfte beschränkt (s. Migräne) und hat oft den periodischen Charakter der Neuralgien (s. d.).

Stirner (Max), Pseudonym, angeblich Max Schmidt, nennt sich der Verfasser einer oft gelesenen Schrift, die unter dem Titel „Der Einzige und sein Eigenthum“ 1845 zu Leipzig erschienen und als das Aeußerste gelten kann, was der philosophische Radicalismus jener Epoche kühner und geistreicher Negation hervorgebracht hat. Nachdem L. A. Feuerbach (s. d.) an die Stelle der Theologie die Ethik gesetzt, versuchte S. in jenem Werke an die Stelle der lateinischen Imperative des absoluten Menschenthums die Souveränität und Autonomie des Individuums zu setzen. Aber nicht das allgemeine Ich Fichte's (s. d.), das Jeder sein kann, sondern nur das „einzige“ Ich, als welches ich mich entwickle und bethätige, nicht der Mensch, sondern der bestimmte Mensch ist für S. das Absolute. Als dieses absolut Einzige und Einzelne lebe ich nicht um gewisse mir zudictirte Ideen zu realisiren, nicht einem fremden Berufe, sondern um zu leben, wie die Blume des Feldes, mir selbst, und mein Verkehr mit der Welt ist nichts Anderes als nur mein Selbstgenuß. Mein ganzes Wesen und mein Dasein ist, mit einem Worte, „Eigenheit“. Frei bin ich nur, insofern ich etwas los bin, Eigner meiner selbst aber bin ich, insofern ich mich in meiner Macht habe, indem ich meiner mächtig bin. Macht, das bin ich also; ich bin der Mächtige und der Eigner der Macht. Der Egoismus S.'s soll indessen keineswegs die Sinnlichkeit sein, denn diese Sinnlichkeit ist nicht meine ganze Eigenheit. Mein eigen Ich erst, wenn nicht die Sinnlichkeit, aber auch kein Anderer, sondern ich selbst mich in der Welt habe. Ich kenne folgerichtig auch kein Gebot der Liebe, aber ich liebe die Menschen, weil das Lieben natürlich ist, weil es mir gefällt. S. sucht die Verlegenheiten nachzuweisen, in die wir durch unsere Moral- und Rechtsprincipien zueinander gerathen, und will diese Widersprüche und Conflictte durch die Geltendmachung seines Ichprincips leicht und gründlich auflösen. Sein philosophischer Egoismus ging offenbar einerseits aus der Negation gegen jene speculative Richtung hervor, welche das Einzelne in der Gattung, die Existenz in dem Wesen zu vernichten droht, andererseits aus der Reaction gegen den Communismus und Socialismus, welche die gesellschaftliche Freiheit auf Kosten der Einzelfreiheit herzustellen trachten.

Stoa hieß in Griechenland, entsprechend dem röm. Porticus, in weiterer Bedeutung jede öffentliche Säulenhalle oder Galerie, die man in Athen zu verschiedenen Zwecken, wie zur Aufstellung und Bekanntmachung von Gesetzen, zu Gerichtssitzungen u. s. w., verwendete. Vorwiegend aber bezeichnete man mit diesem Namen die mit Gemälden reich verzierte Pöcile in Athen, die dem Philosophen Zeno (s. d.) bei seinen Vorträgen und Unterredungen als Hörsaal diente, daher man seine Lehre und Philosophie den Stoicismus (s. d.) und die stoische Philosophie seine Anhänger Stoiker nennt.

Stobäus (Johannes), aus Stobi, einer Stadt in Macedonien, gebürtig, lebte wahrscheinlich im 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. und verfertigte Auszüge aus ungefähr 500 griech. Dichtern und andern Schriftstellern, die für die alte Literatur deshalb von großer Bedeutung sind, weil vollständigen Schriften derselben später größtentheils untergegangen. Dieses Werk wurde frühzeitig in zwei Theile getrennt, von denen der eine den Titel „Anthologium“ oder „Florilegium“, d. i. Blumenlese, auch „Sermones“, der andere den Titel „Eclogae physicae et ethicae“, in zwei Büchern, erhielt. Nach der ziemlich fehlerhaften Ausgabe sämmtlicher Theile (3 Bde., Genf 1609) wurden das „Florilegium“ am besten von Gaisford (4 Bde., London 1822; verbesserter Abdruck durch W. Dindorf, 4 Bde., Lpz. 1823) und die „Eclogae“ von Heeren (4 Bde., Göttingen 1792—1801) und von Gaisford (2 Bde., Drf. 1850) bearbeitet. Wichtig für die Kritik und Erklärung sind die „Lectiones Stobenses“ von Jacobs (Zena 1817) und Halm (Heidelb. 1841—42).

Stöber (Daniel Ehrenfried), deutscher Dichter, besonders aber verdient um Aufrechterhaltung deutschen Wesens und deutscher Sitte im Elsaß, geb. 9. März 1779 zu Strassburg, wo sein Vater die Stelle eines Notars bekleidete, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und erlernte dann bei seinem Vater das Notariat, besuchte aber daneben die Vorlesungen der Universität. Später setzte er seine juristischen Studien zu Erlangen fort, erlangte

1806 in seiner Vaterstadt die Würde eines Licentiaten der Rechte und 1821 die Advocat. Er starb 28. Dec. 1835. In Deutschland ist S. besonders als lyrischer Dichter bekannt geworden. Außer seinen „Gedichten“ (3. Aufl., Stuttg. 1821) erschien auch eine Sammlung kleinerer prosaischer Schriften (4 Bde., Straßb. 1835—36). Von seinen übrigen Schriften ist besonders „Das Leben Oberlin's“ (Straßb. 1831) hervorzuheben; auch gab er in der Schweiz Interesse das „Elsässische Taschenbuch“ (1806 fg.) und die Zeitschrift „Elsässer“ (1816 fg.) heraus. — Stöber (Aug.), ältester Sohn des Vorigen, geb. 9. Juli 1806, suchte 1817—26 das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich auf der dortigen Akademie theologischen Studien, die er 1833 beendete. Nachdem er hierauf mehrere Jahre als Privatlehrer in Oberbronn gelebt, wirkte er seit 1838 als Rector der oberrheinischen Schule und Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Collegium in Buchhorn, bis er im Oct. 1841 zum Professor am Collegium von Mühlhausen ernannt wurde. S.'s wissenschaftliche Bestrebungen waren namentlich auf die Sitten und Sagen, wie überhaupt die Volksstümlichkeit der Elsässer gerichtet. Vieles zur Kenntniß seiner Heimat hat er in den von ihm herausgegebenen periodischen Schriften „Erwinia“ (Straßb. 1838—40), „Elsässische Neujahrsblätter“ (1843—48) und „Alsatia“ (1850 fg.) nieder; als sein Hauptwerk sind jedoch „Die Sagen des Elsaß“ (St.-Gallen 1852) zu betrachten. Ein elsässisches Biographikon, von dem 1846 eine Probe erschien, ist in Aussicht gestellt. Sonst sind auch seine „Gedichten“ (Straßb. 1842) noch zu erwähnen: „Alsabilder“ (Straßb. 1836); „Elsässisches Sagenbuch“ (Straßb. 1842); „Elsässisches Volksbüchlein“ (Straßb. 1842) u. s. w. Außer ferte S. mehrere brauchbare Lehrbücher für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur. — Stöber (Adolf), Bruder des Vorigen, geb. zu Straßburg 7. Juli 1810, studirte Theologie in seiner Vaterstadt, ging 1836 als Privatlehrer nach Oberbronn, 1837 als Pfarrer nach Mietesheim und wurde 1839 Religionslehrer am Collegium und der Gemeindefschule in Mühlhausen, zugleich auch Prediger in Wesselingen und wirkt seit 1840 als Pfarrer zu Buchhorn. Wie sein älterer Bruder vielfach um sein Heimatland verdient, machte er sich durch seine „Gedichte“ (Hannov. 1846) und „Reisebilder aus der Schweiz“ (St.-Gallen 1850) allgemein bekannt.

Stöchiometrie, chemische Proportions- oder Atomenlehre, auch chemische Metrik, heißt die Lehre von den bestimmten Verhältnissen, nach denen sich Körper chemisch miteinander verbinden. Sie ist eine neue Wissenschaft, die zuerst von Jerem. Benj. Richter gegen Ende des 18. Jahrh. angeregt und seitdem vielfach bearbeitet wurde. Durch sie ist die Chemie zu ihrer jetzigen großen Ausbildung gelangt. Vgl. Meinecke, „Chemische Messkunst“ (2 Bde., 1817); Bischof, „Lehrbuch der Stöchiometrie“ (Erl. 1819); Berzelius, „Versuch über die Theorie der chemischen Proportionen“ (deutsch von Blöde, Dresd. 1820); Meißner, „Chemische Äquivalenten- oder Atomenlehre“ (2 Bde., Wien 1834); Frickhinger, „Katechismus der Stöchiometrie“ (2. Aufl., Nördlingen 1853); Schweigger, „Über stöchiometrische Verhältnisse“ (Halle 1853).

Stockerau, ein Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Korneuburg in Unterösterreich, an einem Arm der Donau gelegen und durch eine drei Meilen lange Flügelbahn mit Wien verbunden, hat eine Pfarrkirche, St.-Stephan, mit hohem, zierlichem Thurm, das große Gebäude der kais. k. Militärökonomiecommission, eine Hauptschule, ein Bürgerhospital, ein Armenhaus, ein Krankenhaus und zählt 3700 E., deren Hauptbeschäftigungen Feldbau, städtische Gewerbe, Fabriken und Handel bilden; letztern fördern namentlich die wöchentlichen Getreidemärkte, die größten und besuchtesten der östr. Monarchie. Dem Marktflecken gehört auch das Schloß Stockerau, einst ein eigener Edelsitz.

Stockfisch, s. Kabeljau.

Stockfleth (Niels Joach. Christian Vibe), Apostel der Lappländer in Norwegen, geb. 11. Jan. 1787 zu Christiania geboren, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, Prediger war. Nach beendigtem Schulunterricht studirte er seit 1803 in Kopenhagen die Rechte, obgleich er eine besondere Neigung zur Theologie hatte. Nach hartem Kampfe mit der äußersten Noth trieb er als Lieutenant in ein schleswig. Infanterieregiment, bei welchem er als Soldat 1813 seinen Abschied nahm. Im J. 1818 erhielt er in Norwegen eine Anstellung beim Musketiercorps in Valders. Allmählig aber erwachte bei ihm die frühere Neigung zum theologischen Studium von neuem; er studirte nun in Christiania und wurde 1825 Pastor zu Vadsöe in Ostfinnmarken. Hier in der Nähe des Nordcaps eröffnete sich ihm ein Wirkungskreis, dem er so lange nachgestrebt. Er fing sofort an, die Sprache der Lappländer

und bald konnte er sich den ihn zunächst umwohnenden Seelappen verständlich machen. Er bemerkte, daß zur Einführung einer Schrift- und Religionsprache der reine Dialekt der Lappier der höhern Gegenden am geeignetsten sei, so vertauschte er, um mit diesen in Berührung zu kommen, seine Stelle in Wadöö mit der in Lebesby, ebenfalls in Ostfinnmarken. Nachher sich zur Herstellung einer volksthümlichen lappländ. Literatur als des unfehlbarsten als einer geistigen Wiederbelebung und Veredlung dieser Nation vorbereitet, reiste er in Begleitung dreier Lappländer 1831 nach Christiania und dann nach Kopenhagen, wo er den hochgelehrten Rast bei der Ausarbeitung seiner raisonnirenden Grammatik unterstützte. Bei seiner Rückkehr nach Finnmarken 1833 wendete er nun auch der quänischen oder finnischen Sprache seine Aufmerksamkeit zu. Es erschien von ihm in der lappländ. Sprache in Christiania eine Bibel, Übersetzung von Luther's „Kleinem Katechismus“ und der Evangelien Matthäus und Marcus, eine lappländ. Grammatik (1840), eine Übersetzung der apostolischen Briefe u. s. w. Um ihm mehr Ruhe zu der Fortsetzung seiner verdienstlichen Studien zu gewähren, wurde er von der Regierung seines Predigerdienstes enthoben, während im J. 1839 die zur Veröffentlichung seiner Arbeiten nöthigen Gelder bewilligte. Seitdem veröffentlichte er ein „Norsk lappisk Ordbog“ (Christ. 1850), eine Untersuchung „Om de skillede Sprogforholdene i Finmarkens og Nordlandenes Amt“ (Christ. 1851) u. A.

Stöckhardt (Jul. Adolf), ausgezeichneter Chemiker, geb. 4. Jan. 1809 zu Möhrsdorf bei Chemnitz, wo sein Vater Pastor war, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, dann im Pensionat des Pfarrers Mey in Schönfeld, widmete sich hierauf der Pharmacie in der Apotheke zu Liebenwerda und machte seine Studien zu Berlin. Von einer Reise nach England und Frankreich zurückgekehrt, arbeitete er im Struve'schen Laboratorium zu Dresden und erhielt schon lange Zeit ausschließlich der Chemie zugewandt, die Stelle eines Lehrers der Naturwissenschaften im Blochmann'schen Institut zu Dresden, die er 1839 mit der eines Lehrers der Chemie und Physik an der Gewerbschule in Chemnitz vertauschte. Hier wirkte er bis 1847, als Professor der Agriculturchemie an die Akademie für Forst- und Landwirthschaft nach Berlin berufen wurde. Hatte S. sich schon zu Chemnitz um die gewerbliche Chemie, vorzüglich die Bereitung der Farben Verdienste erworben, sowie nebenbei seit 1839 als Apotheker für die Hälfte der sächs. Apotheken in vortheilhaftester Weise auf letztere eingewirkt, so er zu Tharand bald Gelegenheit, seine Thätigkeit und sein Talent nach einer andern Richtung hin zu entfalten. Nächst Liebig erwarb sich S. unstreitig die größten Verdienste um die Agriculturchemie, nicht sowol dadurch, daß er selbst ausgezeichnete Entdeckungen machte und Lehren anstellte, als vielmehr, daß er die Agriculturchemie popularisirte und in gewisser Weise selbst zum Gemeingut der bäuerlichen Landwirthschaft machte. Es geschah dieses theils durch seine Schriften, die sich einer ungemeinen Verbreitung erfreuen, wie die „Schule der Chemie“ (Leipz. 1854), „Chemische Feldpredigten für deutsche Landwirthschaft“ (2 Theile, 5. Aufl., 1852—53), „Guanobüchlein“ (3. Aufl., Leipz. 1854) und „Zeitschrift für deutsche Landwirthschaft“, die er seit 1840 mit Schober herausgibt, sondern auch durch das lebendige Wort, indem er durch das Land herumzog und bei den landwirthschaftlichen Vereinen und den alljährlichen Versammlungen der Forst- und Landwirthschaft freie, von Experimenten begleitete Vorträge über die neuesten Lehren der Agriculturchemie, besonders das Düngewesen und den Guano, hielt. Unter seinen frühern Schriften sind besonders die „Untersuchung der zwischauer Steinkohlen“ (Leipz. 1840) und „Über Farben und Giftfarben“ (2. Aufl., Leipz. 1841) hervorzuheben. Seine Verdienste wurden unter Andern von der sächs. Regierung durch seine Ernennung zum Ehrenbürger anerkannt.

Stockholm, die Haupt- und Residenzstadt Schwedens, ist unter allen nordischen Städten die größte, und auch in Hinsicht ihrer Lage kann ihr in Europa vielleicht nur Konstantinopel vorzug streitig machen. Sie besteht aus sechs Haupttheilen. 1) Die eigentliche Stadt, auf drei Inseln Helgeands-, Stadts- und Riddarholmen, wurde um 1250 von Birger Jarl zur Befestigung des an dem großen Mälarsee herumliegenden Binnenlandes erbaut. Nördlich von hier auf einem Hügel das königl. Schloß, das von dem berühmten Tessin im edelsten Barockstile 1698—1751 erbaut wurde. Hier ist auch der schöne Ritterhausmarkt zu besuchen, geziert mit dem Standbilde Gustav Wasas, dem Ritterhause und dem Rathhause, mit Aussicht auf die Riddarholmskirche, wo seit Karl X. Gustav alle schwed. Könige begraben liegen. Schöne Gebäude sind ferner der Palast des Oberstatthalters, die Bank, das Kanzleihaus, das Posthaus, das Haus des Hofgerichts, die Großkirche, die deutsche Kirche u. s. w. In den ältesten innern Theile der Stadt sind die Straßen schmal und krumm, was sonst nicht

ind. Städten oder von Göthaborg aus verführt wird. Dicht am Hafen befindet sich die sogenannte Eisenwage (der frühere Stadtgraben), oder eine Niederlage von Stangeneisen, wo die-
 es ein- und ausgewogen wird. Übrigens sorgt das sogenannte Eisencontor, das die Berg-
 werksbesitzer bilden, für diesen Handelszweig durch Verkauf, Anleihen und Vorschüsse. Ferner
 S. die wichtigste Fabrikstadt des Reichs: es treibt allein Seidenweberei und nimmt in baum-
 wollenen und Leinwand-, Taback- und Ledermanufacturen den ersten, in Tuch- und Zuckerbe-
 reitung aber nur den zweiten Rang ein. Die Stadt ist der Sitz der Reichscollegien, des Svea-
 Hofgerichts, eines Oberstatthalters, unter dessen höchster Leitung die Angelegenheiten der Stadt
 gehen, sowie des Landhauptmanns über Stockholms-Län. Auch bestehen daselbst ein Gymna-
 sium, Lyceen und Schulen jeder Art, sowie berühmte gelehrte Gesellschaften, z. B. die schwed.
 Akademie für Schwedens Sprache und Literatur, die Akademie der Wissenschaften, die Akade-
 mie der Geschichte und Antiquitäten, die Malerakademie, die Musikakademie, die der Landwirth-
 schaft und viele andere Vereine. Auch fehlt es nicht an höhern Anstalten für Bildung. Hier-
 zu gehören die königl. Bibliothek von 60000 Bänden, die Engström'sche Bibliothek von
 10000 Bänden, ferner das königl. Museum, das viele Gemälde, Sculpturen von Sergell u. A.
 und wenige, aber sehr werthvolle Antiken enthält; die mineralogischen Sammlungen des Berg-
 Regiums und des Eisencontors, die zoologische Sammlung der Akademie der Wissenschaf-
 ten u. s. w. Außer dem Sommertheater im Thiergarten wird auf drei Bühnen gespielt, näm-
 lich dem Opern- und dem kleinern Theater, sowie dem Theater auf Mosebacke. Von den milden
 Anstalten sind besonders die Gymnastikanstalt und das Taubstummeninstitut zu erwähnen, die
 beide zu den ausgezeichnetsten Anstalten in ihrer Art gehören. Die erstere wurde von dem ver-
 storbenen Dichter Ling errichtet, das letztere von Borg begründet. Ganz in der Nähe der Stadt
 liegt die Kriegsakademie zu Karlberg, wo Land- und Seecadetten Unterricht erhalten. Die Um-
 gebungen von S. sind auf allen Seiten wunderschön und die Communication zu Wasser auf
 Dampfschiffen leicht und bequem; dagegen ist die Einrichtung des Fuhrwesens
 unvollkommen und sehr theuer. Übrigens befinden sich in der Umgegend zwei Gesundbrunnen
 und drei königl. Lustschlösser, Haga mit einem herrlichen Park, Ulrichsdal und Drottning-
 holm, welches viele Sommerwohnungen städtisch umgeben; ein viertes, Rosersberg, liegt wei-
 t entfernt auf dem halben Wege nach Upsala.

Stockport, eine bedeutende Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Chester, an der Grenze von
 Lancashire, am Flusse Mersey, $1\frac{1}{2}$ M. südöstlich von Manchester, mit dieser Stadt, sowie mit
 Macclesfield und London durch Eisenbahnen verbunden und in höchst romantischer Gegend ge-
 legen, hat ihren Mittelpunkt auf der Spitze eines Felsens und ist hier und in den nach allen Sei-
 ten an den Abhängen und am Flußufer sich ausdehnenden Theilen eng und unregelmäßig ge-
 baut. S. besitzt eine steinerne Brücke über den Fluß, zwei Kirchen und eine lat. Schule. Die in
 Felsform erbaute Markthalle ist eine ganz besondere Zierde des Orts. Die aus den kolossalen
 Hornsteinen der zahlreichen Fabriken aufsteigenden Rauchsäulen gestalten den übrigens nicht
 freundlichen Ort zu einer Werkstätte Vulcan's. Die Bevölkerung, 53900 Seelen, unterhält
 zugungsweise Baumwollenspinnereien und Baumwollenzugfabriken, aber auch ausgedehnte
 Woll-, Hut- und Seidenwaarenmanufacturen, woran sich zugleich die Umgegend theiligt.
 Außerdem ist der Handel mit Käse und Hafermehl schwunghaft. Den Fabrik- und Handels-
 trieb begünstigen die Kanalverbindungen der Landesflüsse und die Londoner Eisenbahn, welche
 das Merseythal auf 22 Bögen, jeder in der Höhe von 100 F., übersteigt.

Stocks (vom engl. stock, d. i. Capital, namentlich Actiencapital) heißen in England ge-
 meinlich alle Actien (shares, Anthteile), sowie die Obligationen von Staaten, Provinzen,
 Städten, Behörden, Actiengesellschaften u. s. w., eigentlich und ursprünglich aber nur die Ac-
 tien in ihrer Stellung als Waare. **Stockholder** heißt der Eigenthümer solcher Papiere;
stock exchange (Stockbörse) in London die besondere Börse, auf welcher der Verkehr mit
 denselben sich bewegt, auf welcher aber wie anderwärts zugleich die Geschäfte in Wechseln ab-
 geschlossen werden (Fonds- und Wechselbörse). Die eigentlichen Staatspapiere im engeren Sinne
 werden in England Funds (Fonds) genannt. Die londoner Stockbörse ist eine Vereinigung
 von Mäklern (Brokers, Stock brokers) und einer Gattung von Mittelspersonen, welche letztere
 eine eigene Rechnung speculiren und Jobbers, **stock jobbers** heißen, was man durch „Börsen-
 händler“ übersetzen kann. Diese Jobbers schließen Käufe und Verkäufe auf Lieferung, welche der
 Regel nach bloße Differenzgeschäfte (s. d.) sind, und es hat von ihnen das Differenzgeschäft auch
 den Namen der Stockjobberei (stock jobbery) erhalten.

Stockton upon Tees, ein wichtiger Hafenplatz in der engl. Grafschaft Durham, eine der schönsten Städte des nördlichen England, am Flusse Tees, mit schönem Stadthause, großen Marktplatz, breiten Straßen und einer Brücke von fünf Bogen, zählt 9800 E., die Segelmacherei, Laubwerk, Schiffdecken, Drillich, Leinwand und Damast fertigen, auch Kalkbrennereien und Fischerei unterhalten, einigen Schiffsbau haben und einen sehr lebhaften Küstenhandel mit Fischen, Getreide, Käse, Butter, Alaun, Blei und ganz besonders mit Steinkohlen treiben. Das Kohlenlager von S. gehört zu den bedeutendsten Englands.

Stoffwechsel bezeichnet in der Physiologie den gesammten Vorgang im Organismus, bei dieser sich mittels Stoffaufnahme von der Außenwelt und Stoffabgabe an dieselbe in seiner Integrität erhält, sich fortwährend selbst zeugt und entwickelt und doch fortwährend in seinem Innern stückweis altert und abstirbt. Bei diesem Prozesse gehen aber die von außen (durch Nahrungsmittel) eingeführten Stoffe im Körper erst in belebte Elementartheilchen (Zellen u. dgl.) über, führen als solche eine Zeit lang gleichsam ein selbständiges Leben, sterben dann ab und werden erst nun losgestoßen oder aufgelöst in Substanzen, die noch organisch-chemisch gemischt sind, aber in Berührung mit der Außenwelt nach und nach zu den einfachern anorganischen Verbindungen (besonders zu Kohlensäure, Wasser und Ammoniak) zerfallen. Dieser eigenthümliche Charakter des organischen Stoffwechsels, dieses Aufbauen und Wiederabtragen bestimmter lebendiger Formgebilde unterscheidet ihn sehr von einem einfachen chemischen Prozesse. Dies übersehen manche neuere Chemiker (die neuen Tatrochemiker), welche den organischen Stoff als einen rein chemischen Vorgang ansehen und ihn z. B. mit dem Brennen oder Lichts, dem Heizen einer Dampfmaschine vergleichen. In Krankheiten erleidet der Stoffwechsel mannichfache Störungen, welche nur wenig bekannt sind.

Stoicismus oder **Stoische Philosophie** nennt man die Lehre des Philosophen Zeno (s. d.) nach der Stoa (s. d.), die von ihm als Hörsaal benutzt wurde, die Anhänger derselben aber Stoiker. Zeno stellte dem Skepticismus eine Ansicht entgegen, welche auf strengen philosophischen Grundsätzen beruhte. Doch ist es unmöglich, Das, was ihm eigenthümlich, von den Lehren und Abänderungen seiner Schüler zu unterscheiden. Philosophie war ihm das Ende und der Weg zur Weisheit, die Weisheit selbst die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge und ihre Anwendung im Leben Tugend. Die Haupttheile seines Systems waren Logik, Physik und Ethik, aber die Ethik war der Zielpunkt des Systems. In der Logik, welche als Wissenschaft von den Unterscheidungszeichen des Wahren und Falschen betrachtet wurde, so eine Erkenntnistheorie nebst Grammatik und Rhetorik enthielt, machte der Stoicismus die Erfahrung zur Grundlage aller Erkenntniß. Die herrschende Kraft der Seele nahmen die Stoiker an; die begreiflichen Vorstellungen aber, d. h. diejenigen, welche mit den Merkmalen der Gegenstände übereinstimmen und die freie Zustimmung des Geistes enthalten, bilden die Kennzeichen oder Kriterien der Wahrheit. Die Physik des Zeno und seiner Schüler schloß sich an die Lehre des Heraklit an und nahm mit ihm einen durch die Welt hindurchgehenden Logos an, welchem er auch den Grund der menschlichen Pflichten und der Einrichtung der sittlichen Welt fand. Überhaupt nahmen die ältern Stoiker in diesem Theile ihrer Philosophie zwei unerscheidbare, ewige und doch körperliche Grundlagen aller Dinge, die passive Materie und die active Vernunft oder Gottheit an, die in der Materie wohnt und sie belebt. Diese Gottheit ist die ursprüngliche Vernunftkraft und ätherisch-feuriger Natur; sie hat die Welt durch Absonderung der Elemente aus der Materie und durch Gestaltung der Körper als ein organisches Ganzes geschaffen, regiert auch diese Welt, wird aber bei dem Wirken ihrer Vorsehung durch das unänderliche Fatum oder die Nothwendigkeit natürlicher Geseze eingeschränkt. Das Weltganze ist, nach Zeno's Meinung, von der göttlichen Vernunft als seiner Seele durchdrungen, dann auch lebendig und vernünftig, aber zum Untergange durch Verbrennung oder vielmehr periodische Auflösung durch Feuer bestimmt. Die Weltkörper und Kräfte hält er ebenfalls für göttlicher Art, daher die Verehrung mehrerer Götter erlaubt und ihre Verbindung mit den Menschen diesen wohlthätig sei. Da ferner die Stoiker Alles, was wirkt und leiden kann, Körper nennen, so heißt bei ihnen auch die Seele Körper; sie ist ihnen feurige Lust und ein Theil des göttlichen Feuers. Die menschliche Seele ist nach ihnen mit acht Vermögen, den fünf Sinnen, der Bewegungskraft, dem Sprachvermögen und der Vernunft, begabt, letztere aber soll als thätiges Princip das ganze Gemüth beherrschen. Die stoische Ethik erklärt die allgemeine Vernunft, von welcher die menschliche ein Theil ist, oder die Natur für die Quelle des Sittengesetzes, das die Menschen verpflichtet, nach göttlicher Vollkommenheit zu streben, weil nur dieses Streben zu einem harmonischen Leben führe, welches die wahre Glückseligkeit sei. Ihr praktisches Princip

lautete daher: „Stimme mit dir selbst überein, folge der Natur, lebe der Natur gemäß“, oder, was damit gleichbedeutend ist: „Lebe nach den Gesetzen der mit sich selbst übereinstimmenden Vernunft“, denn die Formeln der verschiedenen Stoiker weichen etwas voneinander ab. Die Tugend war ihnen das höchste Gut und das Laster das einzige Übel, jedes andere Ding aber gleichgültig oder nur relativ annehmlich oder unannehmlich. Die menschlichen Handlungen nennt ihre Moral geziemend, wenn sie in der Natur des Handelnden einen vernünftigen Grund haben, vollkommen schicklich und daher pflichtmäßig, wenn sie an sich gut sind, mittlere oder erlaubte, insofern sie an sich gleichgültig, nur in gewisser Beziehung rathsam oder zulässig werden; Sünden aber, wenn sie der vernünftigen Natur des Handelnden widersprechen. Die Tugend erklärten sie demnach für die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menschen mit sich selbst, die durch richtiges moralisches Urtheil und Herrschaft über die Affecte und Leidenschaften erlangt werde. Diese Tugend setze die höchste innere Ruhe und Erhabenheit über die Affectationen sinnlicher Lust und Unlust (Apathie) voraus, sie mache den Weisen nicht gefühllos, aber unverwundbar und gebe ihm eine Herrschaft über seinen Körper, die auch den Selbstmord erlaube. Ihnen erschien also die Tugend vorherrschend unter dem Charakter der Entbehrung und Aufopferung. Hiernach stellten sie ein Bild des Weisen auf, dessen Eigenschaften sie in mehreren paradoxen Aussprüchen, z. B.: Der Weise ist allein frei; der Weise ist allein reich, er ist König, u. s. w., schilderten. Von dieser Strenge der moralischen Denkart, wenigstens bei den frühern Stoikern, schreibt es sich her, daß man oft eine strenge moralische Denkungsweise überhaupt Stoicismus genannt hat. Zeno und sein treuer Schüler und Nachfolger, Cleanthes von Assos, welcher der stoischen Schule bis in sein achtzigstes Jahr vorgestanden haben soll, nahmen sich Beide im hohen Alter das Leben. Von letzterm ist uns noch ein trefflicher Hymnus auf den Zeus übrig, welchem eine Vorstellung von Gott zum Grunde liegt, die, obgleich auf Zeno's pantheistische Ansicht von dem die Natur durchdringenden Logos gestützt, dennoch sich der reinen christlichen Idee annähert. Des Cleanthes Nachfolger, Chrysippus von Soli, bearbeitete die Logik und Dialektik ausführlicher und erwies in der Physik, daß der Einfluß des Schicksals oder des nothwendigen ursächlichen Verhältnisses der Dinge weder die Wirklichkeit der göttlichen Vorsehung, noch die Freiheit des Menschen, nach vernünftigen Gründen handeln, aufhebe. In der Moral unterschied er mit seinen Vorgängern ein natürliches Recht in dem positiven und bezog jenes auf das gegenseitige Verhältniß der Menschen als gleichartiger Wesen. Seine vorzüglichsten Nachfolger waren Zeno aus Tarsus, Diogenes von Babylon, Antipater von Tarsus oder Sidon, der Gegner des Carneades, Panätius von Rhodus, dessen Stern Schüler, der zu Athen und Rom im 2. Jahrh. v. Chr. lebte und hier mit den angesehensten Römern, wie Scipio und Lælius, umging, und dessen ethische Schrift Cicero in seinem Werke „De officiis“ sehr benutzte, und dessen Schüler Posidonius von Apamea in Syrien. Uebrigens hatte die stoische Philosophie den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der röm. Philosophen, unter denen sich Seneca, Epiktet und Marcus Aurelius Antoninus für den Stoicismus entschieden. Doch haben sie nur die praktische Seite desselben bearbeitet und seine moralische Strenge in lehrreichen und erbaulichen Abhandlungen dargestellt, deren häufige Berührungspunkte mit den Grundsätzen der christlichen Moral die Meinung veranlaßten, als wären ihre Lehren die Frucht eines geheimen Verkehrs mit den Christen gewesen, was aber keineswegs richtig ist. Vgl. Lipsius, „Manuductio ad stoicam philosophiam“ (Antw. 1606); Liebmann, „System der stoischen Philosophie“ (Lpz. 1776); Scioppius, „Elementa stoicae philosophiae moralis“ (Mainz 1606); Meyer und Klippel, „Vergleichung der stoischen und christlichen Moral“ (Gött. 1825).

Stola hieß bei den Römern ein langes, bis auf die Füße reichendes Gewand mit Ärmeln, welches vorzugsweise von Frauen aus höhern und niedern Ständen getragen wurde und bei weitem Streifen von Gold und Purpur und außerdem noch unten einen breiten Saum oder Borte (instita), bei letztern dagegen nur einen einzigen goldenen Streifen hatte. (S. Tunica.) Früher bezeichnete man damit den Chorrock oder die Festkleidung der kath. Geistlichen, welche aus einer langen und breiten weißen Binde von Seide oder Silberstoff besteht und bei den Diakonen über die linke Schulter nach der rechten Hüfte zu in Form eines Ordensbandes, bei den Priestern aber über beide Schultern und die Brust kreuzweise herabhängt. Diese Stola mit drei Kreuzen, an den Enden häufig noch mit Glöckchen versehen, bei Prälaten mit Sticken und Perlen verziert und zur Verrichtung der Messe unumgänglich nothwendig. Unter den Protestanten haben nur die Geistlichen der engl. Kirche die Stola beibehalten.

Stolberg oder **Stollberg**, eine gewerbefleißige Stadt im Regierungsbezirk Aachen der preuss. Rheinprovinz, $\frac{3}{4}$ M. östlich von Aachen, an der Inde, in einem Thale, umgeben von hohen Bergen, ist im Ganzen wohlgebaut und hat 4887 größtentheils kath. E. Sie hat wichtige Tuch-, Messing-, Stahl-, Nadel-, Messer-, Fingerhutfabriken, Maschinenbauerei, Zinkhütten, Steinkohlen-, Blei-, Galmei- und Kupfergruben. Früher war die Stadt besonders ihrer zahlreichen Messingfabriken wegen berühmt, die um 1450 und 1465 von protestantischen franz. Auswanderern aus Amiens begründet wurden. Als aber in Folge der Religionsunruhen im Anfange des 17. Jahrh. die Protestanten die Stadt verlassen mußten, ließen sie sich unter dem Schutze des Herzogs von Jülich im Thale nieder. Begünstigt durch die ergiebigen Galmeigruben selbst, durch das überflüssige Wasser der Inde und des Vichtbachs und endlich durch die nahen eschweiler Kohlengruben, standen seitdem diese Messingfabriken in ihrer höchsten Blüthe bis zur Zeit der Französischen Revolution und der darauf erfolgten Occupation. Von da an minderte sich der Betrieb, je nachdem durch den Krieg die Beschaffung des rohen Kupfers gehemmt und die Ausfuhr der Fabrikate erschwert wurde. Noch nachtheiliger wirkten auf die stolberger Messingfabriken die schweren Imposte, die nachmals Frankreich auf die Einfuhr ausländischen Messings legte, um seinen Messingfabriken aufzuhelfen.

Stolberg oder **Stollberg**, eine Grafschaft in Thüringen am südlichen Fuße des Harzes mit einem Areal von $5\frac{3}{4}$ QM., hat auf der Nordwestseite, am Abhange des Harzes, rauhe Berge mit Waldungen, Silber- und andern Bergwerken, auf der Südostseite aber, in der sogenannten Goldenen Aue, überaus fruchtbare Gegenden. Die Grafschaft gehört der jüngeren Hauptlinie der Grafen von Stolberg (s. d.) und zwar zum größern Theile der Speciallinie Stolberg-Stolberg. Sie war früher kursächs. Lehn und ist jetzt preuss. Standesherrschaft. Der Hauptort ist das Städtchen Stolberg am Harze, mit 2709 E., die Residenz der eben erwähnten gräflichen Linie und der Sitz der gräflichen Kanzlei. Die Hauptbeschäftigung geben hier der Bergbau und die nahegelegenen Kupfer- und Eisenbergwerke. In der Nähe liegen die Ruinen der alten Stammburg Stolberg.

Stolberg ist der Name eines der ältesten deutschen Grafenhäuser, das seit dem 11. Jahr hundert urkundlich erwähnt wird. Als ältestes Stammland der Familie erscheint die Grafschaft Stolberg in Thüringen. Die Grafen wurden 1412 Reichsgrafen, hatten Sitz und Stimme auf der weltlichen Grafenbank und ererbten und kauften 1412 und 1413 die Grafschaft Hainstein, 1429 die Grafschaft Bernigerode, 1535 die Grafschaft Königstein, von welcher Linie nur Geden und Ortenberg verblieben sind, 1556 die Grafschaft Wertheim und 1577 Schloß und Flecken Schwarzburg. Früherer Zeit theilte sich das Geschlecht in die Harzlinie und die Rheinlinie. Erstere erlosch 1645 mit dem Grafen Wolf Georg. Durch einen brüderlichen Theilungsvertrag, welchen 31. Dec. 1645 die aus der Rheinlinie stammenden Grafen Heint. Ernst von S., geb. 1593, gest. 1689, und Joh. Martin von S., geb. 1594, gest. 1689, Beide Söhne des Grafen Christoph von S., geb. 1567, gest. 1638, des Stammvaters der sämtlichen noch blühenden Linien, schied wurden die Grafschaften Bernigerode und Stolberg getrennt. Gleichzeitig wurden beide Grafen die Stifter der zwei noch bestehenden Hauptlinien, der ältern und der jüngern. Die ältere Hauptlinie spaltete sich durch die beiden Söhne des Stifters in die Zweige zu Ilseburg und Stolberg. 1710 mit seinem Begründer, dem Grafen Ernst von S., ausstarb, und den zu Bernigerode der jüngere Sohn, der Grafen Ludw. Christian von S., geb. 1710, wiederum in drei Speciallinien: a) S.-Bernigerode, welche noch fortblüht; b) S.-Geden, die 1742 in ihrem Stifter, dem Grafen Friedr. Karl von S., gest. 1767, die reichthümliche Würde erhielt, aber im Mannsstamme 1804 erlosch und zu der die Gräfin Albr. die Gemahlin des Prätendenten Karl Eduard (s. d.), gehörte; c) S.-Schwarzburg, die 1748 mit ihrem Begründer, dem Grafen Heint. Aug. von S., ausstarb. Die jüngere Hauptlinie oder Bernigerode wurde von Christian Ernst von S., geb. 2. April 1691, gest. 1771, dem ältesten Sohne des Grafen Ludw. Christian, begründet und besaß gegen a) die Grafschaft Bernigerode (s. d.) mit dem Amte Schwarzburg (0,27 QM. mit 1500 E.), b) die Herrschaft Peterswaldbau (8 Dörfer mit 7150 E.) nebst den Herrschaften Jannowitz (6 Dörfer mit 2700 E.) und Kreppelhof (5 Dörfer mit 2600 E.) in Schlesien; c) die Herrschaft Geden im Großherzogthum Hessen (0,62 QM. mit 3700 E.); d) das Amt Serden (1 QM. mit 550 E.) in Hannover. Zur Entschädigung für die Grafschaft Rochefort in den östr. Niederlanden und für die Ansprüche auf die Grafschaft Königstein erhielt die Familie durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 eine ewige Rente von 50000 Gldn. auf die E-

ihre Octroi angewiesen. Standesherr ist gegenwärtig Graf Heinr. von S., geb. 25. Dec. 1772, Mitglied des preuß. Staatsraths, der seinem Vater, dem Grafen Christian Friedr. von S., 26. Mai 1824 folgte. Von seinen Geschwistern war Graf Ferdinand von S., geb. 18. Oct. 1775, gest. 20. Mai 1854, preuß. Geh. Rath und Mitglied des Staatsraths und Graf Ant. von S., geb. 25. Oct. 1785, gest. 11. April 1854, königl. preuß. Oberstkämmerer, zweiter Chef im Ministerium des königl. Hauses und Generallieutenant. — Die Söhne des Stiflers der jüngern Hauptlinie, Christian Ludw., geb. 1634, gest. 1704, und Friedr. Wilh. von S., stifteten sich 1689 in Ortenberg und Stolberg. Doch war nur die Nachkommenschaft des Ersten dauernd; sein älterer Sohn, Graf Christoph Friedr. von S., geb. 1672, gest. 1758, stiftete die Speciallinie zu Stolberg, während der jüngere, Graf Justus Christian von S., geb. 1716, gest. 1739, die Speciallinie zu Rossla gründete. Die Linie S.-Stolberg, welche in Preußen die Grafschaft Stolberg (2 QM. mit 6500 E.) und das Amt Heringen (2,25 QM. mit 100 E.), in Hannover das Amt Neustadt (1,5 QM. mit 7200 E.) besitzt, blüht gegenwärtig aus zwei von den beiden Söhnen ihres Stifters ausgegangenen Ästen, in dem Hauptaste, dessen Haupt Graf Albrecht von S., geb. 23. Nov. 1820, Standesherr in Preußen und Hannover, und der die Nachkommenschaft Graf Christoph Ludwig's II. umfaßt, und in dem Nebenaste, welcher die Nachkommenschaft Graf Christian Günther's von S., gest. 22. Juni 1765 als dän. Geh. Rath, begreift. Der ältere Sohn des Letzgenannten war Graf Christian zu S. (s. d.); der jüngere, Graf Friedr. Leop. zu S. (s. d.), trat mit seinen Angehörigen 1800 zur kath. Kirche über. Von dessen Söhnen starb Graf Christian Ernst von S. (geb. 30. Juli 1783) östr. Feldmarschalllieutenant 22. Mai 1846; Graf Andreas von S., geb. 6. Nov. 1786, ist noch gegenwärtig als hannov. Wirklicher Geh. Rath. — Haupt des Hauses S.-Rossla, welches die Standesherrschaft Ortenberg in der Wetterau (1,5 QM. mit 3900 E.), die Grafschaft S.-Rossla (3,5 QM. mit 9400 E.) mit dem Amte Bärnrode (im Bernburgischen) und das Amt Kelbra (1,5 QM. mit 5400 E.) besitzt, ist gegenwärtig Graf Karl von S., Standesherr in Hessen und Preußen, der seinem Vater, dem Grafen Aug. von S., 8. Dec. 1846 succedirte.

Stolberg (Christian, Graf zu), der Ältere, von der Linie Stolberg-Stolberg, geb. zu Hamm 15. Oct. 1748, der Sohn des Grafen Christian Günther, dän. Geheimraths und Oberkammermeisters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark, studirte 1769—74 in Göttingen, gehörte hier nebst seinem Bruder zu dem Dichterbunde, welchen mit ihnen Voße, Bürger, Herzer, Voß, Hölty und Leisewitz bildeten und dem die deutsche schöne Literatur so viel verdankt. J. 1777 wurde S. Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein und vermählte sich mit der in seinen Gedichten gefeierten Luise, Gräfin von Reventlow, verwitweten Hofjägermeisterin von Limm. Nachdem er 1800 sein Amt niedergelegt, lebte er auf seinem Gute Windeby bei Arnförde im Schleswigschen und starb 18. Jan. 1821. Steht er auch an dichterischer Begabung seinem jüngern Bruder nach, so fehlt es doch auch seinen Gedichten weder an Begeisterung noch an Innigkeit des Gefühls noch an Stärke des Ausdrucks. Am besten aber gelang ihm die Darstellung sanfterer Gefühle und häuslicher Bilder. Auch verdanken wir ihm Manches als Uebersetzer aus dem Griechischen. Seine Gedichte sind vereinigt mit denen seines Bruders erschienen (Lpz. 1779; neue Aufl., 1822); ebenso die „Schauspiele mit Chören“ (Lpz. 1787), welchen ihm „Balsazar“ und „Danes“ angehören. Sie sind für theatralische Darstellung geeignet, obwol die Verfasser durch sie von den phantastischen Unziemlichkeiten der damaligen Bühne zu der edlern Form des alten Drama zurückzuführen hofften. Beiden Brüdern gemeinsam sind auch die „Waterländischen Gedichte“ (Hamb. 1815), in welchen sie freilich die Zeit nach einem veralteten Maßstabe auffaßten. Außerdem lieferte S. „Gedichte aus dem Griechischen“ (Hamb. 1782) und eine Uebersetzung des Sophokles (2 Bde., Lpz. 1787) in fünfzehn Jamben, die Chöre in Iyrischen Silbenmaßen, ein für seine Zeit sehr verdienstliches Werk. Seine sämmtlichen poetischen Arbeiten befinden sich in der Ausgabe der „Werke der S.“ (22 Bde., Hamb. 1821—26).

Stolberg (Friedr. Leop., Graf zu), der Bruder des Vorigen, geb. 7. Nov. 1750 in dem kleinen Flecken Bramstedt, ebenfalls Mitglied des Göttinger Dichterbundes, wurde 1777 bischöflich lübeckischer bevollmächtigter Minister in Kopenhagen. Am 11. Juni 1782 verheiratete er sich mit der von ihm mehrfach besungenen Eleonore Agnes, Tochter Adam Levin von Lützen's, geb. 9. Oct. 1761, gest. 15. Nov. 1788. Im J. 1789 wurde er dän. Gesandter zu Wien, wo er sich 1790 mit der Gräfin Sophie von Redern vermählte, und im folgenden Jahre Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin. Hierauf bereiste er die Schweiz und Ita-

ischen Picturier" und namentlich „Die Erbschaft in Rabul"; endlich zahlreiche kleinere Aushänge. Alle diese Arbeiten zeichnen bei gewandter und doch einfacher Form eine liebenswürdige Gemüthlichkeit aus. Seine lyrischen „Gedichte" (3. Aufl., Grimma 1847) als „Weihnachtsbaum angezündet für unsere Armen im Gebirge" haben zur Linderung der Noth im Erzgebirge, zu welchem Zwecke S. die noch dauerndere „Marienstiftung" ins Leben rief, wesentlich getragen. Am bekanntesten jedoch ist S. durch sein seit 1844 erscheinendes humoristisch-poetisches Volksblatt „Der Dorfbarbier", welches in oft barocker, mitunter etwas hausbackener, aber immer treffender Art die Ereignisse der Zeit begleitet und ehrlich für eine gesunde Aufklärung wirkt. Eine Auswahl aus demselben ist seine „Humoristische Volksbibliothek" (2. Aufl., Wien 1851).

Stollen, s. Grubenbau.

Stolpe heißt ein Küstenfluß Hinterpommerns, der aus dem Stolpersee im Regierungsbezirk Pommern seinen Ursprung hat, die Bürow und Schottow aufnimmt, für kleine Fahrzeuge sehr schiffbar wird und nach einem vielfach gekrümmten Laufe von im Ganzen etwa 20 M. oberhalb der Stadt Stolpe, wo er einen kleinen Hafen, Stolpemünde, bildet, in die Ostsee sich ergießt. Die an diesem Flusse liegende Kreisstadt Stolpe mit 11340 E. (wovon 10714 dem Lande angehören) ist die volkreichste Stadt des Regierungsbezirks Köslin in der Provinz Pommern und Sitz einer Landschafts-Departementsdirection und besteht aus der Alt- und Neustadt und vier Vorstädten. Sie hat ein Schloß, vier Kirchen, unter denen die 1311 erbaute große Marienkirche mit einem 185 F. hohen Thurm sich auszeichnet, ein Fräuleinstift und ein Invalidenhaus und nährt sich von Bernstein-dreherei, Lachs-fang, Tuch-, Wollzeug- und Leinweberei und Seehandel. Dritthalb Meilen davon an der Mündung der Stolpe liegt der zur Stadt gehörige Hafen Stolpemünde, ein Marktflecken von 700 E., die Schifffahrt und Fischerei treiben. **Stolpe** (Heinr. Aug. Wilh.), ausgezeichnete Stenograph, geb. in Berlin 20. Mai 1794, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Nachdem sein Vater 1812 gestorben, mußte er seinen und seiner Mutter Unterhalt durch Privatunterricht sichern, sodaß er sich gezwungen sah, die Nächte seiner eigenen Fortbildung zu widmen. Bei so beschränkter Zeit fühlte er schon sehr das Hemmende in der Anwendung der gewöhnlichen Schreibschrift. Im Begriff, die Maturitätsprüfung zu bestehen, erhielt ihm eine Anstellung im Bureau der berliner Feuerversicherungsanstalt, die er unter ungünstigen Verhältnissen auch annahm. Indessen blieb er zugleich Privatlehrer, hörte akademische Vorträge und setzte fleißig das Privatstudium fort. Von seinen vielseitigen Beschäftigungen gedrängt, erkannte er mehr und mehr den Werth einer Schnellkurzschrift und erhob, sich mit dem Verfahren Mosengeil's ziemlich vertraut, seit 1820 die Stenographie (s. d.) zu seiner Lieblingsbeschäftigung. Jeder neuen Erscheinung auf diesem Gebiete schenkte er sorgfältigste Beachtung und versuchte sich in Aufstellung verbesserter Behandlungsweisen. Im J. 1835 gab er seine Expedientenstelle auf, ertheilte aber in alten und neuen Sprachen sowie in den historischen Wissenschaften fortgesetzt Privatstunden und besorgte auch den Unterricht seiner Kinder. Dieses pädagogische Wirken, verbunden mit dem unermüdblichen Fortschreiten in den Sprachwerken von Grimm und Becker, lenkte ihn endlich auf das in seinem System ausgeführte stenographische Verfahren. Vorzugsweise war es ihm dabei um Einführung der Stenographie in den Schulen, sowie um ihre Verbreitung in dem Geschäftsleben zu thun. Deshalb erzielte er nicht allein Kürze und Geläufigkeit, sondern auch Vollständigkeit, Unzweifelhaftigkeit, Leichtfaßlichkeit und wissenschaftliche Begründung. Von 1838 an widmete er sich größter Selbsterleugnung volle zwei Jahre ausschließlich der Ausbildung seiner Methode. gründete sie auf K. F. Becker's (s. d.) Laut- und Wortbildungslehre und schloß sich in der Ausführung dessen Principien eng und treu an. Das Resultat dieser Arbeiten enthält sein „theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht" (2 Theile., Berl. 1841), dem später sein „Ausführlicher Lehrgang" mit 80 lithogr. Tafeln (Berl. 1852) folgte. Wie 1844 und 1845 von der berliner Polytechnischen Gesellschaft, wurde er 1846 von dem dasigen Magistrate zur Abhaltung eines stenographischen Instituts für Communebeamte und Lehrer veranlaßt. Seit dem zweiten Vereinigten Landtage Preussens Stenograph thätig, ist er gegenwärtig Vorsteher des Stenographischen Bureaus der zweipreuss. Kammer, wo lediglich nach seiner Methode geschrieben wird. S. zählt viele intelligente Anhänger und Schüler.

Stolzenfels, ein Bergschloß auf einer waldbewachsenen Höhe über dem Dorfe Kapellen im preuss. Regierungsbezirk Koblenz, am linken Ufer des Rheins, $\frac{1}{4}$ M. oberhalb Koblenz.

der Lahnmiindung gegenüber gelegen, wurde neuerdings zur Sommerresidenz für den König von Preußen neu aufgebaut. Derselbe empfing hier 14. und 15. Aug. 1845 den Besuch der Königin Victoria von Großbritannien, und das Schloß war überhaupt der Sammelplatz vieler Fürsten und Staatsmänner. Die alte Burg S. ist wahrscheinlich von dem trierschen Erzbischof Arnold von Isenburg um die Mitte des 13. Jahrh. erbaut, jedenfalls verfiel Sie war im Mittelalter häufig die Residenz der Erzbischöfe von Trier, wurde seit dem Dreißigjährigen Kriege mehr und mehr vernachlässigt, blieb zuletzt unbewohnt und wurde 1689 von den Franzosen zerstört. Im J. 1802 wurde sie von der franz. Regierung der Stadt Koblenz als Eigenthum überwiesen und 1825 von dieser dem damaligen Kronprinzen, spätem König Friedrich Wilhelm IV., zum Geschenk gemacht. Unter Benützung der Trümmer wurde das Schloß 1836—42 mit einem Kostenaufwande von 350000 Thlrn. nach Schinkel's Plänen ganz im mittelalterlichen Stil, aber herrlicher und prachtvoller als je hergestellt. S. hat seitdem fortgesetzte Bauten, namentlich auch durch die 1845 vollendete Schloßkirche mit ihren Spitzthürmen, sehr wesentliche Verschönerungen erhalten. Von dem Thurme, welcher den ganzen Bau überragt, genießt man die herrlichste Aussicht auf den Rhein. Man findet in dem reich verzierten Innern Ol- und Frescobilder, namentlich im kleinern Rittersaale sechs Frescogemälde von Hermann Stille, Antiquitäten, Copien der im Thronsaale zu München aufgestellten Schwanthaler'schen Bildsäulen von wittelsbach'schen Fürsten u. A. Innerhalb der Ringmauern ist das Schloß von schönen Gartenanlagen umgeben.

Stonehenge (spr. Stonhend'sch), d. h. hängende Steine, ist der Name eines altberühmten räthselhaften Baudenkmals in der engl. Grafschaft Wilt's, welches sechs engl. M. nördlich von der Hauptstadt Salisbury mitten in der nach ihr benannten Haide, unweit vom Flecken Ambresbury oder Ambresbury am Avon, dem Geburtsort Addison's, liegt. Dasselbe besteht aus einer doppelten Reihe einen Kreis von 130 Schritt Umfang bildender, 20—22 engl. F. hoher mehr oder weniger vierseitiger, 6—7 F. breiter, 2½—3 F. dicker Pfeiler von ziemlich roh gehauenen quarzigen Steinblöcken. Der innere Raum zwischen den zwei Pfeilerreihen ist 80 Fuß breit. In dem äußern Kreise stehen noch 23 Pfeiler, während 7 liegen; in dem innern stehen 11 und liegen 8 ganze, während 21 zerbrochene umherliegen. Je zwei Pfeiler der äußern Reihe sind oben durch ein Querstück verbunden, jedoch nicht mehr alle; auch die Pfeiler der innern Reihe, die übrigens kleiner sind, haben einst solche Quersteine getragen. Im Mittelpunkte des 300 F. im Umfange messenden kleinern Kreises sieht man die Fraction eines Ovals, das 30 F. im kürzesten und 55 F. im längsten Durchmesser hat, und dessen 10 aufrechtstehende Pfeiler mit ihren Querpfeilern fünf große Thore bilden; außerdem eine Anzahl kleiner, ganz oder theil umgestürzter Pfeiler. Das offenbar von Menschenhänden aufgerichtete Werk macht auf der weiten, nackten, mit vielen rundlichen Hügeln gleich Hümngräbern erfüllten Haide, der Salisbury-Plain, einen wunderbaren Eindruck und ist seit 1000 J. (so lange ist es bekannt) ein ungelöstes Räthsel. Dem Anschein nach sind die Stonehenge die erste Anlage eines unvollendeten, nach Andern eines gewaltsam zerstörten Werks, welches die Einbildungskraft der brit. Alterthumsforscher über die Gebühr vergrößert hat. Die Bausteine sind meist Granit, nur einige Sandstein. Aber weit und breit gibt es in dieser Gegend weder diesen noch jenen, sondern nur mit dem Kreideboden vermischte Feuersteine, und davon findet sich nicht ein einziger im Baue. Am wahrscheinlichsten ist das Werk der Überrest eines altbrit. Druidentempels.

Stör (Acipenser), eine Gattung der Knorpelfische, zeichnet sich durch einen verlängerten eckigen und mit Längsreihen von Knochenschildern besetzten Rumpf, gepanzerten Kopf mit spitzer Schnauze, durch deutlichen Kiemendeckel, ein zahnloses Maul und durch Bartfäden unter der Schnauze aus. Diese Fische, welche meistens von sehr ansehnlicher Größe sind, steigen periodisch aus dem Meere in die Flüsse hinauf, um ihren Laich abzusetzen; wegen ihres Fleisches, ihres Rogens und ihrer Schwimmblase, welche letztere den Caviar (s. d.) und Hausenblase oder den Fischleim geben, machen sie einen wichtigen Gegenstand der Fischei. Der gemeine Stör (A. Sturio) lebt in allen europ. Meeren, geht im Rhein bis Basel und in die Donau bis Ulm hinauf, findet sich aber am häufigsten in Rußland. Er wird etwa 6 F. lang und 200 Pfund schwer, trägt zwischen den großen Knochenschildern kleinere Knochenschildchen. Im Ganzen silberfarbig, oberseits dunkelblau gefleckt, unterseits graulich-braun gefleckt. Er zeigt sich ziemlich träge und nährt sich von kleinen Fischen, Muscheln und Insektenlarven. Sein dem Kalbfleische ähnliches Fleisch ist wohlschmeckend, gilt aber für schwer verdaulich; es wird frisch, marinirt und getrocknet gegessen. In Rußland fängt man durchschnittlich jährlich 4 Mill. Pfund, welche 800000 Pf. Caviar liefern. Zu dieser Gattung gehören ferner

uruga oder der Langrüßelige Stör (*A. stellatus*), der Sterlet (*A. ruthenus*) und der Haus- (*A. huso*), welche gleichfalls Caviar und Hausenblasen geben. Der letztere ist durch seine öße ausgezeichnet, indem er nicht selten 12 F. lang und 1000—1500 Pf. schwer ist.

Storar ist der Name eines wohlriechenden Harzes, welches von dem gebräuchlichen Storchbaume (*Styrax officinalis*) her stammt, der im Orient und südlichen Europa wächst, jedoch im südlichen Europa noch kein solches Harz gibt. Dieses kommt bloß aus dem Orient, beider aus Syrien und Palästina, hat einen angenehmen vanillenartigen Geruch und einen rich-balsamischen Geschmack. Im Handel werden mehrere Sorten unterschieden. Es wird reizendes Heilmittel gebraucht, wurde früher auch innerlich angewendet, jetzt wird es aber nur noch äußerlich in Pflaster- und Salbenform und besonders zu Räucherungen benutzt. Iffiger Storar heißt ein Balsam, welcher von dem amerik. Amberbaum (*Liquidambar racillua*) wahrscheinlich durch eine Art trockener Destillation der zerschnittenen Zweige gewonnen wird. Er ist dick und zähe, aschgrau ins Röthliche oder bräunlich, manchmal fast schwarz, hat stark storarartig und schmeckt stark gewürzhast und bitterlich. In Europa dürfte er wohl unverfälscht zu erhalten sein.

Storch (*Ciconia*), eine Gattung von Wadtvögeln, zeichnet sich durch die langen, oberhalb der Kniegelenke weit hinauf nackten Beine, welche überall mit nebartig gegitterter Haut bedeckt sind, und durch einen langen, kegelförmigen, geraden Schnabel aus. Von dieser Gattung kommen in Deutschland zwei Arten vor: der schwarze Storch (*C. nigra*), der sich durch sein schwarzbraunes Gefieder unterscheidet und sich in Osteuropa, seltener in Deutschland findet, und der weiße Storch (*C. alba*), bei welchem Schnabel und Füße roth sind und das Gefieder, bis auf die schwarzen Schwingen und Schulterfedern, weiß ist. Dieser allbekannte Vogel ist ein Zugvogel, welcher beinahe über den ganzen Raum der drei östlichen Welttheile verbreitet ist und fast überall gern gesehen wird, ja zuweilen selbst eine abergläubische Achtung genießt, in manche Menschen meinen, daß er durch sein Nest das Haus gegen Blitz und andere Unfälle schütze. Besonders wird er von den mohammed. Völkern geachtet, weil er zur Verdringung schädlicher Reptilien viel beiträgt. In Deutschland trifft er im Februar und März an und bezieht sogleich sein ehemaliges Nest wieder, welches aus groben Reisern und Holzstücken in Bäumen oder Häusern errichtet ist. Er liebt ausgedehnte, wasserreiche und von Sümpfen durchbrochene Ebenen und ist deshalb in Holland, Ostfriesland und in Niedersachsen am zahlreichsten vorhanden, dagegen fehlt er in England. Da er nicht verfolgt wird, so hat er Zutrauen in Menschen gewonnen und nähert sich ungescheut ihren Wohnungen. Bekannt ist sein charakteristischer Gang wie auch sein ausgezeichnetes Flugvermögen. Er verzehrt zwar auch Fische, sondern aber Frösche, Eidechsen, Landschlangen, nackte Schnecken, Regenwürmer, Feldmäuse, Insektenwürme wie auch Insekten und wird dadurch sehr nützlich, jedoch verschlingt er auch öfters Nestlinge der kleinen Landvögel, welche er antrifft. Die Zahl der Eier beträgt 4—5; sie sind weiß, ungefleckt und gegen drei Zoll lang. Ausgewachsen ist der Storch stumm und ersetzt die Stimme bloß durch das Klappern seines Schnabels, indem er die Kiefern zusammenschlägt; nur die jungen Störche im Neste bringen eine Art Zwitschern hervor. Jung aufgezogen ist der Storch leicht zu zähmen und kann lange erhalten werden. Von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende mißt er ziemlich $3\frac{1}{2}$ F. und in gewöhnlicher Stellung steht er 4 F. hoch.

Storch (Ludwig), vielseitiger und vielthätiger Schriftsteller, ist 14. April 1803 in dem großstädt. Ort Ruhla im Thüringerwald geboren. Reiche Familienüberlieferungen aus früherer Zeit und bittere Erlebnisse der eigenen Jugend machten die widersprechendsten und gewaltsamen Eindrücke auf sein poetisches Gemüth. Er sollte Kaufmann werden, setzte es aber nach allerlei Abenteuern durch, daß er, 16 J. alt und ohne alle Vorkenntnisse, in die unterste Klasse des gothaer Gymnasiums aufgenommen wurde. Ökonomische Bedrängniß trieb ihn nach hier, für den Druck zu arbeiten. Nachdem er noch das Gymnasium zu Nordhausen besucht, begann er 1822 das Studium der Theologie und Philologie, welches letztere er, schon verheiratet, seit 1825 in Leipzig fortsetzte. Doch wurde er mehr und mehr zu schriftstellerischer Thätigkeit getrieben, die er seit 1828 zu Stuttgart in Verbindung mit Spindler betrieb. Seit 1830 aber in Gotha lebend, führte er 1840 den lange gehegten Plan aus, eine eigene Buchdruckerei und Verlags-handlung zu gründen, welcher aber in einen langwierigen Concursproceß auslief. Körperliche Leiden und Verlust des Gehörs trübten mehr und mehr seine Lage. Ein 1850 von ihm in Nordhausen gegründeter Kindergarten wurde von der preuß. Regierung geschlossen. Indem lebte er in Georgenthal im Thüringerwalde. S. ist ein nicht unbedeutendes Talent, aber nie zu stetiger und gründlicher Entwicklung gelangte. Unter der großen Anzahl seiner

Romane und Novellen sind besonders die historischen nicht ohne Verdienst. So sind zu nennen „Kunz von Kaufungen“ (3 Bde., Lpz. 1827); „Förberts-Henns“ (3 Bde., Lpz. 1830); „Freiknecht“ (3 Bde., Lpz. 1830); „Ein deutscher Leinweber“ (9 Bde., Lpz. 1846—54); „Leute von Gestern“ (Bd. 1—3, Lpz. 1853). Die entschiedene Vorliebe für seine Heimat spricht sich aus in der „Thüring. Chronik“ (Heft 1—4, Gotha 1841—43) und in dem „Wanderer durch den Thüringerwald“ (2. Aufl., Gotha 1851). Vol seine gediegenste Leistung sind seine lyrischen „Gedichte“ (Lpz. 1854).

Storchschnabel oder Pantograph nennt man ein Instrument, dessen man sich bedient um Zeichnungen in großem Maßstabe auf einen kleinern mit Genauigkeit zu reduciren. Der Erfinder dieses Instruments war der Jesuit Christoph Scheiner, gest. 1650, welcher dasselbe 1631 in einem eigenen Werke, „Pantographia, seu ars delineandi res quaslibet“, beschr. Nach ihm wurde das anfangs ziemlich rohe Instrument mannichfach verbessert und es hat der neuesten Zeit eine so große Vollkommenheit erlangt, daß der Pantograph, den der Mechanikus Leiderich in Leipzig 1846 construirte, die Reduction nicht allein mit mathematischer Genauigkeit und Schärfe liefert, sondern zugleich so eingerichtet ist, daß er diese Reduction recht auf die Kupferplatte radirt und gleichzeitig rechts auf ein untergelegtes Blatt Papier zieht. Unstreitig ist dieser Pantograph das vollkommenste bis jetzt gebaute Instrument der Art. Er hat die Pantographen nach sehr verschiedenartigen Systemen gebaut, alle aber lassen sich den einfachen Satz der Ähnlichkeit der Dreiecke zurückführen, nach welchem Dreiecke und überhaupt Figuren ähnlich sind, sobald ihre Umfangslinien gegenseitig parallel laufen. Die meisten gebräuchlichen Pantographen bestehen aus einem aus Linealen zusammengesetztem Parallelogramm, das in seinen Ecken beweglich ist, sodaß durch Verschiebung der Lineale in die Ecken jedes beliebige Parallelogramm gebildet werden kann. Der eine Eckpunkt desselben ist fest auf einer Unterlage, in dem andern ist ein Stift befestigt, welchen man über die Contour der zu reducirenden Zeichnung führen kann. Unter den beiden übrigen Ecken befinden sich Rollen, welche das Instrument in wagerechter Lage erhalten, aber allerdings durch ihre Reibung die Führung desselben erschweren, weswegen es ein großer Vortheil des Leiderich'schen Pantographen ist, diese Rollen beseitigt zu haben. Parallel mit zwei Seiten des Instruments liegen zwei kleinere Lineale, deren Endpunkte einerseits um Drehpunkte an dem großen Parallelogramm beweglich, andererseits miteinander verbunden sind. In ihrem Vereinigungspunkt wird ein Zeichenstift dergestalt befestigt, daß er sich genau in der Richtung der Diagonale bewegt, welche durch den Fixpunkt und den Führungsstift geht, und es ist klar, daß vermöge Parallelismus der Lineale dieser Stift auch immer in der Diagonale jedes andern, durch Verschiebung gebildeten Parallelogramms liegen und also auch stets sich mit dem Führungsstift parallel bewegen muß. Jede Figur, welche man mit dem Führungsstift beschreibt, also vollkommen parallel, also ähnlich, von dem Zeichenstift wiedergegeben. Beschreibt damit einen Kreis um den Fixpunkt, so wird auch die wiedergegebene Figur ein Kreis sein, um so kleiner, je näher der Zeichenstift dem als Mittelpunkt dienenden Fixpunkt steht. Da aber die Kreise wie ihre Halbmesser verhalten, so werden sich auch, da alle Punkte der genannten Figuren als in den Umfängen solcher Kreise liegend gedacht werden können, diese Figuren zu einander verhalten müssen wie die relative Entfernung des Führungsstifts und des Fixstifts vom Fixpunkt, sodaß, wenn der Zeichenstift auf der Hälfte der Diagonale steht, die circirte Figur genau halb so groß dem Längenmaße und ein Viertel so groß dem Flächenmaße nach ist als die Originalfigur. Sonach kann man in Bruchtheilen der Diagonale allemal Reductionsverhältniß im voraus bestimmen. Damit der Zeichenstift aber stets gehörig in die Diagonale gebracht werden kann, müssen die zwei kleinen Lineale verkürzt und verlängert, Fixpunkte näher oder ferner gesetzt werden können, wozu die maßgebenden Punkte auf den Linealen für die rationalen Verhältnisse aufgetragen sind, für die irrationalen aber durch ein einfaches mechanisches Verfahren leicht gefunden werden können. Man bedient sich der Pantographen zum Reduciren der lebensgroß oder kolossal aufgenommenen Silhouetten, der Land- und Situationspläne.

Storchschnabelgewächse, s. Geranten.

Stormarn, eine Landschaft in Holstein, welche den südwestlichen Theil dieses Herzogthums einnimmt, bildet ein Dreieck, welches im N. durch die Stör von dem eigentlichen Holstein, im D. durch die Trave von Wagrien und durch die Bille von Sachsen-Lauenburg und im S. durch die Elbe von Hannover geschieden wird. Außer der Stadt Hamburg, die historisch mit S. gehört, besteht dasselbe aus der Grafschaft Ranzau, der Herrschaft Pinneberg mit der S.

ma und den Ämtern Trittau, Reinbeck, Tremsbüttel und Steinburg, sowie mehreren Städten, darunter Glückstadt. Das Land, welches immer mit Holstein vereinigt und denselben Fürstentum gewesen, war in der ältesten Zeit eine Grafschaft, wurde aber mit Holstein von Friedrich III. 1474 zu einem Herzogthum erhoben.

Storthing heißt die Reichsversammlung, durch welche in Norwegen das Volk seinen Antheil an der Gesetzgebung ausübt. Der Name ist abgeleitet von Thing, d. i. Volksversammlung, und Stor, d. i. groß. Die stimmberechtigten Bürger wählen in den Wahl- und Districtversammlungen die Wahlmänner; diese ernennen aus ihrer Mitte oder unter den übrigen unberechtigten in ihrem Wahlbezirke die Abgeordneten zum Storthing, deren Zahl nicht über 75 sein soll. Nur wer 30 J. alt ist und sich 10 J. im Reiche aufgehalten hat, kann zum Storthing gewählt werden. Das Storthing wird in der Regel zu Anfang Februar jedes dritten Jahres in der Hauptstadt Christiania gehalten; doch in außerordentlichen Fällen beruft der König dasselbe auch außer der gewöhnlichen Zeit. Das Storthing erwählt unter seinen Mitgliedern die Viertheile, welches das Lagthing ausmacht, die übrigen drei Viertheile bilden das Adels- und das Bauern-Thing. Jedes Thing hält seine Versammlungen abgesondert und öffentlich. Die Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, wenn nicht durch Stimmenmehrheit das Gegentheil beschlossen wird. Dem Storthing kommt es zu, Gesetze zu geben und aufzuheben; Zoll und andere öffentliche Lasten aufzulegen; Anleihen zu eröffnen; die Aufsicht über das Geldwesen des Reichs zu führen; die zu den Staatsausgaben, die für den Hofstaat und die für die Apanagen der Könige bestimmten Geldsummen zu bestimmen und zu bewilligen; das in Norwegen befindliche Regimentsprotokoll und alle öffentlichen Papiere, sowie Bündnisse und Tractate mit fremden Mächten sich mittheilen zu lassen, mit Ausnahme der geheimen Artikel, die jedoch den öffentlichen nicht widerstreiten dürfen; Jeden aufzufordern, vor dem Storthing zu erscheinen, mit Ausnahme des Königs und des Vizekönigs; Revisoren zu ernennen, welche jährlich die Staatsrechnungen durchsehen, und Fremde zu naturalisiren. Die Gesetze werden zunächst in dem Adels- und Bauern-Thing entweder von Mitgliedern desselben oder durch die Regierung vorgeschlagen; sind sie hier angenommen, so gehen sie an das Lagthing. Erst durch die Unterschrift des Königs erhalten die im Storthing angenommenen Gesetze Gesetzeskraft. Wird ein vom Könige zweimal verwehrt, so wird er Gesetz, wenn auch die königl. Sanction nicht erfolgt.

Störungen (astronomisch), s. Perturbationen.

Storthing (Joseph), berühmter amerik. Rechtsgelehrter, wurde 18. Sept. 1779 in Marblehead in Massachusetts geboren und studierte zu Cambridge, wo er 1798 promovierte. Er erwarb sich früh auf eines tüchtigen Advocaten, wurde 1806 Mitglied des Repräsentantenhauses von Massachusetts, bald darauf Sprecher desselben und 1809 Mitglied des Congresses in Washington. Im J. 1811 übertrug ihm der Präsident Madison das Amt eines Richters am obersten Justiztribunal der Vereinigten Staaten. Bisher eines der Häupter der demokratischen Partei, er ließ sich jetzt ganz von der Politik zurück, um sich ausschließlich den Pflichten seines Amtes zu widmen, denen er mit unverdrossenem Eifer und hohem Erfolg oblag. Seit 1829 übernahm er zugleich die Professur der Jurisprudenz an der Harvard-Universität zu Cambridge und dieser Eigenschaft über Naturrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, See- und Handelsrecht. Lehrbücher gelten in Amerika wie in England für classisch, namentlich die „Commentaries on the constitution of the United States“ (3 Bde.; abgekürzt in Einem Bande, Boston 1833; deutsch im Auszuge, Lpz. 1838), die sich durch philosophischen Geist und eine klare, verständliche Schreibart auszeichnen; ferner „On the law of bailments“, „On the conflict of laws“, „On equity pleadings“, „Equity jurisprudence“ und „Law of bills of exchange“ (deutsch in der Zeitschrift, Lpz. 1845). Außer einigen Gedichten veröffentlichte er 1835 auch eine Sammlung verschiedener Schriften („Miscellaneous writings, literary, critical, juridical and political“, New York, Boston 1845), welche für die Gelehrsamkeit, den Scharfsinn und den Geschmack des Verfassers das günstigste Zeugniß ablegen. Er starb 10. Sept. 1845 zu Cambridge. Seine Beschreibung nebst einer Auswahl aus seiner Correspondenz wurde von seinem Sohne veröffentlicht („Life and letters of J. S.“, Lond. 1851).

Stosch (Phil., Baron von), ein verdienstvoller Kunstfreund, geb. 22. März 1691 zu Küstern, widmete sich den theologischen und humanistischen Studien zu Frankfurt a. d. O. und dann auf Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien die Kenntniss der alten Kunstdenkmäler, die später die Hauptaufgabe seines Lebens blieb, weiter auszu-
Vor allem beschäftigte er sich mit den geschnittenen Steinen, in deren Beurtheilung er



auer, zugleich auch Maler und Kupferstecher, wurde 1490 zu Nürnberg geboren, wo er lebte und erblindet 1542 starb. Sein berühmtestes Werk ist der Englische Gruß in der Strenzkyrche zu Nürnberg.

Stottern, s. Stammeln.

Stourdza (Sturza), eine mold. Bojarenfamilie, leitet ihren Ursprung von den ungar. Stur ab, die im 15. Jahrh. nach der Moldau kamen, dort große Besitzungen erwarben und mehrere Linien theilten. Der Großstolnik Sandul S. flüchtete 1711 mit dem Fürsten Mir nach Rußland, kehrte aber später wieder in sein Vaterland zurück. Gregor S. war dem Fürsten Kallimachi Kanzler der Moldau und wurde an die Spitze der mit Abfassung des Gesetzbuchs beauftragten Commission gestellt, welches 1817 in griech. Sprache erschien. Großbojar Johann S. erhielt 1822 von der Pforte die Würde eines Hospodars der Moldau, welche er bis zur russ. Occupation von 1828 bekleidete. Nachdem das Land in den Genuß des durch den Frieden von Adrianopel gewährten Verfassung getreten, wurde im April Michael S., Sohn Gregor's, geb. in Jassy 14. April 1795, zum Hospodar gewählt. Seine Habgucht und die unbedingte Ergebenheit, die er für Rußland zeigte, machte er sich sowohl bei den Bojaren als bei dem Volke verhaßt. Die Ereignisse 1848 führten einen Aufstand herbei, der nur durch das Einrücken russ. Truppen beschwichtigt wurde. Indessen wurden die Klagen gegen Michael so gegründet, daß Rußland ihn nicht länger in Schutz nehmen wollte, und in Folge des Vertrags von Balta-Liman 1. Mai 1849 mußte er der Herrschaft abtreten. Sein zweiter Sohn, Gregor S., geb. 1821, war Oberst bei den mold. Truppen. 1853 bot er dem Sultan seine Dienste an, der ihm die Würde eines Pascha ertheilte, worauf die russ. Regierung seine in der Nähe von Jassy gelegenen Güter confisciren ließ.

Stourdza (Alex.), russ. Geh. Rath, bekannt durch ein officiellcs Pamphlet, in welchem er die russ. Hochschulen denuncirte, wurde 1788 geboren. Sein Vater, Skarlat S., ging als Compromittirter nach dem Frieden von 1792 nach Rußland, wo er den Titel eines Staatsraths erhielt. Alexander lebte als Jüngling einige Zeit in Deutschland, um sich gelehrt anzueignen, und wurde bald durch Ehrgeiz getrieben, sich der russ. Regierung als Schriftsteller bemerkbar zu machen. Er schrieb gegen die Jesuiten, welche in Rußland die Kirche anfeindeten („Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche“, deutsch von Kosebue, Lpz. 1817), und trat hierauf als Staatsrath in die Kanzlei des Kaiserthums ein. Im J. 1818 verfaßte er auf dem Congresse zu Aachen im Auftrage der russ. Regierung und des Kaisers Alexander ein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne“, zu dem er die Materialien geliefert erhielt. Die Schrift wurde zu Aachen in 50 Exemplaren gedruckt und an die verschiedenen Höfe vertheilt. Wider Willen der Congresshäupter wurde jedoch eine Abschrift des Textes in die Hände der Redaction der engl. Zeitschrift „The Quarterly Review“, die das Machwerk des Moldauers der Welt mittheilte. In den „Politischen Annalen“ 1819 erschien hierauf eine deutsche Uebersetzung und darauf ein von Schöll zu Paris herausgegebener Nachdruck. Der Leichtsin, womit S. in dieser Schrift die öffentliche Meinung und den Nationalcharakter denuncirte, erregte unter allen Ständen des deutschen Volkes eine große Entrüstung. Unbegreiflich muß es jetzt erscheinen, wie die Häupter der Diplomatie einen Werth auf eine Arbeit legen konnten, die in einer mystischen, mit Bibelstellen geschnittenen Sprache, ohne Logik, ohne Beweismittel den Stab über die edelsten Blüten einer Nation zu brechen versuchte. Unter Anderm behauptete S., daß sich die göttliche Vorsehung im Feldzuge Napoleon's nach Rußland bedient habe, um das Menschengeschlecht durch die Regierung zur wahren Religiosität und Glückseligkeit zu führen. Was am meisten in der Schrift empörte, waren die Anklagen S.'s gegen die deutschen Universitäten, welche er als Pflanzschulen des revolutionären Geistes bezeichnete. Er drang deshalb auf eine vollständige Reform des öffentlichen Unterrichts, der seiner Meinung nach in treuere und kräftigere Lehren mit andern Worten, in die der Geißlichkeit von gewisser Richtung gelegt werden müßten. Unter den Gegenschristen, welche das „Mémoire“ hervorrief, sind Willers' „Coup d'oeil sur l'état des universités de l'Allemagne“ und Krug's „Auch eine Denkschrift“ (Lpz. 1819) zu erwähnen. Aus den Reihen der Professoren wie der Studenten erhoben sich zahllose Stimmen gegen die Anklagen des Bojaren, der sich, das Schicksal Kosebue's fürchtend, 1819 nach Rußland zurückzog, wo er die Tochter des Arztes Hufeland heirathete. Als er sich auch hier verfolgt sah und eine Forderung zum Zweikampf von dem Studenten Grafen von Buch zu Westfalen erhielt, suchte er seine Rettung in der Flucht und ging nach Rußland. Hier veröffentlichte er „La Grèce en 1821“ (Lpz. 1822), worin er ebenfalls das russ. Interesse vertrat, zog

sich aber bald darauf wegen der veränderten Politik, welche der Kaiser Alexander gegen Griechenland einschlug, aus dem Dienste zurück. Unter Nikolaus wurde er von neuem im Ministerium des Auswärtigen verwendet, bis er endlich als Geh. Rath den Abschied nahm. Er lebte seitdem theils auf seinen Gütern in der Ukraine, theils in Odessa und beschäftigte sich mit Einrichtung wohlthätiger Anstalten. So gründete er ein Kloster, in welchem Mädchen zur Verheirathung an die Popen erzogen werden, die gewöhnlich ihre Frauen in den niedrigen Ständen suchen, und stiftete 1850 zu Odessa einen Diakonissinnen- oder Barmherzigkeitsverein für Armen- und Krankenpflege. Auch war er fortwährend als Schriftsteller in russisch, griechisch und franz. Sprache thätig. Seine „Briefe über die Pflichten des geistlichen Lebens“ (4. Aufl., Odessa 1844) fanden in Russland großen Beifall. Auch übersetzte er die „Familien“ des Erzbischofs Innocenz von Charkow ins Französische (Par. 1846). Über Schwiegervater Hufeland schrieb er „C. W. Hufeland. Esquisse de sa vie et sa mort“ (Berl. 1857). S. starb 15. (25.) Juni 1854 auf seinem Gute Manspr in Bessarabien.

Stowe, ein Dorf in der engl. Grafschaft und unweit der Stadt Buckingham gerühmt wegen des daselbst befindlichen prächtigen Palastes, großartigen Parks und des Festes, war bis 1848 der fürstliche Landsitz des Herzogs von Buckingham, bei dem jenem Jahre erfolgten Bankrott das Fest, das kostbare Mobiliar, die Bibliothek, die Sammlung und andere Kunstschätze versteigert, der Palast selbst aber, der als Familienschatz nicht veräußert werden durfte, zum Besten der Gläubiger vermiethet wurde. Der Palast ist 900 engl. F. lang, die Halle mit Marmorsäulen und Statuen geschmückt. Der Park, einer der schönsten Englands, enthält großartige Wasserwerke, einen 70 F. hohen Turm, eine 170 F. hohe Säule mit herrlicher Aussicht, dem Andenken Cobham's geweiht. Eine Palladische Brücke, eine Menge Tempel, worunter der Tempel berühmter Briten und Büsten, der Tempel der Freundschaft mit der Büste des Lord Temple bemerkenswerthe und herrliche Gartenanlagen.

Stowe (Harriet Beecher-), amerik. Schriftstellerin, ist die Tochter des als Kanzler ausgezeichneten Lyman Beecher, Expräsidenten des Lane-Seminariums und ehemals Pfarrer einer presbyt. Kirche zu Cincinnati. Sie wurde 15. Juni 1812 zu Litchfield im Connecticut geboren und erhielt eine sehr gute Erziehung. In der Absicht, sich für das Lehramt auszubilden, beilegte sie sich nicht allein der bei Damen gewöhnlichen Studien, sondern auch mancher Wissenschaften, die in der Regel dem männlichen Geschlechte vorbehalten sind. Früh unterstützte sie ihre ältere Schwester Katharina in der Leitung einer von derselben schon errichteten Töchterchule. Als der Vater nach dem Westen ging, begleiteten ihn die Töchter und eröffneten eine ähnliche Anstalt in Cincinnati. Hier verheirathete sich Harriet mit dem geachteten Theologen Calvin C. Stowe, Professor der biblischen Literatur am Lane-Seminarium, dem ihr Vater vorstand, und Übersetzer von Jahn's Werk „Über den hebr. Text“ (1828). Diese Ehe wurde mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet. In ihren freien Stunden schrieb S. Aufsätze über verschiedene Gegenstände, Erzählungen und Novellen für Magazine und Zeitungen, die 1843 zum Theil unter dem Titel „The Mayflower“ (nach dem Namen des Fahrzeugs, auf welchem die ersten Puritaner oder sogenannten Pilgerväter nach Amerika schifften) erschienen. Ihre Schriften, in welchen sich ein hoher und edler Religiosität erfüllter Sinn äußerte, fanden Beifall, ohne ihr jedoch besondere Früchte zu bringen. Unterdessen war sie Zeuge der traurigen Scenen, welche, durch die Nähe der Sklavenstaaten veranlaßt, in Cincinnati vor sich gingen. Die Sklavenhalter aus Kentucky, Hefe des Volkes unterstützt, griffen mehr als ein mal das von Schwarzen bewohnte Stadtviertel an, ermordeten die Einwohner oder führten sie in die Knechtschaft zurück. S. und ihre Töchter, welche ihren Abscheu gegen diese Gräueltathen laut aussprachen, sahen sich als Abolitionisten feindlich und selbst ihr Leben bedroht. Das Lane-Seminarium mußte eingehen und zog sich 1850 nach den östlichen Staaten zurück, wo der Professor S. den ihm angebotenen Lehrstuhl der biblischen Literatur am theologischen Collegium zu Andover im Staat Massachusetts annahm. Seine Gattin veröffentlichte in der von Baileys in Washington herausgegebenen „National era“ eine Reihe von Skizzen, bei welchen ihr das Erlebte zur Grundlage diente und welche 1852 in Boston gesammelt als „Uncle Tom's cabin“ erschienen. Diesem Buche erregte beispielloses Aufsehen. Der Verleger Jewett setzte in einem Jahre nicht weniger als 305000 Exemplare ab, in England erschienen zahlreiche Nachdrücke, außerdem aber wurde es in fast alle europ. Sprachen, am vielfältigsten ins Deutsche übertragen. Nie war ein Buch in zwei Welttheilen so populär geworden als dieses, und wenn man ihm auch vom Jahr 1852

andpunkt aus keinen sehr hohen Werth zuerkennen kann, so erklärt sich doch der mächtige Eindruck, den es überall hervorbrachte, einerseits aus dem tiefen sittlichen Ernst und dem christlichen Geiste, von dem es durchweht ist, und andererseits durch die plastische Naturwahrheit der Schilderungen, die es von einem die Menschheit schändenden System entwirft, welches man in Amerika zum Theil noch als ein nothwendiges Übel betrachtet. In Folge der vielfachen Veranlassungen, welche dieser warmen Apologie für die Emancipation der Sklaven folgten, bewies Verfasserin durch die Veröffentlichung eines besondern „Schlüssels“ („Key to Uncle Tom's Cabin“, Boston und Lond. 1853), daß der Stoff zu ihren Darstellungen oft bis in die kleinsten Theile aus dem Leben entlehnt sei. Außerdem hat man von ihr einige religiöse Schriften, als „Our ways of observing the sabbath“ (2. Aufl., Liverpool. 1853), und geistliche Lieder. Im Sommer 1853 besuchte sie mit ihrem Gatten Europa und wurde von dem Publicum mit aufregender Theilnahme, von den religiös-philanthropischen Vereinen aber, namentlich in London und Glasgow, mit großartigen Demonstrationen empfangen. Eine Schilderung dieser Reise nach ihrer Rückkehr unter dem Titel „Sunny memoirs of foreign lands“ (2 Bde., Boston. Lond. 1854) erscheinen.

Strabo, der bedeutendste unter den griech. Geographen, geb. zu Amasea in Kappadocien um 66 v. Chr., stammte aus einer wohlhabenden griech. Familie, widmete sich dem Studium der Rhetorik und der Aristotelischen Philosophie und unternahm später mehrere Reisen, in denen er die Länder Afrikas, Asiens und Europas vom Schwarzen Meer bis Äthiopien und von Armenien bis an die Grenzen Etruriens, wie er selbst erzählt, besuchte. Wir besitzen von ihm noch ein großes geographisches Werk in 17 Büchern, denen jedoch besonders das siebente Buch sehr lückenhaft ist. Seine Nachrichten schöpfte er theils aus eigenen Beobachtungen, theils aus den damals vorhandenen geographischen Schriften des Hekataeus, Artemidorus, Eudorus und Eratosthenes, mit Benützung der Geschichtsschreiber und Dichter, begnügte sich aber nicht bloß mit einem dürren Namenverzeichnis von Ländern und Orten, sondern suchte sich möglichst genaue Nachrichten über Politik und Statistik zu verschaffen und gibt uns daher oft auch ausführliche Berichte über Sitten und Gebräuche. Als die vorzüglichsten Bearbeitungen erwähnen wir nach der ersten Ausgabe (1516) die von Casaubonus (2. Aufl., Paris. 1620), Almeloveen (2 Bde., Amst. 1707), von Siebenkees, Tzschucke und Friedemann (7 Bde., Lpz. 1796—1818), Falconer (2 Bde., London. 1807), Korais (4 Bde., Paris. 1815—19) und die durch Hinzuziehung vieler neuen Hülfsmittel kritisch berichtigte und vervollständigte Ausgabe von Kramer (Bd. 1—3, Berl. 1844—45). Von Tafel wurden die „Fragmenta libri VII. Palatino-Vaticana“ (Lüb. 1844) besonders mit gemacht. Wichtig ist auch durch die beigegebenen Abhandlungen und Untersuchungen auf Befehl Napoleon's von de la Porte du Theil, Korais und Gosselin veranstaltete französische Ausgabe (5 Bde., Paris. 1805—19) und unter den deutschen Übersetzungen neben der von Meier (12 Bde., Stuttg. 1829 fg.) besonders die von Groskurd (4 Bde., Berl. 1831—34). Strack (Johann Heinrich), Architekt, Professor, Hofbaurath und Mitglied der Akademie in Berlin, geb. 1806 zu Bückeburg, erhielt durch seinen Vater den ersten Unterricht im Zeichnen und faßte schon früh eine Vorliebe für die Baukunst. Er schloß sich der Schinkel'schen Schule an und ist als einer der feinsten und geistreichsten Vertreter derselben zu betrachten. Er weicht in das Studium der antiken Architektur, darin er seine gediegenen Kenntnisse in seiner Schrift „Über das Theatergebäude der alten Griechen“ (Potzd. 1843) bewährt hat, und zugleich die Kenntniß der mittelalterlichen Stile eben so vertraut, und er weiß die Grundsätze durch die Antike genährten Formensinns mit den constructiven Vortheilen der spätern Baukunst zu verbinden. Zur Erkenntniß mittelalterlicher Monumente trug das von ihm im Verein mit Meyerheim herausgegebene Werk über die „Architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg“, mit Text von Rugler (Berl. 1834 fg.), wesentlich bei. Zugleich wirkte er als Lehrer der Bauakademie zu Berlin sehr erfolgreich und übte auch durch seine Theilnahme an der Herausgabe der „Vorlegeblätter für Möbeltischler“ (1835 fg.) großen Einfluß auf das Kunstwerk. Von seinen zahlreichen Entwürfen zu Kirchen, Palästen, Privatgebäuden u. s. w., man manche im Album des preuß. Architektenvereins findet, sind besonders die Pläne zur Petrikirche in Hamburg zu nennen, die indeß nicht zur Ausführung gekommen sind. Zu seinen ausgeführten Werken gehören das für den König von Dänemark erbaute Schloß Fredensborg, der innere Ausbau der Schlösser Babertsberg und des großherzogl. Residenzschlosses Schwerin, die neue in goth. Stil erbaute Petrikirche in Berlin, deren Inneres besonders edel und harmonisch, die Villa Borfig's in Moabit sammt Fabrikgebäuden, Treibhaus u. s. w., eine

der edelsten Musterbilder geschmackvoller Privatarchitektur, die durch Säulenhallen verbunden, zu Ateliers bestimmten, zum Theil von Cornelius bewohnten Häuser am Exercirplatz zu Berlin u. a. Im innern Ausbau, in der Zeichnung von Möbeln, Decorationen u. s. w. bewährt S. stets das Gefühl für den edelsten Stil.

Stradella (Alessandro), berühmter Tonsetzer, Sänger und Kapellmeister zu Genua, geboren zu Neapel 1645. Aus seinem Leben ist besonders ein Zug sehr bekannt, welcher auch der Oper *Flotow's* (s. d.), die den Namen „Stradella“ führt, zur Grundlage dient. Der Bräutigam einer jungen Venetianerin, Namens Hortensia, die dem Künstler aus Liebe nach Rom gefolgt war, wurde von dem Vormunde der Dame aufgereizt, S. zu ermorden. Dieser Rührigant fühlte sich aber durch die Schönheit von S.'s Oratorium „*Di S. Giovanni Battista a 5 voci con stromenti*“ (1676), sowie von dessen Gesang und Spiel in demselben so hingekrißt, daß er seinem Nebenbuhler, anstatt ihn zu ermorden, sein Vorhaben entdeckte und schwor, der Rache des erbitterten Venetianers durch weitere Flucht sich zu entziehen. Dennoch konnte S. seinem Schicksal nicht entgehen. Zwei Jahre später (1678), als er zu Genua die Oper „*La forza dell' amor paterno*“ mit großem Beifall aufgeführt hatte und in seine Heimath zurückkehrte, wurde er von neu gebildeten Mördern überfallen und erdolcht. S. war von seinen Zeitgenossen „*il primo Apollo della musica*“ genannt und gehörte unstreitig zu den besten Meistern seiner Zeit. Außer den angeführten Werken kennt man von ihm Concerte, Madrigale und eine wundervolle Kirchenarie für eine Tenorstimme mit Begleitung von Saiteninstrumenten.

Strafanstalten nennt man die zur Verbüßung von Freiheitsstrafen dienenden Anstalten, also Zucht- und Arbeitshäuser, Gefängnisse, oder welchen besondern Namen sie führen mögen. Sie unterscheiden sich untereinander theils nach der Dauer der Freiheitsstrafen, welche in ihnen und in den andern abgeübt zu werden pflegen, theils nach der strengern oder gelinderen Behandlung der darin gefangenen Gehalteneu, besonders der Verbindung von Zwangsarbeit mit der Freiheitsentbehrung, oder der Abwesenheit jener, endlich dadurch, daß die Strafanstalten manchen derselben (z. B. den Zuchthäusern) als unbedingt entehrend angesehen wird, während dies bei andern nicht der Fall ist. Übrigens s. Gefängnißwesen; Arbeitshäuser; Zuchtanstalten.

Strafbills pflegt man von den engl. Ausnahmegesetzen (s. d.) diejenigen zu nennen, welche von der Krone im Verein mit dem Parlament gegen besondere öffentliche Verbrechen und ruchlose Zustände erlassen werden. Sie waren in der Zeit vor Vertreibung der Stuart's, kürzten das Gerichtsverfahren ab und stellten mehr oder weniger ganze Provinzen unter das Martialgesetz. In neuerer Zeit hat man die gegen die drohenden politischen Bewegungen in Irland erlassenen Ausnahmegesetze häufig mit dem Namen Strafbills bezeichnet, obschon dieser Gesetze seinen besondern Namen trägt.

Strafcolonien oder Verbrechercolonien, d. h. Districte und Anstalten in ausländischen Colonialbesitzungen oder sehr fern vom Mutterland liegenden Staatsgebieten, in welchen Verbrecher zur Strafe angesiedelt werden, besitzen Rußland in Sibirien, Großbritannien in Australien, Frankreich in Guiana und Algier. In Sibirien, wohin die ersten Verweisungen von Verbrechern zuerst 1754 vorgenommen wurden, sind die Strafcolonien, wohl zu unterscheiden von den Ansiedelungen der freiwilligen Colonisten (Schtoni Poseltschits), auf alle Gouvernements vertheilt, größtentheils aber in Ostsibirien, da Westsibirien in den bessern Gegenden schon sehr dicht angebaut ist. Die aus Rußland Verwiesenen, die, sobald sie Sibiriens Grenze betreten, ihr früheres Leben hinter sich gelassen haben und nicht mehr als Verbrecher angesehen werden, vom Volke wie selbst in der amtlichen Sprache der Behörden nur *Nest Ischadni Ludi*, d. h. unglücklichen Leute, genannt werden, zerfallen in drei Kategorien: 1) *Katorschniki*, d. h. schwere Verbrecher, welche, als moralisch todt betrachtet, lebenslänglich oder vielmehr auf bestimmte Zeit zu schweren Arbeiten, zum Theil in den Bergwerken, namentlich in den *Nertschinsk*, verwendet werden; 2) *Loslannyje na rabota*, Verwiesene, die eine Zeit zu öffentlichen Arbeiten, besonders bei Salzfiedereien, Kalzbrennereien, Straßenbauwerken verwendet, dann aber, wenn sie 4 — 8 J. gearbeitet und sich gut gehalten haben, entlassen werden; 3) *Loslannyje na poselenye*, Solche, die sogleich angesiedelt werden, indessen theils in den vorhandenen Dörfern unterbringt, theils für sie eigene Dörfer angelegt werden. In Australien wurden die ersten Strafcolonien zu Botanybay in Neusüdwaales, dann auf Vandiemenland angelegt. Die dringenden Forderungen der Colonisten in den letzten Jahrzehnden, die Einführung von Verbrechern einzustellen, da dieselbe die Ansiedelung

anwanderer hindere, haben zur Folge gehabt, daß schon 1839 die Übersiedelung von Verbrechern nach Neusüdwales von Seiten der Regierung aufgehoben wurde. So ist jetzt Bandiemenland allein noch eine Strafcolonie, und auch hier soll das Deportationssystem in kurzem zu Ende nehmen. Die übrigen australischen Colonien haben niemals deportirte Verbrecher erlitten. Die Widerspenstigen, Unverbesserlichen und Unruhigsten unter den Deportirten wurden besondern Strafabtheilungen vereinigt, die für die Regierung bestimmte Arbeiten vollziehen ließen. Für die Allerschlimmsten waren besondere Deportirtencolonien, die sogenannten Penalstationen gegründet, in denen sie, von allen übrigen Einwohnern getrennt und der strengsten Zucht unterworfen, ganz für sich lebten. Solcher Penalstationen waren früher in Neusüdwales an der Moretonbai, in Wellingtonvalley am Macquariestrom und auf der Insel Norfolk im Norden von Neuseeland, auf Bandiemenland an den Häfen Macquarie und Port-Arthur; gegenwärtig bestehen solche bloß noch auf Norfolk und am Port-Arthur. — Die Strafcolonien Frankreichs sind Cayenne (s. d.) im franz. Guiana und seit neuester Zeit Algier. (Deportation und Verbannung.)

Strafcompagnien sind Abtheilungen, in welche Soldaten, die zur Festungsstrafe verurtheilt sind, für die Dauer ihrer Strafzeit eingestellt und beim Festungsbau mit Arbeiten beschäftigt werden. Die Sträflinge sind meist besonders uniformirt, erhalten ihren bisherigen Sold und kehren nach Ablauf der Strafzeit zu ihren Truppentheilen zurück; doch in Preußen auch zu der Garde nicht. Mit besonderer Sorgfalt müssen die zu den Strafcompagnien commandirten Offiziere gewählt werden, um einerseits die Sträflinge in strengster Zucht und Ordnung zu halten, andererseits sie aber nicht durch falsche Behandlung zu Excessen zu reizen.

Strafe im rechtlichen Sinne ist dasjenige gesetzliche Übel, welches Jemandem wegen Übertretung eines Strafgesetzes zugefügt wird. Diese Strafen sind: a) Criminalstrafen, wenn sie wegen wirklicher, auch geringer Verbrechen zuerkannt werden; b) Civilstrafen, welche nicht wegen eigentlicher Verbrechen, sondern wegen anderer Rechtsverletzungen gegen den Staat oder Privatpersonen verhängt werden und wohin die Privatstrafen des röm. Rechts, sowie die fiskalischen Strafen gehören; c) Polizeistrafen, durch welche Verletzungen der vorgeschriebenen Ordnung, selbst wenn sie Folgen bloßer Unachtsamkeit waren, den desfalls ergangenen Vorschriften gemäß geahndet werden; d) Disciplinarstrafen oder Ordnungsstrafen zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Staatsdienste. Die Strafen selbst können sehr verschieden sein. Die härteste Strafe von allen ist die Todesstrafe. 2) Verstümmelnde Strafen, z. B. Abhacken der Hände und Füße, der Finger, Ausstechen der Augen, Abschneiden der Ohren, Nase u. s. w., waren in ältern Zeiten sehr häufig; jetzt kommen sie in keinem civilisirten Staate mehr vor. 3) Verbannung und Landesverweisung, die letztere häufig mit körperlicher Züchtigung, Peitschschlag, verbunden. Doch ist die Landesverweisung wegen gemeiner Verbrechen, z. B. Diebstahl, Betrug, Mord u. s. w., durch den neuern Geist des Völkerrechts fast unmöglich gemacht, da kein Staat sich mehr gefallen lassen wird, daß ein anderer ihm seine Verbrecher überläßt. 4) Öffentliche Arbeit, verbunden mit Freiheitsverlust, in mancherlei Abstufungen.

Die Römer hatten die Arbeit in den Bergwerken, wie Rußland in Sibirien, wo der Verurtheilte auf Lebenszeit und unter einem andern Namen zur Arbeit angehalten wird; ferner kommen hierher die Galeerenstrafe, Zuchthäuser, Festungsbau und die Kerkerstrafe in verschiedenen Abstufungen. 5) Deportation, d. h. Verbannung an einen bestimmten Ort, ebenfalls in sehr verschiedenen Abstufungen. 6) Körperliche Züchtigung, z. B. Spießruthen, Knute, Stockprügel, Spießruthenstreiche, und als Schärfung mit andern Strafen verbunden, z. B. der Willkommenen Zuchthausstrafe. 7) Verlust aller bürgerlichen Rechte und Infamie oder Bürgerlicher Tod. 8) Brandmarken oder das Ausdrücken eines unverlöschbaren Zeichens auf die Stirn oder den Rücken, theils als besondere Strafe, theils um das Entweichen derer zu erschweren, die zu lebenslänglicher öffentlicher Arbeit verurtheilt sind. 9) Einfache Freiheitsstrafen, wie Verweisung, Verstrickung, d. h. das Verbot, sich von einem gewissen Orte zu entfernen, oder denselben zu betreten. 10) Ehrenstrafen (s. d.), z. B. Verlust der höhern Standesrechte, des geistlichen Standes, der Beamtenwürde, Ausschließen von Zünften, Verlust des bürgerlichen Rechts, der Cocarde; Ausstellung am Schandpfahl, Pranger, Halbseisen, Reiten auf hölzernen Esel, Anheften des Bildes oder des Namens an den Galgen u. s. w. 11) Vermögens- und Geldstrafen, wohin auch die Confiscationen gehören. 12) Die aus Ehrenverlust, Vermögensverlust und Freiheitsverlust zusammengesetzten für öffentliche Beamte, wie Entsetzung oder Cassation, Versetzung auf eine geringere Stelle u. s. w. (S. d.).

und Suspension. Da die Strafgesetze nicht alle Fälle im voraus bestimmen können und Mangel der richterlichen Beurtheilung überlassen müssen, so zerfallen die Strafen in gesetzlich stimmte und richterlich zugemessene, welche letztere man mit einem nicht sehr passenden Ausdruck auch willkürliche oder arbiträre nennt. Außerordentliche Strafen nannte man diejenigen, welche erkannt wurden, wenn es an vollständigen Beweisen fehlte; sie kommen in neuer Zeit fast gar nicht mehr vor.

Strafford (Thom. Wentworth, Graf von), engl. Staatsmann, Miturheber und Opfer der engl. Revolution, wurde 1593 aus einer alten Familie der Grafschaft York geboren. Er erwarb sich eine umfassende Bildung, erbte von seinem Vater ein großes Vermögen, trat 1621 ins Unterhaus, wo er sich der Politik Jakob's I. mit Erfolg widersetzte. Nachmaliger erhob er sich gegen den Hof, als 1625 Karl I. sein erstes Parlament versammelte, 1628 brachte er die berühmte Petition of rights, (s. d.) zu Stande, mußte auch den Hof zur Stätigung derselben zu zwingen. Der politische Fanatismus, der nach diesem Siege aus der ritanischen Opposition hervorbrach, fand jedoch alsbald an ihm, dem staatsklugen und Grundsätzen der bischöflichen Kirche ergebenen Manne, einen entschiedenen Gegner. Er trat dem Hofe in Verbindung und erhielt die Peerswürde. Nach Buckingham's Ermordung ernannte ihn der König noch 1628 in den Geheimrath auf und gab ihm das Gouvernement der Provinzen, eine Art Dictatur, die Heinrich VIII. eingeführt hatte. Wentworth war in Verein mit dem Bischof Laud (s. d.) die festeste Stütze Karl's I. (s. d.), bestärkte denselben bei der Verlegung der Nationalfreiheiten und lud mit dieser Umwandlung den Haß des Volkes auf sich. Im J. 1632 schickte ihn der König als Statthalter nach Irland. Wiewol Irland vorzüglich regiert ward, haßte ihn auch hier das Volk wegen seines hochfahrenden Betragens. Als 1638 die Revolution in Schottland zuerst das Haupt erhob (s. Großbritannien), schickte Wentworth auf Krieg, schickte dem Könige Geld und Truppen und kam selbst nach England, um den Hof zum Handeln zu bewegen. Er schlug dem Könige vor, sich in Irland durch die Unterstützung des dortigen Parlaments Hülfquellen für den Krieg gegen die Schotten zu eröffnen. Nachdem Karl I. diesen Plan genehmigt, eilte Wentworth mit dem Titel eines Grafen von Strafford und Lordlieutenants von Irland in sein Gouvernement zurück, wo er sogleich ein Parlament versammelte und demselben die Bewilligung reichlicher Subsidien abzwang. Als er hatte er sich aber nach England zurückbegeben, als das irländ. Parlament über die Behandlung in Borne ausbrach und auf Befehl des Hofes aufgelöst wurde. S. hatte die letztere Maßnahme nicht veranlaßt und bezeichnete dieselbe selbst als den größten politischen Fehler. Er trat an die Spitze der Truppen in England. Doch auch hier sah er seine kräftigen Entwürfe vereitelt, indem der König die Eröffnung der Feindseligkeiten verbot, mit den eingedrungenen Schotten Unterhandlungen begann und im Oct. 1640 den Vertrag zu Rippon schloß. Unter diesen Umständen legte S. sein Amt als Statthalter von Irland nieder, blieb aber auf des Königs Bitten Befehlshaber des engl. Truppencorps, das in der Grafschaft York lagerte. Am 1. Nov. 1640 das sogenannte Lange Parlament zusammentrat, begriff S. die gefährliche Lage der königl. Rathgeber und wollte nicht nach London kommen, zumal das irländ. Parlament bei dem englischen gegen ihn einen Antrag auf Untersuchung stellte. Erst als ihm der König versprach, daß ihm vom Parlament auch nicht ein Haar gekrümmt werden sollte, fand er im Oberhause ein. Kaum war seine Ankunft bekannt, als Pym 11. Nov. im Unterhause mit großem Beifall eine heftige Anklage gegen ihn erhob, die man am nämlichen Tage den Lords mittheilte. S. wurde auf der Stelle verhaftet und in den Tower gebracht; ein ähnliches Schicksal erlitt der Bischof Laud. Andere, wie der Großsiegelbewahrer Finch, flohen ins Ausland. Der ohnmächtige und rathlose Karl I. mußte es nun geschehen lassen, daß man gegen S. einen Hochverrathsproceß vor dem Oberhause eröffnete. Der Angeklagte sollte den Krieg gegen das Volk und zur Verlegung der öffentlichen Rechte aufgereizt haben. S. vertheidigte sich so geschickt, daß ihn die Lords freisprechen wollten. Unglücklicherweise verlautete jedoch von einer Verschwörung unter den Truppen zu Gunsten des Hofes, was die öffentliche Meinung sehr heftig gegen S. stimmte. Der einzige Mann, dessen Einfluß ihn leicht retten konnte, der Herzog von Bedford, starb während der Verhandlungen. Ein Aushäufung von mehr als 5000 Mann umgab täglich das Parlamentshaus und foderte die Theilnahme, welche auch endlich von den Lords ausgesprochen wurde. Indessen sträubte sich der König, das Todesurtheil zu unterzeichnen, und die Unruhen wiederholten sich. S. schrieb endlich an den König und bot sich als Opfer an, um das Reich vor größerer Zerrüttung zu wahren. Karl I. war schwach genug und unterzeichnete 8. Mai 1641 das Todesurtheil.

ruetsten und fähigsten Dieners. Mit Ruhe legte S. 12. Mai 1641 sein Haupt unter das Beil des Henkers. Er hatte allerdings dem Könige zu widerrechtlichen und harten Maßregeln gerathen; allein bisher war es nicht gewöhnlich gewesen, die Rathgeber der Art zur Rechenschaft zu ziehen. Nach seinem Tode gab sein Freund Radcliffe seine Lebensbeschreibung heraus. Außerdem vgl. Rally-Tolendal, „*Vie du comte de S.*“ (mit der Tragödie gleiches Namens, Vde., Lond. 1795; ohne diese Dichtung Par. 1814).

Strafrecht, s. Criminalrecht.

Strafrechtstheorien. Der Rechtsgrund der Strafe ist von den Rechtsphilosophen auf verschiedenen Wegen gesucht worden. Viele stellten einen besondern Zweck der Strafe auf und diese Theorien nennt man die relativen Strafrechtstheorien. Die wichtigsten derselben sind: 1) die psychologische Zwangs- oder Abschreckungstheorie, von Feuerbach entwickelt, wonach die Neigung zum Verbrechen dadurch begegnet werden soll, daß man ein psychologisches Gegenwicht gegen dasselbe in der durch das Strafgesetz hervorgebrachten Gewißheit der Strafe als des dem Verbrechen folgenden Übels aufstellt. Eine Modification derselben ist 2) die von v. v. Bauer durchgeführte Warnungstheorie, welche nicht bloß an die sinnliche, sondern auch an die sittliche Natur des Menschen sich wendet. Verwandt mit beiden ist 3) die Präventionstheorie, von Karl Ludw. Wilh. von Grolman und Karl Aug. Tittmann vertheidigt, welche die Strafe auf die Nothwendigkeit gründet, künftigen Störungen der Sicherheit des Rechtszustandes durch Verbrechen zuvorzukommen, und wonach das Verbrechen nur als Zeichen der Geisteskrankheit zu fernern Gesetzübertretungen in Betracht kommt; ferner 4) die Nothwehrtheorie, von Martin ausgeführt, welche jedes Verbrechen als einen wenigstens mittelbaren Angriff gegen das Bestehen des Staats ansieht, gegen welchen der Letztere in der Weise einer geordneten Nothwehr vorher angedrohten Strafe sich der Nothwehr bedient. Neben diesen gibt es noch eine Besserungstheorie u. s. w., sowie man auch aus mehreren der genannten zusammengesetzte Theorien aufgestellt hat. Dieser relativen Strafrechtstheorie steht die absolute gegenüber, welche in der Strafe eine unmittelbar nothwendige, um keines äußern Zwecks, sondern nur um der Gerechtigkeit willen eintretende Folge des Verbrechens erblickt. Sie ist in verschiedener Weise vertheidigt worden und kann jetzt als die herrschende angesehen werden. Von philosophischer Seite hat ihr Hegel jedenfalls die tiefste Begründung. Vgl. Hepp, „*Kritische Darstellung der Strafrechtstheorien*“ (Heidelb. 1829).

Strahlenbrechung oder Refraction. Die Lehre von der Richtungsveränderung, welche Lichtstrahlen bei ihrem Übergange aus einem durchsichtigen Mittel in ein anderes erleiden (Brechung der Lichtstrahlen), findet eine wichtige Anwendung in der Astronomie, indem in Folge der Brechung der Lichtstrahlen die Gestirne nicht an denjenigen Stellen des Himmels erblickt werden, wo sie wirklich stehen und wo wir sie sehen würden, wenn keine solche Brechung stattfände oder die Erde von keiner Atmosphäre umgeben wäre. Diese Wirkung der Brechung des Lichts nennt man die astronomische Strahlenbrechung oder schlechthin die Refraction. Die irdische Atmosphäre ist aus einer unendlichen Menge von Luftschichten zusammengesetzt, deren Dichtigkeit mit ihrer Annäherung gegen die Erde zunimmt. Wenn also ein Lichtstrahl von irgend einem Gestirne nach seinem Durchgange durch den unermesslichen, mit einem überaus feinen Aether angefüllten Himmelsraum unter einer schiefen Richtung in die jedenfalls ungleich dichtere Erdatmosphäre eintritt, so muß er nach dem Einfallslothe hin (also hier, wo von der Kugel die Rede ist, nach dem entsprechenden Radius hin) gebrochen werden, und die hierdurch bewirkte Ablenkung des Lichtstrahls von seiner ursprünglichen Bahn muß bei dem Übergange in immer dichtere Luftschichten, wo sich die Brechung unaufhörlich wiederholt, zunehmen. Der Lichtstrahl setzt daher seinen Weg nicht mehr in unveränderter, gerader Richtung, sondern einer gegen die Erdoberfläche höhlen Curve fort, und das Gestirn erscheint daher dem Beobachter auf der Erde in der Tangente (geraden Berührungslinie) des Endes der Curve, welches das Auge trifft, also höher (aber in derselben Verticale), als es eigentlich am Himmel steht. Die Größe der Brechung ist aber nicht allein von der Natur des brechenden Mittels, sondern zugleich von der Größe des Winkels abhängig, den der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht. Da nun dieser Winkel im Horizonte am größten ist und von da bis zum Zenith, wo er = 0 wird, abnimmt, so muß auch die Refraction vom Horizonte, wo sie am größten ist, gegen das Zenith hin bis auf 0 abnehmen. In 20 Grad Abstand vom Zenith beträgt die Refraction etwa 21 Secunden, in 45 Grad Abstand fast eine Minute, in 80 Grad Abstand (5° Höhe) 5 1/4 Minute, in 85 Grad Abstand (5° Höhe) fast 10 Minuten, am Horizonte

stige Marienkirche, die Nikolai- und die Jakobskirche, sind im goth. Stil gebaut, insgesamt mit Kupfer gedeckt und enthalten manche Merkwürdigkeiten. Die Aussicht vom hohen Thurme der Marienkirche ist sehr belohnend. Das schöne Rathhaus, mit einem herrlichen Saale, hält eine nicht unansehnliche öffentliche Bibliothek. Andere ansehnliche Gebäude sind die Commandantur, das Regierungsgebäude, das Zeughaus, die Navigationschule, das Waisenhaus, das Gymnasium mit einer namhaften Münzsammlung, das Arbeitshaus, die Wasserfist, das kath. Bethaus, das neue Theater u. s. w. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 500; sie treiben Seehandel, der sich besonders auf Malz und Getreide erstreckt, unterhalten sich in Spielfarten, Spiegeln, Leder, Zucker und Stärke. S. wurde 1209 von dem Fürst Jaromar von Rügen gegründet, aber schnell nacheinander wiederholt zerstört. Als Mitglied der Hanse hob es sich zu hohem Wohlstande; schon damals trieb es mit Wolle sowie mit andern einen bedeutenden Handel nach entfernten Gegenden. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1628 von Wallenstein vergeblich belagert. Im J. 1678 mußte sie sich nach einem heftigen Bombardement dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg unterwerfen; doch wurde sie im folgenden Jahre an Schweden zurückgegeben. Auch im Nordischen Kriege wurde sie 1715 von den nord. Verbündeten genommen, jedoch 1720 ebenfalls wieder an Schweden abgetreten. Im J. 1808 übergab sich die Stadt durch Capitulation den Franzosen. Im J. 1809 fand hier der heldenmüthige Schill (s. d.) seinen Tod, während sein Corps in Gefangenschaft gerieth. Durch den Frieden zu Kiel von 1814 kam S. nebst ganz Schwedisch-Pommern an Dänemark und von diesem durch den Vertrag vom 4. Juli 1815 an Preußen; behielt es fortwährend seine alte sehr ausgebildete Verfassung und Verwaltung. Die Bürgerschaft nimmt an der Verwaltung des großen städtischen Vermögens und der reichen Stiftungen bedeutenden Antheil. Der Bürgermeister, die Syndici und Rathsverwandten haben solche nach einem Privilegium Karls XII. den persönlichen Adel. Die Stadt hat manche Privilegien und Vorrechte, z. B. die Jura ecclesiastica und consistorialia, welche sie erhielt, als sie protestantisch wurde, während die Herzoge noch katholisch waren, und hat deshalb das Monatsrecht und ein eigenes Consistorium. Seit 1849 ist die städtische Gerichtsbarkeit aufgehoben und S. Sitz eines königl. Kreisgerichts. Vgl. Mohnike und Zober, „S. sche Chroniken“ (Stralsf. 1833—43); Orthus, „Lobgedicht auf S.“ (herausgeg. von Zober, Stralsf. 1834); Kruse, „Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt S.“ (2 Bde., Stralsf. 1846—48); Mühlhölzer, „Die Einführung der Kirchenverbesserung in S.“ (Stralsf. 1835); Zober, „Geschichte der Belagerung S. durch Wallenstein“ (Stralsf. 1828); Zober, „Geschichte des Stralsburger Gymnasiums“ (Stralsf. 1839 fg.); Fabricius, „Der Stadt S. Verfassung und Verwaltung“ (Stralsf. 1851).

stramin, s. Canevas.

stranden, s. Scheitern.

strandrecht oder Grundrührrecht (jus litoris) bedeutet 1) die Gerichtsbarkeit über Alles, was am Strande und auf dem Ufer und Gestade befindet; 2) das Recht des Landesherrn, Alles Das zu zueignen, was an den Ufern anwächst oder gefunden wird, z. B. in Persien Perlen, an den afrik. Küsten das Gold, im Baltischen Meere den Achat und den Bernstein, im Mittelmeere die Korallen u. s. w.; 3) die verabscheuungswerthe Befugniß, sich der sämmtlichen Güter und Sachen, welche auf einem gestrandeten Schiffe gefunden werden, theils ohne Rücksicht, ob der wahre Eigenthümer sich meldet oder zugegen ist, theils nach einer bestimmten Frist innerhalb welcher sich der Eigenthümer nicht gemeldet hat, zu bemächtigen. Dieses Recht ist alt und war ehemals in Deutschland und in andern Ländern fast allgemein üblich, ja flehte sogar in den Kirchengebeten zu Gott, daß er den Strand segnen, d. h. recht vielen Schiffbrüchen möge leiden lassen. Indessen wurde dieses Denkmal der Barbarei nach und nach meist stillschweigend aufgehoben und in Deutschland sogar durch Reichsgesetze abgebrochen. Dagegen wurde den Landesherrn und ihren Unterthanen ein sogenanntes Bergerecht verliehen, wonach ein Theil der geretteten Güter denen, die sie retteten (den Bergern), ein andern dem landesherrlichen Fiscus und in der Regel nur der dritte Theil dem Eigenthümer zufließt. Schon seit langen Zeiten hat man in Preußen und Mecklenburg von dem Bergerechte keinen Gebrauch mehr gemacht, in Dänemark aber wurde es noch vor wenigen Jahren ausgeübt.

Die neueste Strandungsordnung ist diejenige für das Königreich Hannover vom Juni 1846. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß für angetriebene Güter $\frac{1}{4}$, für vom See (vom Schiffe und von der Meeresoberfläche) geholt $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$, für vom Grunde aufgebrachte die Hälfte des Werths als Bergelohn gezahlt wird. Die unmittelbare Leitung

der Vergung, namentlich die Führung der Rettungsmannschaften, ist Sache der unter der Obrigkeit stehenden Strandbedienten (Strandvolgte). Das alte Strandrecht fand selbst auf Flüssen statt und hieß dann Grundruhe. In Niedersachsen betrachtete man als solche Grundruhe sogar die auf der Landstraße umgefallenen Wagen oder davon herabgefallene Frachstücke und behandelte dieselben nach dem Strandrechte.

Strange (Robert), Zeichner und Kupferstecher, geb. 1725 zu Pomona, auf einer der Orkney'schen Inseln, kam schon früh unter die Leitung des ältern Cooper nach Edinburg, von wo er jedoch bald sich nach Paris begab, um unter Ph. le Bas, dem Landschaftler, seine Studien fortzusetzen. Von dem damals herrschenden Geschmacke wußte er sich schnell freizumachen und richtete deswegen sein ganzes Augenmerk auf die großen ital. Meister. Im J. 1753 nach London zurückgekehrt, fand er an dem Grafen Buter einen Gönner, vermochte aber zunächst gegen Dalton und Bartolozzi nicht aufzukommen. Der langen Chicanen müde, reiste er 1759 nach Italien ab, wo er eine bedeutende Anzahl von Zeichnungen nach berühmten Meistern ausführte, die er nachmals in London in Kupfer stach. Es sind dies 19 Blätter, die von 1765 an erschienen, aber wegen ihrer classischen einfachen Behandlung keinen Eingang fanden und der Welt gegen den Künstler neue Nahrung gaben. Gekränkt, veröffentlichte er mehrere Broschüren, durch welche er seine Stellung selbst gegen die Akademie nur verschlimmerte. Erst als er in gewissen Punkten der weichlichen, effectlüsternen Stimmung der Zeit sich anbequemte hatte, fanden seine Stiche nach den großen ital. Meistern, zu denen er selbst die Zeichnungen fertigte, Beifall. Im J. 1769 gab er ein Verzeichniß von 52 solcher Zeichnungen heraus, mit kritischen Bemerkungen über die Urbilder und biographischen Nachrichten über die Maler. Er starb 1792, nachdem er 1787 in den Ritterstand erhoben worden war. Meisterhaft hat er besonders den Tizian gestochen, wie er denn überhaupt in Stichen nach Gemälden von leuchtendem, saftigem Colorit Meister war. Zu seinen berühmtesten Blättern gehört die liegende Venus nach Tizian, die Danaë nach demselben Meister und die heilige Cäcilia nach Rafael.

Stranguliren, d. i. erdroffeln, war sonst eine in der Türkei sehr gebräuchliche Hinrichtungsart, die vorzüglich bei Paschas und andern vornehmen Beamten, welche die Polizei aus dem Wege räumen wollte, angewendet wurde. Der Sultan beauftragte gewöhnlich die Stummen des Serails mit der Vollziehung dieser Procedur, welche sich im Geheimen ihres Schlachtopfer zu nahen und nach Vorzeigung des großherrlichen Todesbefehls mittelst einer seidenen Schnur, die der zu Tödtende häufig zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit unter die Befehle des Sultans küßte, ihres Auftrags zu entledigen pflegten. Über das Physiologische des Vorgangs s. Erdrofflung.

Straßburg, richtiger Straßburg geschrieben, eine wichtige Festung im Niederelsaß, ehemalige Hauptstadt des ganzen Elsaß, jetzt Hauptstadt des Depart. Niederrhein, am Zusammenfluß der Ill und Breusch, eine kleine Stunde vom Rhein gelegen, ist das alte Argentoratum. Die Straßen sind unregelmäßig, die Häuser zum großen Theil altmodisch; schöne Gebäude gibt es sehr wenige. Die Festungswerke sind sehr beträchtlich und reichen mit der Citadelle, die, ein regelmäßiges Viereck, von Vauban 1684 angelegt wurde, fast bis an den Rhein. Der Wall ward in neuester Zeit nach einem neuen Systeme frisch aufgeführt. Vor den Thoren bieten die Anlagen des Gartens, der Drangerie, der Ruprechtsau sehr angenehme Spaziergänge. Die Garnison, die in Kriegszeiten aus 6000 Mann besteht, ist in Kasernen untergebracht. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 71000, zur Hälfte Katholiken, zur Hälfte Protestanten und außerdem auf 2500 Juden. Die Katholiken haben, mit Einschluß des Münsters, sieben Pfarrkirchen, die Protestanten acht; die erstern stehen seit 1801 wieder unter einem Bischöfe, der dem Erzbischof von Besançon untergeben ist und zu dessen Sprengel die Depart. Ober- und Niederrhein gehören. Das Münster ist nächst dem köln'schen Dome und dem freiburger Münster eines der schönsten Meisterwerke der altdeutschen Baukunst. Schon unter dem fränk. Könige Chlodwig im J. 504 an der Stelle, wo das jetzige Münster steht, ein Münster erbaut. Im J. 1015 legte der Bischof Werner von Habsburg den Grund zu dem gegenwärtigen Münster, welches, aus granitgehauenen Quadern aufgeführt, 555 F. lang und 132 F. breit ist und dessen Gemäuer eine Höhe von 72 F. hat. Der Bau hatte 260 J. gedauert, als der Bischof Konrad von Rheim dem Erwin von Steinbach (s. d.) den Thurmabau übertragen konnte, zu welchem 25. Mai 1180 der Grundstein gelegt wurde. Nach dem Tode Erwin's führte dessen Sohn Johannes 1239 das Werk weiter fort, vielfach unterstützt von seiner Schwester Sabina, die namentlich das südliche Seitenportal verzierte. Es arbeiteten noch verschiedene Meister daran, unter welchen vorzüglich Johannes Hülß aus Köln (1365 fg.) genannt wird. Erst 1459 wurde der nördliche

jum vollendet; der Bau des südlichen ist nicht fortgesetzt worden. Jener hat eine Höhe von 8 pariser F., in welcher er nur von der Pyramide des Cheops (456 F.) übertroffen und von dem Dome zu Antwerpen (390 F.) beinahe erreicht wird. In der Kirche befindet sich eine Silbermann'sche Orgel und das 1843 vollendete berühmte astronomische Uhrwerk. Vgl. Abbildungen des Münsters, nach Günther's Zeichnungen gestochen von Dberthür (Strassb. 27); das von Schnell gezeichnete und gestochene Blatt „Der Münster in S.“ (Heidelb. 28); Schreiber, „Das Münster in S.“ (Freib. 1828). Unter den protest. Kirchen ist die Domaskirche mit dem Grabmale des Marschalls von Sachsen (s. Moriz) und mehreren Denkmalen ausgezeichneten Lehrer der Universität zu bemerken. Außerdem sind merkwürdig der ehemalige bischöfliche Palast (vom Cardinal Rohan erbaut), jetzt ein kaiserl. Schloß; das vormalige Collegium der Jesuiten, jetzt das bischöfliche Seminar; verschiedene Klöster, das Stadthaus (ehemalige Darmstädter Hof), die Präfectur, das Hôtel der Militärverwaltung (ehemals Zweibrücker Hof), die Münzstätte, das großartige Zeughaus und die Stüßgießerei mit vielen andern militärischen Anstalten, das Schauspielhaus, der Justizpalast, das bürgerliche und Militärhospital, die Fruchthalle, die Universität u. s. w. Unter den öffentlichen Plätzen findet sich der große Paradeplatz aus, wo in der Revolution der Freiheitsbaum stand. Auf dem Paradeplatze steht Kleber's eherne Bildsäule; auf dem Gutenbergplatz die 1840 errichtete Bildsäule Gutenberg's. Die 1621 gestiftete Universität, deren medicinische Facultät sehr bedeutend war, ging während der Revolution zu Grunde und an ihre Stelle trat eine sogenannte Strassburger Schule. Im J. 1803 wurde eine protest. Akademie errichtet mit zehn Lehrstühlen für Logik, Philologie, Philosophie und Geschichte. Sie erhielt den Titel Seminar, als 1808 kaiserl. Akademie hergestellt wurde mit einer juristischen, medicinischen, wissenschaftlichen (Naturwissenschaft und Mathematik) und philosophischen Facultät, wozu 1819 noch ein Theil der Professoren des Seminars als protest.-theologische Facultät, später noch eine besondere pharmaceutische kam, so daß gegenwärtig S. neben Paris die einzige vollständige Universität in Frankreich besitzt. An Unterrichtsanstalten zweiten Rangs besitzt die Stadt das 1538 gegründete protest. Gymnasium, ein kaiserl. Lyceum und ein kath. kleines Seminar. S. besitzt ferner eine öffentliche Bibliothek, die an Incunabeln reich ist, einen medicinischen Garten und ein anatomisches Theater. Der Geschichtsforscher Schöppin (s. d.) vermachte der Stadt seine kostbare Bibliothek nebst seinem sehr reichen Antiken- und Münzcabinet; Dasselbe erhielt 1783 mit der Silbermann'schen Sammlung von Schriften, die sich auf die Alterthümer der Geschichte der Stadt und des Landes beziehen. Die Stadtbibliothek und die ehemalige Universitätsbibliothek (jetzt die des Seminariums), zusammen über 160000 Bände zählend, befinden sich in dem 1854 eigens dazu eingerichteten Chore der Predigerkirche. S. ist auch der Sitz des Oberconsistoriums der Kirchen Augsburgischer Confession in ganz Frankreich. Der Handel ist nicht mehr so blühend wie in älterer Zeit, und die früher berühmten zwei Messen sind jetzt mehr wegen der Volksbelustigungen und Curiositätenschau als wegen ihrer ehemaligen Bedeutung traditionell beibehalten. Doch bringen die Eisenbahnen seit einigen Jahren wieder Leben und die Einwohnerzahl nimmt rasch zu, weniger in dem durch die Festungswerke eingenommenen Raume als außerhalb der Thore in dem ziemlich ausgedehnten Weichbilde. Ausgewonnen werden Saflor, Anis, Branntwein, Wein, Pottasche, Hanf, Krapp und viele andere Fabrikate, Galanteriewaaren, wollene Decken, Barchent, schöne Stickereien, Spitzen, Tücher u. s. w. Das wichtigste Landeserzeugniß, welches die Stadt verarbeitet, ist der Taback. Auch die strassburger Wagenfabriken sind berühmt. Die Umgegend ist fruchtbar und sorgfältig angebaut, mit vielen Gärten, Landhäusern und Dörfern angefüllt, unter denen sich Schiltigheim, Bischheim, Schœnbach, Neuhaus u. s. w. auszeichnen. S. war früher eine Freie deutsche Reichsstadt, bis sie 1681 der franz. Hoheit unterwerfen mußte, welcher sie im Frieden zu Ryswikk von 1697 wieder überlassen wurde. Damals zählte sie kaum halb so viel Einwohner als gegenwärtig. Sie war eine rein protest. Stadt, während jetzt die Hälfte der Einwohner sich zur kath. Kirche bekennt. Die Stadt wuchs unter der franz. Herrschaft ungemein an Wohlstand. Schweren Unterlag sie in der Revolution, doch kam es hier nicht zu solchen Gräueltaten wie in Marseille und anderwärts. Nach Ausbruch der Julirevolution war S. eine der ersten Städte, welche die dreifarbige Fahne aufsteckten. Der Versuch Ludwig Napoleon's (s. d.), 30. März 1836 von S. aus im Einverständniß mit mehreren höhern Offizieren seine Ansprüche auf den franz. Thron geltend zu machen, scheiterte vollständig. Vgl. Silbermann, „Localgeschichte der Stadt S.“ (Strassb. 1775); Frieße, „Vaterländische Geschichte der Stadt S.“ (4 Bde., Straßb. 1791—95); Hermann, „Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville

de S." (2 Bde., Straßb. 1819). — Das lath. Hochstift und Bisthum Straßburg, zu beiden Seiten des Rhein, das unter dem Erzbischofe von Mainz stand, gehörte zwar, seitdem Eimburg und das Elsaß an Frankreich gekommen waren, mit seinem jenseit des Rhein liegenden Gebiete unter franz. Landeshoheit; wegen seiner diesseitigen beiden Ämter Oberkirch und Tenheim aber war es ein deutsches Reichsland. Die Besitzungen des Hochstifts umfaßten 2 M. mit 30000 E. und 350000 Gldn. Einkünften. Die franz. Besitzungen des Hochstifts wurden gleich zu Anfange der Revolution eingezogen; der in Schwaben gelegene Theil derselben (3 M. mit 5000 E. und 35000 Gldn. Einkünften), meist aus rauhen Bergen und Wäldern bestehend, wurde 1803 als Fürstenthum Ettenheim dem Kurfürsten von Baden mit 1 Stimme im Reichsfürstenrathe zu Theil und 1806 mit dem bad. Kinzigkreise vereinigt.

Straß ist die feinste, durchsichtigste, farbloseste Glasmasse, welche für sich allein den untern oder künstlichen Diamant darstellt, mittels verschiedener Metallornde gefärbt aber Nachahmung der farbigen Edelsteine dient. Er wird aus gepulvertem Bergkry stall oder gleich eisenfreiem Quarzsande mit Zusätzen von Mennige (oder Bleiweiß), gereinigter Pottasche, Borax und weißem Arsenik geschmolzen.

Straßenbau, s. **Chausséen**.

Straßenbeleuchtung durch Laternen kannte man schon im Alterthume zu Rom, Athen u. s. w., wenigstens in den Hauptstraßen und auf öffentlichen Plätzen. In Paris wurde 1524, 1526 und 1553 den Einwohnern befohlen, von 9 Uhr Abends an die Straßenlaternen an den Fenstern der Sicherheit wegen zu erleuchten. Bereits im Nov. 1558 brannten die ersten, an den Häusern oder auf Pfählen angebrachten Laternen, und 1667 war die Stadt von solcher Weise vollständig erleuchtet. Diesem Beispiele folgten London 1668, Amsterdam 1674, Berlin 1679, Wien 1687, Leipzig 1702, Dresden 1705, Frankfurt a. M. 1707, Basel 1711 und im Laufe des 18. Jahrh. bei weitem die Mehrzahl der größern Städte namentlich in Deutschland. Erst im 19. Jahrh. fing man an die Lampen mit Reverbären (s. d.) zu versehen und in der Mitte der Straßen aufzuhängen. Den bedeutendsten Fortschritt hat die Straßenbeleuchtung durch die Erfindung der Gasbeleuchtung (s. d.) gemacht.

Straßenraub, s. **Raub**.

Strategie oder **Heerführung**, vom griech. Worte stratos, d. i. das Heer, abgeleitet, faßt alle Maßregeln und Geschäfte des Feldherrn, welche er zu nehmen und auszuführen hat, um durch die zweckmäßigste Verwendung des Heeres den allgemeinen oder besondern Zweck des Kriegs zu erreichen. Man hat Strategie zuweilen mit Feldherrenkunst gleichbedeutend betrachtet, jedoch mit Unrecht, da der Feldherr außer jenen Punkten noch viele andere diplomatische und finanzielle Punkte berücksichtigen muß, die offenbar außerhalb des Gebiets der Strategie liegen, welche sich bloß auf die militärische Verwendung des Heeres bezieht. Die Verwendung ist aber eine so schwierige und zusammengesetzte, daß es ganz unmöglich ist, Grundsätze darüber aufzustellen, welche alle möglichen Fälle erschöpfen und für jeden das nöthige Verfahren vorschreiben. Der Umfang und das Wesen der Strategie läßt sich am besten erkennen, wenn man die einzelnen Punkte durchgeht, welche in ihren Wirkungskreis fallen. Indem mit Zuziehung des Feldherrn durch die oberste Staatsbehörde die allgemeinen Fragen beantwortet sind: Soll der Krieg angriffs- oder vertheidigungsweise geführt werden? mit welcher aufzubietenden Kraft, oder hinhaltend und dem Hauptschlage ausweichend, bis zum Ausbliche des sichern Erfolgs? Welches Object des Feindes ist unser nächstes Ziel, seine Provinz, eine seiner Provinzen oder Festungen, oder seine Hauptstadt? Bei welchem dießseitigen Orte ist die eigene Deckung am nöthigsten und wichtigsten? Wie stark ist das zu Gebote stehende Heer, wie ist sein Ersatz, seine Verpflegung gesichert, und vorzüglich: wie ist seine moralische Stimmung? — dann erst kann der Operationsplan für den ganzen Krieg oder doch für den nächsten Feldzug entworfen werden. Dieser Plan darf sich nicht in ein kleinliches Detail splittern, weil sich das Einzelne der Begebenheiten nie ganz voraussehen läßt und viele Umstände eintreten können, welche eine wesentliche Abänderung des Plans nothwendig machen. Jedemfalls muß derselbe auf eine genaue Kenntniß der Terrainbeschaffenheit des Kriegsschauplatzes gegründet sein. Die Theilung des Heeres in verschiedene Corps, entweder zur Erreichung einzelner Zwecke, oder zur spätern Zusammenwirkung auf einen Punkt, die Verwendung der verschiedenen Truppenarten hierbei, die Bestimmung der Verpflegung und des Ersatzes, die Streitmittel, die Anlegung von Zwischendepôts und endlich die Anordnung der Märsche bilden die Einleitung zu den Operationen. Die anzuwendenden Kriegslisten, sowie die Entdeckung der feindlichen Absichten; die Kunst, durch geschickte Manoeuvres einzelne Punkte

rohen, z. B. den Feind für seine Flanke, seine Rückzugslinie u. s. w. besorgt zu machen und dadurch, auch ohne eine Schlacht, zur Veränderung seiner Stellung zu zwingen, oder ihn möglichst zu täuschen, seine Aufmerksamkeit von dem eigenen Zwecke abzuleiten u. s. w., gehört ebenfalls zu den Aufgaben der Strategie. Einer der wichtigsten Momente im Kriege ist die Entscheidung des Feldherrn, ob er eine Schlacht liefern, oder sie annehmen, oder ihr ausweichen soll. Diese Entscheidung kann nur auf Prämissen beruhen, die theils aus den allgemeinen politischen Verhältnissen hervorgehen, theils die strategischen Vor- und Nachtheile berücksichtigen, die bei einem kühnen Angriffe oder bei der Gewinnung einer andern vortheilhaften Stellung zu erwarten sind und endlich auf einer genauen Kenntniß des Terrains, der feindlichen Streitkräfte und ihrer Stellung. Wie oft das moralische Princip hierbei entscheidend mitwirkt, ist aus der Geschichte bekannt. Bedenkt man nun, wie schwierig es ist, das Für und Wider abzumägen, wie unsicher und unvollständig die durch Reconnoissirungen, Patrouillen und Spione eingezogenen Nachrichten bleiben und wie sehr widersprechend sie oft ausfallen, ergibt sich die Wichtigkeit des zu fassenden Entschlusses, zumal bei den vielleicht für den ganzen Staat entscheidenden Folgen und der stets vorhandenen Möglichkeit, daß unvorhergesehene Umstände den Ausgang der Schlacht ungewiß machen können. Ist aber einmal der Entschluß gefaßt, so muß die Schlachtordnung, Marschordnung und Disposition (s. Gefecht) festgestellt und den Commandeurs der Truppen mitgetheilt werden. Auch hierbei ist die Art der Erreichung des Zwecks nur in allgemeinen Hauptumrissen festzustellen, nicht aber sind jedem einzelnen Befehlshaber die Hände durch kleinliche Vorschriften zu binden, da das selbstständige Handeln als eine Bedingung des Gelingens betrachtet werden kann. In der Schlacht selbst ist die Anordnung und Aufsparrung einer tüchtigen Reserve besonders wichtig. Sie wird weniger zum Erschöpfen der Streitkräfte als vielmehr im entscheidenden Augenblicke verwendet, um durch Vereinigung überlegener Massen auf den Stützpunkt der feindlichen Stellung den Sieg zu gewinnen. Hier streift die Strategie aber schon nahe an das Gebiet der Taktik (s. d.), sodaß sich eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden nicht mehr ziehen läßt. Nur die allgemeine Bestimmung der Verfolgungs- oder Rückzugslinie und der neuen zu nehmenden Aufstellung fällt der Strategie anheim. Inwiefern auch Offiziere in untergeordneten Stellungen strategische Entwürfe machen und ausführen können, läßt sich zwar nicht für alle Fälle bestimmen, aber im Ganzen eher bejaht als verneint werden, solange man Bezug auf die Führer von unabhängig handelnden Truppentheilen nimmt. Daß die Strategie sich nicht wie eine Wissenschaft erlernen lasse, sondern besondere geistige Anlagen fodere, bedarf keines Beweises; als unangenehm nöthige Vorbereitung für den Strategen muß aber das Studium der Geschichte überhaupt und der Kriegsgeschichte insbesondere bezeichnet werden. Vgl. „Erzherzog Karl, Feldzüge der Strategie, erläutert durch den Feldzug von 1796 in Deutschland“ (3 Bde., Wien 1814); Valentini, „Die Lehre vom Kriege“ (4 Bde., Berl. 1821—23); C. v. B. (Fling), „Zur Kriegsgeschichte der J. 1813 und 1814; die Feldzüge der schles. Armee unter dem Feldmarschall Blücher“ (2 Bde., Berl. 1824); Jomini, „Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre“ (Par. 1830); Clausewitz, „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung“ (10 Bde., Berl. 1832—37); Billisen, „Theorie des großen Krieges“ (3 Thle., Berl. 1852—57).

Stratford on Avon oder **Stratford upon Avon**, ein Landstädtchen in der engl. Grafschaft Warwick, am Avon und einem Arme des Worcester- und Birminghamkanals gelegen, über einer Brücke von 14 Bogen und 5372 E., welche Getreide- und Malzhandel treiben, ist bekannt als Geburtsort des John Stratford, Erzbischofs von Canterbury und Reichskanzlers Eduard III., mehr aber als Geburts- und Sterbeort des großen Dichters Shakspeare. In der Henleystraße steht das alte, schlecht gebaute, einstöckige und unansehnliche Haus, in welchem er (1564) geboren sein soll, mit der Inschrift „The immortal Shakspeare was born in this house“ auf dem doppelten Aushängeschild. In der schönen Kirche, welche auf einer erhöhten Stelle des Flußufers im spätgerman. Stile erbaut ist und zu welcher eine Doppelreihe ediger Linden und Kastanien führt, sieht man im Chor des Dichters Grab und Denkmal. Denkmälern, zum Theil mit Sculptur und Architektur, ruhen auch andere angesehene Männer, z. B. Sir Thomas Lucy, in dessen Park der junge Shakspeare Wildfrevel begangen haben soll, und des Lectern Freund, John Combe. Des Dichters Jubelfeier 1764 verjüngte die Schönheit des Städtchens und schenkte ihm ein neues Rathhaus in der High-Street mit Shakspeare's Statue und Porträt, gemalt von Wilton, und den Bildnissen Garrick's und des Königs von Dorset.

und das Fett der Strauße werden gleichfalls benutzt; das Fleisch der erwachsenen Strauße ist hart, schwarz und unschmackhaft. Die amerik. Strauße haben dreizehige Füße und einen haut befiederten Kopf und bilden deshalb eine besondere Gattung, *Mandu* (Rhea), von der man bis jetzt zwei Arten in Südamerika gefunden hat, die aber nur $4\frac{1}{2}$ —5 F. lang, sonst aber in Sitten und Lebensweise ganz mit der afrik. Strauße übereinkommen. Der ähnliche *Mandu* (Rh. Americana) lebt hauptsächlich in den Pampas und streift bis in die Küstengegenden Patagoniens. Man fängt ihn besonders mittels der Vasa. Seine graurauen Schwingfedern kommen über Buenos-Ayres häufig nach Europa, wo sie zu Zier- und Bedeln gebunden werden.

Strauß (Dav. Friedr.), der scharfsinnige Verfasser des „Leben Jesu“, wurde 27. Jan. 1803 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren und bildete sich zunächst in der Schule seiner Vaterstadt, dann in dem theologischen Seminar zu Blaubeuren und in dem theologischen Seifsteübungen. Nachdem er 1830 Pfarrvicar und 1831 Professoratsverweser am Seminar zu Ulmbronn geworden war, ging er noch auf ein halbes Jahr nach Berlin, um Hegel'sche Philosophie zu studiren und Schleiermacher zu hören. Im J. 1832 wurde er Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, hielt jedoch zugleich philosophische Vorlesungen an der Universität. Bis dahin literarisch fast unbekannt, erregte er großes Aufsehen durch „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ (2 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl., 1840), weil er darin das Ganze der evangel. Geschichte als einen Inbegriff von Mythen zu erweisen suchte, die in den christlichen Gemeinden des 1. und 2. Jahrh., größtentheils nach Maßgabe des alttestamentlich-jüdischen Messiasbildes, willkürlich entstanden seien. In Folge dieser Schrift, die eine Unzahl von Gegenschriften hervorrief, wurde er seiner Repetentenstelle enthoben und als Lehrer an das Lyceum zu Ludwigsburg versetzt, welches Amt er jedoch schon 1836 wieder aufgab, um in Stuttgart zu privatisiren und zunächst in den „Streitschriften“ (3 Hefte, Tüb. 1837) mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen, während er in seinen „Zwei friedlichen Blättern“ (Altona 1838) seine Sache von der andern Seite darzustellen suchte. Im Febr. 1839 wurde S. vom Erziehungsrathe zu Zürich, hauptsächlich auf Betrieb des Bürgermeisters Hirzel, als Professor der Dogmatik und Kirchenhistorie an die dortige Universität berufen; allein dieser Schritt rief eine Aufregung hervor, die sich durch die Pensionirung des kaum berufenen Professors nicht mehr beschwören ließ, und den Sturz der Regierung G. Sept. zur Folge hatte. So von neuem auf schriftstellerische Thätigkeit hingewiesen, veröffentlichte S. sein zweites Hauptwerk: „Die christliche Glaubensgeschichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft“ (2 Bde., Tüb. 1840—41), worin er das exegetische, dogmengeschichtliche, kritische und dogmatische Element auf neue Weise ineinander verarbeitete. Als Vorarbeit zu diesem Werke ist die Abhandlung „Über Schleiermacher und Daub“ zu betrachten, welche in seinen „Charakteristischen Kritiken“ (Epx. 1839) abgedruckt ist. Nach längerem Stillschweigen ließ hierauf S. „Der Antichrist auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige“ (Manh. 1847) erscheinen, welche durch die Streiflichter, die sie auf eine hochgestellte Persönlichkeit der Gegenwart warfen, großes Aufsehen erregte. Im J. 1848 von seiner Vaterstadt als Candidat für das deutsche Reichstagsmitglied aufgestellt, unterlag S. dem Mißtrauen, welches die klerikale Partei unter dem Vorwurfe des Bezirkes gegen ihn wachzurufen mußte. Die von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge sind unter dem Titel „Sechs theologisch-politische Volksreden“ (Stuttg. und Manh. 1848) erschienen. Statt dessen von der Stadt Ludwigsburg in den württembergischen Reichstag gewählt, zeigte S. wider Erwarten eine conservative politische Haltung, die ihm von aufgeregten Wählern sogar eine Mißfallensadresse zuzog, in deren Folge er im Dec. 1848 sein Mandat niederlegte. Schon vorher hatte S. eine ansehnliche Sammlung handschriftlicher Briefe seines ebenso unglücklichen als genialen Landsmanns, des Dichters Schubart, zusammengebracht, welche er mit einer Reihe eigener Abhandlungen unter dem Titel „Schubart's Leben und seine Briefe“ (2 Bde., Berl. 1849) herausgab. Biographisch ist auch seine neueste Schrift: „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart“ (Manh. 1851), die er zugleich auch in seine eigene Bildungsgeschichte einen Einblick eröffnet.

Strauß (Gerh. Friedr. Abr.), Oberhof- und Domprediger, Doctor und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität, Wirklicher Oberconsistorialrath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths zu Berlin, wurde 1786 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark geboren und studirte in Halle und Heidelberg. Im J. 1809 wurde er Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogthum Berg, 1814 Prediger in Gießen und 1822 als Hof- und Domprediger und Professor nach Berlin berufen. In Elber-



reitart, Streithammer und Streitkolben sind die Benennungen verschiedener Hand-
waffen, deren sich die Reiterei im Mittelalter bediente und welche vorzüglich den Zweck hatten,
mit bedeutendem Gewicht beim Schlage den Harnisch des Feindes und namentlich seinen
Helm durchdringen und den Gegner zu verwunden oder doch zu betäuben. Der eiserne Stiel
war bei der Streitart höchstens eine Elle lang, beim Streitkolben am
niedriger. Der untere Theil des Stiels war zuweilen mit einem Griff, auch wol mit einer Kur-
ve versehen, um an die Hand befestigt zu werden. Der obere Theil bildete bei der Streit-
art einen auf einer Seite ein beilförmiges Eisen, auf der andern eine etwas nach unten gebogene
gerade Spitze; auch endete zuweilen der Stiel nach vorn in eine gerade Spitze, um
als Waffe zu dienen. Beim Streithammer fiel das Beil weg und war durch einen ziemlich

schweren, bald eckig, bald rund geformten kurzen Hammer ersetzt. Der Streitkolben endete in einen starken eisernen, eiförmig gestalteten Kopf, der entweder, wie ein Stern ausgeschnitten, mehrere Schneiden in seinem Umfange bildete, oder auch mit eisernen Stacheln versehen war. Dann Morgenstern (s. d.) hieß, dessen Stiel und Kopf auch von Holz gemacht wurden; er diente dem Fußvolk als Waffe. Die Streitärte waren mitunter durch Gravirungen und eingelenktes Gold und Silber verziert, sodaß sie heute noch in den Waffensammlungen als Merkwürdigkeiten gezeigt werden.

Streitwagen waren bei den Griechen in der heroischen Zeit in Gebrauch; die Homerischen Helden, sowol der Griechen als der Trojaner, kämpften neben der Masse des Fußvolks bald auf dem gewöhnlich mit zwei Rossen bespannten Wagen herab, der sie zu und aus der Schlacht und auf dessen Stuhle zwei Männer, der Kämpfer und der selbst den Edeln angehörige Lenker, ihren Stand hatten; bald verließen sie ihn auch, um sich zu Fuß im Einzelkampf zu betheiligen. Reiterei kennt Homer nicht. In der historischen Zeit erhielt sich der wiewol sehr eingeschränkte Gebrauch des Streitwagens noch namentlich bei den cyprischen Salaminern und Syrenäern. Auch die celtischen Völker bedienten sich der Streitwagen (essedum und essedum) in der Reiterei und dem Fußvolke; Livius erwähnt ihrer bei den italischen Galliern in der Schlacht bei Sentinum 295 v. Chr.; Cäsar fand sie vorzugsweise bei den Britannen in Gebrauch, sich ihrer bedienten, um mit ihnen die Reihen des feindlichen Fußvolks zu verwirren und sie, wenn sie, herabgesprungen, beim Fußkampf bedrängt wurden, schnell zu entkommen.

Strelitz, s. Neustrelitz.

Strelitzen, im Russischen Strjelzi, d. h. Schützen, ist der Name einer russ. Leibwache, die von dem Zaren Iwan Basilewitsch dem Schrecklichen in der zweiten Hälfte des 16. J. errichtet wurde und welche zugleich die sämtliche ruhende Infanterie des Reichs ausmachte, sodaß sie zuweilen 40—50000 Mann stark war. In Moskau bewohnten die Strelitzen ihren eigenen Stadtheil, jenseit der Moskwa, welcher Strjelskaja Sloboda, d. h. Strelitzenort, hieß und gegenwärtig einen Theil der sogenannten Erdstadt (Semljanoigorod) ausmacht. Die Zaren besaßen dicht dabei, nach der Moskwa hin, den sogenannten Großfürstengarten, der noch mehr vorhanden ist. Als die tapfersten Truppen hatten die Strelitzen viele Vorrechte; doch lebten sie ohne Mannszucht und machten sich daher, namentlich seit den Pseudodemetriern, durch häufige Aufstände und Theilnahme an geheimen Verschwörungen der Regierung ebenso barbarisch wie zu ihrer Zeit die Janitscharen in der Türkei und die Mamluken in Aegypten. Als sich, von der Großfürstin Sophia und den Großen des Reichs aufgereizt, auch gegen Peter I. empörten, löste dieser sie 1698 auf, indem er ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichtete. Tausende auf dem Rothen Plage in Moskau durchs Beil hinrichten ließ, während er die übrigen nach Astrachan verbannte. Im J. 1705 wurden auch diese Wenigen noch vernichtet, doch auch hier stets neue Verschwörungen gegen ihren Monarchen anzettelten. Es ist gewiß, gegenwärtig nur sehr wenige Familien in Rußland existiren, die von jenen Strelitzen abstammen. Die vornehmste von ihnen ist die der Grafen Orlov (s. d.), welche sich von einem Strelitzen herleitet, der in dem Augenblicke, wo er in Moskau das Blutgerüst besteigen sollte, vom Kaiser Peter d. Gr. begnadigt wurde.

Streufrügelchen heißen die kleinen Kügelchen von Zucker, deren sich die homöopathischen Ärzte zur Verabreichung der kleinsten Gaben ihrer Arzneien bedienen. Man befeuchtet eine gewisse Anzahl derselben mit einigen Tropfen Wasser, in welchem das potenzirte Heilmittel gelöst enthalten ist, überstreut sie mit gepulvertem Milchzucker und verwahrt sie bis zur Verabreichung in wohl verschlossenen Flaschen.

Strick von Linschoten (Baron), holl. Dichter und Gelehrter, geb. 1769 zu Utrecht, einer früher im Münsterischen, seit dem 15. Jahrh. aber in den Niederlanden ansässigen alten Familie, studirte in Göttingen und wurde 1795 niederl. Gesandter am würtemb. Hofe. Er kam in genauere Verbindung mit den vorzüglichsten Gelehrten und Dichtern Deutschlands. Nachdem er 1804 von seinem Gesandtschaftsposten abberufen worden war, lebte er bis 1818 einige Reisen in Deutschland und einen längern Aufenthalt in Weimar ausgenommen, wo er des besondern Wohlwollens des Großherzogs Karl August genoß, als Privatmann auf seinem Stammgute in Linschoten in der Provinz Utrecht und beschäftigte sich ausschließlich mit Dichtkunst und den Wissenschaften. Obgleich S. der antioranischen Partei zugethan war, hegte er doch einen unauslöschlichen Haß gegen Frankreich, weshalb er bei der Einnahme seines Vaterlandes in das Kaiserreich sich nach Mannheim wendete. Sein Haus war hier früher in Stuttgart, der Sammelplatz der gewähltesten Gesellschaft, in welcher jeder Gedachte

ne Rücksicht auf Rang den freundlichsten Empfang genoß. Auch nach der wiedererrungenen Abständigkeit Hollands blieb er in Manheim. Auf einer Reise in Italien starb er 25. Juli 1719 zu Bologna. In Sprachkenntniß und gründlicher Gelehrsamkeit stand S. auf gleicher Stufe mit vielen seiner berühmten Zeitgenossen. Philosophie, Geschichte, Botanik und Landthskunst waren seine Lieblingswissenschaften. Als Dichter gehört er unter die beliebtesten der Nation.

Stricken ist eine alte Erfindung, aber das Stricken mit Stricknadeln scheint erst im Anfang 16. Jahrh. erfunden worden zu sein. Die Engländer behaupten, daß letzteres in Spanien entstanden, dann nach Italien und nach 1560 nach England gebracht worden sei; die Franzosen dagegen, welche schon vor 1527 mit Nadeln strickten, lassen diese Kunst in Schottland erfunden. Die ersten gestrickten seidnen Strümpfe wurden 1547 von Heinrich II. in Frankreich und England 1561 von der Königin Elisabeth getragen. In Deutschland nannte man anfangs dieumpfstricker Hosenstricker, da nach alter Sitte Hosen und Strümpfe ein Ganzes bildeten. Berlin bestand bereits 1590 eine Hosenstrickerinnung.

Stricker (der) hieß ein mittelhochdeutscher Dichter, von dessen Lebensumständen nichts bekannt ist, als daß er um 1240, höchst wahrscheinlich in Osterreich, lebte. Wir haben von ihm zwei größere epische Gedichte: eine dem veränderten Zeitgeschmacke angepasste Überarbeitung Rolandsliedes (s. Roland) auf Grundlage der ältern Erzählung des Pfaffen Konrad und zum bretonischen Sagenthume gehörenden, noch ungedruckten „Daniel von Blumental“, dem Französischen des Alberich von Besançon. Hatte sich der Stricker in diesen beiden nicht über das Gewöhnliche erhoben, so erscheint er dagegen sogar tonangebend in den Weisen, unter welcher Benennung man damals jede mit Bezüglichkeit seitwärts (hi) gerichtete, einen Nebensinn enthaltende Erzählung (spel, daher bispiel), also kleine Geschichten aller Art, Fabeln, Parabeln, Gleichnißreden, Allegorien, Anekdoten, Märchen u. dgl. mit angehängter moralischer Nuganwendung, zusammenfaßte. Hier ist sein Stil leicht und sauber, aber freilich etwas kalt und trocken und in der Nuganwendung nicht selten weitschweifig. In dieser Gattung hat der Stricker nicht nur selbst Zahlreiches gedichtet, sondern ist auch anregendes Vorbild für viele Andere geworden; daß er aber eine Sammlung seiner Beispiele unter dem Titel „Die Weisen“ veranstaltet habe, ist eine unbegründete Behauptung. Gewöhnlich erscheinen Beispiele bei ihm mit denjenigen anderer Dichter untermischt in den Handschriften und sind bis jetzt noch vollständig gesammelt noch hinreichend gesichtet worden. Manches davon ist gedruckt in Dönners „Miscellaneen“, den „Altdeutschen Wäldern“ der Brüder Grimm, in Jakob Grimm's „Nacht und Tag“, in Laßberg's „Lieberaal“, in den „Kleinern Gedichten von dem Stricker“, herausgeg. von Hahn (Queblinb. und Lpz. 1859), und anderwärts. Am gelungensten sind die besten Stücke, in welchen er seinem Humor sich freier überlassen hat, besonders die wenigen Länke und vor allem „Der Pfaffe Amis“, eine Erzählung von den kühnen und witzigen Streichen zum Theil auf Ithil (Eulenspiegel übertragenen) Schelmenstreichen eines engl. Priesters herausgeg. in Benedek's „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur“, Göttingen 1832).

Strickland (Agnes), engl. Schriftstellerin, ist die Tochter des Thomas Strickland auf Reginald in der Grafschaft Suffolk und stammt aus einem alten Geschlecht, welches in mütterlicher Linie mit dem Hause Plantagenet verwandt ist, aber im 17. Jahrh. durch seine Anhänglichkeit an die Stuart's den größten Theil seines Vermögens einbüßte. Die mit ihrer Familie verknüpften Erinnerungen flößten ihr frühzeitig eine Vorliebe für historische und archäologische Studien ein, welche durch die reichhaltige Bibliothek ihres Vaters genährt wurde. Zugleich zog sie sich zur Poesie hingezogen, schrieb schon in ihrem 11. J. Verse und veröffentlichte ihr jung eine poetische Erzählung in vier Gesängen: „Worcester Field, or the cavalier.“ Vorher war ihr Vater gestorben, und Miß S., die von nun an mit ihrer Mutter und zwei Brüdern in großer Zurückgezogenheit auf dem alten Familiensitz lebte, beschloß sich ganz der Dichtung zu widmen. Nachdem sie mehrere Romane, Gedichte und andere Schriften herausgegeben, wovon „Historic scenes“ (neue Aufl., Lond. 1852) den meisten Anklang fanden, trat sie 1840 mit dem ersten Bande ihres großen Werks „Lives of the queens of England“ auf, welches sie 1848 mit dem zwölften Theil vollendete (neue Aufl., 8 Bde., Lond. 1854). Der bedeutende Beifall, mit welchem diese Arbeit in England aufgenommen wurde, indem jeder einzelne Band noch vor Beendigung des Ganzen mehrere Auflagen erlebte, ist allerdings zum Theil vorübergehenden Umständen zuzuschreiben, welche die Biographien engl. Königinnen zur Lectüre machten, wird aber auch durch fleißiges Quellenstudium, übersichtliche Anordnung

der Materialien und eine anziehende, wenn auch nicht glänzende Darstellungsweise gewirkt. Als Seitenstück zu diesem Werke sind die „Lives of the queens of Scotland and English princesses connected with the royal succession of Great-Britain“ (Bd. 1—4, Lond. 1841—54) zu betrachten, wovon namentlich das Leben Maria Stuart's großes Interesse erregt. Dem Miß S., die schon früher die Herausgabe der „Letters of Mary, queen of Scots“ (2 Bde., Lond. 1845) besorgt hatte, durch ämßige Nachforschungen in Staats- und Privatarchiven Masse neuer Documente zu Tage förderte, die ein ganz unerwartetes Licht auf die Geschichte jener unglücklichen Fürstin werfen. Außerdem bearbeitete sie für die Jugend „Tales of striking British children“ und gab die von ihrer Schwester Jane S. verfaßten „Three english roman history“ (Lond. 1854) heraus. Von einer dritten Schwester, vermählten Emilie S., man eine graphische Darstellung des Auswandererlebens im brit. Amerika unter dem Titel „Roughing it in the bush, or life in Canada“ (2 Bde., Lond. 1852), und von ihrem Bruder Major S., „Twenty-seven years in Canada“ (2 Bde., Lond. 1853). — Zu einem Asteigkeitszweige derselben Familie, der 1641 den Baronetstitel erhielt, gehört Sir George S., geboren 1782, seit 1831 Parlamentsmitglied für Yorkshire und seit 1841 für Preston. — Strid (Hugh Edwin), ausgezeichneter Geolog, ein Verwandter des Vorigen, wurde 2. März 1813 zu Righton in Yorkshire geboren, studirte in Oxford und begleitete 1835 den Obersten Haydon auf dessen Reise nach dem Orient, wo er wichtige Untersuchungen über die Geologie der Gegend am Bosporus, der Umgegend von Smyrna und der Insel Zante anstellte. Nach England zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit Herausgabe der „Bibliographia zoologiae et geologiae“ (4 Bde., Lond. 1847—54) und schrieb ein mit großem Fleiß zusammengestelltes Werk über den merkwürdigen untergegangenen Vogel Dodo („The dodo and its kindred“, Lond. 1843). Außerdem ließ er zahlreiche Abhandlungen in verschiedene wissenschaftliche Journale einreichen. Er unterstützte Murchison in den Vorarbeiten zu seinem „Silurian system“ und wurde nach dessen Erkrankung Buckland's mit den geologischen Vorlesungen an der Universität Oxford betraut. Von der Jahresversammlung der brit. Association in Hull zurückkehrend, verunglückte er auf der Eisenbahn 14. Sept. 1853.

Strictur, Verengerung oder Stenose (stenosis) bezeichnet denjenigen krankhaften Zustand eines hohlen, besonders röhren- oder kanalförmigen Organs, wo dessen innerer Durchmesser (das Lumen des Kanals) vermindert, also der Durchgang durch das besagte Organ oder weniger behindert ist. Solche Verengungen und Verschließungen kommen in allen Hohlorganen und Höhlen des Körpers vor; am häufigsten in der männlichen Harnröhre (oft schief, daher Stricturen genannt), ferner im Nahrungskanal (Speiseröhre, Magenmündungen, Mastdarm) in der Scheide, Nase, den Thränenwegen, selbst in den Gefäß- und Herzhöhlen (hier Stenosen genannt). Die Strictur beruht entweder auf Krampf der Muskelfasern eines Kanals, was seltener ist, oder auf Anschwellung und Verdickung seiner Wände (am häufigsten auf Entzündung derselben oder dadurch bedingten Ausschwitzungen), oder auf Gestalt- und Richtungsänderungen derselben (z. B. Knickung, Achsendrehung, Verschlingung, Sineinanderschlebung), oder auf Druck von außen (durch Geschwülste, Krebse, Brucheingklemmung u. dgl.). Da von diesen Ursachen viele unheilbar sind, auch die verengte Stelle oft der Kunst unzugänglich ist, so haben die Stricturen häufig üble, sogar tödtliche Folgen nach sich. Der Kanal wird oberhalb (d. h. aufwärts) der engen Stelle weit, füllt sich mit den am Weiterwandern behinderten Stoffen (Urin, Koth u. s. w.), welche sich hinwieder chemisch zersetzen und mechanisch verdichten (Steinbildung u. s. w.), wodurch wieder die betreffende Kanalwand entzündet wird (Blutentzündung bei Harnröhrenstrictur, Dickdarmischleimfluß bei Mastdarmverengung), dann Eiterentzündung, Brand und Durchlöcherungen (in Folge dessen Harninfiltration, Harn- oder Eiterfisteln u. s. w.) sich bilden. Die Behandlung strebt die kranke Stelle, sofern sie erreichbar ist, zu erweitern und durchgängig zu machen: hauptsächlich durch Ausdehnung mittelst eingelegter Bougies oder Katheter (welche man nach und nach dicker nimmt) oder durch die quellenden Darmsaiten oder Preßschwämme; bisweilen dient auch die Operation des Schnitts oder Stiches, oder das Ätzmittel. Vgl. Seydel, „Die Harnröhrenstricturen“ (Dresd. 1844).

Strigel (Victorin), einer der Hauptvertreter des Synergismus (s. d.), wurde 1514 in Erfurt geboren und bildete sich unter Melanchthon's Leitung. Nachdem er mehrere Jahre in Erfurt gelebt hatte, wurde er 1548 Professor zu Jena und gerieth hier mit Glaciüs in Streit, weil er sich als Mitarbeiter an der Confutationschrift von 1558 synergistisch ausgedrückt haben sollte. Der herzogliche Hof, durch Glaciüs gewonnen, hielt S. vier Monate lang auf dem Schloß Grimmenstein gefangen, wurde jedoch durch die hierarchischen Übergriffe der Glacianischen

bald umgestimmt und verstattete S., der eine ausgleichende Erklärung gab, die Rückkehr zu Jena. Da indeß der Streit durch das Gespräch zu Weimar 1560 neue Nahrung empfing, da die Theologen anderweite Erklärungen von S. unterschrieben wissen wollten, so ging er 1562 als Professor nach Leipzig und von da nach Heidelberg, wo er zum Calvinismus getreten sein soll und 1569 starb. Seine Theorie war weder Pelagianismus noch Semipelagianismus, sondern maß dem menschlichen Willen nur die Fähigkeit bei, sich zum Empfange Gnade vorzubereiten; dennoch wurde sie auch im Concordienbuche verdammt.

Strike heißt in England die Arbeitseinstellung in Masse. Wie überhaupt in England dem Arbeiter die Association jeder Art die weitesten Grenzen gesteckt sind, so finden sich auch gesetzlich Arbeiter nicht behindert, den Arbeitgebern gegenüber Verbindungen zu schließen, um hierdurch Lohnerhöhung oder andere Vortheile zu erzielen. Verweigert man den Arbeitern gewisse Überzeugung nach gerechtfertigte Forderungen, als die Erhöhung des Lohns, Verminderung der Arbeitsstunden u. dgl., so legen sie oft in Masse die Arbeit nieder, indem sie sich untereinander verpflichten, die Geschäfte nicht wieder aufzunehmen, bis man ihre Wünsche erfüllt hat. Sie wollen hierdurch bewirken, daß, wie die Arbeiter einerseits oft in der Lage sind, Beschäftigung zu suchen, ohne sie finden zu können, so auch andererseits der Capitalist aus der Erfahrung lernen möge, was es heißt, die ihm nöthigen Hände entbehren zu müssen oder wenigstens sich Dienste nicht unbedingt versichern zu können. Dieser Zweck ist allerdings an sich nicht unrichtig, nur sind die Mittel, durch welche man ihn erreichen will, nicht immer billig und noch weniger wirksam. In einzelnen Fällen werden zwar die Fabrikbesitzer durch die Arbeitsverweigerung der Werkleute zur Nachgiebigkeit gezwungen. In der Regel aber leisten die Besitzer einen heftigen Widerstand, und da das Stillstehen der Arbeiten, wenn auch für ihr Geschäft störend, ihnen weniger verderblich ist als den Arbeitern selbst, deren tägliches Brot von dem Fortdauern derselben abhängt, so endet gewöhnlich der Strike entweder mit einer Rückkehr zur Arbeit nach alten Grundlagen oder mit einem Compromiß, der den Arbeitern vielleicht in einzelnen Fällen günstig ist, aber sie keineswegs für die oft monatlange Entbehrung des Arbeitslohns entschädigt. Die seit Jahren bald in diesem, bald in jenem Industriedistrict stattfindenden Strikes nehmen daher fast immer denselben Verlauf: die Arbeiter vereinigen sich zu einer Arbeitsassociation, sammeln Gelder zusammen, um sich während dieser Zeit zu ernähren, wozu ihre Mitglieder dem Strike theilnehmenden Kollegen beitragen, sehen sich aber, sobald dieser Fonds erschöpft ist, dem Schrecken der Nahrungslosigkeit preisgegeben und müssen sich am Ende dazu versteigen, die Arbeit wieder aufzunehmen und ihre Emancipationspläne auf gelegener Zeit zu verschieben.

Dennoch gewinnen diese Strikes alljährlich größere Ausdehnung, und der Einfluß, den die industriellen und socialen Zustände Englands auszuüben beginnen, ist unverkennbar. Der großartigste fand im Sommer 1853 statt und schien in kurzem die Dimensionen eines allgemeinen Kriegs der Arbeit gegen das Capital anzunehmen, indem er sich schnell über ganz England und Schottland verbreitete. Der Augenblick schien für die Arbeiter um so vortheilhaft zu sein, als das Arbeitsbedürfniß in den verschiedenen Industriezweigen um 15—30 Proc. zunahm, während die Reihen der arbeitsfähigen Bevölkerung durch Auswanderung und schlechte Rüstungen nicht unbedeutend gelichtet wurden. Zugleich hatten die Preise der Lebensmittel eine ungewöhnliche Höhe erreicht und die Forderungen der Arbeiter gingen in der That darauf hinaus, daß ihnen das hierdurch verursachte Deficit einigermaßen ersetzt werde. Über 100000 Mann der arbeitenden Classen stellten in Folge des von dem Centralcomitee gefaßten Beschlusses die Arbeit ein, wodurch die Fabrikanten sich bewogen fanden, ihre Verträge mit der Erklärung zu schließen, daß sie dieselben nicht eher wieder öffnen würden, als die Arbeiter von ihren Associationen ausgeschieden und sich verpflichtet hätten, ihnen nicht beizutreten. Der Kampf wurde mehrere Monate hindurch von beiden Parteien mit gleicher Heftigkeit fortgesetzt, bis sich endlich die Arbeiter allmählig durch die Noth gezwungen sahen, den Widerstand aufzugeben und zur Arbeit zurückzukehren, obwohl man ihnen die verlangten Verbesserungen nur in den wenigsten Fällen gewährte.

Strinuholm (Anders Magnus), ausgezeichnete schwed. Geschichtsforscher, geb. 25. Nov. 1808 in der Provinz Westerbotten, besuchte das Gymnasium zu Hernösand und bezog 1828 die Universität zu Upsala, die er aber nach zwei Jahren verließ, um in Stockholm eine Buchhandlung anzulegen. Leptere trat er an seinen Compagnon Zach. Haggström ab, als er die Ausg. der „Svenska Folkets Historia under Konungarna af Wasaätten“ (3 Bde., Stockh. 1833) unternahm, die in einem zu großen Maßstabe begonnen war, um sich zu Ende führen zu lassen.

stew. Sie wußten den Hetman der Donischen Kosacken, Jermak Timofejew, der sich durch anherlei Raubzüge einen gefürchteten Namen erworben hatte, für sich zu gewinnen. Er eroberte mit seinen Gefährten die Fahren an der Wolga und nach drei Gefechten entschied 26. Oct. 1581 der Sturm auf das Hordenlager Kutschum's am Irtsch die Eroberung der Hauptstadt Sibir. Mit 700 Mann unter Jermak's und S.'s Befehlen war die Entthronung des Monarchen und im Laufe von zwei Jahren die vollständige Unterjochung Sibiriens, jenes unermeßlichen Landes, gelungen, welches nunmehr unter dem Namen eines Zarenthums den Län-tern der russ. Krone hinzugefügt wurde. Die S.s erhielten vom Zaren außerordentliche Ver-ehrung, der ganze Handel Sibiriens wurde in ihre Hände gelegt; sie wurden Erbauer und Befürworter von mehr als 100 Ortschaften, Dörfern, Fabrikanlagen, Hüttenwerken, wozu sich dann später noch jene berühmten Goldwäschereien gesellten, deren häufiges Vorkommen im Ural und in Sibirien (s. d.) zu einem so wichtigen Besizthum Rußlands gemacht hat. So häuften die S. Schätze auf Schätze, doch machten sie von ihren Reichthümern keinen engherzigen Gebrauch. Mehr als ein mal haben sie in den Zeiten der Zerrwürfnis ihres Vaterlands dasselbe mit ihrem Golde und ihren Truppen gegen Feinde, z. B. gegen die Tataren, gegen Polen u. s. w., geschützt, und in Anerkennung dieser Verdienste und ihrer patriotischen Gesinnung bewilligten ihnen bei der Thronbesteigung der Romanows der Zar Michael Feodorowitsch und die beiden Kaiserinnern (der Bojarenhof und die Kammer der Gemeinden) das Vorrecht, ihre eigene Solda-terie und ihre eigenen Festungen besizzen und eine freie Jurisdiction über ihre Untergebenen ausüben zu können, wie auch das Vorrecht, daß sie nur durch den Zaren und die vorerwähnten Kaiserinnern gerichtet werden konnten. Zu Ende des 17. Jahrh., wo dieses Haus schon mit den mächtigsten Familien Rußlands verbunden war, war es einzig und allein repräsentirt durch Gri-gorij S., welcher sich in Moskau aufhielt. Er hatte drei Söhne, Alexander, Nikolaus und Sergei, denen Peter d. Gr. 6. Mai 1722 in der Laune seiner Macht plötzlich mit einem Fehde-brief alle durch ihre Ahnen erworbenen Privilegien entriß, für die er sie allein durch den Titel, den er ihnen gab, zu entschädigen suchte. Von diesen letztgenannten zwei Brüdern Nikolaus und Sergei stammen die jetzt bestehenden zwei gräflichen Linien dieses Geschlechts ab. Der Sohn Sergei's, Alexander S., geb. 1734, war mit einer Verwandten der Kaiserin Katharina vermählt und erhielt 1761 von Franz I. den Grafentitel des Heiligen röm. Reichs, auf ihn Kaiser Paul 1798 auch in den russ. Grafenstand erhob. Er starb als Oberkam-merherr, wirklicher Geh. Rath erster Classe und Präsident der Akademie der Künste 1811 in Petersburg. Sein Sohn, Graf Paul S., machte sich als General in den Feldzügen gegen die Franzosen bekannt, namentlich 1814 in der Schlacht von Craonne, wo sein einziger Sohn auf seiner Seite fiel. Er starb 1817 auf der Insel Madeira, wohin er zur Herstellung seiner Gesundheit gereist war, und hinterließ nur eine Tochter als Erbin seiner weitläufigen Besizun-gen. — Der Enkel des Nikolaus, Grigorij Alexandrowitsch S., war von 1805—8 Gesandter in Madrid, dann zu Stockholm und in der merkwürdigen Zeit von 1821 zu Konstantinopel, wo er sich durch seine Haltung gegen den Divan zum Schutze der Griechen und der griech. Kirche die Achtung von ganz Europa erwarb. Da indes S. in dem Geiste des seitdem gegen die Griechen befolgten Systems zu handeln sich nicht die Fähigkeit zutraute, so erhielt er die ge-wünschte Entlassung von seinem Posten und begab sich ins Ausland. Er machte eine Reise nach Holland und hielt sich eine Zeit lang in Paris auf, von wo er 1825 nach Petersburg zurückkehrte und 1826 vom Kaiser Nikolaus in den Grafenstand erhoben wurde. Im Herbst 1827 trat er in den activen Staatsdienst zurück, wurde Mitglied des Reichsraths, 1837 kai-serlicher Oberschenk und ging 1838 als außerordentlicher Botschafter zur Krönung der Königin Victoria nach England. Im J. 1846 erhielt er die Charge eines Oberkammerherrn. — Der älteste Sohn, Sergei S., heirathete die Tochter des Grafen Paul S., die Erbin der männl. Linie des Hauses, und erhielt in Folge dessen noch vor seinem Vater den Grafentitel. Er war Gouverneur von Riga zur Zeit der Cholera und als solcher zu Minsk nach Warschau 1831 hat er sich durch Kraft, Thätigkeit und Umsicht keinen geringen Ruhm erworben. Im J. 1835 wurde er zum Curator des Universitätsbezirks von Moskau ernannt, welches Amt er 1847 niederlegte. Doch blieb er Generallieutenant, Generaladjutant des Kaisers und Senator und avancirte 1852 zum General der Cavalerie. Ihm gehört ein großer Theil der von seinem Vater angelegten Salzsiedereien und Eisenwerke im Gouvernement Perm und in Sibirien. Er war einer der begeistertsten Förderer des russ. Nationalwohls, Stifter einer auf eigene Kosten errichteten Zeichenschule in Moskau, Präsident der Gesellschaft für russ. Geschichte und Alter-

Wasserspiegels von einem Ufer zum andern am sichersten durch trigonometrische Vermessung und die Tiefe des Gewässers durch besonders zugerichtete Stangen, die Peilstangen (f. Peilen), bei mehr als 60 F. Tiefe durch das Senkblei (f. d.). — Die Stromfreiheit, d. h. der freie Gebrauch eines schiffbaren Stroms zur Schifffahrt, so daß die Staaten, deren Gebiet derselbe durchfließt, berechtigt sind, ihn vom Ausflusse in das Meer bis zum Anfangspunkte seiner Schiffbarkeit zu befahren, versteht sich keineswegs von selbst; vielmehr sind die Staaten, welche das Fahrwasser desselben auf irgend einem Punkte beherrschen, nach den anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts an sich befugt, die Schifffahrt auf diesem Punkte entweder ganz zu unterwerfen oder gewissen Einschränkungen und Bedingungen, Zöllen, Stapelgerechtigkeiten u. s. w. unterwerfen, und nur durch Verträge können sie in der Ausübung dieser Befugnisse beschränkt werden. Doch nur wenn der Staat das Fahrwasser völlig beherrscht, läßt sich jene Befugniß rechtfertigen; darum bedurfte es auch in dem Friedensvertrage zwischen Spanien und den Niederlanden von 1648 eines besondern Artikels, worin Spanien in die Absperrung der Elbe (f. d.) willigte. Im Deutschen Reiche waren allerdings die schiffbaren Flüsse ursprünglich ein Gemeingut des deutschen Volkes, und Reichsgesetze untersagten die Anlegung neuer Zölle ausdrücklich, daß sogar Selbsthülfe dagegen erlaubt war. Allein dessenungeachtet wurden deutschen Flüsse von den Uferstaaten nach und nach mit den beschwerlichsten Zöllen und Stapelgerechtigkeiten belastet. Zu der neuern Stromfreiheit gab Napoleon den ersten Anstoß, als er im Tilsiter Frieden, sowol mit Rußland als mit Preußen, die Bedingung aufnahm, keiner der Uferstaaten der Weichsel (Preußen, Sachsen und die Freie Stadt Danzig) die Schifffahrt auf diesem Flusse durch irgend ein Hinderniß (Verbote, Zölle und andere Abgaben) zu hindern dürfe. Der Wiener Congress ging noch weiter, nachdem schon im ersten Pariser Frieden darauf hingewiesen worden war, und es wurde in der Hauptacte als ein allgemeiner Grundsatz angenommen, daß die Schifffahrt auf den Flüssen, welche mehrere Staaten durchströmen, frei sein solle; auch behandelten besondere Artikel die Schifffahrt auf dem Rhein und auf der Mosel, Main, der Mosel, Maas und Schelde. Es hat indeß noch immer Mühe gekostet, diesen Grundsatz zur Ausführung zu bringen, besonders bei dem Rheine, wo die Niederländer behaupteten, daß die freie Schifffahrt nur bis an das Meer, nicht bis in das Meer gehe. Über die Schifffahrt auf der Elbe, Weser und dem Rhein hat man sich in besondern Verträgen vereinigt, auch der Rhein ist dadurch endlich bis in die See frei geworden.

Strombeck (Friedr. Karl von), verdient als Jurist, Übersetzer und vielseitiger Schriftsteller, wurde am 16. Sept. 1771, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und studirte seit 1780 zu Helmstedt und zu Göttingen die Rechte. Er war in Italien, wo er sich gerade mit der Uebersetzung von Ovid's „Mitteln und Gegenmitteln der Liebe“ (Gött. 1795) beschäftigte, als er die Ernennung zum Beisitzer des Hofgerichts in Wolfenbüttel in eine ganz fremdartige Lage geführt wurde; doch mußte er Mühe zu finden zur Beendigung seiner Uebersetzungen des Ovid (Gött. 1798; neue Aufl., 1825) und Properz (Gött. 1798; neue Aufl., 1822). Im Jahr 1799 wurde er Hof- und Abtheilungsrath der Abtheilung von Sandersheim, der Schwester des Herzogs von Braunschweig, deren Interesse er nach der Schlacht bei Jena so gewandt bei der neuen Regierung vertrat, daß ihr die Rückkehr zu ihrem Stiftsfiskus und der volle Genuß ihrer Einkünfte gesichert wurden. Er selbst wurde Präsident des neuerrichteten Districts-Civiltribunals zu Wolfenbüttel und bald darauf des Appellationshofs zu Celle. Er war im Begriff, als Staatsrath zu fungiren, als Napoleon's Herrschaft in Deutschland ihr Ende erreichte. Durch seine Privatverhältnisse einer glücklichen Unabhängigkeit gewiß, kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, wo er seine „Beiträge zur Rechtswissenschaft Deutschlands“ (Gött. 1816) veröffentlichte. Hier wendete er sich wieder den classischen Studien zu und lieferte Uebersetzungen des Tacitus (Braunschw. 1816), des Sallustius (Braunschw. 1817) und des Vellejus Paterculus (Braunschw. 1822). Zugleich beschäftigte ihn das Studium der Naturwissenschaften, wozu er durch seine „Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus“ (Braunschw. 1813) schon früher ein gründliches und vollgültiges Zeugniß gegeben hatte. So entstand die deutsche Bearbeitung von Breislak's „Lehrbuch der Geologie“ (Braunschw. 1821). Von neuem wurde er in das Geschäftsleben hineingezogen, als Fürstin Pauline von Lippe-Detmold ihn zum Rath des Oberappellationsgerichts zu Wolfenbüttel ernannte, dem er seit 1843 als Präsident vorstand. Er starb am 17. Aug. 1848 zu Wolfenbüttel. Von seinen Schriften erwähnen wir noch seinen „Fürstenspiegel“ (Braunschw. 1822), „Entwurf eines Strafgesetzbuchs für ein norddeutsches Staatsgebiet“ (Braunschw. 2. Aufl., 1834); „Hennig Braband, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig, und

seine Zeitgenossen" (Halberst. 1829); „Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit" (8 Bde., Braunschw. 1833—40); „Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. von Schweden" (Braunschw. 1841).

Strombeck (Friedr. Heinr. von), verdienter Jurist, des Vorigen Bruder, geb. zu Braunschweig 2. Oct. 1773, widmete sich seit 1792 in Helmstedt, Jena und Göttingen der Rechtswissenschaft, kam 1798 als Auscultator in das Stadtgericht zu Berlin, wurde sehr schnell befördert und bereits 1801 zum Rathe bei der Regierung zu Posen ernannt. Nach dem Frieden zu Tilsit aus dem preuß. Staatsdienst entlassen, lehrte er nach Braunschweig zurück und wurde nachher von der westfäl. Regierung als Richter bei dem Districtsgericht zu Helmstedt angestellt. Um das franz. öffentliche Gerichtsverfahren genau kennen zu lernen, reiste er nach Mainz und schrieb hierauf seine „Abhandlung über die Organisation der franz. öffentlichen Gerichtsungen" (Gött. 1809). Bald nach seiner Rückkehr gab er sein Amt auf und benutzte seine Ruhe zur Bearbeitung des „Handbuch des westfäl. Civilprocesses" (3 Bde., Hannov. 1810—12), welches ihn der westfäl. Regierung so empfahl, daß er zum ersten Tribunalrichter in Celle ernannt wurde. Nach der Auflösung des Königreichs Westfalen blieb er eine Zeit lang ohne Stellung, bis er 1814 eine solche als Rath bei dem Oberlandgerichte zu Halberstadt erhielt. Im J. 1831 in Ruhestand versetzt, starb er 30. März 1832. Seit 1816 trat er wieder als Schriftsteller auf und begann mit den „Zusätzen zum 20. Titel des zweiten Theils des Allgemeinen Landrechts", eine Reihe Schriften, welche dem praktischen Bedürfnisse der preuß. Rechtsgelerten entgegenkamen, und unter denen besonders die „Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührenrate u. s. w." (3 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1829); die „Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts" (3 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1829) und die von ihm in Verbindung mit Andern herausgegebene Sammlung der „Provinzialrechte aller zum preuß. Staate gehörenden Länder und Landestheile" (Lpz. 1827 fg.) allgemeinen Beifall gefunden haben. Auch wurden ihm in dieser Zeit von der preuß. Regierung mehrere Arbeiten im Fache der Gesetzgebung aufgetragen.

Stromboli, eine der Liparischen Inseln (s. d.).

Stromeyer (Georg Friedr. Louis), verdienter Chirurg, der älteste Sohn des frühern hannov. Leibchirurgen Christian Friedr. S., welcher die Kuhpockenimpfung zuerst in Deutschland einführte, wurde 6. März 1804 zu Hannover geboren, besuchte das dasige Lyceum und widmete sich dann dem Studium der Heilkunde, welches er 1821 am anatomisch-chirurgischen Institute seiner Vaterstadt begann, 1823 in Göttingen und 1825 in Berlin fortsetzte, wo 1826 die medicinische Doctorwürde erlangte. Bis 1828 war er auf Reisen in Wien, London und Paris, wurde dann zuerst als Lehrer der chirurgischen Schule zu Hannover und Hofchirurg angestellt, ging 1838 als klinischer Professor der Chirurgie nach Erlangen und wurde von dort in gleicher Eigenschaft 1841 nach München versetzt; doch schon 1842 folgte einem Rufe nach Freiburg. Im Herbst 1848 wurde er als Professor der Chirurgie und Generalstabarzt der schlesw.-holst. Armee nach Kiel berufen und begleitete dieselbe in den Feldzügen von 1849 und 1850. Nach Beendigung des Kriegs wurde er vom Könige von Dänemark in seiner Professur bestätigt und zum Director des holst. Sanitätscollegiums ernannt. Im J. 1854 kehrte er als Generalstabarzt der königl. hannov. Armee in seine Vaterstadt zurück. Besonders berühmt machte sich S. durch seine „Beiträge zur operativen Orthopädie, oder Erfahrungen über die subcutane Durchschneidung verkürzter Muskeln" (Hannov. 1838), worin die erste Idee zu einer Operation des Schielens (s. d.) anregte. Außerdem sind von ihm zu erwähnen die Schrift „Das Korektom, ein neues Instrument für die künstliche Pupillenerweiterung" (Augsb. 1842) und das „Handbuch der Chirurgie" (Bd. 1, Freiburg 1844—49).

Strömung, s. Meer.

Strontianerde, Strontian, hat ihren Namen von Strontian in Schottland, wo sie in Verbindung mit Kohlensäure in einem Strontianit genannten Minerale gefunden wurde. Erst 1793 bewiesen Klaproth und Hope, daß dieser Strontianit eine eigene Erde enthält, welche sich zum Baryt (s. d.) wie das Natron zum Kali, kommt in der Natur selten vor und dann entweder mit Schwefelsäure als Cölestin oder mit Kohlensäure vereinigt. Man erhält sie durch Brennen des Strontianits mit Kohlenpulver rein und ägend. Sie ist leichter als Baryterde und nicht giftig, im übrigen aber der Baryterde sehr ähnlich. Sie ist das Oxyd eines eigenthümlichen Metalls, Strontium genannt, dessen Eigenschaften nur wenig bekannt sind. Die salpetersaure Strontianerde wird in der Feuerwerkerei zur Bereitung des Feuerschußes benutzt.

Strophe heißt in der Poesie, insbesondere in der lyrischen, eine größere rhythmische Poesie, die durch Verbindung mehrerer Verse zu einem gegliederten Ganzen entsteht, und ist insofern gleichbedeutend mit Dem, was der ital. Sprachgebrauch als Stanza (s. d.) bezeichnet. Dieelmäßigkeit in der Wiederkehr desselben Versmaßes und in neuern Sprachen der Reime ist das äußere Merkmal der Strophe. Sie muß in ihrem Baue für den äußern und innern Inhalt faßlich sein und darf folglich weder durch Rhythmuslosigkeit in der Verbindung ihrer Verse noch durch übergroße Länge die Übersicht hindern. Daher gingen die Alten, wenigstens in den melischen Gedichten, nur selten über die vierzeilige Strophe hinaus. Eine Ausnahme machte die aus der dorischen Lyrik stammende Strophe des dramatischen und Pindarischen Verses, die zwar gleichfalls dem Gesetze der rhythmischen Gliederung folgte, sich jedoch von der hexametrischen Strophe dadurch unterschied, daß, während diese sich aus einzelnen Versen gliederte, hier mehrere in sich verbundene Verse als Grundtheile des Ganzen heraustraten, dessen Übersicht durch begleitende Musik, Gesang und Tanz, sowie durch das Verhältniß zwischen Strophen und Antistrophe, d. i. Gegengesang, und den in dem abschließenden Epodos (s. Epode) gegen den Gegensatz gemildert werden mochte. Die Alten theilten die Strophen nach der Anzahl der Verse in zwei-, drei- und vierzeilige, in Distichen, Tristichen und Tetrastrichen, und nach der Erfindern und andern Merkmalen in Alcäische, Sapphische, choriambische u. s. w. ein. Strophen, deren Verse einander gleich sind, heißen Monokola; solche, in denen zwei, drei und vier Versarten wechseln, Distola, Tristola und Tetra kola. Die Poesie der neuern Nationen betrachtet den Reim als Princip bei der Bildung von Strophen und findet in demselben ein willkürliches Mittel, selbst weit auseinandergelegene Verse in längere Strophen, wie in der Canzone (s. d.), zu binden und so deren leichtere Auffassung zu vermitteln. Eine eigenthümliche Strophenform enthält schon das Nibelungenlied (s. d.). In der spätern Zeit sind die antiken Strophen, bei den Griechen besonders seit Klopstock, oft mit großer Willkürlichkeit geändert worden, während Voss unter den neuesten Dichtern Platen, Chamisso und Lenau sie rein zu erhalten suchten.

Stroud, eine Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Gloucester, am Fuße eines vom Stroud umflossenen Hügels, nahe am Zusammenflusse des Frome und Gladewater und im Bereich der Mündung der Themse und dem Severn auslaufenden Kanäle, wird hierdurch, sowie durch die Eisenbahnverbindung mit Gloucester, Bristol, London u. s. w. der Mittel- und Vertriebspunkt für die in den benachbarten Thälern bestehenden Tuchfabriken, welche die feinsten wie die größten Tücher liefern und sich besonders durch ihre Färbereien auszeichnen. Die feinen Tücher von Stroud sind besser und kunstreicher als die von Leeds. Die gute Färberei begünstigt besonders das Wollen von Stroud. Die Stadt zählte 1851 mit ihrem Parlamentsbezirke 36535 E.

Struzzi (Bernardo), Maler, genannt *il Capuccino* und *il Prete Genovese*, 1581 in Genua geboren, wurde gegen seinen Willen zum Kapuziner gemacht, entfloh aber nach Venedig, wo er als Maler und Kriegsbaumeister in die Dienste des Staats trat. Er ahmte die naturalistische Richtung des Caravaggio nach und lieferte Werke, die bei nachlässiger Zeichnung und unedelm Ausdruck doch oft durch glückliche Charakteristik und Farbengebung wirken, obwohl eine rothen Fleischtöne und schwarzen Schatten nicht gerade angenehm berühren. In Venedig sind viele Werke von ihm in Öl und Fresco erhalten; unter erstern hat eine Madonna mit Kinde und einem Engel am meisten Ruf. Auch in Venedig, in andern Städten Italiens und in manchen Museen des Auslandes findet man Bilder von ihm. Er starb 1644.

Strudel oder Wassermirbel nennt man die der Schifffahrt bald mehr, bald weniger gefährlichen oder spiralförmigen Drehungen des Wassers, die auf dem Meere häufig, zuweilen auch in Flüssen vorkommen. Sie entstehen entweder durch Zusammenstoß entgegengesetzter Strömungen oder durch Anprallen der zwischen Inseln und Kanälen zusammengedrängten Strömungen auf versteckte Klippen und werden, wenn diese Umstände sich verbinden, oft sehr heftig. Der berühmteste unter den jetzt bekannten Strudeln ist der Malstrom an der Küste Norwegens.

Ähnliche Strudel finden sich in den Färöerinseln, wo um einen Felsen, den Stamsch, ein heftiger Wirbel in vierfachem Schneidengange läuft, im Bottenischen Meere zwischen Long-Island-Sunde und anderwärts. Bei den Alten waren die Scylla und Charybdis in der Meerenge von Sicilien als Strudel besonders gefürchtet. Ein auch schon bei den Alten berühmter Strudel ist der chalcidische in der Meerenge Euripus, welche die Insel Euböa von der Halbinsel Thessalien trennt. Eine auffallende Erscheinung an ihm ist die schnelle Wiedergeburt der Ebbe und Flut, welche nach dem Neumonde an einem Tage 11 — 14 mal eintritt und die Strömung in eine so heftige Bewegung versetzt, daß dadurch ein reißender Strudel entsteht, der sich nähernden Gegenstände verschlingt und erst nach einiger Zeit wieder von sich gibt.

keit. Eine Verordnung vom März 1771 hob sogar zum Theil die Frohndienste auf. Alle Reformen, die noch heutigen Tags im dän. Staate wirken, waren vortrefflich; allein die kleine und geringe staatsmännische Klugheit, mit welcher sie vollzogen wurden, ließen sie als die schlimmste Tyrannei erscheinen. Einen großen Fehler beging S., daß er seine Aufklärungsphilosophie auch gegen die streng orthodoxe Gelsilichkeit und die religiösen und sittlichen Vorurtheile der Masse rücksichtslos geltend machte.

Raum hatte S. ein volles Jahr regiert, als sich schon die Symptome der Reaction auf allen Seiten zeigten. Dreihundert norweg. Matrosen, die in der Löhnung verkürzt worden waren, übten eine Meuterei. Einige Zeit später empörten sich die aufgelösten Leibgarden, weil sie der Kaiserin in die andern Regimenter stecken wollte. S. hatte sich bei diesen Vorgängen furchtsam verhalten, sodaß seine hohen Feinde Muth schöpften. Die Königin gebär 1771 eine Tochter, was dem Zustande des Königs zu den ehrenrührigsten Gerüchten Anlaß gab. Der brit. Gesandte, Keith, der die Katastrophe herannahen sah, trug S., auf die Weisung Georg's III., eine Flucht in England an; aber S. schlug dies aus, weil sich die Königin ihres Freundes nicht äußern wollte. An der Spitze der feindlichen Partei stand die Stiefmutter Christian's VII., die Königin Marie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die mit Unmuth die Herrschaft der Königin und S.'s ertrug. An dieselbe schlossen sich fünf Männer an, der Cabinetssecretär Borch, der General Ranzau-Uschberg, der abgesetzte Kriegskommissar Beringshjold, der Oberst Røller und der Generalmajor von Gickstädt. Ein kühner Schlag sollte S. stürzen und die Königin verderben. Die Nacht vom 16. zum 17. Jan. 1772, in welcher ein Hofball stattfand, und Gickstädt die Wache vor dem Schlosse versah, wurde zur Ausführung des Anschlags benutzt. Gegen 4 Uhr versammelten sich die Verschworenen, der Prinz Friedrich (Stiefbruder des Königs), Guldberg, Ranzau, Gickstädt, Røller und Justizrath Jessum, bei der Stiefmutter des Königs und begaben sich durch eine geheime Thür in das Schlafzimmer desselben. Sie erklärten dem erschrockenen Christian, daß man käme, um ihn von einer großen Gefahr zu retten, und zwang ihn zur Unterzeichnung von zwei Papieren, von denen das eine Gickstädt Commandanten von Kopenhagen ernannte, das andere dem Oberst Røller unbeschränkte Macht erteilte. Hierauf führte man ihn in die Wohnung der Stiefmutter und ließ ihn 15 Haftbefehle, unter andern gegen S. und dessen Bruder, Brandt und den Schlosscommandanten Gude, ausfertigen. Mit Mühe ließ sich Christian endlich auch dahin bringen, die Absetzung und Abführung seiner Gemahlin, der Königin, nach Kronenburg eigenhändig anzuordnen. Røller bemächtigte sich nun S.'s, Gickstädt, nicht ohne heftigen Widerstand, Brandt's, welche im Schlosse wohnten. Ranzau nahm die Königin, an welche man sogar Hand legte, gefangen. Sämmtliche Verhaftete wurden nach der Citadelle gebracht, wo man S. und Brandt hart legte und äußerst hart behandelte. Als die Bevölkerung von Kopenhagen am Morgen die Palastrevolution erfuhr, erschöpfte man sich in Jubel. Die Untersuchung gegen die Gemahlin wurde einer Commission von zehn Personen übertragen, worunter sich auch Guldberg befand. Am 20. Febr. 1772 erschien S. vor seinen Richtern. Man züchtete ihn eines Anschlags auf die Person des Königs, der Absicht, Christian zur Niederlegung der Krone zwingen zu wollen, eines verbrecherischen Umgangs mit der Königin, der Anwendung einer mörderischen Methode bei Erziehung des Kronprinzen, der Anmaßung und des Mißbrauchs der höchsten Gewalt. Keiner dieser Punkte konnte rechtlich begründet werden. In einem zweiten Verhöre erklärte jedoch S. unter Thränen den verbotenen Umgang mit der Königin. Einige der Zeugen versichern indessen, daß er dieses Geständniß nur unter Androhung der Folter abgelegt habe. Andere halten seinen Geist durch die Qualen des Gefängnisses getrübt; Mehrere vermutheten eine lügenhafte Aussage gethan, um feiglings seinen Kopf zu retten. Auf das verführerische Bekenntniß begab sich eine zweite Commission zur Königin nach Kronenburg, die jedoch auch nicht den Schein eines Geständnisses der Schuld ablocken ließ. Einer der Commissionsmitglieder, Schack-Mathlow, bemerkte ihr endlich, wenn sie S. der Lüge strafe, so werde derselbe als Verleumdung der Majestät eines schmachvollen Todes sterben müssen. Bei diesem Angriffe auf ihr Leben griff die Königin eine Feder und begann ein Papier, das die Aussage ihrer Schuld enthielt, mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Sie hatte noch nicht vollendet, als sie die höhnische Miene ihres Drängers bemerkte und ohnmächtig in den Sessel sank. Schack soll hierauf die Feder wieder in ihre Hand gelegt und, dieselbe führend, den Namen „Karoline Mathilde“ vollgeschrieben haben. Man wollte gegen die Königin weiter verfahren; doch begnügte sich die Commission mit der einfachen Trennung der königl. Ehe, weil der brit. Gesandte mit dem Erscheinen der Königin drohte. Ungeachtet die Advocaten Udal und Bang den Unglücklichen trefflich ver-

der Hand erzeugt zu werden pflegten und auch jetzt noch vielfach so erzeugt werden, mittelst anderer Maschinen. Dahin gehören Strümpfe, Handschuhe, Nachtsäckchen u. s. w. Man endet dazu alle Arten von Garnen und Zwirnen, und das Unterscheidende von der Weberei (s. d.) liegt darin, daß das Gewebe hier nicht durch Verflechtung verschiedener Fäden, sondern durch Verschlingung (Maschenbildung) aus einem einzigen fortlaufenden Faden gebildet wird. Ein Mittelding bilden die erst später aus der Strumpfwirkerlei hervorgehenden, ebenfalls mittelst besonderer complicirter Maschinen betriebenen Zweige der Bobbin- und Petinetweberei. Der Strumpfwirkerstuhl, der allmählig sehr verschiedene Abänderungen und Verbesserungen erfahren hat, ist eine der complicirtesten Maschinen und am wahrscheinlichsten 1589 von Lee in Cambridge erfunden. Von da kam er 1614 nach Venedig, von dort aus nach Deutschland, wo sich die Strumpfwirkerlei in Erlangen (das jetzt von Sachsen überflügelt ist), im sächs. Erzgebirge, in Zeulenroda u. s. w. festsetzte und mit Hülfe hohen Arbeitslöhne mit der Zeit solchen Aufschwung gewann, daß die Engländer im Auslande nicht mehr concurriren konnten, ja selbst viele deutsche Strumpfwaaren nach England führt wurden. Noch heute ist die Strumpfwirkerlei für Sachsen ein sehr bedeutender Industriezweig, aber die Engländer haben seit einer Reihe von Jahren solche Anstrengungen gemacht, durch Verbesserung der Maschinen, sowie durch geschmackvolle und reelle Fabrication unsere Concurrenz zu überwinden, daß dieser Industriezweig jetzt bei uns sehr im Abnehmen ist. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Stricken und dem Wirken der Strümpfe liegt darin, daß dergleichen Stücke vom Stricker unmittelbar hohl dargestellt werden, wenn sie auf dem Wirkstuhle flach ausgebreitet entstehen, dann erst doppelt zusammengelegt durch eine Naht geschlossen werden müssen. Die früher allgemein übliche Art, durch Zusammennehmen der Maschenreihen im Wirken sofort die richtige Gestalt zu erzeugen, ist gegenwärtig größtentheils aufgegeben, und man wirkt gleichmäßig breite und bedeutend lange Stücke, welchen nachher die verlangten Gegenstände (wie Kleider aus Leinwand oder Tuch) zugegeben werden. Um solche sehr breite Gewirke in kleinem Raume darstellen zu können, hat neuerlich den Circularstuhl eingeführt, worauf ein rohr- oder schlauchförmiges Stück entworfen, welches schließlich der Länge nach aufgeschnitten und ausgebreitet wird.

Struve (Friedr. Adolf Aug.), berühmt durch seine künstliche Nachahmung der natürlichen Mineralwässer, geb. 9. Mai 1781 zu Neustadt bei Stolpen, bezog 1794 die Fürstenschule zu Jena, 1799 die Universität zu Leipzig und 1800 die zu Halle, wo er auch 1802 die juristische Doctorwürde erwarb. Nach einem längern Aufenthalte in Wien ließ er sich 1803 in der Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, übernahm nach dem Tode seines Vaters 1805 die Praxis desselben, vertauschte aber dieselbe seiner schwachen Gesundheit wegen noch in demselben Jahre mit chemischen Beschäftigungen in der Salomonisapothek zu Dresden, die er bald an sich brachte. Ein verunglücktes Experiment mit der damals noch nicht genau bekannte Blausäure zog ihm eine lebensgefährliche Krankheit zu, die ihn nöthigte, mehrmals Mineralwässercuren zu Karlsbad und Marienbad zu gebrauchen, deren günstiger Erfolg ihn zur Idee leitete, diese natürlichen Wässer künstlich nachzubilden. Wie nahe er nach zehnjähriger Anstrengung seinem Ziele gekommen ist, beweisen die zahlreichen Anstalten für den Nachahmung seiner Nachahmungen und der Nutzen, den sie stiften. Er unternahm, um diese Anstalten selbst einzurichten, längere Reisen, blieb aber selbst immer leidend und starb bei einer zu seiner Anwesenheit in Berlin 29. Sept. 1840. Er schrieb „Über Nachbildung der natürlichen Mineralwässer“ (2 Hefte, Dresd. 1824—26).

Struve (Friedr. Georg Wilh. von), ausgezeichnete Astronom, russ. Wirklicher Staatsrath, geb. (4.) April 1793 zu Altona, besuchte 1808—11 die Universität Dorpat, wo er sich zunächst den philologischen Studien widmete, später aber zur Astronomie überging. Im J. 1813 Observator und 1817 zum Director der dorpater Sternwarte ernannt, wandte S. sich mit besonderer Vorliebe den Erscheinungen der bis dahin ausschließlich vom ältern Herschel beobachteten Doppelsterne zu. Die Resultate seiner unablässigen Arbeiten über diesen Gegenstand legte er in einer Reihe von Schriften nieder, unter denen die „Observationes Dorpatenses“ (8 Bde., 1817—39), der „Catalogus novus stellarum duplicium“ (Dorp. 1827), „Stellarum duplicium mensurae micrometricae“ (Peterbb. 1837) als die wichtigsten hervorzuheben sind. In demselben schließt sich das umfassende Werk „Stellarum fixarum, imprimis compositarum mensurae mediae“ (Peterbb. 1852), in welchem durch eine consequente Verarbeitung des gesammelten Beobachtungsmaterials die wichtigsten Folgerungen für die Stellarastronomie gezogen sind. Als verwandt mit diesen Arbeiten führen wir hier noch an die von S. zuerst ausgeführte

Struve (Georg Adam), Rechtsgelehrter, geb. zu Magdeburg 1619, studirte in Jena und Helmstedt. Er wurde ziemlich jung Geh. Rath in Weimar, dann Ordinarius der Juristenultät in Jena, endlich Präsident der Regierung und starb in diesen Würden 1692. Am besten unter seinen vielen jetzt veralteten Schriften ist seine „*Jurisprudentia Romano-Germanica forensis*“, die sehr oft aufgelegt und später auch von andern Gelehrten herausgegeben wurde. — **Struve (Burthard Gotth.)**, Sohn des Vorigen, geb. zu Weimar 26. Mai 1671, machte die Schule zu Zeitz und studirte 1687—89 zu Jena, dann zu Helmstedt und Frankfurt a. d. O. die Rechte. Nachdem er 1691 kurze Zeit in Halle practicirt hatte, ging er auf Reisen nach den Niederlanden und sammelte eine bedeutende Bibliothek. Nachdem er 1697 in Jena als Bibliothekar eine Anstellung gefunden, hielt er zugleich neben juristischen Collegien Vorlesungen über die Reichshistorie und erhielt daher 1704 die Professur der Geschichte. Er wurde 1712 Historiograph des Ernestinischen Hauses, 1717 markgräflich baireuther Wirklicher Hofrath, 1730 Professor des Staats- und Lehnrechts und starb zu Jena 24. Mai 1738. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß; nächst seinem „*Syntagma juris publici*“ (Jena 1711; 2. Aufl., 1720) verdient das „*Syntagma historiae Germanicae*“ (Jena 1716), welches dann unter dem Titel „*Corpus historiae Germanicae*“ (Jena 1730) sehr vermehrt erschienen, besondere Auszeichnung. Höchst verdienstlich machte er sich durch die Herausgabe von *„Illustres veteres scriptores etc.“* (3 Bde., 3. Aufl., Regensb. 1726) und *„Rerum Germanicarum scriptores aliquot insignes“* (3 Bde., 3. Aufl., Straßb. 1717), die durch seine „*Bibliotheca historica*“, zuletzt gänzlich umgearbeitet herausgegeben von Zigel (Bd. 1—11, Lpz. 1782—1804), und die „*Bibliotheca historiae literariae selecta*“, herausgegeben von Jugler (3 Bde., Jena 1754—63).

Struve (Gustav), vorzüglich bekannt als republikanischer Agitator, wurde um 1805 in Ostpreußen geboren, studirte in Deutschland die Rechte und begann in Diensten des Großherzogs von Oldenburg die diplomatische Laufbahn. Als Gesandtschaftssecretär kam er nach Frankfurt, wo er an den Verhandlungen des Bundestags Theil nahm. Doch entsagte er bald der Diplomatie und ließ sich zu Mannheim als Advocat nieder. Hier verheirathete er sich 1845 mit Amalie Sar. Neben dem Studium der Staatswissenschaften beschäftigte er sich eifrig mit Phrenologie. Als Früchte dieses Studiums erschienen unter Anderm „*Geschichte der Phrenologie*“ (Heidelb. 1843), „*Handbuch der Phrenologie*“ (Lpz. 1845) und „*Die Phrenologie innerhalb und außerhalb Deutschlands*“ (Heidelb. 1843). In weitem Kreise jedoch machte er sich zunächst durch seine journalistische Thätigkeit und seine entschiedene Opposition gegen die herrschende Regierungspolitik bekannt. Als Redacteur des „*Mannheimer Journal*“ wurde er in manchen Angelegenheiten mit den Behörden verwickelt und wiederholt zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Als im Jahr 1846 die fortgesetzte Redaction dieses Blattes unmöglich gemacht war, gründete er im gleichen Geiste eine neue Zeitschrift, den in den deutschen Nachbarstaaten vielfach verbotenen, aber gleichwol weit verbreiteten und begierig gelesenen „*Deutschen Zuschauer*“. Seine praktische Thätigkeit durch unmittelbares und persönliches Eingreifen in das öffentliche Leben begann hauptsächlich nach dem Ausbruche der Februarrevolution, indem S. die der bad. Kammer vorgelegte Petition der Volksforderungen betrieb, auch sich auf Volksversammlungen und Vereinen in republikanischer Richtung bethätigte. Nach der Verhaftung seines Gefinnungsgenossen, J. Fidler, durch Rathy, 8. April 1848, begab er sich in den bad. Seckreis, von wo er gemeinschaftlich mit Hecker (s. d.) den Versuch zur Einführung der Republik mit bewaffneter Hand machte, ohne sich jedoch an der militärischen Leitung des Unternehmens zu betheiligen. Nach Zerstreuung seiner Schar bei Freiburg 23. April flüchtete er nach Straßburg, wo er kurze Zeit in Paris mit seiner Frau auf, die ihn vor und nach auf seinen Zügen und Wanderungen regelmäßig begleitete und für die Förderung seiner Zwecke in ihrer Weise thätig sein versuchte, und ging hierauf in die Schweiz, wo er gemeinschaftlich mit K. Heintzen einen „*Plan zur Revolutionirung und Republikanisirung Deutschlands*“ herausgab. Die Spuren der gährenden Gährung, die sich nach der Genehmigung des Waffenstillstands von Malmö hier und da in Deutschland zeigten, veranlaßten ihn, nebst einigen andern politischen Flüchtlingen, zu einem bewaffneten Einfalle auf bad. Gebiet am 21. Sept., nachdem Hecker bereits nach Nordamerika gereist war. Nach dem Treffen in Staufien ward er 25. Sept. im Amtsbezirke Säckingen gefangen. Seine gleichzeitig arretirte Frau blieb bis zum 16. April 1849 in Haft. S. und seine Genossen (s. d.) wurden durch ein Schwurgericht zu Freiburg 30. März wegen Versuchs des Hochverraths verurtheilt und zur Ersthaltung einer Einzelhaft von fünf Jahren vier Monaten verurtheilt. Am 1. Mai nach Bruchsal gebracht. Aber die Erhebung des bad. Volkes setzte ihn schon 24. Mai



ein körniges Pulver, ohne Geruch und von bitterm, metallartigem Geschmack. Mit Säuren löset es die Strychninsalze, die ebenso wie das reine Strychnin in ganz kleinen Gaben in der Medicin angewendet werden.

Strymon, ein ziemlich bedeutender Fluß in in Thrazien, jetzt Struma, an dessen Ufern sich Alterthume besonders viele Kraniche aufhielten, wird einige Meilen oberhalb Amphipolis fließbar und ergießt sich in den Strymonischen Meerbusen im Agäischen Meere, an der Küste Macedoniens, jetzt Busen von Contessa.

Stuart, eines der ältesten Geschlechter in Schottland, das diesem Reiche und England eine lange Reihe von Königen gegeben hat, soll von einem Zweige der engl.-normann. Familie Fitzingen abstammen, der sich in Schottland niederließ und schon im 12. Jahrh. am schott. Königsstamme die erbliche Würde des Reichshofmeisters (Majordomus) oder Stewards erwarb. Von dieser Würde nahm die Familie ihren Geschlechtsnamen an, welcher früher auch Steward geschrieben wurde. Alexander, Steward von Schottland, fiel 1264 in der Schlacht von Largs und hinterließ zwei Söhne, James und John. Der Sohn des ältern, Walter S., heirathete um 1315 Isabella, die Tochter König Robert's I. Bruce (s. Schottland), deren Nachkommen nach dem Tode des Königl. Mannsstammes durch ein Erbfolgestatut die Thronfolge in Schottland ausgesprochen war. — Als Robert's I. Sohn, David II., 1370 ohne männliche Erben starb, folgte demnach Walter S.'s Sohn unter dem Namen Robert II. die schott. Krone und wurde mit der Gründer der Dynastie. Theils die politischen Verhältnisse, theils der Zufall und Charakter der Prinzen dieser Dynastie machten ihre und ihrer Familie Geschichte zu einer unterbrochenen Kette verhängnißvoller und blutiger Ereignisse. Robert II. schon verbannte durch die Zerrüttungen, die damals in England stattfanden, daß er die schott. Krone behielt. — Er folgte 1390 sein lahmer und träger Sohn Johann, der jedoch, weil die Stände seinen Namen für unglücklich hielten, als Robert III. regieren mußte. Er besaß zwei vom Throne ausgeschlossene Stiefbrüder, Walter, Grafen von Athol, der 1437 als Verschwörer gegen König Robert III. enthauptet wurde, und David, Grafen von Strathern, dessen Titel auf seinen Tochter, Sir Patrick Graham, überging. Ein jüngerer rechter Bruder Robert's III., der Herzog Albany, führte für denselben die Regierung und ließ, weil er selbst nach der Krone trachtete, 1402 den Kronprinzen David, Herzog von Rothsay, einsperren und verhungern. Aus Sorge schickte hierauf der König seinen jüngern Sohn Jakob nach Frankreich, den jedoch die Engländer auffingen und fast 20 J. zurückhielten. Robert III. starb schon 1404 aus Gram. Der Herzog führte nun im Namen des in England gefangen gehaltenen Jakob I. die Reichsverwaltung fort. Nach seinem Tode trat 1419 Murdoch, sein ältester Sohn und Erbe, an seine Stelle. Derselbe fand jedoch die Last der Regierung so drückend, daß er 1423 die Rückkehr Jakob I. bewirkte. Jakob ließ Murdoch, dessen Söhne und sämtliche Familienglieder, die sehr reich gewirthschaftet hatten, 1424 enthaupten. Nur James S., der jüngste Sohn Murdoch's, blieb, von dessen Urentel, Andrew, Lord S. von Schilree, die jetzigen Grafen von Castle-Stuart abstammen. — Jakob I. (s. d.), der kräftigste König des Hauses S., war mit Johanna Beaufort, Enkelin des engl. Herzogs von Lancaster, verheirathet. Er fiel 1437 unter den Dolchen verlorener Großen, an deren Spitze sich sein Oheim, der erwähnte Graf von Athol, befand. — Er folgte auf dem Throne sein siebenjähriger Sohn, Jakob II., der 1460 vor Norburgh durch Zerspringen einer Kanone getödtet wurde. Derselbe hinterließ drei Söhne: den Thronfolger Jakob III.; Alexander S., Herzog von Albany, der 1485 in Frankreich mit Hinterlassung von Erben starb; Johann S., Grafen von Mar, der 1480 auf Befehl seines Königl. Bruders wegen freier Reden ermordet wurde. — Jakob III., der stets mit seinen Brüdern und den Großen zu Kämpfen hatte, erlitt 1488 auf der Flucht nach einer verlorenen Schlacht bei Stirling einen gewaltsamen Tod. — Ihm folgte auf dem Throne sein in das Complot verwickelter Sohn, Jakob IV., der einen kriegerischen Geist besaß und es mit den Großen hielt. Derselbe verheirathete sich mit Margarethe, der ältesten Tochter Heinrich's VII. von England, knüpfte aber durch diese ungeachtet, als sein Schwager Heinrich VIII. seine Eroberungsgedanken auf Schottland richtete, zum ersten mal eine enge Verbindung mit Frankreich an. In Folge dieses Bündnisses ließ er sich von Ludwig XII. zu einem unüberlegten Zuge nach England verleiten, auf welchem er 1513 bei Flodden blieb. — Für seinen zweijährigen Sohn und Nachfolger, Jakob V., ergriffen die heftigen Parteiwirren 1515 der herbeigerufene Johann S., Herzog von Albany, Sohn des 1485 in Frankreich gestorbenen Albany, als Reichsverweser die Zügel der Regierung, legte aber 1518 wieder nieder, weil er die Parteien nicht zu versöhnen vermochte. Als ihn die Königin-Mutter 1523 abermals zu Hülfe rief, landete er mit 3000 Franzosen und ging

dem die gegenwärtigen Herzoge dieses Namens abstammen. Außerdem hinterließ Karl II. acht natürliche Kinder, Söhne und Töchter, deren Nachkommen bereits erloschen. — Jakob II. (s. d.), der Bruder und Nachfolger Karls II., verlor in Folge seiner Bestrebungen für Herstellung der absoluten Monarchie und Einführung der kath. Kirche durch die Revolution von 1688 seine Kronen. Er selbst war noch vor seiner Thronbesteigung zum Katholicismus zurückgekehrt, den sein Haus mit der Reformation in Schottland, in der Person Jakob's VI., abgelegt hatte. Jakob II. starb 1701 in der Verbannung in Frankreich. Er war in erster Ehe mit Anna verheirathet, die ihm die zwei im protestant. Glauben erzogenen Prinzessinnen Marie und Anna gebahr. Aus zweiter Ehe mit Marie von Este gingen der kath. Prinz Jakob Eduard, Kronprätendent unter dem Namen Jakob III. oder Ritter St.-George bekannt, und eine Tochter, Marie Luise, hervor, die 1760 unvermählt starb. Außerdem hinterließ Jakob II. von Schottland, der Schwester des berühmten Marlborough, den unehelichen Sohn Jakob, Herzog von Berwick (s. d.) und Fitzjames, von dem die Fitzjames in Frankreich abstammen. — Nachdem das engl. Parlament 1688 Jakob II. des Throns verlustig erklärt, gingen die Kronen von England, Schottland und Irland auf Jakob's älteste, protestant. Tochter Maria und deren Gemahl, Wilhelm III. (s. d.) von Oranien, über. Letzterer war von Seiten seiner Mutter ein Enkel Karls I. Die Königin Maria starb 1695 ohne Nachkommen. Ihr Gemahl, Wilhelm III., legte hierauf mit dem engl. Parlament die berühmte protest. Successionsacte vom 12. Juni 1701 zu Stande, nach welcher den kath. Gliedern des Hauses S. das Thronrecht abgesprochen und die Erbfolge allein den protest. Nachkommen Jakob's I. zugesichert wurde. Wilhelm III. starb 1702. — Ihm folgte vorerst nach einer frühern Übereinkunft auf dem Throne die protest. Prinzessin Anna (s. d.), die zweite Tochter Jakob's II. Sie hatte in der Ehe mit Prinz Georg von Dänemark 19 Kinder gezeugt, die sämmtlich vor ihrer Thronbesteigung starben. Als die Königin Anna 1714 starb, trat die Successionsacte von 1701 in Kraft. Der bisherige Kurfürst von Hannover, der einzige protest. Enkel von Elisabeth, der Tochter Jakob's I., bestieg als Georg I. (s. d.) den vereinigten Thron von Großbritannien und Irland. — Der kath. Sohn Jakob's II. nahm nach des Vaters Tode den Namen Jakob III. (s. d.) an. Er machte mehrfache Versuche, das verlorene Erbe wieder zu erlangen, vermählte sich 1719 mit Maria Sobieska und starb 1766. — Sein ältester Sohn Karl Eduard (s. d.), bekannt durch seine glücklichen Unternehmungen in Schottland, denen von Seiten der neuen Dynastie erst 1746 durch die Schlacht bei Culloden (s. d.) ein Ziel gesetzt wurde, lebte unter dem Namen eines Grafen von Albany in Frankreich und starb ohne eheliche Kinder 1788. — Sein einziger Bruder, Heinrich Benedict, wurde 1747 die Cardinalswürde erhielt, legte sich hierauf den Königstitel bei. Nach der Eroberung Venedigs durch die Franzosen ließ er sich zu Venedig nieder und lebte von einem Jahrgelde, das der brit. Hof gab. Dieser letzte männliche Nachkomme des königl. Hauses S. starb zu Frascati 1807. Seine Ansprüche auf den brit. Thron hatte er Karl Emanuel IV. von Savoyen vermachet. Der König Georg IV. ließ ihm in der Peterskirche zu Rom durch Canova ein Denkmal errichten. Die werthvollen Familienpapiere, die er besaß, kaufte die brit. Regierung an und ließ sie veröffentlichen („Stuart papers“, Lond. 1847). Von andern Zweigen der Familie S. leben noch zahlreiche Glieder in Schottland, England und Irland. Sir John S., natürlicher Sohn Robert's II., war der Ahnherr der Marquis und Grafen von Bute (s. d.), Wharnccliffe's und Lord Stuart de Rothefay's (s. d.). Von den S.'s von Bonthill stammen die Lords Blantyre und Douglas, die Grafen von Galloway und die Marquis von Londonderry (s. d.); von Elisabeth, Tochter des Regenten Murray und Gemahlin Sir James S.'s von Doune die heutigen Grafen von Murray oder Moray. Außerdem leiten die Grafen von Sutherland ihren Ursprung von einem natürlichen Sohne des Grafen James von Buchan, Bruders König Jakob's II., ab. Vgl. Vaughan, „Memorials of the Stuart dynasty“ (Lond. 1831).

Stuart de Rothefay (Charles Stuart, Lord), brit. Diplomat, ein Sohn des Generals Charles Stuart und Enkel Lord Bute's, des bekannten Günstlings Georg's III., wurde am 1. 1779 geboren und widmete sich von Jugend auf der diplomatischen Laufbahn. Im J. 1803 ward er dem mit einer außerordentlichen Mission nach Spanien gesandten Lord William Russell als Legationsrath beigegeben und erwarb sich eine genaue Kenntniß der Zustände und Verhältnisse auf der Pyrenäischen Halbinsel. Diese wurde ihm vielfach nützlich, als er 1810 engl. Bevollmächtigter bei der provisorischen Regierung ernannt ward, die sich nach der Vertreibung der portug. Königsfamilie in Lissabon constituirt hatte. Portugal war damals von einer



funden haben. Zu ihrer Vollkommenheit gedieh sie durch den Maler Nanni von Udine, der Raphael's, wovon noch die sogenannten Logen Raphael's im Vatican zeugen. Auch die Italiener verstanden die Kunst, in dieser leichten Art die reichen Verzierungen ihrer troppsteinartigen Zimmerwölbungen zu bilden. In Deutschland wurde sie gegen Ende des 17. Jahrh. eingeführt; die Zeit ihrer allseitigsten Anwendung begann indeß erst im 18. Jahrh., welchem freilich die echte plastisch-architektonische Sinn auch hier fast gänzlich fehlte. In neuester Zeit ist ihr vielfach die Terracotta (s. d.) den Rang streitig. Zu der Masse selbst muß der feinste weisse Gyps und Kalk genommen und etwas Sand hinzugesetzt werden. Ganz weich, wenn sie anfangs ist, wird sie auf die Stelle, wo man Zierathen anbringen will, aufgetragen. Bald wird sie härter und zähe, so daß man mit den Fingern beliebige Formen bilden und sie auch mit einem Bissireisen beschneiden und schaben kann. Bisweilen werden auch die Verzierungen einzeln gebildet und dann an den Ort, wohin sie kommen sollen, befestigt. Wenn die Stückgießerei mit gehöriger Vorsicht unternommen wird und hinlänglich austrocknen so ist sie ungemein dauerhaft und troßt jeder Witterung. Hierher gehört auch der sogenannte Gypsmarmor, mit welchem Säulen, Altäre u. s. w. so täuschend bekleidet werden, daß sie für echten Marmor hält.

Die Stückgießerei bezeichnet die Fabrikation der Kanonen und Burgeschütze (Mörser) aus Eisen und aus Gußeisen. Zu den Bronzegeschützen dient das sogenannte Stückgut, eine Mischung von 100 Theilen Kupfer mit 10 — 11 Theilen Zinn, welche sich durch Härte und Festigkeit auszeichnet. Das Metall wird in einem großen Flammofen geschmolzen, aus welchem man es durch das aufgestoßene Stichoßloch in die vor dem Ofen in der Erde aufrecht eingegossenen Formen laufen läßt. Die Formen werden über Holzmodellen aus Lehm oder (in die meisten Fälle mehrtheilig und von eisernen Schalen umschlossen) aus fettem Formsand angefertigt, und durch Hitze getrocknet und sind so beschaffen, daß über dem Geschütze eine bedeutende Erhärtsung (der sogenannte verlorene Kopf) sich bildet, welche durch ihren Druck den Guß steuert, nachher aber abgesägt wird. Aus praktischen Gründen werden die Geschütze massiv gegossen, ungeachtet die dann folgende Herstellung ihrer Höhlung durch Ausbohren auf der Maschine sehr viel Arbeit und Zeit in Anspruch nimmt. Die Geschützbohrmaschinen (Schneckenwerke) sind gegenwärtig allgemein horizontal angelegt, d. h. die Kanone u. s. w. ist recht eingespannt und dreht sich um ihre Achse, während der Bohrer allmählig in gerader Linie und ohne sich zu drehen vorgerückt wird. Man muß mehrere Bohrer nacheinander anwenden, um die Bohrung stufenweise bis zum erforderlichen Durchmesser zu erweitern. Mit dem Bohren pflegt man gleichzeitig das äußerliche Abdrehen des Geschützes zu verbinden; dagegen das Bohren des Zündlochs und das Abdrehen der Schildzapfen besondere Operationen. Siehe auch: Kanonen, s. Universitäten.

Studer (Bernhard), Professor der Geologie in Bern, geb. 1794 in Büren an der Aare, wo sein Vater, der spätere Professor der Theologie und Dekan zu Bern, damals Pfarrer war. Er durchlief die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt und studirte anfangs Theologie, fühlte aber mehr Neigung zu mathematischen Studien, denen er seine ganze freie Zeit widmete, und erhielt 1815 die mathematische Lehrstelle am Gymnasium in Bern. Im Herbst 1816 ging er nach Göttingen, wo er sich unter Gauß, Stromeyer und Hausmann für Astronomie und Geologie ausbildete, und kehrte 1818 in seinen frühern Wirkungskreis zurück. Im J. 1820 besuchte er Paris, wo er besonders bei Gerussac und Brongniart die freundschaftlichste Aufnahme fand. Unter Anleitung des Grafen Bourmont seine mineralogischen Kenntnisse erweiterte. Wenig später wurde er in Bern mit Leopold von Buch (s. d.) bekannt und begleitete denselben auf mehreren Alpenreisen. Die Geologie der Alpen wurde von da an das Hauptziel seiner Thätigkeit. Wirkliche Unterstützung gewährte ihm hierbei auch Boué, der dauernd Bern besuchte. Nach dessen Anleitung unternahm S. 1827 eine größere geologische Reise nach den südlichen Alpen. Zur Aufmunterung seines Strebens hatte schon 1825 die Regierung in Genéve zu seinen Gunsten eine Professur der Geologie errichtet, die erste in der Schweiz. Als 1834 die frühere Akademie zu einer Universität erhoben wurde, erhielt auch S. einen eigenen Wirkungskreis, und die längern Ferien, zuweilen auch ganze Semester, wurden von ihm jedes Jahr zu Reisen in die Alpen oder in entferntere Gegenden benutzt. Im Sommer 1835 besuchte er Rom, Neapel, Sicilien, 1847 England und Schottland, 1848 Tirol, Salzburg und Wien. Kürzere Mittheilungen über die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen finden sich im „Jahrbuch“ von Leonhard und Bronn, im „Bulletin de la société géologique“

Die Stadt steht auf der Stelle des röm. Floriana. Sie war seit Stephan I. bis auf Ferdinand I. Krönungsstadt und bis auf Zapolna Begräbnisort der ungar. Könige, deren 14 im jetzigen Mausoleum ruhen. Als unter Kaiser Friedrich III. der Kampf des Hauses Oestreich um Besitz von Ungarn begann, eroberte Maximilian I. 1490 die Stadt, konnte sie aber nicht den Bathori behaupten. Im J. 1543 fiel sie durch Capitulation den Türken in die Hände. Im J. 1601 nahmen der Herzog von Mercœur und der General Rußworm die Festung mit Sturm; allein durch Meuterei der Besatzung gerieth sie schon 1602 wieder in die Gewalt der Türken, die sie erst 1688 aufgaben. Die Stadt büßte nach und nach ihren alten Flor ein, und Pressburg wurde nun Krönungs- und Hauptstadt.

Stuhr (Pet. Feddersen), mythologischer und historischer Schriftsteller, geb. 28. Mai 1787 in Flensburg, besuchte die dasige lat. Schule und studirte anfangs in Kiel die Rechte, ging dann 1806 nach Heidelberg, wo er besonders durch die Schelling'sche Philosophie angezogen wurde, auch Görres hörte, von da nach Göttingen und 1808 nach Halle, um hier Steffens zu hören. Nach einigen Reisen in Deutschland ließ er sich 1810 in Heidelberg nieder und verfaßte die Schrift „Die Staaten des Alterthums und der christlichen Zeit, in ihrem Gegensatz gestellt“ (Heidelb. 1811). In Berlin schrieb er 1811 das wegen seiner siegreichen Polemik gegen Niebuhr bedeutsame Werk „Über den Untergang der Naturstaaten“ (Berl. 1812); dann kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Im J. 1813 trat er unter die Ulanen der hanseatischen Division. Nach Beendigung des Feldzugs nahm er als Stabsrittmeister den Abschied. Hierauf kehrte er in Kopenhagen, wo er die „Abhandlungen über nord. Alterthümer“ (Berl. 1817) arbeitete, durch welche er zuerst das innere Gebiet der nord. Götterlehre eröffnete und den Grundstein zur spätern Polemik gegen Creuzer's Identitätslehre der Mythologie legte. Auch an dem letzten Feldzuge gegen Napoleon nahm er zuerst als Premierlieutenant in der preuß. Landwehr und bald darauf im sechsten Ulanenregiment Theil. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er Secretär der Militärstudiencommission in Berlin; jedoch schied er aus dieser Stellung wieder aus und privatisirte nun mehrere Jahre in Berlin, bis er sich 1821 bei der Universität habilitirte, worauf er 1826 außerordentlicher Professor wurde. Er starb zu Berlin 13. März 1841. Von seinen Schriften erwähnen wir noch die „Brandenburg-preuß. Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's d. Gr.“ (Berl. 1819); ferner „Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern“ (Berl. 1811); „Die chines. Reichsreligion und die Systeme der ind. Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Offenbarungslehre“ (Berl. 1835); „Die Religionsysteme der heidnischen Völker des Alterthums“ (2 Bde., Berl. 1836—38); „Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon“ (Lemgo 1832); „Der Siebenjährige Krieg“ (Lemgo 1834); „Geschichte der See- und Colonialmacht des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“ (Berl. 1839); „Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ (2 Bde., Berl. 1842).

Stüler (Aug.), ausgezeichnete Baumeister, königl. preuß. Geh. Oberbaurath zu Berlin, geb. 1800, erhielt seine Ausbildung unter Schinkel, aus dessen Schule er als einer der ausgezeichnetsten neuern Architekten hervorging. Nicht allein das gründlichste Studium der wiedererwachten griech. Kunst, sondern auch eine umfassende Kenntniß der Denkmäler späterer Epochen macht ihn in Verbindung mit einer regen, schöpferischen Phantasie, die vielleicht im Felde der Ornamentik ihren höchsten Gipfel erreicht, zu einem der geistreichsten Architekten unserer Zeit. Nachdem er zuerst mit Strack von 1835 an die „Vorlegeblätter für Möbeltischler“ herausgegeben hatte, kehrte er zu einem edleren Stil in die Arbeiten dieses lange vernachlässigten Kunsthandwerks zurück. Seine besten Arbeiten sollten, ließ er eine Reihe von Entwürfen größtentheils zur Ausführung gekommener Gebäude im „Album“ des Architektenvereins zu Berlin erscheinen. Außer manchen sehr geschmackvollen Privatgebäuden, die er in und bei Berlin erbaute, wurde nach seinen Zeichnungen auch das Rathhaus in Verleberg im Rohbau und zwar in mittelalterlich ital. Stile, für den er besondere Vorliebe hat, errichtet. Zu seinen fernern Arbeiten gehören die Entwürfe zum Wiederaufbau des Winterpalais in St.-Petersburg, zur berliner Börse, zu den Schlössern in Gensburg, Bessedow, Arendsee, Dalwitz und zur kath. Kirche in Rheda. Eine seiner größten Schöpfungen ist das Neue Museum in Berlin, eine mit vielen andern zu Kunstzwecken bestimmten Gebäuden verbundene Anlage, in welcher er das neue Princip durchzuführen strebte, verschiedene Kunstepochen auch in der architektonischen Raumumgebung der aufzustellenden Denkmäler zu charakterisiren. Weite Säulenhallen, parkartige Anlagen sollen sich damit verbinden und das imposante Ganze nach den Ideen des bauliebenden Königs andererseits mit

8 Bde., Aarau 1818), welche in wiederholten Auflagen sehr weit verbreitet worden ist. Die Aufsätze in dieser Schrift, ungefähr in der Länge kurzer Predigten, verbreiten sich über die christliche Glaubens- und Sittenlehre und über den christlichen Cultus. Sie ziehen den Leser durch Geist, Schönheit und Wärme an, huldigen aber keiner besondern confessionellen Richtung, sondern suchen das Reinchristliche in vernunftgemäßer Darstellung, ohne Polemik, zu entwickeln. Die weite Verbreitung dieses Buchs regte die kath. Geistlichkeit, besonders in Wien, zum Widerstande auf, welche das Werk, als vom Glauben abführend, verurtheilte. Eine strenggläubige Partei unter den Protestanten suchte demselben durch ein ähnliches Werk Oluf's („Stunden der Andacht“, 2 Bde., Hamb. 1840) entgegenzuwirken. Lange war unbekannt über den Verfasser der „Stunden der Andacht“ ungewiß; später erst ist es bekannt geworden, daß sie Ischotte (s. d.) geschrieben hat.

Sturluson, s. Snorri Sturluson.

Sturm heißt ein sehr heftiger Grad des Windes, der den Schiffen nur erlaubt, einige der untern Segel, oder nur eins, und dies selbst häufig im Bündel, d. h. halb festgemacht, zu führen, der sogar bis zu einer solchen Stärke anwachsen kann, daß man Stengen und Masten herabnehmen und zuweilen die Masten kappen muß. Seine Schnelligkeit beträgt 40—50 F. mehr in der Secunde, oder 22—28 Seemeilen in der Stunde. Einen sehr heftigen Sturm nennt man auch wol Orkan. — **Sturmfluten** nennt man im Allgemeinen diejenigen Springtiden, die durch einen in ihrer Richtung wehenden Sturm die gewöhnliche Höhe überschreiten. **Sturm** bezeichnet in der militärischen Sprache die Eroberung eines besetzten oder durch Vertheidigungsmittel gedeckten Orts durch die Gewalt der blanken Waffen. Er findet demnach statt gegen Feldschanzen, starke Positionen, Barricaden aller Art, feste Thore, Mauern kleiner Städte, nicht hinlänglich bewachte Festungen und beim förmlichen Angriff gegen den Gedeckten Weg und die Bresche. In allen Fällen muß man die Vertheidigungsmittel des Feindes genau kennen, um den Angriff danach einzurichten; durch Geschützfeuer muß er zu heftigem Widerstande unfähig gemacht werden und darf namentlich keine starke Seitenvertheidigung behalten; oft aber wird auch das Geschützfeuer unterlassen, wenn es auf eine Ueberrumpfung des Feindes ankommt. Ein Scheinangriff unterstützt den wirklichen Sturm zuweilen, gewöhnlich durch Schützenfeuer eingeleitet wird. Jedenfalls muß der Sturm mit bedeutender Kraft unternommen werden, weil man doch immer große Verluste erwarten kann; ebenso muß eine starke Reserve bereit sein, um die Sturmcolonnen zu verstärken oder sie im Falle des Rückzugs aufzunehmen. Der Sturm gegen Feldschanzen ist weniger schwierig als der gegen Festungen. Der Gedeckte Weg kann nur dann mit Sicherheit gestürmt werden, wenn keine guten Reduits oder Blockhäuser oder starke Palissadierungen vorhanden sind und der Feind schon geschwächt oder unaufmerksam ist. Der Sturm gegen das Ravelin oder gegen eine Frontenflanke erfordert, daß das Festungsgeschütz auf der ganzen angegriffenen Fronte, namentlich auf den Flanken, zum Schweigen gebracht und eine Bresche gelegt sei. (S. Belagerung.)

Sturm (Christoph Christian), ascetischer Schriftsteller und geistlicher Liebedichter, geb. Jan. 1740 zu Augsburg, studirte zu Jena und Halle, wurde Prediger zu Magdeburg und 1788 Pastor an der Petrikirche und Scholarch zu Hamburg, wo er 26. Aug. 1786 starb. Unendliche Gelehrsamkeit, geläuterte Religionsansicht, ausgezeichnete Predigergaben, unerschütterliche Amtstreue und ein wahrhaft christlicher Sinn und Wandel erwarben ihm die Achtung und Liebe seiner Gemeinden. Er schrieb eine große Anzahl Andachtsbücher: „Der Christ in der Einsamkeit“ (Halle 1763); „Der Christ am Sonntage“ (1764—66); „Unterhaltung mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres“ (2 Bde., 1768); „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung“ (1785). Ein geläuterter und frommer Geist herrschte auch in seinen Predigten. Fast alle neuern Gesangbücher enthalten Lieder von ihm.

Sturm (Johannes von), ein sehr verdienter Schulmann des 16. Jahrh., geb. 1507 zu Leiden, studirte zu Leyden und Löwen und legte dann eine Buchdruckerei an, ging aber später nach Paris, wo er sich mit Unterricht beschäftigte. Ein eifriger Anhänger der Reformation, wurde er 1538 Rector des Gymnasiums zu Strassburg, welches er zu solcher Blüte brachte, da Kaiser Maximilian II. es 1566 zur Universität erhob. Später hatte er wegen der Unterdrückung, die er den verfolgten Reformirten angedeihen ließ, viel Ungemach zu erdulden; er wurde sogar deshalb 1582 seines Amtes entsetzt und starb in der Zurückgezogenheit zu Strassburg 1589. S. stand seiner Zeit in größtem Ansehen und war in Schulsachen der allgemeine Rathgeber in Deutschland. Kaiser Karl V. hatte ihn in den Reichsadel erhoben.

ch ihm, je nachdem er sich dem Lande nähert oder die hohe See aufsucht. Von 25—50° f. Br. lebt der capische Sturmvogel (*P. Capensis*) das Meer, welcher von ältern Reisebeschreibern *Waptau* genannt wird. In der Südsee, näher dem Pole, besonders an der Westküste Patagoniens, wohnt der antarktische Sturmvogel (*P. gigantea*), welcher an Größe eine Gans erreicht.

Sturz (Friedr. Wilh.), verdienter Schulmann und Philolog, geb. 14. Mai 1762 zu Erbsdorf bei Freiberg im sächs. Erzgebirge, bezog, seit 1778 auf der Thomasschule zu Leipzig vorbildet, 1781 die Universität daselbst, wo er sich den theologischen und philologischen Studien widmete und 1786 habilitirte. Im J. 1788 wurde er als Professor der Beredsamkeit an das Gymnasium zu Gera berufen und 1803 zum Rector der Landesschule in Grimma ernannt. Dieses Amt verwaltete er bis zu seiner gänzlichen Emeritirung 1823, nachdem ihm 1819 bereits auf sein Ansuchen ein Adjunct gesetzt worden war. Er starb 20. Mai 1832. Unter seinen Schriften ist zu erwähnen die Ausgabe von Kleanthes' „Hymnus in Jovem“ (Lpz. 1785; neue Aufl. von Merzdorf, 1835); der Fragmente des Hellanikus (Lpz. 1787; 2. Aufl., 1828) und Pherecydes (Lpz. 1789; 2. Aufl., 1828); des Empedokles (2 Thle., Lpz. 1805); des *etymologicum Graecae linguae Gudianum* (Lpz. 1818) und „*Orionis etymologicum*“ (Lpz. 1820) nebst den „*Novae annotationes ad etymologicum magnum*“ (Lpz. 1828) und Dio Cassius (8 Bde., Lpz. 1824—25); ferner das sehr brauchbare, von Thieme begonnene *Glossicon Xenophonticum* (4 Bde., Lpz. 1801—4) und die Schrift „*De dialecto Macedonica alexandrina*“ (Lpz. 1808). Seine meist ebenfalls auf die griech. Sprache und Literatur bezüglichen Programme erschienen als „*Opuscula nonnulla etc.*“ (Lpz. 1828).

Sturz (Helfrich Pet.), deutscher Schriftsteller, geb. 16. Febr. 1736 zu Darmstadt, studirte 1754—57 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und daneben Aesthetik. Im J. 1759 wurde er zu München Secretär bei dem damaligen kais. Gesandten, Baron von Widmann. Da er aber als Protestant keine weiteren Aussichten hatte, verließ er München und wurde 1760 Ratsecretär des Kanzlers von Eyben in Glückstadt. Dieser sendete ihn nach Kopenhagen, wo er bald vom Grafen von Bernstorff (s. d.), dem Ältern, erst als Privatsecretär und 1765 Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. In Bernstorff's Hause lebte er überaus glücklich, besonders in dem Umgange mit Klopstock. Hier bildete er sich schnell zu Staats- und Weltmanne, zum Dichter und Schriftsteller. Die „*Erinnerungen aus Bernstorff's Leben*“ (1777) sind ein Denkmal der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter. Im J. 1768 begleitete er als Legationsrath Christian VII. auf einer Reise nach England und Frankreich. Dieser Reise verdanken wir die schönen „*Briefe eines Reisenden*“, die zuerst im „*Deutsches Museum*“ (1777) erschienen. Im J. 1770 wurde S. bei dem Generalpostdirectorium angestellt; allein Struensee's (s. d.) Fall zog 1772 auch den seinigen nach sich. Er wurde verurtheilt, erst nach vier Monaten freigegeben und erhielt eine mäßige Pension, wovon er eine Zeit in Glückstadt und Altona lebte. Später wurde er vom dän. Hofe als Regierungsrath zu Oldenburg angestellt und 1775 oldenburg. Etatsrath. Im Unmuth bei Erinnerung an seine frühern Leiden und durch Siechthum niedergebeugt, starb er 12. Nov. 1779 zu Bremen. S. gehört zu den geistreichsten und geschmackvollsten Prosaiskern der frühern deutschen Literatur. Mit dem Sinne für alles Schöne und Gute verband er ein gebiegenes Urtheil und eine leichte, blühende Darstellung, die nur zuweilen durch das allzu sichtbare Streben nach Kunst, Feinheit und Eleganz beeinträchtigt ward. Die beste, obwohl nicht ganz vollständige Ausgabe seiner „*Schriften*“ besteht aus zwei Sammlungen (Lpz. 1786).

Sturzbäder bestehen darin, daß eine größere Menge kalten Wassers, gewöhnlich ein Eimer, aus einer mehr oder minder beträchtlichen Höhe den Kranken, meist während diese in einem kalten oder lauwarmen Bade sitzen, über den Kopf und den übrigen Körper gegossen wird. Sie wirken hauptsächlich durch mechanische und dynamische Erschütterung der Nerven und Abkühlung des Kopfs. Unvermuthete Begießungen dieser Art sind äußerst heroische Mittel, die bei Entzündungen, z. B. Tobsucht, beim Erstickungsstadium der Grouppranken oft mit viel Nutzen Anwendung finden, aber, wenn sie ohne die gehörige Vorsicht in Gebrauch gezogen werden, ebenso viel Unheil anrichten können.

Stuttgart, die Hauptstadt Württembergs und Residenz des Königs, liegt an der Scheide des Ober- und Unterlandes, eine halbe Stunde vom Neckar am Resenbach, in einem von Wäldern und Obstgärten rings umschlossenen Thale, das nach einer Seite sich öffnend bis zur Stadt einen Englischen Garten bildet. Die Altstadt ist niedrig gelegen, eng und unregelmäßig, fast ganz von Holz erbaut, die Neustadt dagegen liegt höher und hat breite, gerade

n Vater Justizbürgermeister war, erhielt auf dem städtischen Gymnasium seine Jugendbildung und studirte von 1817 an in Berlin und in Göttingen. Advocat zu Osnabrück seit 1820, benutzte er seine Mußestunden zu Untersuchungen über die Geschichte seiner Vaterstadt, und nacheinander erschienen von ihm ein dritter Theil von Justus Möser's „Osnabrücker Geschichte, herausgegeben aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse“ (Berl. 1824), die Fortsetzung der vom Regierungssecretär Friderici und einem Bruder S.'s begonnenen „Geschichte der Stadt Osnabrück aus Urkunden“ (Bd. 3, Osnabr. 1826), eine „Darstellung des Verhältnisses der Stadt Osnabrück zum Stifte“ (Hannov. 1824) und noch einige andere denselben Gegenstand betreffende Abhandlungen. Wie S. bereits auf dem Landtage von 1831, theils als Richterstatter der zum Entwurf eines Ablösungsgesetzes gewählten Commission, theils später Präsident der Commission zur Prüfung der Ablösungsordnung vom 13. Juli 1833, im Sinne der von ihm 1830 verfaßten Schrift „Über die Lasten des Grundeigenthums und Veränderung derselben in Rücksicht auf das Königreich Hannover“ zur bessern Regulirung der dem Boden haftenden Steuern thätig und erfolgreich wirkte, so gab er auch durch den von ihm ausgegangenen Antrag der Stände vom 30. April 1831 den ersten und hauptsächlichsten Impuls zu der neuen Verfassung. Er wurde hierauf Mitglied der zur Ausarbeitung des Grundgesetzes gewählten Commission, verfocht die in seiner Schrift „Über die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover“ (Jena 1832) ausgesprochenen freisinnigen Grundsätze, gerieth aber durch seine Ansichten über die Zusammensetzung der Stände ebenso mit der liberalen Partei wie mit der Regierung in Opposition, welche letztere jedoch später zu seiner Meinung übertrat. Nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August war es zunächst S., der als Vertreter der Stadt Osnabrück in der Versammlung der zweiten Kammer auf dem Landtage von 1837 beim Vornahme des Vertagungsrescripts auf den wichtigen Umstand hinwies, daß der Vertagungsbefehl die Erlassung des Regierungsantrittspatents erscheine. Zunächst schrieb er die „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes“. Auch schloß er sich den auf gesetzlichem Wege versuchten Schritten des Osnabrücker Magistrats für Aufrechthaltung der zeitlichen Verfassung bei den allgemeinen Wahlen und der Bundesversammlung aufs engste an. Seinem Eintritt in die neue Kammer wurden fortdauernd Hindernisse in den Weg gelegt. Dafür war er beständig der Vorkämpfer des Magistrats und der Bürgerschaft von Osnabrück, die auch nach geleisteter Huldigung das Recht freimüthiger Protestation gegen die neue Verfassung fortsetzten. Ebenso nahm S., als hannov. Magistrat im Juli 1839 in eine Criminaluntersuchung verwickelt wurde, das Gesicht eines Sachwalters desselben an und vertheidigte denselben in der Defension vom Nov. 1839 mit ebenso viel Festigkeit als Gewandtheit. Im März 1840 richtete er in der Verfassungsangelegenheit an die zusammengetretenen Stände in Gemeinschaft mit den übrigen Mitgliedern des Osnabrücker Magistrats eine energische Beschwerde und, als diese unberücksichtigt gelassen wurde, unterm 26. Juli an den König eine neue Petition, die aber uneröffnet an den Bittsteller zurückging. In Folge dieser hartnäckigen Opposition bemühte sich seitdem das Ministerium auf alle Weise, gegen S. einen Criminalproceß anhängig zu machen, jedoch ohne Erfolg. Die Stürme des J. 1848 wendeten sein Geschick. Er ward der Schöpfer des neuen Verfassungsinstituts, das er im März mit Lehzen, Bennigsen, Düring und Braun bildete. Planmäßig unternahm er nun zu beseitigen, was die elfjährige Reaction aufgerichtet. Beseitigung der privilegierten Landesvertretung, Umgestaltung der Administration und Justiz, Selbstständigkeit der Gemeinden, Freiheit der Presse, Schwurgerichte und andere wichtige Reformen bezeichneten die Verwaltung. Gelang es ihm hier, die Wünsche aller Reformfreunde zu befriedigen und die ernste revolutionäre Bewegung abzuhalten, so nahm er dagegen in der deutschen Frage eine entschiedene Stellung ein, die ihn mit seinen freisinnigen Freunden vielfach entzweite, aber im Lande die Anerkennung fand. Gegen die Bildung eines deutschen Bundesstaats unter Preussens Leitung war er von Anfang an gestimmt und lebhaft für die Verbindung mit Oesterreich, für das stärkere Betonen der föderalistischen Elemente kämpfend, ließ er sich doch, wenn auch mit Widerstreben, durch das Bündniß vom 26. Mai in die bundesstaatliche Politik hereinziehen. Durch den Widerstand Preussens und der Mittelstaaten hielt er sich freilich der eingegangenen Verpflichtungen entbunden und suchte nun auf seine Hand in Vorschlägen und Aufsätzen verschiedenen Einigungsprojekten, welche ohne zu straffe Centralisation die Rückkehr zum Alten abzuwenden sollten, Eingang zu verschaffen. Aber der Sieg der Restauration veranlaßte ihn selbst im Oct. 1850 seinen Rücktritt zu nehmen. Seinen Nachfolgern ward die schwierige Aufgabe, sein von der Aristokratie nun heftig angefochtenes Werk vor jähem Umsturz zu beschützen. Er selbst, wiederholt in der Ständeversammlung gewählt, unterstützte theils dies Bemühen, theils die fruchtlosen Ver-

mittelungsversuche, die jedoch seitdem über die Schöpfungen von 1848 noch zu keinem Ergebniß führten.

Styl, s. Stil.

Styliten oder **Säulenheilige** werden die christlichen Einsiedler genannt, welche eine besondere Bußübung darin suchten, daß sie den größten Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen zubrachten. So brachte Simeon, ein syr. Mönch, in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. unter freiem Himmel auf einer Säule, deren Spitze kaum zwei Ellen Umfang hatte, neun Jahr zu und bestieg endlich eine Säule von 40 Ellen Höhe, auf der er 30 J. lebte und den Heiden nicht ohne Erfolg Buße predigte. Daß er indeß doch bisweilen herabgestiegen sein muß, läßt sich daraus schließen, daß er nicht nur durch Händeauflegen Kranke geheilt, sondern auch Briefe geschrieben und sich in politische Händel gemischt haben soll. Das Beispiel dieses nach seinem Tode kanonisirten Schwärmers fand in Syrien und Palästina häufige Nachahmung, und bis in das 12. Jahrh. hat es dort dergleichen Styliten gegeben.

Stymphaliden heißen die Raubvögel am Stymphalischen See in Arkadien, welche von Hercules (s. d.) verscheucht und umgebracht wurden. Beschrieben werden sie als gefräßige Raubvögel mit ehernen Flügeln und Federn, die sie wie Pfeile abschießen konnten.

Styptica oder **styptische Mittel** nennt man eigentlich nur die zusammenziehenden Mittel, gewöhnlich aber alle blutstillenden Mittel dieser Art. (S. Blutstillende Mittel.)

Styr, die Tochter des Oceanus und der Tethys, war eine Nymphe des gleichnamigen Flusses der Unterwelt, bei dessen Wasser die Homerischen Götter den heiligsten Eid leisteten. Als Nymphe wohnte sie am Eingange des Hades in einer auf Säulen ruhenden Felsengrotte; als Fluß war sie ein Arm des Oceanus, der aus der zehnten Quelle desselben floß. Von Pallas, dem Sohne des Krios, gebar sie den Zelos (Eifer) und Kratos (Kraft), die Nike (Sieg) und Bia (Gewalt), mit denen sie zuerst dem Zeus gegen die Titanen zu Hülfe kam. Zur Belohnung dafür wohnten diese immer bei ihm. — **Styr**, ein Flüßchen in Arkadien, jetzt Mavronero, das in den Fluß Krathis fiel, war im Alterthume außerordentlich verrufen seines giftigen, Alles außer dem Hufe des Pferdes, zerfressenden Wassers wegen.

Suabedissen (Dav. Theod. Aug.), philosophischer Schriftsteller, geb. 14. April 1775 zu Melsungen in Niederhessen, genoß einen sehr mangelhaften Schulunterricht und wurde schon 1789, weil er eine Freistelle an dem Stipendium zu Marburg erhielt, zur Universität geschickt. Hier suchte er durch angestregten Fleiß das Versäumte nachzuholen und studirte Theologie. Im J. 1800 wurde er Professor der Philosophie an der Schule zu Hanau, legte aber 1803 diese Stelle nieder, um eine Erziehungsanstalt in Homburg vor der Höhe anzulegen, die er bald nach Hanau verpflanzte, und begleitete sodann mehrere Lehrerstellen in Lübeck (seit 1805), in Kassel (seit 1812) und als Instructor des jetzigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Hier wurde er 1822 als ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg angestellt, wo er 14. März 1835 starb. Schon auf der Universität hatte ihn ein inneres Bedürfniß der Philosophie zugewendet, und hauptsächlich durch Kant's Schriften angeregt, wurde auch er von der damals so unwiderstehlichen Gewalt der Kant'schen Lehre ergriffen. Er sträubte sich jedoch bald gegen den Kant'schen Formalismus und suchte bei Spinoza, Fichte, Schelling, Jacobi eine freiere philosophische Überzeugung. Von der Kant'schen Philosophie riß ihn die Bearbeitung einer von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gegebenen Preisaufgabe vollends los, die ihn zu einem genauern und umfassendern Studium der Geschichte der Philosophie seit Plato und Aristoteles veranlaßte und die als gekrönte Preisschrift unter dem Titel „Resultate der philosophischen Forschungen über die Natur der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant“ (Marb. 1805) erschien. Eine eigene feste und entschiedene philosophische Lehre vermochte er jedoch nicht an deren Stelle zu setzen. Dieses Streben, sich von den Fesseln eines bestimmten Systems frei zu erhalten, ist ihm auch später eigen geblieben und charakterisirt seine philosophische Lehre als einen Eklekticismus, der den tiefen Anforderungen der Wissenschaft nicht Genüge leistet. In dessen ist ihm doch aus seiner frühern Anregung in der Kantisch-kritischen Schule als Haupt-eigenthümlichkeit seiner Lehre die subjective Wendung seiner Speculation auf innere Selbstbeobachtung geblieben. Diese psychologische Richtung seiner Philosophie war es, welche sie von den Träumereien des naturphilosophischen Dogmatismus sicherstellte. Der Entwicklung dieser Richtung in ihm diente die Bearbeitung einer zweiten Preisaufgabe der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, die, ebenfalls gekrönt, unter dem Titel „Über die innere Wahrnehmung“ (Berl. 1808) erschien, und in diesem Sinne sprach er seine ganze philosophische Überzeugung am vollständigsten aus in seinem Werke „Die Betrachtung des Menschen“ (3 Bde.

aff. 1815—16 und Epz. 1818). Noch andere Schriften von ihm sind: „Zur Einleitung in die Philosophie“ (Marb. 1827); „Grundzüge der Lehre von dem Menschen“ (Marb. 1829); „Von dem Begriffe der Psychologie“ (Marb. 1829); „Die Grundzüge der philosophischen Religionslehre“ (Marb. 1831); „Die Grundzüge der Metaphysik“ (Marb. 1836).

Suada oder **Suadēla**, eigentlich Beredtsamkeit, hieß bei den Römern die Göttin der Überredung oder Überzeugung, wie sie zuerst bei Ennius personificirt erscheint. Schon die Griechen ehrten sie unter dem Namen Peitho, und bereits Theseus soll ihr in Athen zur Erinnerung die Vereinigung der zerstreuten Bewohner Attikas einen besondern Cultus eingerichtet haben. Namentlich kommt sie später häufig in Verbindung mit der Aphrodite oder Venus vor. Beide wurden als der Verheirathung günstige Göttinnen in gemeinsamen Tempeln angebetet.

Suard (Jean Baptiste Antoine), franz. Literat, geb. 15. Jan. 1734 zu Besançon, erhielt auf dortigen Universität seine erste Bildung und ging 1750 nach Paris, wo er an der Redaction der engl. Zeitung Theil nahm. Ein „Eloge de Montesquieu“ erwarb ihm nicht nur den Preis der Provinzialakademie, sondern auch Montesquieu's Bekanntschaft und dieser dankte er Zutritt bei Helvétius, Regnal, Holbach, Mad. Geoffrin und zu andern philosophischen und literarischen Kreisen. Als Herausgeber des „Journal étranger“, welches er mit Arnaud gegründet hatte, und der „Gazette littéraire de l'Europe“ (1764—66) vermehrte er seinen literarischen Einfluß. In diese Zeit fällt auch seine in stilistischer Beziehung vorzügliche Bearbeitung der Werke des engl. Historikers Robertson. Im J. 1772 wählte die Akademie ihn zu ihrem Mitgliede, doch bestätigte der König diese Wahl nicht und erst einige Jahre später geschah Aufnahme. Seine „Lettres de l'anonyme de Vaugirard“ sind jedenfalls sein bestes Werk, heitern und scharfen Witzes und in ihrer Art ein Meisterstück. Nachdem S. seine beiden Schriften hatte eingehen lassen, erhielt er durch Vermittelung des Herzogs von Choiseul die Direction der „Gazette de France“; dann redigirte er das „Journal de Paris“ und während der Revolution, die, weil sie ihm sein Einkommen nahm, bald einen Gegner an ihm fand, den „Publiciste“ und den „Indépendant“. Während der Schreckenszeit war S. eine kurze Zeit verurtheilt, und nach dem 18. Fructidor mußte er, um der Deportation zu entgehen, flüchten. Er verborg sich in Coppet bei Necker und dann in Ansbach. Nach dem 18. Brumaire zurückgekehrt, wurde er Mitglied der zweiten Classe des Instituts und in der Akademie zum Secretär gewählt. Nach der Restauration soll S. an der Elimination der bonapartistischen Mitglieder des Instituts, Arnault, Etienne u. A., großen Antheil gehabt haben. Er starb 20. Juli 1817 zu Paris. Auswahl aus seinen Aufsätzen findet sich in den „Variétés littéraires“ (4 Bde., Par. 1769; Aufl., 4 Bde., 1804) und „Mélanges de littérature“ (5 Bde., Par. 1803—5). Vgl. den *Li de mémoires sur Mons. S.* (Par. 1820) von seiner Witwe, einer Schwester des Buchhändlers Panckoucke, und Garat, „Mémoires historiques sur la vie de Mons. S., sur ses écrits de la 18^{me} siècle“ (2 Bde., Par. 1820).

Subhastation heißt die Versteigerung oder der öffentliche Verkauf irgend eines Gegenstandes an die Meistbietenden. Der Name ist entstanden aus dem lat. sub hasta, d. i. unter dem Speere, weil bei den Römern an dem Verkaufsorte einen Speer aufzupflanzen gewöhnlich war. Die öffentliche Versteigerung kann unter der Autorität der Obrigkeit oder auch privatim geschehen; sie ist entweder eine freiwillige oder eine nothwendige, wenn sie von der Obrigkeit veranlaßt wird. Dem Zuschlage bei der Versteigerung muß eine Aufforderung zum Überbote vorausgehen; sonst kann jeder Anwesende gegen den Zuschlag protestiren. Stets hat der Meistbietende den Vorzug unter den übrigen Bietenden; doch ist durch die Provinzialgesetzgebung hier und da das *jus primi liciti*, d. h. das Recht des ersten Gebots, eingeführt, wonach Derjenige, der zuerst eine Sache geboten hat, verlangen kann, daß ihm die Sache für denselben Preis, der zugeteilt worden, zugeschlagen werde. Er muß jedoch seinen Willen, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, noch vor dem Zuschlage erklären, braucht indeß das letzte Gebot nicht zu erklären, sondern bloß auszusprechen, daß er das Gebotene auch geben wolle. Ausdrücklich kann sich bei der Versteigerung die Auswahl unter den Bietenden vorbehalten. In Hinsicht auf den öffentlichen Verkauf von Gegenständen findet weder von Seiten des Verkäufers noch des Käufers ein Rechtsmittel wegen außerordentlicher Verletzung statt. Ob der Verkauf dadurch ausgeschlossen wird, läßt sich im Allgemeinen bezweifeln und ist nach Umständen zu beurtheilen. Die wichtigste Folge der Subhastation ist das Erlöschen aller auf der veräußerten Sache ruhenden Pfandrechte, wenn deren Fortdauer nicht ausdrücklich vorbehalten wird.

Subiaco, eine kleine päpstliche Stadt mit etwa 3000 E. in der Comarca di Roma, an der



en allgemeinen Befehlen widerspricht, hat seit Schill's Feldzug, durch die Convention des Generals York, durch den Übergang der sächs. Truppen in der Schlacht bei Leipzig und die neuern Revolutionen praktische Wichtigkeit erlangt. In allen solchen Fällen muß der Handelnde sich bewußt sein, daß er seinen Kopf verwirkt habe, da das Princip der Subordination nie und unter keinen Umständen aufgehoben werden kann. Immer werden aber solche Ereignisse nur höchst selten und nur in ganz ungewöhnlichen Verhältnissen vorkommen, wo der Einzelne hoch genug steht, um ein solches Opfer zum Besten des Ganzen mit Freiheit, aus dem innersten Gefühle des Rechts, zu bringen.

Sub rosa, eigentlich unter der Rose, heißt bildlich und sprichwörtlich so viel als: im Verheimlichen oder insgeheim, z. B. Jemandem etwas mittheilen. Die alten Deutschen pflegten nämlich eine Rose, als Symbol der Verschwiegenheit, bei ihren Gastmählern von der Decke auf die Tafel herabhängen zu lassen, um damit anzudeuten, daß man die bei demselben durch die frohe und heitere Stimmung hervorgerufenen Äußerungen wieder vergessen und wenigstens Andern nicht mittheilen solle. Ob diese Sitte schon im röm. Alterthume stattfand, ist sehr zweifelhaft.

Subscription, die Verpflichtung durch Namensunterschrift zur Theilnahme an irgend einem Unternehmen, besonders an einem künstlerischen oder literarischen. Man veranstaltet Subscriptionen, um gewagte Unternehmen rücksichtlich des Kostenpunkts oder des Ertrags her zu stellen. Werden alle Bedingungen erfüllt, zu denen sich der Unternehmer hierbei rücksichtlich der Lieferungszeit, der Beschaffenheit des Gegenstandes u. s. w. verbindlich macht, so ist der Subscribent auch rechtlich gehalten, seiner Verpflichtung zur Theilnahme nachzukommen. Der Subscriptionspreis ist gewöhnlich zum Vortheil des Subscribenten niedriger gestellt als der spätere gewöhnliche Kaufpreis der Sache. Die Subscription unterscheidet sich von der Prämiation (s. d.) oder der Vorausbezahlung.

Subsidien nannten die Römer das dritte Treffen der Schlachtordnung, welches den beiden andern Treffen im Fall der Noth zu Hülfe kam, daher figürlich so viel als Unterstützung, Hülfe in der Noth. Die neuere Zeit versteht gewöhnlich unter Subsidien Gelder, die vermöge geschlossener Bündnisse oder Verträge ein Staat dem andern zahlt, um von ihm bei einem mit dem dritten Staate entstehenden Kriege entweder nicht beunruhigt, oder, welcher letztere Fall gewöhnlichste ist, mit einer in den Verträgen festgesetzten Anzahl Truppen unterstützt zu werden. In frühern Zeiten gereichte es einem Regenten nicht zum Ruhme, wenn er von einem andern Subsidien-gelder empfing oder, wie man sich damals ausdrückte, in fremdem Solde stand. (s. auch Allianz.) In England heißen diejenigen aus den öffentlichen Einkünften herrührenden Gelder, die vorzüglich für die Land- und Seemacht von dem Parlamente jährlich bewilligt werden, Subsidien-gelder (grants, d. h. Bewilligungen). — **Subsidia charitativa**, eine Bezeichnung, die unter Karl V. 1546 aufkam, hießen im ehemaligen Deutschen Reiche diejenigen Gelder, welche die unmittelbare Reichsritterschaft dem Kaiser gegen einen Revers bewilligte, von dem Unterthanen erhob und dann der freien Verfügung des Kaisers überließ.

Substantivum heißt in der Sprachlehre die Bezeichnung oder Benennung eines Dinges oder einer Gattung von Dingen, theils Personen, theils Sachen, die als für sich selbständig gelten werden, wie König, Redner, Stuhl u. s. w., und in mehre Classen verfallen. (S. Nomen.)

Deutschen hat man auch den Ausdruck Dingwort dafür gewählt.

Substanz. Das Verhältniß, welches die philosophische Kunstsprache durch die Worte Substanz und Accidens bezeichnet, findet sich schon in dem gewöhnlichen Gedankenkreise. Es entspricht nämlich dem Verhältniß zwischen Dingen und Eigenschaften, und die Veranlassung, beide voneinander zu unterscheiden, liegt in den Veränderungen der Dinge. Indem nämlich ein Ding in der Veränderung andere Eigenschaften bekommt, ohne daß es selbst zu sein aufhört, entsteht der Begriff eines den wechselnden Eigenschaften zu Grunde Liegenden, welchem diese, bald jene Eigenschaften und Bestimmungen anhaften. Die Worte Substanz und Accidens sind nun eigentlich bloß abstracte Ausdrücke für dieses Verhältniß. Unter jenem verstanden wir man Das, was an sich selbst unabhängig von den Bestimmungen ist, also das in dem Wechsel der Eigenschaften Beharrliche und Bleibende; unter diesem die der Substanz anhaftenden, inhärenten Bestimmungen. Worin nun die Substanz der Dinge bestehe, also was die Substantialität derselben sei, ist, seitdem Aristoteles diesen Begriff in die Philosophie eingebracht hatte, sehr verschiedenartig bestimmt worden. Im Mittelalter begnügte man sich Jahrhunderte lang, auf diese Frage durch die Berufung auf gewisse verborgene Qualitäten (qualitates occultae) zu antworten, die das Substantiale in den Dingen bilden; Cartesius unterschied zwei Arten von Substanzen, denkende und ausgedehnte; Leibniz bestimmte den Begriff

geistlichen Inhalts, besonders aber durch seine gereimten Wappenbeschreibungen, mit denen erische Ehrenreden auf die Träger der Wappen verknüpft waren. Seine sowol für Zeit- und Sittengeschichte als auch in sprachlicher Hinsicht bedeutsamen Werke wurden mit Erläuterung und Wörterbuch herausgegeben durch Primisser (Wien 1827); die Sprache behandelte er ausführlich und gründlich Koberstein in vier Programmen der Landesschule Pforta (Jahrb. 1828—52).

Sucher nennt man ein kleines Fernrohr mit großem Gesichtsfelde, welches mit einem großen Fernrohr so verbunden ist, daß beide Achsen genau parallel sind, und dazu dient, Gegenstände am Himmel aufzufinden, die man mit dem großen Fernrohr beobachten will. Zum Aufsuchen von Gegenständen eignet sich nämlich ein stark vergrößerndes Fernrohr darum nicht, weil es stets nur ein sehr kleines Gesichtsfeld hat; daher ist für ein solches ein Sucher unentbehrlich. Ist der letztere richtig gestellt, so muß jeder in demselben in der Mitte erscheinende Gegenstand auch in der Mitte des Feldes des großen Fernrohrs erscheinen.

Suchet (Louis Gabr., Herzog von Albufera), Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Paris am 17. Dec. 1772, kämpfte seit 1792 in den freiwilligen Bataillonen seines Departements, ging 1796 als Oberoffizier in die Armee von Italien über und erwarb sich im Feldzuge von 1797 durch Tapferkeit den Grad des Brigadegenerals. Als solcher wurde er 1798 Brune in der Schweiz beigeordnet. Als Brune bald darauf das Commando in Italien übernahm, begleitete er denselben und versah die Verwaltung beim Heere. Joubert, der Nachfolger Brune's, schickte ihn an gleicher Eigenschaft nach Piemont, wo er mit den Commissaren des Directoriums, die ihm die Kriegskasse wegnehmen wollten, in Streit gerieth. Er trat hierauf unter den Befehl Masséna's in der Schweiz und erhielt bald die Leitung von dessen Generalstabe. Als Joubert an Bonaparte's Stelle den Befehl in Italien übernahm, rief er S. zu sich und vertraute ihm ebenfalls den Generalstab an. Nach Joubert's Tode diente S. erst unter Moreau, dann unter Chambray, endlich 1799 wieder unter Masséna, der ihn vom Ersten Consul zum Divisionsgeneral ernennen ließ. An der Spitze von ungefähr 8000 Mann hielt er den Angriff der 40000 Mann starken östr. Armee unter Melas auf und unternahm eine erfolgreiche Diversion zu Gunsten Masséna's, der in Genua eingeschlossen war. Durch ein anderes kühnes Manoeuvre brachte er dem Feinde, der sich das Meeresufer entlang zog, 33 Kanonen und 15000 Mann ab. Dessenungeachtet mußten Masséna und S. Genua kurz vor Bonaparte's Siege bei Magenta übergeben. Nach der Zurückgabe von Genua übernahm S. daselbst das Commando, und im Dec. 1800 vertraute ihm Bonaparte den Befehl über das Centrum der Armee in Italien an. S. überschritt den Mincio, befreite den General Dupont, warf die Östreicher unter Bellegarde zu Bozzolo und nahm Theil an den Gefechten bei Borghetto, Verona und Montebello. Im J. 1803 gab ihm Bonaparte das Commando zu Boulogne. Im Feldzuge von 1805 befehligte er die erste Division von Lannes' Corps und zeigte sich bei Ulm, Hollabrunn, besonders bei Austerlitz als einen der tüchtigsten Generale des Kaisers. Im folgenden Feldzuge traf er zuerst mit den Preußen bei Saalfeld zusammen; auch begann sein Corps den ersten Angriff auf Jena. In Polen widerstand er den Russen tapfer bei Pultusk und betheiligte sich an dem Siege zu Ostrolenka. Im J. 1808 wurde er nach Spanien geschickt, wo er sich namentlich durch den Ruhm eines Helden und Feldherrn erwarb. Er übernahm den Oberbefehl des dritten Armeecorps in Aragonien und schlug den Feind unter Blake im Juni 1809 bei Navia und Albufera. Im J. 1810 schlug er D'Donnell 23. April bei Lerida, zwang diesen Platz und Melilla zur Übergabe und eroberte 2. Jan. 1811 Tortosa. Am 28. Juni 1811 erstürmte er nach großen Anstrengungen Tarragona und erhielt dafür von Napoleon den Marschallsstab. Im J. 1812 schlug er Blake abermals bei Sagonte und eroberte 9. Jan. Valencia, wobei ihm 1000 Mann mit Geschütz und Gepäck in die Hände fielen. S. empfing zur Belohnung die Grafschaft Albufera und den Herzogstitel. Er behauptete sich nun in der Provinz Valencia und zog sich erst 1813 gegen die Pyrenäen zurück. Nach dem Sturze Napoleon's wechselte er sich den Bourbonen zu. Als jedoch der Kaiser von Elba zurückkehrte, ging er wieder in den Dienst, wurde Pair und trat an die Spitze der 10000 Mann, welche die franz. Grenze gegen die Engländer decken sollten. Er schlug erst ein Corps Piemontesen, dann ein österreichisches und zog hierauf nach Lyon zurück, wo er sich, da Alles verloren, den Bourbonen ergab. Nach der dritten Restauration blieb er ohne Anstellung; doch gab ihm Ludwig XVIII. 1819 die Pairswürde zurück. Nach langer Krankheit starb er 5. Jan. 1826. S. hinterließ geschätzte Memoiren über die span. Feldzüge, welche sein Stabschef St.-Cyr-Nugues (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1826) herausgibt. Letzte Aufl. XIV.

imana geboren und auf der Schule in Caracas erzogen. Kaum 17 J. alt, trat er unter die triotischen Fahnen der von Miranda angeführten Truppen, zeichnete sich bald ebenso sehr durch Einsicht als persönliche Tapferkeit aus und erwarb sich dadurch die Freundschaft des alätengenerals Piar, in dessen Generalstabe er von 1814 an den Feldzug mitmachte. Als er erschossen worden, trat S. 1817 in die Dienste Bolivar's (s. d.) und nahm nun Theil an den Feldzügen gegen Neugranada. Nach der Eroberung der Hauptstadt Bogota und der Niederlage des span. Heeres unter dem General Baldez erhielt er das Commando über ein Armeecorps. Er besiegte die Spanier 28. April 1820 bei la Plata und im Mai 1821 in der Nähe von Guanaquil. Am 24. Mai trug er den Sieg am Vulkan Pichincha über die Spanier davon, dessen Folge die Hauptstadt Quito in die Hände der Patrioten fiel, die Provinz von den Spaniern geräumt und der Befreiungsarmee der Weg von Colombia nach Peru geöffnet wurde. Im folgenden Jahre schiffte sich S. mit 3000 Mann colombischer Hülfstruppen nach Peru ein. Nachdem 1824 die Spanier wieder Lima besetzt hatten, wurde er als Oberbefehlshaber der republikanischen Truppen mit fast unbeschränkter Gewalt bekleidet. Er schlug die Spanier 9. Dec. 1824 in der Schlacht von Ayacucho und entschied durch diesen glänzenden Sieg die Befreiung Südamerikas von dem Joche der Spanier. Bolivar gab ihm den Titel des Großmarschalls von Ayacucho; Oberperu, das sich nach Bolivar Bolivia nannte, ernannte ihn 1825 zum Präsidenten auf Lebenszeit. Schon Ende 1827 brachen indes Unruhen aus und in La Paz empörten sich gegen S. die von ihm in seinem Sold gehaltenen colombischen Truppen unter Leitung des Oberstlieutenants Guerra. In einem Gefecht gegen Guerra wurde S. gefährlich am linken Arme verwundet, daß er ihm abgenommen werden mußte. In Folge dieses neuen Aufstandes in der Hauptstadt Chuquisaca 18. April 1828 mußte er mit seinen colombischen Truppen Bolivia verlassen. Am 1. Aug. 1828 legte S. in dem versammelten Congreß seine Würde nieder. Von der Stadt Quito 1830 zum Congressmitgliede gewählt, wurde er Präsident des constituirenden Congresses. Unter seinem Vorsitz wurden die Grundgesetze der neuen Constitution 2. Febr. 1830 einmüthig bestätigt; dann ging er als Bevollmächtigter nach Merida, um die Zwiste mit Venezuela auszugleichen. Die Unterhandlungen scheiterten aber, und als S. nach Bogota zurückkehrte, war hier bereits für Bolivar Alles verloren, so daß er zur Abdankung genöthigt sah und nach Cartagena abreiste. S. erhielt von ihm den Auftrag, die Südarkmee zur Bewirkung einer Gegenrevolution in Bogota zu gewinnen. Hier wurde er auf Veranstellung seines Gegners, des Generals Ovando, im Juni 1830 mörderisch ermordet.

Südamerika, die südliche Hälfte Amerikas (s. d.), bildet ein fast rechtwinkeliges Dreieck von ungefähr 321000 QM., dessen Hypotenuse, fast genau von Norden nach Süden im Meridion 53° w. L. laufend, sich nördlich in der Galinaspize unter $12\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Br. und südlich im Formosa unter fast 54° s. Br. endigt, während die beiden Katheten im Cap San-Roque $17\frac{1}{2}^{\circ}$ w. L. und 5° s. Br. zusammenstoßen. Dieses Dreieck, das an seiner Nordwestseite die Landenge von Panama (s. d.) mit Nordamerika verbunden wird, ist auf seiner etwa 10000 M. langen Westseite von dem Großen Ocean, auf der Nordost- und Südostseite aber vom Indischen Ocean bespült. Die gesammte Küstenentwicklung beträgt, da die Gestalt S. s. ein- und massenhaftig ist und ihm fast alle maritime Gliederung abgeht, indem es nur Küstungen und verhältnismäßig geringe Einschnitte, nicht aber tiefe Bufen und Fjorde besitzt, nur ungefähr 3400 M., wovon 2150 M. auf den Atlantischen und 1250 M. auf den Indischen Ocean kommen. Die Bodengestaltung wird hauptsächlich von den Cordilleras de los Andes und drei getrennten Gebirgsgliedern bestimmt, dem brasil. Gebirgsland, dem Hochland von Guiana, dem Küstengebirge von Venezuela und der kleinen Sierra Nevada von Sta. Marta. Die Cordilleras (s. d.) durchziehen als ein langes Kettengebirge mit einem Flächeninhalt von 44500 QM. ganz S. auf seiner Westseite von Süden nach Norden, immer näher parallel mit der Küste streichend und gleichsam einen langen hohen Grath bildend, auf der Landenge von Panama in einer tiefen Einsenkung eine Unterbrechung erleidet, die nördlich von jener in derselben Richtung durch ganz Nordamerika fortzusetzen. Das Gebirgsland von Brasilien dagegen auf der südöstlichen Seite S. s., mit seinem Kern ungefähr zwischen 10° — 30° s. Br. und 20° — 40° ö. L. gelegen und unter den isolirten Gebirgsmassen aus sich hinsichtlich ihrer räumlichen Ausdehnung, die sich auf 18000 QM. beläuft, die erste, die aus einem Plateau von 1—2000 F. Erhebung, das sich von der Küste des Atlantischen Oceans westwärts tief ins Land hinein erstreckt, ohne doch mit den Cordilleras in Verbindung zu stehen, oder gar eine Vorstufe derselben zu sein, vielmehr durch weite Ebenen, nach denen es



ines Gebiets bildend, zwischen den Cordilleras und dem südlichen Theile des brasil. Gebirgslandes bis zum Atlantischen Ocean im Südosten erstrecken, bilden das dritte, südlichste große Tiefland S.s, an das sich weiterhin nach Süden die große patagonische Steppe anschließt, in der es einen Flächenraum von 76000 QM. begreift. Die patagonische Steppe aber, thwärts vom Fuße der Cordilleras bis zum Atlantischen Ocean sich ausdehnend, reicht südlich vom Rio Colorado bis zur Südspitze des Erdtheils. Außer diesen drei großen zusammenhängenden Tiefländen zählt S. noch zwei abgesonderte: die 6800 QM. große Tiefebene am Ausflusse des Magdalenenflusses, zwischen den Cordilleren von Neugranada, den Meerbusen von Darien und Maracaibo gelegen und die Sierra Nevada de Sta.-Marta umschließend, und die 2200 QM. große Tiefebene von Guiana, welche im Nordosten des guianasischen Hochlandes gegen das Atlantische Meer als ein schmaler Küstenstrich sich hinzieht.

Die Hauptwassersysteme S.s sind mit seinen drei großen Hauptebenen gegeben und bestehen aus dem des Orinoco (s. d.), dem des Marañon und dem des Plata; außer diesen Flüssen sind noch anzuführen der Magdalenenstrom in Neugranada, welcher sich in das Karaimische Meer ergießt; der Paranaiba in Brasilien, welcher auf der Serra dos Ventos im brasil. Gebirge entspringt und in nordöstlichem Laufe von 186 M. Länge dem Atlantischen Ocean zumiut; der San-Francisco, ebenfalls in Brasilien, der auf der Serra Negra im brasil. Gebirge springt und in nordöstlicher Richtung die weite Thalebene zwischen der Serra do Espinhaço und der Serra dos Ventos durchströmt, bis er nach Osten umbeugend die Küstenterrasse verläßt und bei einer Stromentwicklung von 277 M. in den Atlantischen Ocean mündet; endlich der Rio Colorado und der Rio Negro, welche auf der Ostseite der Cordillera von Chile springen und in südöstlicher Richtung die patagonische Ebene durchströmend in den Atlantischen Ocean fallen. Auf der ganzen Westseite S.s befindet sich kein einziger Fluß von Bedeutung. Unter den Seen sind nur die beiden von Maracaibo und von Titicaca erwähnenswerth. Der See von Maracaibo, ein Süßwassersee von 394 QM., liegt im Norden der östlichen Cordillera und im Westen des Küstengebiets von Venezuela im westlichen Theile dieser Sublik und hängt durch eine breite Wasserstraße mit dem Meerbusen von Maracaibo im Karaimischen Meere zusammen; der Titicacasee (s. d.), mit einem Flächeninhalt von 230 QM., liegt in Oberperu an der Grenze der heutigen Republiken Peru und Bolivia, hat salziges Wasser und ist ohne Zusammenhang mit dem Meere. Nur wenige Inseln gehören zu S.; die bedeutendsten darunter sind die Galapagos (s. d.) im Großen Ocean, die Falklandsinseln (s. d.) im Atlantischen Ocean und das Feuerland (s. d.) an der Südspitze Amerikas, nur durch die Gellandsstraße von demselben getrennt und die südlichste insularische Fortsetzung der Cordilleras bildend.

Das Klima S.s ist in seiner Art fast ebenso verschiedenartig als das von Nordamerika und hat seine Charakteristik in dem von Amerika (s. d.) im Allgemeinen. Während das Klima des Feuerlandes ein subarktisches genannt werden kann und in den Gebirgen die Wärme mit zunehmenden Bodenhöhe bis zur höchsten Rauheit der Alpennatur abnimmt, herrscht auf den sandigen oder wüsten Küstenstrichen am Großen Ocean, sowie in den tropischen Tiefländern, besonders an der Küste des Karaimischen Meeres und der Küstenebene von Guiana, die furchtbare Tropenhitze, die die beiden letztern Landstriche zu den ungesundesten S.s macht. Ebenso ungesund ist die Bewässerung des Landes. Denn während die Westküste am Großen Ocean und die außertropischen Ebenen östlich von den Cordilleras im Allgemeinen an Dürre leiden, wo nicht künstliche Bewässerung der Vegetation zu Hülfe kommt, theils die Natur eines Wüstenlandes, theils die einer völligen Wüste tragen, gehört der tropische Theil von S. östlich der Cordilleras in Folge der regelmäßigen Tropenregen und der damit zusammenhängenden reichlichen Bewässerung, sowie in Folge des größtentheils fetten, humusreichen Bodens der Ebenen selbst der Gebirge mit geringen Ausnahmen zu den Ländern der Erde, welche die üppigste Vegetation zeigen. Die Producte S.s sind daher noch mannichfaltiger und von größerer Menge als in Nordamerika; in allen drei Reichen der Natur gehört S. jedenfalls zu den gesegnetsten reichsten Ländern der Erde. Die Bewohner S.s, ungefähr 16 1/2 Mill. an Zahl, sind verschiedenen Stämmes, theils Indianer oder Ureinwohner, theils Eingewanderte, Europäer und dergleichen. Die erstern mit den zu ihnen gehörenden Mischlingen zählen über 6 1/2 Mill., die andern mit den Mulatten 3,700,000, die Weißen oder Creolen, häufig jedoch auch nicht ganz reinen Blutes, etwa 6 Mill. Seelen. Zwei europ. Völker haben sich vorzüglich in den südlichen Theil von S.s getheilt, die Spanier und die Portugiesen, von denen jene sich auf der westlichen und diese auf der östlichen Seite festsetzten. Obwol die Herrschaft ihrer europ. Mutterländer schon

sta, mit den Provinzen Buenos-Ayres, Paraguay und Plata, die größte der südamerik. n. Colonien. Der erste Entdecker war der Spanier Juan Diaz de Solis 1515, worauf 1526 Venetianer Sebastian Caboto, im Dienste des Königs von Spanien, den Platastrom hin- segelte, den er, weil ihm die Indianer viel Silber aus dem östlichen Peru brachten und er he Silberadern hier vermuthete, Rio de la Plata, d. i. Silberstrom, nannte; erst 1553 grün- m die Spanier eine Ansiedelung und erbauten dann Buenos-Ayres, wo der Generalcapitän en Siz hatte, wiewol die Verwaltung von Peru abhängig war. Bei dem Monopolsystem Mutterlandes, das jährlich nur eine Flotte in den Plata schickte, blieb Buenos-Ayres von opa fast abgeschnitten; bald aber wußte der Schleichhandel diese reiche Colonie zu benutzen, die Spanier führten daher 1748 die sogenannten Registerschiffe ein, die mit einem Freischein- Rath's von Indien zu jeder Zeit im Jahre nach dem Plata fahren durften. Buenos-Ayres de bald ein wichtiger Handelsplatz, und die span. Regierung erklärte endlich 1778 sieben 1785 noch fünf Häfen zu Freihäfen, wodurch der Handel mit Buenos-Ayres und nach den en des Stillen Meeres nicht mehr wie früher auf Cadix beschränkt blieb. Das ganze Plata- wurde gleichzeitig zu einem Vicekönigreich erhoben, und durch die Vereinigung der östlich südlich von den Andes liegenden peruanischen Landstriche mit demselben kam Buenos- is, das früher bloß Ackerbaucolonie war, in den Besitz reicher Erzgruben. Das Vice- reich bestand aus den Gouvernements a) Buenos-Ayres; b) Las Charcas oder Potosi, i 1533 von Pizarro colonisirt, mit der Hauptstadt Chuquisaca und dem 1547 erbauten si; c) Paraguay, von den span. Eroberern hart behandelt, bis die Jesuiten 1656 die Lei- der Colonie erhielten; d) Tucuman, von den Spaniern 1543 entdeckt und 1549 erobert, e) Cuyo oder Ostchile, 1560 von den Spaniern erobert und merkwürdig durch Denk- aus der Zeit vor der Herrschaft der Inkas.

ie Ereignisse, welche Spanien endlich den Verlust seiner Colonien zuzogen, waren die Folge oben charakterisirten drückenden Colonialsystems, das mit engherzigem Monopolgeist auf die Interessen des Mutterlandes berechnet und wegen seiner Ungerechtigkeit schon lange scheut war. Außerdem herrschte auch in der Verwaltung wie in der Rechtspflege eine mlose Willkür. Nur die höhere Geistlichkeit behauptete einige Unabhängigkeit, aber die reistlichen der untern Classen, meist Eingeborene, hatten keine Aussicht auf eine Verbesse- hrer Lage und waren daher in mehren Colonien für die Wiederherstellung der Freiheit olkes thätig. Das Maß der geistigen Bildung des Volkes, die von der Geistlichkeit, früher ers von den Jesuiten ausgegangen war, wurde aus ihrem Standpunkte für eigenes Be- in Einstimmung mit der Regierung berechnet. Nach diesen Interessen war überall das ichtswesen eingerichtet. Die höhern Bildungsanstalten, die zum Theil reich dotirten hulen in Lima, Mexico, Sta.-Fé, Caracas, Quito, und die vorbereitenden Anstalten in i Städten genossen die Lehrfreiheit nur im Gebiete der Sprachenkunde und in denseligen ischaften, die den Kirchenglauben und die Politik nicht unmittelbar berührten. Aristote- philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Heilkunde, Rechtswissenschaften, Berg- de, selbst die bildenden Künste blieben trotz veralteter Unterrichtsweisen nicht ohne Ein- f die höhern Classen der Weißen. Das span. Amerika konnte sich besonders im 18. Jahrh. tüchtigen wissenschaftlich gebildeten Männer rühmen. Nur im Kirchenwesen und in weigen der Staatswissenschaft herrschte bevormundende Beschränkung; aber im Aus- langte Bildung, Handelsverbindungen, besonders mit England, Frankreich und Nord- i, und eingeschlichene Bücher hellten manche Köpfe unter den Creolen auf und streuten us, die später überraschende Früchte trugen, als die alte Zwingherrschaft zusammenfiel. eolen hatten schon längst die Schmach der Unterdrückung gefühlt. Ein Canadier, Leon, 1750 zu Caracas eine Verschwörung, die aber entdeckt wurde und ihm das Leben kostete. u stellte sich José Gabriel Tupac Amaru, ein Abkömmling der Inkas, 1780 an die es Volkes, und nachdem er vergebens eine Erleichterung des auf den Indianern lasten- ack's gefodert hatte, griff er mit seinen Anhängern zu den Waffen. Dies war die Lösung u allgemeinen Aufstande der Indianer, die nun Abschaffung des Frohndienstes zum a und anderer Erpressungen verlangten, und ein verheerender Krieg entbrannte in meh- len von Peru. Tupac Amaru, der die Zeichen der kaiserl. Würde angelegt hatte, wurde fangen und grausam hingerichtet, aber die Indianer sammelten sich wieder unter seinem Diego Christoval und seinem Neffen Andreas und hätten beinahe die Herrschaft der erschüttert; aber ihre Anführer wurden nach einigen Jahren unterworfen und trotz e Versprechungen als Verräther hingerichtet. Auch der 1797 von einigen Creolen und

Regierung bei ihrer Verbindung mit den Cortes sich bemüht, die Colonien dem Mutterlande zu halten, und schon 1810 äußerte sie den Wunsch, daß die amerik. Junten sich der Regentschaft anschließen möchten. Die Cortes nahmen auch 1811 die von Engländern angebotene Vermittlung des Zwistes mit den Colonien an, verwarfen aber die Vorschläge der engl. Regierung und amerik. Abgeordneten in Spanien, besonders die Gewährung des freien Handels, den Engländer für sich und das span. Amerika verlangte. Der unter den Cortes vorherrschende alte Moltkegeist des Mutterlandes vereitelte alle Ausöhnungsversuche. Die Regentschaft in Cadix fügte eine Sperre gegen die Küste von Venezuela und schickte frische Kriegsvölker nach Vera Cruz, Caracas, Montevideo und andern Punkten, um die Colonien mit Gewalt zu unterwerfen. Sie äußerte den heftigsten Haß gegen die Amerikaner und die span. Heerführer gaben das erste Beispiel in der Verletzung von Verträgen und in grausamer Behandlung der Gefangenen. Die tödlichen Gewaltthaten Calleja's in Mexico, des Heerführers Monteverde in Caracas, des Generals Guyneneche in Peru, wo schon 1809 ein Aufstand ausgebrochen war, und die Billigung dieser Grausamkeiten durch die span. Regentschaft und die Cortes erbitterten die Amerikaner so sehr, daß sich 1811 alle Colonien für unabhängig von den Cortes erklärten. Die Amerikaner behaupteten entschlossen ihre Unabhängigkeit, und seitdem wurde der Kampf hauptsächlich auf vier Schauplätzen, in Caracas und Neugranada, in Buenos-Ayres und dem angrenzenden Chile, in Mexico und später in Peru, geführt, wo auf ungeheuerem Raume meist kleinere mit wilder Erbitterung für oder gegen die Unabhängigkeit eines Welttheils stritten, bis J. 1824 eine große Entscheidung brachte, welche die politische Selbständigkeit der neugebildeten Staaten begründete. — Die Geschichte des andern Haupttheils von S., der portug. Colonien, geht in der von Brasilien (s. d.) auf. — Vgl. Petrus Martyr, „De rebus oceanicis et novis“ (Madr. 1516); Benzoni, „Historia Indiae“ (1586); Herrera, „Decades o historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del mar oceano“ (Madr. 1601); Antonio de Ulloa, „Relacion historica de viaje a la America meridional“ (Madr. 1748); Derselbe, „Noticias americanas“ (Madr. 1772); Raynal, „Histoire des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes“ (Amst. 1771); Muriel, „Historia del nuevo mundo“ (Madr. 1795); Urquiza y Parbo, „Resumen de las cosas principales, que prepararon y dieron impulso á la emancipacion de la America española“ (Madr. 1836); „Outlines of the revolution in Spanish America, by a South-American“ (Lond. 1817); Torrente, „Historia general de la revolucion moderna hispano-americana“ (3 Bde., Madr. 1829 fg.); Möding, „Der Freiheitskampf in S.“ (Hamb. 1830); Späus, „Die Republiken von S.“ (Abth. 1, Götting. 1843); Macgregor, „The progress of America from the discovery of Columbus to the year 1846“ (2 Bde., Lond. 1847); Kottenberg, „Der Unabhängigkeitskampf der span.-amerik. Colonien“ (Stuttg. 1838); Derselbe, „Geschichte der Colonisation Amerikas“ (Bd. 1, Hft. 1850); Parish, „Buenos-Ayres and provinces of the Rio de la Plata“ (2. Aufl., Lond. 1852).

Sudân oder **Beled-es-Sudân**, d. h. Land der Schwarzen oder Negerland, ist schon seit dem Alterthum der gemeinliche Name für die ungeheure Länderstrecke Centralafrikas, welche sich von der Wüste Sahara südwärts in bis jetzt noch völlig unbekannte Fernen gegen den Äquator ausbreitet. Neuere Geographen unterscheiden Hochsudân und Flachsudân. 1) Der **Hochsudân**, welcher, wenn nicht die Thalfurche des untern Niger (s. d.) eine Unterbrechung bildete, der nordwestliche Vorsprung des Hochlandes von Südafrika bezeichnet werden könnte, erstreckt sich von jener Furche west- und nordwestwärts bis über die Quellgebiete des Niger, Senegal und Gambia und umfaßt die hinter den meist flachen Küsten von Nordguinea (s. Guinea) Senegambien (s. d.) aufsteigenden Gebirgs- und Plateaulandschaften des Kong und vom Senegambien, die Reiche der Aschanti (s. d.), von Dahomeh (s. d.), sowie die der Mandingos (s. d.) und Fulah (s. d.), die sich alle durch reichliche Bewässerung, prachtvolle Urwaldung, üppige Vegetation, überhaupt durch eine Fülle von tropischen Producten und Gold auszeichnen. 2) **Flachsudân** oder **Sudân schlechthin**, auch **Nigritien**, d. h. Negerland oder Nigritien, nach den Eingeborenen aber **Takrur** und theilweise auch **Asnu** genannt, erstreckt sich von den nördlichen und südlichen Abfällen des hohen S. ostwärts bis Kordofan und den ehemals den Reiche Abyssinien gehörigen Bergländern, bildet die Übergangsstufe zwischen dem hohen Hochafrika und der Wüste und kann als die erste Vorterrasse des erstern angesehen werden. Dieser sogenannte flache S. ist jedoch keine Ebene, sondern ein wellenförmiges, zum Theil sogar von eigentlichen Bergzügen unterbrochenes Hüggelland dessen mittlere Erhebung über das Meer 1200 F. betragen mag. Seine Lage zwischen dem wasser-

losen Sandmeer der Wüste, deren Rand gleichsam seine Nordküste bildet, und den übersteigbaren Hochländern im Süden, verbunden mit dem für Fremde mörderischen Mima, der Wildheit und Raubsucht seiner meisten, sich fast stets bekriegenden Völker, macht ihn zu einem der unzugänglichsten Länder, um dessen nähere Kenntniß sich vorzüglich die Reisenden Mungo Park, Dochart, Laing, Denham, Clapperton, Caillie und Vander, in neuester Zeit die Deutschen Overweg (starb 27. Sept. 1852 zu Kufa am Tschadsee) und Barth aus Hamburg und Vogel aus Leipzig verdient gemacht haben, denen im Juli 1854 auch Bleek aus Bonn nachfolgte. Wie am Nordrande der Sahara, in Biledulgerid (s. d.), so ergießen sich hier am südlichen Saume derselben die Flüsse in das Sandmeer, wo sie, bei ihrer verhältnißmäßig geringen Wassermasse, vom glühenden Wüstenboden begierig aufgesogen, verschwinden, nur Lachen zurücklassen, die größtentheils von dem dem Sande beigemischten Salzen den Geschmack annehmen und nur zur Zeit der periodischen Regen als größere Wasserflächen sich darstellen. Weiter im Süden dagegen ist reichlichere, zum Theil überreiche Bewässerung; hier beginnt ein wahres Culturland. Der Niger mit seinen vielen Nebenflüssen und das „Meer von S.“, der große Tschadsee oder Tschad (s. d.) mit seinen Zuflüssen Schari im Süden, dem Far im Westen, dem Bhata oder dem periodischen Strome des Gazellenthals (Wad-el-Ghesal) im Osten, der nicht ostwärts in den Fitriésee fließt, bilden große und reiche Wassersysteme, zum Theil im West-, dieser im Ostsudan. Beide Theile werden durch das von SO. gegen NW. hinreichende Bergland von Mandara getrennt, welches südlich von Bornu unter 10° n. Br. ansteigt, aus hohen, schroffen Felsmassen gebildet, wohl bewässert, reich an pittoresken Scenerien ist und dessen etwa 2500 F. über dem Meer liegende Gipfel durch südlichere, um einige Tausend Fuß höhere, kühn und nadelförmig auftretende Pico's überragt werden, von denen einer der südlichsten bekannten Mendesi heißt. Die neuesten Forschungen ergeben aber, daß mit dieser Bergmasse ausgedehnte Ebenen auftreten, die unter andern die große Landschaft Adamaua füllen, sodaß diese Berge, wie die im fernsten Osten, wahrscheinlich nur isolirte Massen sind. Der Montagna in Adamaua wird 9—10000 F. hoch geschätzt, erreicht jedoch die Region des ewigen Schnees nicht. Das Klima ist hier, in der Nähe der Wüste und des Äquators, natürlich sehr heiß. Die mittlere Jahrestemperatur in Kufa am Tschadsee beträgt 23° R.; in Bornu steigt vom März bis Juni am Tage das Thermometer selten unter 30°, steigt Nachmittags auf 32° und höher und fällt selbst Nachts nicht unter 28°. Aber in der sogenannten Winterzeit sinkt das Thermometer Nachts nicht selten unter den Gefrierpunkt. Diese Contrasten, verbunden mit den aus den monatelangen Überschwemmungen und den Miasmen der Sumpfgegend hervorgehenden höchst intensiven Wechselfiebern, sind selbst der einheimischen Bevölkerung der tiefern Gegenden sehr verderblich. Der Boden zeigt, wo nicht die Wüste zungenförmig vordringt und die Bewässerung nicht fehlt, ein mit reichem tropischen Pflanzenwuchs bedecktes Erdreich. Überall wachsen die mächtigen Adansoniën auf den unübersehbaren Grassteppen; erscheinen üppige Tamarinden- und Mimosenwälder, baumartige Euphorbien, die Delonix, einer der schönsten Bäume, bis zu 120 F. Höhe, die Dampalme, seltener die Dattelpalme, der Osten der Bollbaum. Cultivirt werden Weizen, Reis, Mais, Durrhirse, Bohnen und andere Hülsenfrüchte, Zwiebel- und Gürkengewächse, Hanf, Taback, Baumwolle, Indigo, rother Pfeffer, Koriander u. s. w. Man zieht Rindvieh, Schafe, vortreffliche Esel und Pferde, Ziegen in Käfigen, am Rande der Wüste auch Kameele. Es finden sich hier Elefanten, Rhinoceros, Flusspferde, Löwen, Panther, Hyänen, Schakals, Strauße, mancherlei andere Vögel mit farbigem Gefieder, Fische, große Amphibien und Insekten aller Art, auch Krokodile und Schlangen. Mineralien ist die Ebene arm, viel reicher das Bergland. Am häufigsten kommen Eisen- und Kupfererze vor, seltener Gold, Blei, Zinn, Salpeter und Schwefel; Salz muß eingeführt werden.

Die Bevölkerung besteht theils aus alteinheimischen, theils eingewanderten Negerstämmen und sehr vielen Sprachen. Sie sind entweder Anhänger Mohammed's, dessen Lehre sich immer verbreitet und in eigenen Koranschulen gelehrt wird, und bilden als solche nächst den hier vorhandenen Arabercolonien den bei weitem civilisirtesten, intelligentesten und fruchtbarsten Theil der Bevölkerung; oder sie sind noch Heiden, roh und wild, doch nicht so blutdürstig, wie die Aschanti und die Bewohner von Dahomeh. Neben dem Ackerbau, der Viehzucht und Fischerei treiben die civilisirten Einwohner mancherlei Gewerbe, die außer dem eigenen Bedarf noch volle Producte in den Handel liefern. Am ausgebreitetsten ist die Verarbeitung der Baumwolle und die Indigofärberei durch die Weiber, auf denen auch die Last der Feldarbeit ruht. Dem Lande liefert der westliche S. eine Reihe ausgezeichneten künstlicher Stoffe, die sogenannten Sudanstoffe, die in die Oasen der Wüste und selbst auf die Märkte von Marokko kommen.

Ausdehnung ist der Bergbau und das Hüttenwesen. S. treibt nach allen Richtungen gedehnten Ein- und Ausfuhrhandel, besonders nach Norden. Allein derselbe wird fast ausschließlich von Fremden, im Norden vorzüglich durch die Tuarik der Sahara und die Araber von Udschila, Fezzan, Tunis, Tripolis und Fez betrieben, während nur die einheimischen Händler sich über die Grenzen des Landes an die Seeküste im Norden und Westen wagen, gern aber fast ohne Ausnahme daheim bleiben. Der Handel wird, wie in der Sahara, häufig durch Karavanen betrieben, indem die großen Verkehrswege sich an die im Westen und Norden anschließen. Zu den wichtigsten Handelsplätzen gehören Sego, Bamansading, Dschinnie, Limbuku, Kaschna, Kano, Kufa, Angornu, Rabbah, Wara. Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle, Elfenbein, Korkidan oder Rhinoceroshörner, sehr gute Feder, Straußfedern, Zibeth, Sudangummi (Räucherwerk), Gummikopal, Asa foetida, die Senna, Paradiespfeffer, Cardamomen, Tamarinden, Eben- und Sandelholz, Indigo blau und blaugestreifte Baumwollenzzeuge, Seiden- und Halbseidenstoffe (Sudánstoffe), Leder, Lederarbeiten, vor allem aber Gold und Sklaven. Das Gold hat seinen Hauptabzug nach Westen zu Dschinnie und Limbuku, im Osten in Darfur. Es kommt theils als Goldstaub (Gulibber), theils verarbeitet in Ringen und Schmucksachen in den Handel. Für den Sklavenhandel war S. von jeher der Hauptstapelplatz, von wo aus die Waare nach allen Weltgegenden abwandert wurde und noch wird, zum größten Nachtheile aller Verhältnisse des Landes. In den Theilen des Innern überwiegt die Zahl der Sklaven die der Freien sehr bedeutend. Die Hauptimportartikel sind: baumwollene Kleidungsstoffe, fast ausschließlich brit. Ursprungs, ferner alle Arten von feinen Tüchern, nordafrik. Leppiche, wollene Mäntel (Haitis aus Ägypten), Mittel von Wolle und Seide, rohe Seide, Sammet, seidene Taschentücher, Eisenbarren und Eisenwaaren (namentlich auch Flinten und andere Waffen), theils aus England, theils aus Afrika, in großer Menge auch aus Deutschland (besonders aus Solingen, über Ägypten), ferner Schmucksachen, Nürnberger Waaren, Papier, Pulver, Blei, kupferne und zinnerne Gefäße, Kämme, gefärbtes Leder und Taback aus Marokko, Gewürze aus Ost- und Westindien, Kaffee, Cacao, Zucker, Pferde, Kauris aus Ostindien. Die allgemeinsten Tauschhandelsartikel sind entweder Kauris oder eine andere Art im Niger bei Limbuku gefischter Muscheln, dann Stücke baumwollener Zeuge und Goldstaub. Als Scheidemünze dienen in den kleinen Reichen längs dem Westrande des Niger Gurunüsse, in Darfur kleine Ringe. Hinsichtlich der Verfassung ist in den überaus zahlreichen, an Größe und Macht sehr verschiedenen Reichen oder Sultanaten das Princip der Erbmonarchie in sehr strengen Formen vorhanden. Obgleich die Herrscher volle Gewalt über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen haben, so hat doch in den Sudánstaaten kein solcher blutdürstiger Absolutismus Platz gegriffen, wie in den Theilen des afrik. Continents. Die größten und bekanntesten dieser Staaten und Reiche sind von Westen gegen Osten folgende: das Reich Bambarra (s. d.); das jetzt selbstständige Reich Dschinnie (Dinnie), ehemals Unter-Bambarra genannt, erst seit 1853 durch England bekannt; Kabra, dessen Hafenplatz am Niger; das Reich der Fellatah (Fellatah) im Lande Hausa (s. d.); das Reich der Fellatah im Lande Nuffi (Nuffe), auch Tappi genannt; das Reich Yaurri oder Yurri auf der östlichen Seite des Niger; das Land Borgu oder Borgu westlich am Niger, Nuffi gegenüber gelegen, mit den Reichen Kiama, Bussa und Borgu. Der Beherrscher vorzugsweise den Titel eines Sultans von Borgu führt; das Land zwischen dem Niger und dem Berglande Adamaua; das Reich Barnu oder Bornu westlich des Tschadsees; das jetzt selbstständige Reich Loggun im Süden des Tschad; das Reich Mandara, ein noch südlicheres Bergland; das Reich Baghermi, Bagarmi oder Bagirmi, im Südosten des Tschad; das Reich Wabai oder Wadahi, auch Dar-Salei oder Dar-Salei (s. d.) genannt, weiter im Osten vom Tschad, ein großes, gesegnetes, aber noch sehr unentwickeltes Land, das jetzt nebst Bornu und Darfur den mächtigsten Staat in S. bildet, wozu auch das am nordöstlichen Rande des Tschad gelegene Land Kanem gehört; das Reich Kanem (s. d.).

Australien (South-Australia), eine brit. Colonie auf der Südküste Neuhollands, die dem Cap Des-Adieux bis zur Mündung des Glenelg oder bis zur Grenze der Colonie Tasmanien landeinwärts bis zu 26° s. Br. erstreckt und ein Areal von 14800 QM. umfaßt. Das Land, deren Entwicklung 325 M. beträgt, wendet sich vom Cap Des-Adieux gegen Südwest. Es ist hier zwar ebenso öde und dürr, aber nicht mehr so völlig schutz- und havenlos wie die Küste von Tasmanien. Bei Cap Catastrophe, der Südspitze der Halbinsel Eyre's-Land, beginnt der gegen Nordosten reichende einförmige Spencer's Golf, an dessen Eingang mehrere Eilande und

ung der Colonie liegt nach der 1850 in das Leben getretenen Verfassung in den Händen eines Gouverneurs. Diesem zur Seite steht eine gesetzgebende Versammlung und eine executive Irde in höchster Instanz. Die Rechtspflege erfolgt nach engl. Gesetzen. Hauptstadt und Mittelpunkt der Regierung ist Adelaide (s. d.), mit der durch Eisenbahn das 3000 E. zählende Adelaide verbunden ist, der Mittelpunkt des ganzen Seehandels. Tanunda, 10 M. nördlich von Adelaide, ist eine ausschließlich deutsche Stadt, mit 2000 E. und lebhafter mercantiler Regsamkeit, die der Mittelpunkt des deutschen Lebens in der Colonie zu werden vermag. Klemzig, Hahndorf, Lobethal, Bethanien, Langmeil sind von aus Preußen ausgewanderten Lutheranern angelegte Dörfer; andere deutsche Gemeinden sind Blumberg, Grünthal, Neusthal u. s. w. Vgl. Heising, „Südaustralien“ (Berl. 1852); Derselbe, „Die Deutschen in Australien“ (Berl. 1853).

Südcarolina, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen Nordcarolina im N. und dem Atlantischen Ocean im S., Georgia im SW. gelegen, von letzterem Staate durch den Savannahfluß getrennt, hat ein Areal von 1156 QM., wovon 1850 etwas über 300 QM. bebaut waren. Die Küste ist mit einer großen Zahl Strandlagunen und kleinen Inseln besetzt, zwischen welchen und dem Meere indeß die Schifffahrt wegen des tiefen Fahrwassers nicht so sehr behindert ist, als in Nordcarolina gehemmt ist. Das Tiefland, welches 17—22 M. weit in das Innere reicht, ist mit ungeheuern Fichtenhaiden, Pine-Barrens genannt, bedeckt, zwischen welchen Moräste und Moräste, aber auch fruchtbares Marschland liegen. Die Ufer der größern Flüsse, namentlich des Santee, der aus dem Wateree und Congaree entsteht, des nördlichen und südlichen Edisto, sowie die der Baien dieses Landstrichs sind von fruchtbarem Boden umgeben, der Baumwolle und Mais in Masse producirt. Das Marsch- und Sumpfland eignet sich hier besonders zu Reisplantagen; auf den Strandinseln wächst die beste Baumwolle. Weiter aufwärts folgt das sogenannte Mittelland, ein 10—13 M. breiter Sandstrich mit einzelnen fruchtbaren Stellen, dann das Oberland oder die sogenannte Ridge. Diese ganze Ridge ist fruchtbar, herrliche Scenerien und klares Wasser. Den fernern Nordwesten durchziehen die Alleghanyketten mehrmals und erheben sich im Tafelberge zu 3752 F. Die Hauptproducte des Landes sind Baumwolle, Reis, Taback und Mais; nur von den erstern beiden wird ausgeführt. Gebirgsland ist reich an Metallen und liefert Gold, Blei, besonders aber Eisen. S. ist ein Ackerbaustaat, aber es hat bereits angefangen, auch in Bezug auf Industrie, Handel und mancherlei innere Verbesserungen andern Staaten nachzueifern; es hat Eisenwerke und Gießereien, Baumwollensfabriken. Der Handel ist in Folge der bessern Häfen, der größern Production des Ackerbaus und der ausgedehnten Schiffbarkeit der Ströme weit beträchtlicher als in Nordcarolina. Die Ausfuhr betrug 1852 14,031,402, die Einfuhr 1,767,543 Doll. Der innere Verkehr wird durch die Wasserstraßen der Flüsse sowie durch Kanäle (10½ M.) und Eisenbahnen (194 M.) befördert. Banken zählte man 1851 vierzehn, deren Capital 11,431,185 Doll. Außerdem besteht eine Staatsbank mit einem Capital von 6,353,660 Doll. Die Staatsverschuldung belief sich 1852 auf 2,093,508 Doll. Der Staat zählte 1850 668,507 E., darunter 274,623 weiße, 8,900 freie Farbige und 384,984 Sklaven. Die Bewohner bekennen sich zum Theil zu den Baptisten, Methodisten und Presbyterianern. Die erste Niederlassung in S. wurde unter Gouverneur Sayle zu Port-Royal gegründet; 1671 siedelte man in die Gegend von Charleston über, das aber erst 1680 gegründet wurde. Dazu kam 1690 eine Colonie französischer hugenotischer Flüchtlinge, von welchen ein nicht geringer Theil der achtbarsten Einwohnerschaft abstammt. 1701 wurde die engl. Kirche gesetzlich als Staatskirche eingeführt; 1712 machten die Quäker hier, wie in Nordcarolina, der Grundherrenherrschaft ein Ende und bildeten eine eigene Verfassung. Das brit. Geheime Conseil sanctionirte 1720 dies Verfahren und 1729 überließ das Parlament den Grundherren das Land ab. Dasselbe wurde jetzt in Nord- und Südcarolina getheilt. Man widerstand frühzeitig den Eingriffen des Mutterlandes und nahm regen Theil am Freiheitskriege. Die Verfassung des Staats wurde 1775 angenommen und 1790 bestätigt; die Unionsverfassung wurde 23. Mai 1788 angenommen. An der Spitze des Staats, der in 29 Grafschaften eingetheilt ist, steht ein Gouverneur, der auf zwei Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 3500 Doll. bezieht. Seine Wahl wie die ganze gesetzgebende Gewalt liegt in den Händen der General-Assembly, die aus einem Senat von 45 und einem Repräsentantenhaus von 124 Mitgliedern besteht; die Senatoren werden auf vier (mit zweijähriger Erneuerung der Hälfte), die Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Zum Congress schickt der Staat zwei Senatoren und fünf der letztern. Die Miliz betrug 1848 55,209 Mann, worunter 2591 Officiere. Höhere Unterrichtsanstalten hat S. sechs, darunter die bedeutendste das 1804 gegründete

South-Carolina-College zu Columbia, mit welchem ein theologisches Seminar verbunden ist und das 1785 gestiftete Charlestoncollege. — Die politische Hauptstadt ist Columbia an Congaree, Sitz der Regierung, mit der genannten Universität, einem Irrenhause und 6000. Die bevölkerteste und als Hauptausfuhrhafen die bedeutendste Stadt aber ist Charleston (s. d.).

Süden, s. Mittag.

Södermanland, schwed. Södermanland, eine schwed. Provinz von 118 Q. M. mit 121000 E., im Süden des Mälar- und Hjelmarsees gelegen, umfaßt in Hinsicht der Verwaltung das Nyköpings-Län, mit Ausnahme des nordöstlichen Uferrandes, Södertörn genannt, dem Stockholm's-Län zugeschlagen ist. Das Land ist hügelig; die größte Erhebung findet an der Südseite statt, wo das breite Waldgebirge Kolmården die Grenze gegen Ostgothland bildet; übrigens ist das Land reich an kleinen Seen, von schönen Landschaften umgeben, von vielen Flüssen durchzogen und deshalb höchst anmuthig. Sehr bedeutend ist der Bergbau auf Kobalt und Eisen. Der Ackerbau wird mit Einsicht getrieben. Hier wird die schwed. Sprache besonders um Nyköping, in ihrer größten Reinheit gesprochen. Die Einwohner des alten Södermanlandes unterscheiden sich durch eine eigene Tracht und eigene Gebräuche. Die Stadt Nyköping (s. d.), die Hauptstadt; Mariestad, in dessen Nähe das königl. Lustschloß Stockholm, wo die größte Porträtsammlung in Schweden nebst Bibliothek und Rüstkammer sich findet; Strängnäs oder Strängnäs, Sitz eines Bischofs mit 1600 E., einer sehr schönen, alten Domkirche, einem Gymnasium und Mineralquellen; in der Nachbarschaft Eskilstuna mit 3000 E., mit weit berühmter Stahlwaaren- und Damascirungsfabrik, Kupferhammer, Mühlen, mechanischen Werkstätten und andern Manufactureinrichtungen; Thorsåalla, der Landplatz für Eskilstuna, mit 700 E. und einer Kirche, deren Spitzthurm 306 F. hoch ist; Sigtuna mit 1200 E., an dem nach ihr benannten, 1819 vollendeten Södertelgekanal, der den richtigen Weg von S. M. nach Stockholm verschafft.

Sudeten, das bedeutendste Gebirge Deutschlands außerhalb der Alpen, beginnen nur 800 F. hohen Ebene, welche, eine Einsenkung oder Gebirgslücke zwischen dem deutschen und karpatischen Hochlande bildend, von dem Nordostlaufe der Oder und der gegen die March fließenden Bezwa durchströmt, sowie von der östr. Nordbahn durchzogen wird, und strecken sich von da gegen Nordwesten bis zum Elbdurchbruch oberhalb Pirna, sodaß auf der östlichen Seite Schlesien und die Lausitz, auf der westlichen Mähren und Böhmen liegen. Die Länge beträgt 42, ihre Breite 4 — 6 M. Die S. bilden keinen fortlaufenden Rücken, sondern nur in der Mitte des ganzen Zugs, im Rieser- und Zsergebirge, ist ein undurchbrochener, kammartiger Kamm, während die Enden, sowol im Südosten wie im Nordwesten, mehr aus breiten, plateauartigen Berglandschaften mit getrennten Bergzügen und einzelnen Kuppen bestehen. Granit, Gneis, Glimmerschiefer und Porphyr sind die Urfelsarten dieses Gebirgs, an welchen sich die Übergangs- und Flözgebirgsarten, namentlich die Basalt- und Kohlenformationen, den Abhängen auflagern. Außerdem ist es reich an Mineralien, besonders an Metallen, wo Eisen, Blei, Kupfer, Zink und in geringerm Maße Zinn, Kobalt, Spießglanz, Silber und Gold gehören. In den untern Regionen gibt es fruchtbare Acker und schöne Wiesen; die Höhen von 2000 bis über 3000 F. sind durchwaldet, fast durchweg mit Nadelholz; die höchsten Kämme sind kahl oder tragen Knieholz; die Kuppen stehen nackt, mit Moos, meist mit Flechten bedeckt. In den herrlichen Thälern finden sich nicht selten stundenlange Dörfer mit fleißigen, gewerbsamen Bewohnern. Die Wasser fließen auf der Ostseite größtentheils in die Oder, einige im Norden in die Elbe, die auf der Westseite in die March und Elbe. Die einzelnen Theile des vielgliederigen Gebirgsezugs sind von Südosten gegen Nordwesten: 1) das eigentliche Sudeten oder das Mährisch-Schlesische Gebirge bis gegen die Schlesische Neiße und zwar a) das Mährische Gesenke, eine niedere Berglandschaft mit Steilabfall zu dem erwähnten Gebirgslücke und mit Hügeln von 1000 — 1200 F. und einzelnen Kuppen von mehr als 2000 F., wie der Sonnenberg bei Hof in Mähren 2430 F. Höhe hat, und b) das Altvater- oder Mährische Schneegebirge, welches nordwärts bis zum Paß von Freiwaldau nach Goldenstein reicht, ein wirkliches Gebirgsland, ähnlich dem Harz, mit hohen, durch Spalten getrennten Bergmassen und theils kahlen, theils moosbedeckten Kuppen von mehr als 4000 F. Höhe, wie dem Großen Altvater von 4500, dem Kleinen Altvater von 4555, der Hirschwiese von 4000, dem Köpernikstein von 4543, der Hochschar von 4127 F. u. 2) Das Glazer Gebirgsland, zu beiden Seiten der obern Neiße, ein Gebirgsniet, das Inneres der Glazer Gebirgskessel genannt wird, aber eigentlich ein 1000 — 1200 F. hohes

Hügelplateau bildet und von vier höhern Randgebirgen umschlossen wird: im Süden vomayer Schneegebirge mit dem Großen oder Glazer Schneeberg, 4554 F.; im Nordosten n Reichensteiner Gebirge oder Schlesiſchen Grenzgebirge mit dem Heidelberg, 3600 F., dessen Fortſetzung jenseit des Reiſedurchbruchs, dem Eulengebirge mit der Hohlen Eule, 10 F.; im Südwesten vom Habelſchwerter Gebirge, der Hohen Menſe, 3500 F., und den im parallelen weſtlichen Böhmiſchen Kämme, dann, jenseit des Paſſes von Reinerz, n Heuſcheuergebirge mit der Großen Heuſcheuer (2800 F.), einem vielzerklüfteten Sandſtamm; im Norden vom Schweidnitzer Gebirge oder Hochwaldgebirge, einer reizenden rglandschaft mit dem Heidelberg (2928 F.), dem Spizberge (2770 F.) und Hochwald (2000 F.); öſtlich von Schweidniß erhebt ſich die iſolirte Kuppe des Zobten (2200 F.). Das Niefengebirge (ſ. d.), mit der Niefen- oder Schneekoppe, dem faſt 5000 F. hohen Culationspunkte des ganzen Sudetengebirgs. 4) Das Iſergebirge, beſtehend aus 4 parallelen nmen, deren höchſter, der Hohe Iſertamm, im Nordwesten mit der 3546 F. hohen Tafel- e endet. 5) Das Lauſitzer Gebirge oder die Lauſitzer Bergplatte, zwiſchen der Lauſitzer oder tigen Reiße und der Elbe, eine Plateaufläche von 1000 F. mittlerer Höhe, auf welcher ſich in dem in der Mitte gegen NW. gerichteten, ziemlich zuſammenhängenden Hauptzuge weite g- und Hügellandschaften ausdehnen, mit dem Geſchkenberg, 2982 F., ſüdweſtlich von chenberg, der Hohen Lauſche, 2469, im Südwesten von Zittau, dem Hochwald, 2357, Spizberg, 2196 F., und mit vielen am Nord- und Südfuß zerſtreuten 1200—2200 F. n Regelbergen, z. B. der Landkrone bei Görlig, 1500 F. Am Westende dieſes Lau- Plateaus liegt das niedrigere, aber vielfach zerklüftete Elbsandſteingebirge oder die Säch- e Schweiz (ſ. d.).

Südlich, ſ. Nordlich.

Südpolarländer oder Antarktiſche Länder werden alle diejenigen Länder, Inſeln und en genannt, welche in dem ſüdlichen Ocean innerhalb oder doch in der Nähe des ſüdlichen rtkreises liegen. Es iſt jezt außer Zweifel, daß ſich dort ein großes Feſtland, größtentheils r Richtung des Polarkreises, ausdehnt; denn obſchon man es noch nicht in ſeiner ganzen dehnung kennt, ſo geben doch die Strecken, die man kennen gelernt, und die angeſtellten rſuchungen hinlängliche Beweiſsmittel, um auf die Exiſtenz eines ſolchen mit Sicherheit ſen zu laſſen. Dieſes ſüdlichſte Feſtland oder der Antarktiſche Continent tritt am weitesten Norden hervor in einer Halbinſel ſüdsüdöſtlich von dem Südende Amerikas, die ſich im ity- oder Dreieinigkeitsland und Palmerſland (1821 von Powell und Palmer entdeckt) is zu 62° ſ. Br. nach Norden vorerſtreckt, ſüdlich von dieſem aber in der Breite des Po- reises den Namen Grahamſland führt und öſtlich einer tiefen Einbuchtung, des Kanals us, in dem 1838 von Dumont d'Urville entdeckten Louis-Philippſland und Joinville's- fortgeſetzt erſcheint und durch die Brandfeldſtraße von der Inſelgruppe Neuſüdschott- geſchieden iſt. Das Äußere dieſes Landes bietet eine nackte, felsige, zum Theil vulkaniſche enei mit hohen Bergen ohne alle Vegetation, die immer mit Schnee und Eis bedeckt und o von Eis umgeben iſt, daß es ſchwer oder unmöglich iſt, genauer die Küſte zu unterſuchen. eſſlich davon liegen in der ſüdlichen Breite von 70° die Alexandersinſel, 53° w. L., und etersinſel, 73° w. L., die 1821 von Bellinghäuſen entdeckt wurden und beide nichts als dweſtliche Fortſetzung der Küſte der obenerwähnten Halbinſel und ſomit Theile des weſt- Südpolarcontinents zu ſein ſcheinen. Weiter nach Weſten beſteht noch eine Lücke in r Kenntniß von der Küſte des Südpolarcontinents, der hier wahrſcheinlich zu ſehr nach r zurücktritt, als daß es den Schiffahrern biß jezt gelungen wäre, dahin vorzubringen. rit 162° w. L. wird die Küſte des Continents wieder ſichtbar, die ſich von da an, immer h in der Richtung des Polarkreises, biß zu 255° w. L. zieht und hier mit dem gemeinſa- Namen Wilkesland belegt worden iſt. Die Hauptentdecker dieſer Küſte ſind Dumont le und Sir James Clark Roß, von denen jener zwiſchen 66° und 67° ſ. Br. und 200° 06° w. L. 1840 ein ausgedehntes Land fand, welches er Adélieſland oder Adélai- rd nannte, dieſer aber öſtlich von jenem 1841 und 1842 zwiſchen 72° und 79° ſ. Br. 100 M. weit eine Küſte verfolgte, welcher er den Namen Victorialand oder Süd- ria gab und auf der er einen 11600 F. hohen Vulkan, welchen er Erebus benannte, 193° w. L. und 77° ſ. Br., ſowie einen andern erloſchenen, 10200 F. hohen, wel- r Terror nannte, entdeckte. Weiter weſtlich von Wilkesland, zwiſchen 280° und 300° und 67° ſ. Br., finden ſich Rympsland und das 1831 von Biſcoe entdeckte Enderbys- die beide ebenfalls wahrſcheinlich Theile des öſtlichen Südpolarcontinents ſind. Alle dieſe

ang-ho, der Yang-tse-Kiang und der Tschu-Kiang oder Sikiang (Tiger-, Perl- oder Strom von Antou) in dasselbe einmünden; geringer ist der Zufluß von Amerika, welches, weil die Corallen in ganz Südamerika und zum Theil auch in Nordamerika ganz nahe an der Westküste streifen, der Südsee, mit Ausnahme des Columbia und des Rio Colorado, nur unbedeutende Hilfe zusendet. Jahrhunderte lang war dieser Ocean, welchen Magellan 1521 zufolge seinerhältnißmäßig leichten und bequemen Durchschiffung im Vergleich zu dem stürmischen Meer, welches die Südspitze Amerikas umgibt, das Stille Meer nannte, seiner ungeheuern Größe wegen gefürchtet. Seine Durchschiffung galt bei den Europäern für ein bedeutendes Wagstück und wurde hauptsächlich nur wegen der Verbindung zwischen den span. Colonien Mexico und Manila im nördlichen Theile unternommen. Seit den Reisen Cook's und der vervollkommenen Schifffahrtskunde hat jedoch der Stille Ocean seine Schrecken verloren, sodaß er jetzt als eines besuchtesten Meere gelten kann. Für seine Beschiffung ist indessen die Kenntniß seiner Strömungen von größter Wichtigkeit. Die bedeutendste ist die große Äquatorial- oder Westströmung innerhalb der tropischen oder Mittelfsee, welche in Verbindung mit dem daselbst beständig ebenfalls westwärts wehenden Passatwinde hier die Schifffahrt gegen W. ebenso sehr erleichtert, als die gegen O. erschwert. Im nördlichen Theile des Oceans herrschen verschiedene, hauptsächlich östliche Strömungen; an der amerik. Küste dagegen tritt eine besondere nach S. gehende auf, die zuletzt in die Äquatorialströmung übergeht. In dem südlichen Theile sind Strömungen überwiegend gegen N. und NO. gerichtet. Es ist dies die große Südpolarströmung, die in den Ocean eintritt und sich endlich mit der Äquatorialströmung vereinigt. Im östlichen Theile des Oceans sind zwei Abtheilungen desselben von besonderer Wichtigkeit: das Carolinische Meer, zwischen den Carolinischen Inseln im N., Neuguinea, Neubritannien und Salomoninseln im S., den Philippinen im W., den Marshall- und Gilbertinseln im D., das Korallenmeer, zwischen Neuhoiland im W., Neuseeland, Neucaledonien und den Neuen Hebriden im D., den Salomoninseln und der Louisiade im N. Beide Meeresstheile unterscheiden sich von den östlichen dadurch, daß in ihnen nicht mehr die regelmäßigen Passatwinde und Äquatorialströmung herrschen, sondern bereits die ind. Moussons und demnach auch wechselnde Strömungen. Merkwürdig ist der Große Ocean, außer seiner zahllosen Menge von Inseln und Inselgruppen und der Unermüdblichkeit der Korallenthier im Bau von Eilanden und Riffen, auch durch die große Menge von Vulkanen, die sich theils auf den von ihm umschlossenen Inseln, theils auf den ihn im W. begrenzenden ostasiatischen und australischen, theils auf den im D. umsäumenden Küstengebirgen von Nordamerika vorfinden. Vgl. Burney, „Geschichte der Inseln in das Stille Meer bis 1764“ (5 Bde., Lond. 1817); Dillon, „Voyage aux îles de la mer du Sud 1827 et 1828“ (2 Bde., Par. 1830); „Roivings in the Pacific“ (2 Bde., Lond. 1851).

Julien (Eugène), franz. Romandichter, stammt aus einer alten in der Provence ansässigen Familie, deren Name in den Wissenschaften einen guten Klang hat. Sein Urgroßvater, Pierre Julien, sein Großvater, Joseph S., und sein Vater, Jean Joseph S., zeichneten sich durch ihre geistigen und anatomischen Leistungen aus, und der Letztere diente auf dem Feldzuge nach Aegypten als Oberarzt bei der kaiserl. Garde. S. selbst wurde 10. Dec. 1804 zu Paris geboren und hatte die Kaiserin Josephine und den Prinzen Eugène Beauharnais zu Taufzeugen. Von Familientücksichten bewogen, widmete er sich der Laufbahn seiner Vorfahren, indem er 1823 in die Armee als Militärarzt eintrat. In dieser Eigenschaft machte er den Feldzug nach Spanien mit und wohnte der Belagerung von Cadix sowie der Einnahme von Trocadero und Sagunto bei. Im folgenden Jahre vertauschte er den Land- mit dem Seedienste, machte mehrere Reisen nach Amerika und durchkreuzte namentlich die Gewässer der Antillen. Dann besuchte Griechenland und nahm 1827 an der Schlacht bei Navarino auf dem Schiffe Breslau Theil. Darauf trat er vom Dienste zurück und widmete sich, da sein Vermögen ihm eine freie Stellung erlaubte, unter der Leitung des berühmten Marinemalers Gudin der Malerei. Auf Zureden seiner Freunde verarbeitete er seine Reiseindrücke zu einer Romandichtung, welche unter dem Titel „Kernock le pirate“ (Par. 1830) erschien. Dieser Versuch hatte einen solchen Erfolg, daß sich der Dichter zu neuen Productionen angetrieben sah. So wurde er mit dem bekannten Corbière in Verbindung gesetzt, welcher ihm in der Bearbeitung des Seeromans in Frankreich. In dem nämlichen Genre lieferte er im Verlauf seiner literarischen Thätigkeit noch „Plock et Plock“ (1831), „Atar-Gull“ (1831), „La Salamanque“ (1832) und „La vigie de Koatven“ (1833). Diese vorzugsweise Berücksichtigung von Seestoffen führte ihn dann zur historischen Behandlung des franz. Seewesens. Seine „Histoire de la marine française sous Louis XIV“ (5 Bde., Par. 1835—37) und der gewissermaßen als Fortsetzung zu betrachten. Zehnte Aufl. XIV.

biern und Sigambren wohnenden, zunächst also die nachher unter dem Namen der Ratten (s. d.) hervortretenden Germanen und erzählt, daß sie sich vor ihm, als er über den Rhein gingen, weit zurück, nach dem Walde Bacenis, dem Harz, hin, der sie von den Cheruskern scheide, gezogen hätten, daß ihr durch eine weite Wüste, den von den Celten verlassenen Strich zwischen Main und Donau, begrenztes Land 100 Gaue umfasse, in denen sie ohne feste Orte wohnten, und daß alljährlich ein Theil der Bevölkerung auf Krieg ausziehe, wie denn in Ariovist (s. d.) auch Sueven folgten. Tacitus kennt die Sueven nicht mehr so weit im Westen. Die Hermunduren (s. d.) sind ihm das vorderste, die Semnonen (s. d.) das älteste und angesehenste unter den suevischen Völkern, zu denen er, wie es scheint, die meisten der Völker rechnet, die den östlichen Theil Germaniens, von der Donau aus bis zur Ostsee, die er Suevisches Meer nennt und von deren Zuflüssen der eine, wol die Oder, noch bei Ptolemäus Suevus heißt, über sie hinaus Skandinavien bewohnen. Die Völker, die der Markomanne Marbod (s. d.) eine Zeit lang unter seiner Herrschaft vereinte, waren suevische, und von ihnen erscheinen die Marcomannen (s. d.) und Quaden (s. d.) noch weit später, in den Kriegen mit Marc Aurel und mit Aurelianus, mehrmals unter dem Namen Sueven. Nachdem derselbe als Gesammitbenennung längst verschwunden, tritt er als Name einzelner Völker, die vermuthlich einst dem Bunde angethan hatten, wieder hervor. Zuerst 406, wo unter den Völkern, die in das von röm. Truppen verlassene Gallien von der Mainmündung her einbrachen, mit den Vandalen (s. d.) und Alanen auch Sueven, die nach Einigen für Quaden, nach Zeuß für Semnonen zu halten sind, gemeint werden, die mit jenen, nachdem sie das Land drei Jahre lang verwüstet und sich mit dem Kaiser Maximianus in Britannien zum röm. Kaiser erhobenen Konstantin herumgeschlagen hatten, 409 durch die Pyrenäenpässe nach Spanien drangen, wo ihnen durch einen Vergleich mit Kaiser Honorius ein Theil eingeräumt wurde. Die Sueven erhielten mit einem Theile der Vandalen Galicien. Ihr König Hermenrich vertrieb die Leptern unter Gundrich, und nachdem Spanien von den Vandalen ganz verlassen worden, breiteten sich die Sueven unter Rechila nach Süden über Lusitanien und Bética aus und behaupteten sich gegen den von Valentinian III. geschickten röm. Feldherrn Aspar. Rechila's Sohn, Rechiar, der das kath. Christenthum annahm, wurde von dem in Gallien erhobenen Kaiser Avitus und von Theoderich II., dem Könige der Westgothen, geschlagen und zu Porto 456 getödtet. Nach ihm wurde Remismund, der sich zur Lehre der Arianer bekehrte, durch Vergleich mit Theoderich wieder selbständig und breitete um 465 seine Macht von Galicien wieder über das nördliche Lusitanien aus. Die nächsten hundert Jahre der Geschichte der Sueven, während deren das westgoth. Reich erstarkte, bedeckt Dunkel. Um 561 starb ihr König Theodemir oder Ariamir wieder die kath. Lehre an; sein Sohn, Theodemir II., überließ den Hermenegild, Sohn des Königs der Westgothen, Leovigild, gegen diesen, der 583 besiegte und seine Oberherrschaft anzuerkennen zwang. Als Theodemir's Sohn, Eboric, von seinem Schwager Andeca gestürzt worden war, zog Leovigild gegen Leptern und unterwarf nach seiner Besiegung 585 das suevische Reich mit dem westgothischen. In Deutschland hat sich der Name Sueven in dem der Schwaben (s. d.) erhalten, der Nachkommen eines Stammes, der, den Alemannen (s. d.) verbündet, nach 430 unter dem Namen Sueven oder Suabier östlich von jenen an dem Neckar und der Rauen Alp erscheint, sich dann südlich über den Bodensee in die röm. Provinz Rhätien, den im Osten der Lech begrenzt, verbreitete und wahrscheinlich in die Gethen, die vorher als Bundesgenossen der Alemannen genannt werden, nicht vermischt ist. Seit der Mitte des 6. Jahrh. erscheint der Name der Sueven oder Schwaben auch in der Gegend zwischen der Saale, Bode und dem Unterharz, in dem Gau Suevon oder Suabago. Suez, eine kleine, schlechtgebaute, zu Ägypten gehörige Stadt, an der 15 M. breiten, wasserreichen Mündung von Suez, welche, zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meere, Asien und Afrika verbindet, an dem nordwestlichsten Meerbusen des Rothen Meeres, dem 30 M. langen Golf von Suez oder eigentlich nur Rhede, gelegen, war vormalig eine reiche Handelsstadt und Niederlage ind. und europ. Waaren. Später gerieth die Stadt durch das Verlassen des Seewegs von Europa über Ägypten nach Ostindien in gänzlichen Verfall, von dem sie sich erst wieder durch die Erneuerung jenes Seewegs zu erholen anfängt. Trotz ihres guten Hafens ist sie doch als der unumgängliche Punkt, über welchen der Verkehr aus Asien nach Ägypten und weiter nach Europa gehen muß, schon jetzt von großer Wichtigkeit. Sie würde indessen noch viel wichtiger geworden sein, wäre der beabsichtigte Kanal von Suez nach dem Mittelmeere zu Stande gekommen. Ein solcher bestand schon im hohen Alterthum, angeblich schon von Ramses II. (1394—1328 v. Chr.), dem Sesostris der Grie-

le, erst Graf, dann Herzog von S., gelangte am Hofe des schwachen Heinrich VI. zu großem Einfluß. Man schickte ihn 1444 nach Frankreich, wo er des Königs Vermählung mit Margarethe von Anjou berichtigen sollte. Um sich bei der Prinzessin und deren Familie in Gunst zu setzen, versprach er in einem geheimen Artikel, die Landschaft Maine, welche die Engländer noch besaßen, an Karl von Anjou, den Oheim Margarethe's und Günstling des Königs von Frankreich, abzutreten. Die Räte Heinrich's VI. bestätigten diesen verrätherischen Vertrag, S. wurde zum Marquis, bald darauf aber zum Herzog erhoben. Als Margarethe den König heirathete, schloß sich S. mit dem Cardinal von Winchester an dieselbe an. Die Verbündeten arbeiteten an dem Sturze des ehrenhaften Herzogs von Gloucester und ließen den Prinzen Edward im Gefängniß ermorden. Kurz nach dieser Unthat starb Winchester, und S., der Liebling der Königin, riß nun ganz die Reichsverwaltung an sich. Er beleidigte die Großen, bedrückte das Volk durch Erpressungen und erwarb für sich große Reichthümer. Das Unterhaus erklärte 1450 eine Klage auf Hochverrath gegen ihn, der auch sogleich die Lords beitraten. Der König suchte den Günstling durch eine Verbannung nach Frankreich auf fünf Jahre zu retten. Allein seine Feinde ließen ihm an der Küste auflauern und ihn unweit Dover auf einem Schiffe am 2. Mai 1450 martervoll ermorden. — Sein Sohn, Jack, Herzog von S., heirathete Elizabeth, die älteste Schwester Eduard's IV., und wurde deshalb ein eifriger Parteigenosse Hauses York. Aus seiner Ehe entsprangen Jack, der den Vater beerbte, Edmund und Richard, der 1525 bei Pavia blieb. — Jack de la Pole, Graf von Lincoln und Herzog von S., wurde seiner mütterlichen Abstammung wegen von Richard III. zum künftigen Thronerben erklärt. Die Schlacht bei Bosworth entschied jedoch für den Lancastrier Heinrich VII., so daß sich S. zu seiner Mutter Schwester, der Herzogin von Burgund, nach Flandern flüchten mußte. Von hier aus setzte er mit 2000 deutschen Veteranen 1487 nach England über, und sich mit den Anhängern des Prätendenten Simmel und zog mit einem Corps von 1000 Mann gegen York. Heinrich VII. ertheilte ihm jedoch mit überlegener Macht bei Stoke in der Grafschaft Nottingham und brachte ihm 6. Juni 1487 eine furchtbare Niederlage bei. S. mit 4000 seiner Anhänger auf der Wahlstatt. — Sein Bruder, Edmund de la Pole, Herzog von S., sah sich fortwährend von Heinrich VII. verfolgt. Er ließ sich deshalb in eine Verbrüderung gegen den König ein, die jedoch entdeckt wurde, und entfloh 1501 zum Erzherzog Philipp von Oesterreich, der ihn unter der Bedingung auslieferte, daß man ihn nicht am Leben lassen sollte. Seitdem schmachtete er im Tower, wo ihn Heinrich VIII. 1513 enthaupten ließ. — Heinrich VIII. verlieh 1513 den Titel eines Herzogs von S. seinem Günstlinge, dem Ritter Thomas Brandon. Derselbe mußte im Dec. 1514 die schöne Prinzessin Marie, die jüngste Tochter Heinrich's VIII., zu ihrer Vermählung mit Ludwig XII. nach Frankreich geleiten. Marie, die aber Ludwig XII. 1. Jan. 1515 gestorben, erhielt er selbst die Hand der Prinzessin, die er sehr persönlich liebte. Franz I. von Frankreich hatte diese Heirath gefördert und wirkte demnach auch die Verzeihung Heinrich's VIII. und die Rückkehr nach England aus. S. begleitete seinen königl. Schwager mehrmals auf den Feldzügen nach Frankreich und machte sich durch seinen untadelhaften Wandel und seine Sanftmuth bei Hofe sehr beliebt. Als er 1545 verlor besonders der Erzbischof Cranmer seine festeste Stütze. Er hinterließ aus der Ehe mit der Prinzessin zwei Töchter, von denen die ältere, Francisca, Henry Gray, Marquis von Dorset, heirathete. Derselbe wurde während der Regierung Eduard's VI. durch seine Verbindung mit dem herrschsüchtigen Herzog von Northumberland 1551 zum Herzog von S. ernannt. Northumberland bewog 1552 Eduard VI., seine beiden Schwestern, Maria und Elizabeth, von der Thronfolge auszuschließen und seine Verwandte, Lady Johanna Gray (s. d.), Tochter S.'s, zur Thronfolgerin zu ernennen. Nachdem diese Vorbereitung getroffen, mußte Maria 1553 den jüngsten Sohn Northumberland's, den Lord Guilford Dudley, heirathen. Bald darauf Eduard VI. starb, ließ zwar S. seine Tochter durch Northumberland's Beizug zur Königin ausrufen; allein die Entschlossenheit der Prinzessin Maria machte die Usurpation ein baldiges Ende. Wiemol Johanna und deren Gemahl verurtheilt wurden, so doch die Königin Maria anfangs nicht die Absicht, ihre Verwandten auf das Schaffot zu bringen. S., das Werkzeug Northumberland's, erhielt sogar die Freiheit zurück. Um seine Tochter dem Gefängnisse auf den Thron zu setzen, betheiligte er sich indessen an der Empörung vom. Mat. Die Königin ließ ihm hierauf den Proceß machen und, nachdem fünf Tage das Blut seiner Tochter geflossen, auch ihn 17. Febr. 1554 enthaupten. — Jakob I. verleiht 1603 den Titel eines Herzogs von S. an Lord Thom. Howard de Waldeu, bei dessen Familienname die Würde blieb.

für relativ vom Guten verschieden, d. h. für den niedern Grad der Entwicklung des Guten; Ende erscheint ihm Alles in der Welt, Gutes und Böses, Mensch und Thier, sämmtliche verschiedene Religionen, Nacht und Tag, Tod und Leben, als identisch. Zwar werden Ausprüche dieser Art von den mohammedan. Schriftstellern schon aus dem 2. Jahrh. der Hedschra ichtet, doch sind sie nicht historisch begründet; dagegen treten seit dem Anfange des 3. Jahrh. Hedschra die Süfis immer bestimmter und deutlicher hervor. Ein gewisser Said-abul-chair, 820 n. Chr., wird als Stifter der Süfis genannt und war vielleicht der Erste, welcher eine zahl solcher Mystiker in einem religiösen Verbande vereinte. Auch mehrere der berühmtesten Dichter gehörten zu den Süfis; so namentlich Senâsi, um 1160 n. Chr., der in seinem rste „Hadika“, d. i. Garten, die Anschauungen der Süfis schildert; Ferid-ed-din-Uttâr, um 10 n. Chr., der in seinen großen Gedichten „Mentelek ettair“, d. i. Gespräch der Vögel, und chawâhir essât“, d. i. Eigenschaften des Wesens, die verschiedenen Stufen der Beschauung, denen der Süfi sich erheben kann, entwickelt und unter dem Titel „Teskeret el ewlîja“, d. i. ilderung der Freunde, die Biographien der angesehensten Süfis gegeben hat; Dschelâl-ed-din-mi (s. d.), bekannt durch sein großes Gedicht „Mesnewi“, und Dschâmi (s. d.), gegen Ende 15. Jahrh. n. Chr. Die Lehre und Geschichte der Süfis haben in neuerer Zeit erläutert mer in der „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ und in der Ausgabe des Lehr- chts der Mystik „Gûlshen-i Ras“ (Pesth 1838); Silvestre de Sacy in der Ausgabe des nd-nâmoh“ des Ferid-ed-din-Uttâr und in der Analyse der mystischen Schriften des Dschâmi en „Notices et extraits“ (Bd. 12); besonders aber Tholuck in den Schriften „Sufismus, heosophia Persarum pantheistica“ (Berl. 1821) und „Blütensammlung aus der genl. Mystik“ (Berl. 1825). Ein kurzes Compendium der Lehren des Sufismus gab hl („Die Erfreung der Geister von Omar“, türk. und deutsch, Lpz. 1848) heraus.

Suggestivfragen oder verfängliche Fragen heißen in der Rechtssprache solche Fragen Richters an den Inquisiten, in welche die Thatsachen, welche der Befragte angeben soll, hineingelegt werden. Sie sind in Bezug auf den Zweck des Geständnisses verwerflich, so sie zuweilen die Beweisraft des Geständnisses geradezu aufheben.

Sugillation, Blutunterlaufung, nennt man die Ausbreitung des aus den Gefäßen (meist rgefäßen) ausgetretenen Blutes in den Geweben des Körpers. Da die Gefäße eine überall offene Höhle bilden, so kann eine solche Blutaustretung nur durch eine Zusammenhang- nung derselben, eine Verletzung stattfinden, welche entweder von außen herkommt (am häu- en durch Quetschung, Schlag, Stoß) oder durch innere Ursachen bedingt ist (z. B. durch chtheit und Brüchigkeit der Gefäßwände, durch allzu starke Anhäufung des Blutes an einer le oder durch dünnflüssige, faserstoffarme Beschaffenheit desselben. Kleinere Sugillationen it man Petechien, größere linienförmige Striemen (vibices), Sugillationen im engern ne besonders die unter der Oberhaut sichtbaren. Letztere verwandeln mit der Zeit durch zung des Blutroths und theilweise Wiederaufsaugung desselben ihre anfangs dunkel- arzrothe Farbe in eine violette, blaue, grünliche und gelbliche. Die Blutunterlaufungen en in der Regel durch die Natur ganz allein zertheilt. Zur Förderung der Zertheilung macht kalte Umschläge mit Wasser, Wasser und Essig, auch wol mit Arnicaextractur. Doch stiftet re oft Schaden, indem sie Entzündung herbeiführt: ein Ausgang, der (mit nachfolgender ung) bei sehr reichlichen Blutaustretungen ohnedies zu fürchten ist, sodaß man in diesem e besser thut, das ausgetretene und geronnene Blut durch tiefes Einschneiden zu entleeren.

Suhl, eine der ansehnlichsten Städte der gefürsteten Grafschaft Henneberg in Franken, zu dem Kreise Schleusingen im erfurter Regierungsbezirk der preuß. Provinz Sachsen ge- g, liegt an der Südwestseite des Thüringerwaldes in einem romantischen Thale am Flüß- Lauter. Die Stadt ist offen und zum Theil an steilen Abhängen erbaut; der schönste Theil ben ist der Marktplatz. Sie verdankt ihre Entstehung wahrscheinlich den Sorben, die sich wegen der gegenwärtig nicht mehr benutzten, aber ehemals ziemlich reichhaltigen Salz- en, von deren sorbenwendischer Benennung sie auch ihren Namen herleitet, mögen nieder- sen haben. Sehr beträchtlich wurde seit dem 14. Jahrh. lange Zeit ihr Bergbau. Graf helm von Henneberg ertheilte ihr 1527 förmliche städtische Privilegien und besondere Sta- i. Die Stadt zählt gegen 9000 E. und hat die Rechte einer Bergstadt, jedoch ist das henne- sch-neustädtische Bergamt, welches früher seinen Sig hier hatte, 1838 nach Großcambs- im neustädtischen Kreise verlegt worden, weil an diesem Orte der Bergbau gegenwärtig unghafter betrieben wird als in S. Außerdem ist in S. ein Land- und Stadtgericht, eine erintendentur, ein Rentamt, ein Postamt u. s. w. Hauptnahrungszweige sind jetzt bloß die

Loup's „Emendationes in Suidam“ (3 Bde., Lond. 1760—67) mit den „Curae novissimae“ (Lond. 1775), wovon Porson eine neue Ausgabe besorgte (4 Bde., Oxf. 1790).

Sujet (franz.), deutsch: Gegenstand, oder noch bezeichnender, wenn auch einem Mißverhältniß ausgesetzt, Vorwurf, nennt man in der erzählenden und noch häufiger in der dramatischen Dichtung den rohen Stoff, den der Dichter für seine Bearbeitung vorfindet und auswählt. Selbstverständlich kann von einem Sujet bei solchen Dichtungen nicht die Rede sein, welche rein der Erfindungsgabe des Dichters beruhen. Aber auch größern historischen Stoffen legt seltener jenen Namen bei, sondern vorzugsweise kleinen, in sich abgeschlossenen, anekdotenartigen Erzählungen, wie sie in Balladen, Schauspielen und ganz besonders in Opern verarbeitet werden.

Sulina oder **Sunie** heißt der mittellste der drei Hauptmündungsarme der Donau in der Provinz Bessarabien. Obgleich dieser Arm gegen 400 Schritt breit ist, kann er sich doch, so wenig wie der nördliche und der südliche Arm, die Kilia- und die Georgs- oder Kebrillamündung, welche die von der Sulina geschiedenen Deltainseln Leti und Moische begrenzen, mit ungetheilten Donauströme, der vor der Theilung 1200 Schritt Breite hat, messen. Doch bisher die Sulinamündung allein für Seeschiffe, die aus dem Schwarzen Meere heraufsteigbar, fahrbar. Unter der türk. Herrschaft war die Sulina 13 F. tief; jetzt hat sie nur noch 9 F. Wassertiefe, da die russ. Regierung, in deren Besitz sich seit dem Frieden von Adrianopel alle Mündungen befinden, ungeachtet sie noch 1840 durch einen Tractat mit Oestreich zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse sich verpflichtete, die Verschlammung und Versandung derselben eher förderte als hemmte. Seit Beginn des Kriegs 1853 suchten sogar die Russen, um das Einlaufen einer türk. oder engl.-franz. Flotille zu verhindern, die Einfuhr der Sulina münds zu verstopfen.

Sulioten, ein aus Illyriern und Griechen gemischter christlich-albanes. Volksstamm im Süden des Paschaliks Janina (dem alten Epirus), der seinen Ursprung von einer Anzahl von Familien ableitet, welche im 17. Jahrh. in die Gebirge von Suli, einige Stunden von dem Ionischen Meere und von der Stadt Parga, vor der Tyrannei der Türken sich zurückzogen. Sie benutzten sich zur griech. Kirche und entwickelten sich unter einer einfachen aristokratisch-demokratischen Verfassung so schnell, daß sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., zur Zeit des Ali-Pascha von Janina, aus 560 Familien bestanden und gegen 70 Ortschaften umfaßten. Alte Gebräuche waren ihre Geseze, Einfachheit der Sitten und ein System natürlicher Tugenden ihr Ruhm. Bei der unter ihnen herrschenden Gleichheit der Rechte konnte nur persönliche Tapferkeit und Vaterlandsliebe dem Einzelnen ein besonderes Ansehen verleihen. Ihre Mutterzunge ist das Griechische, aber sie sprechen auch zugleich das Albanesische. Außer Viehzucht und geringem Ackerbau trieben die Sulioten hauptsächlich das Waffenhandwerk als Klephten und Armatolen, und sie zeichneten sich hierin nicht weniger durch große Tapferkeit wie durch Ausdauer aus. An ihren Kämpfen, die sie gegen die benachbarten Türken, namentlich gegen Ali-Pascha von Janina zu führen hatten, nahmen selbst die Frauen unmittelbaren Antheil. Nachdem die Sulioten in den mehr als 15jährigen Kämpfen gegen den Tyrannen von Janina bei einem einfachen, aber ausharrenden Vertheidigungssysteme längere Zeit siegreich gewesen, unterlagen sie endlich 1803 und verließen nun ihr Vaterland, indem sie anfänglich nach Parga, dann aber, durch die Drohungen und Intriguen des Ali-Pascha auch hier vertrieben, in den Ionischen Inseln zogen. Hier dienten sie unter den Truppen der verschiedenen Mächte (England, Frankreich und Deutschlands), welche damals nacheinander diese Inseln besaßen. Der Lord-Obercommissar Maitland verabschiedete sie jedoch 1814, sodaß sie längere Zeit auf der Insel Korfu ein Asyl suchen mußten. Als Ali-Pascha 1820 in Janina von den Türken unter Khurschid-Pascha eingeschlossen und von den Albanesen verlassen wurde, suchte er selbst bei den vertriebenen Sulioten Hülfe, denen er die Festung Riagha einräumte und seinen Enkel als Geiseln stellte. Allein durch den Übertritt der albanes. Häuptlinge zu Khurschid-Pascha sahen sich die Sulioten aufs neue in ihren Bergen eingeschlossen, und da auch der im Sommer 1822 von Griechenland aus zu ihrem Entsatz unternommene Feldzug ungünstig ausfiel, übergaben sie im Sept. 1822, auf den Vorschlag des engl. Consuls in Prevesa, ihre Feste Suli den Türken. Gegen 3000 Sulioten wurden auf engl. Schiffen nach Cephalonia gebracht; die übrigen zerstreuten sich in die Gebirge. An dem griech. Freiheitskriege von 1821 haben die Sulioten einen sehr geringen Antheil genommen, und viele von ihnen sind in Griechenland auch später zu Ruhm, Ansehen und Würden gekommen. Unter den Suliotenfamilien, die in früherer Zeit, während der Kriege gegen Ali-Pascha, und später, vornehmlich während des griech. Freiheits-

Publius Cornelius Rufinus, dessen gleichnamiger Sohn sich in seinem ersten Consulat 290, wo mit Curius die Samniter besiegte, und in seinem zweiten 277, wo er Croton eroberte, als wichtigen Feldherrn zeigte. Sein Enkel Publius, der als Prätor 212 die erste Feier der Apollinischen Spiele besorgte, vertauschte den Namen Rufinus mit Sulla. Nach ihm sank die Familie, bis sie sich durch den Dictator Lucius Cornelius Sulla wieder emporhob. Dieser, geb. 38 v. Chr., wurde nach einem zügellosen Jugendleben 107 als Quästor zu Marius nach Afrika gesendet und bewährte hier zuerst seine kriegerischen Talente ebenso wie seine Klugheit, als er 106 den mauritan. König Bocchus zur Auslieferung des Jugurtha bewog. Den Marius begleitete er auch in den nächsten Jahren als Legat. Im J. 102 begab er sich zu Lucius Catulus und nahm 101 an dem Kampfe gegen die Cimbern Theil. Erst 93 scheint die Gunst, die ihm das Volk schenkte, in Marius (s. d.) die Eifersucht geweckt zu haben. Diese wurde gesteigert durch den Ruhm, den sich S. als Proprätor in Cilicien 92, noch mehr in dem Bundesgenossenkrieg durch ausgezeichnete Kriegsthaten erwarb. Diese Siege und die Unterstützung der Optimaten, die in ihm den Führer ihrer Partei sahen, brachten ihm für das J. 88 das Consulat mit der Provinz Asien und der Kriegsführung gegen Mithridates. Da aber dem Vorschlag des Tribunen Publius Sulpicius Rufus, die Neubürger und Freigegebenen in alle Tribus zu vertheilen, widerstand, kam es auf dem Forum zu offener Gewalt. S. mußte fliehen und sich in das Haus des Marius bergen, von wo er nach Nola zu dem Heere ging. Mit dem Heere kehrte er auf die Nachricht, daß Sulpicius seine Provinz dem Marius abgeben vorgeschlagen, nach der Stadt zurück, deren er sich nun unter heftigem Widerstand der Gegner mit Gewalt bemächtigte. Der Tribun wurde mit Marius, dem Vater und dem Sohn, und neun Andern geächtet, die Gesetze des Erstern für ungültig erklärt und verordnet, daß kein Antrag an das Volk ohne vorhergehenden Senatsbeschluß gebracht werden solle. Nach der Wahl der neuen Consuln, deren einer, Cinna, freilich zu seinen Gegnern gehörte, führte S. Anfang 87 sein Heer in das von Archelaus, dem Feldherrn des Mithridates, besetzte Griechenland über. Während er diesen schlug, war in Rom nach der Rückkehr des Marius die Achtung des S. beschlossen und nach jenes Tod der Consul Lucius Valerius Flaccus gegen Mithridates abgesendet worden. Der Letztere knüpfte Unterhandlungen mit S. an, während deren im 85 die Thrazier demüthigte und die 84 bei einer persönlichen Zusammenkunft Beider zu Ardänus in Kleinasien mit dem Friedensschluß endeten. Asien mußte für den Abfall von Rom hart büßen. Flavius Fimbria, der nach der Ermordung seines Consuls Flaccus den Krieg gegen Mithridates geführt hatte, wurde, als S. gegen ihn zog, von seinen Truppen verlassen, und Lucullus (s. d.) zur Deckung des Landes zurückblieb. S. selbst ging mit seinem eng um ihn gefesselten Heere nach Griechenland zurück. Hier trafen ihn in Athen Gesandte des Senats, die mit ihm über Versöhnung verhandeln sollten. S. wollte sich unterwerfen, wenn die Verbündeten, die in großer Zahl zu ihm geflüchtet waren, wieder aufgenommen würden; aber Cneius Papirius Carbo, nach Cinna's Tod einziger Consul, wehrte dem Senat, hierauf einzugehen. Im J. 83 landete S. bei Brundisium. Sein Heer, etwa 40000 Mann, mehrte sich durch die Truppen, die ihm einzelne Optimaten, wie Crassus, Quintus Metellus Pius, Cneius Pompejus, zuführten. Von Apulien eilte er nach Campanien, wo er unweit Capua einen Consul Cassius Norbanus schlug; der andere, Lucius Cornelius Scipio, schloß einen Vertrag mit ihm, als sein Heer zu S. überging. Während Pompejus und Metellus 82 den Consul Cneius Papirius Carbo in Etrurien und Umbrien beschäftigten, zog S. gegen den jüngern Marius (s. d.), schlug ihn bei Sacriportus und drängte ihn nach seinem Waffenplatz Praeneste, dessen Belagerung er dem Quintus Lucretius Velleia überließ. Er selbst wendete sich nach Etrurien gegen Carbo, mit dem er bei Clusium ohne Entscheidung kämpfte. Die Nachricht, sein Heer von Samnitem und Lucanern gegen das schwachbesetzte Rom ziehe, rief ihn nach Rom zurück. Vor dem Collinischen Thor: entschied 1. Nov. eine blutige Schlacht, die, als der Flügel von S. selbst geführt schon wich, noch durch Crassus mit dem rechten Flügel gewonnen wurde, für S. Der größte Theil der Feinde war gefallen; drei bis viertausend Gefangene ließ S. am dritten Tag auf dem Marsfeld grausam niederhauen. Bald darauf erhielt die Nachricht, daß Carbo's Heer zersprengt, Praeneste gefallen, Marius todt sei, und er nahm den Beinamen des Glücklichen (Felix) an. Dem Volke aber eröffnete er die Absicht, seinen Zustand bessern zu wollen, wenn er vorher Die, welche nach seinem Vertrag mit Scipio die Waffen geblieben wären, bestraft haben würde. Dies war das Zeichen zu mörderischen Verfolgungen, die sich über Rom und Italien verbreiteten und denen er, nachdem schon Tausende (9000 nach Drosius) gefallen, in den Proscriptionen eine Art von Form gab.

den Titel eines Surintendanten. Rosny erwarb sich in diesem unglaublich zerrütteten Verwaltungszweige das größte Verdienst und brachte mit Festigkeit und rastloser Thätigkeit eine schreckende Ordnung in das Chaos. Er verbannte die rohe Fiscalität, vereinfachte die Erhebung, zog schlechte Verwalter zur strengsten Rechenschaft und erfand neue Formen für das Rechnungswesen. Mit beispielloser Genauigkeit prüfte er selbst die verschiedenen Register, wiewohl er bisher nur das Schwert geführt hatte und an diese Geschäfte nicht gewöhnt war. Die Finanzüberschüsse häufte Rosny in der Bastille auf, deren Gouverneur er 1602 wurde, und der Schatz belief sich bei Heinrich's IV. Tode auf 42 Mill. Livres. Das nationalökonomische Princip, welches Rosny befolgte, war indessen sehr einseitig und konnte höchstens nur für die damaligen Verhältnisse gelten. Er hielt den Ackerbau für die einzige und wahre Quelle des Nationalreichthums und begünstigte denselben auf Kosten des Handels und der Gewerbe, in welchen er den Weg zum Verfall des kriegerischen Geistes der Nation erblickte. Als Heinrich IV. 1600 den Zug nach Savoyen unternahm, empfing Rosny den Titel eines Großmeisters der Artillerie. Er bewies auf diesem Zuge nochmals sein Talent für den Krieg und eroberte durch seine Ingenieurkünste die für unüberwindlich gehaltenen Festungen Montmelian und Bourg. Nach dem Frieden übernahm er unter dem Titel eines erblichen Capitäns der Häfen, Flüsse und Städte die öffentlichen Bauten. Mit Eifer verbesserte er nun die Communicationsmittel des Landes, befestigte die Häfen und führte an den Grenzen ungeheuerer Wälle und Festungswerke, durch welche in damaliger Zeit die Sicherheit des Reichs vollkommen gesichert erschien. Neben diesen Verwaltungszweigen leitete er auch die auswärtigen Verhandlungen. Als 1603 Elisabeth von England starb, reiste er nach London und suchte Jakob I. für Frankreich zu gewinnen. Die Strenge, Geradheit und Verachtung, die er stets gegen die Höflinge bewies, zogen viele Feinde zu, die fortgesetzt an seinem Sturze arbeiteten. Dem Könige selbst verschwiegen sie seinen Tadel oder seine Ansichten und dieser fühlte sich oft verlegt. In den ehelichen Angelegenheiten Heinrich's mußte Rosny gewöhnlich das Mittleramt übernehmen. Im J. 1606 erhob der König das Gut Sully an der Loire zum erblichen Herzogthume, was den allerdings stolzen ehrgeizigen Minister sehr freute. Wiewol er in seinem Hause eine strenge Ökonomie führte, begierig sein Vermögen zu vergrößern suchte, liebte er doch den Glanz. S. stand früh um 6 Uhr auf, unterbrach seine Arbeiten nur durch ein einfaches Mahl und überließ sich erst Abends einige Stunden der Erholung. Die Ermordung Heinrich's IV. (s. d.), 13. Mai 1610, hemmte plötzlich die riesenhaften Unternehmungen, die er mit dem Könige für die Zukunft entworfen hatte, und veränderte seine Lage gänzlich. Um seine Sicherheit mit Recht besorgt, trat er seine Ämter und Pfründen dem Hofe gegen Entschädigung ab, lebte fortan, von fürstlichem Glanze beraubt, zu Rosny und Villebon und beschäftigte sich mit Landbau, schrieb auch eine Art Geschichte seiner Zeit. Im J. 1634 verlieh ihm Ludwig XIII. die Marschallswürde. Nur in außerordentlichen Fällen erschien er noch bei Hofe und ertheilte dann dem Könige seinen Rath. Sein Sohn, der Marquis von S., ein verschwenderischer Mensch, den er nicht liebte, starb 1640 und hinterließ ihm einen Enkel, der mit dem Großvater einen Proceß anfang. S. verlor diesen Proceß und starb acht Tage darauf, 22. Dec. 1641. Seine zweite Gemahlin, die Wittwe eines Herrn von Châteaupers, errichtete ihm zu Villebon ein prächtiges Denkmal. Seine Tochter, Margarethe de Bèthune, war an den Herzog von Rohan (s. Rohan, das Geschlecht) vermählt. Von seinem Geschichtswerk ließ S. unter dem Titel „Mémoires des sages Rois de France, de leurs réformes, de leurs économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand“ die ersten Bände (Amst. 1634) erscheinen. Stil und Form dieses Werks sind ungenießbar. Dennoch besitzen die Memoiren einen großen Werth, indem sie die äußere und innere Geschichte jener Epoche enthüllen. Jean le Laboureur veröffentlichte erst 1662 zwei andere Ausgaben. Der Abbé Goussier gab das Buch modernisirt (8 Bde., Amst. 1745) heraus.

Sulphurète, d. i. Schwefelmetalle, s. Schwefel.

Sulpicia, eine röm. Dichterin, lebte unter Domitian, Nerva und Trajan und wird gewöhnlich für die Verfasserin einer gegen den Kaiser Domitian gerichteten Satire gehalten, die unter dem Titel „De edicto Domitiani, quo philosophos exegit“ oder „Satira de cor-
poris reipublicae statu“ vorhanden, übrigens in einem ziemlich frostigen Tone verfaßt ist. In früherer Zeit findet man dieselbe meist den Ausgaben des Ausonius und Tibullus beigegeben. Später wurde sie von Bernsdorf in den dritten Band der „Poetae Latinae minores“ aufgenommen und von Gurlitt (Hamb. 1819) und Monnard, zugleich mit franz. Übersetzung (Paris 1820), besonders bearbeitet. — Zu unterscheiden ist von ihr eine frühere Sulpicia, dem Zeitalter des Augustus, welche Tibullus (s. d.) im vierten Buche seiner „Elegien“

on Geblüt. Ist die Mutter des Großherrs bei seinem Regierungsantritte noch am Leben, so ist sie Sultan-Balide.

Suluinseln, eine Gruppe kleiner gebirgiger, aber fruchtbarer Eilande im Ostindischen Archipelagus, die in einer Reihe von der Nordostspitze von Borneo bis zur Südwestspitze von Magindanao sich hinzieht, ist noch ziemlich undurchforscht und wird von mohammed. Malayen bewohnt, die unter Sultanen stehen und als höchst wilde, grausame und treulose Seeräuber berüchtigt sind, deren feste, vermogene Tapferkeit ihresgleichen sucht. Die Hauptinsel ist Sulu, mit der Hauptstadt Bewan, der Residenz des Sultans, der auch einen Theil der nordwestlich von den Suluinseln gelegenen Insel Palawan in der neuern Zeit seiner Herrschaft unterworfen hatte. Im J. 1845 schloß der franz. Admiral Cecile einen Vertrag wegen Abtretung der an der Südwestspitze von Magindanao gelegenen, durch ihre Lage commercieell und strategisch wichtigen Insel Basilan ab, der aber von der franz. Regierung, um nicht auch in diesen Meeren die Eifersucht der Engländer rege zu machen, nicht vollzogen und genehmigt wurde. Spanien hat lange Versuche gemacht, sich der Suluinseln zu bemächtigen, um dem Piratenwesen ein Ende zu machen. Im Febr. 1851 unternahm der Gouverneur von Manila, General Urbisondo, Marquis de la Solana, einen furchtbaren Vernichtungszug gegen dieselben, zerstörte die Forts von Sulu, zwang die Insulaner zur Unterwerfung und verleibte den ganzen Archipel sammt Palawan dem span. Generalcapitanat der Philippinen ein.

Sulzbach, eine Stadt in der bair. Oberpfalz, an der Sulzbach, Sitz eines Landgerichts, ehemals die Residenz der Herzoge von Sulzbach und von Neuburg, hat 3200 E., ein Schloß, welchem Hieronymus von Prag gefangen saß, ein Gymnasium, Hopfenbau und sehr bedeutende Eisengruben. Das ehemalige Fürstenthum Sulzbach, 19 QM. groß, stand ursprünglich unter eigenen Grafen, nach deren Aussterben im 13. Jahrh. es an Baiern kam. Mit der Oberpfalz ging es an Pfalz über und wurde nun meist von Pfalz-Neuburg besessen, das 1410—48 als Neuburg-Sulzbach nannte. Nachdem es an die zweibrücker Linie übergegangen, wurde 1614 in Folge einer Landestheilung wieder selbständiges Fürstenthum. Mit Karl Theodor kam es an Pfalz und Zweibrücken und unter Maximilian I. an Baiern.

Sulzer (Joh. Georg), Philosoph und Ästhetiker, geb. 5. Oct. 1720 zu Winterthur im Schweiz. Canton Zürich, war von 25 Kindern das jüngste und verlor 1734 seine Eltern an Eim Tage. Zum Geistlichen bestimmt, wurde er 1736 nach Zürich auf das Gymnasium geschickt. Joh. Gessner machte ihn in der classischen Literatur bekannt und Breitinger und Bodmer bildeten seinen Geschmack in den schönen Künsten. Seine Neigung theilte sich nunmehr zwischen dem Studium der hebr. Sprache, der Wolff'schen Philosophie und dem Linne'schen System. Im J. 1740 wurde er Gehülfe des Predigers zu Maschwanden, wo er seine „Moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur“ (1741) schrieb, welche Sack in Berlin herausgab. Hierauf unternahm er 1742 eine Reise durch die Schweiz; dann ging er nach Berlin, wo er sich Euler's und Maupertuis' Freundschaft erwarb. Auf Sack's und Euler's Empfehlung wurde er hier 1747 als Professor der Mathematik bei dem Joachimsthal'schen Gymnasium angestellt. Nachdem er mit Ramler die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ (1750) herausgegeben hatte, ging er nach der Schweiz. Als Mitglied der philosophischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften schrieb er mehrere philosophische Abhandlungen in franz. Sprache (deutsch, 2 Bde., Berl. 1773). Der Tod seiner Gattin veranlaßte ihn 1760, abermals nach der Schweiz zu gehen. Im J. 1763 legte er seine Professur nieder, um sich ganz nach der Schweiz zu wenden; doch der König stellte ihn als Professor bei der neugegründeten Ritterakademie an und schenkte ihm ein Stück Land an dem Ufer der Spree, um sich dort anzubauen. Im J. 1765 war S. Mitglied der Commission, welche den Zustand der Akademie untersuchen und eine bessere Ordnung einführen sollte. Ein ähnliches Geschäft wurde ihm hinsichtlich des Joachimsthal'schen Gymnasiums übertragen. Einige Jahre darauf mußte er in Verbindung mit Spalding und Sack die Schulen zu Kloster-Bergen, Stettin und Starzed revidiren. Im J. 1771 lud der Herzog von Kurland ihn nach Mitau ein, um ein Gymnasium daselbst einzurichten. Kränklichkeit halber mußte S. diese Reise ablehnen, jedoch entwarf den Plan. Im J. 1775 bereiste er zur Stärkung seiner Gesundheit die Schweiz, Frankreich und Italien. Während dieser Reise wurde er zum Director der philosophischen Classe der Akademie ernannt. Er starb 27. Febr. 1779. Sein Hauptwerk ist die „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ (4 Bde., neueste Ausg., Lpz. 1792—94), das noch größern Werth durch die parisischen Zusätze von Blankenburg (3 Bde., Lpz. 1796—98) und durch die von Dyt und Hübs herausgegebenen „Nachträge, oder Charakteristik der vornehmsten Dichter aller Nationen“ (2 Bde., Lpz. 1797—98) erhalten hat.

erstreckung der Insel, also von Südost nach Nordwest streichen und besonders die Südwestseite der Insel ihrer ganzen Länge nach, von der Sundastraße bis zum Cap Atschin, dem nördlichsten Punkte, einnehmen, während die Nordostseite flach ist. Sämmtliche Bergketten sind plutonischer Natur und zählen 16—18 theils erloschene, theils noch thätige Vulkane, welche die höchsten Gipfel der Gebirge bilden. Das Flachland der Nordostseite der Insel ist durchaus angepflanzter Boden, mit Sandstrichen und vielen Sümpfen und Marschen, theilweise 20—30 M. breit, mit flacher, hafenloser Küste an einem Meere voller Untiefen und Sandbänke. Die meisten und größern Flüsse der Insel, unter denen der Palembang, Siat und Rektan die bedeutendsten, münden auf dieser Küste, an der sie fortwährend neues Land anschwemmen, und bilden in der größtentheils mit dem üppigsten Urwalde bedeckten, aber ungesunden und deshalb jährlich bewohnten Niederung fast die einzigen Verbindungswege, an welchen die wenigen Ortschaften liegen. Jenseit dieses ganz ebenen Tieflandes erhebt sich in immer höher hintereinander aufsteigenden Bergketten, zwischen denen herrliche Thäler und fruchtbare Hochebenen liegen, das Hochland, welches bis zur Südwestküste sich erstreckt, in die es unmittelbar hinabsinkt. Diese Südwestküste ist, im Gegensatz zur nordöstlichen, von vielen Buchten und Baien durchschnitten, hat schöne Häfen, wird von Felsenuffern oder Hügeln und Bergen mit fruchtbaren Thälern eingefasst, besitz gesunde Luft, besonders in den höhern Gegenden, und ist deshalb stark bevölkert und mit vielen Städten und Dörfern besetzt. Das Klima gleicht dem aller äquatorialen Inseln des Ostindischen Archipelagus. Es wird von den Moussons bedingt, welche vom Mai bis October aus Südost wehen und so die trockene Jahreszeit veranlassen, in der andern Hälfte des Jahres aber aus Nordwest, wo sie dann die Regenzeit herbeiführen. Für die Europäer ist das Klima der Küstengegenden ungesund, die höhern Gebirgsgegenden im Innern dagegen zuträglicher. Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben sind nicht selten. Der Boden ist mit Ausnahme einiger Wüsteneien von der üppigsten Fruchtbarkeit. Für den Handel sind besonders wichtige Producte Reis, Farbe- und Nupshölzer, Taback, Pfeffer, Zimmt, Muskatnüsse, Gewürznelken, Rottang, Aloë, Kampher, Benzoe, Drachenblut, Lackfirniß, Wachs, Gold, Diamanten, Schwefel und Seidenzeuge. Von Thieren finden sich Tiger, Bären, Elefanten, Nasenbär, verschiedene Affenarten, Büffel, Salanganen und viel anderes Geflügel, Krokodile und Schlangen verschiedener Arten, große Ameisen und die Riesenmuschel. Die Einwohner von S. sind malayischen Stammes und theils mohammed. Glaubens, theils, wie die Battas, noch heiden. S. ist die eigentliche Heimat der Malayen (s. d.), die sich von hier aus über die Halbinsel Malakka und den übrigen Ostindischen Archipelagus ausbreiteten. Außer ihnen gibt es in den Handelsstädten Hindu und viele Chinesen, welche besonders die Handwerkerklasse bilden; ferner Araber, die auf Kriegszügen und als Söldner hierher gekommen sind; endlich Holländer, die die Herren eines Theils der Insel. Die Insel besteht aus einem unabhängigen und einem den Niederländern unterworfenen Theile. In jenem liegen: 1) das Reich Atschin mit $\frac{1}{2}$ Mill. E. auf 1000 QM., an dem Nordende der Insel, mit der einst durch Handelsthätigkeit und Handelsmacht berühmten Hauptstadt gleiches Namens, die an 40000 E. zählt; 2) das Reich Siat auf der Ostseite, mit 600000 E. auf 1250 QM.; 3) das Land der Batta (s. d.) oder Batak im Innern, südlich von Atschin. Die Niederländer, welche die Entdecker der Insel, die Portugiesen, zu Ende des 16. Jahrh. verdrängten und 1664 eine feste Niederlassung zu Padang gründeten, verloren in dem französisch-englischen Kriege ihre Besitzungen an die Engländer, die bereits 1685 die Colonie Bencoolen (s. d.) gegründet hatten, setzten sich erst gleich nach dem Pariser Frieden von 1815 hier wieder fest und erhielten sogar durch einen Tauschvertrag 1824 die Colonie Bencoolen von den Engländern abgetreten. Von da an wurde der niederl. Einfluß auf S. von größerer Wichtigkeit und gewann immer mehr Ausdehnung. Bald besaßen sie Padang im Nordwesten von Bencoolen, sowie Palembang an der Ostküste und die derselben vorliegenden, wegen ihrer Zinn- und Eisenerzen wichtigen Inseln Banca und Billiton, Bintang und Rio, eroberten dann das im Innern liegende alte wichtige Reich Menangkabo, einen Sitz alter malayischer Cultur, dem zur Zeit seiner Blüte fast ganz S. unterworfen war, ebenso das Reich Bongol und machten die Fürsten dieser Länder zu Vasallen. Gleicherweise haben sich die Niederländer mehrer des Handels wichtigen Punkte an den übrigen Küsten und der langen Inselkette an der Westküste besetzt und so die Insel mit einem Netz von Niederlassungen umspinnen, um sie in dieselbe Abhängigkeit zu bringen wie Java. Der Besitz der Niederländer bildet mit den umliegenden Inseln unterworfenen Inseln ein eigenes Gouvernement, welches 1849 auf 7223 QM. betrug.

1,610,360 E. zählte. Es zerfällt in folgende Residenzschaften: 1) Sumatra oder Padang der mittlern Westseite, 2200 $\frac{1}{2}$ QM. mit 938,585 E. und der Hauptstadt Padang, welche Sitz des Gouverneurs ist und 10000 E. zählt; 2) Bencoolen, südlicher gelegen, 455 $\frac{1}{2}$ QM. mit 93,875 E. und der gleichnamigen Hauptstadt; 3) Lampon oder Lampuhn, im äußer Süden, 475 QM. mit 82,900 E. und der Hauptstadt Tulang-Baumang; 4) Palembang, N. von Bencoolen und im N. von Lampon, 2558 $\frac{1}{2}$ QM. mit 272,000 E. und der Hauptstadt Palembang (s. d.); 5) Indragiri an der mittlern Ostküste und um den Fluß gleiches Nam 676 $\frac{1}{2}$ QM. mit 50,000 E.; 6) Affahan, Batubarra, Sirba und Delli, an der Nordost 552 $\frac{1}{2}$ QM. mit 100,000 E.; 7) Bangka oder Banca (s. d.) nebst Billiton, 556 QM. 43,000 E.; 8) Rhio oder Rio oder Riam, 148 $\frac{1}{2}$ QM. mit 30,000 E., im Archipel im S. der Halbinsel Malakka und der brit. Colonie Singapore, bestehend aus den Inseln Biri Lingga, Battam und andern kleinern.

Sümegh oder **Somogy**, ein Comitatus des ödenburger Districts im Königreich Ungarn zählt auf 119 $\frac{1}{2}$ QM. 250,874 E., ist theils eben, theils von Berg- und Hügelland erfüllt der Nordgrenze von dem mit Sümpfen umgebenen Plattensee, an der Südgrenze von der Drau bewässert und liefert Getreide, Wein, Obst, Gartenfrüchte, Taback, Eichenholz, Rindvieh u. s. w. Es zerfällt in die Stuhlgerichtsbezirke Kaposvár, Zgal, Karád, Marczaly, Sziget Nagh-Utád und Esurgó. Der Hauptort ist Kaposvár, ein Marktflecken am Flusse Kapos 4000 E., einer Hauptschule (das Gymnasium ist 1850 aufgehoben), einem schönen Comitatshause, den Ruinen eines alten Schlosses, gutem Wein- und starkem Tabacksbau. Bemerkenswerthe Orte sind noch: Szigeth (s. d.) oder Szigethvár; der Marktflecken Babocsa Drau, mit einem Schlosse und 1400 E., einst eine starke Festung, berühmt durch die Lage, welche hier 1556 die Türken durch Nadasdy und Zrinyi erlitten; der Flecken Berg oder Bresniz unweit der Drau, mit 2200 E., einem schönen gräflich Festetics'schen Casar den Überresten einer ehemals berühmten Festung; das Dorf Laad mit 900 E. und dem 100 J. alten Czindery'schen Gesteine, das aus der Tatarei stammende und rein erhaltene Gebäude. — **Sümegh** heißt auch ein Marktflecken im ungar. Comitatus Szalad, mit 280 E. dem Residenzschlosse des Bischofs von Veszprim, einem Franciscanerkloster nebst Kirche, bedeutendem Ackerbau, Weingärten und großen Waldungen.

Summarischer Proceß. Aus dem Bedürfnis, für die geringfügigern, klaren und leicht aufgeschub leidenden Sachen ein einfacheres und kürzeres Verfahren als das gewöhnliche und mannichfache Formen gebundene zu haben, entstand, zunächst nach dem Vorgange der geistlichen Gerichte, in Deutschland der Summarische Proceß, welcher auch bei der weitern Ausbildung des Proceßgesetzbuchs sich gleichförmig mit dieser fortgebildet hat. Die Gründe des summarischen Verfahrens sind sehr verschieden und geben daher dem Proceß selbst auch einen verschiedenen Charakter. I. Geringfügige Sachen, Streitigkeiten zwischen den niedern Ständen (Arbeiter, Gesinde, Hausmiethen u. s. w.) können nicht weitläufig behandelt werden, weil die Proceßkosten das Object gar zu schnell übersteigen würden. Daher sollen die Richter die Parteien mündlich hören; es wird dabei in der Regel kein schriftliches Verfahren, oft auch kein Advocat zugelassen, und die Fristen sind kürzer und einfacher. Der Gang nähert sich der preuss. sowie von anderer Seite auch der preuss. Verfahrensweise. II. Klare Schuldverhältnisse, wodurch das Ganze eines Anspruchs in allen Theilen der Klage sogleich erwiesen wird, oder der Gegner die Urkunden anerkennt, begründen in einigen Ländern sogleich richterlichen Zwang zur Zahlung (executionem paratam). In Deutschland hat man diese Wirkung, welche in Frankreich nur die öffentliche Urkunde hat, allen Arten schriftlicher Bekenntnisse beigemessen und daher zwar ein gerichtliches, aber doch schleuniges Verfahren angeordnet, wobei die Klage nicht zur Verhandlung, sondern nur zur Anerkennung oder eidlichen Ablehnung der Urkunden (s. Recognition und Diffession) vorgeladen wird und keine Einreden vorzubringen kann, welche nicht sofort liquid gemacht, d. h. erwiesen werden können. Ein noch schnelleres strengeres Verfahren findet im Wechselproceß statt, wo es sogleich nach Anerkennung der Forderung zur Execution durch persönliche Verhaftung kommt. III. Kann eine Thatsache sofort bestritten werden, woraus sich ergibt, daß der Klagende Unrecht leide, oder ihm, wenn nicht die Einhalt gethan wird, ein unersetzlicher Schaden entstehe, so begründet dies den Mandatsproceß (S. Mandat.) Auf die Klage ergeht an den Beklagten sogleich ein Befehl, bei bestimmter Strafe Das zu unterlassen oder wieder gutzumachen, was den Anlaß zur Beschwerde gegeben hat, und zwar, wenn die Handlung gewiß und zugleich unter keiner Bedingung zu rechtfertigen ist, unbedingt (mandatum sine clausula) die Folgeleistung nachzuweisen; sonst aber, wenn

och Rechtfertigungen denken lassen (*mandatum cum clausula*), binnen der bestimmten Frist entweder Folge zu leisten oder die Einwendungen anzuzeigen. IV. Die Besitzstreitigkeiten, wobei es nur darauf ankommt, wer einstweilen mit Vorbehalt des Rechts selbst in den Besitz geht oder darin erhalten werden soll, gehören insofern hierher, als nicht ein älterer, auf Rechtsründe gestützter Besitz vertheidigt wird (*possessorium ordinarium*), sondern nur ein interimistischer Besitz gesucht oder der neueste ruhige Besitz gegen Störungen geschützt werden soll. Letzteres, verbunden mit den Verordnungen der päpstlichen Rechte gegen eigenmächtige Entsehung (*spolium*), hat das eigenthümliche *possessorium summarium* hervorgebracht, wobei es nur auf die Thatsache des Besitzes und der einseitigen Störungen ankommt. V. Um sich der Personen oder Sachen zu versichern und zu verhüten, daß nicht durch Flucht und Wegschaffung der Gläubiger das Object seiner Befriedigung verliere oder doch genöthigt werde, dem Schuldner in entfernte Gerichte nachzufolgen, ist der Arrestproceß eingeführt. Wenn eine Forderung scheinigt, wenigstens in dringenden Fällen genau angegeben ist und Gründe nachgewiesen sind, woraus die Gefahr des Gläubigers erhellt, so werden die Person oder die Sachen des Schuldners in gerichtliche Verwahrung gebracht. Der Arrestproceß hat damit ein Ende und die Hauptsache gehört an den ordentlichen Richter. Die vorstehenden allgemeineren Grundsätze des gemeinen deutschen Rechts über summarische Proceße sind in den verschiedenen deutschen Ländern zum Theil abweichend durchgeführt.

Summe nennt man eine Größe, welche mehreren andern zusammengenommen gleich ist, also der Arithmetik das Resultat der Addition. Die zu addirenden Größen heißen daher **Summanden**. Haben die zu addirenden Größen entgegengesetzte Vorzeichen, so ist die Addition mit der Subtraction zu verbinden und heißt algebraische Addition, sowie die Summe, im Gegensatz der arithmetischen, eine algebraische Summe; z. B. $+4, -5, -8 + 19$ geben als algebraische Summe weder $+36$ noch -36 , sondern $+10$. Die Summe einer Reihe ist daher auch etwas Anderes als eine Größe, welche allen Gliedern der Reihe zusammengenommen gleich ist; ist z. B. 25 die Summe der arithmetischen Reihe 1, 3, 5, 7, 9. Dieses gilt jedoch nur von Reihen, wo die Anzahl der Glieder bestimmt und geschlossen ist. Bei unendlichen Reihen, wo die Anzahl der Glieder ohne Ende fortläuft, wird sich die Summe derselben mit völliger Strenge nicht angeben lassen. Man versteht dann unter der Summe einer solchen Reihe dieselbe Größe, welcher sich die wirkliche Summe einer bestimmten Anzahl von Gliedern desto mehr nähert, je öfter diese Anzahl von Gliedern genommen wird. Es ist aber einleuchtend, daß in diesem Sinne nur jenen unendlichen Reihen eine Summe zukommen kann, deren Glieder immer mehr abnehmen, da im entgegengesetzten Falle auch die Summe ins Unendliche zunehmen und sich einer bestimmten endlichen Größe nähern würde; z. B. die Reihe 1, $\frac{1}{2}, \frac{1}{4}, \frac{1}{8}, \frac{1}{16}$ u. s. w. hat die Summe 2. **Summenformel** oder **summarisches Glied** einer Reihe nennt man denjenigen algebraischen Ausdruck, der die Summe einer unbestimmten Anzahl von Gliedern einer Reihe in allgemeinen Zeichen (Buchstaben) ausgedrückt enthält und, sowie man für dieselben bestimmte Werthe setzt, die Summe einer bestimmten Anzahl von Gliedern unmittelbar bestimmt. Die Summirung unendlicher Reihen bildet einen vorzüglichen Gegenstand der höhern Mathematik und bietet nicht selten besondere Schwierigkeiten dar.

summum jus summa injuria, ein röm. Sprichwort, auf deutsch: Das höchste Recht (d. i. Recht, wenn es auf die Spitze getrieben wird) ist die höchste Ungerechtigkeit.

Sümpfe nennt man diejenigen Ansammlungen von Wasser, welche durch Vermischung mit erdigen und vegetabilischen Stoffen einen Theil ihrer flüssigen Beschaffenheit verloren haben, sodaß sie weder mit Schiffen und Rähnen befahren, noch von Menschen ohne Einsinken des Fußes betreten werden können. Sie entstehen entweder da, wo Quellen in niedrigen Gegenden springen, aus denen das überflüssige Wasser nicht hinlänglich ablaufen kann, oder da, wo Längs die Gegenden einschließen, vor welchen das Wasser sich sammelt und zum Theil in die Erde einzieht, oder endlich, wo die Gewässer, wie in dichten, niedrig gelegenen Waldungen, aus Mangel an Verdunstung bleibend werden. Solche Sümpfe nehmen in manchen Ländern beträchtliche Landstriche ein und sind durch ihre Ausdünstungen der Gesundheit oft sehr schädlich. Die Ungeundheit wird hauptsächlich bedingt durch die Masse von vegetabilischen Stoffen, aber auch mehr durch die Menge von Insekten und Wasserthieren, welche dort entstehen und vermehren. Im nördlichen Europa und Amerika kommen die bedeutendsten Sumpfgegenden vor. Berühmt sind schon aus dem Alterthume die Pontinischen Sümpfe (s. d.). Andere große Sumpfläachen sind der Morast Sövenhäg bei Naab, das Torfmoor zwischen Eupen und Malmedy, das Teufelsmoor bei Bremen, das Burtangermoor an der Grenze von Oldenburg.

Sumpffieber (helopyra) nennt man gewisse, oft ziemlich bössartige Fieber, deren Urs in der durch Sumpfluft verdorbenen Atmosphäre zu suchen ist. (S. Miasma.) Dieselben kommen meist im Sommer und Herbst, bei großer Hitze nach anhaltendem Regen oder Überschwemmungen in niedrig gelegenen Gegenden und feuchten Thälern vor und sind in gewissen Gegenden geradezu endemisch (z. B. die Moldau-, Batavia-, Havanna- und Neuorleansfieber). Die zweckmäßige Anstalten, Führung von Kanälen, Trockenlegung von Sümpfen, Ausrottung und Lüftung feuchter Waldstrecken ist schon in manchen Gegenden den Verheerungen dieser Krankheiten ein Ziel gesteckt worden. Für die Behandlung der einzelnen Fälle gelten die gewöhnlichen Regeln, besonders aber Entfernung aus der schädlichen Atmosphäre.

Sumpfluft nennt man in der Chemie eine gasförmige Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff, welche sich aus Sümpfen als Product der Zersetzung von Pflanzenstoffen entwirrt, aber noch auf andere Weise erhalten werden kann. Das sogenannte Leuchtgas (s. d.) und Gasbereitungen ist eine ähnliche, aber schwerere und kohlenstoffreichere Kohlenwasserstoffbindung. Das Sumpfgas hat einen eigenthümlichen Geruch, brennt mit schwachleuchtender Flamme und explodirt in größerer Menge bei Annäherung einer Flamme heftig. Hauptbestandtheile aus dieser Gasart bestehen die Bösen oder Schlagenden Wetter der Kohlengruben, welche bei Annäherung einer Flamme mit Explosion entzündet. — Die Medicin versteht unter Sumpfluft alle die verschiedenen gesundheitsgefährlichen Ausdünstungen (Emanation) stehender Gewässer, deren Natur zum Theil noch unbekannt ist.

Sumpfvögel, s. Wadtvögel.

Sund, eigentlich Öresund, heißt die Meerenge zwischen der dän. Insel Seeland und schwed. Landschaft Schonen. Sie ist die gewöhnliche Durchfahrt aus der Nordsee in die Ostsee neun Meilen lang, in der geringsten Breite zwischen Helsingborg und Helsingör ungefähr halbe Meile breit und wird von der dän. Festung Kronborg auf Seeland beherrscht. Der König von Dänemark, welcher seit den frühesten Zeiten über den Sund wie über den Großen und Kleinen Belt die Oberherrschaft führt, läßt auch im Sund von allen durchgehenden Handelschiffen einen Zoll erheben, welcher an dem Zollhause zu Helsingör entrichtet werden muß. Grund für diesen sogenannten Sundzoll wird angegeben, daß der Sund an der schwed. Küste sehr seicht sei, sodaß die Fahrzeuge nahe an dem dän. Strande passiren müssen. Diese Zollbestimmung der Könige von Dänemark ist durch Verträge mit den übrigen Seemächten anerkannt. Im Frieden zu Brömsebro 1645 wurde zwar den schwed. Schiffen die Zollfreiheit im Sund und in den beiden Belten zugestanden, aber im Frieden zu Friedensburg 1720 mußte es wieder aufgegeben. Als Dänemark 1781 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ließ Folge einer den übrigen Mächten mitgetheilten Erklärung keine Kriegsschiffe und Kaputtziehenden Mächte durch den Sund. Franzosen, Engländer, Holländer und Spanier zahlen ein Procent Zoll von dem Werthe ihrer Waaren, die übrigen Nationen und selbst dän. Schiffe müssen 1 1/2 Procent entrichten. Die holl. Schiffer haben den Vorzug, daß sie ihre Papiere vorzeigen dürfen; die Schiffe anderer Nationen müssen sich eine Durchsuchung gefallen lassen. Der Große Belt, ein gleich natürlicher Weg, zugänglich Schiffen aller Nationen wie der Durchzug der engl. und franz. Kriegsflotte 1854 bewiesen hat, wird bewacht auf der Südseite durch die Geschütze der Festung Nyeborg, der Kleine Belt durch die Festung Helsingör. Zu Anfange des 18. Jahrh. gingen durch den Sund und die Belte 3455 Schiffe, aber 1776, 1800 schon 10221, 1840 bereits 15662, 1850 aber 19919 und 1853 auf 21586 Schiffe, darunter 4665 engl., 5400 schwed. und norweg., 1875 niederl., 3487 preuss., 1202 russ., 2095 dän., 345 franz., 1103 mecklenb., 743 hannov., 230 oldenburg., 159 hamburg., 36 brem., 50 ital., 22 belg., 4 span., 18 portug., 96 amerik., und zwar bei aus der Nordsee 10526, aus der Ostsee 7716, in Ballast 3344. Die Zolleinnahme, welche nicht mit Unrecht das „Kronjuwel“ heißt, läuft im Wesentlichen dieselbe Scala mit der Zahl der Schiffe. Es belief sich der Sund- und der verhältnißmäßig sehr unbedeutende Beltzoll-Einklang der Feuerschiffe und Sporteln 1756 auf 200000 Thlr. Reichsmünze (zu 1/2 Rthl. Thlr.), 1770 auf 450890, 1820 auf 1 1/2 Mill., 1830 auf 2,107000, 1840 auf 2,400000, 1850 auf 2,400000, 1853 auf 2,530000 Thl. Von 1756—1853 hat sich also die Einnahme fast verdreizehnfach. Von 1850—53 flossen 54 Mill. Thlr., durchschnittlich im Jahre 54 Mill. Thlr. in die dän. Staatskasse. Die Nebenkosten, welche den Clarirungscommissionen den Fährleuten, den Lootsen und an Porto zu entrichten sind, betragen jährlich, sehr gering geschlagen, 1/2 Mill. Thlr. Es kommen also noch 12 Mill. zu jenen 54, sodaß diese Besteuerung des Handels und der Schifffahrt zu Gunsten der dän. Staatskasse für jenen Zeitraum 66 1/2

hlt. beträgt. Mehrere Mächte, namentlich Schweden und Preußen, haben in neuester Zeit durch Unterhandlungen mit Dänemark einige Modificationen im Sundzoll für sich herbeigeführt. Die öffentliche Meinung außerhalb Dänemark hat sich mehr und mehr gegen diesen Zoll ausgesprochen. Im J. 1854 erklärte die nordamerik. Regierung, sich ihm nicht ferner unterwerfen zu wollen, worauf die dän. Regierung die Aufhebung des Zolls gegen eine angemessene Entschädigung seitens der seehandeltreibenden Staaten in Aussicht stellte. Doch auch gegen eine solche Entlastung hat die Regierung der Vereinigten Staaten protestirt. Vgl. Scherer, „Der Sundzoll, seine Geschichte, sein jetziger Bestand und seine staatsrechtlich-politische Lösung“ (Lpz. 1852); „Der Sundzoll und der Welthandel“ (Lpz. 1854).

Sundainseln, so genannt nach der Sundastraße zwischen Sumatra und Java, bilden den Theil des Ostindischen Archipelagus, der zwischen der Chinesischen See und dem Indischen Ocean an der Halbinsel Malakka bis zu den Molukken sich erstreckt. Sie zerfallen in die Großen und in die Kleinen Sundainseln. Zu den Großen gehören Sumatra (s. d.), Java (s. d.), Borneo (s. d.) und Celebes (s. d.); zu den Kleinen Bali (s. d.) oder Klein-Java, Lombok (100 QM.), Sumbawa (84½ QM.) mit dem durch seinen verheerenden Ausbruch von 1815 berühmten Vulkan Lombo-flores (360 QM.), Tschindana oder Samba, Sandelwaud oder Sandelbosch (222 QM.), Labrao oder Aidenara (10 QM.), Solor (6 QM.), Lomblem oder Lombatta (15 QM.), Pantar (18 QM.), Ombaij (40 QM.), Timor (572 QM.) und mehrere andere, die ihrer physischen und ethnographischen Beschaffenheit nach ganz mit den großen Sundainseln und den Molukken übereinkommen, zu welchen die weiter östlich folgenden Bandainseln gerechnet werden. Von letztern bis nach Sumatra zieht sich eine nur durch schmale Kanäle unterbrochene Inselkette, die eine sanft gekrümmte Linie von 430 M. Länge bilden, welche als ein ebenso langer Gürtel von Vulkanen höchst merkwürdig ist. Die sämtlichen Kleinen Sundainseln haben nach der neuesten Berechnung ein Areal von 1934½ QM. Die meisten derselben sind ganz oder theilweise den Niederländern mittelbar oder unmittelbar unterworfen, welche ihre Besitzungen in zwei Residentchaften einteilen: Timor mit 1042½ QM. und 1,057800 E. (1849) und Lombok mit 191½ QM. und 1,105000 E. Auf den nordöstlichen Theil von Timor sowie auf Solor u. s. w. machen die Portugiesen Anspruch. Dieselben geben ihren Besitz in gewohnter Schätzung auf 1632½ QM. mit 918300 E. an.

Sünde heißt eigentlich jede Verletzung eines Gesetzes, welche eine Sühne, d. h. eine Vergebung der Schuld durch Strafe, erfordert. Der Sprachgebrauch aber, der für die Verletzungen bürgerlichen Gesetze die Ausdrücke Vergehungen, Verbrechen anwendet, bezeichnet mit dem Worte Sünde im biblischen Sinne jede der Zurechnung fähige und daher Sühne heischende Übertretung göttlicher Gebote oder Verbote. Zur Zurechnung wird die Veröffentlichung des Gesetzes (Röm. 7, 7) und der normale Gebrauch der Vernunft zur Selbstbestimmung erfordert, so daß die Übertretungen des göttlichen Gesetzes bei kleinen Kindern, bei Wahnsinnigen und bei Thieren der Zurechnung nicht fähig sind. Die Sünde existirt daher nicht als etwas Absolutes und Angeborenes, sondern bloß als etwas Relatives, nämlich in der Beziehung einer Handlung auf das promulgirte göttliche Gesetz. Da auch die Willensbewegungen, wenn sie auch nicht zur Vollziehung kommen können, ein Verhältniß haben zum Bewußtsein vom göttlichen Gebote, so fallen auch die Willensbewegungen unter den Begriff der Sünde, wenn sie gegen das Gebot sind. Jede mit dem erkannten Gesetze streitende Gesinnung oder Handlung heißt nach theologischem Sprachgebrauche Sünde in concreto, das Mißverhältniß der Beschaffenheit der Gesinnung aber zu den göttlichen Gesetzen Sünde in abstracto. Die genauere Entwicklung des Begriffs Sünde unterscheidet das Materielle und das Formelle der Sünde. Jenes ist die gegen den gegebenen göttlichen Gesetze streitende Willensbewegung oder That; dieses besteht darin, daß bei der Sünde das Bewußtsein des Gesetzes und die mit Freiheit verbundene Abweichung von demselben vorhanden ist. In Rücksicht des Gesetzes theilte die Dogmatik die Sünde ungenau in Unterlassungssünden (Übertretung göttlicher Gebote) und Begehungssünden (Übertretung göttlicher Verbote). Ebenso ungenau ist die Theilung der Sünden in Sünden gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen uns selbst; brauchbarer dagegen die in vorsätzliche oder unvorsätzliche und in unvorsätzliche oder Schwachheits- und Übereilungssünden. In Hinsicht auf die Form unterscheidet man größere, geringere und himmelschreiende Sünden. Letztern Ausdrücken gebrauchten die Theologen nach 1. Mos. 4, 10 für solche Bosheitsünden, welche nach göttlichem Gefühle die Rache des Himmels herausfordern. Die Erwähnung der unvergeblichen Sünde wider den Heiligen Geist nach Matth. 12, 31 fg., unter der man bald die Lästerung durch die Pharisäer verstand, bald die absolut verderbte Gesinnung, das Gute um dessen

nisten Umständen mit der biblischen Erzählung von der Rettung Noah's zusammentrifft. Man zieht hieraus nicht ohne Grund auf die Allgemeinheit der Sündflut und einen gemeinschaftlichen Ursprung der sie betreffenden Sagen geschlossen. Gegen die Allgemeinheit der Flut haben sich Lamer, Cramer, Lyell, von Hoff u. A. erklärt und darzuthun gesucht, daß die Fluten, von denen die Mythen fast aller Völker sprechen, nur local waren. Überhaupt muß man als Schlußfolgerung aller geologischen Untersuchungen und Folgerungen Folgendes beherzigen. Es gibt keine Anweisung für eine allgemeine Umwandlung (Katastrophirung) der Erdoberfläche und für Zerstörung einer ganzen organischen Schöpfung, sondern überwiegende Gründe fordern, daß man Veränderungen, welche man auf der Erdoberfläche wahrgenommen hat und noch wahrnimmt, nicht nur als auf einzelne Theile derselben beschränkt betrachten muß, sondern auch, daß man sie keinen außerordentlichen Naturwirkungen, welche aufgehört haben, sondern allein der Wirkung derjenigen Kräfte zuschreiben darf, durch die man noch jetzt alle und jede Naturerscheinung hervorgebracht sieht, und daß die unermessliche Größe der Zeiträume, in welchen diese Kräfte allmählig und immerfort gewirkt haben, genügt, die Veränderungen durch diese Kräfte vorzubringen.

Sundzoll, s. Sund.

Sunium, ein Vorgebirge in Afrika, welches die Spitze dieser dreiseitigen Halbinsel bildet und weithin in die See sichtbar ist, war im Alterthume durch eine Mauer, die sich bis an den Fuß des Berges hinabzog, befestigt. Hier lag auch der gleichnamige Flecken Sunium mit einem Hafen und im Alterthume ergiebigen Silberminen, sowie mit dem berühmten Tempel der Pallas, wovon noch einige Säulen stehen, daher das Vorgebirge selbst den Namen Capo Bonni erhalten hat.

Sunna und Sunniten. Das Wort Sunna bedeutet im Arabischen so viel als Sitte, Gewohnheit oder Regel. Die Mohammedaner bezeichnen damit in religiöser Beziehung die Regel Mohammed's, welche, da sie durch den Propheten beobachtet wurde, auch für sämtliche Mohammedaner theils als bestimmte Vorschrift, theils als Empfehlung gilt. Diese Regel Mohammed's besteht in einzelnen Aussprüchen und Handlungen desselben. Sie wurde durch seine unmittelbaren Schüler anfangs mündlich überliefert und heißt deshalb auch Hadis, d. h. Überlieferung. Diese Überlieferungen wuchsen im Laufe der Zeit zu einer ungeheuern Masse an. Ein und dasselbe Factum wurde mit abweichenden Umständen, ein und derselbe Ausspruch Mohammed's in verschiedenen Ausdrücken wiedererzählt; auch kam viel Erdichtetes hinzu. Später ordneten sie mehrfach gesichtet und in eigenen Büchern aufgezeichnet. So nun bildet die Sunna neben dem Koran die vornehmste Religionsquelle für den rechtgläubigen Mohammedaner. Man findet verschiedene arab., pers. und türk. Werke, in welchen diese traditionellen Aussprüche, theils nach der Autorität der Überlieferer, theils nach einer gewissen Sachordnung zusammengestellt, gesammelt sind. Die berühmteste unter den sechs anerkanntesten Sammlungen des Hadis ist von El-Buchâri um 840 n. Chr. unter dem Titel „El-dschâmi essachich“, d. i. der wahre Sammler, 7275 Überlieferungen enthaltend, welche Buchâri aus einer Anzahl von 1000 als die am meisten beglaubigten ausgewählt hatte. Doch weder diese noch eine andere Sammlung über das Hadis ist bis jetzt gedruckt. — **Sunniten** heißen unter den Mohammedanern diejenigen, welche dem Brauche Mohammed's folgen, also die orthodoxen Mohammedaner. Sie bilden die bei weitem größte Masse der Mohammedaner, und es gehören zu ihnen die Bewohner Afrikas, Aegyptens, Syriens, der Türkei, Arabiens und der Tatarei. Sie theilen sich in orthodoxen Ritus, die nur in einigen Gebräuchen und Rechtsentscheidungen voneinander unterscheiden und in keinem feindlichen Verhältnisse zueinander stehen. Sämmtliche Sunniten erkennen die ersten Khalifen Abubekr, Omar und Othmân als rechtmäßige Nachfolger Mohammed's an. Im Gegensatz zu den Sunniten stehen die Schiiten (s. d.), zu deren Partei seit dem 7. Jahrh. die Bewohner Persiens gehören und welche nur den Ali und dessen Nachkommen rechtmäßige Nachfolger Mohammed's halten.

Süntel oder Süntelgebirge, ein Theil des Wesergebirgslands auf der Ostseite der Weser, der Grenze von Hannover und der kurhess. Grafschaft Schaumburg, erhebt sich südlich vom Oster (s. d.) und westlich dem Osterwalde gegenüber, von diesem nur durch das Thal der Weser getrennt, zwischen Hameln und Münder und begreift im weitern Sinne das Gebirge, welches von da bis Hausberga den Weserstrom begleitet, im engeren Sinne aber nur bis gegen den Duden. Der eigentliche Süntel, der nicht unmittelbar ins Weserthal reicht, sondern eine Gruppe von Höhen und Hügeln davon getrennt wird, ist ein fast hufeisenförmig umhüllter Bergrücken an der Quelle der Hamel und Raschau. Er zieht von der Straße von

Hohnsen nach Oldendorf, von Pözen nach Hamelspring und Münder und fällt steil nach außen, dagegen sanft in das innere Thal ab, worin das Dorf Flegesen liegt. Man unterscheidet den Großen Süntel, der bei Pözen 1371 F. und daneben im Hannacken 1170 F. Höhe hat, und den Kleinen Süntel, der sich bei Hamelspring 726 F., an der Quelle der Hamel nur 555 F. erhebt. Zu letztem gehört auch der Mündersche Forst. Das weiter gegen Westen gerichtete Gebirge bildet die fast ununterbrochene 4 M. lange Wesertette. Der S. hieß im Mittelalter Sontal. In dem Thale zwischen dem S. und dem Deister besiegte der Sachsenherzog Bimund 782 ein fränkisches Heer.

Supercargo, s. Cargo.

Superfötation oder **Überschwängerung** bezeichnet eine im Verlaufe einer bereits stattfindenden Schwangerschaft eintretende nochmalige Empfängniß einer neuen Frucht. Die Möglichkeit oder Unmöglichkeit derselben ist eine noch heutigen Tages unter den Ärzten obwaltende Streitfrage. Zwar werden eine ziemliche Anzahl Fälle angeführt, welche beweisen sollen, daß sie stattfinden könne; bei genauer Prüfung derselben ergibt sich jedoch, daß nur gar zu oft Zwillingsschwangerschaften, bei denen das eine Kind früher und reifer oder auch später und unreifer als das andere geboren wurde, Veranlassung zur Annahme von Überschwängerung gegeben haben. Nichtsdestoweniger scheint sie doch unter ganz besondern seltenen Umständen vorkommen zu können.

Superintendent, früher auch **Superattendent**, wird in mehreren evangelischen Landestheilen der erste Geistliche einer Ephorie oder eines kirchlichen Districts genannt, über welchen derselbe die kirchliche Aufsicht zu führen hat. In Kursachsen wurde dieses Amt in Folge der von Luther's Ermahnung vorgenommenen Kirchenvisitation von 1527—29 geschaffen, doch theilweise zum Ersatz für die bischöfliche Regierung, denn die Jurisdiction der Bischöfe blieb stillschweigend auf das Staatsoberhaupt über. Die Superintendenzen, welche in Baiern, Preußen und andern Ländern Dekane heißen, bilden mit der betreffenden weltlichen Unterbehörde die Kirchen- und Schulinspektion und haben außer der Aufsicht über Lehre, Wirksamkeit und Wandel der Geistlichen und Schullehrer, die ihnen allein zusteht, die Verwaltung der Kirchenrenten mit zu überwachen, die nöthigen Bauten an Kirchen, Schulen und Pfarrwohnungen zu veranlassen und eine Menge anderer Geschäfte zu besorgen.

Superlativ heißt bei der Comparation der Adjective der dritte Grad der Steigerung, welcher die Vergleichung eines Begriffs mit mehreren ausdrückt, z. B.: Unter den drei größten Tragikern der Griechen war Aeschylus der älteste. Zuweilen unterscheidet man davon noch das **Ampliativ**, wenn ein sehr hoher Grad von dem höchsten noch geschieden werden soll, z. B.: Aeschylus ist ein sehr alter Dichter; doch fällt derselbe der Form nach in mehreren Fällen mit dem Superlativ zusammen.

Supernaturalismus oder **Supranaturalismus** heißt im Allgemeinen der Glaube an das Übernatürliche, Übersinnliche, im engeren Sinne der Glaube an eine unmittelbare, von den Gesetzen der Natur abweichende Offenbarung Gottes. (S. Rationalismus.)

Supinum heißt in der lat. Sprache eine besondere Form des Zeitworts, die eigentlich Verbalsubstantivum nach der vierten Declination ist, von dem jedoch nur der Accusativ und Ablativ gebräuchlich sind, und zwar der erstere, um die in dem Verbum ausgedrückte Thätigkeit als das Ziel oder den Zweck einer Bewegung auszudrücken, der zweite, um den Ausgangspunkt einer Bewegung oder eine Rücksicht zu bezeichnen.

Supplinburg oder **Supplingenburg**, ein Dorf im Herzogthum Braunschweig, unweit Helmstedt, war das Stammhaus der Grafen von S., eines der ausgezeichnetsten Geschlechter schon unter Karl d. Gr., dem auch Konrad II. entstammte. Durch letztern kam die Grafschaft als Ordenscomthurei an den Tempelherrenorden.

Suppenanstalten, zur Unterstützung armer Leute mit nahrhaften Suppen während der Winterzeit, entweder umsonst oder gegen eine geringe Entschädigung, gibt es jetzt fast in den größern Städten Europas. Die erste Idee dazu ging im 18. Jahrh. von dem Grafen von Forb (s. d.) aus, dem Erfinder der nach ihm benannten, für die Armen bestimmten Suppenanstalt. Seit 1813 indessen und in den Hungerjahren 1817 und 1818 und 1846 und 1847 fand eine ziemlich allgemeine Verbreitung.

Supplement heißt im Allgemeinen Ergänzung, z. B. der Nachtrag zu einem literarischen Werke, wodurch dasselbe vervollständigt wird. In der Mathematik versteht man unter Supplement eines Winkels oder Bogens denselben Winkel oder Bogen, der mit jenem zusammen 180 Grad ausmacht. — **Supplementardreieck** oder **Polarldreieck** heißt ein sphärisches Dreieck.

Bezug auf ein anderes, wenn die Winkelpunkte des einen die Pole der Seiten des andern Dreiecks sind. Zwei solche Dreiecke haben die merkwürdige Eigenschaft, daß die Seiten des einen die Supplemente der Winkel des andern sind. Daher der Name.

Supplicationes, auch **Supplicia**, hießen bei den Römern öffentliche, gewöhnlich mit einem Altisternium (s. d.) verbundene Betfeste, bei denen das Volk in feierlichen Processionen die Tempel der Götter besuchte, um zu diesen zu beten. Die Anordnung des Einzelnen hing von den Pontifices ab; beschlossen aber wurden sie von dem Senat und durch die Magistrate angeordnet, theils um die Hülfe der Götter bei gefährlichen Unternehmungen, theils um ihre Gnade in öffentlicher Bedrängniß zu ersuchen, theils um ihnen für glückliche Ereignisse zu danken.

Suprëmat, d. i. Obergewalt, heißt vornämlich die Machtvollkommenheit, welche sich der Papst über die kath. Bischöfe und die ganze Kirche zuschreibt. Ihre Grenzen sind auch in den protest. Ländern verschieden bestimmt, wie denn z. B. dem Papste weniger Rechte gegen die Gallicanische Kirche zustehen. — **Supremateid** hieß in England einer der vielen Eide, in welchen die Krone die oberste Kirchengewalt zugesprochen, der kath. Glaube und die Macht des Papstes verleugnet und die protest. Thronfolge anerkannt wurde. Zuletzt leisteten diesen Eid nur noch Mitglieder des Parlaments, bis auch diese endlich durch die Emancipation der Katholiken vollständig davon befreit wurden.

Surate, die neue Hauptstadt der Provinz Guzerate (s. d.) in der indobrit. Präsidentschaft Bombay, in einer fruchtbaren Ebene, links am Tapti und 5 St. von dessen Mündung in den Golf von Cambay, der einen nur für kleinere Schiffe zugänglichen Hafen bildet. Die Stadt, ein bedeutender Handelsplatz, ist Sitz eines Gouverneurs und eines pensionirten Nabobs, war früher eines der größten Emporien des Welthandels in Indien, zählte vor 1796 an 800000 E., ist aber gegenwärtig, nach häufiger Heimsuchung durch Seuchen und Plündererhorden, nur noch 400000 E., darunter über 13000 Parsen, viele Bajaderen, Weber und Kaufleute, sowie Arbeiter in Baumwollen- und Seidenzeugen, Verfertiger von Shawls, Juwelierarbeiten, Schmälde, Kunstfachen aus Elfenbein u. s. w. S. besitzt zwölf Thore, mehrere Paläste, viele Moscheen und Pagoden, eine luth., kath. und armen. Kirche, große Bazar, ein ind. Hospital für alte und kranke Thiere, Missionsanstalten und Schulen, eine Druckerei für Bibeln in der Guzeratisprache. S. gehörte seit 1616 den Holländern, seit 1765 den Engländern.

Suren heißen die Capitel im Koran (s. d.).

Surinam, eine niederl. Colonie in Südamerika, begreift den mittlern Theil von Guiana zwischen den Flüssen Maroni und Corentin. Sie wird im N. vom Atlantischen Ocean, im W. von brit. Guiana, im S. von Brasilien und im O. vom franz. Guiana begrenzt. Früher bildete S. mit den westind. Inseln Curacao (s. d.), St.-Eustache, Saba, St.-Martin, Druba, Guen-Ayre, Roques und der Vogelinsel ein einziges Gouvernement; 1845 erhielt es jedoch seinen eigenen Gouverneur. Die Colonie umfaßt angeblich, mit Zurechnung der thatsächlich nicht in Besitz genommenen innern Landstriche, 2812 QM. und zählt etwa 70000 E., darunter $\frac{10}{11}$ Negerklaven, mit deren Hülfe eine einträgliche Plantagenwirthschaft betrieben wird. Außer den beiden genannten Grenzflüssen ist noch der Surinam, der Hauptfluß des Landes, zu erwähnen, der es in seiner Mitte von Süden gegen Norden durchströmt, wie der westlichere Saramaca. Hinsichtlich seiner natürlichen Bodenbeschaffenheit kommt das Land ganz mit dem übrigen Guiana (s. d.) überein. S. war seit lange eine der blühendsten Colonien. Soweit der Anbau reicht, der indeß bis jetzt nur einen kleinen Theil des Gebiets, hauptsächlich im untern Laufe des Surinam umfaßt, ist das Land einem Garten ähnlich, von blühenden Pflanzungen bedeckt und von zahlreichen Kanälen durchschnitten. Der übrige Theil des Gebiets wird meist von Urwald bedeckt. Der größte Theil der Colonie ist Eigenthum der Stadt Amsterdam. Die Hauptausfuhrproducte bestehen in Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao. Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs ist Paramaribo am Flusse Surinam, 4 M. oberhalb der Mündung, das 20000 E., darunter 2000 Weiße, niederl. und deutschen Ursprungs, auch viele Juden, 4000 freie Farbige und 11000 Negerklaven, zählt, und sich durch viele schöne Gebäude auszeichnet, auch durch mehrere Forts vertheidigt wird. Außerdem sind nur noch das im Surinam gelegene, von jüd. Ansiedlern bewohnte Dorf Savanna und der Militärposten Bedensborg am Maroni von Bedeutung, da die meisten Pflanzungen zerstreut liegen. Zudem finden sich noch in der Colonie drei kleine, von entlaufenen Negerklaven, sogenannten Mannegern, und ihren Abkömmlingen gebildete, jetzt als unabhängig anerkannte Staaten. Die ersten Ansiedler in der Colonie waren Engländer, denen die Holländer dieselbe 1607 abnahmen und auch im Frieden von Breda behielten. Im J. 1799 begab sich die Colonie, in Folge der

damaligen Verhältnisse der Niederlande zu der franz. Republik, in den Schutz der Engländer; durch den Frieden von Amiens kam sie wieder an die Batavische Republik. Nach dem Väterausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England nahmen die Engländer sie abermals und gaben sie erst 1815 an die Niederlande zurück.

Surllet de Chokier (Graßm. Louis, Baron), Regent von Belgien 1831, wurde zu Lüttich 1769 geboren. Unter der franz. Regierung war er Maire zu Singlom bei St.-Trond, dann von 1800—12 Mitglied des Großen Rathes und in den Sitzungen von 1812—14 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. Nach der Bildung des neuen Königreichs der Niederlande wurde S. Mitglied der zweiten Kammer und blieb es bis 1818, wo es die Regierung dahin zu bringen mußte, daß er nicht wiedergewählt wurde. Nachdem er 1828 wieder in die Kammer gekommen, gehörte er mit zur Opposition und drang besonders auf Pressfreiheit. Noch ehe der Ausgang des Kampfs in Brüssel 1830 die Möglichkeit eines gütlichen Vergleichs abgeschwitten, begab er sich mit den übrigen Abgeordneten der südlichen Provinzen nach dem Haag, verließ aber diese Stadt schon wieder in den ersten Tagen des October. Der Bezirk Hasselt wählte darauf S. zum Mitgliede des Nationalcongresses. Am 11. Nov. wurde er Präsident der Versammlung und behauptete hier seine Stellung mit so viel Würde, daß er bei den erneuten Wahlen stets wieder ernannt wurde. Bei den Verhandlungen über die Königswahl stimmte er für den Herzog von Nemours, auch stand er an der Spitze der nach Paris gesendeten Abgeordneten. Als man nach seiner Rückkehr immer mehr die Nothwendigkeit fühlte, die Constitution in Vollziehung zu setzen, wurde er zum Regenten erwählt und 26. Febr. 1831 feierlich eingesetzt. Obgleich die verwickelten Angelegenheiten sich von außen günstiger zu gestalten angingen, so konnte doch S. sich von der Entnuthigung, die er von Paris mitgebracht, nicht erholen und ergriff daher mit Eifer den Gedanken, den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg auf den Thron zu setzen. Nachdem dieser 21. Juli 1831 seinen Einzug in Brüssel gehalten hatte, legte S. das Gewalt nieder. Er hatte sich während der Dauer seiner Regentschaft unter schwierigen Umständen als einen redlichen Bürger und edelmüthigen Menschen gezeigt. Der Congress bewilligte ihm ein lebenslängliches Jahrgeld von 10000 Gldn. Seitdem lebte er zurückgezogen in Singlom, wo er 7. Aug. 1839 starb.

Surowiecki (Laurenz), poln. Gelehrter, geb. 1769 unweit Gnesen, gest. 1827 in Warschau, ist der eigentliche wissenschaftliche Begründer der jetzt allgemein herrschenden, namentlich durch Schafarik zur Geltung gebrachten Ansicht über die Abkunft, Verwandtschaft und Ausbreitung des slaw. Volksstammes. Anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt und im Seminar der Missionsprediger in Warschau erzogen, trat er nach dreijährigem Aufenthalt in demselben wegen schwächlicher Gesundheit ins bürgerliche Leben zurück, machte als Erzieher des aus den franz. und poln. Kriegen als Oberst bekannt gewordenen Ludw. Szczywiecki Reisen in Europa, war hierauf zur Zeit des Herzogthums Warschau Beamter im Ministerium der Aufklärung und auch als solcher auch während der Dauer des Congreß-Königreichs bis ans Ende seines Lebens. Seine Schriften: „Über die Mängel der Erziehung der poln. Jugend“ (Warsch. 1806); „Betrachtungen über die Lage der Unterthanen in Polen nebst einem Project zu ihrer Befreiung“ (Warschau 1807), wonach später zum großen Theil in Vosen verfahren worden; „Über den Verfall der Industrie und der Städte in Polen“ (Warsch. 1810); „Über die Flüsse des Herzogthums Warschau und ihre Schiffbarkeit“ (Warsch. 1811), verschafften ihm ebenso den Rang eines trefflichen administrativen Schriftstellers, als sein Werk „Über die Abkunft der Slawen“ (Warsch. 1820) den eines wissenschaftlichen Alterthumsforschers und Gelehrten ersten Rangs. Dies letztere Werk rief eine Gegenschrift Schafarik's: „Über die Abkunft der Slawen“ (Ofen 1828), hervor, in welcher die Ansichten S.'s, namentlich über die Nicht-Slawenität der Sarmaten, bekämpft wurden. Nach vielen Jahren zog aber Schafarik seine früheren Ansichten zurück und begründete seine berühmten „Slawischen Alterthümer“ zum größten Theil auf dieselben Grundanschauungen, die S. freilich mehr nur hingeworfen als ausgeführt hatte. Außerdem schrieb S. „Über die runischen Charaktere“. Ein Patriot und großer Menschenfreund, vermachte er der Universität Warschau 36000 poln. Gldn. zu Stipendien für die ärmere Jugend.

Surren, eine der südlichen Grafschaften Englands, zählte 1851 auf 36 QM., wovon 2 auf Felder, Wiesen und Weiden kommen, 684800 E., von denen freilich 482500 Londoner sind, die zu großen Vorstädten von London gewordenen Städtchen Southwark und Lambeth zählen. Die hier besonders lagernden Reihen niederer Kreidehügel oder Downs (d. h. Down) und Haiden beeinträchtigen den Ertrag des Bodens so sehr, daß ungeachtet der ungünstigen Lage

Nähe Londons der Feldbau auf verhältnißmäßig niederer Stufe steht und immer noch fünf M. wüst liegen. S. genießt durch die Themse alle Vortheile einer meeres-angrenzten Landschaft. In diesen Fluß münden, der Hauptabdrück folgend, der Wey, le, Mandle, Medway. Der Arun fließt südwärts in den Britischen Kanal. Der Arun-, der Basingstoke- und der Croydonkanal, die London-Brighton- und die London-Südwestbahn befördern den Verkehr. Die Hauptstadt Guildford, ein Borough am Wey-Arunkanal und einem Seitenzweige der Südwestbahn, bezeugt ihr hohes Alter durch die Ruinen einer angelsächf. Burg und ist ein freundlicher Ort mit 6740 E., die in der Gegend arbeiten, hauptsächlich aber Getreide- und Holzhandel treiben. Ebenso der Flecken Epsom, mit einem Palaste des Erzbischofs von Canterbury und 10260 E. In der Nähe Croydon liegt Addiscombe mit der Militärschule der Ostindischen Compagnie. An der Themse liegen Kingston upon Thames (s. Kingston), Kew (s. d.) mit seinem botanischen Garten, das Kirchspiel Richmond (s. d.) mit 9065 E. und dem berühmten königl. Schlosse und Battersea mit großen Brauereien und Brennereien und 5000 E. Das Dorf Dulwich zwischen London und Croydon verdankt seinen Ruf und seine beste Erwerbsquelle dem vom dortigen Allen, einem Zeitgenossen Shakespeares, 1619 gestifteten God's Gift-College, einem Versorgungshause für 12 wissenschaftlich gebildete Männer und Erziehungsanstalt für 12 Knaben, verbunden mit einer Gemäldegalerie. Epsom (s. d.) ist berühmt durch seine Mineralquellen und Pferderennen.

Surrey (Henry Howard, Graf von), engl. Dichter, geb. 1516 zu Kenninghall, der älteste Sohn des Herzogs von Norfolk, der unter Heinrich VIII. als glücklicher Heerführer in Schottland, Irland und Frankreich sich auszeichnete, wurde am Hofe Heinrich's VIII. in Windsor erzogen, mit dessen natürlichem Sohne, dem Herzog von Richmond, er seit 1530 in Cambridge lebte. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit den ital. Dichtern, namentlich mit Petrarca. In zehn Jahre alt verheirathete er sich mit Lady Frances Vere, der Tochter des Grafen von Oxford. Im J. 1540 trat er in Staats- und Kriegsdienste und bewies sich als tüchtiger Krieger, namentlich in den Feldzügen gegen Schottland (1542) und Frankreich (1544). Im J. 1542 wurde er auch Ritter des Hosenbandordens. Seine Feindschaft mit dem Grafen von Hertford, Vizekönig des Königs, und unvorsichtige Reden, vielleicht auch andere geheime Gründe, führten zu seinem Verderben herbei. Er wurde des Hochverraths angeklagt und 1547 enthauptet; sein Leichnam wurde durch Heinrich's VIII. Tod gerettet. S. war seit Chaucer der erste bedeutende engl. Dichter. Seine Hauptstärke liegt in den lyrischen Gedichten, namentlich in den Liebesliedern, in denen er Geraldine, wahrscheinlich die Tochter des Grafen of Kildare, besang. Er führte zuerst das Sonett und die ungereimten Jamben in die engl. Poesie ein. Hoher Flug der Einbildungskraft ging ihm ab, aber Gefühl und Zartheit besaß er. Sein Vers ist fließend und wohlklingend, seine Sprache elegant und rein. Seine Gedichte erschienen zuerst 1557, dann 1717; die neueste Ausgabe zusammen mit Sackville's Gedichten gab Bell (Lond. 1854).

Surrogat (lat.) heißt etwas, das ein Anderes ersetzen soll. So sind Eichen, Wöhren, Kumpelrüben, gebrannte Gerste u. s. w. Surrogate des Kaffees; Zucker aus Kumpeln, Weintrauben, Wöhren u. s. w. Surrogate des ind. Zuckers; auch für gewisse Arzneien, z. B. für Rhabarber und Chinarinde, hat man Surrogate gefunden. Das Surrogat ist nach dem Ursprunge von geringerer Güte als das Product, das es ersetzen soll.

Surville (Clotilde), ein Pseudonym, unter dem 1803 sehr anziehende Gedichte meist lyrischen Inhalts erschienen. Der Herausgeber Ch. Vanderbourg legte sie einer ältern Dichterin Marguerite Clotilde de Vallon-Chalis, Dame de Surville bei, welche gegen 1405 in Montpellier, in einem Schlosse an der Ardeche in Languedoc, geboren sein sollte. Nach diesen Angaben hätte sie sich 1421 mit Berenger de Surville verheirathet haben, der sieben Jahre darauf vor ihr um's Leben gekommen wäre. Allem Anscheine nach sind diese zarten Dichtungen von Etienne de Surville, welcher 1798 als heimlich zurückgekehrter Emigrant erschossen wurde, entworfen, oder doch so verändert und interpolirt, daß sich auf keine Weise ermitteln läßt, ob wirklich aus alten Papieren, deren Entzifferung S. seinen Fund verdanken will, geschöpft. Möglich ist, daß es in der Ahnenreihe S.'s eine Dame mit dem angeführten Namen gibt. Die ganze Täuschung war übrigens so glücklich angelegt, daß nicht nur der Herausgeber Ch. Vanderbourg, dem die Papiere von der Witwe S.'s eingehändigt wurden, sondern lange Zeit auch die meisten Literaten die Echtheit dieser Poesien annahmen, bis endlich Raynouard im „Journal des savants“ (Juli 1824) den Schleier lüftete und die vielen Anachro-



mystiker. Noch aber war sein feuriger Sinn mit jugendlicher Frische auf weltliche Lust ge-
 richtet, sodaß er sich eben nur in den Schranken einer äußerlichen Ehrbarkeit hielt, als der Tod
 der Mutter eine plötzliche Verwandelung in dem achtzehnjährigen Jüngling hervorbrachte, der
 nun ab ganz der Welt entsagte und sich jetzt auch nach dem Namen seiner Mutter der Seuse
 oder der Siuse nannte. In Köln hörte er noch den Hauptanfänger der Mystik, den gedanken-
 reichen Meister Eccart (der schon vor 1329 starb), welcher ihn auch bei seinen dogmati-
 schen Zweifeln berieth, und ward ein so begeisterter Anhänger desselben, daß er später
 selbst einige von dessen als ketzerisch angefochtenen Sätzen zu vertheidigen wagte. In die-
 sen der Speculation vermochte er ihm jedoch nicht zu folgen, vielmehr gab er sich, sei-
 nem eingeborenen poetischen Hange folgend, gänzlich seiner schwärmerischen, in überschwäng-
 lichen Bildern schwebenden Phantasie hin. Nach seinem Kloster am Bodensee zurückgekehrt,
 gab er dazu noch eine alles Maß überschreitende Kasteiung, die bald mit Verzücungen, bald
 mit kindischen Gefühlsspielezeien abwechselte, bis endlich in seinem vierzigsten Jahre, als
 die Natur verwüstet war und ihm nur übrig blieb zu sterben oder abzulassen, ihm die Offen-
 barung wurde, solche Strenge habe nur seine Sinnlichkeit brechen und ihn zu geistlichem Leben
 vorbereiten sollen, fortan werde er die Kunst der Gelassenheit nicht gegen selbstgewählte Leiden,
 sondern gegen allerlei Verfolgung durch Menschen zu üben haben. Darauf warf er alle seine
 Litteraturwerkzeuge ins Wasser und zog zu geistlicher Ritterschaft als Bußprediger durch Schwab-
 en, die Schweiz, den Elsaß und das Rheinland, bestrebt, die Menschen zur Liebe Gottes zu-
 zuführen und im Leiden zu trösten, indem er diese als Nachfolge Christi und Vorbereitung
 zum Himmel heiligte. Besonders aber wirkte er auch jetzt, wie früher schon, auf das seiner poe-
 tischen Mystik besonders zugeneigte weibliche Geschlecht, was ihm mancherlei Verfolgungen zu-
 zog, während die Masse des Volkes ihn weniger geschätzt zu haben scheint als andere kräftigere
 und besonnenere Prediger, wie namentlich den Strassburger Tauler. S. starb 25. Jan. 1365
 im Dominicanerkloster zu Ulm, in dessen Kreuzgange er auch begraben liegt. Schon in der Zeit
 seiner Kasteiung hatte er mehrere Schriften verfaßt, darunter sein Hauptwerk, das in Gesprächs-
 form abgefaßt, viel und lange fast abergläubisch verehrte „Buch von der ewigen Weisheit“,
 in dem er zeigen wollte, wie der fromme Mensch den Leiden Christi nachfolgen soll. Die ewige
 Weisheit war sein von der Phantasie personificirtes und mit allen Reizen ausgestattetes Ideal,
 welches er bald mit Gott, bald mit Christus, bald mit Maria identificirte und zu seiner Geliebten
 oder, die ihm hinwiederum den Geheimnamen Amandus gab, mit dem er auch häufig in
 Handschriften und alten Drucken benannt wird. Kurz vor seinem Ende sammelte er seine Schrif-
 ten, revidirte ihren durch häufiges Abschreiben bereits verunstalteten Text und stattete sie mit
 würdevollen, seine mystischen Vorstellungen veranschaulichenden Bildern aus. Diese Samm-
 lung, von der sich eine schöne und fast gleichzeitige Bilderhandschrift in Strassburg erhalten hat,
 faßt: 1) eine Lebensbeschreibung S.'s, die nach gesprächsweißen Mittheilungen von seiner
 Freundin Elisabeth Stäglin im Kloster zu Löß bei Winterthur niedergeschrieben und von ihm
 selbst nachträglich durchgesehen und vervollständigt worden war; 2) das „Buch von der ewigen
 Weisheit“; 3) das „Buch von der Wahrheit“, die einzige bekannte metaphysische Schrift S.'s,
 in Fragen eines Jüngers von der Wahrheit, meist nach den Ideen Eccart's und oft mit
 seinen eigenen Worten, aber ohne tieferes Eingehen und ohne Methode beantwortet werden;
 4) „Briefbüchlein“, elf Briefe enthaltend. Noch andere Briefe S.'s und „Regeln der Brü-
 cherschaft der ewigen Weisheit“ finden sich verstreut in verschiedenen Handschriften; fälschlich
 ist ihm beigelegt worden das von dem strassburger Mystiker Ruolman Merwin verfaßte
 „Buch von den neun Felsen“. S.'s Mystik hat in philosophischer und theologischer Hinsicht
 wenig Neues und nichts Eigenthümliches. Er hält sich streng an den orthodoxen Kirchenglauben und
 hat weder reformatorische Bestrebungen noch selbständige Dialektik oder Speculation. Da-
 durch charakterisirt ihn das Vorwiegen des poetischen Elements, welches sich bis zum Roman-
 en, ja selbst Phantastischen versteigt, sodaß er recht eigentlich als Vertreter der schwärmeri-
 schen Mystik gelten darf und nicht unpassend ein „Minnesinger in Prosa und auf geistlichem
 Felde“ genannt worden ist. Seine Werke verbreiteten sich rasch und weit, wurden theils ein-
 zelne, theils zusammen öfters abgeschrieben und ins Lateinische, Französische, Italienische und
 Niederländische übersetzt. Von der deutschen Sammlung gibt es zwei alte Ausgaben mit Holz-
 schnitten (Augsb. 1482 und 1512) und eine neuhochdeutsche Übersetzung von Diepenbrock
 (Augsb. 1829; neue Aufl., 1838). Eine sorgsame lat. Übersetzung lieferte Surius (Köln
 1549 und öfter). Vgl. Schmidt „Der Mystiker Heinrich S.“ in den „Theologischen Studien
 und Kritiken“ (Hamb. 1843).

Suspension, in der Rechtssprache die vorübergehende Entfernung eines Beamten etc. Advocaten von seinem Amte oder der Praxis, welche wegen gegen denselben eingeleiteter Untersuchung verhängen wird. Sie wird nach Beendigung der letztern entweder wieder aufgehoben oder in Remotion verwandelt. — **Suspensiv**, aufschiebend, daher **suspensive Rechtsmittel**, d. h. solche, welche den Eintritt der Rechtskraft des angefochtenen Erkenntnisses hindern.

Susquehannah, der größte Fluß des Freistaats Pennsylvanien in Nordamerika, bildet sich aus zwei Hauptarmen. Der Ost-Susquehannah entspringt im Staate Newyork, westlich von Albany und nimmt das Wasser des Osego-sees und den Chenango, weiter westwärts den Tioga oder Chemung auf. Der wasserteichere West-Susquehannah entsteht innerhalb des Alleghenygebirgs im westlichen Pennsylvanien. Nach der Vereinigung beider Zweige bei Conowington in der Grafschaft Northumberland fließt der Susquehannah erst südlich bis zur Einmündung der Juniata, $2\frac{1}{2}$ M. oberhalb Harrisburg, dann gegen Südosten und ergießt sich bei Havre-de-Grace in das nördliche Ende der Chesapeakebai. Obgleich er einer der größten Flüsse der östlichen Staaten von Nordamerika ist und seine Länge $97\frac{1}{2}$ M. beträgt, hat er doch als Wasserstraße eine sehr geringe Bedeutung, weil er bis nahe zur Mündung im Gebirgslande dahinfließt. In $1\frac{1}{2}$ M. aufwärts, bis Port Deposit, der obern Grenze der Ebbe und Flut, ist er für kleine Schiffe schiffbar. Oberhalb dieses Punktes ist er wegen der vielen Hindernisse in seinem Bette von Cascaden und Stromschnellen, unerachtet seines bedeutenden Wasserreichthums, soweit er ostwärts in einem Quertale fließt, nicht einmal durch Boote zu befahren. Seinen Ufern entlang sind, besonders oberhalb der Mündung des Juniata, wo die Terrainverhältnisse dafür günstig sind, vier Kanäle ausgeführt.

Suffer, eine Grafschaft an der Südküste Englands, hervorgegangen aus dem 491 von Alfred gestifteten Königreiche der Südsachsen oder Suthseaxas, wozu auch Suthrige, das jetzige Surrey, gehörte, zählte 1851 auf 69 QM. 339600 E. Kreidehügel unter dem Namen Sand Downs, d. h. südliche Dünen, ziehen sich hinter der 22 M. langen, mit Sandbänken (Goldsand) besetzten Küste von South-Harding und Miland-Chapel ostwärts bis Beachy-head hin, laufen hier in senkrechte Klippen aus. Auch im Innern ist das Land hügelig und gegen 12 QM. desselben sind mit dem Rest des Eichenforstes bedeckt, der in alten Zeiten unter dem Namen Andredeswald die ganze Grafschaft einnahm und dessen Stämme fortbauern für die beste Schiffsbauholz gelten. Bewässerung geben die Küstenflüsse Gudmere, Duse, Adur und Arun, in welchen der Rother mündet und welcher gegen Norden mit dem Wey durch einen Kanal verbunden ist. Auch ist das Land von der großen Eisenbahn der Südküste und der London-Brighton-Bahn durchzogen. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau und besonders Viehzucht. Außer Getreide erzeugt S. nächst Kent den meisten guten Hopfen. Der Hauptreichtum des Landes sind seine Rinder- und Schafherden, die wegen ihres Fleisches und ihrer Wolle gerne gekauft werden. Auf den Kreidehügeln von S. wird vorzugsweise das südliche Dünenkalk abgebaut. Außerdem treibt man Fischerei und Handel. Die Industrie ist unbedeutend, obwohl mit Kent die Wiege der engl. Wollenmanufactur bildet. Die Grafschaft ist wegen ihrer Ruinen sehr merkwürdig. Man findet in derselben elf Römerlager. Sie war der Landungsplatz der meisten Völker, die England heimsuchten, und hier war es, wo Wilhelm der Eroberer die Schlacht bei Hastings lieferte, welche ihn zum Herrn des Reichs machte. Derselbe gab auch seiner Feldobersten die ganze Grafschaft zu Lehn. Als die Familie der Grafen von S. 1300 ausstarb, erhob König Georg III. das Land zum Herzogthum für seinen sechsten Sohn, den Prinzen August Friedrich. Die Hauptstadt ist Chichester (s. d.); weit bedeutender und volkreicher sind Brighton (s. d.) mit 69673 E. und Hastings (s. d.) mit 17511 E. Dieser Ort gehörte zu den Cinque Ports (s. d.), von denen auch die kleinern, jetzt verfallenen Häfen Winchelsea und Rye (beide haben 8541 E.) abhängig waren. Die Stadt Lewes am Duse, inmitten eines Amphitheaters von Hügeln mit herrlicher Fernsicht gelegen, hat 9533 E., die sich hauptsächlich mit Papierfabrikation beschäftigen. Shoreham oder New-Shoreham, an der Mündung des Arun, welches nach dem Verfall des einst mächtigen, $\frac{1}{4}$ Stunde entfernten Old-Shoreham sich abwärts hat, besitzt eine alte, große ehemalige Collegiatkirche, einen Hafen und zählt 30555 E.

Suffer (Augustus Frederick, Herzog von), der sechste Sohn König Georg's III. (s. d.) von Großbritannien, wurde 27. Jan. 1773 geboren. Während seine Brüder, die Herzoge von Kent, Cumberland, Cambridge und Clarence für das Militär- und Seewesen erzogen wurden, gab man S. eine gelehrte Bildung und brachte ihn noch jung nach Göttingen, wo er nach 3 Jahren mit Nutzen studirte. Auf Continentalreisen erwarb er sich dann die Kunst des geschickten Verkehrs und die Kenntniß fremder Sitten, wie kaum einer seiner Landsleute. Im April 1794

irathete er heimlich zu Rom die kath. Miß Murray, die Tochter des schott. Grafen von Dunmore. Wiemol die Trauung zu London nochmals heimlich vollzogen wurde, ließ doch Georg III. die Ehe, als dem Royal marriage act von 1772 zuwiderlaufend, durch das bischöfliche Gericht für ungültig erklären. Die Nachkommen aus dieser Ehe führen den Namen Este (s. d.). Wiemol sich S. rücksichtlich seiner Ehe stets im Gewissen für gebunden hielt, trennte er sich doch seit 1801 von Lady Murray (gest. 5. März 1830) und vernachlässigte dieselbe sowie auch seine Kinder gänzlich. Im Nov. 1801 wurde er mit dem Titel eines Grafen von Inverness und Baron Arklow zum Peer von England erhoben. Er hielt sich im Oberhause zu den Whigs und betätigte in allen Fragen eine liberale Thätigkeit, sodaß er seinem Vater mißfällig und rücksichtslos pecuniärer Ausstattung von demselben zurückgesetzt ward. Bei seiner ungemessenen Freigiebigkeit verwickelte er sich darum oft in Geldverlegenheiten. Viele Jahre hindurch war er Großmeister der Freimaurerlogen in England und Wales; auch versah er die Präsidentschaft der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Letzteres Amt mußte er jedoch niederlegen, weil er die erforderlichen Geldmittel nicht mehr besaß. Mit der Thronbesteigung der Königin Victoria, auf deren Erziehung er Einfluß übte, erfuhr er bei Hofe mehr Zuvorkommenheit. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er 1831 die Lady Cecily Unterwood, Tochter des irischen Grafen von Arran, die 1840 zur Herzogin von Inverness erhoben wurde. Er starb 21. April 1843 im Kensingtonpalaste. Die liberale Sache verlor an ihm eine bedeutende Stütze und das Volk einen warmen Freund. Er hinterließ eine der schönsten Privatbibliotheken.

Süß-Dypenheimer, ein Jude, dessen Familie früher in der Pfalz ansässig war, der dann nach Württemberg zog und dort als Geldagent das Vertrauen des verschwenderischen Herzogs Karl Alexander erwarb, sich zu seinem Finanzminister emporschwang und in dieser Stellung sich zahllose Mißbräuche, namentlich unerlaubte Finanzoperationen, Verfolgungen, Bekehrung von Stiftungsgeldern, Stellenverkauf und Bedrückung der Steuerpflichtigen zu Schulden kommen ließ. Der Herzog starb jedoch ganz plötzlich, und man verhaftete nun S. 14. Mai 1737 statt aller Mitschuldigen und Helfershelfer. Es ward ihm der Proceß gemacht und er mit seinem galonirten Staatsrock bekleidet in einem eisernen Käfig 4. Febr. 1738 aufgehängt. Die Geschichte desselben hat Wily. Hauff zu einer anziehenden Novelle benutzt.

Süßholz (*Glycyrrhiza*), eine zur Familie der Hülsengewächse gehörende Pflanzengattung, zeichnet sich durch die langen, meistens kriechenden, süßen Wurzeln aus. Es sind ausdauernde Kräuter Südeuropas und des Orients mit unpaarig gefiederten Blättern und ährigen oder köpfartigen Blüten, mit einem zweiblättrigen spitzigen Schiffchen. Die sehr süß, hintennach etwas bitter schmeckenden Wurzeln enthalten hauptsächlich einen süßen Extractivstoff (*Glycyrrhizin*) und sind unter dem Namen Süßholz oder Süßholzwurzeln (*Radix Liquiritiae*) ein sehr bekanntes und häufig benutztes Arzneimittel. Dazu werden bei uns hauptsächlich die Wurzeln des gemeinen Süßholzes (*G. glabra*) benutzt, welches 3—5 Zoll lange Trauben mit weiß-violetten Blüten trägt. Die Pflanze ist in Südeuropa von Spanien bis Laurien einheimisch und wird in Deutschland in einigen Gegenden, z. B. bei Bamberg, im Großen angebaut. Der eindickende Saft bildet den bekannten Laktrizenast. Auch die Wurzeln des stacheligen Süßholzes (*G. echinata*) sind auf gleiche Weise officinell, werden aber hauptsächlich in Rußland und Sibirien verwendet. Das stinkende Süßholz (*G. foetida*) zeichnet sich durch einen sehr widrigen Geruch aus.

Süßmeyer (Franz Xaver), ein zu seiner Zeit beliebter Componist, geb. 1766, war ein Schüler Salieri's und seit 1795 beim Operntheater in Wien als Componist angestellt. Nachher kam er als Kapellmeister an das Hoftheater. Er starb 1803. Am berühmtesten ist er durch die Ausführung derjenigen Theile des Mozart'schen Requiem, welche der große Meister unvollendet hinterließ. Hierauf bezieht sich auch der von Gottfr. Weber erregte Streit über die Echtheit dieses Werks.

Sutherland, eine Grafschaft im nördlichen Schottland, hat ein Areal von 88 $\frac{3}{4}$ QM. und zählt eine fast stabile Bevölkerung von 25000 Seelen. Das Land ist durchaus gebirgig und steigt im Ben-More oder Affont 3030 F. hoch auf. Dieser und viele andere Höhen tragen fast das ganze Jahr hindurch Schnee. Die Berglehnen sind mit Birken, Föhren, in den oberen Regionen mit Krummholz bedeckt. Weite Strecken nehmen die Moränen ein. Von den zahlreichen Flüssen münden der Holadale, Strathn und Naver im Moray, der Brora und Heinsdale im Osten. Die bemerkenswerthesten der vielen Seen sind der Loch-Naver, Loch-Shin, Loch-Loyal. Das Klima ist rauh und neblig. Producte sind: viel Holz und Bausteine, die nebst Schiefer allein ausgebeutet werden, ferner Marmor, Eisenstein,

silberhaltiges Blei, Kupfer, Salmei und Baifalz. Nur in den niedern Küstengegenden gedeiht etwas Hafer, Gerste, Kartoffeln und Flachs. Sehr bedeutend ist dagegen die Viehzucht. Wiewohl klein, aber sehr dauerhaft und in diesem Gebirgslande von größtem Nutzen sind die Pferde eine Art Ponies. Reichliche Nahrung gibt dem Hochländer auch das zahlreiche Wild, dem Küstenbewohner der Reichthum an Fischen. Industrie ist nicht vorhanden. Jeder fertigt sich, was er braucht. Der Hauptort ist Dornoch, ein Flecken und Hafen an dem Frith of Dornoch oder Dornochbusen, welcher, nördlich von dem Murrarbusen, in das Land eindringt und zum Theil die Grenze gegen Ross bildet. Der Ort hat nur 599 E.

Sutherland (Grafen und Herzoge von), eines der ältesten schott. Geschlechter, leitet seinen Ursprung von Allan, Thane von S., ab, der der Sage nach von Macbeth ermordet wurde. Dessen Sohn, William, ward 1057 durch den König Malcolm III. zum Grafen von S. erhoben, welchen Titel Alexander II. 1228 seinen Nachkommen bestätigte. Kenneth, Graf von S., fiel 1328 in der Schlacht von Halidon-Hill. Sein Sohn, William, war mit einer Tochter Robert Bruce verheirathet. Elisabeth S., Schwester des Grafen John, der 1514 starb, vermählte sich mit Adam Gordon, Sohn des Grafen von Huntley, wodurch der Titel an die Familie Gordon überging. William Gordon, siebzehnter Graf von S., starb 16. Juni 1766 und hinterließ eine einzige Tochter, Elisabeth, Gräfin von S., geb. 1765, welche 4. Sept. 1785 den Viscount Trentham, nachherigen Grafen Gower, ältesten Sohn des Marquis von Stafford (s. Gower) heirathete, der in der Folge zum Herzog von S. erhoben wurde. Die Herzogin-Gräfin von S. starb 29. Jan. 1839. — **Sutherland** (George Granville Leveson-Gower, Herzog von), geb. 9. Febr. 1758, trat schon 1778 ins Parlament und ward 1790 zum Botschafter in Paris ernannt, wo er Zeuge der wichtigsten Ereignisse der Französischen Revolution war, bis er nach dem verhängnißvollen 10. Aug. 1792 nach England zurückkehrte. Im J. 1799 ward er als Lord Gower von Stintenhams ins Oberhaus berufen und zum Generalpostmeister ernannt, welches Amt er nach zwei Jahren niederlegte. Durch den Tod seines mütterlichen Oheims, des Herzogs von Bridgewater, 8. März 1803, kam er in Besitz eines sehr großen Vermögens und 26. Febr. 1803 erbte er auch die väterlichen Güter mit dem Titel eines Marquis von Stafford. So vereinigte er in seiner Person die Besitzungen der Familien Sutherland, Gower und Bridgewater und war jetzt einer der größten Grundeigenthümer in Großbritannien und vielleicht der reichste Privatmann in Europa, indem sein Einkommen auf nicht weniger als 300000 Pf. St. jährlich geschätzt wurde. Er machte davon einen nicht unrühmlichen Gebrauch, zeigte sich namentlich als freigebiger Kunstfreund und scheute keine Kosten zur Vermehrung der von seinem Oheim angelegten herrlichen Gemäldesammlung. Auch unternahm er großartige Bauten und kaufte nach dem Tode des Herzogs von York 1827 das Palais desselben für die Summe von 750000 Pf. St. Doch wurde die Härte, mit der er gegen die Bauern von Sutherlandschire verfuhr, die er zur Auswanderung nach Amerika zwang, um das von ihnen cultivirte Land in Weiden und Jagdreviere verwandeln zu können, mit Recht getadelt. Früher ein fester Anhänger der Tories näherte er sich nach dem Hintritt desselben der Whigpartei, befürwortete die Katholikeneinbürgerung und stimmte für die parlamentarische Reform. Das Ziel seines Ehrgeizes war die Herzogswürde, die ihm endlich 14. Jan. 1833 zu Theil ward. Er starb wenige Monate darauf 19. Juli 1833 auf seinem Schlosse Dunrobin in Schottland. — **Sutherland** (George Granville Leveson-Gower, Herzog von), ältester Sohn des Vorigen, geb. 8. Aug. 1786, trat noch zu Lebzeiten seines Vaters 1826 als Lord Gower ins Oberhaus und erbte nach dem Tode desselben die Herzogswürde und die Stafford'schen Güter, nach dem Ableben der Mutter aber auch die schott. Pairie nebst Zubehör, während die Besitzungen der Familie Bridgewater auf seinen jüngern Bruder Francis (s. Ellesmere) übergingen. Den Grundsätzen der Whigs ergeben, nahm er indeß nur wenig Antheil an der Politik, sondern beschäftigte sich mehr mit der Verwaltung seiner weitläufigen Besitzungen und widmete seine Muße dem Studium. Aus seiner Ehe mit Harriet Elisabeth, Tochter des Grafen von Carlisle, einer durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Dame, welche die Stelle einer Oberhofmeisterin bei der Königin Victoria bekleidete, hat er eine zahlreiche Familie. Sein ältester Sohn, George Granville William, Marquis von Stafford, geb. 19. Dec. 1828, wurde im Juni 1852 zum Parlamentsmitgliede für Sutherlandschire erwählt.

Sugos, eine in der Geschichte des neuern Griechenland mehrfach bekannt gewordene Genaiotenfamilie in Konstantinopel, aus welcher viele bis zum J. 1821 die Würde der Hospodaren in den beiden Fürstenthümern Moldau und Walachei und das Amt der Dolmetscher beim Divan und bei der Flotte (s. Fanarioten) bekleidet haben. — **Sugos** (Alex.) war 1820 zum

male Hospodar der Walachei und hat sich in dieser Stellung namentlich durch Eifer für Förderung des Unterrichts und Pflege der Wissenschaften ausgezeichnet, wobei ihm der ge-
 hrte Grieche Spyridon Valetas thätig zur Seite stand. In die Pläne der Hetairie (s. d.) be-
 its 1820 eingeweiht, war er eifrig bemüht, den Ausbruch des griech. Aufstandes aus Rück-
 sichten für seine eigene Sicherheit, sowie wegen der Sorge für seine bei der Regierung der Wa-
 chei gesammelten Schätze zu verhindern. Er starb indessen vor dem Ausbruch der Revolution
 bst 1. Febr. 1821. — Sukos (Michael) war 1821 Hospodar der Moldau. Er nahm an der
 ch Alex. Ipsilantis veranlaßten Insurrection in Jassy besonders thätigen Antheil und opferte
 oße Summen. Nach der Niederlage des Ipsilantis im Juni 1821 flüchtete er auf das russ.
 ebiet und hielt sich in Bessarabien auf, bis er, da die Pforte seine Auslieferung verlangte, den
 ehl erhielt, das russ. Reich zu verlassen. Er reiste 1822 mit russ. Pässen nach Pisa ab, ward
 och in Brünn angehalten und erhielt für einige Zeit Görz zum Aufenthaltsorte angewiesen.
 äter, nachdem er sich nach Griechenland gewendet, ernannte ihn 1830 Kapodistrias zum Ge-
 abten in Paris, was er auch nachgehends eine Zeit lang in Petersburg gewesen ist. Er lebt
 genwärtig seit mehreren Jahren als Privatmann in Athen. — Sukos (Alex. und Panagio-
), zwei ausgezeichnete und fruchtbare Dichter und Schriftsteller des neuen Griechenland,
 öhne des Konstantin S., eines Bruders des obengenannten Alexander S. und einer Schwe-
 r des Dichters Jakobakis Rizos-Nerulos (s. d.), welche ebenfalls große Neigung zur Poesie
 tte, wurden Beide in Konstantinopel, Alexander 1802, Panagiotis 1806, geboren. Alexan-
 gab schon in früher Jugend Proben seines dichterischen Talents. Nachdem er sich seit 1820
 Paris gebildet, ging er nach Griechenland, wo er 1826 fünf Satiren gegen die dortigen in-
 einigkeit und Bürgerkrieg lebenden Machthaber dichtete, welche jedenfalls zu dem Vorzüg-
 lsten gehören, was die neugriech. Poesie aufzuweisen hat. Nach Beendigung des Kriegs in
 ickeland kehrte er 1828 nach Frankreich zurück, wo er seine „Histoire de la révolution
 acoque“ (Par. 1829) herausgab, der besonders die Anerkennung Châteaubriand's zu Theil
 rd. Im J. 1830 wieder in Griechenland, veröffentlichte er unter Anderm das Lustspiel „O
 wros“, sowie „Ρανόραμα τῆς Ἑλλάδος“, eine Sammlung lyrischer und komischer Dich-
 tungen, die zum Theil gegen die Regierung und die Partei des Präsidenten Kapodistrias gerich-
 und durch poetische Begeisterung und Aristophanische Schärfe ausgezeichnet waren. Als Kö-
 Otto 1833 nach Griechenland kam, begrüßte ihn Alexander mit einer nachmals in ver-
 edene Sprachen übersehten poetischen Epistel; allein nach einigen Jahren sah er sich veran-
 t, zur Opposition überzutreten. Er bekämpfte nun die bair. Herrschaft in Griechenland in
 n größern Gedichte „Ὁ περιπλανώμενος“ (1839), das in gewisser Beziehung als der
 eläufer der Septemberrevolution von 1843 angesehen werden kann und als das vor-
 züglichste Werk des Dichters gilt. Im J. 1850 ließ er von seinem auf zwölf Gesänge be-
 neten epischen Gedichte „Ἡ Τουρκομαχία Ἑλλάς“ vier Gesänge mit Scholien und An-
 tungen drucken, ein Werk nicht ohne hohen poetischen Werth, wenn schon in der Form we-
 er gefällig und anmuthig. Außerdem gab er einen politisch-satirischen Roman „Ὁ ἐξόρι-
 ς τοῦ 1831 ἔτους“ (1834), eine satirische Zeitschrift in Prosa und Versen: „Ἡ ἑλλη-
 ῆ πλάστιγξ“ (1836), drei Lustspiele: „Ὁ πρωτοπουργός“, „Ὁ ἀτίταστος ποιητής“
 143) und „Τὸ συνταγματικὸν σχολεῖον“, die gleichfalls nicht ohne dichterischen Werth
 , sowie 1843 eine politische Zeitschrift in Prosa und Versen: „Ἡ μεταβολὴ τῆς γ'. Σεπ-
 τβρίου“ heraus. In der letzten Zeit beschäftigte er sich mit einem größern geschichtlichen
 rke über das neuere Griechenland, das die Zeit vom 13. Jahrh. bis 1828 umfassen soll.
 n Bruder, Panagiotis, erhielt seine Bildung ebenfalls in Paris, sowie in Padua und
 logna und ging um 1823 nach Kronstadt in Siebenbürgen, wo ihn die Liebe zu einer schö-
 Griechin zu dem lyrischen Drama politischen Inhalts „Ὁ ὁδοιπόρος“ begeisterte. Spä-
 wandte er sich nach Griechenland, wo er 1834 den philosophisch-politischen Roman „Δέαν-
 ς“ und 1835 die „Κεῖδάρα“, eine Sammlung lyrischer Dichtungen voll Erhabenheit und
 tischen Schwungs, sowie 1839 das lyrische Drama „Ὁ Μεσσίας ἡ τὰ πάθη Ἰησοῦ Χριστοῦ“
 Chören, auch das historische Trauerspiel „Εὐδύμιος Βλαχάβας“, aus der neuesten Ge-
 che Griechenlands, und um 1840 zwei lyrische Dramen: „Γεώργιος Καραϊσκος“ und
 ἄγνωστος“, herausgab. Ein anderes historisches Drama von ihm: „Μάρκος Βότσαρης“,
 noch ungedruckt. In neuerer Zeit redigirte er nacheinander drei politische Zeitschriften in
 en: „Ἡλιος“, „Ἡ ἀναγεννηθεῖσα Ἑλλάς“ und „Ἡ συνένωσις“, im Sinne der entschie-
 nationalen Partei. Gegenwärtig ist er mit der Wiederherstellung der altgriech., dem heu-
 nov. Tex. Dritte Aufl. XIV.

geb. 1776, vermählt mit dem Oberstallmeister Grafen Mit. Subow, und einen Sohn, Arkadij, geb. 1783, der schon in seinem 16. J. den Rang eines Generalmajors erhielt und, nachdem er sich in dem Feldzuge von 1807 hervorgethan, zum Generallicutenant befördert wurde. Er befehligte hierauf eine Division bei der Donauarmee unter Kutusow und ertrank 1811 im Rymnik, an derselben Stelle, wo sein Vater den Sieg über die Türken erfochten hatte. — Sein ältester Sohn, Graf Alexander Arkadjewitsch S. - Rymnikski, Fürst Italijski, wurde mit seinem Bruder Konstantin im Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl erzogen, welches er 1822 verließ, um als Cornet in das Chevaliergarderegiment einzutreten. Eine Untersuchung, in die er wegen Betheiligung an der 1825 zum Ausbruch gekommenen Verschwörung verwickelt werden sollte, wurde durch die Gnade des Kaisers Nikolaus niedergeschlagen, und S. begab sich zur Armee im Kaukasus, wo er sich im Feldzuge gegen Persien auszeichnete. Als Überbringer der Schlüssel von Urdebil traf er 1828 wieder in Petersburg ein, ward zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt und machte dann auch den poln. Krieg von 1831 im Hauptquartier des Marschalls Paskevitsch mit, in dessen Auftrag er die Capitulation von Warschau unterhandelte und mit der Nachricht von diesem Ereignisse nach Petersburg eilte, wo er mit dem Oberstenpatent belohnt wurde. In der Folge mehrmals zu diplomatischen Missionen an den deutschen Fürstentöfen verwendet, später aber zum Generalmajor und Commandeur einer Grenadierbrigade ernannt, ward er 1845 mit der Untersuchung der unter den Truppen am Kaukasus eingerissenen Mißbräuche beauftragt, die ein strenges Gericht auf die Häupter der Schuldigen herabzogen. Zum Generaladjutanten des Kaisers erhoben, ging er 1847 mit einer ähnlichen Mission nach Kowno, wo er einige Zeit als Militärgouverneur fungirte, bis er im Jan. 1848 den Posten eines Militärgouverneurs von Riga und Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen erhielt. Im April desselben Jahres stieg er zum Generallicutenant. Beim Ausbruche des Kriegs mit den Westmächten wurde ihm im März 1854 das Commando der zur Vertheidigung von Livland zusammengezogenen Truppen übertragen.

Svanberg (Jöns), schwed. Mathematiker, geb. 6. Juli 1771 zu Neder-Salix in Westerboten, wo sein Vater Bauer war, zeigte schon in früher Jugend Anlage zur Mathematik und wurde von einem Onkel an Kindesstatt angenommen und in die Schule zu Torneå geschickt. Sechzehn J. alt, kam er auf die Universität zu Upsala. Ohne die humanistischen Studien vernachlässigen, widmete er sich hier mit großem Fleiß der Mathematik. Er wurde 1792 zum Doctor der Philosophie promovirt und als Docent an der Universität angestellt und begab sich 1796 nach Stockholm. In den J. 1801—3 bereiste er mit Öfverhom Lappland, um einen Bogen des Meridians zu messen. Sein Bericht über diese Unternehmung und die damit verbundene Auflösung des Problems von der Gestalt der Erde wurde 1806 von dem franz. Institut mit einem Preise belohnt. Im J. 1809 wurde er ordentlicher Secretär der Gesellschaft der Wissenschaften in Stockholm; 1811 aber folgte er dem Rufe als Professor der Mathematik nach Upsala. Gemeinschaftlich mit dem Professor Cronstrand stellte er hier Beobachtungen über Pendelschwingungen an. Der König verlieh ihm 1819 eine reiche Pfründe, wodurch er in den geistlichen Stand versetzt wurde. Seit 1842 als Professor emeritirt, starb er 15. Jan. 1851 zu Stockholm. Von seinen werthvollen wissenschaftlichen Leistungen sind zu erwähnen die Abhandlungen „Über analytische Serien“ (1801); „Die Grundformeln der Phoronomie“ (1813); „Theorie der Planeten und Kometen“ (1829) in den „Verhandlungen“ der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm; „Disquisitiones analyticae in theoriam refractionum astronomicarum“ und „Nouvelles considérations sur la résolution des équations algébriques“ in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala. Von seinen Söhnen ist einer Professor der Physik zu Upsala, ein anderer Offizier und als Chemiker geschäft.

Swammerdam (Jan), einer der berühmtesten Naturforscher, geb. zu Amsterdam 12. Febr. 1637, bezog 1661 die Universität zu Leyden, um Medicin zu studiren, und widmete sich besonders der Anatomie. Nachdem er sich noch in Saumur und Paris aufgehalten, lehrte er 1665 in Amsterdam, 1666 nach Leyden zurück, wo er sich 1667 die medicinische Doctorwürde erwarb. Von nun an lebte er in Amsterdam, wo er sich mit anatomischen und zoologischen Studien beschäftigte. Er vervollkommnete die Kunst der Insection und der mikroskopischen Untersuchung und machte viele neue Entdeckungen in den Naturwissenschaften. Durch zu angestrengten Fleiß richtete er aber seine Gesundheit zu Grunde, sodaß er in tiefe Hypochondrie verfiel. In dieser Stimmung las er die schwärmerischen Schriften der Bourignon (s. d.), die so tiefen Eindruck auf ihn machten, daß er anfang, sein ganzes Thun und Treiben als des Menschen unwürdig zu betrachten. Der Naturforschung allmählig entfremdet, wollte er endlich seine Sammlun-

gen verkaufen, fand aber keinen Käufer. Im J. 1675 reiste er nach Schleswig, wo sich die Bourignon damals aufhielt, und das Jahr darauf in Angelegenheiten derselben nach Kopenhagen. Mit sich und der Welt zerfallen, starb er nach langen körperlichen und geistigen Leiden zu Amsterdam 15. Febr. 1685. Von seinen Schriften sind besonders anzuführen: „Algemeene Verhandelinge van bloedeloose Diertjens“ (Utr. 1669; lat., Leyb. 1685) und „Miraculum naturae, seu uteri muliebris fabrica“ (Leyb. 1672). Einen Theil seiner Papiere hatte er vor seinem Tode vernichtet, einen andern aus Mangel für einen geringen Preis verkauft. Letztere gelangten ein halbes Jahrhundert nachher an Boerhaave, der sie in holländ. und lat. Sprache unter dem Titel „Biblia naturae, sive historia insectorum in certas classes reducta etc.“ (2 Bde., Leyb. 1737—38; deutsch, Lpz. 1752) herausgab.

Swanevelt (Herm. van), einer der ausgezeichnetsten holl. Landschaftsmaler, wurde zu Woerden 1618 oder 1620 geboren und soll Gerh. Dow zum Lehrer gehabt haben; doch ging er sehr jung nach Italien, wo er Claude Lorrain zum Muster erwählte. Sein zurückgezogenes Leben zog ihm den Namen des Einsiedlers (l'Eremita) zu, unter dem er sehr bald seiner Leistungen wegen allgemein bekannt wurde. Alle seine Arbeiten, Gemälde, Zeichnungen und geätzte Blätter, tragen das Gepräge der poetischen Auffassung der Natur und ihrer treuen Nachahmung. Die Gegenden, die er darstellte, sind abwechselnd und malerisch; Perspective, Licht und Luftton sind vortrefflich und mit jener sichern Meisterhand hervorgebracht, die den Beschauer zur Bewunderung hinreißt. Seine Gemälde kommen ebenso selten wie seine Zeichnungen vor, und wenig Galerien und Sammlungen haben deren aufzuweisen. Häufig dagegen findet man seine geätzten Blätter, 116 an der Zahl, die in der Wahl der Darstellungen, in der vorsichtigen Vertheilung des Lichts und des Schattens, in lieblichen Staffagen, in der geistreichen Nadel und in der Vollkommenheit der technischen Behandlung bis jetzt unübertroffen sind. Da die Platten lange Zeit hindurch aus einer ungeschickten Hand in die andere übergingen, so finden sich eine Menge Abdrücke, in denen kaum noch die frühere Form zu erkennen ist. S. first zu Rom um 1690.

Swearborg, eine der Hauptfestungen und einer der vorzüglichsten Waffen- und Hafenplätze Rußlands, am Finnischen Golf, im Län Helsingfors des Großfürstenthums Finnland, ist in neuester Zeit besonders als Stationsort der russ. Scheerenflotte wichtig, welche hier in dem geräumigen, gegen alle Winde geschützten Felsenhafen einen sichern Unterplatz besitzt. Die Festung, kaum minder stark als Kronstadt, deckt den Hafen von Helsingfors (s. d.), welches nur $\frac{1}{4}$ M. entfernt liegt. Sie wurde unter dem Könige Adolf Friedrich von Schweden, als nach dem Frieden zu Åbo durch den Verlust der schwed.-finnländ. Festungen die schwed. Grenze nach Rußland zu offen und unvertheidigt war, seit 1749 durch den Feldmarschall Grafen Ehrenswärd erbaut und soll über drei Mill. Thlr. gekostet haben. Ihre Bollwerke erstrecken sich über sieben Felseneilande, die Nyländischen Skären; der Kern der Festung ruht auf Wargöe, der Hauptinsel. Sämmtliche Inseln, zum Theil durch Brücken miteinander verbunden, sind mit harter Granit und auf diesen zum Theil erst gesprengten Felsenmassen die Festungswerke in doppelten und dreifachen Batterien aufgeführt, die sich terrassenförmig über die Oberfläche des Golfs erheben und im Ganzen 2000 Geschütze zählen sollen. Wargöe enthält das Schloß, an dem Ehrenswärd's schönes steinernes Denkmal steht; ferner das Commandanturgebäude, das Zeughaus, die Hauptwache, die bombenfesten Magazine und die theilweise in Felsen gehauene Schiffsdock. Zwischen Gustafswärd und Bäckholm, den beiden andern wichtigsten Inseln, ist die einzige schmale Einfahrt in den Hafen. Der Hafen faßt 70—80 Linienfahrzeuge. S. hat 3000 E., deren größter Theil aus Handwerkern, Schiffsbauern und Kaufleuten besteht, welche sich zu den Gilden von Helsingfors halten. Sie haben auf S. eine Kirche und Schule, eben wie die Besatzung der Festung, die in Friedenszeit aus 5—6000 Mann, die Frauen und Kinder mitgerechnet, besteht. Die Festung ging 7. April 1808 nur durch verrätherische Capitulation des schwed. Commandanten und Admirals Cronstedt an die Russen über, welche sie unter Suchtelen (s. d.) seit 17. März blockirt und beschossen hatten. Damit kam das Hauptbollwerk Finnlands sammt der trefflichen Artillerie und 100 Fahrzeugen der schwed. Scheerenflotte an Rußland, welchem dann der Besitz der Festung im Frieden zu Friedrichshamn 17. Sept. 1809 bestätigt wurde. Im Juni und Juli 1854 hat sich die engl.-franz. Ostseeflotte auf Recognoscirungen der Festung beschränkt.

Swedenborg (Emanuel von), berühmter Gelehrter und Theosoph, wurde zu Stockholm 29. Jan. 1688 geboren. Von seinem Vater, dem Bischof von Westgothland, Jesper Swenberg, fromm erzogen, nahm sein phantasiereiches Gemüth frühzeitig die Richtung zur Religio-

Seine Studien umfaßten Philologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Seine ersten poetischen Versuche erschienen unter dem Titel „Ludus Heliconius, seu carmina miscellanea“ (Stara 1710). In den J. 1710—14 bereiste er England, Holland, Frankreich, Deutschland und besuchte die Universitäten dieser Länder. Dann ließ er sich zu Upsala nieder und gab seinen „Daedalus hyperboraicus“ (mathematische und physikalische Versuche und Bemerkungen) heraus. Karl XII. ernannte ihn 1716 zum Assessor beim Bergwerkscollegium. Die Erfindung einer Rollenmaschine, mittels welcher S. eine Schäluppe, zwei Galeeren, vier große Böte, die Karl XII. 1718 zum Transport des Belagerungsgeschützes nach Friedeshall brauchte, fünf Stunden weit über Berg und Thal schaffte, wie seine Abhandlungen über Algebra, Werth des Geldes, Planetenlauf, Ebbe und Flut bewirkten, daß ihn die Königin Ulrike 1719 in den Adelsstand erhob und ihm dadurch das Recht zur Reichsstandschaft gab. In Gelegenheiten seines Amtes bereiste er 1720 die schwed. und 1721 die sächs. Bergwerke, über welche er lehrreiche Abhandlungen schrieb; ähnliche Reisen unternahm er in die östr. und böhm. Bergwerke. Eine Sammlung seiner „Opera philosophica et mineralogica“ erschien 1734 (2 Bde.). Die Grundlage seines mit Scharfsinn und Belesenheit durchgeführten naturphilosophischen Systems hat er schon in „Miscellanea observata circa res naturales“ (Lpz. 1722) angedeutet, nachher aber dasselbe in den „Principia rerum naturalium“ und in dem „Prodrogus philosophiae ratiocinantis de infinito et causa finali creationis“ (Dresd. und Lpz. 1734) weitergeführt. Das Endliche kann hiernach seinen Ursprung nur im Unendlichen haben; das zum unendlichen Endliche aber führt auf das Einfache zurück, und dieses ist der physische Punkt, wie der mathematische, ohne Ausdehnung, aber der erste Anstoß zur Bewegung ist. Die Bewegung muß die vollkommenste sein und diese ist die Spiralförmigkeit. Solche Punkte lassen alles Active und Passive in sich. Aus ihrer Bewegung untereinander geht das erste Element hervor, dessen Bewegung ebenfalls spiralförmig sein muß, vom Mittelpunkt zur Peripherie und von dieser zum Mittelpunkt, wodurch entgegengesetzte Pole entstehen. Ist eine so große Menge solcher einfacher Substanzen da, daß sie sich berühren und drücken, so entstehen zum unendlichen Endlichen zusammengeordnete Substanzen und am Ende der Wasserstoff. Ist aber keine so große Menge derselben da, so äußert sich das Active der einfachen Substanzen, und wenn auch die zusammengeordneten in ihrer Reihenfolge da sind, das Active auch dieser und es entsteht am Ende der Feuerstoff. Dieses Active und dieses Passive kann aber nicht feindlich getrennt bleiben; sie müssen bei fortwährender Thätigkeit des letztern am Ende sich in eine entsprechende Lage vereinigen, welche ebenfalls nur die spiralförmige sein kann. So entsteht das erste Element, welches die Substanz der Sonnen oder Fixsterne bildet, die in gleicher Weise eine innere wirbelförmige Bewegung haben, und aus welchen nun das Ubrige stufenweise hervorgeht und fortwährend unter der Einwirkung der nächsten höhern Stufe steht, deren Hülle sie bildet. Das Nächste, was aus der Sonnentheile hervorgegangen und unter deren unmittelbarer Einwirkung steht, ist die magnetische Materie, welche in gleicher Weise den Aether aus sich erzeugt und zunächst auf ihn wirkt, sowie dieser die Luft und diese den Dampf u. s. w., sodaß also Alles in einer „constablen Harmonie“ unter sich zusammenhängt.

Nachdem S. von 1736—40 neue Reisen nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und England gemacht, wendete er seine naturphilosophischen Ideen auch auf die belebte Schöpfung, besonders den Menschen an. So in der „Oeconomia regni animalis“ (Lond. 1740—41) und in dem „Regnum animale“ (Bd. 1 und 2, Haag 1744; Bd. 3, Lond. 1745), an welche das Werk „De cultu et amore Dei; ubi agitur de telluris ortu, paradiso et vivario, tum primogeniti seu Adami nativitate, infantia et amore“ (2 Bde., Lond. 1740) angeschlossen ist, er schon von sieben ursprünglichen Planeten außer den Monden spricht. Mehrere Entdeckungen in der Anatomie, welche man Andern zuschrieb, wurden nachher S. vindicirt; auch wurde S. beschuldigt, daß er sich mit S.'s Federn schmückt. Das Werk „De cultu et amore Dei“ ist noch theils wissenschaftlich, theils poetisch gehalten, obgleich S. nach seiner spätern Ansicht schon 1743 durch eine Erscheinung des Herrn, die er aber nirgends selbst beschreibt, berufen wurde, den geistigen Sinn der Heiligen Schrift und die Lehren des Neuen Jerusalem, d. h. der Kirche, die in der Apokalypse verheißen worden, bekannt zu machen, wie er denn auch die Eröffnung seines Gefühls in die geistige Welt schon in das J. 1744 setzt. Er suchte nun vor allem die zu diesem neuen Beruf nöthigen Sprach- und andere theologische Kenntnisse sich zu erwerben, legte sein bisher streng verwaltetes Amt bei dem Bergwerkscollegium 1747 nieder und schlug auch eine höhere, ihm angetragene Staatsbedienstung aus. Der König aber ließ ihm vollen Gehalt als Pension.

der Gemeinden der neuen Kirche in Schweden gab und die Kirchenverfassung, welche unter und Ståudlin mitgetheilt, nur die Idee eines einzelnen Schweden war, die aber nirgends wirklich wurde. Als Mittelpunkt der neuen Kirche muß England betrachtet werden, wo es anfalls hauptsächlich Geistliche der Hochkirche waren, welche auf die Massen wirkten. So von S.'s Freund, Thom. Hartley, Rector von Winwick, welcher zwei Werke von ihm ins Englische übersehte und sie mit philosophischen und theologischen Vorreden versah. Das Meiste aber seit 1773 John Clowes, Rector der St.-Johnskirche zu Manchester, gest. 1831, ein nach ist und Herz ausgezeichneter Mann, welcher nicht nur die meisten Werke S.'s ins Englische übersehte, sondern auch außerdem 60 andere Werke zur Vertheidigung, Erklärung und Anwendung derselben schrieb, von welchen der „Katechismus“ und die Beantwortung der Frage: Warum nimmst du das Zeugniß S.'s an? auch ins Deutsche übersezt wurden (1825). Da so großen Einfluß gewann, daß man in Manchester bald 9000 Anhänger zählte, so wurde er und drei andern Geistlichen der Ketzerei angeklagt, auf seine offene Vertheidigung aber, welche Bischofs Beifall gewann, von diesem freigesprochen. Im J. 1782 gründete er zu Manchester eine Gesellschaft zum Druck und zur Verbreitung der S.'schen Werke, welche schon 1818 über 260000 Bücher verbreitet hatte. Seit dieser Zeit aber hat sie bedeutend zugenommen und hat auch noch Größeres geleistet. Eine zu ähnlichem Zwecke 1783 gebildete Philanthropische Gesellschaft zu London löste sich später wieder auf und an ihre Stelle trat 1810 die noch bestehende Londoner Druckgesellschaft. Besondere Gemeinden der neuen Kirche mit eigenen Geistlichen und einem ihrer Lehre entsprechenden besondern Cultus bildeten sich in England erst seit 1788 und wuchsen seitdem bis zu ungefähr 50 in den vereinigten Königreichen heran. Sie gaben sich bald eine repräsentative Verfassung, und eine ähnliche haben sich auch die zahlreichen Gemeinden der neuen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegeben. Die Synoden beider Länder stehen durch jährliche Adressen in Verbindung, welche in ihre gedruckten Verhandlungen eingerückt werden. Diese „Minutes“ und „Journals of proceedings“, und in England noch außerdem seit 1830 das Journal „The intellectual repository and New Jerusalem magazine“ sind die einzigen officiellen Organe der neuen Kirche. In England traten seit 1786 die von der alten Kirche äußerlich getrennten und die nicht getrennten Anhänger der Lehre sich zu Hartstone in eine Versammlung zusammen, deren gedruckte Resolutionen bis 1823 ausschließlich aus Clowes' Feder flossen. Im J. 1813 hatte sich zu Manchester und Salisbury auch eine Missionsgesellschaft der neuen Kirche gebildet, der 1820 eine Hülfsgesellschaft zu London beitrug; 1821 bildete sich aber auch hier eine besondere Missions- und Tractatengesellschaft und 1822 eine ähnliche zu Edinburg. Eine Freischule für Knaben wurde 1813 und eine andere für Mädchen 1827 zu London errichtet. Von den getrennten Mitgliedern der neuen Kirche haben sich als Prediger und Schriftsteller ausgezeichnet in England Rob. Hindmarsh, J. Roud und Sam. Noble; in Amerika M. B. Roche, früher Prediger der bischöflichen Kirche. In Frankreich schrieb E. Richer ein Werk über S.'s „La Nouvelle Jérusalem“ (8 Bde., Paris 1832—35). In Deutschland hatte zuerst Ottinger von 1765 an Einiges von S. ins Deutsche übersezt, was später in neuen Auflagen erschien. Neue bis dahin noch unübersezte Werke S.'s vereinigte Tafel in einer Sammlung (8 Bde., Lzb. 1823—36), der auch eine kritische Ausgabe der „Arcana coelestia“ (13 Bde., Lzb. 1833—42) besorgte; diese sowie andere Schriften S.'s haben Tafel und Hofacker auch ins Deutsche übersezt.

Svenborg, **Svenborg** oder **Svendborg**, Hafenstadt an der Südostküste der dän. Insel Bornholm, durch einen kleinen Sund von dem Eiland Læsinge getrennt, der Hauptort eines Amts, liegt in einem von Hügeln eingeschlossenen Thale, hat zwei Kirchen, von denen die Frauenkirche zu Waldemar's II. Zeiten erbaut ist, und zählt 4000 E., die vorzüglich Handel und Schiffahrt treiben, auch Schiffe bauen und Gerbereien unterhalten. Die Stadt ist sehr alt. Hier wurde Swen Gabelbart bei seinem Pflegevater Palmatole, durch den er 986 König wurde. Das Schloß Sweneborg oder Swineborg eroberte 1247 König Erich gegen seinen Bruder Bog Abel, dessen Linie hier ihren Sitz hatte. Im J. 1253 wurde es von König Christoph I. von Heinrich Emelthorp erobert und 1289 von den Geächteten unter Marst Stig verbrannt. Am 16. Juli 1534 huldigte hier der Adel dem Grafen Christoph von Oldenburg; 11. Juni 1545 capitulirte S. an König Christian II.

Swenneyhem, Genosse des berühmten Buchdruckers Pannarck (s. d.).

Swieten (Gerard van), einer der berühmtesten Ärzte des 18. Jahrh., geb. zu Leyden am 1. Mai 1700, studirte zu Löwen und in seiner Vaterstadt unter Boerhaave (s. d.), dessen vornehmster Schüler er war, neben Medicin vorzüglich Chemie und Pharmacie. Nachdem er in

years of Queen Anne". Seine Werke wurden von Hawkesworth (14 Bde., Lond. 1755, 4. und 14 Bde, 8.), von Thom. Sheridan (17 Bde., Lond. 1784) und von Walter Scott mit einer trefflichen Lebensbeschreibung (19 Bde., Lond. 1814) herausgegeben.

Swinen (Jan Hendrik van), holländ. Gelehrter, geb. im Haag 1746, studirte in Leyden und erhielt 1767 die Professur der Naturkunde, Logik und Metaphysik an der Universität zu Gronaver. Hier stellte er 13 J. lang über die Abweichung der Magnetnadel die sorgfältigsten Beobachtungen an, deren Ergebnis er in den „Recherches sur les aiguilles aimantées et leurs variations“ niederlegte, die von der franz. Akademie der Wissenschaften den Preis erhielten. Auch die münchener Akademie krönte seine Abhandlung „Analogie de l'électricité et du magnétisme“. Im J. 1785 kam er als Professor der Mathematik, Physik und Astronomie an das Athenäum zu Amsterdam. Zum Mitglied der Commission ernannt, die sich mit der Verbesserung des Seewesens beschäftigen sollte, schrieb er einen Schiffsalmanach, eine Abhandlung über den Gebrauch der Octanten und Sextanten, über die Bestimmung der Meereslänge u. dgl., als er 1797 Präsident des Sanitätscollegiums geworden, mehrere treffliche Schriften über öffentliche Gesundheitspflege. Als 1798 das franz. Institut die auswärtigen Gelehrten zu einer Versammlung berief, um mit ihnen ein allgemeines System der Maße und Gewichte zu beschließen, wurde S. als Abgeordneter der Batavischen Republik nach Paris gesendet und von der Versammlung zum Referenten bestellt. Nach der Rückkehr von Paris schrieb er das classische Werk „Verhandeling over volmaakte maten en gewigten“ (2 Bde., Amst. 1802). Später wirkte er zur Einführung des neuen Systems der Maße, Gewichte und Münzen in den Niederlanden sehr thätig mit. Im J. 1798 wurde er Mitglied des Vollziehungsdirectoriums der Batavischen Republik, und 1817 ernannte ihn der König zum Staatsrath im außerordentlichen Dienste. Als Mitglied des Comité central van den Waterstaat leistete er große Dienste, und seinem thätigen Eifer verdanken die Navigationschule und das Blindeninstitut zu Amsterdam eine zweckmäßige Einrichtung. Er starb 9. März 1823. Von seinen zahlreichen Werken, die in holländ., franz. und lat. Sprache erscheinen ließ, sind zu erwähnen: „Tentamen theoriae planetarum phaenomenis magnetici“; „Recueil de différents mémoires sur l'électricité et le magnétisme“; „Cogitationes de variis philosophiae capitibus“; „Réflexions sur le magnétisme animal“; „Grondbeginsels der meetkunde“ (Amst. 1816); „Elemente der Geometrie“ (deutsch von Jacobi, Jena 1834).

Swinemünde, eine freundlich gebaute Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, auf der Insel Usedom an der Swine gelegen, zählt 4000 E. Die Stadt ist ein Seehafen, welcher seit 1848 befestigt wird und zunächst den Vorhafen zu Stettin bildet. Außer dem großartigen Hafenbau ist noch der 40 Fuß hohen Leuchtbake, sowie der hier bestehenden Lootsenzunft zu erwähnen. Außer den gewöhnlichen See- und Handelsgewerben ist die Fischerei von Bedeutung. Die Stadt besaß 1850 18 eigene Schiffe mit 4530 Tonnen Gehalt; eingelaufen waren 1851 22 Schiffe mit 271800 Tonnen, ausgelaufen 1575. Von Bedeutung für die Stadt ist auch das Seebad, nächst Dobberan (s. d.) das besuchteste Ostseebad, dessen Besuch seit 1824, wo es eröffnet wurde, immer im Steigen begriffen war (bis zu 1500 Badegästen jährlich). Die Badeanstalten selbst sind vortrefflich eingerichtet. Die Umgebungen sind sehr freundlich, wie denn auch das bei der Stadt liegende Gehölz, theils einige entferntere Orte, wie Kriegsdorf, der Ortsumberg, Corowand, Camminke u. s. w., Gelegenheit zu Ausflügen zu Wasser und zu Lande bieten. Auch steht S. nicht bloß mit Stettin (täglich), sondern auch mit Rügen und Kopenhagen in lebhafter Dampfschiffsverkehrsverbindung.

Swir, ein Fluß im Gouvernement Olonez des europ. Rußland, der eine Verbindung des Onegasees mit dem Ladoga bewirkt, ist der ganzen Länge nach schiffbar, doch seiner Sandsteinbänke wegen für tiefgehende Fahrzeuge gefährlich. Er bildet eine Abtheilung des großen Wassersystems, welches die Ostsee mit der Wolga und dem Kaspiischen Meere in Verbindung setzt. Zu dieser Wasserstraße gehört der Swirkanal, welcher aus dem Flusse Swir in den Fluß Ladoga führt und so die gefährliche Fahrt aus der Mündung des Swir in die der Sais auf dem Onegasee vermeiden läßt; ebenso gehört dazu der Dnegakanal, welcher aus dem Swirflusse in den südlichen Ufer des Dnegasees in die Wytegra führt, wodurch die gleichfalls gefährliche Fahrt auf dem stürmischen Dnegasee umgangen wird.

Swoboda (Wenzel Alois), böhm. Dichter und Schriftsteller, geb. 8. Dec. 1781 zu Ratiborow, studirte zu Prag und wurde später Professor am Kleinseitner Gymnasium daselbst. Er starb in dieser Stellung 8. Jan. 1849. Besonders machte sich S. durch seine Übersetzungen des Seneca bekannt. Dahin gehört namentlich seine Übertragung der Dramen des Seneca

(Bd. 1, Prag 1817) und der „Königinhofer Handschrift“ (Prag 1829). Auch gab er „Meister redender Künste aus röm. Classikern“ (3 Thle., Prag 1820—29) heraus. Nicht ohne Werth sind seine Arbeiten über Theorie der Musik, wie die „Allgemeine Theorie der Kunst“ (Prag 1826) und die „Harmonielehre“ (Prag 1828). Geschätzt von seinen czech. Zeitgenossen sind S.'s Erzählungen und Novellen, die wie zahlreiche Gedichte in böhm. und deutscher Sprache meist in Zeitschriften und Taschenbüchern enthalten sind.

Syagrius hieß der letzte röm. Herrscher in Gallien. Sein Vater Agidius hatte das nordwestliche Stück des Landes, das den Römern um die Mitte des 5. Jahrh. noch nicht von den german. Völkern entzogen und dessen Hauptstadt Soissons war, anfangs als Statthalter, seit dem Tode des Kaisers Majorianus 461, dessen Nachfolger er nicht anerkannte, als unabhängiger Herrscher regiert und war sogar von einem benachbarten fränk. Stamm, der seinen König vertrieben hatte, als solcher anerkannt worden. Er vererbte sein Reich auf seinen Sohn Egidius und unter diesem überdauerte es den Untergang des weström. Kaiserreichs, dessen einziger Überrest es war, zehn Jahre. Im J. 486 aber wurde es, nachdem E. von Chlodwig angegriffen und in einer Schlacht unweit Soissons überwunden worden, die Beute der Franken. E. floh zu dem westgoth. König Alarich, der ihn jedoch an Chlodwig auslieferte, auf dessen Befehl er hingerichtet wurde.

Sybaris, eine einst berühmte Stadt in Unteritalien, in der Landschaft Lucanien am Ionischen Meerbusen, vielleicht das jetzige Terra Nuova, wurde der Sage nach schon 721 v. Chr. von Achäern und Trögenern gegründet und gelangte frühzeitig in Folge der Fruchtbarkeit des Bodens und des lebhaften Handels nach Kleinasien zu außerordentlichem Reichthum und zu großer Macht, verfiel aber auch sehr bald in maßlose Verweichlichung und Schlemmerei, so daß die Bewohner derselben, die Sybariten, als Schlemmer und Wollüstlinge im ganzen Alterthume übel berüchtigt wurden und die sybaritischen Tafeln als die leckersten und ausgesuchtesten neben den sicilischen galten. Nach der Zerstörung der Stadt durch die Krotoniaten 510 v. Chr. bauten zwar die vertriebenen Sybariten um 444 v. Chr. unfern der alten Stätte, an der Quelle Thurias, eine neue Stadt unter dem Namen Thurium oder Thurii wieder auf, kamen aber bei einer innern Aufruhr fast sämmtlich um. Sprichwörtlich bezeichnet man einen Sybarit einen Wollüstling oder Schwelger.

Sydenham (Thom.), einer der berühmtesten Ärzte aller Zeiten, wurde 1625 zu Wiltford-Eagle in der engl. Grafschaft Dorset geboren, bezog 1642 die Universität zu Oxford, blieb jedoch nicht lange daselbst, sondern wendete sich nach London, wo ihn der Arzt Th. Core für die Heilkunde gewann, und kehrte erst 1648 nach Oxford zurück, um das Baccalaureat zu erlangen. Wie er die dazwischen liegende Zeit verlebte und ob er an den damaligen Bürgerkriegen als Militärarzt Antheil genommen, ist ungewiß; auch soll er in Montpellier gewesen sein. Nachdem er in Cambridge die Doctorwürde erlangt, ließ er sich in London als praktischer Arzt nieder und machte sich bald durch glückliche Curen bekannt. Insbesondere erwarb er sich durch seine Behandlung der Pocken und der 1655 und 1656 England heimsuchenden Pest großen Ruhm. Er starb 29. Dec. 1689. Ein Feind aller Systemsucht verdankt er sein Glück in der Praxis und seinen Ruhm hauptsächlich einer aufmerksamen und unbefangenen Beobachtung der Natur. Von seinen sämmtlich in lat. Sprache abgefaßten Schriften sind besonders hervorzuheben seine „Observationes medicae circa morborum acutorum historiam et curationem“ (Lond. 1675) und sein „Tractatus de podagra et hydropo“ (Lond. 1683). Gesammelt erschienen seine Werke zuletzt von Kühn (Lpz. 1827) und in deutscher Übersetzung von Maffei (2 Bde., Wien 1786—87). Vgl. Jahn, „Sydenham“ (Eisen. 1840).

Sydenham, ein südlicher Vorort Londons, 6 engl. M. von der Londonbrücke entfernt, erhielt in neuester Zeit dadurch Berühmtheit, daß hier das Glasgebäude, welches 1851 für die Weltindustrienausstellung im Hyde-Park diente, zum Nutzen und Vergnügen des Publikums mit bedeutenden zweckentsprechenden Veränderungen wiederhergestellt wurde. Eine eigene Gesellschaft führte diese neue Aufstellung vom 5. Aug. 1852 bis Ende Mai 1854 aus; die Kosten, die darauf gewendet wurden, beliefen sich bei der Eröffnung auf 1 Mill. Pf. Sterl. Der neue „KrySTALLpalast“ erhebt sich auf dem höchsten Hügel einer unebenen Fläche von 300 Aekern an der London-Brighton-Eisenbahn zwischen den Stationen Sydenham und Anerley. Dieses Areal ist in die prächtigsten Terrassen, Gärten, Parks, Spaziergänge, Seen und Inseln auf denen zum Theil lebensgroße Darstellungen vorsündflutlicher Thiere Platz gefunden, mit unzähligen Statuen und Springbrunnen, verwandelt worden, während die Besucher durch zwei Eisenbahnen direct zum und vom Palaste befördert werden. Der neue Bau erhielt die

te des alten zur Hauptfacade mit zwei Seitentranssepten, so groß als der ehemalige Hauptsept, und einem Mitteltranssept mit einem Bogendache von 120 F. Spannung und 194 F. Höhe. Das Ganze wurde um 240 F. verkürzt und so dem Auge, mit Hülfe einer verbesserten Anordnung, die Messung der Ausdehnung und ein Totaleindruck erleichtert. Durch die höhere Höhe gegen das alte Gebäude vermehrte sich der räumliche Inhalt um ein Drittel, der Ganzen 40 Mill. Kubikfuß beträgt, vier mal mehr als die londoner Paulskirche. Der sachliche Inhalt des Palastes bietet eine Vertretung der Kunst, Wissenschaft, Industrie und Cultur aller Zeiten und Zonen in solch großartiger Weise dar, wie noch nie etwas nur Annäherndes versucht worden ist. Links ziehen sich zunächst am Hauptschiffe historische Kunsthallen (Kunsthallen) hin und bieten in getreuen, prächtig ausgeführten Copien ägypt., assyr., griech., röm., antin., maur. (Alhambrapalast), mittelalterlicher, ital., Renaissance- und neuerer Bauten Bildwerke die anschaulichste Geschichte der Culturentwicklung. Die röm. Baukunst ist durch die gelungenste Copirung eines in Pompeji zu Tage geförderten Prachtpalastes besonders vertreten. Außerdem findet man alle Sculpturen ersten Rangs der griech., röm., neuern und ältesten Zeit in gelungenen Copien und in einer Balhalla die reichste Sammlung von Portraits berühmter Männer aller Zeiten in Gypsabgüssen. Den historischen Kunsthallen auf der einen entsprechen die industriellen Hallen auf der andern Seite, architektonisch in verschiedenen Formen formirte Räume zu Ausstellung und Verkauf von Birmingham-, Sheffield-, Baumwollen-, Wollen- und Seidenwaaren, Schreibmaterialien, Meubles u. s. w. Außerdem sind auf Gallerien, deren es fünf übereinander im Haupttranssepte gibt, noch 140000 Quadratfuß „Völkerbazar“, der „Weltmesse“ vermiethet worden. Durch das gewölbte, 1608 F. lange Hauptschiff vertheilen sich botanische, zoologische und ethnologische Gruppen, welche durch die Darstellung der Vegetation, der Thiere und Menschen und ihrer Lebensweise die verschiedenen Zonen, Nationen, Völker und Racen veranschaulichen. Geologie (wissenschaftlich in Strata und praktisch in Beziehung auf Bergwerke u. s. w.), Wasserthiere, in antiseptischen Flüssigkeiten dargestellt, chemische producte, neue Erfindungen u. s. w. bilden mit die bedeutungsvollsten Abtheilungen. Die Halle für Pflanzen und Menschen wird aus dem Paxton-Tunnel (wo auch ausgestellte Maschinen arbeiten) durch ein 50 engl. M. langes Röhrensystem vertheilt. Im südlichen Transsept (Spring-Cross) ist die Reiterstatue Karl's I. von reichen Blumen- und Baumgruppen umgeben. Im Haupttranssept springt die ganze Fontaine inmitten einer reichen Blumenwelt und zwischen berühmtesten kolossalen Sculpturen (der Sonnenrosse des Praxiteles aus dem Vatican u. s. w.). Im Nordtranssept füllen zwei ungeheuerere Memnonstatuen von 90 F. Höhe und 12 kolossale Linien, 20 F. lang, 10 F. hoch. Aus der Pflanzenwelt durch das Hauptschiff hindurch winden riesige Schlingpflanzen an den rothen Säulen empor, unzählige Palmen (die reichste bis jetzt bekannte Sammlung) und eine unabsehbare Masse von Reiterstatuen, kolossalen Gruppen und Figuren auf Säulen. An beiden Enden treten große Flügel hervor, endigend in Glathürmen, welche die Thürme für die Wasserkünste und den sich selbst verzehrenden Rauch verhüllen. Wie der Bau von London und vielen Gegenden aus gesehen werden kann, gewährt er auch von die Thürmen und seinen nach außen offenen Gallerien aus weite Blicke in das reich cultivirte London umher. Es selbst ist durch den Palast eine glänzende Stadt von Villen, Tavernen und Höfen geworden. Unter letztern zeichnet sich besonders „Der Königin Hôtel“ (Queen's Hôtel) durch seine Länge (150 F. lang), Baustil und innere Einrichtung für Familien aus. Es, Normood und Fenchill (Eisenbahnstationen nach London zu) stehen so im Begriff, zu einer der prächtigsten Vorstädte Londons zusammenzuwachsen.

Syene, s. Assuan.

Syenit nennt man eine dem Granit sehr ähnliche gemengte Felsart, von der in geognostischer Hinsicht Dasselbe gilt wie vom Granit. Der Glimmer des Granits ist hier ganz oder theilweise durch Hornblende verdrängt. Sehr häufig finden sich Titanverbindungen beigemengt. Syenit ändert in Farbe und Größe des Kornes ebenfalls ab, wenngleich nicht so mannichfaltig wie Granit. Die Benennung Syenit ist von Syene in Aegypten abgeleitet, weil man dort, daß dort von den alten Aegyptern viel schöner Syenit für ihre Bauwerke gewonnen worden sei. Später hat sich ergeben, daß bei Syene gar kein Syenit, sondern nur Granit vorkommt. Dagegen soll der Berg Sinai größtentheils aus Syenit bestehen. In Deutschland findet man sehr schönen Syenit, z. B. bei Moritzburg und im Plauenschen Grunde bei Dresden, bei Weinheim an der Bergstraße, bei Brünn in Mähren, bei Redwitz im Fichtelgebirge u. s. w. In technischer Beziehung läßt er ganz dieselben Verwendungen zu wie der Granit und die feinkörnigen Abänderungen sind sehr geschätzt.

Sykomore oder **Maulbeerfeigenbaum** (*Sycomorus*), eine zur Familie der Maulbeergewächse gehörende Pflanzengattung, welche dem Feigenbaume äußerst nahe verwandt und nur durch die verlängerte, gerade, keulig-verdickte Narbe verschieden ist. Sie zeigt sich vorzüglich in Afrika einheimisch, kommt aber auch in Vorderasien vor. Die dieser Gattung angehörigen Pflanzen bilden Bäume, welche oft eine sehr bedeutende Größe und hohes Alter erreichen. Sie tragen die Feigen an den ältern Ästen und zwar meist traubig. Seit der ältesten Zeit bekannt und berühmt ist die ägypt. Sykomore (*S. antiquorum*), ein in Ägypten äußerst häufiger großer Baum, der eine so weit ausgebreitete Krone trägt, daß er einen Kreis von 40 Schritt im Durchmesser beschattet. Die kreiselförmigen Feigen stehen traubig an blattlosen Ästchen, welche aus dem Stamme oder den ältesten Ästen entspringen. Sie sind süß, etwas gewürzhast und nicht schmeckend und werden in Ägypten häufig gegessen. Die Särge, in denen die ägypt. Mumi-
en liegen, sind aus dem fast unverwesslichen Holze dieses Baums verfertigt. Andere Arten von Sykomoren finden sich am Cap, in Abyssinien u. s. w.

Sykophant hieß bei den Atheniensern eigentlich ein Aufpaffer, der Diejenigen aufspürte und anzeigte, welche gegen das bestehende Verbot Feigen (griech. syka) aus Attika ausführen und verkauften. Dann bezeichnete man damit überhaupt jeden Schicaneur oder Betrüger, der aus Bosheit oder Gewinnsucht Andere fälschlich anklagte und in Schaden zu bringen suchte. Eine seit Perikles sehr zahlreiche und verachtete Menschenclasse in Athen.

Sylbe oder **Silbe**, lat. syllaba, nennt man mehrere beim Lesen, Sprechen oder Schreiben zusammengefaßte Laute, als nothwendige Bestandtheile eines Wortes, oder auch einen einzelnen selbstständigen Sprachlaut. Jede Sylbe besteht aus einem Vocal oder Diphthong, entweder in Verbindung mit Consonanten oder ohne dieselben, und nach der Zahl der Sylben ist jedes Wort entweder ein- oder mehrsylbig. Außer den Sprachlauten, welche gleichsam den Körper der Sylben ausmachen, sind letztere noch hinsichtlich zweier Eigenschaften zu betrachten, hinsichtlich der natürlichen Zeitdauer oder Dehnung und Schärfung und hinsichtlich des Tons oder Accents. Die Zeitdauer der Sylben beruht auf der Dauer des Vocals, je nachdem dieser lang oder kurz, dehnend oder geschärft ist, und danach wird auch die Sylbe benannt. Doch gibt es auch noch zwischen der Dehnung und Schärfung schwebende und schwachlautige Sylben mit kaum hörbarem Vocal. Was den Accent oder Ton anlangt, so ist die deutsche Sprache darin außerordentlich regelmäßig, da sie fast ohne Ausnahme den Ton nur auf die bedeutsamste Sylbe, d. h. die Stammsylbe eines jeden einfachen Wortes legt. Beim Verse ist namentlich der metrische Charakter der Sylbe zu betrachten, der früher fast ganz vernachlässigt wurde und den Vers zu einem bloßen Aggregat von Sylben machte.

Sylburg (Friedr.), deutscher Philolog, geb. 1536 zu Wetter bei Marburg, bildete sich zur Vollendung seiner Studien auf Reisen weiter aus und beschäftigte sich dann bis an seinen Tod, 16. Febr. 1596, theils mit Herausgabe alter Schriftsteller, theils mit Besorgung von Correcturen in den berühmtesten Druckereien, namentlich der Wechel'schen zu Frankfurt und der Commelin'schen zu Heidelberg. Durch die neue Bearbeitung von Clenardus' „*Institutiones linguae Graecae*“ (Hff. 1580 und öfter) und seine thätige Theilnahme am griech. Theßaurus von Stephanus machte er sich um das Studium der griech. Grammatik und Lexicographie verdient, sowie er durch die kritisch berichtigten Ausgaben der Werke des Pausanias (Hff. 1583, 2. Aufl., 1613), Aristoteles (11 Thle., Hff. 1584—87), des Dionysius von Halikarnas (Hff. 1586), des Zosimus (Hff. 1590), des Clemens von Alexandrien (Heidelb. 1592) und des „*Di-mologicum magnum*“ (Heidelb. 1694) wesentlich zur Ausbreitung der griech. Literatur beitrug.

Syllepsis heißt in den alten Sprachen eine grammatisch-syntaktische Figur, nach welcher ein Attribut oder Prädicat auf zwei oder mehrere Subjecte bezogen wird, die in Hinsicht der Person, des Geschlechts und Numerus verschieden sind.

Syllogismus ist ein mittelbarer Schluß, d. h. die Form der Gedankenverknüpfung, in welcher die Gültigkeit eines Urtheils durch zwei andere Urtheile, in welchen ein vermittelter Begriff vorkommt, begründet wird. Die begründenden Urtheile heißen die Vordersätze oder Prämissen, das begründete der Schlusssatz; die Prämisse, in welcher das Prädicat des Schlusssatzes vorkommt, heißt der Obersatz, die, in welcher das Subject des Schlusssatzes vorkommt, der Untersatz; ebenso heißt der Begriff, über welchen im Schlusssatz eine Bestimmung gewonnen werden soll, also das Subject des Schlusssatzes, der Unterbegriff, der, welcher die Bestimmung enthält, also das Prädicat des Schlusssatzes, der Oberbegriff, endlich der, welcher den Schluß selbst vermittelt, der Mittelbegriff. Die einfachste Grundform des Syllogismus ist nun die

Kategorischen Syllogismus. Derselbe beruht darauf, daß der Unter- und Oberbegriff in dem Schlusssatz nothwendig in ein solches Verhältniß zueinander treten müssen, welches in den Prämissen durch ihre gemeinschaftliche Beziehung auf den Mittelbegriff ausgesprochen ist. Die allgemeinen Regeln des kategorischen Syllogismus sind daher: 1) daß in ihm nicht mehr, aber auch nicht weniger Hauptbegriffe vorkommen dürfen als drei. Sind deren weniger, so ist kein Fortschritt im Denken; sind deren mehr, so fehlt entweder, wenn in den Prämissen vier Begriffe vorkommen, die Verknüpfung oder, wenn der vierte Begriff im Schlusssatz vorkommt, die Folge. Gegen diese Regel wird häufig dadurch gefehlt, daß ein und dasselbe Wort nicht genau derselben Bedeutung genommen und namentlich durch Zweideutigkeit des Mittelbegriffs der Schlusssatz widerrechtlich erschlichen wird. 2) Aus zwei particulären Prämissen kann ebenso wenig etwas mit Sicherheit geschlossen werden als aus zwei negativen, und zwar deshalb nicht, weil in beiden Fällen das Verhältniß des Unter- und Oberbegriffs nicht hinlänglich bestimmt ist. Endlich ist 3) der Schlusssatz auf das kleinste Maß Dessen beschränkt, was in den Prämissen ausgesprochen ist, sodaß, wenn in den Prämissen ein particularer oder verneinender Satz vorkommt, der Schlusssatz nicht allgemein und bejahend ausfallen kann. Innerhalb dieser allgemeinen Regeln läßt jedoch der kategorische Syllogismus noch viele nähere Bestimmungen zu, welche theils nach der Stellung der Begriffe in den Prämissen, theils nach der logischen Quantität und Qualität derselben richten; die vollständige Entwicklung der Formen, in welchen ein kategorischer Syllogismus möglich ist, ist die Aufgabe der Syllogistik. Bezeichnet man den Oberbegriff durch P, den Unterbegriff durch S, den Mittelbegriff durch M, so sind im Allgemeinen folgende Stellungen, die man Schlußfiguren nennt, möglich:

I.	II.	III.	IV.
MP	PM	MP	PM
SM	SM	MS	MS
SP	SP	SP	SP

Die erste Stellung ist die natürlichste, weil da S und P in den Prämissen schon die Stellung einnehmen, die sie im Schlusssatz als Subject und Prädicat einnehmen sollen; die vierte ist die un natürlichste und deshalb bedarf die Ableitung des Schlusssatzes in ihr erst noch gewisser vermittelnder Operationen. Daher nimmt man, nach dem Vorgange des Aristoteles, gewöhnlich drei Schlußfiguren an, obwohl auch die Formen der zweiten und dritten Figur rücksichtlich ihrer beweisenden Kraft von manchen Logikern bezweifelt worden sind. Die nähern Bestimmungen jeder dieser Figuren nach Quantität und Qualität der einzelnen Sätze nennt man die Schlußformen, und hier zeigen sich bei der zweiten und dritten Figur Beschränkungen, welchen die erste Figur nicht unterliegt. In dieser sind nämlich bejahende und verneinende, allgemeine und besondere Schlusssätze möglich, während die Schlüsse in der zweiten Figur nur auf negative und die in der dritten nur auf particuläre Schlusssätze führen. Der Grund davon läßt sich ohne die Erörterung der ganzen Schlußtheorie nicht auseinanderlegen. Vgl. Kant, „Über die Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren“; Krug, „De syllogisticis figuris“ (1808). Von den kategorischen Syllogismen unterscheiden sich die hypothetischen und disjunctiven dadurch, daß im Untersatze nicht eigentlich ein neuer Begriff auftritt, sondern daß der Untersatz einen Theil des Obersatzes, der hier ein hypothetisches oder disjunctives Urtheil ist, wiederholt ausspricht und daß daraus eine Bestimmung über das oder die andern Glieder des Obersatzes folgt. In dem Verhältniß zwischen Bedingung und Bedingtem, auf welches sich das hypothetische Urtheil bezieht, liegt, daß mit der Setzung der Bedingung auch das Bedingte gesetzt, mit der Aufhebung des Bedingten aber auch die Bedingung aufgehoben ist. Lautet daher der Obersatz: Wenn A ist, so ist B, so sind zwei Formen des hypothetischen Schlusses möglich: 1) Nun ist A, folglich ist B, und 2) Nun ist B nicht, folglich ist A nicht. Da das disjunctive Urtheil eigentlich nur ein abgekürzter Ausdruck für eine Mehrheit hypothetischer Urtheile ist, in welcher eine Reihe disjunctiver Begriffe oder Fälle vorkommt, d. h. solcher, wo die Setzung des einen die Aufhebung des oder der übrigen und umgekehrt einschließt, so ist die einfachste Form des disjunctiven Schlusses folgende: Entweder ist A oder B; nun ist A, also ist B nicht; nun ist B, also ist A; nun ist B, also ist A nicht; nun ist B nicht, also ist A. Die Formen des disjunctiven Schlusses, wenn mehr als zwei Trennungstücke im Obersatze liegen, ergeben sich daraus von selbst, wie denn überhaupt die Regeln aller zusammengesetzten Schlußformen sich auf die der einfachen gründen.

Sylphen, auch wol Sylvani, Penaten oder Lemuren, heißen im polytheistich-pantheisti-

ſchen Systeme der Paracelfiſten (ſ. Paracelfus) die Elementargeiſter (ſ. d.) der Luft, u gleich den übrigen Elementargeiſtern (saganae) die Mitte zwiſchen immateriellen und i riellen Weſen halten, dem zufolge zwar gleich den Menſchen eſſen, trinken, ſprechen, man krank werden, Kinder zeugen, aber ſich dadurch den reinen Geiſtern nähern, daß ſie weit b der, durchſichtiger und ſchneller ſind als irgend ein thieriſcher Körper, mithin auch von G wärtigem und Zukünftigen mehr wiſſen und erfahren als die Menſchen, auch ſich nid ſperren laſſen und aus Geiſt und Körper ohne Seele beſtehen, weshalb bei ihrem Tode keine Seele zurückbleibt. Ihrer Geſtalt nach ſind die Sylphen rauher, länger und ſtärk die Menſchen, ſtehen jedoch der menſchlichen Natur wegen des gemeinſchaftlichen Aufen im Elemente der Luft unter allen Elementargeiſtern am nächſten, verkehren auch zumal Menſchen, am liebſten mit Kindern und einfältigen, harmloſen Leuten, und vermählen ſich mit ihnen gleich den Undinen (ſ. d.) und Gnomen (ſ. d.); die aus einer ſolchen Ehe entſp den Kinder aber haben eine Seele und gehören zum Menſchengeschlechte. Auch verb Schätze werden durch die Elementargeiſter gekannt und gehütet und können durch Be rung dieſer Geiſter gehoben werden. Eine beſondere Abhandlung (in deutſcher Sprache die Elementargeiſter unter dem Titel „Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salam et caeteris spiritibus“ findet ſich im neunten Theile der Huſer'schen Ausgabe (Baſ. 159 den Werken des Paracelfus.

Sylveſter I., Papſt 314—335, bekehrte den franken Kaiſer Konſtantin zum Chriſt und ſoll von ihm das ſogenannte Patrimonium Petri zum Geſchenk erhalten haben. G 31. Dec. 335 (Sylveſtertag, Sylveſterabend) und wird von der kath. wie griech. Ki Heiliger verehrt. — **Sylveſter II.**, Papſt 999—1003, der Lehrer Otto's III., hieß ei Gerbert. Aus niederm Stande in der Auvergne geboren, widmete er ſich dem geiſtlichen und ſtudirte zu Barcelona und unter den Arabern in Sevilla und Cordova. Er bereiſ Italien, Deutſchland und Frankreich und lehrte in Rheims Mathematik, Philoſophie u fiſche Literatur. Nachdem er ſeit 968 Abt zu Bobbio geweſen und dann die erzbischöfliche zu Rheims und zu Ravenna bekleidet hatte, wurde er durch Vermittelung Kaiſer Otto's I auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, ſtarb jedoch ſchon 1003. Philoſophie und Mathema ren ſeine Lieblingswiſſenſchaften. Er machte mehrere Erfindungen und kam durch ſein taliſchen und chemiſchen Kunſtfertigkeiten in den Ruf eines Schwarzkünſtlers. In Geme mit Kaiſer Otto III. ſorgte er für den Flor der Schulen. Gedruckt ſind von ihm Briefe ungedruckt dagegen ſeine mathematiſchen und aſtronomiſchen Schriften. — **Sylveſter I** Gegenpapſt Benedict's IX., wird in der röm. Kirche nicht mitgezählt.

Sylvius (Franz), eigentlich de le Boë, berühmt als Begründer eines chemiatriſt ſtems, ſtammte aus einer alten adeligen Familie und wurde 1614 zu Hanau geboren. dirte zuerſt in Leyden, dann in Paris und wurde 1637 zu Baſel Doctor der Medicin. practicirte er in Hanau, Leyden und Amſterdam, bis er als Profeſſor der Medicin nach kam, wo er 1672 ſtarb. Seine Lehre ſetzte er hauptſächlich in den Schriften „Disputa medicarum decas“ (Amſt. 1663) und „Praxeos medicae idea nova“ (1. Buch, Leyd 2. Buch, Bened. 1672; 3. Buch, Amſt. 1674) auseinander. Seine „Opera medica“ nen in Amſterdam (1679), Genf (1731) und öfter. — Nicht zu verwechſeln mit ihm weniger berühmte, aber vielleicht mehr verdiente Anatom Jak. S., eigentlich Dabo 1478 zu Amiens, der in Paris ſtudirte, ebendaſelbſt ſeit 1531 als Baccalaureus ana Vorleſungen zu halten begann und dieſe unter außerordentlichem Beifall bis zu ſeiner 1555, fortſetzte. Seine Entdeckungen in der Anatomie und die Erfindung der Inject ihm zugeſchrieben werden muß, weil er ſie zuerſt erwähnt, haben ihm in der Geſchichte I dicin einen ehrenvollen Namen bewahrt. Seine „Opera medica“ erſchienen in Genf (1

Symbol hat im Griechiſchen (σύμβολον) die Bedeutung eines Erkennungs- oder S chens, wie z. B. dasjenige war, wodurch Gaſtfreunde ſich einander zu erkennen gaben: man als Unterpfand irgend eines Vertrags oder einer übernommenen Verbindlichkei und einlöſte. Ferner hießen auch Symbole die Zeichen (signa, ostenta oder portenta), i man eine beſondere göttliche Offenbarung oder Kundgebung des göttlichen Willens zu n glaubte, wie Blitze, räthſelhafte Stimmen, prophetiſche Worte, Oraſelsprüche u. dgl., die geheimnißvollen Lehren der Prieſter, in denen durch vieldeutige Sinnsprüche die G des göttlichen Willens gegeben wurde, oder ſinnreiche Waſlsprüche überhaupt, wie z. B bildlichen Ausdrücken ſprechenden Gnomen der Pythagoräer. Erweitert hat ſich dann I bedeutung des Wortes dahin, daß man unter Symbol jedes ſinnliche Merkzeichen oder S

irgend einen allgemeinen Gedankeninhalt versteht, wie z. B. Blumen als Symbole des Frühlings, Krücken als Symbole des Alters oder der Schwäche u. dgl. Je mehr das Gedachte die Grenzen der Natur, des Gegebenen überschreitet, desto natürlicher ist der Versuch, es sich imilde und Symbol näher zu bringen, daher der weite Umfang und die oft tiefe Bedeutung der religiösen Symbolik. Für den kindlichen Menschen ist die Natur das Symbol der Gottheit; diese offenbart sich ihm in jener. Je mehr der religiöse Glaube noch im unmittelbaren Zusammenhange mit der Naturanschauung steht, desto reicher wird er an Symbolen und symbolischen Formen sein und damit eine poetische Lebendigkeit haben, welche die später hinzutretende Reflexion streift. Daher ist insbesondere der Polytheismus des Alterthums voll der symbolischen Darstellungen theils von Naturkräften, theils von moralischen Eigenschaften, theils von philosophischen Gedanken. Die Wissenschaft, welche von der Einkleidung der religiösen Ideen in die Symbole der Mythologie handelt, heißt die Symbolik. Vgl. Kreuzer, „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ (3. Aufl., 1837—43). Insofern die Phantasie im Zustande der Träumerei, ob wachend oder schlafend, thätig ist, allen Empfindungen und Gedanken eine bildliche Einkleidung zu geben, redet man von einer Symbolik des Traums. Auch die Blumensprache ist eine Symbolik, um Empfindungen und Gesinnungen theils auf natürliche, theils auf conventiönelle Art in Blumen Sinnbilder einzukleiden. Der Ausdruck Symbol hat aber eine besondere Anwendung in den griech. Mysterien gefunden, die ihre geheimnißvollen Lehren in Sinnbilder und Sinnsprüche kleideten, nicht bloß, um den Ungeweihten den Zugang zu dieser Weisheit zu verschließen, sondern auch diese selbst in den ausdrucksreichsten Bildern zur Anschauung zu bringen. Weil nun die Eingeweihten durch Zeichen oder Worte sich untereinander zu erkennen gaben, welche die Einweihung selbst voraussetzten, so heißen solche Erkennungs-, Lehr- oder Merkmalen ebenfalls Symbole. Sofern aber der Gebrauch solcher Zeichen an die Verpflichtung zur Nachforschung und einem entsprechenden Leben mahnt, so wird auch die Verpflichtung selbst, das Gelübde, Symbol genannt, ebenso wie der Soldateneid und das Lösungswort.

Diese mannichfachen, alle aus Einer Wurzel sich entfaltenden Bedeutungen des Wortes Symbolum waren schon in der vorchristlichen Zeit vorhanden und fanden dann in der christlichen Kirche ihre Anwendung. Die christlichen Lehrer mochten, wenn die in die heidnischen Mysterien Eingeweihten ihre Lehren oft übermüthig den christlichen entgegenstellten und auf ihre geheimnißvollen Symbole hinwiesen, sich aufgefodert fühlen, anzudeuten, wie auch sie Symbole und noch höhere und bedeutendere hätten als alle Mysterien. Wie die Glieder der Iektorn durch ihre symbolischen Geheimlehren sich als Auserwählte, besonders Geweihte darstellten, so behandelten auch die Christen ihre symbolischen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinschaft und als Unterscheidungszeichen, die sie als vom gesammten Heidenthum und Judenthum Ausgesonderte, als Höhergeweihte bezeichneten. In diesem Sinne heißen Taufe und Abendmahl Symbole, nicht minder das Taufwasser und Brot und Wein im Abendmahle, auch alle christlichen Gebräuche, alle gottesdienstlichen Übungen als Unterscheidungs- und Erkennungszeichen für alle Die, welche daran Theil zu nehmen befugt sind, wie früher selbst der bloße Anblick der Sacramente den Ungetauften nicht gestattet war. Endlich heißen Symbole vorzugsweise jene in kurzen Formen ausgedrückten Lehren, die von allen Christen anerkannt werden, sie von allen Nichtchristen unterscheiden, sie untereinander selbst als Merkmale der Gemeinschaft verbinden. (S. Symbolische Bücher.) Verwandt mit dem Begriffe des Symbols, aber dennoch wohl von ihm zu unterscheiden, sind das symbolische Attribut (s. Attribut), der Typus (s. d.), die Allegorie (s. d.) und die Metapher (s. d.).

Symbolik heißt überhaupt die Lehre von den religiösen Symbolen, als Kunst gedacht aber als Kunst, religiöse Ideen in entsprechenden Symbolen, gleichviel ob in Zeichen oder Worten, darzustellen. Als solche ist sie sowol Sache des Lehrers und Priesters als des eigentlichen Künstlers.

Man unterscheidet eine mythologische Symbolik und eine theologische, die als Wissenschaft der symbolischen Theologie heißt und im weitern Sinne die systematische Darstellung der religiösen Lehren, Zeiten und Gebräuche nach ihrem Ursprunge, ihrer Fortbildung und ihrem Sinne mit Beziehung auf die religiösen Vorstellungen und Lehren behandelt. Sofern sie in Zeichen und Gebräuchen die religiösen Handlungen als Ausdruck der Gefühle gegen das Göttliche darstellt, heißt sie Cultsymbolik; sofern sie aber die Zeichen und Gebräuche auch mit den religiösen Festen in Verbindung bringt, ist sie Festsymbolik. Im engern Sinne ist die theologische Symbolik die symbolische Theologie, welche die Entstehung, die Schicksale und den Inhalt der symbolischen Bücher (s. d.), die Kirchenlehre als solche, als ein wohlbegründetes Ganzes darstellt, die symbolischen Lehren

aufrecht erhalten werden mußten und unter dem Namen der Schmalkalbischen Artikel (s. d.) bekannt sind, denen Melanchthon einen Anhang über den Primat des Papstes und die Jurisdiction der Bischöfe beifügte. Früher schon hatte Luther den Großen und Kleinen Katechismus (s. Katechismus) abgefaßt. In Folge der die Kirche erschütternden theologischen Streitigkeiten, die sich nach Luther's Tode erhoben, entstand das 1577 vollendete und 1580 zu Dresden publicirte Bergische Buch oder die Concordienformel (s. d.). Diese sämtlichen Schriften bilden die Symbolischen Bücher der luth. Kirche. Indessen traten einzelne Länder des luth. Lehrbegriffs auch noch mit besondern Symbolischen Büchern hervor, unter denen namentlich folgende merkwürdig geworden sind: Corpus doctrinae Philippicum (Misnicum, Saxonicum, Wittenbergense), 1559; Corpus doctrinae Pomeranum (1561); Corpus doctrinae Prutenicum (1567); Corpus doctrinae Thuringicum (1571) und Brandenburgicum (1572); Corpus doctrinae Wilhelminum und Julium (beide von 1576); endlich Consensus repetitus fidei vero Lutheranæ von Calov (s. d.), 1655. Hiernach läßt sich eine süddeutsche, pommerische und kursächs. Form der Symbole unterscheiden. Die luth. Gemeinden außerhalb Deutschland, besonders in Dänemark, Schweden und Frankreich, haben vorzugsweise die Augsburgerische Confession als symbolisches Hauptbuch angenommen.

Die reformirte Kirche hat fast in allen Ländern, in welchen sie besteht, eigene Bekenntnisschriften aufgestellt und kein durchaus allgemein gültiges Symbolisches Buch. Der Grund davon liegt darin, daß sie nicht die Einmüthigkeit erreichte, die noch in der luth. Kirche sich bildete, theils weil Zwingli zu kurze Zeit lebte, theils weil Mehre neben ihm, und besonders nach ihm Calvin, einen selbstständigen Weg einschlugen, theils endlich, weil ihre Wortführer selbst Stoff in endlosen Streitigkeiten boten. Über die verschiedenen Symbolischen Bücher, die sich in der f. Kirche gebildet haben, s. Reformirte Kirche und Katechismus. Sammlungen dieser Bücher finden sich in: „Corpus et syntagma confessionum fidei, quae in diversis regnis et nationibus ecclesiarum nomine fuerunt authentice editae“ (Genf 1654); „Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicarum“, herausgegeben von Niemeyer (Lpz. 1840).

Auch die kleinern kirchlichen Parteien haben Symbolische Bücher aufgesetzt, deren Autorität er auch nicht überall Anerkennung fand. Hierher gehören zunächst die Mennoniten. (s. Wiedertäufer.) Bei ihnen erschienen als Symbolische Bücher: Praecipuorum christianae fidei articulorum brevis confessio (1581) von Joh. Riß und Lubbert Gerard; die Confessio uno deo, patre, filio et spiritu sancto (1626) von Jak. Dutermann; Ramus olivae (1629); Brevis ὁμολογία sive confessio fidei (1630) von Joh. Ceng oder Censen; Confessio Dordraci proposita (21. April 1632). Diese drei zuletzt genannten Confessionen erhielten in einer zu Dordrecht 1649 gehaltenen Synode die Sanction. Ferner: Verum unionis foedus (1664); Confessio illorum Mennonistarum in Porrusia, qui Clarici vocantur (1678); Confessio anno 1655 a Flamingorum congregatione Groningensi sancita. Unter den Katechismen ist besonders die Brevis catechesis religionis christianae merkwürdig, die auf Veranlassung einer zu Amsterdam gehaltenen Synode 1697 erschien. Die Socinianer verwerfen zwar alle Symbolischen Bücher, weil sie in denselben nur einen Gewissenszwang finden; doch besitzen sie einige dogmatische Schriften, die ihr Bekenntniß enthalten und fast wie Symbolische Bücher angesehen werden. Diese Schriften sind: 1) der Große und Kleine Krakauer Katechismus, von denen der erste durch Valentin Schmalz und Hieron. Moscorovius in poln. Sprache (Kraf. 1605), der zweite lateinisch (1629) erschien; 2) die Confessio fidei christianae (1646) von Joh. Schlicht.

Die Arminianer (s. d.) betrachten wie symbolische Schriften die Scripta adversaria synodalis congregationis Hagienensis habitae anno 1611; die von Kasp. Barläus 1617 verfaßte Epistola ad Asiaticos ad extera ecclesiarum reformatos doctores; Acta et scripta synodalia provinciarum Remonstrantium in foederato Belgio (1620) und einige der Schriften des Simon Episcopus (s. d.). Über die Herrnhuter s. Brüdergemeine; über die Quäker s. den Artikel Quäker. Bei andern Abzweigungen der protest. Kirche, wie bei den Böhmischen und Moravianischen Brüdern, den mystischen Methodisten (s. d.) und den Swedenborgianern, kann weniger von der Geltung Symbolischer Bücher die Rede sein, obschon sie den Schriftführer Wortführer gern eine besondere Autorität beilegen. Vgl. Winer, „Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien“ (Lpz. 1824; 2. Aufl., 1837).

Daß die Frage über die Nothwendigkeit der Symbolischen Bücher überhaupt und insbesondere der evang.-protest. Kirche Deutschlands anbetrifft, so schließt sie die über deren Werth und

Symmetrie oder **Ebenmaß** heißt die Zusammenstimmung der einzelnen Theile eines Ganzen in Hinsicht auf Maß und Zahl oder die äußere Übereinstimmung, die sich in dem Verhältnisse der einzelnen Theile eines Gegenstandes zueinander und zu dem Ganzen sichtbar zeigt. Sie ist sonach in der Schönheit mehr das Quantitative, was aber von dem Ausdrucke der Idee als ein Qualitatives unzertrennlich ist. Sie kommt in räumlicher Hinsicht besonders an solchen Gegenständen vor, welche man in zwei Hälften getheilt denken kann, und zeigt sich in der Natur vorzüglich am Körper der höhern Thierclassen, bei welchem im regelmäßigen Zustande die gleichen oder ähnlichen Theile an jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen. Die Kunst muß diese Symmetrie im engern Sinne, d. i. die ebenmäßige Anordnung gleichartiger Theile, in denjenigen Werken nachahmen, bei welchen gleiche und ähnliche Theile nothwendig erfordert werden, und unterstützt die Wahrnehmung dieser Symmetrie durch Hervorhebung eines Mittel- oder Augenpunktes, von welchem aus sich das Ganze übersehen läßt. Doch gibt es auch viele Gegenstände, deren freie Schönheit ein solches Ebenmaß verbietet und deren Darstellung durch Anwendung desselben steif, ängstlich und gezwungen erscheint, wie z. B. die Anordnung organischer und lebendiger Körper in einer Gruppe; daher sie in der Landschaftsmalerei, in der Gartenkunst, in den Gruppierungen und Stellungen der Figuren auf Gemälden, sowie auch in theatralischen Scenen oft sehr störend sein kann. Am meisten springt die Symmetrie in der Baukunst in die Augen, deren Wesen selbst durch geistreiche und geschmackvolle Anwendung der räumlichen Dimensionen und geometrischen Verhältnisse in todten und festen Massen bedingt ist, sodaß der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältnisses der einzelnen Theile als der erste und häufigste Fehler eines architektonischen Werks auch dem Laien in der Baukunst auffallen muß. — Als dem Gebiete der meßbaren Architektur, als Symmetrie des Raums, ist der Ausdruck auch auf andere Gegenstände übertragen worden, namentlich auf das Ebenmaß der Zeit. (Symmetrie.) — In der Geometrie, namentlich in der Stereometrie, ist die Symmetrie gleichfalls von Wichtigkeit. Symmetrische Theile eines Körpers, symmetrische Körper sind gleich, oder nicht congruent, während in der Planimetrie Symmetrie und Congruenz unzertrennlich sind. — Symmetrische Functionen mehrerer unbestimmten Größen, z. B. a, b, c , sind solche algebraische Ausdrücke, worin jene Größen alle auf völlig gleiche Art vorkommen, sodaß man sie untereinander beliebig vertauschen kann, ohne dadurch den Ausdruck zu verändern; z. B. $a + b, (a + c), (b + c)$.

Symmicta (griech.), eigentlich Vermischtes, nannte man in späterer Zeit besonders Sammlungen von allerhand Aufsätzen und Abhandlungen, ähnlich den Adversarien, Collectaneen und Miscellaneen. Zu den frühesten und bekanntesten Schriften unter diesem Titel gehören die *Symmicta* des Leo Allatius im 17. Jahrh.

Sympathetische Curen, Heilungen durch Sympathie (s. d.), nennt man diejenigen Curen, welche durch eine geheimnißvolle Kraft gewisser Substanzen oder Körper ausgeführt werden, oft ohne mit dem Körper des Kranken selbst in Berührung zu kommen. Als die hierbei thätige Kraft nimmt man eine Sympathie des Menschenkörpers mit Geistern, Sternen, anderen Menschen, Thieren, Pflanzen, Steinen u. s. w., oder eine geheime Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und gewissen äußern Gegenständen an, welche sich aber nicht erweisen läßt. Die Art der Ausführung Sympathetischer Curen ist daher sehr verschieden und geschieht theils durch Umhängen von Amuleten und Talismanen, theils durch Beachtung der Constellationen, theils durch Handlungen, die man mit gewissen Gegenständen vornimmt, um auf den entfernten Kranken dadurch zu wirken, theils durch Besprechungen und Gebete. Daß eine Krankheitsheilung dieser Art häufig auf Täuschung oder doch auf bloßen Gemüthsindrücken beruhe, leuchtet ein. Ebenso, daß sie bei Abergläubigen, Charakterlosen, durch körperliche oder geistige Leiden Gepeinigten leichter Eingang finden werde als bei Unterrichteten, hellen Köpfen. Es kommt Alles darauf an, in dem Kranken den festen Glauben zu erwecken, daß das Mittel helfen werde, und wird unter sonst günstigen Bedingungen auch gewiß oft Linderung, ja sogar Besserung herbeiführen. Dies wird besonders bei solchen Krankheiten am leichtesten möglich sein, welche im Gehirn selbst oder im Nervensystem wurzeln, z. B. Geisteskrankheiten, Epilepsie und andern Nervenkrankheiten, Wechselfieber u. s. w. Vgl. Ennemoser, „Geschichte der Magic“ (Lpz. 1853), und den Abschnitt „Sympathie“ in Schlegel's „Die verschiedenen Methoden der Heilung“ (Lpz. 1853). Ganz nahe verwandt ist den Sympathetischen Curen die ärztliche Anwendung des sogenannten Thierischen Magnetismus (s. d.).

Sympathetische Tinten heißen Flüssigkeiten ohne alle oder doch ohne merkliche Farbe,

ist. Als ein Stück, berechnet für das Zusammenwirken des ganzen Orchesters, unterscheidet sich die Symphonie auch von dem Concert (s. d.), zu welchem die Symphonie mit einem oder einigen obligaten Instrumenten (concertirende Symphonie) den Übergang bildet. Die Symphonie besteht aus mehreren Hauptsätzen, deren Zahl jedoch nicht bestimmt ist. Nur im Allgemeinen kann man annehmen, daß dieselbe nicht unter zwei sein und nicht leicht über vier oder fünf hinausgehen darf, weil ein volles Instrumentalstück, welches für die höchsten Effecte der Musik bestimmt ist, durch eine zu lange Dauer ermüden muß. Die Form scheint die Symphonie in dieser Hinsicht von der ihr in der Ausbildung vorausgehenden Sonate (s. d.), wie diese von der Suite empfangen zu haben. Nach der jetzigen Einrichtung besteht die Symphonie gewöhnlich aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, worauf oft nach altem Herkommen ein Menuet (s. d.) oder statt dessen ein Scherzo folgt, und einem muntern Finale. Beethoven und andere neuere Componisten haben sich jedoch nicht immer an diese Zahl und Folge gebunden. Bei dem Umfange und bei den großen Tonmitteln, welche ein ganzes Orchester darbietet, ist die Symphonie das größte selbständige Tongemälde und daher zum Ausdrucke des Großen, Erhabenen und Feierlichen vorzüglich geeignet. Unter den ältern Symphoniecomponisten waren Ph. E. Bach, Benda, Boccherini, Dittersdorf, Hofmeister und Plehl beliebt; die größten Meister sind Haydn, Mozart und Beethoven. Haydn's Symphonien haben einen idyllischen, fröhlichen und oft humoristischen Charakter; Mozart ist mehr schwungvoll und lyrisch; bei Beethoven tritt der Instrumentenchor in ein dramatisches Verhältniß, um die Natur und menschliche Zustände in den mannichfaltigsten Weisen und Charakteren zu schildern. An Haydn und Mozart schließen sich die Romberg, Spohr, Reukomm, Fesca, Kalliwoda, Lachner, Dnslow u. A.; an Beethoven die neuesten Componisten in dieser Sphäre: Ries, Mendelssohn-Bartholdy, Rob. Schumann, Bde, Berlioz u. A.

Symplegaden (Symplegades), d. h. die Zusammenschlagenden, auch **Cyaneae insulae**, ist der Name zweier kleiner Felseninseln an der Mündung des Thrazischen Bosporus in den Pontus, die dem Mythos zufolge früher fortwährend aneinanderschlügen und alles Dazwischengehende zertrümmerten, bis sie seit der glücklichen Durchfahrt der Argonauten (s. d.) durch das Saitenspiel des Orpheus oder, wie Andere erzählen, nach Entsendung einer Taube unbeweglich stehen blieben. Sie heißen jetzt Uret-Zaki.

Symplegma (griech.), eigentlich das Zusammengeflochtene, nannte man in der antiken Kunst eine Gruppe von mehreren Statuen, die erst durch ihre Vereinigung ein Ganzes bilden. Vorzüglich gehören hierher die gegenseitig mit den Armen verschlungenen Kämpfer oder Ringer, ferner die berühmte Gruppe der Niobe in Florenz und des Laokoon in Rom.

Symplöke (griech.), eigentlich Verflechtung, heißt eine rhetorische Figur der Wiederholung, die sich aber von der Anaphora und Epiphora dadurch unterscheidet, daß hier bei mehreren nacheinander folgenden Fragen dieselbe Antwort erfolgt; z. B.: Was ist des Thoren höchstes Gut? Geld! Was verlockt selbst den Weisen? Geld! Was schreit die ganze Welt? Geld!

Symposion nannten die Griechen ein heiteres Gastmahl, besonders mit Hinsicht auf den darauf folgenden Genuß des Weins, wobei man sich mehr an fröhlichen Gesprächen und Scherzen, an muntern Spielen, an Gesang, an Tanz und Musik amüthiger Flötenspielen als an den sinnlichen Freuden der Tafel zu ergößen pflegte. Der Anordner und Leiter des Ganzen hieß **Symposiarch**. Nicht selten nahmen sogar eigentliche Hetären (s. d.) daran Theil. Gewöhnlich wurden diese Trinkgelage, mit lautem Geräusch verbunden, bis tief in die Nacht ausgedehnt, und zuweilen brach die ganze Gesellschaft spät noch auf, um in einem andern Hause einzusprechen. Die Römer bezeichneten einen solchen nächtlichen Genuß durch *comissatio*, das Gastmahl selbst durch *convivium*. Die berühmtesten griech. Philosophen, wie Aristoteles, Speusippus u. A., kleideten ihre Ansichten über Liebe, Lebensgefühl u. s. w. in Form von Gesprächen ein, wie sie bei solchen Gastmählern geführt wurden, und wir besitzen jetzt unter dem Titel „Symposium“ oder „Convivium“ zwei treffliche Dialoge des Plato (s. d.) und Xenophon (s. d.). Auch gehören hierher Plutarch's „Symposiaca“ oder „Quaestiones convivales“ und dessen „Convivium septem sapientium“. Eine ganz neuere Sphäre behauptet dagegen unter den ähnlichen Erzeugnissen der Römer das berühmte Gastmahl des Trimalchio“ oder „Coena Trimalchionis“ des Petronius (s. d.). Sehr mannichfaltig waren übrigens die Gebräuche, welche man bei diesen Symposien beobachtete.

Symptome (griech.), d. i. Zufälle, nennt man in der Medicin alle mit den Sinnen bemerkbaren Abweichungen der einzelnen Theile oder der Functionen des Organismus vom Normalzustande, welche als Wirkungen einer Krankheit betrachtet werden müssen und folglich die

und deren Vormündern, zur Bestellung des Syndicus zusammenberufen wird; 2) daß zwei Dritttheile der Gemeinde erscheinen, und 3) daß von diesen zwei Dritttheilen die größere Zahl einwilligt. Niemand, der zur Führung eines öffentlichen Amtes unfähig ist, kann Syndicus werden. Die Vollmacht, welche dem Syndicus zu ertheilen ist, wird Syndicat (*instrumentum syndicatus*) genannt.

Synedrium oder Sanhedrin hieß vorzugsweise das höchste Nationalgericht der Juden, das zu Jerusalem seinen Sitz hatte und aus 71 Mitgliedern bestand. Es hatte über die Rechtsachen zu entscheiden, welche einen ganzen Stamm, oder einen falschen Propheten, oder den Hohenpriester, oder einen willkürlichen Krieg betrafen; bei kirchlichen Verbrechen jedoch mußte das gesprochene Todesurtheil von dem Procurator bestätigen und vollziehen lassen. Überdies war es zugleich kirchliche Verwaltungsbehörde, indem es Verfügungen über den Cultus erließ und die Neumonde bestimmte. Der Ursprung dieses Gerichtshofs ist vielleicht in die Zeit der Seleucidischen Herrschaft zu setzen. — Kleinere Synedrien hatten alle palästinenfischen Städte, denen aber nur die Cognition und Bestrafung geringfügiger Vergehungen zustand.

Synecdoche heißt eine rhetorische Figur, nach welcher durch die Nennung eines einzelnen der besondern Gegenstandes das Ganze und das allgemeine Wesen desselben und durch Nennung des Ganzen und Allgemeinen das Wesen des Besondern bezeichnet wird. Es findet hier also eine förmliche Vertauschung zwischen den höhern und niedern Begriffen statt, sodaß ein einzelner besonders bezeichneter Theil statt des Ganzen, ein einzelnes Ding oder Wesen oder eine Art statt des allgemeinen Gattungsbegriffs und umgekehrt gesetzt wird, z. B. Thür statt Haus, Cicero für Redner, Dolche statt Waffen, dagegen wieder Haus statt Fenster, Gestirne statt Sonne. Auch gehört hierher der Fall, wenn der Singular und Plural miteinander vertauscht (*synecdoche numeri*) oder bestimmte Zahlen statt unbestimmter Größen gesetzt werden, z. B. der Soldat, statt: die Soldaten; der Spartaner, statt: die Spartaner.

Synergismus und Synergistische Streitigkeiten. Mit diesem aus dem Griechischen entlehnten Worte bezeichnet man die Meinung, daß der menschliche Wille bei der Bekehrung nicht ganz passiv sich verhalte, sondern der berufenden Gnade sich hingeben, dem Worte Gottes zustimmen könne. Für diese Ansicht, die weder Pelagianismus (s. d.) noch Semipelagianismus (s. d.) war, sprachen Erasmus und Melancthon. Später, um 1557, entstand hieraus ein heftiger Streit zwischen Pseffinger, Flacius (s. d.) und Strigel (s. d.), an welchem bald die ganze theologische Welt Theil nahm. Die Wittenberger waren für den Synergismus; die lutherischen Theologen verdammt ihn auf einer Synode, und die Concordienformel (s. d.) verdammt ihn ebenfalls im dritten Artikel.

Synesius (griech.), lat. auch *constructio ad sensum*, heißt in der Sprachlehre diejenige Construction, bei welcher die Form des bezogenen Wortes sich nur nach dem Sinne des Beziehungswortes richtet und der Sprechende oder Schreibende mithin den Gedanken, den er ausdrücken will, über die grammatische Genauigkeit setzt. So würden z. B. in dem Satze: „Ich bezeugte einem armen Mädchen; diese sprach mich um ein Almosen an“, oder: „Ich sah ein Reuement; sie trugen Blau und Roth“, die Pronomina im Genus und Numerus nur nach der Bedeutung, nicht aber nach der grammatischen Form ihres Beziehungswortes sich richten.

Synesius, ein neuplatonischer Philosoph, zugleich auch als Redner und Dichter nicht unbekannt, geb. 379 n. Chr. zu Cyrene aus einem angesehenen Geschlechte, erhielt zu Alexandria seine wissenschaftliche Bildung und wurde dann von seinen Mitbürgern 397—398 mit einer Sendung an Kaiser Arcadius nach Konstantinopel beauftragt. Nach seiner Rückkehr trat er um 401 zum Christenthum über und wurde 410 Bischof von Ptolemais, starb aber schon 412 wenigstens sicher vor 431). Er blieb seinen frühern philosophischen Ansichten treu, die er in seinen Briefen, Hymnen und andern Schriften darstellte. Letztere verrathen vielerlei Kenntnisse, große Belesenheit und natürlichen Scharfsinn und sind in einer ziemlich gewählten griechischen Sprache verfaßt. Die beste Gesamtausgabe seiner Werke besitzen wir von Petavius (Par. 1613; zuletzt 1640); eine sehr gute Bearbeitung einzelner Schriften, zugleich mit deutscher Uebersetzung, hat Krabinger begonnen, besonders von „*Calvili encomium*“ (Stuttg. 1834), von den „*Ägyptischen Erzählungen über die Vorsehung*“ (Eulzb. 1835) und von der „*Rede des Selbstherrschers Arcadius über das Königthum*“ (Münch. 1825). Derselbe hat auch eine neue kritische Ausgabe der „*Opera omnia*“ des S. (Bd. 1, Landsh. 1850) begonnen. Mit franz. Uebersetzung erschienen die „*Hymnen*“ von Grégoire und Collombat (Lyon 1816); auch finden sie sich in Daniel's „*Thesaurus hymnologicus*“ (Bd. 1, Halle 1841). Clausen, „*De Synesio philosopho*“ (Kopenh. 1831).

Synkope, eine grammatisch-phonetische Figur, heißt, im Gegensatz der Epenthese, die Ausstoßung eines Vocals zwischen zwei Consonanten in der Mitte eines Wortes, wie saeculum für saeculum, ew'ger, theu'rer statt ewiger, theuerer, und weicht insofern von der Apokope ab.

Synkratie (griech.), d. i. Mitherrschaft, nennt man im Gegensatz zur Autokratie (s. d.) diejenige Art der Staatsverfassung, wo das Volk durch Vertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt, besonders desjenigen Zweigs derselben, welcher die Gesetzgebung und Besteuerung betrifft, einen gewissen Antheil nimmt.

Synkretismus nennt man im Allgemeinen die Vermischung verschiedenartiger Philosophie und die Religionsmengerei. Vorzugsweise indeß bezeichnet man damit das Verfehlen Derjenigen, welche, um den Frieden unter den Parteien herzustellen, die Unterscheidungslehren derselben dergestalt erklären, daß jede Partei ihre eigenen Meinungen und Lehren in den Erklärungen zu finden glaubt, und es hat demnach das Wort in der Theologie zugleich die Nebenbedeutung der Gleichgültigkeit, besonders in Hinsicht der Unterscheidungslehren, angenommen. Als in Italien im 16. Jahrh. beim Wiederaufblühen classischer Studien Plato's Philosophie mit Liebe gepflegt wurde und dem herrschenden Aristotelismus kräftig entgegentrat, nach Joh. Franz Pico von Mirandola, Bessarion u. A., weil sie zwischen Plato's und Aristoteles Philosophie vermitteln wollten, Synkretisten genannt. Ebenso sprach man von einem Synkretismus bei den Akademikern und Peripatetikern, besonders aber von dem Synkretismus alexandrin. Philosophen. Doch ist das Wort erst in der protest. Kirche mehr in Gebrauch gekommen. Synkretisten, d. i. Vermischer und Verfälscher, wurden seit dem Anfange des 17. Jahrh. besonders die Anhänger des Georg Calixtus (s. d.) und die helmstedter Theologen überhaupt genannt, weil sie neben der Heiligen Schrift die Tradition aus den ersten christlichen Jahrhunderten als einen untergeordneten Erkenntnißgrund der Lehre Jesu wollten gelten lassen, das Apostolische Symbolum für hinreichend hielten zur Bestimmung der Grundlehren der christlichen Kirche und deshalb auch zur Herstellung des Friedens unter allen Parteien. Demnach wurde der Name Synkretist seit dem Religionsgespräch zu Thorn 1645, wo Calixtus gegen war. Nach seinem Tode setzten seine Schüler und sein Sohn, Friedr. Alr. Calixtus, den Streit fort. Lange Zeit erschütterte derselbe die protest. Kirche und nie kam eine wahre Versöhnung der Streitenden zu Stande.

Synodal- und Presbyterialverfassung nennt man in der protest. Kirche diejenige organische Einrichtung, nach welcher die repräsentative Kirchengewalt in die Hände von Synoden (s. d.) und Presbyterien (s. Presbyter) gelegt wird. Das Presbyterium soll den Vorstand der Localkirche bilden, aus dem Geistlichen derselben, der den Vorsitz führt, dem Schullehrer, dem Kirchenpatron und einer Anzahl Gemeindemitgliedern bestehen und seinem Wirkungskreise die Fürsorge für alle äußern kirchlichen Angelegenheiten einer Gemeinde anheim fallen, welche theils dem Geistlichen, theils der kirchlichen Behörde zur Besorgung obliegen, wie die Aufsicht über das Kirchenvermögen, die Kirchen- und Schulgebäude, die Kirchhöfe, die Theilnahme an der Wahl der Pfarrer und Schullehrer, die Armenpflege u. s. w. Die Synoden sollen Kreis-, Diöcesan- oder Provinzialsynoden und in den Landessynoden eine aufsteigende Hierarchie bilden, beide aus Geistlichen und Laien bestehen, doch so, daß die Laien zu den Kreis-, Diöcesan- oder Provinzialsynoden aus der Wahl der Presbyterien hervorgehen. Die Thätigkeit der Synoden soll das religiöse und kirchliche Leben der Gemeinden im Auge behalten, die von ihnen eingebrachten Vorschläge begutachten und zur Überweisung an die Landessynoden vorbereiten. Die Landessynode soll durch die Wahl der Provinzialsynoden constituirt, durch ein Mitglied der theologischen Facultät der Landesuniversität und durch einen Commissar der Staatsregierung besetzt werden, das Wohl aller kirchlichen Interessen des Landes fördern, die höchste Instanz in der kirchlichen Verwaltung bilden und die kirchliche Gesetzgebung unter Genehmigung des Landesregenten üben. Gerade in neuerer Zeit ist das Verlangen nach der Einführung der Synodal- und Presbyterialverfassung und Aufhebung der Consistorialverfassung (s. Consistorium) immer mehr ausgesprochen worden, da man in jener ein geeignetes Mittel zu finden meinte, um die Nachteile der Consistorialverfassung nach ihrer juristischen und bureaukratischen Einrichtung zu beseitigen, während Andere glaubten, daß schon eine Verbindung beider Verfassungen zu diesem Ziele führen würde und der Kirche erspriechlicher sein dürfte als die Consistorialverfassung allein. Während sich die Kirchenverfassung in den luth. Gemeinden in und nach der Reformation monarchisch nach verschiedenen Systemen (s. Kirchenverfassung) gestaltete, bildete sie sich in den ref. Gemeinden republikanisch aus, sodaß die gesetzgebende und ein großer Theil der vollziehenden Gewalt der Kirche auf die Vorsteher der Gemeinden und die Synoden der Geistlichen überging.

ar besonders in Genf unter Calvin der Fall, und nach dem Muster der genfer Kirche bildete h die Kirchenverfassung der Reformirten in Frankreich, Holland, Schottland und in einigen utschen Provinzen am Niederrhein und in Westfalen, besonders in Jülich, Kleve, Berg und r Grafschaft Mark, sowie in Hessen seit dem Ende des 17. Jahrh.

Nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens 1815 dachte man an die Einführung der synodal- und Presbyterialverfassung zunächst in Preußen, dessen König in ihr ein Beförderungsmittel zur Union der Protestanten erblickte. Durch königl. Verordnung wurden 1816 Kreis- und Provinzialsynoden der Geistlichen, jedoch ohne Zuziehung von Laien, sowie Presbyterien für die einzelnen Pfarochien, aus dem Geistlichen und einigen Laien bestehend, eingeführt. Im J. 1817 ward auch die Haltung einer Generalsynode verheissen. Da aber die von den Synoden ausgeschlossenen Laien in diesen Versammlungen der Geistlichen den Anfang einer protest. Hierarchie erblickten, die Synoden selbst auch nicht sehr fügsam für die Pläne der Regierung, namentlich in Hinsicht der Union und der Einführung der berliner Hofagende, waren, ging das synodalwesen allmählig wieder ein und an die Haltung einer Reichssynode wurde nicht mehr gedacht, bis endlich Friedrich Wilhelm IV. den frühern Plan wieder auffaßte. Auf seinen und des Königs Ernst August von Hannover Befehl mußten 1845 die Hofprediger Sneathlage und Rupp in Andeutungen zu Punctionationen für eine freie Verständigung der evang.-protest. Kirchen Deutschlands entwerfen, und im Sommer 1846 kam auch eine Reichssynode in Berlin zusammen, die aber hauptsächlich nur über die Verpflichtung der Geistlichen auf die Symbolischen Bücher verhandelte und dann wieder bis auf weiteres vertagt wurde. Vgl. Krüger, „Berichte über die erste evang. Generalsynode Preußens 1846“ (Lpz. 1846). Nur in den westfäl. Provinzen und besonders in der Grafschaft Mark hat sich die alte freie, auf das synodalwesen gegründete Kirchenverfassung erhalten. Die protest. Kirche Baierns ist schon seit einer Reihe von Jahren im Besiß einer Synodal- und zum Theil auch Presbyterialverfassung, die aber offenbar manchen Übelständen leidet. Dahin gehört zunächst das unverhältnißmäßige Übergewicht der Geistlichen über die Laien in den Synoden, welche letztere außerdem aus dem Beamtenstand der Regierung ernannt werden. Ferner gehört dahin die Trennung in zwei Generalsynoden Ansbach und zu Bairreuth, wodurch die Kirche eines Mittelpunkts beraubt wird. Dazu kommt noch die unvollkommene Organisation der Presbyterien, durch die vornehmlich die Synoden nur Kraft und Leben erhalten können. Dennoch haben diese Synoden zur Förderung der evang. Kirche in Baiern nicht wenig beigetragen, und namentlich sind die Beschlüsse der Generalsynode zu Ansbach 1845 nicht ohne Frucht geblieben. Zu guten Resultaten hat auch die seit 1818 eingeführte freie Kirchenverfassung in der bair. Pfalz geführt. Die kirchliche Verfassung findet hier dadurch einen festen Grund in dem Volke, daß jede Pfarrrgemeinde ein freigewähltes Presbyterium hat. An dieses reiht sich die Diöcesan-, die General- und Provinzialsynode, deren Mitglieder jedoch nicht alle frei gewählt werden. Gleich die erste Generalsynode zu Kaiserslautern 1818 brachte die Union zu Stande. In Baden wurde 1821 gleichzeitig mit der Union eine sinnige Presbyterial- und Synodalverfassung eingeführt. Mit voller Anerkennung sowohl der landeshoheitlichen als der bischöflichen Obergewalt des Landesherrn über die Kirche nimmt diese Verfassung für ihre innern Angelegenheiten vollständige Autonomie in Anspruch. Die in Württemberg jährlich zusammenkommenden Synoden bestehen aus dem Präsidenten des Consistoriums und den sechs Generalsuperintendenten oder Prälaten. Die Mitglieder des Consistoriums und der Synoden werden von dem Landesherrn auf Vorschlag des Ministeriums der Kirchen- und Schulwesen ernannt und haben die Befehle des letztern zu befolgen. Außerdem stehen seit 1824 in den einzelnen Gemeinden sogenannte Kirchenconvente, eine Art Presbyterien, an denen aber, außer einigen freigewählten Gemeindegliedern und dem Ortsgeistlichen, auch die Ortsvorsteher von Amte wegen Theil nehmen, die keine rein kirchlichen Behörden sind, die Ortsvorsteher selbst dann daran Theil nehmen sollen, wenn sie katholisch sind. Diese Kirchenconvente sollen eine Kirchen-, Sitten- und Schulpolizei ausüben; ihre Wirksamkeit aber ist völlig dadurch gelähmt, daß es der Kirche ganz an den höhern Organen ihrer Autonomie geht und daß sie selbst der Aufsicht der weltlichen Oberämter untergeordnet sind. In Hesse-narmstadt finden sich nur sehr schwache Spuren einer kirchlichen Repräsentation in den Local-Kirchenvorständen, die in den einzelnen Gemeinden bestehen und nur nach einer beschränkten Zahl zusammengesetzt werden, sodaß sie in den Händen der Regierung und der weltlichen Localbehörden bleiben. Im übrigen ist die Kirche ganz nach dem Principe der Consistorialverfassung organisirt und die kirchliche Gesetzgebung geht wie die politische von den Landtagen aus. Sehr lebendig hat sich das Verlangen nach selbständiger Organisation der protest.

es bildet nebst der Formenlehre den zweiten Haupttheil der Grammatik. Denn sowie das Wesen der Sprache überhaupt darin besteht, daß sie Sätze und Urtheile darstellt, so muß sich auch die Syntax damit beschäftigen, Regeln aufzustellen, nach denen dies geschieht. Obgleich nun aber den zum großen Theil in der Vorstellungsweise der Völker gegründeten Verschiedenheiten in der Anordnung und Verknüpfung der Begriffe die Nothwendigkeit einer besondern Syntax für jede der Erfahrung gegebene Sprache sich ergibt, so lassen sich dennoch gewisse allgemein gültige Grundsätze aufstellen. Diese allgemeine Syntax nimmt ohne Rücksicht auf die Abweichungen einzelner Sprachen als oberstes Gesetz für alle Wortfügung die naturgemäße Ordnung der Worte an, wie sie das innere oder logische Verhältniß der in die Rede aufgenommenen Vorstellungen verlangt, und beschäftigt sich mit den möglichen Arten einfacher und zusammengesetzter Sätze und den Regeln, nach welchen diese zu Perioden verbunden werden. Aber der abweichende Bau der einzelnen vorhandenen Sprachen begründet auch auf der andern Seite für eine jede derselben eine besondere Syntax, die wiederum in zwei Haupttheile, in die Rectionslehre und in die Topik oder Lehre von der Wortfolge zerfällt. Außerdem fügen einige Grammatiker, freilich ohne Unrecht, besonders in der lat. Sprache eine sogenannte *Syntaxis ornata* hinzu, worunter man die Sammlung aller Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks, wie man sie in den Schriften der besten Classiker findet, versteht. Wissenschaftlich wurde die Syntax in ihren Anfängen schon von den alten griech. Grammatikern, namentlich mit Scharfsinn, Tiefe und Genauigkeit von dem alexandrin. Apollonius Dyskolos in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., später von Theod. Gaza, Konstant. Laszkaris, unter den Römern besonders von Priscianus in den letzten Büchern seines grammatischen Werks behandelt. Einen höhern Grad der Vollenendung erhielt sie aber erst in neuerer und neuester Zeit, wo die tiefere philosophische Auffassung das grammatische Gebiet nach allen Richtungen hin durchdrungen hat und das sorgfältigere Studium fremder Sprachen, wie des Sanskrit, manche neue Aufschlüsse durch Vergleichung darbietet.

Synthesiß oder **Synthese** heißt Zusammenstellung, Verbindung, Verknüpfung eines Mannichfaltigen im Gegensatz zur Analyse (s. d.), d. h. der Trennung, Zerlegung und Sonderung. Da alles Denken und Erkennen sich zwischen der Trennung und Verknüpfung der Vorstellungen und Begriffe bewegt, so bedient man sich des Wortes vorzugsweise zur Bezeichnung der verschiedenen Arten und Methoden dieser Gedankenverknüpfung. Eine unabsichtliche und unwillkürliche Synthesiß findet in der Auffassung der sinnlichen Erscheinungen und ungeschieden selbst statt, indem sich die Mannichfaltigkeit der wahrgenommenen Merkmale in den Vorstellungen von den Dingen und ihrem Zusammenhange ebenso verknüpft, wie die Mannichfaltigkeit unserer Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen in der Einheit des Selbstbewußtseins verschmilzt. Ob diese Synthesen mittels einer Activität des auffassenden Subjects oder durch die von dem Subjecte unabhängige Nothwendigkeit erfolgen, welche selbst die Bedingungen der Entstehung des Selbstbewußtseins darbietet, ist eine psychologische Frage, die von verschiedenen Philosophen verschieden beantwortet worden ist. Eine bewusste Synthese kommt aber jedenfalls in dem wissenschaftlichen Denken bei Begriffen, Urtheilen und der Verknüpfung ganzer Gedankensreihen vor. In dieser Beziehung nennt man nun eine **synthetische Erklärung** eine solche, in welcher die Merkmale vor dem Begriffe, in welchem sie verknüpft werden, bekannt sind und die bestimmte Art ihrer Verknüpfung keinem Zweifel unterworfen ist. Der Begriff entsteht nicht in ganz eigentlich durch das zusammenfassende Denken; so die meisten mathematischen Begriffe, während empirisch gegebene Begriffe nur einer analytischen Verdeutlichung, d. h. der Zerlegung einer mehr oder weniger unbestimmten Gesamtvorstellung in ihre Merkmale, zugänglich sind. Ein **synthetisches Urtheil** nennt man ein solches, dessen Prädicat nicht, wie beim analytischen, schon in dem Subjectsbegriffe liegt, z. B. in dem Urtheile: Alle Körper sind ausdehnbar, sondern als eine neue Bestimmung mit ihm verknüpft wird, wie z. B. in dem Urtheile: Jede Veränderung hat eine Ursache. Analytische Urtheile erläutern, synthetische erweitern unsere Gedanken und Erkenntnisse. Ist dabei das Urtheil von der Erfahrung abhängig, so nennt man **synthesis a posteriori**; tritt es unabhängig von der Erfahrung mit dem Anspruch auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit auf, so heißt das eine **synthesis a priori**; und da alle Erweiterungen des Wissens über die Grenzen der Erfahrung hinaus sich in der Form synthetischer Urtheile a priori darstellen muß, so ist die Frage, wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Kant eines der wichtigsten Probleme der Philosophie geworden. — Ebenso unterscheidet man **synthetisch (progressiv)** und **analytisch (regressiv)** gebildete Schlussreihen, je nachdem man von gewissen Prämissen aus fortschreitende Folgerungen entwickelt, oder rückwärts zu den ersten Gründen zu gelangen sucht; daher man auch die **synthetische Methode** diejenige nennt,

ie verhärteten Schanker, die am Bändchen sitzenden, haben vorzugsweise die Neigung, secundäre Lustseuche nach sich zu ziehen. Hingegen wird dieselbe bisweilen durch Vereiterung des Jubo verhütet. Als Heilmittel der Syphilis ist das Quecksilber am berühmtesten geworden; es nützt besonders gegen verhärtete Primärgeschwüre, gegen secundäre Haut-, Schleimhaut- und Drüsenübel. Man wendet es in sehr verschiedenen Präparaten und Methoden an, wobei theils auf die Individualität des Kranken, theils auf das Stadium der Krankheit Rücksicht zu nehmen ist. Jedoch hat sich wegen der heftigen Einwirkung des Quecksilbers auf den Organismus und wegen der Erfahrung, daß, wenn trotz des Quecksilbergebrauchs sich allgemeine Syphilis entwickelt, diese sehr bössartig auftritt, schon längst das Bedürfnis fühlbar gemacht, andere weniger schädliche Mittel dem Quecksilber zu substituiren. Diese glaubt man nach einer unter den Ärzten immer allgemeiner werdenden Meinung in einigen Mittelsalzen, der Sassafrille, dem Guajakholze und einigen andern gefunden zu haben, welche theils allein (*traitement non mercuriel*), theils in Verbindung mit geringern Quantitäten Quecksilber die Syphilis heilen. Unter gewissen Umständen werden das Jodkalium, das Gold und die Hungercur mit Nutzen angewendet. Sowie das Wesen und die Behandlung der Syphilis ist auch die Geschichte derselben dunkel und vielfältigen Zweifeln unterworfen. Die Nothwendigkeit, daß sie sich einmal ohne Ansteckung entstanden sein muß und jedenfalls auch noch heutzutage originär entstehe, leuchtet ebenso sehr ein als die Unwahrscheinlichkeit, daß sie sich seit Jahrhunderten nur durch Ansteckung fortgepflanzt und sogar auf früher von Europäern unbesuchte Orte (z. B. die Südseeinseln) verbreitet haben sollte. Auch beweisen Rosenbaum's Untersuchungen, daß schon im Alterthume alle einzelnen Formen der Syphilis bekannt waren. Andererseits scheint geschichtlich festzustehen, daß die Syphilis bis Ende des 15. Jahrh. in der Form, die sie um diese Zeit annahm, nicht bekannt war, daß sie um diese Zeit mit ungemeiner Heftigkeit auftrat, daß sie sich damals mit reißender Schnelligkeit über ganz Europa verbreitete und durch ihre Bössartigkeit die traurigsten Verheerungen anrichtete. Vgl. Rosenbaum, „Die Lustseuche im Alterthume“ (Halle 1859); Fuchs, „Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland“ (Gött. 1843); Fracastori, „Syphilis“ (Verona 1530; neueste Ausg. von L. Ulant, Lpz. 1850), ein lat. Epos in drei Gesängen, welches für die Geschichte der Syphilis von Wichtigkeit ist. Die wichtigste ärztliche Hülfe gegen dieses Übel ist jedenfalls die auf dem Grunde einer strengen Gesundheitspolizei vorbauende. Durch regelmäßige, wissenschaftlich geleitete Untersuchung (z. B. mittels der Mutterspiegel) und Controle über alle öffentlichen Orte, über einwandernde Matrosen, Handwerker, vom Urlaub kommende Soldaten u. s. w. läßt sich außerordentlich viel zur Verhütung der so gräßlichen, das Glück der Einzelnen nicht nur, sondern ganzer Familien und Generationen zerstörenden Krankheit ausrichten. Daß es möglich ist, durch eine fortgesetzte Einimpfung von Schankergift mittels hundertfältiger Impfstiche, die sogenannte Syphilisation, ein Individuum nicht nur zeitlebens gegen neue Ansteckung zu sichern, sondern auch die bössartigsten secundären und tertiären Übel durch solche Impfungen zu heilen, ist die neueste, aber noch sehr streitige Frage. Die besten Bücher über Syphilis sind: Hunter, „Abhandlungen über die venerischen Krankheiten“ (aus dem Englischen, neueste Ausgabe, Berl. 1848); Ricord's ziemlich zahlreiche Schriften, besonders dessen „Iconographie“ (deutsch von Gottschalk), dessen „Vorlesungen“ (herausgegeben von Lippert, Hamb. 1843); von Türck, Wien 1846; von Gerhard, Berl. 1848), dessen „Briefe über Syphilis“ (herausgegeben von Liman, Berl. 1851; treffend beantwortet von Simon, Hamb. 1851); die Cassis, „Abhandlungen über die venerischen Krankheiten“ (deutsch, Lpz. 1853).

Syra, eine Eparchie des Nomos der Cycladen im Königreich Griechenland, umfaßt in der archaischen Gruppe der Cycladen (s. d.) die Inseln Syra, Mykonos (s. d.), Keos (s. d.), Kythnos, Seriphos (s. d.) und mehrere kleinere Eilande. Die Hauptinsel Syra, bei den Alten Symanna und 2 QM. groß, ist gebirgig, bis 1400 F. hoch, von engen Thälern durchschnitten, dem steinigen Boden und Mangel an genügender Bewässerung unfruchtbar, sodaß sich nur eine geringe Production auf etwa 7—8000 Fäßchen rothen Weins, 15—16000 Kilo Gerste und geringe Quantitäten Feigen, Gemüse und Honig beschränkt und fast der ganze Bedarf der Bevölkerung an Verzehrungsgegenständen aus Hellas und dem Auslande bezogen werden muß. Während des Freiheitskriegs, wo die Insel nur 6000 E. zählte, blieb dieselbe nahezu wüst; daher zogen sich viele Flüchtlinge aus Chios, Candia u. s. w. des Handels wegen dahin. In neuerer Zeit hat sich der Handel so gehoben, daß S. jetzt ein Haupthandelsplatz des östlichen Meeres ist und bereits 42000 E. zählt. Die auf der Ostküste gelegene Hauptstadt Syros oder Hermupolis, auch Neustadt-Syros genannt, im Gegensatz zu der 1/2 St. vom

Melblades Betrieb gewährt wurde. Eine starke Flotte wurde nach S. gesendet, dieses be-
 ert und 414 von Nicias hart bedrängt, als es von den Spartanern unter Gylippus Hilfe
 ielt. Zwar sendeten auch die Athener neue Truppen unter Demosthenes; nachdem aber ihre
 nte vernichtet worden war, mußte sich das Landheer 413 ergeben. Nicias und Demosthenes
 rden hingerichtet und 7000 gefangene Athener in den Latomien durch Roth und Elend auf-
 ieben. Im Innern des Staats siegte die Volkspartei unter Diokles, der die alte Demokratie
 stellte und strenges Recht einzuführen bemüht war, über die des Adels unter Hermokrates
 2. Nach dem Tode des Ersten aber kam es zu neuen Parteistreiten, in denen Hermokrates
 Tod fand. Zugleich drohte Gefahr von Karthago (s. d.), das damals in Sicilien festen Fuß
 aft hatte. Da erhielt S. in Dionysius I., der, unterstützt von Philistus, 406 die Tyrannis
 arb, einen zwar gewaltthätigen, aber einsichtigen und kraftvollen Herrscher, der den Kampf
 den Karthagern, wenn auch mit wechselndem Glück, bestand, gegen die unterital. Griechen
 die etrur. Seeräuber siegreich kriegte und unter dem sich der Handel und die Macht der
 ihm stärker befestigten Stadt ansehnlich hoben. Neue innere Kämpfe, in denen die einzelnen
 dtheile oft wie feindliche Städte gegeneinander standen und die von den Karthagern, mit
 en Hiketas, der Tyrann von Gela, verbündet war, benutzt wurden, füllen die Zeit vom J.
 7—343, in der sein Sohn Dionysius II. zwei mal, zuerst bis 357, wo er von Dion vertrieben
 de, dann vom J. 346 an, die Herrschaft führte. Timoleon, von Korinth gesendet, vertrieb
 wieder, beschränkte die Karthager, nachdem er sie 340 am Krinissus geschlagen, durch einen
 eden auf ihr Gebiet im westlichen Theile der Insel und vereinte die griech. Städte, nachdem
 ihre Tyrannen, unter ihnen den Hiketas, gestürzt, in einen Bund, an dessen Spitze S. stand,
 en Demokratie er wiederherstellte. Sogleich nach seinem Tode 337 zerfiel aber sein Werk,
 S. erhielt, nachdem eine Reihe von Jahren unter Parteikämpfen und Streitigkeiten mit
 ern Städten vergangen war, 317 wieder einen Tyrannen in Agathokles, der sich, gesichert
 ch seine Söldner, die Mamertiner, unter Kriegen mit den Karthagern, die er in Afrika selbst
 rief, und den Krotoniaten und Bruttiern bis 289 behauptete. Als nach seinem Tode
 von neuem der innern Zwietracht verfiel, sodaß drei Parteien sich bekämpften, drangen die
 thager 279 vor die Stadt selbst, die gegen sie den Pyrrhus aus Italien zu Hilfe rief, von
 sie bis Lilybäum zurückgedrängt wurden. In den Unruhen, die nach seinem Abzug 275
 brachen, erhob sich Hiero II., der, nachdem er die Mamertiner von Messina geschlagen hatte,
 zum Könige ausgerufen wurde. Ein treuer Bundesgenosse der Römer, nachdem er ein-
 im ersten Punischen Kriege 263 ihre Partei ergriffen hatte, erhielt er sein Gebiet in dem
 den von 241 ungeschmälert, und S. blühte unter seiner langen trefflichen Regierung bis
 J. 215 neu empor. Sein Enkel, Hieronymus, verband sich sogleich wieder mit den Kartha-
 , die damals mit Rom im zweiten Punischen Kriege begriffen waren, und ihre Partei be-
 auch nach seiner Ermordung 214 unter Hippokrates und Epikydes die Oberhand. So
 de von den Römern in demselben Jahre Marcus Claudius Marcellus gegen S. gesendet,
 durch des Archimedes Maschinen geschützt, seinen Angriffen und dann noch lange der
 kade widerstand, bis es endlich im Aug. 212 von ihm erobert, geplündert und zum Theil
 ört wurde. Von da an sank es bedeutend, obwol es die Römer als freie Stadt anerkannten
 Augustus eine Colonie hinsendete, sodaß schon unter ihnen die Stadt, deren übrige Theile
 elen, sich vorzugsweise auf die Insel Ortygia beschränkte. Auf dieser, in dem Theil Sici-
 , der den Namen Val di Moto führt, liegt auch die heutige Stadt Siragosa, der Hauptort
 der sieben Intendanz von Sicilien, von etwa 18000 E. bevölkert, mit einer Citadelle,
 bischöflichen Kathedrale, der heil. Lucia geweiht (der alte Pallastempel); der kleine Hafen
 ersandet. Von der alten Stadt auf dem Lande haben sich noch Trümmer, namentlich der
 ungsmauern, eines Theaters und Amphitheaters, erhalten; mit den Latomien hängen die
 ge der Katakomben zusammen. Vortrefflich ist der syrakus. Wein. Die Ufer eines kleinen
 hs, sonst Cyane, jetzt la Pisma genannt, der in den Anapus fällt, sind die einzige Stelle in
 opa, wo die ägypt. Papyrusstaude, vom Volke la Parrucca genannt, wächst.

Syrien, ein zur asiat. Türkei gehöriges Land, begreift das gegen 2500 QM. Flächenraum
 altende Hochland, welches sich in einer Breite von 20—30 und in einer Länge von etwa
 M. an der ganzen Ostseite des Mittelländischen Meeres von Norden nach Süden zwischen
 —37° n. Br. hinzieht und im N. von Kleinasien, im D. von der Syrischen Wüste, im S.
 Steinigen Arabien und im W. vom Mittelländischen Meere begrenzt wird. Das ganze
 wird von Norden nach Süden von einem Gebirge durchzogen, das im Norden mit den
 abfällen des Taurus, im Süden aber mit dem Sinaigebirge und der großen westarab. Ge-

er noch das Salz zu erwähnen, welches auch als Ausfuhrartikel dient. Die Zahl der Einwohner S.'s wird auf etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. berechnet. Sie bestehen aus verschiedenen Völkerschaften, die im Laufe der Zeiten, meist in Folge religiöser Absonderung, aus den Ureinwohnern gebildet sind oder eingewandert sind, noch immer aber dem größten Theil nach zur semitischen Völkerfamilie gehören. Die Mehrzahl der Bewohner, 565000, besteht aus Mohammedanern, die eist arab. Ursprungs sind, mit Einschluß der Beduinen, die an den Grenzen des Landes und demselben umherziehen; ferner gehören hierher auch die die Herren des Landes bildenden einigen Türken und einige im Norden des Landes umherziehende Turkomanen- und Kurdenstämme. Fast ebenso zahlreich sind die Christen; zu ihnen gehören die antiochenischen oder orthodoxen griech. Christen, gegen 240000 an der Zahl, welche durch das ganze Land verbreitet sind; die Maroniten (s. d.), gegen 200000; die übrigen röm.-kath. Gemeinden, gegen 60000; Armenier und andere Sekten, gegen 60000 Seelen. Sie sprechen sämtlich Arabisch, was überhaupt als die Landessprache zu betrachten ist, denn die Syrische Sprache (s. d.), welche nur noch in den Nestorianern in Kurdistan gesprochen wird, ist in S. ganz ausgestorben. Außerdem gibt es in S. viele zum Theil aus den europäischen Ländern eingewanderte Juden, namentlich in Palästina, wo sie noch ansehnliche geschlossene, auch ackerbauende Gemeinden bilden; ferner mehrere andere Völkerschaften mit eigenthümlichen, dem Islam näher oder entfernter verwandten Religionen; so die Drusen (s. d.), gegen 100000; die Motaawili's in Cölesyrien, gegen 10000; die Ansarieh, im nördlichen S., gegen 25000 Seelen, die ebenfalls alle das Arabische ihrer Sprache haben. Endlich gibt es in den Städten als Handelsleute angesiedelte Griechen und Franken und in den kath. Klöstern europäische Mönche; auf dem Lande auch herumziehende Kurbad oder Zigeuner. Die sittlichen, intellectuellen, gewerblichen und politischen Zustände dieser Völker bilden einen integrierenden Theil der Zustände des Osmanischen Reichs (s. d.). In politischer Hinsicht bildet S. unter dem Namen Soristan oder Scham eine Provinz des Osmanischen Reichs, die in die Gjalets Haleb oder Aleppo, Damascus, Jerusalem (früher Ca oder St. - Jean d'Acre) und Tripolis oder Tarablus zerfällt und deren bedeutendste Städte Aleppo (s. d.), Damascus (s. d.), Acca (s. d.), Jerusalem (s. d.) und Beirut (s. d.) sind. Die Urbewohner S.'s gehörten sämtlich der semitischen Völkerfamilie an und zerfielen in ihre Stämme, von denen der Stamm der Aramäer (s. Aramäa) oder der eigentlichen Syrer die bedeutendste war. Schon 2000 J. v. Chr., als Abraham unter ihnen herumzog, waren die Syrer ein städtebewohnendes Volk. Allein ihr Land bildete nicht einen Staat, sondern zerfiel in mehrere Städte mit deren Gebiet, die jede ihr Oberhaupt oder ihren König hatten. Damascus, Emesa, Hems oder Emesa, Zoba u. s. w. waren unter ihnen schon im grauesten Alterthum bekannt. Dazu die alte wichtige Handelsstadt Ladmor oder Palmyra (s. d.), Baalbek (s. d.) oder Heliopolis mit seinem berühmten Sonnentempel und das jüngere Antiochia (s. d.). Zu größter Wichtigkeit als die eigentlichen Syrer gelangten die Phönizier (s. Phönizien) und Juden (s. d.), welche bis zur Zeit Alexander's d. Gr. und der Römer eine von der Geschichte des syrischen S. gesonderte besaßen. Die eigentlichen Syrer wurden häufig von fremden Völkern unterdrückt, insbesondere wurden sie von David unterworfen und ihr Land zu einer Provinz seines Reichs gemacht. Allein nach Salomo rissen sie sich wieder los, indem ein syrischer Sklave Reson sich der Stadt Damascus bemächtigte. Nun entstand ein eigenes Reich Damascus, das zugleich den größten Theil von S. umfaßte, indem die Könige der übrigen Städte denen von Damascus tributär wurden, welche sich besonders auf Kosten der getrennten Städte Juda und Israel vergrößerten. Zuletzt wurde das Land nach mannichfaltigen Schicksalen von Tiglatpilesar zur assyrischen Provinz gemacht und erfuhr damit den Wechsel aller Herrschaften, die sich in der Herrschaft über Vorderasien ablösten. So wurde es nachher eine Provinz von Babylonien, Medien, Persien, Macedonien, bis die Seleuciden (s. d.) ein eigenes Reich in S. stifteten. Nach dem Sturz desselben kam S. unter die Herrschaft Roms, aus dessen Händen es wieder in die der Perser unter den Sassaniden (s. d.) kam, bis es bei der Ausbreitung des Mohammedanismus über ganz Westasien wieder die Araber abnahm. Die christlichen Herrschaften, welche die Kreuzfahrer eine Zeit lang im Mittelalter in S. gründeten, bildeten nur ein kurzes Zwischenspiel in der mohammedan. Herrschaft, die seitdem über S. nicht aufgehört hat. Denn bald kam das Land unter die Sultane von Aegypten und die Mamluken (s. d.), unter deren Herrschaft es furchtbar von den Mongolen geplündert wurde. Im 16. Jahrh. eroberten es die osman. Türken, seit welcher Zeit es fortwährend einen integrierenden unmittelbaren Theil des Osmanischen Reichs (s. d.) ausgemacht hat.

hebräus (s. d.), gest. 1286, jakobitischer Weihbischof zu Maraga. Das älteste noch vorhandene Denkmal der christlich-syr. Literatur und zugleich das Muster ihrer Sprache ist die Übersetzung des Alten und Neuen Testaments, die sogenannte Peshito (öfter herausgegeben, z. B. von Lee, 2 Bde., Lond. 1823). Außer dieser besitzt man noch mehrere andere Übersetzungen, die aber bis jetzt nur theilweise bekannt geworden sind. Der berühmteste Lehrer und Theolog in der rechtgläubigen Kirche ist Ephraem Syrus (s. d.), im 4. Jahrh. n. Chr. Für die Kirchengeschichte sind wichtig die von Assemani herausgegebenen „Acta martyrum orientalium et occidentaliū“ (2 Bde., Rom 1748). Die zahlreichen Übersetzungen griech. Schriftsteller, Kirchenväter, Philosophen und Ärzte, welche besonders die Nestorianer lieferten, hat Benrich verzeichnet in der Abhandlung „De auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis etc.“ (Lpz. 1842). Unter den historischen Werken ist namentlich die Chronik des Barhebräus zu erwähnen (herausgegeben von Bruns und Kirsch, 2 Bde., Lpz. 1789). Die Poesie der Syrer ist fast nur kirchlich und liturgisch, ohne Schwung der Gedanken, in steifer, unschöner Form. Der älteste Hymnendichter ist der Gnostiker Bardesanes (s. d.); neben ihm verdient Ephraem Syrus erwähnt zu werden, dessen Hymnen und poetische Reden in der Gesamtausgabe seiner Werke (6 Bde., Rom 1732—46) und in einer Auswahl von Hahn und Sieffert (Lpz. 1825) edirt wurden. Die reichsten Sammlungen von Handschriften finden sich in Rom (vgl. Assemani, „Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana“, 3 Bde., Rom 1719—28), in Paris und im Britischen Museum zu London (vgl. Rosen's „Catalogus codicum manuscriptorum Syriacorum“, herausgegeben von Forshall, Lond. 1838), welches namentlich in neuerer Zeit durch Lattam einen reichen Zuwachs aus den ägyptischen Klöstern gewonnen hat, um Theil sehr alte Handschriften, aus denen Cureton die Übersetzung der Briefe des Ignatius, Festbriefe des Athanasius, einen Theil der Chronik des Johannes von Ephesus u. A. herausgab und die noch viel Ausbeute versprechen.

Syrjänen, eine früher sehr verbreitete finnische Völkerschaft im europ. und asiat. Rußland, welche gegenwärtig besonders in dem weliki-ussugischen Kreise des Gouvernements Wologda und in einzelnen Bezirken der Gouvernements Perm und Tobolsk angetroffen wird. Sie kennen sich, wie die Permier oder Permsäken, mit denen sie überhaupt hinsichtlich der Sprache viel Ähnlichkeit haben, Komi oder Komi-Murt und haben auch die Permier von allen Seiten als Nachbarn. Im 14. Jahrh. nahmen sie, äußerlich wenigstens, das Christenthum und zwar in griech.-russ. Glauben an. Sie haben sich in Sitte und Lebensart seit langer Zeit schon den Russen so genähert, daß sie kaum als ein besonderes Volk zu betrachten sein würden, wenn nicht ihre Sprache sie von jenen unterscheidet. Grammatiken des Syrjänischen lieferten von der Gabelentz, Castrén und Wiedenmann.

Syrmieu, benannt von der alten, jetzt in Ruinen liegenden Stadt Sirmium, hieß einst ein altes Herzogthum in Slawonien (s. d.), das lange unter türk. Botmäßigkeit stand, 1688 der Türken entrissen wurde und nun an das Haus Oescałchi und später durch den Kaiser, der es gekauft hatte, an das Haus Albani kam. Es umfaßte den östlichen Theil der von der Draua und Donau umflossenen Syrmischen Halbinsel oder das spätere syrm. Comitatus und den Bezirk des peterwardeiner Grenzregiments mit der Hauptstadt Semlin (s. d.). Es gehört zu den gesegnetsten und schönsten Theilen der östl. Monarchie. Die Bergkette Gruscha-Bora durchläuft dasselbe von W. gegen O. und sendet rechts und links Seitenzweige aus, welche die herrlichsten Gegenden bilden; sie wird fast ganz von den zahlreichen Klöstern der griech. Mönche, beherrscht und producirt eine große Menge des herrlichsten Weins, nämlich an 2 Mill. Maß. Kaiser Probus hat die Rebe hierher verpflanzt. Nirgends in der Welt wachsen die Pflaumen in solcher Quantität wie in S., daher denn hier der Hauptsitz für Zubereitung des Slibowiza (s. d.) ist. Das spätere Comitatus Syrmien in dem Königreiche Slawonien umfaßte nur den nördlichen Theil des alten Herzogthums und zählte auf 43 QM. 800 Q., größtentheils slaw. und zwar serb. Abkunft und fast zu $\frac{2}{3}$ Anhänger der russ.-orth. Kirche. Der Hauptort war Bukowár an der Buka. Im J. 1849 wurde dies Comitatus aufgelöst. Die Bezirke von Ruma und Illoz fielen an die neu gebildete serb. Wojewodschaft, der westlichere bei Slawonien gebliebene Gebietstheil wurde dem Comitatus Esseg zugesetzt, in welchem er dem Bezirk Bukowár entspricht.

Syrten, zwei Busen des Mittelländischen Meeres an der Küste von Nordafrika, sind unter dem Namen der Kleinen und der Großen Syrte bekannt. Jene, auch der Golf von Kabes genannt, liegt im Süden der Bai von Tunis zwischen den Landschaften Tunis und Tripolis;

Princip haben dürfe und daß mit der Einheit des Principes die ganze Form der Systematik weg falle; sowie ein Gebäude nicht darum unhaltbar wird, weil es auf mehreren Stützpunkten ruht, so hört ein System nicht auf, systematisch zu sein, wenn es mehrere Principien hat. Vielmehr besteht das Wesentliche der Systematik in dem ununterbrochenen Zusammenhange, in den innern Beziehungen der Theile eines wissenschaftlichen Ganzen und in einer solchen Art des Fortschritts von einer Erkenntniß zur andern, daß sie durch ein vollständiges Bewußtsein der Gründe, die von einem Satze zum andern treiben, nothwendig wird. Die Systematik wird sich deshalb auch je nach der verschiedenen Natur und Erkenntnißquelle der einzelnen Wissenschaften sehr verschieden gestalten können, ja innerhalb jeder einzelnen Wissenschaft werden im Laufe ihrer Entwicklung große Verschiedenheiten des systematischen Baues eintreten müssen, je nachdem man bald diese, bald jene Ausgangspunkte für die Ableitung und Begründung des zu ihr gehörigen Mannichfaltigen benutzen zu müssen glaubt, und demgemäß nicht nur die Form, sondern auch der Inhalt der Wissenschaft verschieden ausfällt; daher in der Philosophie, der Astronomie, der Chemie, Physik u. s. w. sehr verschiedene Systeme sich zeitweilig geltend zu machen gesucht haben. Die von gewissen Principien aus vollständig durchgeführte Darstellung einer Wissenschaft nennt man ein Lehrgebäude; eine systematische Erkenntniß die durch Grundsätze begründete klare und vollständige Erkenntniß eines Gegenstandes; einen systematischen Beweis einen auf die Grundsätze zurückgehenden, mit ihnen in einem nachweisbaren Zusammenhange stehenden. Die allgemeinen Formen des systematischen Verfahrens darzulegen ist Sache der Logik, ihre Anwendung und nähere Bestimmung für besondere Gebiete der Erkenntniß bleibt den einzelnen Wissenschaften überlassen.

Systeme nennt man in der Prosodie die Verkürzung einer an sich langen Silbe durch die Aussprache, welche regelmäßig in der Thesis oder Senkung des Versfußes unmittelbar vor der folgenden Hebung eintritt, wie in dem Hexameter des Virgilius: „Obstupui steteruntque comae, vox faucibus haesit“, wo „steterunt“ statt „steterunt“ gesprochen werden muß. Entgegengesetzt ist die **Diastole** (s. d.).

Synzygien nennt man die Stellungen zweier Planeten in ihrer Zusammenkunft oder im Begenschein (s. Aspecten), wo sie sich mit der Erde fast in gerader Linie befinden. Dies ist bei Sonne und Mond, von welchen man dieses Wort bei weitem am häufigsten zu brauchen pflegt, zur Zeit des Neu- und Vollmondes der Fall. Die Synzygien der Mondbahn fallen in die Mitte zwischen die sogenannten beiden Viertel oder Quadraturen. — In der Metrik gebraucht man Synzygie gleichbedeutend mit Dipodie (s. d.).

Szabolcs, ein Comitat des großwardeiner Districts im Königreich Ungarn, hat mit Einfluß des Haidudendistricts 128 QM. und 295451 E. Das Land ist ohne Gebirge, besteht meistens aus Sandebenen mit Sodaseen und ist daher den Überschwemmungen der Theiß ausgesetzt, die oft Sümpfe zurückläßt und dadurch die Luft verpestet. Es liefert viel Getreide, Taback, Obst, Melonen, Vieh u. s. w. Das Comitat hat seinen Namen von dem alten, jetzt in Ruinen liegenden Schlosse bei dem Dorfe Szabolcs an der Theiß, unweit von Tokay, zerfällt in 10 Stuhlgerichtsbezirke und hat zum Hauptort Debreczin (s. d.); früher war der Hauptort Zagy-Kálló, ein Marktflecken mit 5900 E., einem Comitatshause und Salpetersiederei.

Szalat oder **Bala**, ein Comitat im ödenburger District des Königreichs Ungarn, zählte 1851 auf 70 QM. 229750 meist kath. E. Verzweigungen der steiermärk. Vorpen geben dem Lande einen zum Theil gebirgigen Charakter; zum andern Theile besteht es aus wellenförmigen Ebenen. Der Abdachung gegen Südosten folgen die Mur, welche die die Südgrenze bildende Drau mündet und die Kerka aufnimmt, und die Szala, welche in das Süden des Plattensees (s. d.) ergießt, der zur Hälfte zu diesem Comitat gehört. Der Boden ist gut angebaut und sehr fruchtbar an allen Getreidearten, besonders Weizen, Wein und Taback. Die weit ausgedehnten Wäldungen sind reich an Hoch- und Federwild. Von großer Bedeutung ist die Zucht von Hornvieh, vereedelten Schafen, Pferden und Schweinen, und der Fischfang, besonders im Plattensee, ist außerordentlich ergiebig. Das Klima zeigt sich milde, die Luft gesund. Hauptort des Comitats ist der Marktflecken Bala- oder Szalatgereszegh, an der Szala, mit 3200 E. und einer schönen Kirche.

Szalan (Ladislav von), ungar. Publicist und Staatsmann, geb. 18. April 1813 zu Ofen, sein Vater als Präsidialsecretär des Statthaltereiraths lebte, studirte 1824—26 zu Stuhlisenburg und beendete 1826—31 seine philosophischen und juristischen Studien an der Universität zu Pesth. Die Bekanntschaft mit Kazinczy und Szemere regte ihn schon um diese Zeit literarischer Thätigkeit auf belletristischem und kritischem Gebiete an; das neuerwachte pol-

Széchényi (Stephan, Graf von), bekannt als ungar. Patriot, geb. zu Wien 21. Sept. 1792, stammt aus einem sehr alten ungar. Geschlechte, das von Michael S., dem Vorfahrbruder Niklas Zrinyi's, bis herab auf Georg S., der 1697 von Leopold I. in den Grafsstand erhoben wurde, eine Reihe ausgezeichneten Männer hervorbrachte, die theils in Kriegen gegen die Türken sich glänzenden Waffenerfolge erwarben, theils später durch thätige Stiftungen in ihrem Vaterlande sich ein bleibendes Gedächtniß stifteten. Wie sein Vater, Graf Franz von S. (gest. 20. Dec. 1820), der namentlich durch Stiftung von ihm mit Freigebigkeit ausgestatteten ungar. Nationalmuseums sich ein unvergängliches Denkmal errichtete, so widmete auch Stephan mit großer Aufopferung an Vermögen und Kräften seinem Vaterlande einen seltenen Patriotismus. Schon in früher Jugend im ungar. Insurrectionsheere gegen die Franzosen dienend, machte er seit seinem Eintritt in die Armee die wichtigsten Feldzüge des europ. Völkerkriegs mit und erwarb sich hierdurch die auf spätern Reisen umfassende Kenntniß der europ. Staats- und Nationalverhältnisse. Der Reichstag von 1825 — 27 veranlaßte ihn, aus dem Militärdienste zu scheiden, um sich der Beförderung der geistigen und industriellen Interessen seines Vaterlandes widmen zu können. Hierher gehörte vorzüglich seine Mithülfe zur Errichtung der für Förderung ungar. Nationalität so wichtig gewordenen ungar. Akademie, der er ein Capital von 60000 Gldn. überwies; der 1826 durch seine Bemühungen begründete Verein zur Beförderung ungar. Pferdezücht; seine Verwendungen 1832 zur Errichtung eines ungar. Centralschauhauses und Conservatoriums der Musik; seine gleichzeitigen Bemühungen für die Begründung eines Vereins zur Erbauung einer stabilen Donaubrücke zwischen Pesth und Ofen, zu welchem Behufe er 1833 nach England reiste und über seine Verathungen mit den dortigen tüchtigsten Technikern einen detaillirten Bericht (Pesth 1833) veröffentlichte. Sein um diese Zeit erschienenes Werk „Hitel“ („Über den Credit“, deutsch, Lpz. 1830) und die zu dessen Verteidigung gegen Jos. Desseroff's „Taglalal“ veröffentlichte Schrift „Világ“ („Licht, oder aufleuchtende Bruchstücke und Berichtigung einiger Irrthümer und Vorurtheile“, deutsch, Pesth 1832) gaben den mächtigsten Anstoß zu der politischen und nationalen Reformbewegung, welche von dieser Zeit an mit täglich steigender Intensität in Ungarn kundgab, und erhoben S. zu einem eigentlichen „Vater der Reform“, wie ihn Freund und Feind einmüthig nannten. Eine im Jahre darauf wiederholte Reise nach England unternahm er als bevollmächtigter königl. Comissar für die oberste Leitung der hydraulischen Arbeiten am Eisernen Thore, und bereits 11. v. 1834 passirte das erste Schiff den gereinigten Kanal, womit das wichtigste Hinderniß der erbrochenen Verbindung Deutschlands mit dem Schwarzen Meere gehoben war. Wesentlich war er sowohl hierdurch wie durch seine anderweitigen Bemühungen zur Begründung der Dampfschiffahrt bei. Auch die Theißregulirung, der Fabrikbegründungsverein, die pesther Maspfsmühle und andere praktische Nationalunternehmungen verdankten S. theils ihr Entstehen, theils fanden sie an ihm den eifrigsten Förderer. Auf dem Gebiete der praktischen Reform des materiellen Fortschritts blieb auch bis zur Revolution von 1848, in Folge deren er zum ungar. Minister der Communication und öffentlichen Arbeiten ernannt wurde, seine Führerschaft unbestritten. Hingegen wurde er auf politischem Gebiete desto mehr von seiner eigenen Partei überflügelt, je mehr diese eine demokratische Richtung nahm, während S. die Wiederherstellung Ungarns nur durch die Aristokratie bewerkstelligt wissen wollte. Die Spaltung trat nun offen und unheilbar hervor, als 1840 die Leitung der liberalen Partei an Kossuth überging, gegen welchen nun S. erst im „Kelet népe“ („Das Volk des Ostens“, Pesth 1841), später in „Politikai program-törédékek“ (Politische Programmfragmente“, deutsch, Lpz. 1847) in der ungar. Journalistik und im pesther Comitatsaal mit ebenso viel Beharrlichkeit als Bitterkeit, aber mit geringem Glück ankämpfte. Als Kossuth von Pesth auf den Reichstag 1847 — 48 geschickt wurde, ließ sich S., wiewol er als Magnat Sitz und Stimme an der ersten Tafel hatte, von Wieselburg zum Deputirten in die untere Tafel wählen, um dort Kossuth mittelbar zu bekämpfen, mußte jedoch gegen seinen berechneten Gegner, den die Zeitströmung mächtig unterstützte, den Kürzern ziehen. In der revolutionären Richtung, die im März 1848 Herrschaft gelangte, sah S. den Untergang seines Vaterlandes voraus, und als im Oct. 1848 der Bruch mit Oesterreich und die Revolution offen erklärt wurde, brach die Trauer über das schicksalhafte Geschick Ungarns dem gekränkten und verzweifelnden Patrioten das Herz. S. mußte die Irrenanstalt nach Döbling gebracht werden, wo er seitdem in unheilbarer Geistesverirrung lebte. Von seinen Schriften sind außer den genannten als die vorzüglichsten zu erwähnen: „Über Credit, Pferdezücht und Pferderennen“ (deutsch, Pesth 1830); „Vorschläge zur Verbesserung“

Schulen zu Miskolcz, Kásmark und Pataf und beendete seine Bildung 1832—34 in Preßburg. Nachdem er das Advocatendiplom erlangt, lehrte er 1834 in das borsoder Comitats zurück und wirkte hier als Comitatsnotar, unternahm aber seit 1836 eine Reise durch Europa, dessen Ergebnis „Utazás külföldön“ („Reise im Ausland“, 2 Bde., Pesth 1840) erschien, welche Schrift vielen Beifall fand. Eine andere Frucht dieser Reise war „Terve egy javító-egyháznak a magányrendszer szerint“ („Plan eines Besserungshauses nach dem Zellen-system“, Kaschau 1839), sowie zum Theil auch die von der ungar. Akademie gekrönte Schrift „A halálbüntetésről“ („Von der Todesstrafe“, Pesth 1842), in welcher S. für Abschaffung der Todesstrafe auftrat. Im Interesse der Gefängnisreform bereiste S. 1841—42 Ungarn, Slavonien und Kroatien. Doch konnte er die gesammelten Materialien nicht verarbeiten, indem er 1842 zum Oberstuhlrichter, 1846 zum Vicegespan in Borsod erwählt und von demselben Comitats als Deputirter auf den Reichstag von 1843—44 und den von 1847—48 geschickt wurde. Als Beamter wie als Deputirter gehörte S. zu den thätigsten Mitgliedern der Fortschrittspartei und als Secretär der Reichstage unterzog er sich einer Reihe der wichtigsten Besegentwürfe. Im März 1848 im Ministerium Batthyanyi mit dem Innern betraut, stimmte er nächst Kossuth für die entschiedene Revolution. Nach dem Rücktritt dieses Ministeriums im September übernahm S. mit Kossuth die provisorische Leitung der Landesangelegenheiten und trat dann in den Landesvertheidigungsausschuß ein. Als im Dec. 1848 der östr. General Schlik in Oberungarn einfiel, ging S. als Reichscommissar dahin, wo er fünf Monate hindurch sehr energisch wirkte, auch ein Guerrillascorps bildete. Nach der Unabhängigkeitserklärung (14. April 1849) übernahm er das Präsidium des neuen Cabinets und erklärte dasselbe für ein revolutionär-demokratisch-republikanisches. Mit Kossuth's Schwanken überhaupt unzufrieden, erklärte er sich gegen die Übertragung der Dictatur an Görgei und foderte Bismarck zur Weiterführung des Kampfes auf, was jedoch die Waffenstreckung nicht hinderte. S. entkam nach Konstantinopel und ging von da nach Paris, wo er sich fortan aufhielt. Hier veröffentlichte er die namentlich gegen Kossuth gerichteten Charakteristiken „Ludw. Batthyanyi, A. Görgei und L. Kossuth“ (Hamb. 1851). Als tüchtiger Schriftsteller theilte sich S. auch am ungar. „Athenaeum“, sowie am „Arviz köngö“. Auch war er ein ausgezeichnete Parlamentsredner. — Aus der Familie S., einer der ältesten in Ungarn, haben sich in neuerer Zeit außerdem Paul S., geb. 1785 zu Péczel bei Pesth, und Nikolaus S., geb. 1804 im zempliner Comitats, als Dichter und Schriftsteller bekannt gemacht; Letzterer durch zahlreiche, in Journalen und Sammelwerken zerstreute Gedichte, Ersterer als Mitredacteur der Kőlcsey'schen Zeitschrift „Élet's irodalom“, als Übersetzer Körner's (Pesth 1818), wie durch seine „Episteln“ (Ofen 810), „Sonette“ (Pesth 1811) und „Lieder“ (Pesth 1812). Paul S. lebt zu Pesth, Nikolaus S. auf seinem Gute Kasztócz.

Szigeth oder Sigeth, die Hauptstadt des großen, an Galizien grenzenden Comitats Maros (s. d.) im kaschauer Districte des Königreichs Ungarn, an der Theiß und Tza, in schöner Gegend, Sitz eines Stuhlgerichts und Steueramts, ist die Hauptniederlage des auf der Theiß u. verführenden Steinsalzes aus der Grube von Rhonaszet und zählt 7000 E. verschiedener Nationalitäten und Confessionen, ein Piaristencollegium nebst Gymnasium, ein ref. Gymnasium und eine kath. Hauptschule. — Szigeth, Szigethvár oder Grenz-Sigeth, ein Marktlecken des Comitats Somogy oder Sümegh im ödenburger Districte Ungarn, 5 M. südlich von Kaposvár und westlich von Fünfkirchen, auf einer Insel des Almás, an der von Feneß über den Plattensee hierher angelegten neuen Handelsstraße, der Sitz eines Stuhlgerichts und Steueramts, zählt 3700 E. und zerfällt in das Schloß, den eigentlichen Markt und die Vorstadt. Der Ort ist noch mit Mauern und Gräben umgeben, hat mehrere Kirchen, ein Franciscaner Kloster und eine Runkelrübenzuckerfabrik. Berühmt ist die Vertheidigung dieses Places vom 4. Aug. bis 1. Sept. 1566 durch Niklas Zrínyi (s. d.) gegen die Türken unter Soliman dem Prächtigen. Zrínyi weichte sich mit seinen Mitstreitern dem Tode für das Vaterland, während der Sultan im Lager starb. Die Festung wurde von den Türken 8. Sept. erstürmt, 1664 von Zrínyi dem Jüngern vergebens belagert, aber 1689 von dem Markgrafen von Baden dem Halbmonde für immer entzogen.

Szigligeti (Joseph), ein fruchtbarer und beliebter Dramatiker Ungarns, geb. 1814 zu Großwardein im biharer Comitats, machte die ersten Studien im Geburtsorte und ging 1832 nach Pesth, wo er sich zum Ingenieur ausbilden sollte, aber 1834 aus Neigung bei der damaligen osener ungar. Schauspielergesellschaft eintrat. Mit dieser siedelte er nach Pesth über, als dort das ungar. Nationaltheater errichtet wurde, bei dem er seitdem ununterbrochen thätig ge-

wesen. Der Familienname S.'s ist eigentlich Szathmár, den er jedoch aufgab, weil er in Folge seiner theatralischen Laufbahn mit seinem Vater zerfiel. Bei allem Eifer für die Bühne hat S., dem Schule und äußere Mittel fehlen, keine glänzende Stellung erringen können; desto glücklicher war er dagegen als dramatischer Dichter. Seine „Kozsa“ („Rose“) und seine „Vándor színészek“ („Wandernde Schauspieler“) gewannen die von der ungar. Akademie aufgesetzten Preise, „Zách unokai“ („Die Enkel Zách's“) einen von der Theaterdirection aufgesetzten Preis; drei andere seiner Dramen trugen den zweiten Preis der Akademie davon. Unter seinen historischen Dramen, die sich durch spannende Handlung und treue Sitten- und Charakterschilderung auszeichnen, sind hervorzuheben: „Vazul“ („Bazul“), „Korona és Kard“ („Krone und Schwert“), „Al Endre“ („Der falsche Andreas“), „IV. István“ („Stephan IV.“), „III. Béla“ („Bela III.“) und „Máthjás' fia“ („Der Sohn Matthias“). Noch größere Erfolge erzielte S. als Volksschauspieldichter. Seine Dramen dieser Art spiegeln trefflich das magyar. Volksleben mit allen Licht- und Schattenseiten. Selbst auf den deutschen Bühnen wurden mehrere dieser Dramen, wie „Székely katoná“ („Der Deserteur“), „Két pisztoly“ („Zwei Pistolen“), „Zsidó“ („Der Jude“), „Csikós“ („Der Csikos“) u. s. w., mit Beifall aufgeführt. S., seit einigen Jahren auch Enttär und Regisseur der Nationalbühne, hat über 40 Originalstücke geschrieben, die sich sämmtlich auf der Bühne erhalten und fast das ausschließliche Repertoire der Provinzialtheater und wandernden Truppen Ungarns bilden.

Szolnok oder Solnok, Comitat des ungar. Districts Pesth-Ofen, zählte 1851 auf 58 QM 33737 E. und ist vollkommen eben und waldblos und von der Theiß bewässert. Die Bevölkerung nährt sich von Ackerbau und Viehzucht, Obst- und Weincultur, Fischfang, Schifffahrt und Handel. Der Hauptort Szolnok, ein Marktflecken an der Theiß, über welche hier eine große hölzerne Brücke führt, ist der Mittelpunkt der Pesth-Szolnocker Eisenbahn und der Tokay-Szolnocker Dampfschifffahrt, hat 11000 E., ein Gymnasium, starken Fisch- und Schildkrötenfang, Ackerbau, Handel mit Obst, Salz und Holz und ist bekannt durch das Treffen vom 5. März 1849, in welchem der östr. General Karger sich vor den überlegenen Ungarn zurückziehen mußte. Früher schon war dieses Comitat (das äußere szolnocker Comitat) selbständig, wurde dann aber mit dem heveser vereinigt und erst 1849 wieder davon getrennt und neu organisiert. Auch gehörte das Comitat Mittelszolnok, seit 1835 nebst den Comitaten Kraszna und Zaránd sammt dem Districte Kövár von Siebenbürgen abgetrennt, bislang zu Ungarn, ward aber 1849 wieder mit Siebenbürgen vereinigt.

Z.

Z, der neunzehnte Buchstabe des griech. und lat., der zwanzigste im deutschen Alphabet, gehört als Muta zu der Classe der Zungenlaute oder Lingualen. Im Griechischen heißt der Buchstabe Tau, wie auch im Phönizischen und Hebräischen, wo derselbe die letzte Stelle im Alphabet einnimmt. Der Name selbst bedeutet Zeichen und zwar ein kreuzförmiges Zeichen, dergleichen man dem Zugvieh auf Hals und Hüften brannte. Ein zweiter t-Laut, den das Hebräische und die übrigen semitischen Sprachen besitzen, das Tet, welches in ihrem Alphabet die neunte Stelle einnimmt, hat sich im Griechischen zu Z (th, dem aspirirten t) umgesetzt. Das Lateinische hat das aspirirte th ganz verloren und gebraucht es nur in griech. Worten. Ebenso kennt das Hochdeutsche das th, als die Aspirata der Linguale, gar nicht, während es das Gothische (aus goth. th ging durch Lautverschiebung im Hochdeutschen d hervor), Sächsische (noch heutigen Tags das Englische), Scandinavische besitzen. Wenn sich dennoch in unserer neuhochdeutschen Schrift th finden, so sind sie entweder als unrechtmäßige Stellvertreter des t zu erklären, oder begründen sich auf niederdeutsche Einflüsse (wie meist in den althochdeutschen Sprachdenkmälern anzunehmen ist). Im 12. Jahrh. sind die th nicht selten, auch verschwinden sie im 13. Jahrh. noch nicht; im 14. und 15. Jahrh. jedoch werden sie schon augenscheinlich als Andeutung der Dehnung gebraucht. Sehr häufig erscheint das th wieder gegen Mitte des 16. Jahrh., nachdem es im Anfange desselben seltener aufgetreten war. Da dieses th weder durch die Aussprache noch die Geschichte zu rechtfertigen ist, so haben die neuern reformatorischen Versuche in der deutschen Orthographie namentlich auf möglichste Entfernung desselben, wenigstens im Inlaut und Auslaut, gedrungen. Als Abkürzung bedeutet im Lateinischen T. den Vornamen Titus, Ti. den Vornamen Tiberius; bei bibliographischen Angaben so viel als Titel, z. B. o. Z.: ohne Bild.

Taback (*Nicotiana*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Nachtschattengewächse, mit tiefen breiten Blättern, trichterförmigen, fünfklappigen Blüten, die in Rispen am Ende des Stängels stehen und fünf Staubgefäße enthalten. Die Früchte sind zwei- bis vierblättrige Kapseln. Besonders hervorzuheben sind folgende Arten: der gemeine Taback (*N. Tabacum*, *gin. Taback*), 5—6 F. hoch, mit drüsigen Haaren bedeckt, mit 6—18 Zoll langen, 2—6 Zoll breiten lanzettigen Blättern und rosenrothen Blumen; der breitblättrige Taback (*N. latissima*, *argylandtaback*), erstern sehr ähnlich, doch mit dickerm Stengel und viel breitem, eilänglichen Blättern; der Bauern- oder Weichentaback (*N. rustica*), nur 2—4 F. hoch, mit 4—8 Zoll langen Blättern und grünlich-gelblichen Blüten. Sämmtliche drei Arten sind aus Amerika zu uns gekommen, das außerdem noch mehrere andere Arten besitzt. Hinterasien hat seine eigenen Tabacke, chinesischen und indischen, von welchem namentlich der aus Guzurate geschätzt ist. — Den Gebrauch des Tabackrauchens fand Columbus, der Entdecker Amerikas, 1492 bei den Bewohnern der Insel Guanahani vor, welche denselben in cylinderförmigen Rollen, von einem Maisstengel gebildet, rauchten. Sie nannten diese Rollen, jedenfalls das Vorbild der bei den Spaniern und Portugiesen beliebten Papeletos (Papiereigarren), tabacos. Die gleiche Sitte berichtet Casas von den Bewohnern Haitis, sowie der Mönch Romano Pane, der die Pflanze 1496 erst beschrieb, von denen Hispaniolas, bei welchen das Kraut den Namen Cohoba führte. Auch Yucatan und Mexico war das Tabackrauchen vor Ankunft der Europäer bekannt, nicht aber in Südamerika, wo es jedoch jetzt allgemein, selbst bei den Ureinwohnern verbreitet ist. Bei den Indianern Nordamerikas war die Sitte sehr alt, wie die noch häufig aufgefundenen Pfeifen beweisen; sie sind noch jetzt sämmtlich leidenschaftliche Raucher und stolz auf den Besitz schöner Pfeifen. Der Taback galt als heiliges Kraut und das Rauchen war ein religiöser Gebrauch, ein der Sonne und dem großen Geiste gebrachtes Opfer. In Europa wurde die Tabackspflanze, von der Gonzalo Hernandez de Oviedo zuerst Samen aus Amerika nach Spanien gebracht haben soll, fangs nur als Zierpflanze gebaut, bis sie Nicolo Menardes als Arzneipflanze pries. In Frankreich ward sie durch Jean Nicot 1560 von Lissabon aus bekannt, der sie medicinisch anwendete und den Namen Herba Nicotiana veranlaßte. Auch wurde hier das Tabackschnupfen unter König Franz II. frühzeitig üblich. Gleichzeitig entstand auch zu Sevilla in Spanien eine Schnupftabacksfabrik, die den berühmten Spaniol lieferte. Nach Deutschland gelangte das Wunderkraut 1665 aus Frankreich durch Adolf Deco, Stadtphysicus zu Augsburg; bald bediente man sich des Tabacks als Arzneimittel, und seine Heilkräfte wurden in vielen besondern Schriften mit Verehrung gepriesen. Aus Frankreich kam die Pflanze gegen Ende des 16. Jahrh. auch nach Italien. Bald nach 1636 führten span. Geistliche das Schnupfen in Rom ein, gegen welches Urban VIII. 1624 eine Bulle erließ, die 1698 erneuert, aber 1724 wieder aufgehoben wurde. Sodann nahm das Schnupfen ungemein überhand, sodaß Venedig bereits 1657 Fabrikation und Verschleiß des Tabacks in Pacht gab und bis 1662 an 40000 Dukaten gewinnen konnte. Auch sah man zuerst in Spanien um die Mitte des 16. Jahrh. Seelente, die aus der Neuen Welt zurückkehrten und im Lande bald viele Nachahmer fanden. Im J. 1586 gelangte durch die Virginien zurückkehrende Colonisten das Tabackrauchen nach England, wo es vornehmlich durch Walter Raleigh's Beispiel bald Nachahmer fand. Engl. Studenten verpflanzten es nach Preußen, engl. dem Könige Friedrich von Böhmen gesandte Hülfsstruppen 1620 nach Deutschland, wo es sich im Dreißigjährigen Kriege durch die bald damit vertrauten Soldaten ausbreitete. Im J. 1655 kam das Tabackrauchen in der Türkei und noch vor 1650 in Schweden und Rußland auf. Als jedoch das angebliche Heilmittel zum unentbehrlichen Luxus- und Genußmittel wurde, erhoben sich die Kirche und die bereits erstarkte Staatspolizei dagegen. Jakob I. in England belastete den Gebrauch des Tabacks mit schweren Steuern und suchte den Anbau des Krautes in Virginien zu beschränken. Im J. 1624 ward in England das Tabacksmonopol eingeführt, 1643 in eine Tabacksteuer verwandelt und 1652 der Tabacksbau im Mutterlande zu Gunsten der Colonien ganz verboten. In der Türkei wurden den ersten Rauchern die Pfeifen durch die Nasen gestochen, in Rußland den Rauchern noch 1634 die Nasen abgeschnitten. Bern erließ gegen das Rauchen 1660 und 1661 scharfe Mandate und setzte sogar eine erste etwa 100 J. eingegangene chambre du tabac nieder. Theologen und Moralisten des 17. Jahrh. predigten aufs heftigste gegen den „höllischen Rauch“ (Moscherosch 1642); Consum und Anbau nahmen dessenungeachtet reißend schnell zu. Seit 1615 bauten Holland, 1659 Henneberg, 1676 die Mark Brandenburg, 1697 die Pfalz und Hessen den Taback an. Die Staatsgewalt fand es vortheilhaft, den immer mehr steigenden Gebrauch des Tabacks im Interesse des Fiskus durch hohe Steuern, namentlich aber durch Regie und Monopol (Österreich 1670, Frankreich

aus Flandern, letzteres noch aus dem Elsaß. Der beste deutsche Taback kommt vom Mittelrhein (Pfälzer und Hanauer) und aus Franken (Nürnberger). Geringere Sorten liefern Schlessien, Sachsen, Thüringen, die Alt- und Ufermark, Westfalen. Neben dem Bauerntaback werden in Deutschland Maryland und vorzugsweise Virginia cultivirt. — Der medicinische Gebrauch des Tabacks hat fast ganz aufgehört, da kleine Gaben bei dem an Taback gewöhnten Körper keine Wirkung sind, größere aber nicht rätlich erscheinen, indem die dem Taback eigenthümlichen Stoffe: das ätherische Öl Nicotianin (Tabackstampher) und das flüchtigste Alkaloid Nicotin (s. d.), zu den heftigsten narkotisch-scharfen Giften gehören. Höchstens werden Klystiere mit Tabackrauch oder Tabacksaug bei eingeklemmten Brüchen und Wiederbelebungsversuchen Scheintodter angewandt. Außer jenen giftigen Stoffen enthält der Taback Eiweiß, einen kerartigen Körper, Gummi, Harz, endlich zwei organische Säuren, die Äpfel- und die Citronensäure. Das Tabacksräuchen wird, nachdem der Ekel und die mit den ersten Versuchen verbundenen Zufälle: Kopfschmerz, Erbrechen und Durchfall, überwunden, ebenso wie das Schnupfen, theils vielleicht nur aus Gewohnheit oder Nachahmungssucht, theils als Genuß fortgesetzt. Worin dieser Genuß bestehe, ob sich derselbe bloß auf den Nervenreiz, der mit dem Nicotinum verbunden, bestehe, ist ein Geheimniß, welches die Physiologie noch nicht aufgeklärt hat. Beim Tabacksräuchen schreibt man überdies Beförderung der Verdauung, Schutz vor miasmatischer Ansteckung und Stillung nervöser Zahnschmerzen, beim Schnupfen Beförderung wohlthätiger Absonderung aus der Nasenschleimhaut, Erleichterung bei gewissen Augenübeln, bei Kopfschmerzen, Stockschnupfen zu. Andererseits schadet unmäßiges Räuchen sicherlich durch vermehrten Speichelauswurf der Verdauung, bei unvorsichtiger Anwendung den Augen. Es stumpft es den Geschmack ab, wie das Schnupfen den Geruch.

Beim Räuchen des Tabacks wird die durch den Zug im Brennen erhaltene Schicht in eine Destillation versezt, deren Producte der Rauchende nebst den Producten der wirklichen Verbrennung in den Mund einnimmt. Diese Producte, deren Kenntniß jedoch ebenfalls keine Aufklärung über den Genuß des Rauchens gewährt hat, sind angeblich: ein brenzliches Ammoniak, Paraffin, etwas Essigsäure, Buttersäure und die gewöhnlichen Gase: Kohlenoxyd, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff. Das Kreosot (s. d.) fehlt. Der Salpetergehalt, welcher jedem Taback natürlich, erleichtert das Brennen und wird daher oft künstlich hinzugefügt. Das Rauchinstrument, die Tabackspfeife, die jetzt allenthalben durch den Gebrauch der Cigaretten verdrängt wird, haben die Europäer ebenfalls von den Eingeborenen Amerikas kennen gelernt. Die ursprüngliche indian. Pfeife, ein großes, mit Flittern gepußtes Rohr, heißt Calumet. Selbst die thönernen Pfeifen, die sogenannten holländischen, sollen überseeischen Ursprungs sein. Mich. Grenville, der Virginien entdeckte, sah hier solche 1585, die dann in England nachgeahmt wurden. Fabrikmäßig wurden dieselben jedoch zuerst in Holland und zwar in Amsterdam gemacht. Obschon jetzt auch in Deutschland, z. B. im Kölnischen, in Hessen, die thönernen Pfeifen an vielen Orten fabricirt werden, so sind doch die holländischen die besten. Die in Deutschland gebräuchlichen Tabackspfeifen mit Mundstück und Abguß oder Schwammfand Joh. Jak. Franz Vicarius, ein östr. Arzt, 1689. Die sogenannten Wasserpfeifen (Wasserpfeifen), in welchen der Rauch des brennenden Tabacks, ehe er in das Pfeifenrohr kommt, eine Schicht Wasser geht und dort gereinigt und abgekühlt wird, sind von den Persern schon im Orient verbreitet worden. Das Unangenehme, was der Rauch hat, wenn er zu dem Mund kommt, hat die langen Pfeifenrohre erfinden lassen. In der Levante findet man in den Kaffeehäusern auf den Tischen große Gefäße mit glimmendem Taback und vielen Zigaretten an der Seite, in welche die Besuchenden ihre Pfeifenrohre, welche sie selbst mitbringen, stecken und dann rauchen. Der Gebrauch des Meerschaums zu Pfeifenköpfen ist alt und kommt aus der Levante. Später wurden dieselben in Deutschland, namentlich in Lemgo und Meiningen, im Großen gefertigt und oft sehr kunstreich geschnitten. Gegenwärtig sind die besten Pfeifen in Wien. Vgl. Tiedemann, „Geschichte des Tabacks und anderer ähnlicher Mittel“ (Stf. 1854).

Das Tabakscollegium hieß die Abendgesellschaft, die König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zur Erholung und Freude fast täglich Abends um 5 Uhr zu Berlin, Potsdam oder Wuppertal um sich zu versammeln pflegte. Die Theilnehmer bestanden in Ministern, Stabsofficieren, durchreisenden Standespersonen und Gelehrten, auch wol in ehrbaren und erfahrenen Leuten, in Hofnarren oder Denen, die sich als solche brauchen ließen; auch der Schullehrer von Herhausen war beständiges Mitglied. Alle Anwesenden mußten Taback rauchen und Die, die nicht rauchten, die Pfeife wenigstens in den Mund nehmen. Dabei wurde Bier, das in

Baumwolle, Mais, Frijoles oder Schminkebohnen, Manioc, Bananen und andere tropische Pflanzenerzeugnisse. Unter den Hausthieren hat sich das Rindvieh am meisten vermehrt. Der Kunstfleiß geht nicht über die Beschaffung der nöthigsten Dinge des Hausbedarfs und der zur Consumtion oder Ausfuhr erforderlichen ersten Verarbeitung der Rohproducte hinaus. Fabrikthätigkeit und Bergbau fehlen gänzlich, dagegen gibt es an den Lagunen Salzschlammereien. Der überseeische Handel ist von geringer Bedeutung. Nach Veracruz gehen durch die Küstenschiffahrt besonders Farbholz; in das Innere werden Cacao, Kaffee, Piment und eingemachte Früchte verführt. Die Hauptstadt Villa Hermosa de Tabasco oder Villa de San-Juan Bautista liegt am linken Ufer und 14 M. oberhalb der Mündung des Rio de Tabasco, der hier einen guten, von nordamerikanischen Schiffen stark besuchten Hafen und weiter oberhalb den Verkehrsweg nach Chiapas bildet. Die Stadt ist der Sitz der Regierung und zählt 8000 E. Am linken Ufer, unfern der Mündung und der Barre des Tabasco, liegt das Dorf San-Fernando, an der Stelle des ehemaligen indian. Hauptorts des Landes, der 1519 von Cortez erobert, von demselben wegen seines ersten Sieges Victoria oder Nostra Señora de la Victoria, später nach dem bei der Ankunft der Spanier hier herrschenden Fürsten Tabasco genannt, aber schmachlos wegen der ungesunden Lage aufgegeben wurde.

Tabernakel (tabernaculum), d. i. Zelt, heißt in der lat. Bibelübersetzung die Stiftshütte der Israeliten, in luth. Kirchen das kleine altar- und nischenförmige, gewöhnlich reich verzierte Behältniß (Sacramentshäuschen), worin die geweihte Hostie auf dem Hochaltar verwahrt und zur Schau ausgestellt wird, endlich auch eine kleine, mit Säulen und Giebel versehene Nische zur Verwahrung von Heiligenbildern, Reliquien und andern Heilighümern. Die Methodisten nennen ihre Bethäuser Tabernakel, um dadurch an die Stiftshütte zu erinnern.

Tableaux oder Tableaux vivants, s. Lebende Bilder.

Tabor, ein bewaldeter Berg in Palästina, der sich 2 St. südlich von Nazareth 1750 F. hoch Kegelform mitten in einer Ebene erhebt, wo vordem Barak dem Sisera (Richter 4, 6 fg.), im Mai 1799 General Kleber der engl.-türk. Armee eine Schlacht lieferte. Auf dem abgeplatteten Gipfel liegen Ruinen aus der Zeit der Kreuzzüge. Nach der Tradition wäre der Tabor der Berg der Verklärung Christi, was aber irrig ist.

Taboriten nannten sich im Gegensatz zu den Calixtinern (s. d.) die strenggläubigen Hussiten in Böhmen nach ihrer Feste Tabor, d. i. Burg, die 1419 von Žižka angelegt wurde. Von dieser Burg erhielt die Stadt Tabor im budweiser Kreise, früher Hauptort eines gleichnamigen Kreises, den Namen. Sie ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, zählt 4500 E. und hat eine ehrenwerthe Dekanatskirche.

Tabu bezeichnet auf den meisten Inseln Australiens theils die Sagung über die Heiligkeit und Unantastbarkeit gottgeweihter Gegenstände, Personen oder Orte, theils die Heiligkeit und Unverletzlichkeit derselben, theils auch die mit dem Vorzug dieser Heiligkeit ausgerüsteten Vorurtheile. Vor der Ankunft der Europäer waren die Insulaner, namentlich auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln, Sklaven des furchtbaren Tabuaberglaubens, der ihnen eine Menge Entehrungen auferlegte und vielen Tausenden unschuldiger Menschen das Leben kostete. Der König war tabu, heilig und unverlegbar, und ebenso Alles, was er berührte; daher er in kein fremdes Haus ging, weil sonst Niemand es wieder hätte benutzen können. Selbst der Becher, worin er getrunken, wurde sogleich zerstört. Aber auch die Priester sprachen das Tabu über Gegenstände und Orte aus, die dann Niemand berühren oder betreten durfte, ja über gewisse Personen, deren man sich dann enthalten mußte. Seitdem es indeß den europ. und amerik. Missionen gelungen, das Christenthum einzuführen, ist dieser Aberglaube fast ganz verschwunden.

Tabulatur nannte man ehemals die sämtlichen musikalischen Schriftzeichen, mit denen man ein Tonstück schrieb. Aus der ältern Art, eine Melodie zu schreiben, stammen noch einige übliche Namen und Zeichen her, z. B. große Octave, sonst, statt der Noten, geschrieben: D, E u. s. w.; kleine Octave: c, d, e u. s. w.; ein mal gestrichene Octave: ċ, ḋ, ė u. s. w. — Die Meisterfänger (s. d.) bezeichneten mit Tabulatur die aus ihren Gedichten abgeleiteten, schamlos zu Innungsartikeln erhobenen Regeln.

Tachygraphie (griech.), d. i. Schnellschreibekunst, bedeutet so viel als Stenographie (s. d.).

Tacitus (Publius Cornelius), einer der größten röm. Geschichtschreiber, wurde, wie man glaubt, zu Interamna in Umbrien, dem jetzigen Terni, um 54 n. Chr. während der Regierung Nero geboren. Allmählig durchlief er unter Titus und Domitian den gewöhnlichen Weg der höhern Staatsämter, verließ jedoch, als Domitian das Volk despotisch zu bedrücken begann, mit dem Tode seines Schwiegervaters Gnesus Julius Agricola (s. d.) auf einige Zeit Rom und

Tacitus (Marcus Claudius), röm. Kaiser vom 25. Sept. 275 bis April 276, war, als Aurelianus starb, Senator, schon 75 J. alt, aber durch Tüchtigkeit ebenso ausgezeichnet als durch ungeheuern Reichthum, den er, da ihn der Senat nach halbjähriger Zögerung zum Kaiser wählte, den Bedürfnissen des Staats opferte. In Kleinasien, wohin er sich begeben, um den Einfällen der Gothen und Alanen zu steuern, wurde er zu Lyna von den Soldaten, die er befehligte, erschlagen. Dasselbe Loos hatte nach drei Monaten sein Bruder und Nachfolger Florianus, worauf Probus Kaiser wurde. T. leitete sein Geschlecht von dem Geschichtschreiber Tacitus ab, dessen Werke er daher in allen Bibliotheken aufzustellen und jährlich zehn mal von Staats wegen abzuschreiben verordnete.

Tadolini (Adam), ital. Bildhauer, geb. zu Bologna 1789, wurde von seinem Vater für den Handelsstand gebildet und konnte nur im Geheimen sich mit Modelliren beschäftigen. Erst auf Verwendung des Prinzen Ercolani kam er auf die Kunstschule zu Bologna, wo er in kurzer Zeit mehrere Preise gewann, worauf er seinen Lehrer, den Bildhauer Demaria, nach Ferrara begleitete. In Bologna erhielt er, kaum 22 J. alt, die Professur der Kunstanatomie; doch schon acht Monate darauf ging er mit Unterstützung der Regierung nach Rom, um seine Bildung zu vollenden. Hier führte er, bei Gelegenheit einer von Canova eröffneten Preisbewerbung, binnen vier Wochen das Gypsmodell: der sterbende Ajax, aus. Unter Canova's Leitung arbeitete die Gruppe Venus und Mars, eine kolossale Statue der Religion, das Modell zu der Reiterstatue Karls III. in Neapel, den großen Sarkophag für die letzten Stuarts und die Statuen Washington's und Pius VI. Dann eröffnete er ein eigenes Atelier. Unter den von ihm seitdem ausgeführten Werken sind besonders zu erwähnen: die Gruppe Venus und Amor, für den Prinzen Ercolani; ein Ganymed, der den Adler trinkt, für den Fürsten Esterhazy; das Grabmal des Cardinals Lante, für die Stadt Bologna, und eine große Anzahl Büsten, die seltene Wahrheit und Vollendung zeigen. Eins seiner Hauptwerke ist die 1841 ausgeführte Statue des hl. Franz von Sales in der Peterskirche zu Rom. Seine Arbeiten aus späterer Zeit fanden, in Italien abgesehen, im Allgemeinen nicht die frühere Theilnahme. — Von seiner Gattin, die ebenfalls Künstlerin, schätzt man namentlich die Cameen.

Tael, Tale oder Tail (engl.), eine Rechnungsmünze und ein Gewicht in China und Hindien. In China ist das Tael als Geld eigentlich die chines. Unze (Liang) feines Silber; man rechnet aber feststehend $72 \text{ Tael} = 100 \text{ span. Piafter}$, so daß $7 \text{ Tael} = 1 \text{ köln. Mark feines Silber}$ und $1 \text{ Tael} = 2 \text{ Thlr. preuß. Courant}$ oder $3\frac{1}{2} \text{ Sldn. süddeutscher Währung}$. Das chines. Tael oder Liang als Gewicht wird decimal eingetheilt und wiegt 580 engl. Troy-oz. oder 37,5832 franz. Grammes; 16 Tael machen ein chines. Kätti oder Gin (Pfund) = 1,048 Kilogramme = 1,296 deutsches Pölpfund = 1,291 preuß. Pf. — 1,0800 wiener Pf. Auch Japan rechnen die Holländer nach dem Tael, worunter sie 10 sogenannte Mas, d. i. japan. Monne, verstehen, und dieses Tael begreift 10 Gewichtsmonne Silber von $892\frac{1}{2}\%$ Tausendtheil (14 Loth 5 Grän) Feingehalt, wonach $14,975 \text{ Tael} = 1 \text{ köln. Mark feines Silber}$ und $1 \text{ Tael} = 28 \text{ Sgr. } \frac{1}{2} \text{ Pf. preuß. Courant}$ oder $1 \text{ Sldn. } 38\frac{1}{2}\%$ Kr. süddeutsche Währung. Auf Java das Tael (ursprünglich das chinesische) als Gewicht gebräuchlich und hier = 38,45 franz. Grammes. Als Gewicht für Gold, Silber und andere kostbare Waaren dient das Tael ferner in verschiedenen andern Gegenden Ostindiens, wo es eine ziemlich abweichende Schwere hat.

Tafelgüter (bona mensalia) hießen sonst die Güter, welche zum Unterhalt des landesherrlichen Hofes, besonders in den ehemaligen geistlichen Staaten, bestimmt waren. Tafellehen werden sie genannt, wenn sie in Lehngütern bestehen.

Tafelrunde hieß in der Sagedichtung des Mittelalters die nach der gewöhnlichsten Annahme aus zwölf Personen bestehende Gesellschaft derjenigen Ritter, welche König Artus (s. d.) die würdigsten unter den vielen an seinem Hofe verkehrenden zu einer geschlossenen Genossenschaft ausgewählt hatte und an einer runden, den Rangunterschied aufhebenden Tafel zu sammeln und zu bewirthen pflegte. Die Sage von der Tafelrunde ist natürlich bedeutend jünger als die Artussage selbst; denn sie konnte erst dann entspringen, als diese ihre spätere, von dem Einflusse des aufblühenden Ritterthums bedingte Entwicklung erhielt, was während des 12. Jahrh. in Nordfrankreich und der Bretagne geschah. Dem entsprechend bildete die höfische Dichtung auch alsbald die einzelnen zur Tafelrunde gezählten Helden mit phantastischer Freigebung zu Idealen des Ritterthums aus, welche als solche sich im Besitze aller ritterlichen Tugenden bewähren mußten durch die abenteuerlichsten und stets im Dienste der Frauen verrichteten Thaten. So entstand in Nordfrankreich eine Reihe von Ritterepen, welche die Aben-

ischen Äquator parallelen Kreise senkrecht auf dem Horizonte stehen und von diesem in zwei Hälften geschnitten werden, sind auch das ganze Jahr hindurch alle Tage den Nächten und un-
 ereinander gleich, während unter den Polen der längste Tag ein volles halbes Jahr dauert.
 Wegen seiner höchst ungleichen Dauer ist der Tag in dem bisherigen Sinne oder der natürliche
 Tag als Maß für unsere Zeitrechnung nicht geeignet. Man versteht aber unter Tag noch ferner
 die Zeit von einer Culmination (s. d.) der Sonne bis zur andern und nennt einen solchen Tag einen
 vahren Sonnentag, auch wol, zum Unterschiede vom natürlichen, einen künstlichen Tag. Allein
 wegen der ungleichförmigen Bewegung der Sonne, die im Winter schneller, im Sommer lang-
 amer ist, müssen auch diese Tage ungleich sein. Daher sind unsere Uhren auf eine angenommene
 gleichförmig gehende Bewegung der Erde gestellt. Der sich zu allen Zeiten völlig gleichbleibende
 Tag, nach welchem daher auch die Astronomen am liebsten rechnen, ist der Sterntag. (S. Stern-
 eit.) Im bürgerlichen Leben pflegt man den Tag gewöhnlich von Mitternacht an zu rechnen
 und zählt ihn durch zwei mal zwölf Stunden hindurch, während die Astronomen den mittlern
 Sonnentag erst von Mittag an zu zählen beginnen und durch volle 24 Stunden fortzählen.
 Sagt man z. B. im bürgerlichen Leben: den 14. April 9 Uhr Vormittags, so sagt der Astronom
 den 13. April 21 Uhr u. s. w. (S. Sonnenzeit.) Der Tag ist übrigens jenes uns von der Na-
 tur gleichsam aufgedrungene unveränderliche Urmaß der Zeit, dessen sich alle Völker und Natio-
 nen bedienen. Während Alles am Himmel, z. B. die Bahnen der Kometen, sowie der Planeten
 und ihrer Begleiter, zahllosen Störungen unterworfen ist, ist die Länge des Tags, die Rota-
 tionszeit der Erde, das einzige unveränderliche Element, das sich, den genauesten Untersuchungen
 der größten Astronomen zufolge, seitdem die Welt steht, auch nicht um eine Secunde geändert
 hat. Die Eintheilung des Tags in 24 Stunden findet man schon im grauen Alterthume bei den
 Juden und Babyloniern, welche letztere den Tag mit Sonnenaufgang anfangen. Die Juden,
 Römer und Griechen theilten den natürlichen Tag in zwölf Stunden, ebenso die Nacht, sodaß
 die Stunden in den verschiedenen Jahreszeiten von ungleicher Länge waren. Die Athenienser
 und später die Juden fingen den Tag mit Sonnenuntergang an und die Italiener thun dies
 noch gegenwärtig. — Im Rechtswesen versteht man unter Tag einen Zeitraum von 24 Stun-
 den, welcher nach röm. Rechte von Mitternacht anfängt und bis zur folgenden Mitternacht
 dauert. Wenn von Erwerbung eines Rechts die Rede ist, so ist in der Regel nur nöthig, den
 Anfang des Tags zu erreichen, welcher dazu bestimmt ist. Wer aber binnen einer gewissen Zeit
 etwas leisten soll, hat dazu noch den ganzen letzten Tag. In einigen Fällen, vornehmlich bei
 Einwendung von Rechtsmitteln, wird jedoch von Stunde zu Stunde gerechnet, sodaß ein um
 10 Uhr Morgens eröffnetes Erkenntniß am zehnten Tage Morgens 10 Uhr rechtskräftig wird.
 — Tag nennt man auch eine im voraus bestimmte Versammlung, z. B. Reichstag und Land-
 tag, Fürstentag u. s. w.

Taganrog, eine wichtige See- und Hafenstadt im südlichen Rußland, im Gouvernement
 Sclaterinoflaw, auf einem Vorgebirge des Asowschen Meeres, $4\frac{1}{2}$ M. von der Mündung des
 Don, der Hauptstapelplatz für Don, Doneß und Wolga, nächst Odessa bisher die blühendste
 Handelsstadt Neurußlands, wurde von Peter d. Gr. 1696 angelegt, im Frieden am Pruth 1711
 war wieder aufgegeben, aber 1768 von Katharina II. neu begründet. Sie liegt in einer Ge-
 gend, die vordem eine Steppe war, die aber durch Cultur in einen Garten umgeschaffen ist. I.
 at wegen der kühlenden Seewinde und wegen seiner südlichen Lage ein sehr gesundes und mil-
 des Klima. Die Stadt zählte 1842 bereits 22472 E., darunter viele Griechen und Armenier,
 ihn Kirchen und viele Fabriken. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Admi-
 alität, das Seehospital, die Quarantäneanstalt, die Wechselbank, das Handelsgymnasium und
 ie von 170 Baarenhäusern umgebene, im edeln Stil erbaute Börse, wogegen die Gebäude
 er Citabelle größtentheils verfallen sind. I. ist der Hauptort eines eigenen Stadtgouverne-
 ments ($79\frac{1}{2}$ QM. mit 80000 E.). Der Oberbefehlshaber steht unmittelbar unter dem Kai-
 er und verwaltet die Militär-, Hafen- und Stadtpolizei, die Bauten, Quarantäne, Zölle u. s. w.
 Die Einwohner nähren sich durch Fischfang, Industrie und Handel. Unter den Fabriken sind
 esonders eine große Wachsstockfabrik, die Saffian- und Leder-, Licht- und Seifen-, Lau-, Mac-
 ronifabriken zu erwähnen, neben welchen noch zahlreiche Ziegeleien, sowie Kalzbrennereien
 stehen. Der Handel ist besonders durch die günstige Lage des Orts, sowie durch drei Messen,
 ie hier jährlich gehalten werden, zu einem bedeutenden Aufschwunge gekommen. Die Haupt-
 egenstände der Ausfuhr sind Weizen und Mehl, Talg, Lauwerk und Caviar, dann Raps- und
 einfaat, Segel- und Sackleinwand, Seife, Butter, Wachs, Honig, Pelzwerk, Wolle und Fische.
 Die Stadt ist im Besiz von 26 Seeschiffen und 684 Küstenfahrern. Der Verkehr würde noch



Figure 1. Percentage correct for each group across the five conditions. Error bars represent standard error.

Control group. The Mild group was significantly slower than the Control group in the first condition ($t(16) = 2.14$, $p < 0.05$), but not in the other conditions.

ſes Namens durch Anſtand und Decenz ſich auszeichnete. Der ungemeine Beifall, den ſie hier erntete, begleitete ſie bei allen ihren Engagements in Deutſchland, Frankreich, Italien, England und Rußland und erwarb ihr einen Ruf, der zu den erſten in dieſem Bereiche der Kunſt gehört. Sie huldigte zugleich der Schönheit, der Sitte und der Natur und verſchmähte die zweideutigen Kunſtſtücke, durch welche häufig ein tobender Beifall errungen wird. Unerreicht war ſie in Dem, was man mit dem techniſchen Ausdruck Elevation benennt. Als Sylphide ſchien ſie mehr von ihren Flügeln getragen als den Boden zu berühren. Im J. 1832 verheirathete ſie ſich mit dem Grafen Gilbert de Voſins. Nachdem ſie 1844 zu Paris, 1847 zu London zum letzten male die Bühne betreten, zog ſie ſich nach Italien zurück, wo ſie mehrere Paläſte in Venedig und eine Villa am Comerſee beſiſt. — Ihr Bruder, Paul T., geb. in Wien 1808, widmete ſich in Paris im Collège Bourbon den claſſiſchen Studien, ſpäter im Conſervatorium unter Coulon der Kunſt. So eine tüchtige Bildung mit ſeltenen natürlichen Vorzügen vereinigend, betrat er mit ſeiner Schweſter Marie zugleich die Bühne in Stuttgart, dann in Wien und Paris mit außerordentlichem Erfolge. Er fand dann zu Berlin ein lebenslängliches Engagement und verheirathete ſich auch hier mit der erſten Tänzerin, Amalie Gaſter, die fortan auf der berliner Bühne wie auf häufigen Kunſtreiſen in Paris, London (wo T. zum königl. Balletmeiſter ernannt ward), Stockholm, Waſchau u. ſ. w., ſelbſt in Amerika die Künſtlertriumphe des Gatten theilte. Aber nicht nur als Tänzer und Balletmeiſter, ſondern auch als Compositeur genialer Ballets hat ſich T. ausgezeichnet. So entſprangen ſeinem Talente die Ballets: Undine, Don Quixote, der Seeräuber, les Patineurs, Thea oder die Blumenfee; für London: Coralie, das Lager der Amazonen, Elektra, Satanella u. ſ. w. Während ſich T. in letzterer Zeit als erſter Tänzer zurückzog, widmete er ſich um ſo mehr ſeiner Kunſt als Balletmeiſter. Seine Gattin, obſchon noch im Beſiße von Kraft und äußern Vorzügen, verließ 1847 die Bühne. — Ihre Tochter Marie T., eine vielverſprechende Schülerin des Vaters, debütierte 1847 zu London mit Glück und trat auch ſeitdem zu Berlin mit vielem Beifall auf. Ausgezeichnete Schüler von Paul T. ſind außerdem der Tänzer Karl Müller in Wien und der Pantomimiſt Ebel.

Tagſagung, früher Tagleiſtung genannt, war die Verſammlung der Geſandten der ſchweiz. Kantone (Stände) zur Aufrechthaltung ihres Schuß- und Truppbündniſſes gegenüber dem Auslande und zur Beforgung ſonſtiger gemeinſchaftlicher Angelegenheiten. Die Tagſagung verſammelte ſich bald da, bald dort; am häufigſten in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau, Frauenfeld. Seit der Reformation wurden öfters beſondere kath. Tagſagungen in Luzern, ſowie reformirte in Aarau gehalten. Zuweilen geſchah es auch, daß der in Solothurn reſidirende kanz. Geſandte auf Koſten ſeines Souveräns die Mitglieder der Tagſagung nach Solothurn berief. Die während der franzöſiſchen Revolution entſtandenen Bundesverfaſſungen, ſodann die Mediationsacte erweiterten die Competenz der eidgenöſſiſchen Centralbehörde, und die Bundesacte vom 7. Aug. 1815 beſtimmte Zürich, Bern und Luzern zu Verſammlungsorten für die Tagſagung. Dieſer Zuſtand dauerte biß zur Beſeitigung der Tagſagung durch die Bundesverfaſſung vom 12. Sept. 1848. (S. Schweiz, Geſchichte.)

Tahiti oder Taiti, ſ. Otaheiti.

Taiſſandier (St.-René), franz. Schriftſteller, vorzüglich bekannt durch ſeine Arbeiten über Deutſchland, geb. 16. Dec. 1817 zu Paris, widmete ſich, auf dem Lycée Charlemagne vorbereitet, zu Paris dem Studium der Rechte, beſchäftigte ſich aber daneben mit Philoſophie und Literatur. Nachdem er 1839 den Grad eines Licentiaten der Rechte erworben, trat er mit der größern Dichtung „Béatrice“ (Par. 1840), benannt nach der Geliebten des Dante, hervor. Nach dem Erſcheinen derſelben ging er nach Deutſchland, ſtudirte hier anderthalb Jahr zu Heidelberg und durchwanderte die Rheinländer, Baiern, Theile Sachſens und Preußens. Gegen Ende 1841 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er alsbald zum ſupplirenden Profeſſor an der Faculté des lettres zu Straßburg ernannt. Er erwarb ſich hierauf April 1843 mit der Schrift „Scot Erigène et la philoſophie ſcholastique“ (Par. 1843) zu Paris die Doctormürde und folgte im November deſſelben Jahres einem Ruſe als Profeſſor der franz. Literatur an die Faculté zu Montpellier. Doch beſchäftigte ihn neben dem Studium der franz. auch das der übrigen abendländ. Literaturen, beſonders aber wandte er dem Gange der Philoſophie und Literatur in Deutſchland, welches er für den Brennpunkt der intellectuellen Cultur erkennt, ſeine Aufmerkſamkeit zu und begann im Oct. 1843 in der „Revue des deux mondes“ eine Reihe von Artikeln über deutſche Literatur, welche deren Bekanntwerden jenseit des Rhein ungemein befördert haben. Daran ſchließen ſich „Histoire de la jeune Allemagne“ (Par. 1848) und „Études sur la révolution en Allemagne“ (2 Bde., Par. 1853); ſchon vorher waren „Études

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	119	120	121	122	123	124	125	126	127	128	129	130	131	132	133	134	135	136	137	138	139	140	141	142	143	144	145	146	147	148	149	150	151	152	153	154	155	156	157	158	159	160	161	162	163	164	165	166	167	168	169	170	171	172	173	174	175	176	177	178	179	180	181	182	183	184	185	186	187	188	189	190	191	192	193	194	195	196	197	198	199	200	201	202	203	204	205	206	207	208	209	210	211	212	213	214	215	216	217	218	219	220	221	222	223	224	225	226	227	228	229	230	231	232	233	234	235	236	237	238	239	240	241	242	243	244	245	246	247	248	249	250	251	252	253	254	255	256	257	258	259	260	261	262	263	264	265	266	267	268	269	270	271	272	273	274	275	276	277	278	279	280	281	282	283	284	285	286	287	288	289	290	291	292	293	294	295	296	297	298	299	300	301	302	303	304	305	306	307	308	309	310	311	312	313	314	315	316	317	318	319	320	321	322	323	324	325	326	327	328	329	330	331	332	333	334	335	336	337	338	339	340	341	342	343	344	345	346	347	348	349	350	351	352	353	354	355	356	357	358	359	360	361	362	363	364	365	366	367	368	369	370	371	372	373	374	375	376	377	378	379	380	381	382	383	384	385	386	387	388	389	390	391	392	393	394	395	396	397	398	399	400	401	402	403	404	405	406	407	408	409	410	411	412	413	414	415	416	417	418	419	420	421	422	423	424	425	426	427	428	429	430	431	432	433	434	435	436	437	438	439	440	441	442	443	444	445	446	447	448	449	450	451	452	453	454	455	456	457	458	459	460	461	462	463	464	465	466	467	468	469	470	471	472	473	474	475	476	477	478	479	480	481	482	483	484	485	486	487	488	489	490	491	492	493	494	495	496	497	498	499	500	501	502	503	504	505	506	507	508	509	510	511	512	513	514	515	516	517	518	519	520	521	522	523	524	525	526	527	528	529	530	531	532	533	534	535	536	537	538	539	540	541	542	543	544	545	546	547	548	549	550	551	552	553	554	555	556	557	558	559	560	561	562	563	564	565	566	567	568	569	570	571	572	573	574	575	576	577	578	579	580	581	582	583	584	585	586	587	588	589	590	591	592	593	594	595	596	597	598	599	600	601	602	603	604	605	606	607	608	609	610	611	612	613	614	615	616	617	618	619	620	621	622	623	624	625	626	627	628	629	630	631	632	633	634	635	636	637	638	639	640	641	642	643	644	645	646	647	648	649	650	651	652	653	654	655	656	657	658	659	660	661	662	663	664	665	666	667	668	669	670	671	672	673	674	675	676	677	678	679	680	681	682	683	684	685	686	687	688	689	690	691	692	693	694	695	696	697	698	699	700	701	702	703	704	705	706	707	708	709	710	711	712	713	714	715	716	717	718	719	720	721	722	723	724	725	726	727	728	729	730	731	732	733	734	735	736	737	738	739	740	741	742	743	744	745	746	747	748	749	750	751	752	753	754	755	756	757	758	759	760	761	762	763	764	765	766	767	768	769	770	771	772	773	774	775	776	777	778	779	780	781	782	783	784	785	786	787	788	789	790	791	792	793	794	795	796	797	798	799	800	801	802	803	804	805	806	807	808	809	810	811	812	813	814	815	816	817	818	819	820	821	822	823	824	825	826	827	828	829	830	831	832	833	834	835	836	837	838	839	840	841	842	843	844	845	846	847	848	849	850	851	852	853	854	855	856	857	858	859	860	861	862	863	864	865	866	867	868	869	870	871	872	873	874	875	876	877	878	879	880	881	882	883	884	885	886	887	888	889	890	891	892	893	894	895	896	897	898	899	900	901	902	903	904	905	906	907	908	909	910	911	912	913	914	915	916	917	918	919	920	921	922	923	924	925	926	927	928	929	930	931	932	933	934	935	936	937	938	939	940	941	942	943	944	945	946	947	948	949	950	951	952	953	954	955	956	957	958	959	960	961	962	963	964	965	966	967	968	969	970	971	972	973	974	975	976	977	978	979	980	981	982	983	984	985	986	987	988	989	990	991	992	993	994	995	996	997	998	999	1000
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	------

eine gerade Taktart, deren Glieder eine gerade Zahl bilden, und eine ungerade, deren Glieder eine ungerade Zahl haben. Einfach ist jene, wenn sie aus zwei, diese, wenn sie aus drei Haupttheilen besteht. Was die Takttheile betrifft, so haben sie einen verschiedenen innern Werth durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Takttheile (thesis und arsis oder Niederschlag und Aufschlag). Ein guter oder schwerer Takttheil ist derjenige, der den Accent hat. Ein solcher verlangt bei der Gesangscomposition eine lange Silbe, der schlechte aber eine kurze. Gute Takttheile sind in den gleichen Taktarten der erste (thesis), dieser hat absolut das größte Gewicht, weil er den Anfang des Takts entscheidet. Werden die halben Takte des Vierteltakts in Viertel verwandelt, so erhält das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern, weil sich hier die Viertel untereinander wie die Takttheile verhalten, welche die Viertel ausmachen. Einen noch schwächern Accent erhalten das dritte und sechste Achtel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Taktarten hat wiederum im Dreizehnteltakt das erste Zweitels das Gewicht, in dem Sechsvierteltakt das erste und vierte Viertel das größte, das zweite und fünfte Viertel ein verhältnißmäßig schwächeres Gewicht und so fort. Für den Erfinder des neuern Takts gilt Franco von Köln. Bei den Griechen wurde der Takt zum Gesang des Chors anfangs durch Holzschuhe, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum, ein lärmendes Instrument, angegeben; jetzt bedient man sich dazu des Taktstocks. Taktstreich nennt man den senkrechten Strich, mittels dessen die Abschnitte, welche der Takt im Rhythmus bildet, bezeichnet werden.

Taktik heißt die Lehre von der Verwendung der Truppen zum wirksamen Erfolge der Waffen, praktisch also: Truppengebrauch. Sie hat mit der Strategie (s. d.) oder Heerführung gemeinschaftlich die Grundbeziehungen aller Kriegsthätigkeit der Truppen: Aufstellung, Bewegung und Gefecht; beide bedingen und ergänzen sich gegenseitig, sind also durch keine scharfe Grenzlinie zu sondern. Nur die Geltung für den Kriegszweck unterscheidet sie. Diesen, die züngliche Niederwerfung des Gegners, verfolgt die Strategie. Die Taktik gibt ihr die Mittel zur Ausführung, indem sie die Truppen nach den gegebenen Punkten bewegt, dort aufstellt und den Schlag selbst durch die Waffen unternimmt. Als Wissenschaft ist die Taktik von den Schriftstellern verschieden eingetheilt und behandelt worden. Jede Truppengattung hat ihre eigene Taktik, welche auf die Eigenthümlichkeit der Waffe, ihre Ausrüstung, Gefechtskraft in der Offensive und Defensiv, ihre Anwendbarkeit im Terrain und daraus entspringende Selbständigkeit basiert ist. Die Taktik der einzelnen Waffen und deren Einübung ist als niedere oder Elementartaktik bezeichnet worden. Die Verbindung der Truppengattungen zu Truppenkörpern ergibt dann für deren Verwendung eine Taktik verbundener Waffen, welche man auch höhere Taktik genannt hat. Insofern sich nun allgemeine Normen für Aufstellung, Bewegung und auch für Gefecht festsetzen lassen, gibt es eine reine oder formelle Taktik, im Gegensatz der angewandten oder intellectuellen Taktik, welche die Anwendung dieser allgemeinen Regeln unter bestimmten Umständen und Verhältnissen im Felde lehrt. Letztere handelt von den Märschen, dem Sicherheits- und Rundschaftsdienste, der Lagerung, von den Quartieren, den Recognoscirungen, Gefechten im besondern Terrain, Schlachten, endlich vom kleinen Kriege. Vgl. v. Brandt, „Grundzüge der Taktik“ (2. Aufl., Berl. 1842); Decker, „Die Taktik der drei Waffen“ (2 Bde., 3. Aufl., Berl. 1853); v. Kylander, „Lehrbuch der Taktik“ (4 Bde., 3. Aufl., Münch. 1844—48); „Die Taktik der Infanterie und Cavalerie“ (2 Bde., 3. Aufl., Adorf 1852); Berneck, „Elemente der Taktik“ (2. Aufl., Berl. 1854).

Taktmesser, Metrometer oder Metronom. Da es für die musikalische Ausführung eines Tonstücks sehr wichtig ist, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es vorgetragen werden soll, und hierzu die Angabe der Zeitbestimmungen durch Andante, Adagio, Allegro, Presto u. s. w. nicht ausreicht, so machte man seit dem Ende des 17. Jahrh. wiederholte Versuche, eine Maschine zu erfinden, mittels deren man genau angeben könne, nach welchem bestimmten Zeitmaße ein Stück ausgeführt werden solle. Solche Instrumente erfanden Loulié, Souveur und Ravillard zu Paris, desgleichen Bürja zu Berlin, Weiske zu Meissen und Stöckel zu Burg. Die zur Zeit vollkommensten Taktmesser lieferten der Mechaniker Leonh. Mälzl in Wien, geb. zu Regensburg 1777, und der musikalische Schriftsteller Gottfr. Weber, der zur Bestimmung der Schnelligkeit, mit welcher der Takt eines Tonstücks genommen werden soll, ein einfaches Pendel, d. h. einen Faden, an dessen Ende eine Bleikugel befestigt ist, wählte. Bekanntlich schwingt ein Pendel desto geschwinder, je kürzer es ist, und um so langsamer, je länger es ist. Man braucht also nur am Anfange eines Tonstücks die Länge des Pendels hinzuschreiben, dessen Schläge den Takttheilen des Tonstücks entsprechen, z. B.: Allegro 8" rhein. $\frac{1}{4}$, d. h.: in

ende Geldsumme. In letzterer Bedeutung hat man aber unter Talent nicht etwa eine geprägte Münze zu verstehen, sondern dasselbe diente nur als Bezeichnung einer bestimmten Geldsumme, die jedoch ebenfalls nicht immer einen gleichen Betrag hatte. Das gewöhnlichste Talent, welches uns von den Alten gemeint ist, wenn keine weitere Bestimmung dabei steht, war das attische. Dasselbe war an Gewicht = 26,2 franz. Kilogrammes = 56 preuß. oder 46 1/4 wiener Pfund, und begriff als Geldsumme etwa 1500 Thlr. preuß. Courant. Das ital. Talent von 100 röm. Pfund oder 60 Minen zu 1 2/3 röm. Pf. war 1 1/4 des vorigen.

Talent bezeichnet eine ausgezeichnete Geistesfähigkeit. In diesem Sinne spricht man theils von technisch-praktischen Talenten, welche sich durch einen sichern und raschen Überblick über die Mittel zu bestimmten äußern Zwecken, wie durch die Gewandtheit ihrer Benützung und die Wichtigkeit in der Ausführung verrathen, theils von Kunsttalenten für ästhetische Productionen, welche sich häufig mit den technisch-praktischen vereinigen, theils endlich von theoretisch-wissenschaftlichen, sei es nun, daß man dabei mehr auf die Gegenstände (mathematisches, philosophisches, kritisches Talent u. s. w.) oder mehr auf die Modalität der geistigen Thätigkeit Rücksicht nimmt. Der innere Grund der Verschiedenartigkeit der einzelnen Talente ist, wie Alles, was unter den allgemeinen Begriff der Anlage fällt, eines der tiefsten Probleme der Psychologie, dessen Lösung um so schwieriger, je mehr sich das Talent bei verschiedenen Individuen oft von der frühesten Kindheit an, oft erst auf spätere Veranlassungen in sehr verschiedener Weise kund gibt. Das Talent äußert sich immer in einer individuell bestimmten Richtung und scheint das Product zusammenwirkender, jedoch für den einzelnen Fall nicht nachzuweisender Verhältnisse zu sein. Durch diese Incommensurabilität und Eigenthümlichkeit der geistigen Thätigkeit des Individuums ist das Talent verwandt mit dem Genie (s. d.). Der Unterschied beider ist aber theilweise nicht leicht zu bestimmen, weil der Sprachgebrauch in Beziehung auf beide Wörter wankend ist. Daß das Genie das Talent überragt, darüber ist man einverstanden; aber es sich von ihm der Art oder nur dem Grade nach unterscheidet, darüber sind die Meinungen theils. Will man das Talent für eine einzelne ausgezeichnete Richtung der geistigen Productivität, das Genie für die Harmonie aller geistigen Kräfte erklären, deren Zusammenwirken die Überlegung und Anstrengung, wie durch Inspiration das Vortrefflichste hervorbringt, so gibt man, daß eine universelle Genialität wenigstens nicht in der Erfahrung gegeben ist, daß der größte Genies in ihren Leistungen auf einen bestimmten, nur relativ weiten Kreis beschränkt seien, und daß die Grenze, wo das durch Studium bereicherte und ausgebildete Talent den Wirkungen des Genies sich nähert, in einzelnen Fällen kaum mit Sicherheit angegeben werden kann. Vgl. Jean Paul, „Vorschule der Ästhetik“, der in eigenthümlicher Weise männliche und weibliche Genies unterscheidet, welche letztere ihm das Mittelglied zwischen dem Talente und dem Genie bezeichnen.

Talfourd (Sir Thom. Noon), engl. Dichter und Parlamentsmitglied, wurde 26. Jan. 1805 zu Reading geboren und in den Grundsätzen der unitarischen Dissenters erzogen, die er später mit denen der engl. Hochkirche vertauschte. Er erhielt eine gute Schulbildung, namentlich in den classischen Sprachen, von deren gründlichem und geistvollem Studium alle seine späteren Zeugnisse ablegen. Als Knabe von 16 J. veröffentlichte er 1811 zuerst seine „Poems on various subjects“. Indessen widmete er sich der juristischen Laufbahn unter der Leitung des berühmten Chitty, dem er bei seinem großen Werke über Criminalrecht Beistand leistete. Gleich schrieb er literarische und kritische Aufsätze im „New monthly magazine“, in der „Edinburgh review“ und in andern Zeitschriften, welche später gesammelt erschienen (Lond. 1833). Im J. 1821 ward er zur Bar berufen, erwarb sich allmählig eine bedeutende Praxis und erhielt 1833 den Titel eines Serjeant at law. Hierauf wurde er 1834 Parlamentsmitglied für Reading und 1839 und 1846 von neuem gewählt. Am bekanntesten hat er sich als Parlamentsmitglied durch die von ihm eingebrachte und wiederholt, obwohl ohne entscheidenden Erfolg vertheidigte Copyright bill gemacht. Bleibendern Ruhm gewann T. indessen durch seine Lustspiele, die das classische Drama zum Muster nahmen und Einheit der Handlung, Klarheit der Form und classische Eleganz zugleich besaßen. Sein erstes Drama „Ion“, das 1836 dem Coventgarden-Theater zur Aufführung kam, fand allgemeinen und unter den damaligen Verhältnissen Erstaunen erregenden Beifall; es ist zugleich sein bestes Werk. Ihm folgte „The Athenian captive“ auf dem Haymarket-Theater, ebenfalls in classischem Stile, und „The Ancoo“, ein Familienstück, das geringern Werth hat und weniger Anklang fand. Alle drei wurden erschienen vereinigt zu London 1844. Ein viertes, „The Castilian“, wurde erst nach dem Tode veröffentlicht. In Prosa schrieb er eine Biographie Mrs. Radcliffe's, einen kri-

Rheingau. Ludwig XIV. ernannte ihn 1693 zum Generallieutenant. Nach dem Frieden zu Rys-
selt schickte ihn der König im März 1698 als außerordentlichen Gesandten nach London, wo er
Wilhelm III. zur Einwilligung in den Theilungsvertrag bezüglich der span. Monarchie bewegen
musste. Beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekriegs 1702 erhielt er den Befehl über ein
Armee Corps am Rhein. Er vertrieb die Holländer aus dem Lager bei Mühlheim, eroberte noch
im October Trier und Trarbach und empfing dafür 14. Jan. 1703 den Marschallsstab. Hier-
auf übernahm er den Befehl über das Corps unter dem Herzoge von Bourgogne, eroberte Alt-
breisach und ging an die Belagerung von Landau. Als die Kaiserlichen unter dem Erbprinzen
von Hessen heranrückten, wendete er sich dem Feinde entgegen und lieferte demselben am Speier-
sack 15. Nov. 1703 ein glückliches Gefecht, nach welchem sich am folgenden Tage auch Lan-
dau ergeben mußte und der ganze Elsaß in den Händen der Franzosen war. L. erstattete an
Ludwig XIV. den prahlerischen Bericht, daß der Feind mehr Fahnen als der König Soldaten
verloren habe. Er erhielt nun das Armee Corps Villars', das mit dem Marfin's in Gemeinschaft
mit dem Kurfürsten von Baiern operirte. Bei Annäherung Marlborough's und des Prinzen
Eugen lagerten sich die vereinigten Baiern und Franzosen bei Hochstädt. Hier kam es 13. Aug.
1704 zu der entscheidenden Schlacht, in welcher die Baiern und Franzosen in Folge der schlech-
ten Anstalten L.'s vollständig geschlagen wurden. Unter den 15000 Gefangenen, die in der
Sieger Hände fielen, befand sich auch L., den man nach London brachte, wo er jedoch frei herum-
gehen durfte. Er soll in dieser Lage dem franz. Hofe sehr viel genützt haben, indem er die Intri-
guen beförderte, welche Marlborough's (s. d.) Sturz herbeiführten. Nach siebenjähriger Ge-
fangenschaft kehrte er 1712 nach Frankreich zurück. Ludwig XIV. erhob ihn zum Pair und Her-
zog und ernannte ihn auch in seinem Testamente zum Mitgliede des Regentschaftsraths. Der
Herzog von Orléans schloß ihn jedoch als einen Anhänger des alten Hofes von der Regierung
aus. Im J. 1723 wählte ihn die Akademie zum Mitgliede, wiewol er auch nicht das geringste
literarische Verdienst aufweisen konnte. Nach der Krönung Ludwig's XV. erhielt er noch den
Titel eines Staatsministers. Er starb 20. März 1728. Nach St.-Simon's Urtheile war L.
ein kräftiger, aber ehrgeiziger und intriganter Charakter, der kein Zutrauen einflößte.

Talleyrand, ein altes franz. Geschlecht, das früher die souveräne Grafschaft Périgord be-
saß und im 12. Jahrh. den Namen Talleyrand annahm. Der alte Stamm ging in langen Strei-
tigkeiten mit der Krone zu Grunde. Die gegenwärtigen drei Linien der Talleyrand sind von
Daniel Marie Anne de T., Fürsten von Chalais, entsprungen, der 1745 bei der Belagerung
von Tournay blieb. Derselbe hinterließ fünf Söhne, von welchen der älteste, Gabriel Marie
de T., durch Ludwig XV. die Würde eines Grafen von Périgord zurückerhielt. Der Sohn und
Erbe Gabriel's war Elie Charles de T., Fürst von Chalais, Herzog von Périgord, der 1814
Pair von Frankreich wurde und 31. Jan. 1829 starb. Er hinterließ einen Sohn, Augustin
Marie Elie Charles de T., geb. 10. Jan. 1788, welcher gegenwärtig als das Haupt dieses
Familienzweigs angesehen wird. Derselbe diente unter Napoleon, stieg nach der Restauration
der Bourbonn's zum Oberst und erbte von seinem Vater die Pairswürde. Aus seiner Ehe mit
Marie Nicolette de Choiseul-Praslin entsprangen die Söhne: Elie Louis Roger, Prinz von Cha-
lais, geb. 1809, und Paul Adalbert René, Graf von Périgord, geb. 1811. — Der zweite Sohn
Daniel's, Charles Daniel de T., gest. 1788, wurde der Stammvater der Fürsten von Talley-
rand. Sein ältester Sohn war Charles Maurice, Fürst von Talleyrand-Périgord (s. d.), der
berühmte Diplomat. Das jetzige Haupt dieses zweiten Familienzweigs ist Alexandre Ed-
mond, Herzog von T., geb. 2. Aug. 1787, der Sohn von Archambaud Joseph aus dessen
Ehe mit Dorothea, Prinzessin von Kurland. Er führte seit 1817 den Titel eines Herzogs
von Dino, welchen ihm sein Oheim, der Diplomat, mit Erlaubniß des Königs von Si-
cilien abtrat. Nach seines Vaters Tode erbte er die Güter und Titel eines Herzogs von
Périgord. Sein ältester Sohn, Louis, geb. 1811, führt den Titel eines Herzogs von
Lençay, sein jüngerer, Alexandre Edmond, geb. 1813, den eines Herzogs von Dino. —
Der dritte Sohn Daniel's, Augustin Louis, Vicomte von T.-Périgord, Generallieutenant,
hat ohne Nachkommen. — Daniel's vierter Sohn war Alexandre Angélique, geb. 16. Oct.
1756 und bekannt als Abbé Périgord. Er erhielt 1777 das Erzbisthum Rheims und zeigte
beim Ausbruch der Revolution als Mitglied der Nationalversammlung jeder Reform feind-
lich. Deshalb wanderte er auch 1791 aus, lebte lange in Deutschland und begab sich 1804 zu
dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII. nach Mitau. Mit Lepterm, der ihn zum Beichtvater
nahm, ging er später nach England. Nach der Restauration wurde er Pair, 1817 Erzbischof
von Paris und Cardinal. Er übte auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse großen Ein-

te nun die Unterhandlungen eigenmächtig fortsetzen. Bei dem Einzug der Verbündeten in er den Kaiser Alexander in seinem Hause in der Straße St. Florentin auf und suchte ihn, indem er das Legitimitätsprincip geltend machte, für die Bourbons zu stimmen. Zu bemächtigte er sich des Senats, bewirkte die übereilte Absetzung Napoleon's, die Proclamation der Bourbons und brachte eine Provisorische Regierung zu Stande, an deren Spitze er trat. Gewiß muß man die Wirksamkeit einer Persönlichkeit bewundern, die ohne alle Mittel Macht und Gewalt in den größten Weltverhältnissen ihre individuellen Pläne durchsetzen konnte; doch bleibt gerade in diesem Falle der Ruhm L.'s als Staatsmann und als Patriot zweifelhaft. Nachdem Ludwig XVIII. den Thron eingenommen, wurde L. zum Fürsten, Pair, zum Oberkammerherrn und zum Minister des Auswärtigen erhoben, in welcher Eigenschaft er sich nun zur Vollendung seines Werks auf den Congreß nach Wien begab. Mit Andacht schlich er sich hier in die Berathungen, theilte und verwirrte die Interessen und erreichte den Congreß, um ihn zu beherrschen. Auf seinen Betrieb traten Spanien, Portugal, Schweden in den dirigirenden Ausschuß, erhielt das Haus Bourbon den Thron von Neapel zurück. Am 5. Jan. 1815 brachte er sogar ein geheimes Bündniß zwischen Frankreich, Oestreich und England gegen Rußland und Preußen zu Stande. Nur die Rückkehr Napoleon's von Elba schlug diese Zerwürfnisse nieder. Napoleon suchte L. nach seiner Rückkehr zu gewinnen und beging, als dies nicht gelang, den Fehler, ihn zu ächten. L. hingegen rächte sich mit nachträglichen Beitritt Frankreichs zum Vertrag von Chaumont (s. d.) und betrieb die Rückkehr des Kaisers durch die verbündeten Mächte. Nach der zweiten Restauration übernahm er erstmals die auswärtigen Angelegenheiten zugleich mit der Präsidentschaft des Ministeriums. Er suchte jetzt die harten Bedingungen, unter welchen der Friede geschlossen werden sollte, zu mildern; allein diesmal ließen sich Rußland und Preußen nicht überlisten. Als er sah, daß Kaiser Alexander zuwider, legte er klug sein Ministerium nieder und erklärte, er könne unter Franzose die Verträge vom 20. Nov. 1815 nicht unterzeichnen. So bewahrte er seinen Ruhm und schonte die öffentliche Meinung und das Nationalgefühl, das er stets zu beachten mußte. Der König von Sicilien schenkte ihm 1816 das Fürstenthum Dino, dessen Titel er auf seinen Neffen übertrug.

Mit dem Beginn der constitutionellen Epoche in Frankreich war die große Laufbahn L.'s endlich geschlossen. Er verachtete das Treiben des Ultraroyalismus, konnte aber auch als positiver Skeptiker den Idealismus der Liberalen nicht begreifen. In den ersten Jahren der Restauration erschien er oft im Schlosse und gab guten Rath, stimmte aber in der Pairskammer selten mit der Opposition und schleuderte seine Bonmots gegen Personen und Zustände. Bei der Thronbesteigung Karl's X. zog er sich, den Sturm vorhersehend, nach Valençay zurück, wo er ein gastliches Haus hielt. In seinem Umgange verrieth L. stets den großen Herrn in der besten Zeit. Jedermann, der in seine Nähe kam, wurde von der Feinheit seiner Sitten und Lebenswürdigkeit seines Betragens bezaubert. Von Natur gemächlich, arbeitete er selbst so viel als möglich, verstand aber die Kunst in hohem Grade, Andere für sich arbeiten zu lassen. Bei leiblicher Unterhaltung bewegte er sich mit Leichtigkeit; doch besaß er nicht das Talent, in wichtigen Angelegenheiten aus dem Stegreif zu sprechen. Vielleicht hing dies mit seinem Grundcharakter zusammen, sich nie für den Augenblick zu erklären. „Der Mensch“, wiederholte er oft, ist nur die Sprache, um Das zu verschweigen, was er denkt.“ Bis ins hohe Alter besaß er eine Anzahl von Freundinnen, deren Einfluß er nicht selten seine größten Erfolge verdankte. Fehler und Schwächen, welche Männer von idealer Richtung oder überwiegender Gemüthsstärke besitzen, waren L. natürlich nicht eigen. Er kannte keinen Haß, keine Rachsucht und kein Neid; er vermaß sich nie, und weder sein Herz noch sein Gesicht verriethen Leidenschaften. Er vermochte er, besonders im Alter, die Sucht nach Gold nicht zu verleugnen. Von den Ereignissen der Julirevolution hielt er sich anfangs gänzlich entfernt. Ludwig Philipp indessen, bevor er die Krone zu Rathe und erhielt die kurze Ausrufung, daß er zugreifen solle. Als sich mit der Revolution in Belgien und Polen die Kriegswolken zusammenzogen, ergriff endlich L. und vereinigte sich, die alte Dynastie und sein Werk fallen lassend, mit Ludwig Philipp zur Aufrechterhaltung des europ. Friedens. Er ging im Sept. 1830 als franz. Botschafter nach London. Durch seine Bemühung traten Oestreich und Preußen den Conferenzen der Mächte bei, welche das Schicksal Griechenlands entschieden hatten. Unter den schwierigsten Umständen brachte er so endlich die Vereinigung der Mächte rücksichtlich Belgiens zu Stande. Grund dieser Resultate arbeitete er dann an Ausführung seiner Lieblingsidee, an einer Verbindung Frankreichs mit England und Oestreich gegen Rußland. Gewissermaßen gelang

ezogenheit, bis ihm 1805 Fouché und Talleyrand die Stelle eines franz. Consuls zu Ali- in Spanien verschafften. In Folge einer Krankheit, durch welche er auf einem Auge er- ete, mußte er aber nach Paris zurückkehren. Er lebte fortan von dem Gehalte, den ihm leon aus Gnade bewilligte. Nach der Restauration verfiel er in große Dürftigkeit und der befahl ihm sogar, das Land zu verlassen, weil er während der Hundert Tage die Zusagacte schrieben; doch wurde die Maßregel nicht ausgeführt. L. starb vergessen 20. Nov. 1820. e Tochter aus der Ehe mit der Fontenay erhielt den Vornamen Thernidor; sie ward die ahlin des Grafen Pelet.

alma (François Joseph), berühmter tragischer Schauspieler der Franzosen, geb. zu Paris Jan. 1763, hatte durch seine Altern eine vortreffliche Erziehung erhalten. Von seinem r, welcher Zahnarzt war, zum Arzt bestimmt, verlebte er seine erste Jugend in England kam erst im 15. J. nach Paris zurück. Hier erweckten in ihm die dramatischen Meisterstücke die berühmten Künstler am Théâtre français den Geschmack für die Bühne. Nach been- n Studien ging er wieder nach London, wo er sich mit einigen jungen Franzosen zur Aus- ung dramatischer Stücke verband. Die außerordentlichen Talente, welche er entwickelte, lasten seine Freunde zu dem Vorschlage, sich ganz der londoner Bühne zu widmen. Fami- rhältnisse aber führten ihn nach Paris, wo er in der neuerrichteten königl. Declamations- : in der Rolle des Orest aus „Iphigenia in Tauris“ auftrat. Das leidenschaftliche Feuer : Haltung erregte so allgemeine Bewunderung, daß er 1787 als Seide in Voltaire's „Ma- t“ auf dem Théâtre français auftreten durfte. Er fand Beifall, und von diesem Augen- an begann er seine künstlerische Bildung mit seltener Beharrlichkeit und Erfolg. L. suchte lmgang der berühmtesten Gelehrten, Maler, Bildhauer und Antiquare, studirte die Ge- te, forschte in den Antiken und brachte auf diesem Wege besonders in den Costümen bedeu- Reformen hervor. Als nach dem Ausbruche der Revolution Chénier's Trauerspiel „Char- k“ auf die Bühne kam, stellte L. diesen König mit so lebendiger Wahrheit dar, daß von in sein Ruf als erster tragischer Schauspieler feststand. Er besaß keine ausgezeichnete Per- chkeit, aber eine regelmäßig gebildete Gestalt, eine volle, wohltonende Stimme und seine antiken Form sich hinneigenden bildsamen Gesichtszüge standen mit seinem klaren Geiste, Empfindung, warmer Phantasie und großer Reizbarkeit in harmonischer Verbindung. eich wirkte der Geist seiner Zeit mächtig auf seine Kunst. In der Revolution sah er gleich- die Geschichte vor seinen Augen entstehen. Ein großes Drama entwickelte sich vor ihm, in em er selbst mithandeln mußte. L. faßte den echt tragischen Charakter der Wirklichkeit auf übertrug ihn mit genialer Lebendigkeit in seine Darstellungen; nie spielte er komische Rol- Während der Revolution theilten sich die Schauspieler des Théâtre français und L. führte Direction der neuen Gesellschaft (de la rue de Richelieu), bis unter dem Directorium beide er vereinigt wurden. Er stand in großem Ansehen bei Napoleon, der als General, als Con- nd als Kaiser ihn mit Auszeichnung behandelte und oft um sich hatte. Auch folgte er ihm 3 nach Erfurt und 1813 nach Dresden. Im J. 1817 ging er nach England, wo er mit em Enthusiasmus aufgenommen wurde, sowie nachher in Brüssel. Er starb in Paris Oct. 1826. Den Beistand der kath. Kirche verweigerte er selbst im Sterben; auch hatte er beiden Kinder protestantisch erziehen lassen. Seine tiefe Einsicht in das Wesen der Schau- kunst zeigte er in den „Réflexions sur Lekain et sur l'art théâtral“ (Par. 1815); auch er Lekain's „Mémoires“ heraus. Vgl. Moreau, „Mémoires historiques et littéraires sur los. T.“ (Par. 1826). Seine Gattin, Karoline Vanhove, als Mademoiselle Vanhove, als Madame Petit-Vanhove und endlich als Madame Talma bekannt, war ebenfalls eine rößten Schauspielerinnen ihrer Zeit, zog sich aber schon seit 1810 von der Bühne zurück.

almud, d. h. Belehrung, (mündlich) überlieferte Lehre, ist der Titel der Hauptquelle des n jüd. Rechts und Judenthums (s. d.). Derselbe besteht aus Mischna und Gemara. Ne- dem geschriebenen Mosaischen Gesetze hatten sich zur Zeit des zweiten Tempels rechtliche und löse Einrichtungen herangebildet, die bald in einem alten Herkommen, bald in der Aus- ig des Buchstabens, bald auch in wirklicher Änderung und Zuthat ihre Quellen hatten. iber Altes und Neues auf den Pentateuch basirt wurde, so hießen Geseßstudium (Midrasch) Erkenntniß der Rechtsregel (Halacha) Mischna, d. h. Wiederholung (des Gesetzes) oder es Gesetz. Die älteste Zusammenstellung von Halachas scheint der Hillel'schen Schule, um 1. Geburt, anzugehören. Ordnungen der Mischna lehrten Akiba (s. d.), gest. 135, und Meir 170. Eine Sammlung und Sichtung der Bestandtheile des mündlichen Gesetzes unternahm e Akademie des Patriarchen Simeon-ben-Gamaliel seit 166, dessen Sohn und Nachfolger,

Tamarinde, ein ansehnlicher, der Familie der hülfsfrüchtigen Gewächse angehörender Baum, der ursprünglich nur in Ostindien heimisch, jetzt in allen warmen Ländern, besonders im nördlichen Afrika, Westindien und Südamerika angepflanzt wird. Die indische Tamarinde (*Tamarindus Indica*) hat gefiederte Blätter und in Trauben stehende weißliche, dreiblättrige, wohlriechende Blumen und trägt fingerdicke, gegen sechs Zoll lange braune Hülsen, welche zwischen den Häuten ihrer Schalen ein angenehm säuerlich-süß schmeckendes schwarzrothliches Mark (*Pulpa Tamarindorum*) enthalten, welches als gelind abführendes Mittel von den Ärzten angewendet und in den Tabackfabriken zu den Saucen gebraucht wird. Es kommt, mit Fasern und Samen vermischt, als eine mus- oder breiartige Masse, in Fässer geschlagen, aus Ostindien und der Levante und aus Westindien nach Europa. Das westindische ist schmieriger und süßer und muß mit Zucker aufbewahrt werden; das ostindische und levantische dagegen ist schwärzer, trockener und saurer und hält sich lange, ohne daß man Zucker zuzumischen braucht. In neuer Zeit hat sich der Handel damit wie die Anwendung desselben sehr vermindert. In vielen Krankheiten thut das Pflaumenmus dieselben Dienste.

Tamaulipas, der nördlichste unter den östlichen Küstenstaaten von Mexico, ehemals unter dem Namen der Colonie Neusantander ein Theil der Intendanz San-Luis Potosi, wird jetzt im N. durch den Rio del Norte (s. Norte) von der Republik Texas getrennt und hat, nachdem 1848 der früher bis zum Flusse Nuéces reichende Gebietstheil (579 1/2 QM.) in Texas abgetreten worden, von den frühern 1487 nur noch 907 1/2 QM. und von den 70000 noch etwa 120000 E. Als langer, schmaler Küstenstrich besteht T. größtentheils aus flachen, sandigen Niederungen, im Innern aus Hügel land, aus welchem sich nur einzelne Berggruppen zu geringer Höhe erheben. Die Küste selbst ist mit Strandseen, Häfen und Buchtungen merkwürdig ausgestattet, wodurch die Schifffahrt begünstigt wird. Das Klima ist im Innern gemäßig, die Luft rein und gesund; am Küstensaume dagegen herrschen große Hitze und tödtliche Fieber. Die Cultur des reichlich bewässerten Bodens ist gering. Selbst nicht Getreide wird in ausreichender Menge gebaut. Überhaupt ist der Staat noch weit entfernt von dem Zustande der Cultur, welchen seine günstige Lage an dem Golfe, der Besitz bedeutender Häfen und Flüsse, sowie eines fruchtbaren Bodens ihm für die Folge zu verbürgen scheinen. Der früher mit Vortheil betriebene Bergbau ist aus Mangel an Geld und Händen zum Erliegen gekommen; der Kunstfleiß liefert nur die nothwendigsten Gegenstände des Hausbedarfs. Das Hauptgewerbe ist die Viehzucht. Der Eigenhandel ist unbedeutend. Pferde, Maulthiere, Ochsen, etwas Honig und Wachs gehen von hier gegen Getreide nach San-Luis Potosi, Zacatecas und Queretaro. Der überseeische Handel der drei Haupthäfen des Landes ist seit etwa 1830 sehr beträchtlich geworden. Europ. und nordamerik. Manufacturen gehen durch diese Häfen in die Binnen- und Nordstaaten der Republik, ja sogar bis Sonora. Die Hauptstadt Victoria der Vitoria, früher Santander und auch jetzt wol noch Neusantander genannt, liegt in der Nähe des Rio Santander, ist 1748 gegründet, gut gebaut und zählt 12000 E. Wichtiger ist die Hafenstadt Tampico de Tamaulipas oder Sta.-Ana, nördlich am Rio Tampico, unfern der gleichnamigen Lagune und nur eine Stunde nordwestlich von dem zu Veracruz gehörigen, jetzt ungesunden und für den Handel höchst unbequem gelegenen ältern Hafenorte Pueblo Viejo de Tampico. Die Stadt ist erst 1824 gegründet, regelmäßig gebaut, zählt über 10000 E., darunter viele engl., franz. und deutsche Kaufleute, und gilt jetzt nach Veracruz als der bedeutendste Hafen von Mexico. Doch wird der Eingang desselben für Schiffe von mehr als 9 F. Tiefgang durch eine Barre an der Flußmündung erschwert und auch die Rheide vor derselben ist nicht sicher gegen Nord- und Nordostwinde. Ueberdies hat die Stadt Mangel an Trinkwasser. Sie treibt Fischerei und Salzschlammerei. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind edle Metalle, Farbehölzer, Salzfleisch und Häute. Kleiner und minder bedeutend ist der ebenfalls an dem Hafenort Soto di Marina an der Mündung des Santander, mit 3000 E. Dagegen ist Matamoros, mit 10000 E., am südlichen Ufer und 10 Leguas von der Mündung des Rio del Norte, aus einem kleinen Dorfe in den zwei letzten Jahrzehnden zu einem sehr wichtigen Hafenort. Handelsplatz emporgeblüht und durch die Gesundheit des Klimas wie durch den guten Anseh der Umgegend vor den andern Osthäfen Mexicos ausgezeichnet. An der Flußmündung liegt der Außenhafen Refugio; aber eine Barre hindert das Einlaufen in den Fluß.

Tambour heißt derjenige Soldat, welcher die Trommel schlägt oder das Spiel rührt; er wird zu den Spielleuten gerechnet, welche zwischen dem Unteroffizier und dem Gemeinen rangieren.

Die Bataillons- und Regimentstambouren üben die Tambouren der Compagnien ein und

Tamulen, im Indischen **Tamul** oder **Tamil**, ist der Name eines ind. Volkes, das tief im Süden des ind. Continents von der östlichen bis zur westlichen Küste sich erstreckt. Der Zweig, der an der westlichen Küste wohnt, heißt speciell der malabarische, während der an der östlichen Küste Koromandel sesshafte vorzugsweise der tamulische genannt wird. Die Tamulen gehören zu dem dravidischen Stamme der Bewohner Indiens, welche, der großen tatarisch-finnischen Race angehörig, als die eigentlichen Urbewohner Indiens zu betrachten sind, ehe die arischen Stämme aus dem Norden das Land Indien betraten und es allmählig ihrer Sprache, Cultur, Religion und Sitte unterwarfen. Nur in dem Süden Indiens erhielten sich die Ureinwohner in ziemlicher Reinheit, nahmen aber von den nördlichen Ariern deren höhere Bildung an und gründeten eine Menge kleiner selbständiger Reiche, die trotz allen Wechsels politischer Stürme sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Das Volk der Tamulen ist unter allen diesen dravidischen Völkern dasjenige, was die überlieferte nordind. Bildung am eigenthümlichsten sich angeeignet und weiter gebildet hat. Die tamulische Sprache, deren Bau sehr einfach und grammatisch durchsichtig ist, zerfällt in eine höhere, in den Werken der Poesie angewendete (*Sentamil*) und in eine niedere, die die Sprache des Lebens umfaßt (*Kodun-tamil*). Die vorzüglichste und ziemlich alte einheimische Grammatik ist *Nan-nül* (d. h. die gute Regel), gedruckt mit Commentar zu Madras 1830. Die beste Grammatik über die höhere Sprache und zugleich über die Metrik gab *Beschi* (Madras 1813); die gewöhnliche Sprache bearbeiteten ebenfalls *Beschi* (Pondichery 1843) und *Rhenius* (Madras 1836). Das vollständigste Wörterbuch publicirte *Kottler* (2 Bde., Madras 1830). Das tamulische Alphabet ist unter allen indischen das einfachste. Die Literatur der Tamulen, die in ihren ältesten erhaltenen Denkmälern bis ungefähr in das J. 1000 unserer Zeitrechnung hinaufreicht, umfaßt so ziemlich alle Zweige des nordind. Wissens. Am interessantesten darunter sind die gnomischen Dichtungen, unter denen die Sprüche (*Kural*) des *Tiruvalluvar* durch sinnreiche Kürze vor allen hervorrangen (Text mit Commentar, Madras 1830 und öfter; größere Abschnitte übersetzt von *Cammerer*, Nürnberg. 1803, *Ellis*, Madras. 1817, *Drew*, Madras. 1840, *Ariel*, Paris. 1852). Eine sehr vollständige Sammlung der literarischen Denkmäler der Tamulen besitzt die evang.-luth. Missionsanstalt in Leipzig, deren Schätze *Graul* zu bearbeiten angefangen hat („*Bibliotheca Tamulica*“, Bd. 1, Lpz. 1854). Die genaueste Schilderung des Landes und Volkes der Tamulen gibt *Graul* in seiner „*Reise nach Ostindien*“ (Lpz. 1853 fg.). Die Beziehungen des Tamulischen zu den übrigen Gliedern des tatarisch-finn. Sprachstammes wies *M. Müller* nach in „*Classification of the Turanian languages*“ (Lond. 1855).

Tanagra, eine bedeutende Stadt in Böotien, ist bekannt hauptsächlich durch die Schlacht zwischen den Spartanern und Athenern 458 v. Chr., in welcher die Lestern den Sieg davontrugen, worauf die Stadt im folgenden Jahre geschleift wurde.

Tanaros oder **Tanaron**, eine Stadt im westlichen Theile von Sparta, auf der südöstlichen Küste des Messenischen Meerbusens, deren Überreste man bei dem heutigen Kloster *Ryparisso* gefunden hat, erhielt zur Zeit der Römer den Namen *Käne* oder *Känepolis*, d. h. Neustadt, und war im Alterthume berühmt durch eine Art dunkelgrünen Marmor, der in der Nähe gehoben wurde, und durch die Höhle, die man für den Eingang in die Unterwelt hielt. — **Tanarum**, ein im Alterthume durch Sage und Dichtung berühmtes Vorgebirge in Sparta, bildet die mittlere Südspitze des Peloponnes und heißt jetzt *Cap Matapan*. Hier stand ein berühmter Tempel des Neptun über einer Höhle, durch welche man zum Hades gelangen konnte, denn *Hercules* holte hier den *Cerberus* aus der Unterwelt, und *Orpheus* soll hier hinabgestiegen sein.

Tancred, einer der ausgezeichnetsten Helden des ersten Kreuzzugs, war ein Sohn des Markgrafen *Odo* oder *Ottobonus* und einer Tochter *Tancred's* von *Hauteville*, *Emma*, der Schwester des berühmten Normannenherzogs *Rob. Guiscard* (s. d.), und wurde 1078 geboren. Er nahm 1095 das Kreuz und schiffte sich, nachdem er sein Erbtheil dem jüngern Bruder überlassen, mit seinem Vetter und Waffengefährten *Bohemund* von *Tarent* 1096 zunächst nach *Syrien* ein, durchzog *Macedonien* und rettete das Heer mehr als ein mal bei den Nachstellungen der Griechen vom Untergange. Als *Bohemund* dem griech. Kaiser, um dessen Mißtrauen zu beschwichtigen, den Lehnseid geschworen, trennte sich *T.* unwillig von seinem Freunde, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln und *Bohemund's* Zureden zur Nachgiebigkeit nöthigten. In der Ebene von *Chalcedon* stießen seine Scharen zu denen *Gottfried's* von *Bouillon*, und bald lernten sich Beide näher kennen und schlossen einen innigen Freundschaftsbund. Bei der Belage-

zung von Nicäa 1097 zeichnete sich T. durch Tapferkeit aus. Er rettete auch in der Schlacht bei Doryläum, in welcher sein Bruder fiel, das Kreuzheer vom Untergange und führte nach der Eroberung von Nicäa den Vortrab des Heeres durch verödete, unbekannte Länder. T. bekam die Stadt Tarsus durch Vertrag in seine Gewalt, über deren Besitz er sich aber mit Balduin entzweite, eroberte die Stadt Menistra und gerieth, als Balduin auch diese ihm abtropfen wollte, mit demselben in offene Fehde, die indessen sehr bald mit Versöhnung endigte. Darauf zog er vor Antiochia. Seuchen, Mangel an Lebensmitteln und Verfall der Mannszucht verzögerten die Eroberung sieben Monate lang. Auf dem Zuge gegen Jerusalem erstürmte er mit den Söhnen zuerst die Mauern der Stadt. Bei den Schreckensscenen der Eroberung dieser Stadt, 19. Juli 1099, rettete T. Tausende der Feinde mit eigener Lebensgefahr, wurde aber dafür von den Priestern als Feind der Religion angeklagt. Als der Sultan von Aegypten mit einem Heere vordrang, um Jerusalem den Kreuzfahrern wieder zu entreißen, schlug T. dessen Vortrab und eroberte in der Schlacht bei Askalon 12. Aug. das ganze Lager, nahm Tiberias am See Genesareth ein und belagerte Jaffa. Zur Belohnung erhielt er das Fürstenthum Tiberias oder Galiläa. Sein Bemühen, nach Gottfried's Tode die Erwählung seines Vetter's Bohemund zum Könige von Jerusalem, statt des böshaften Balduin, durchzusetzen, hatte die Folge, daß er, während er gegen den Emir von Damascus im Felde lag, als Empörer vor den neuen König gehalten wurde. Doch T. verachtete im Bewußtsein der Anhänglichkeit seiner Vasallen und Unterthanen die Drohungen Balduin's und zog Bohemund, welcher von den Sarazenen gefangen worden war, zu Hülfe, vertheidigte dessen Fürstenthum Antiochien mit Umsicht und Beharrlichkeit gegen die Türken und Griechen und gab ihm nach der Befreiung sein Besitzthum in blühenderm Zustande zurück. Als Bohemund nach Europa ging, um neue Streiter herbeizuführen, wurde T. auch der Schirmvoigt des von allen Seiten bedrohten Antiochien. Er eroberte, wie früher Laodicea, so jetzt Artesia, bewies sich bei der Belagerung von Tripolis 1109 thätig und hielt in Antiochien eine harte Belagerung der Sarazenen aus. Mit Sehnsucht harrte er der Wiederkehr Bohemund's. Aber Bohemund starb zu Salerno und seine Scharen, die schon in Griechenland angelangt waren, zerstreuten sich. Dennoch gelang es T., alle Sarazenen heldenmüthig zurückzuschlagen und den Sultan zur Rückkehr über den Euphrat zu zwingen. Es war dies seine letzte That. Er starb 1112 zu Antiochia. Raoul de Caen hat halb in Prosa, halb in Versen „Les gestes de Tancrede“ geschrieben, besonders aber hat Tasso im „Jerusalem liberata“ seinen Ruhm verherrlicht. Die hier geschilderte Liebe zu Clorinde ist eine Erfindung des Dichters.

Tang, auch fälschlich Seegrass genannt, ist eigentlich der Name einer Familie aus der Gasse der Algen, dient aber zugleich als Gesamtname vieler Algen (s. d.).

Tangente, d. i. Berührende, heißt jede gerade Linie, welche mit einer krummen an einer gewissen Stelle einen Punkt gemein und in demselben mit der krummen Linie einerlei Richtung hat. Hat die krumme Linie wie die Kreislinie die Eigenschaft, daß sie von einer geraden Linie in nicht mehr als zwei Punkten geschnitten werden kann, so ist die Tangente eine solche Gerade, welche auch beliebig verlängert mit der krummen Linie nur einen einzigen Punkt gemein hat und ganz auf einer Seite derselben liegt. Eine Tangente in diesem Sinne hat keine bestimmte Länge; man nennt sie auch eine geometrische Tangente zum Unterschied von der trigonometrischen. Beim Kreis erhält man eine Tangente, wenn man im Endpunkte eines Halbmessers eine Senkrechte errichtet. In trigonometrischem Sinne ist die Tangente eines Kreisbogens oder Centralwinkels derjenige Theil der Berührenden beim Kreise, welcher eingeschlossen ist zwischen dem nach dem Berührungspunkt gezogenen Radius und der durch den andern Endpunkt des Bogens gezogenen Secante (s. d.). Die trigonometrischen Tangenten, deren man sich außer den Sinus, Cosinus u. s. w. zur Auflösung der Dreiecke bedient, sind ihrem relativen Werthe nach, d. h. in Beziehung auf einen Halbmesser von einer gewissen Größe für jeden Winkel oder Kreisbogen berechnet und ihre Werthe oder meist deren Logarithmen (die sogenannten künstlichen Tangenten) in den trigonometrischen Tafeln neben den Sinus und Cosinus derselben Bogen angeführt.

Tangentialkraft. Wenn außer der Centripetalkraft der Sonne (s. Centralbewegung) keine andere Kraft vorhanden wäre, so müßte offenbar jeder Planet seine Bewegung damit endigen, daß er sich in die Sonne stürzte. Weil nun dieses aber der Fall nicht ist und die Planeten in kreisähnlichen Bahnen schon Jahrtausende um die Sonne sich bewegen, so sind wir, um ihre Bewegung um die Sonne zu erklären, gezwungen, noch eine zweite Kraft anzunehmen. In der That sieht man auch, daß der Planet in jedem Punkte seiner Bahn gleichsam eine doppelte Bewegung nach zwei verschiedenen Richtungen hat; die erste, durch welche er sich der Sonne

nähert, und die zweite, durch welche er in der Tangente (s. d.) seiner Bahn fortzugehen und sich von der Sonne zu entfernen sucht. Jene Kraft wird Central- oder Radial-, diese Tangentialkraft genannt. Die Centralkraft kommt von der Sonne, in welcher sie ihren Sitz hat; die Tangentialkraft aber kann nur von einem augenblicklichen Stöße herrühren, welchen der Planet zur Zeit seiner Entstehung erhalten hat. Die Richtung dieses Stößes, wenn sie nur nicht durch die Sonne geht, sowie die Größe desselben ist willkürlich, nur wird zwischen beiden Kräften ein bestimmtes Verhältniß stattfinden müssen, damit der Planet eine bestimmte krumme Linie beschreibe.

Tanger (spr. Tändscher), bei den Eingeborenen Tandja oder Tandscha genannt, eine feste Seestadt in der Provinz Hasbat des Sultanats Marokko, an der Meerenge von Gibraltar, nur drei M. östlich vom Cap Spartel an deren Westeingange und einer Bucht gelegen, ist amphitheatralisch am Abhange eines kahlen Kalkgebirgs erbaut, hat unregelmäßige, steile und sehr enge Straßen, niedrige Häuser mit platten Dächern, unter denen die der fremden Agenten die Hauptzierde des Orts bilden, eine große Moschee, eine kath. Kapelle mit einem Franciscaner-Kloster, die einzige im Reiche, mehrere Synagogen, ein großes verfallenes Schloß oder Kasbah (Citadelle), alte Ringmauern voll Schießscharten und von Thürmen flankirt, mehrere Reihen von Batterien und reizende Gartenanlagen in der Umgegend. Der Hafen ist klein, wenig tief und den Nordostwinden ausgesetzt. Die Rhebe dagegen ist geräumig, die beste Marokkos und die einzige, wo eine Kriegsflotte Anker werfen kann, versandet aber gegen Süden von Jahr zu Jahr mehr. Die Stadt zählt nur gegen 6000 E., worunter etwa 100 Christen, meist Kaufleute und Familienglieder der hier wohnenden europ. Consuln und Agenten für Marokko. Seehandel reißt sie ziemlich lebhaft mit Gibraltar, das von hier die meisten seiner Lebensbedürfnisse bezieht, und mit dem gegenüberliegenden Tarifa. T., jedenfalls uralt, hieß bei den Römern Tinnis, war unter Augustus eine freie Stadt, unter Kaiser Claudius eine röm. Colonie und die Hauptstadt der Provinz Tingitana oder des westlichen Mauretaniens und ein Haupthandelsplatz. Sie wurde dann von den Vandalen, Byzantinern, Arabern, Mauren wechselweise erobert und besessen, bis sie 1471 in die Hände der Portugiesen fiel. Als Brautschatz der portug. Infantin kam T. bei deren Vermählung mit Karl II. 1660 an die Engländer, welche es 1680 wegen die Angriffe der Mauren behaupteten, aber 1684 wegen der kostspieligen Unterhaltung verließen und beim Abzuge die Hauptbefestigungen zerstörten. Von den Mauren wieder in Besitz genommen, ward es von neuem theilweise befestigt. Im J. 1790 beschloß es eine span., Aug. 1844 eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville, worauf auch 10. Nov. darauf der Friede zwischen Frankreich und Marokko zu Stande kam.

Tangermünde, eine Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Elbe und der hier mündenden Tanger, zum Kreise Stendal gehörig, hat Mauern und theilw. hölzerne Thore, ein auf einer Anhöhe am steilen Elbufer stehendes Schloß und zählt 600 E., welche durch Schiffahrt, Fischfang, Landwirthschaft und nicht unbedeutende Gewerbsthätigkeit ihren Unterhalt finden. Das benachbarte Eisenwerk Tangerhütte liefert gutes Eisen. T. ist die älteste Stadt der brandenb. Altmark. Bei der Stadt an der Tongera siegte 983 die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt und der Markgraf Dietrich von Nordhausen über die Wenden. Das Schloß war öfters Residenz der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg. Auf demselben schloß 13. April 1312 Waldemar Frieden mit Friedrich von Meißen, der auf die Lausitz, die Mark Landsberg und das Osterland verzichtete. Ebenda schloß 1362 der Erzbischof Dietrich von Magdeburg den sogenannten Magdeburger Landfrieden für Nordostdeutschland zu Stande und schloß Kaiser Karl IV. 28. April 1374 einen Vergleich, worin er als Kurfürst von Brandenburg auf Mecklenburg verzichtete. Am 1. Juli 1631 überthete Gustav Adolf die Stadt gegen die Kaiserlichen und 20. Oct. 1806 hatten die retirirenden Preußen daselbst Gefechte mit den Franzosen zu bestehen.

Tanhäuser nennt die deutsche Volksage einen Ritter, der auf seinen Fahrten an den Berg Frau Venus (s. Venusberg) gekommen und hinabgestiegen war, um ihre Wunder zu schauen. Nachdem er längere Zeit in Freude und Lust daselbst verweilt, rührte ihn jedoch sein Gewissen. Unter Anrufung der Jungfrau Maria begehrte er Urlaub und pilgerte gen Rom zu Papst Urban, um durch Beichte und Buße Vergebung seiner Sünden und Errettung von der Verdammnis zu suchen. Allein der Papst, der gerade einen Stod in der Hand hielt, bedeutete ihm, daß er dieses Huld so wenig erlangen könne, als jener dürre Stod zu grünen vermöge. Da zog der Tanhäuser verzweifelt wieder fort und kehrte zurück zu Frau Venus in den Berg. Am dritten Tage aber begann der Stod zu grünen, und sofort auch sandte der Papst Boten in alle Lande; doch vergebens, der Tanhäuser war nicht mehr zu finden. So erzählt das einst durch ganz

er im zweiten Bande der „Schott. Lieberdichtung“. Eine Sammlung seiner Werke nebst Biographie erschien 1838 in Glasgow (neue Aufl., 1851).

Tanne (*Abies*) heißt eine Untergattung der Fichte (s. d.), die sich durch einzeln zweizeilig stehende Nadeln und abfallende Zapfenschuppen auszeichnet. Hierher gehören folgende Arten: die **Edeltanne** (**Weiß-** oder **Silbertanne**, *Pinus picea*), mit aufrechten, walzlichen Zapfen von 5–6 Zoll Länge und unterseits weiß gestriemten Nadeln, welche auf den Gebirgen Mitteleuropas und in Nordasien bedeutende Wälder bildet und eine Höhe von 150 F., ein Alter von 500 J. erreicht. Ihr weißes, wenig hartes und sehr weiches, leichtes Holz dient zu allerlei feinem Holzarbeiten, namentlich zur Herstellung von Resonanzböden, Schindeln, Schachteln, Böttcher-, Tischler- und Drechslerwaaren, auch zum Schiffs- und Häuserbau. Man gewinnt von ihr dieselben harzigen und öligen Producte wie von der gemeinen Fichte und Kiefer (s. d.), besonders schönen klaren, sogenannten strassburger Terpentin. Die ihr sehr ähnliche, aber nur halb so hohe **Balsamtanne** (*P. balsamea*) wächst von Virginien bis Canada und gibt den schönsten balsamduftigen Terpentin, den sogenannten canadischen Balsam. Die in denselben Gegenden heimische canadische **Tanne** (*P. Canadensis*) hat herabgebogene, nur einen Zoll lange Zapfen und ihre Nadeln sind unterseits nicht weiß gestriemt. Sie dient zur Bereitung des Tannenbiers (*spruce-beer*), das man ebenso wie bei der schwarzen Fichte durch Gährung einer Abkochung aus den jungen Zweigen mit Ahornzucker gewinnt. **Nothtanne** ist nur ein anderer Name für die gemeine Fichte.

Tansimat oder **Tanzimat** ist der Plural des arab. Wortes *tansim* und bedeutet im Allgemeinen Anordnungen; speciell aber versteht man darunter die auf den Hattischerif (s. d.) von Gulhane (s. Osmanisches Reich) gegründeten organischen Gesetze, nach welchen das türk. Reich regiert werden soll und die der Sultan Abd-ul-Medschid 1844 publicirte. Diese Tansimat umfassen unter vier Titeln 1) die eigentliche politische Organisation des Reichs, die genauern Bestimmungen über die höhern Reichsbehörden u. s. w.; 2) die Administration und Finanzverwaltung; 3) die Justiz; 4) die Armee. Da die verbesserte Stellung der nichtmohamed. Unterthanen des Osmanischen Reichs einen wesentlichen Theil dieser neuen gesetzlichen Ordnung bildet, so versteht man im Westen oft unter dem Worte Tansimat ausschließlich die Verordnungen, die sich mit den christlichen Unterthanen der Pforte beschäftigen. Die Anordnungen der Tansimat, welche das türk. Reich einer vollständigen Umgestaltung in europ. Richtung entgegenführen sollten, wurden nur etwa in Bezug auf das Heer mit einigem Ernst ausgeführt. In Folge der Reformverpflichtungen, welche die Pforte in der Verwickelung mit Rußland ihren europ. Bundesgenossen gegenüber eingehen mußte, erließ 7. Sept. 1854 der Sultan eine neue Verordnung, in welcher die vollständige Ausführung der Tansimat anbefohlen und zu diesem Zwecke eine besondere Commission eingesetzt wurde.

Tantal oder **Columbium** ist ein einfacher metallischer Körper, der sich mit den Metallen Niobium und Pelopium als Säure an Basen gebunden in den unter dem Namen Tantalit bekannten Mineralien findet. Es erscheint als ein eisengraues Pulver, das unter dem Polirstahle Metallglanz annimmt und bis jetzt noch nicht vollständig geschmolzen werden konnte. An der Luft verbrennt es vollständig zu Tantalsäure. Das Tantal und seine Verbindungen haben bis jetzt noch keine Anwendung gefunden.

Tantalus, der Sohn des Zeus oder des Imolos und der Pluto, Vater des Pelops, Prometheus und der Niobe, ein sehr reicher König in Phrygien, war der Vertraute des Zeus und wurde deshalb von diesem oft zur Göttertafel geladen. Weil er aber Das, was er hier hörte, ausplauderte, wurde von den Göttern über ihn in der Unterwelt schwere Strafe verhängt. Er mußte immer durstend mitten im Wasser stehen, welches allemal, wenn er trinken wollte, zurückwich. Außerdem hingen über ihm die herrlichsten Früchte, welche ebenfalls, sobald er nach ihnen griff, zurückwichen. Auch drohte über seinem Haupte ein ungeheurer Fels in jedem Augenblick den Absturz, und doch konnte er ihn nicht entfernen. Nach Andern erlitt er diese Strafe, weil er seinen Sohn Pelops schlachtete und ihn den Göttern, um sie auf die Probe zu stellen, vorsetzte, er weil er Nektar und Ambrosia stahl und davon seinen Freunden mittheilte. Seine Nachkommenschaft trafen ungeheuerer Unglücksfälle.

Tantième (franz.) bezeichnet überhaupt den Gewinnantheil Jemandes an irgend einem Unternehmen, gemeinlich aber den Antheil, den dramatische Dichter und Componisten an dem bei der Aufführung ihrer Werke fließenden Gewinn haben. Diese Tantième oder der Autorenantheil ward in Frankreich schon 1791 gesetzlich eingeführt und erstreckt sich daselbst sowohl auf gedruckte wie auf ungedruckte Werke. Die Bedingungen für jede Bühne Frankreichs werden

theils nach Gebrauch, theils durch Contracte zwischen den Directoren und einem zu diesem Zweck niedergesetzten Autorenverein festgestellt. In Deutschland ward bis in die neueste Zeit für die Aufführung gedruckter Dramen gesetzlich kein Honorar geleistet, und fand hier oder da eine Entschädigung des Autors in dieser Beziehung statt, so erfolgte sie nur im guten Willen des Bühnendirectors. Ein Gesetz, das 1837 in Preußen zum Schutze dramatischer Werke zu Stande kam, erstreckte sich (gemäß den Ansichten des Staatsraths, der den im Entwurf aufgestellten Schutz gedruckter Werke verwarf) nur auf ungedruckte Erzeugnisse. Den gleichen Grundsatz befolgte der Deutsche Bund, als derselbe 1841 ein allgemeines Gesetz zur Sicherung des geistigen Eigenthums dramatischer Autoren erließ. Ein Fortschritt in dieser Angelegenheit geschah erst, als 1847 die Generalintendantur der königl. Schauspiele in Berlin unter Kasper's und die Direction des kaiserl. Burgtheaters in Wien unter Holwein's Leitung den dramatischen Dichtern und Componisten bei der Aufführung ihrer gedruckten wie ungedruckten Werke auf diesen Bühnen einen Antheil an der Einnahme zugestanden. Diese Tantieme beträgt in Werken, deren Aufführung einen Abend ausfüllt, 7—10 Proc. und wird auch von den Söhnen und Descendenten der Autoren bis 10 J. nach der letztern Tode bezogen. Von den übrigen Hofbühnen folgte dieser trefflichen Maßregel nur die Hofbühne in München und zwar allein in Betreff des rechtirenden Schauspiels; mehrere Privatbühnen dagegen verpflichteten sich nach einer Anzahl von Aufführungen zu einer Benefizvorstellung für den Autor. Im März 1854 kam endlich in Preußen wenigstens ein allgemeines Gesetz zu Stande, wonach sowohl die gedruckten wie ungedruckten dramatischen Werke der Dichter und Componisten unter gesetzlichen, bis 10 J. nach des Autors Tode dauernden Schutz gestellt wurden. Nur hat der Autor bei Veröffentlichung seines Werks durch den Druck auf dem Titelblatte jedes Exemplars ausdrücklich zu erklären, daß er sich und seinen Erben dieses Recht vorbehält. Die Tantieme vermag zwar nicht große Dichtertalente zu schaffen, wo dieselben fehlen, aber sie muntert, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, die vorhandenen Talente auf, sich für die Bühne auszubilden und bünnengerechte Stücke zu schreiben. Außerdem ist aber auch die Tantieme in ihrer Ausdehnung auf gedruckte Werke ein Act der Gerechtigkeit, den der Begriff des geistigen Eigenthums in seiner Consequenz fordert.

Tänzer (Choreutae) hießen Sektirer des Mittelalters, die sich 1374 zu Aachen, Utrecht und Lüttich und dann 1418 in Strassburg zeigten. Halbnaakt und bekränzt, überließen sie sich auf den Straßen, in Kirchen und Häusern einer blinden Tanzwuth und riefen angeblich in ihren Gesängen Dämonen an. Nach geendetem Tanze wurden sie von den Dämonen durch Bruchkrämpfe gepeinigt und schrielen heftig. Diese der Geißelbuße verwandte krankhafte Erscheinung erklärte das Volk daher, daß jene Leute ohne Exorcismus getauft wären. In Strassburg erfolgte die Heilung in der Kapelle des heil. Veit zum Rotenstein durch Anrufung dieses Heiligen, wodurch der Name Veitstanz (s. d.) entstanden ist. Vgl. Hecker, „Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter“ (Berl. 1832).

Tanzkunst. Die Darstellung innerer Zustände durch entsprechende Bewegungen des Körpers ist die Grundlage der Tanzkunst. Wird einerseits den Bewegungen der Füße und den begleitenden Geberden des Körpers die möglichste Ausbildung, mithin die größte Mannichfaltigkeit, Fertigkeit und Biegsamkeit und das wohlgefälligste Maß in der Folge ihrer Bewegungen gegeben, und tritt andererseits das Talent hinzu, die mannichfaltigsten Gefühlszustände, Stimmungen und Lagen durch jene rhythmischen Bewegungen anschaulich und nach Billigkeit auszudrücken, so zeigt sich die Tanzkunst als schöne Kunst, die in Hinsicht der Geberden eine beschränkte Mimik (s. d.), in Hinsicht der Folge der Bewegungen eine rhythmische Kunst ist und sich darum mit der Musik, welche den vollkommensten Rhythmus hervorbringt, am liebsten verbindet. Als rhythmische Mimik ist sie daher den Gesetzen des Rhythmus, sowie den allgemeinen Gesetzen der Mimik und der Kunst überhaupt unterworfen. Da sie als schöne Kunst etwas Inneres, in sich Vollendetes harmonisch veräußern und zur Anschauung bringen soll, so kann nur Dasjenige Stoff dieser Kunst sein, was sich durch mannichfaltig abwechselnde, rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers und die dadurch gebildeten Formen desselben, sowie in den diese Bewegungen begleitenden Geberden ästhetisch versinnlichen läßt. Denn da bei der höhern Tanzkunst der ganze Körper zugleich in abwechselnden Formen und Geberden angeschaut wird, so läßt sich auch der Tanz als ein ästhetisches Ganzes bestimmter aufeinander folgender Gefühle, Neigungen und Lagen ausbilden, und die Musik, indem sie die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet, wirkt, wie bei der Begleitung der poetischen Worte, zur Verstärkung des lyrischen Ausdrucks. Von dieser höhern Tanzkunst, als schöne Kunst aufgefaßt, sind also eben

ol die bloß künstliche Mechanik wie der Ausdruck der sinnlichen Wollust und des thierischen Wohlgefühls, als der Bürde der schönen freien Kunst überhaupt widersprechend, ausgeschlossen. Der Tanz, als Kunstwerk betrachtet, kann daher auch nicht eigentlich eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Dramas, am allerwenigsten eine tragische Handlung darstellen, welchem Unternehmen schon die abgemessene Bewegung des Körpers offenbar widerspricht, sondern er kann nur entweder einzelne Gefühle und Neigungen oder eine Reihe von Gefühlen und Lagen zu einer sinnlichen Handlung zusammenreihen, deren Einheit dann mehr in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls besteht. Das Hülfsmittel dieser Anreihung ist die pantomimische Darstellung und die scenische Kunst, wodurch das pantomimische Ballet entsteht. In der letztgenannten Beziehung aber theilt man den Tanz in den lyrischen und in den dramatischen ein. Mit dieser Eintheilung verbindet sich eine andere, welche Art und Anwendung des Tanzes überhaupt betrifft, nämlich die Eintheilung des Tanzes in den gesellschaftlichen und in den theatralischen. Der gesellschaftliche Tanz, d. h. derjenige, welcher das gesellschaftliche Vergnügen zum Zweck hat und gewöhnlich nur von Liebhabern dieser Kunst (Dilettanten) ausgeführt wird, ist meist lyrischer Art: er drückt eine einzelne Stimmung, z. B. die ernste und ständige, heitere, ungebundene Freude u. s. w., aus. Zu dieser Gattung gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche einen eigenen Rhythmus haben und mit eigenen Melodien begleitet werden. Sie sind zugleich als charakteristische Tänze von vorzüglichem Werthe. Hierher gehören die Menuet, Masurel oder Masur, die Polonaise, der Walzer, der Contretanz u. s. w. Den theatralischen Tänzen gehören theils die lyrischen Tänze, welche in Opern und Schauspielen eingeflochten sind oder als Zwischenspiele aufgeführt werden, theils die Ballets (s. Ballet) im engeren Sinne, in welchen sich die Tanzkunst in ihrem höchsten Umfange und Vermögen zeigt, nämlich der dramatische Tanz, welcher einen historischen, mythischen oder poetischen Gegenstand hat. Man macht gewöhnlich die Eintheilung in idealische, charakteristische und groteske Tänze. Am angemessensten ist ein Stoff aus der romantischen und idyllischen Welt, dem sich das Komische und Groteske leicht einschiebt. Der Anspruch an die einzelnen Charaktere, die hier zusammenwirkend erscheinen, ist nicht so streng wie im recitirten Drama oder im Singspiel, sondern einmal wie in der eigentlichen Pantomime; doch müssen dieselben sich anschaulich auszeichnen und zu einem bewegten Gemälde verbunden sein. Die Folge künstlicher Bewegungen und die Töne eines Tonstücks bildlich zu verzeichnen, dazu dient die Choregraphie (s. d.). Wenn von den Tänzen der Griechen und Römer berichtet wird, man habe den Achilles, Alexander u. s. w., die Liebesgeschichte des Mars und der Venus, die Freiheit u. s. w. dargestellt, so ist dies von der fortschreitenden pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, weniger von dem eigentlichen Tanze zu verstehen, da überhaupt das Wort *choreia*, d. h. tanzen, bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen und auch das Scherzspiel dazu gerechnet wurde und bei den Griechen das Wort *orchestis* die Kunst der Geberden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mithin die Action in sich begriff. Vorhaupt war die Tanzkunst bei den Griechen früher von Poesie und Schauspielkunst ganz getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen, verbunden mit Hymnengesang, angewendet, und die Griechen, bei welchen diese Kunst *orchestis* hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit, sofern diese vorzüglich in der zarten Feinheit der Geberden und Bewegungen besteht, die, wie der Gang des Schauspiels, durch Takt geregelt waren. Von den Römern pflanzte sich der Tanz auf die Völker der Italiener fort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehrere Italiener, z. B. Rinaldo Camillo und Fabric. Caroso, über den Tanz. Sie und vorzüglich die Franzosen haben die Tanzkunst ausgebildet und auf den höchsten Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit gebracht, so daß das Ballet der pariser Großen Oper lange Zeit das Höchste der Tanzkunst war und Theil noch ist. Nur das beim königlichen Theater zu Berlin bestehende Ballet kann sich dem pariser messen. Unter Ludwig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem theatralischen Tanze der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt die Tanzkunst dem berühmten Noverre (s. d.). Auch gegenwärtig noch bilden die franz. und ital. Tänzer zwei verschiedene Schulen, von welchen jedoch die erstere das Übergewicht hat. Die Familien Vestris, Taglioni, die Tänzerinnen Elfler, Cerrito, Grisi und Grähn, sowie die Tänzer A. Leon und K. Müller gehören zu den Koryphäen der neuern Tanzkunst. Indessen ist nicht zu leugnen, daß der theatralische Tanz vielfach zu einem seiltänzerischen Springen, Equilibriren und Kunststücken ausgeartet ist und die plastische Kraft und Bedeutung verloren hat. Je gefährlicher eine Stellung ist, desto größer der Triumph, und die Franzosen haben auch in dieser Hin-

men **Tauromenium**. Die **Siculer** übergaben sie 392 dem Tyrannen **Dionysius**, worauf die Stadt, vergrößert seit 358 durch die Reste der alten Einwohner von **Naxos**, sich zur blühenden Adelsstadt empor schwang, die 344 den **Timoleon** gegen die **Karthager** unterstützte. Nachdem sie an die **Römer** gelangt, ward sie im **Skaventrage** hart mitgenommen, dann auch im sicil. Kriege zwischen **Octavianus** und **Sextus Pompejus**, sodaß sie in Unbedeutendheit herabsank. Sie war sie auch später noch in der Kriegsgeschichte ein wichtiger Ort, wie die **saragenischen**, **normannischen** und **normannischen** Sinnen beweisen.

Tapeten und Teppiche (von dem lat. Worte *tapes* oder *tapetum* hergeleitet) zur Bedeckung der Wände und Fußböden waren schon in den ältesten Zeiten im Gebrauche und am berühmtesten die Teppiche von **Tyru**, **Sidon** und **Pergamus**. Die ersten Tapeten bestanden aus Geweben von **Winsen** und **Stroh**, und noch gegenwärtig kommen solche aus der Levante in den Handel, welche mit großer Zierlichkeit gefertigt sind und hoch im Preise stehen. Der Gebrauch, diese Stoffe und Leder zur Bekleidung der Wände zu wählen und dieselben mit gestickten oder gemalten und vergoldeten Zeichnungen zu versehen, ist ebenfalls sehr alt. Doch waren solche Tapeten nur Sache des höchsten Luxus, den man noch dadurch steigerte, daß diese Zeichnungen natürlicher Größe und in lebhaften Farben eingewebt wurden. Dies geschah schon im 14. Jahrh., wo die Königin **Mathilde** den Teppich von **Bayeux** webte, später aber in den Niederlanden und namentlich in der Stadt **Arras**, weshalb man auch jene Tapeten **Arrazzi** nannte. Die besten Maler jener Zeit hielten es nicht unter ihrer Würde, für die Teppichweber **Cartons** zu zeichnen, und selbst **Rafael** zeichnete im Auftrage **Papst Leo's X.** dergleichen, wonach Teppiche gewebt wurden. Aus den Niederlanden verbreitete sich die Teppichweberei allmählig nach Frankreich und Deutschland. In Frankreich legte **Colbert** unter **Ludwig XIV.** 1667 eine Teppichweberei in dem weitläufigen Etablissement der Färber **Gebrüder Gobelin** an, woher diese Tapeten fast allgemein den Namen **Gobelins** erhalten. Jene Manufaktur stand unter der Direction **Lebrun's**, des ersten Malers des Königs, und **Lesueur**, van der **Meulen**, **Mignard** und später **David**, **Gérard**, **Gros**, **Carlo Vernet**, **Girodet**, **Guerin** u. A. zeichneten die Cartons. Eine Abart der Gobelins waren die sogenannten **Savonneries**, mit türk. und pers. Zeichnungen in meist dunkeln Farben gewebte Teppiche, die nicht minder schön und theuer, früher in der Manufaktur **Savonnerie** in **Chaillet** bei **Paris** gefertigt wurden, welche seit 1826 mit der Manufaktur der Gobelins vereinigt ist. Nachdem die Leder- und Wachstuchtapeten längst außer Gebrauch gekommen sind, bedient man sich zur Wandbekleidung am öftersten der Papiertapeten, in Luxusgemächern verschiedener Seidenstoffe u. s. w. Die schweren wollenen und halbwollenen Teppicharten finden hauptsächlich als Fußbodenbedeckung und zum Theil als Tischdecken Anwendung. Sie unterscheiden sich in 1) einfache Teppiche, welche ein einfaches Ge-
webe darstellen; zu ihnen gehören die aus Wolle und Ziegenhaar verfertigten tiroler Teppiche, die gewöhnlichen englischen Teppiche und die sogenannten niederländ. Tapeten oder Gobelins, welche letztere ohne eigentlichen Stuhl ganz mit der Hand verfertigt werden und, je nachdem die Gewebe horizontal oder vertical ausgespannt ist, **Basselisse-** oder **Hautelissearbeiten** heißen: sie werden jetzt wol nur in **Paris** gefertigt; 2) doppelte Teppiche mit doppeltem und dreifachem Gewebe, besonders die sogenannten **Kidderminster-** und **schott. Teppiche**; 3) **Sammetteppiche** mit sammetartig haariger Oberfläche, wozu die türk. oder **Savonnerieteppeiche**, die **brüsseler** und **plüschteppiche** gehören. Die Papiertapeten werden in langen Blättern auf gefärbtes (antrichenes) Papier nach Art der Kattune mit hölzernen und metallenen Formen, auch mittels Druckmaschinen bedruckt. Gewöhnlich haben solche Tapeten außer der Grundfarbe noch ein Muster mit zwei bis drei Schattirungen, sodaß dazu zwei bis drei Drucke nöthig sind; doch hat man auch Tapeten, welche mit mehreren Farben gedruckt werden, sodaß oft zu einem und demselben Muster 15—20, ja über hundert verschiedene Formen gehören. Auch vergoldet man die Papiertapeten, und eine besondere Art sind die **velutirten Tapeten**, welche einen sammetartigen Ansehen haben. Man erzeugt diese, indem man Wolle in den verschiedensten Farben zum feinsten Pulver zermahlt, dann die Tapete für jede Farbe mit der zugehörigen Form und einer fetten Lackfarbe bedruckt und hierauf die passende Wolle in einem Trommelapparat aufstäubt. Die Operation wird für jede Farbe einzeln gemacht. Die Papiertapeten sind eine sehr hübsche und preisgünstige, daß keine schädlichen Farbstoffe dazu benutzt worden, gesunde Wandbekleidung. Sie dienen sie gern den Wänden zum Aufenthalt, weshalb man unter den Kleister, mit welchem sie auf die Wand befestigt werden, etwas **Sublimat** mischen sollte. In der neuesten Zeit hat man auch gefirniste Papiertapeten, welche abgewaschen werden können.

Tapferkeit heißt die Stärke der Seele, die sich in großen Gefahren durch anhaltenden und

kräftigen Widerstand kundthut. Sie wurde von den Alten, namentlich von Plato und den Stoikern, neben der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit zu den Cardinaltugenden gerechnet und man nannte sie heroische Tugend, weil sie dem Helden eigen ist. Schon Plato hat ihren Begriffe in mehreren seiner Dialogen ausführliche Untersuchungen gewidmet. Soll die Tapferkeit moralischen Werth haben, so muß sie nicht bloße Gabe der Natur, sondern aus freiem, besonnenem Entschlusse erzeugt und auf sittliche Zwecke gerichtet sein. Die Beharrlichkeit bei sittlichen Grundsätzen ist Troß, Hartnäckigkeit oder Verstocktheit. Gefahren ohne Noth und ohne hinlängliche Kraft wagen ist Verwegenheit und sich ohne Wahrscheinlichkeit eines Nuzens für sich oder Andere in dieselben stürzen Tollkühnheit. Unererschrockenheit und Beständigkeit sind gleichsam die Bestandtheile der Tapferkeit, indem jene in der Festigkeit des Geistes bei tretender Gefahr, diese in dem Beharren bei dem einmal gefassten Beschlusse besteht. Die Tapferkeit größtentheils eine Gabe der Natur und vorzüglich Eigenthum des Mannes, der die Mittel zum Widerstande gegen Gefahren besitzt, so kann sie doch auch durch Genüß und Reflexion ausgebildet und weiter entwickelt werden.

Tapia (Don Eugenio de), unter den neuern Schriftstellern Spaniens ausgezeichnet durch seine juridischen, historischen und belletristischen Werke, wurde zu Avila in Altcastilien geboren, vollendete seine Studien zu Toledo und Valladolid und ließ sich zu Madrid als Advocat nieder. Während des Unabhängigkeitskampfes redigirte er mehrere patriotische Blätter und war außerdem in dieser Richtung thätig. Nach der Restauration Ferdinand's VII. als Liberaler verfolgt, mußte T. neun Monate in den Kerkern der Inquisition schmachten, wurde aber dann als Oberredacteur der officiellen „Gaceta“ wieder eingesetzt. Unter der constitutionellen Regierung von 1820 zum Director der Staatsdruckerei und zum Cortesdeputirten ernannt und daher von der Restauration 1823 proscribirt, wanderte er nach Frankreich aus, doch erhielt er die Erlaubniß, nach Madrid zurückzukehren. Später nahm er die Ernennung zum Mitglied der Gesetzgebungscommission an und ward sodann Generaldirector der Studien und Mitglied der königl. Akademie. Als Schriftsteller hat er sich durch folgende Werke einen Namen gemacht: „Ensayos satíricos en prosa y verso“, die er unter dem Namen des Licentiaten Matute herausgab; „Viage de un curioso por Madrid“, ebenfalls eine satirische Schrift gegen mehr als Hofe herrschende Mißbräuche; „Poesías líricas, satíricas y dramáticas“ (Madr. 1821; 2 Bde. 1832); „Guia de la infancia, ó lecciones amenas é instructivas“ (4 Bde.); „Elementos de jurisprudencia mercantil; Febrero novísimo y otros tratados de jurisprudencia“ (15 Bde.); „Los Cortesanos y la revolucion novela de costumbres“ u. s. w. Sein Hauptwerk ist seine „Historia de la civilizacion española“ (4 Bde., Madr. 1840), das sich sowohl durch den Reichthum des Inhalts als durch die Schönheit eines klaren, einfachen, echt historischen Stils auszeichnet. Als Dichter gehört T. mehr noch der classischen Schule an und hat sich überhaupt nicht über das Gewöhnliche erhoben.

Tapir (Tapirus) heißt eine zwischen Schwein und Elefant mitten inne stehende Säugthiergattung aus der Ordnung Dickhäuter (s. Pachydermen), die sich durch eine bewegliche schnauzenartige Verlängerung der Nase, vierzehige Vorder- und dreizehige Hinterfüße auszeichnet. Alle Dickhäuter, gehen die Tapire gern ins Wasser, wohnen im Dunkel der Urwälder und leben von Pflanzentheilen. Durch ihre Gefräßigkeit schaden sie oft den Pflanzungen. Gefahren gehen sie leicht durch ihre Vorsicht und Schnelligkeit. Der amerik. Tapir (T. Americanus) der einzeln im ganzen tropischen Südamerika vorkommt, hat eine schwarzbraune, dünnbehaarte Haut und wird 6 F. lang und 3 F. hoch. Die Indianer fangen ihn um seines Fleisches willen, kochen ihn auch jung als Hausthier auf. Der etwas größere schwarze ind. Tapir (T. Indicus) von Malakka und den ind. Inseln, hat eine einer weißen Satteldecke ähnliche Zeichnung, ist aber sonst in Allem mit dem vorigen überein. Den Tapiren verwandt sind die fossilen Lästherien.

Tara (ital., d. i. Abgang) nennt man das Gewicht der äußern Umhüllung (der Kiste, des Fasses u. s. w.) einer verpackten Waare. Behufs der Werthberechnung, welche sich in der Regel nur auf das Nettogewicht erstreckt, wird auf die noch in der Originalpackung befindlichen Waaren auf den meisten Handelsplätzen eine vom Herkommen (der Ursprung) eingeführte, aber nicht überall gleiche feststehende Taranorm beobachtet, durch deren Abzug vom Bruttogewicht sich das für die Rechnung gültige Nettogewicht ergibt, welches aber hier und da durch Gewährung eines sogenannten Gutgewichts u. dgl. vermindert erscheint. Auch bei der Verzollung nach dem Nettogewicht gelten in den einzelnen Zollgebieten feststehende Tarsätze (Zolltara), da man außerdem jede Waare für jenen Zweck der Umhüllung entlohnt.

liste. *Nettotara* (reine *Tara*) nennt man die *Tara* dann, wenn sie durch besondere Wägung der einzelnen Kiste, jedes Fasses u. s. w. einer Partie ermittelt und nach dem genauen Funde Abrechnung gebracht wird. *Supertara* (*Supratara*) heißt eine an einigen Plätzen für gewisse Artikel übliche besondere Vergütung auf das Gewicht, welche außer der *Tara* noch vom Nettogewicht abgezogen wird; sie ist demnach eine Art Gutgewicht. — *Tariren* heißt das Abwägen der Waaren umhüllung behufs der *Tara*ermittelung.

Tarantel (ital. *Tarantola*), eine im südlichen Europa nicht seltene hellbraune, auf dem Rücken schwarzgestreifte Spinne (*Lycosa Tarentula Apulica*) von der Größe der Kreuzspinne, deren Biß für giftig galt und zumal jene Zufälle hervorbringen sollte, die unter dem Namen *Tanzwuth* bekannt sind. Ältere Reisebeschreibungen wiederholen ohne Unterschied diese Fabel und geben als Symptome an: Schmerz einer (angeblich) gebissenen Stelle, Missstimmung, Angst, Schwindel, Zittern, Fieber, Übelkeit, Erbrechen, Wuthanfälle, bei einigen Kranken ausschweifende Lustigkeit, Haß gegen schwarze Farbe, Liebe zu Grün und Roth, mit einem Worte eine Menge von Zeichen hypochondrischen oder hysterischen Leidens. Die Landleute sollen Kranken dadurch geheilt haben, daß sie ihnen zwei in mehreren alten Werken verzeichnete Melodien („*La pastorale*“ und „*La tarantola*“) vorspielten und sie zum Tanzen veranlaßten, welches bis zur völligen Erschöpfung fortgesetzt werden mußte. Diesen Geschichten liegen verkannte Krankheiten zu Grunde, denn in neuerer Zeit gemachte Versuche haben bewiesen, daß der Biß einer Tarantel weder schmerzhafter noch giftiger ist als der einer Kreuzspinne. Ähnliche Dinge werden auch von einer andern Spinne, der auf Corsica und Sardinien heimischen *Ulmignatte*, erzählt, gehören jedoch gleichfalls zu den Fabeln. — *Tarantella* nennt man einen Tanz, der in Unteritalien von den Mädchen niederer Classe zum Tamburin getanzt wird. Er soll die Wirkungen des Tarantelstichs aufheben.

Tarascon (bei den Alten *Tarasco*), eine Stadt im franz. Depart. Rhodanemündungen der Provence, in schöner und fruchtbarer Gegend am linken Ufer der Rhône, zwischen Avignon und Arles, mit dem gegenüberliegenden Beaucaire (s. d.) durch eine sehr schöne Hängebrücke verbunden, ist gut gebaut, hat alte verfallene, mit Thürmen flankirte Ringmauern, breite Straßen, mehrere schöne Kirchen, darunter die der heil. Martha, welche hier das Christenthum verbreiten soll, mit reichverziertem Portal, guten Gemälden und Grabdenkmälern, ein altes prächtiges Felsenschloß, welches im 13. Jahrh. auf den Ruinen eines Jupitertempels erbaut, aber 1400 vollendet, häufig Residenz der Grafen von Provence war und in neuerer Zeit zu einem Gefängniß eingerichtet wurde. Die Stadt besitzt ein Communal-College und eine öffentliche Bibliothek und zählt 12000 E., die sich von Tuch- und Seidenzeugweberei, Schiffsbau, Gerberei, Glaserie, Krappbau, sowie von sehr lebhaftem Handel mit Wein, Branntwein, Öl u. s. w. ernähren. T. scheint bei den Römern nur Militär- und Schiffahrtsstation gewesen zu sein, blühte im Mittelalter auf und war häufig Zeuge glänzender Feste der Grafen von Provence. — **Tarbes** (franz. *Tarbes*), Stadt im franz. Depart. und am Flusse Ariège, in der ehemaligen Grafschaft Foix, vor Zeiten Hauptort einer eigenen Grafschaft, mit 1600 E. und den Resten des Bergschlosses, liegt in einem engen Pyrenäenthale, in einer an merkwürdigen Grotten, Marmor und Eisen sehr reichen Gegend und hat wichtige Hüttenwerke, Fabriken und Eisenwerke.

Tarbes, die Hauptstadt des franz. Depart. Hochpyrenäen und der ehemaligen Grafschaft Bigorre, am linken Ufer des Adour, Sitz eines Bischofs, ist in fruchtbarer Ebene erbaut, hat eine ehrwürdige, auf den Ruinen der alten Burg Bigorra erbaute Kathedrale, ein gutes Schauspielhaus, eine schöne Brücke über den Adour, malerische Ansichten auf die Pyrenäen, Häuser von grauem Marmor, mit Schiefer gedeckt, große Plätze, ein im 17. Jahrh. erbautes Präfecturgebäude, ein Communal-College mit öffentlicher Bibliothek in einem sehr neuen Gebäude, ein Seminar, eine Normalschule, eine Zeichen- und Bauerschule, ein Gefängniß, dem ehemaligen gräflichen Schlosse, ein großes Bürgerhospital, Kasernen, schöne Bäder, ein kaiserliches Gestein. Die Stadt zählt 13000 E., unterhält berühmte Papiermühlen, Manufacturen in seidenen Taschentüchern (*Mouchoirs de Béarn*), beträchtliche Gerbereien, Färbereien, Kupferhämmer und Fabriken für Kupfergeräthschaften, sehr lebhaften Handel mit Vieh, Schinken, Wein, Branntwein, Leinsamen, Leder, Marmor- und Wagnerarbeiten, Eisen- und Messerschmiedwaaren, Kupfergeschirr u. s. w. Auch die zahlreichen Pferdeherden der Pferdezüchter der südwestlichen Departements, die großen Märkte und der Reiseverkehr nach den herrlichen, zu den Pyrenäenbädern von Bagnères de Bigorre, Lourdes u. s. w. führenden Eisenstraßen tragen viel zu der Belebtheit des Orts bei. Die Stadt entstand in ungewisser

ten Tarentum. Im Mittelalter war es lange der Hauptort eines Lehnherzogthums, welches dem Zweige der Orsini gehörte. — Das heutige Taranto, am Meerbusen gleiches Namens, in Apulien, in der Provinz Otranto, der Sitz eines Erzbischofs, hat etwa 18000 E. und treibt einen lebhaften Handel. Der Hafen ist fast ganz versandet.

Targowizer Conföderation heißt nach der Stadt Targowiza im Gouvernement Kiew die Conföderation des poln. Adels, welche hier im Mai 1792 von den Gegnern der Constitution am 3. Mai 1791 unter dem Marschall Felix Potocki zu Stande kam. Diese Conföderation, in der auch der König Stanislaw August übertrat, vermehrte nicht nur die innern Wirren Polens, sondern trug auch sehr viel zum Untergange des Staats bei.

Targum, im Plural **Targumim** (von targem, d. i. erklären), nennt man die alten aramäischen oder chaldäischen Übersetzungen der alttestamentlichen Bücher, deren Ursprung bis vor Christi Geburt hinaufreicht. Jünger sind die gegenwärtig noch vorhandenen Targumim, jedoch wichtiger für Sprach- und Bibelfunde und für Religionsgeschichte. Dahin gehören die zum Pentateuch, angeblich von Onkelos, aus dem 2. Jahrh., rein und treu; zu den Propheten, angeblich von Jonathan-ben-Uziel; zu Hiob, den Psalmen, Sprüchen, dem Hohen Liede, Ruth, Kohelet, Esther, den Klageliedern, von sehr verschiedenartigem Charakter; zur Chronik; das palästinische oder jerusalemische Targum zum Pentateuch, in einer doppelten Recension, von denen die eine fälschlich nach Jonathan benannt wird, die andere, jeruschalmi genannt, nur theilweise abgedruckt; das zweite Targum zum Buche Esther und die Fragmente des jerusalemischen Targums zu prophetischen und eines Targums der Suräer und der Nehardäer zu pentateuchischen Abschnitten. Alle diese Übersetzungen findet man in den rabb. Bibeln und in den Polyglottenbibeln.

Tarif (Wort arab. Ursprungs) nennt man ein Verzeichniß von Preissätzen, namentlich aber eines über die Zollabgaben (Zolltarif) und über den Preis fremder Münzen an öffentlichen Kasen (Münztarif). Tarifiziren heißt zu einem solchen Zwecke abschätzen oder würdigen.

Tarn, ein Nebenfluß der Garonne im südwestlichen Frankreich, entspringt im Depart. und im Depart. Tarn in den Cevennen, 3 1/2 M. nordöstlich von Florac, fließt erst gegen Südwesten, dann oberhalb Albi einen 56 F. hohen Wasserfall, Saut du Sabot, wird bei Gaillac schiffbar, wendet sich dann gegen Nordwesten und fällt unterhalb Moissac nach einem Laufe von 47 Meilen in die Garonne. Der Fluß gehört nur auf eine kurze Strecke dem Tieflande an, in welches oberhalb Montauban eintritt. Von seinen Zuflüssen sind rechts der Tescou und der schiffbare Eyron (s. d.), links die Dourbie, der Dourdon, die Rance und der Agout zu nennen. Der Fluß bewässert fünf Departements und gibt zwei davon den Namen. Das Depart. Tarn, größtentheils aus dem Lande Albigeois in Oberlanguedoc gebildet, zählt auf 104 1/2 QM. 1073 E., worunter 44—45000 Reformirte, zerfällt in die vier Arrondissements Albi, Castelsarrasin, Gaillac und Lavaur und hat zur Hauptstadt Albi (s. d.). Im Osten und Süden erheben sich Zweige der Cevennen, namentlich die Montagne noire, schmale, 900—1200 F. hohe, mit schwarz bewaldete Rücken; im Innern und im Norden ziehen sich Hügelketten in westsüdlicher Richtung hin, beide durch das Thal des Tarn geschieden. Die Bergreihen bilden außerordentlich schöne Thäler; die Ebenen sind sehr fruchtbar und reich bewässert. Das Klima ist gesund, die Luft gesund, der Boden fast durchweg trefflich, namentlich im Thale des Tarn, das Gebirge bewaldet und dessen Gelände mit Viehweiden, das Hügelland mit Obst- und Weinpflanzen bedeckt. Der wenig ausgebildete Ackerbau liefert doch Getreide über den Bedarf. Auch man Anis und Koriander im Großen, Kartoffeln, Hanf, Flachs, Safran und Waid. Mit Recht fällt der reichliche Ertrag (namentlich um Gaillac) liefernde Wein- und Obstbau in die Reihe der wichtigsten, besonders die Schweine- und Schafzucht. Mineralreich liefert Steinkohlen und Eisen, auch Kupfer, Marmor und Gyps. Man unterhält außerdem Fabriken in Tuch, Kasimir, Baumwollendruck, Seide, Leinwand, Glas u. s. w., in Spinnereien, Eisen-, Stahl- und Kupferhämmer, Färbereien, sowie einen lebhaften Handel mit diesen Natur- und Kunstproducten. — Das Depart. Tarn-Garonne, erst 1808 gebildet aus Theilen der benachbarten Departements und zwar von Guyenne (Quercy, Agenois und Bigorre), Gasconne (Comagne, Armagnac) und Languedoc (Diöcese Montauban) zusammenge setzt, zählt auf 66 QM. 237553 E., davon etwa 40000 Reformirte, zerfällt in die vier Arrondissements Montauban, Moissac und Castel-Sarrasin und hat zur Hauptstadt Montauban (s. d.). Die Oberfläche besteht durchgängig aus Hochebenen von 1200 F. durchschnittlicher Höhe mit tief eingefurchten Flußthälern. Horizontale Lager, theils von Thon, theils von Gerölle, bilden die Unterlage des sehr fruchtbaren Bodens. Die Garonne, der Tarn und der Eyron sind die bedeutendsten Flüsse. Das Klima ist im Ganzen mild, im Sommer jedoch,

den Bergbau auf ſilberhaltiges Bleierz, der ſich in der Umgegend auch auf Eiſen, Zink, Galmei und ganz vortreffliche Steinkohlen ausdehnt. Es beſtehen in dem Stadtrevier 184 Steinkohlen- und 58 Galmeigruben, welche mit den Eiſengruben über 6000 Berg- und Hüttenleute beſchäftigen. Überhaupt iſt der Kreis Beuthen, welcher, von dem bis zu 1070 F. Höhe anſteigenden Tarnowiger Plateau durchzogen, auf 14,15 QM. 90000 E. zählt und faſt ganz die früher zum Fürſtenthum Teſchen, jezt dem Grafen Hendel von Donnersmarkt gehörige Standesherrſchaft Beuthen-Tarnowig bildet und zur Hauptſtadt Beuthen mit 7200 E. hat, der an verſchiedenartigen Mineralien, namentlich Eiſen, Blei, Silber, Galmei, Zink, Kalk, Sandſteinen und ganz vorzüglichen Steinkohlen reichſte des ganzen preuß. Staats und zeichnet ſich durch ausgedehnten Bergbau und Hüttenbetrieb aus. Beſonders bemerkenswerth ſind die Blei- und Silberſchmelze Friedrichshütte bei Tarnowig, die Staatswerke der Königshütte, ſüdlich von Beuthen, die jährlich 80000 Etr. Eiſen und 15000 Etr. Zink liefern. Die Laurahütte bei Biemanowig, ſüdöſtlich von Beuthen, iſt ein großartiges, dem Grafen Hendel von Donnersmarkt gehöriges Eiſen- und Kohlenwerk. Auch der Marktflecken Myſlowig, an der ſüdwärts in die Weiſſel fließenden Przemsza, hat Eiſen- und Kohlengruben und iſt als Grenzort gegen Polen, als oberſter Stapelort der Gabarren (flachen Fahrzeuge) zur Weiſſelſchiffahrt und als Station der von Koſel über Gleiwig, Königshütte u. ſ. w. nach Krakau führenden Oberſchleſiſchen Eiſenbahn von Bedeutung.

Tarnowſki (Jan), ein berühmter poln. Feldherr, ward 1488 aus einem alten angeſehenen Geſchlecht geboren. Schon ſein Großvater Jan T. hatte in der Schlacht bei Tannenberg ehrenvoll mitgekämpft, ſein Vater Jan T. ſich durch glückliche Kämpfe gegen die Walachen auszeichnet. Mit einem regen Geiſte ausgeſtattet, beſuchte T. behufs ſeiner kriegeriſchen Ausbildung die fernſten Länder, wie Syrien, Paläſtina, Afrika und Portugal. Der König Emanuel von Portugal übertrug ihm im Kriege gegen die Mauren die Anführung ſeines Heeres. Nachdem er ſich bereits großen Kriegsrühm erworben und von Kaiſer Karl V. zum Reichsgrafen erhoben worden war, kehrte er in ſein Vaterland zurück und nahm hier in dem Kriege zwiſchen Sigismund I. und dem ruſſ. Zaren an der Schlacht bei Orſza Theil. Nachher ſandte ihn Sigismund mit einer Heeresabtheilung dem Könige Ludwig von Ungarn gegen die Türken zu Hülfe. Sein berühmter Name veranlaſſte Karl V., ihm den Oberbefehl über das ganze Heer in dem Türkenkriege anzuvertrauen. Als darauf der Bojewode der Walachei, Peter, einer der Lehnsträger Polens, einen Aufſtand gegen Sigismund erregt hatte und in Polen eingefallen war, übertrug der König T. die Vertheidigung des Landes. T. überwand mit einem verhältnißmäßig kleinen Heere die Walachen bei Obertyn und drang, nach einem zweiten Einſalle derſelben in Polen, ſelbſt bis in die Walachei vor, eroberte Choczim und nöthigte den Hoſpodar, dem Könige von Polen von neuem Treue zu ſchwören. Später trieb er mit den Einwohnern ſeiner Staroſtei Sendomir die nach Polen eingefallenen Tataren zurück. Er ſtarb 1561. Ein Freund der Wiſſenſchaften, beſaß er eine reiche Sammlung ſeltener Handſchriften. In Tarnow, ſeinem Stammſitze, ließ er das kriegswiſſenſchaftliche Werk „Concili-um rationis bellicae“ abdrucken.

Tarot, vielleicht das anziehendſte, aber auch das ſchwierigſte und verwickeltſte aller Kartenſpiele. Es wird von drei Perſonen mit 78 Blättern geſpielt, die aus den 52 Blättern der franz. Karte, vier Cartes oder Reitern und 22 Tarots oder Trümpfen beſtehen. (S. Spielkarten.)
Tarpeja, die Tochter des Spurius Tarpejus, dem Romulus im Kriege mit den Sabinern Befehl in der Burg auf der ſüdweſtlichen Höhe des Saturniſchen Hügels anvertraut hatte, ſich durch das Gold, womit die Sabiner an Armgeſchmeide und Halsketten geſchmückt waren, zum Verrath verlocken und öffnete um dieſen Preis dem Tatius (ſ. d.) ein Thor der Stadt. Erdrückt von der Laſt des auf ſie geſchleuderten Schmucks, büßte ſie ihr Verbrechen mit dem Tode. So erzählt die röm. Sage. Ihr Grab wurde auf dem Berge gezeigt und noch iſt, wie Niebuhr bemerkt, ihr Andenken nicht ganz aus dem Volke geſchwunden. Von ihr leitet man gewöhnlich auch den Namen des Tarpejiſchen Bergs (mons Tarpejus) ab, den die Höhe trug, bis der Name Capitolium ihn nach der Erbauung des Tempels verdrängte. Nachdem hieß nur noch eine nach dem Markſelde hin ſteil abfallende Felswand derſelben Höhe **Tarpejiſche Fels**. Mit dem Herabſtürzen von dem Tarpejiſchen Fellen wurden von den Römern mehr als ein mal ſelbſt die höchſten Magistrate bedroht und bei tribuniſcher Anklage Tod war es die gewöhnliche Beſtrafungsart. In den lezten Zeiten der Republik außer Gebrauch gekommen, wurde in der Kaiſerzeit die Strafe wieder eingeführt.

fiel, geschlagen. Auch Volsenna (s. d.), so hart er Rom bedrängte, verschaffte ihm die Rückkehr nicht, und als 496 in der Schlacht am See Regillus (s. d.), in der sein Sohn Lucius fiel, die Latiner, an die er sich gewendet, überwunden worden waren, verzweifelte er daran, die Herrschaft wieder zu gewinnen. Bei dem Tyrannen von Cumä, Aristodemus, der ihm eine Zuflucht bot, starb er 495, allein noch von seiner Familie übrig. Es scheint unzweifelhaft, daß die Regierung der Tarquinier eine Zeit etrusk. Herrschaft in Rom und etrusk. Einflusses auf dasselbe bezeichnet.

Tarragona, die Hauptstadt der gleichnamigen, aus dem südlichen Theile Cataloniens gebildeten span. Provinz (116 $\frac{1}{2}$ QM. mit 290000 E.), ein alter, früher schon befestigter, jetzt sehr herabgekommener Ort, liegt an der Mündung des von einer Steinbrücke überspannten Francoli in das Mittelmeer, auf einer steilen, 760 F. hohen Anhöhe, ist der Sitz eines Erzbischofs und zählt gegenwärtig 14122 E., welche durch Baumwollen- und Tuchweberei, Fabrication von Band, Musselin, Borten, Seidenzwirn u. s. w., insbesondere aber durch Handel, namentlich mit Rüffen, Wein, Branntwein und Fischen, ihren Unterhalt finden. Die Rhede ist unsicher. Die Stadt hat eine der schönsten Kathedralen, mit prachtvollen Monumenten, mehrere andere Kirchen und Klöster, ein geistliches Seminar, eine Zeichenschule für Marine und Baukunst, eine ökonomische Gesellschaft. An die Zeiten der Römer und größere Bedeutung der Stadt erinnern noch eine drei Meilen lange Wasserleitung, die Ruinen des Palastes des Augustus, der Pilatusthurm genannt, die einiger Triumphbogen und andere Alterthümer. Die Stadt wurde von den Phöniziern erbaut und hieß damals Tarkon. Nach ihrer Zerstörung erst durch die Römer wieder aufgebaut, erhielt sie nun den Namen Tarraco oder Tarräcon. Zur Zeit der Scipionen ein Hauptwaffenplatz und eine Zeit lang des Augustus Residenz, wurde sie Colonia Julia Victrix und von Antoninus Pius Augusta genannt. Sie war die Hauptstadt des Tarragonensischen Spaniens und blieb es auch während der Völkerwanderung, bis die Römer ihre letzte Befestigung in Spanien aufgegeben hatten. Seit dem Anfange des 8. Jahrh. im Besitze der Sarazenen, wurde die Stadt nun gänzlich verwüstet, die sich nie wieder zu ihrem frühern Glanze erheben konnte. In T. soll auch die erste christliche Kirche Spaniens begründet worden sein. Während des franz. Kriegs litt die Stadt ungemein. Sie wurde von Suchet im Juni 1811 erobert, am 1. Sturm genommen und 18. Aug. 1813, als die Franzosen die Festungswerke in die Luft sprengten, zum Theil zerstört.

Tarsus, die ehemals große und volkreiche Hauptstadt Ciliciens, am Flusse Cydnus, war eine Zeit lang der Sitz eigener, von der pers. Oberherrschaft abhängiger Könige und gelangte zu besonderm Ruhm und Glanz, als sich unter der Herrschaft der Seleuciden (s. d.) viele Griechen er niederließen und eine höhere Lehranstalt für Philosophie und Grammatik gründeten, die unter den ersten röm. Kaisern in ihrer größten Blüte stand. In späterer Zeit bewies sie eine rückgängige Anhänglichkeit an Julius Cäsar, zu dessen Ehren sie den Namen Julopolis annahm. Auch war sie der Geburtsort des Apostels Paulus, der hier seine Bildung erhielt. Allmählig sank sie in ihrem Wohlstande und litt besonders durch die Einfälle der Sassaniden und westlichen Barbaren, blieb aber dennoch im Mittelalter in einem gewissen Ansehen und noch jetzt ist Tarsus, als Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks im Ghalet Ischil, mit 30000 E., die betriebl. Handel treiben, eine ansehnliche Stadt.

Tartan, ein bei den Bergschotten gebräuchliches buntgewürfeltes wollenes Zeug.

Tartäne heißt ein kleines, leichtes Fahrzeug, das vorzüglich im Mittelländischen Meere als zur Fischerei, theils zum Küstenhandel gebraucht wird und nur einen großen Mast und einen Fockmast hat.

Tartarei und Tartaren, s. Tatarei und Tataren.

Tartarus, griech. Tartaros, ist nach Homer ein tiefer, nie von der Sonne erhellter Abgrund unter der Erde, so weit unter dem Hades (s. Unterwelt) als der Himmel über der Erde, geschlossen durch eherne Pforten. In ihn stürzte Zeus Verbrecher und Frevler gegen seine Oberhoheit, wie den Kronos und die Titanen. In der spätern Sage heißt entweder die ganze Unterwelt so oder derjenige Theil derselben, wo die Verdammten nach ihrem Tode ihre Strafen und Qualen erlitten, als Gegensatz zu den Elysäischen Gefilden. Personificirt ist T. der Sohn des Hyperion und der Gaea und von dieser Vater des Typhoeus.

Tartini (Giuseppe), einer der größten ital. Violinspieler um die Mitte des 18. Jahrh., wurde zu Pisano in Istrien 1692 geboren und sollte in Padua die Rechte studiren. Allein er verließ die Rechtswissenschaft und heirathete endlich heimlich ein Mädchen, vor deren Familie er

nen die von Goethe und Schiller unter verschiedenen Titeln herausgegebenen Taschenbücher, in welchen viele ihrer bedeutendsten Werke zuerst erschienen. Seit dem J. 1815 etwa bemächtigte sich die Novellistik der Taschenbücher und bis in die dreißiger Jahre erschienen die Taschenbücher von Claren, Tromlig u. A., deren innerer Werth unendlich weit hinter ihrem äußern Erfolge zurückblieb. Fast nur die „Urania“ (Epj. 1810—38; Neue Folge, 1839—48) nahm eine ehrenwerthe literarische Stellung ein. Neuerdings wird diese Art von Taschenbüchern fast nur noch in Oestreich gepflegt. Frühzeitig aber begannen auch die ernstern Wissenschaften ihre Resultate in allgemein ansprechender Form durch Taschenbücher zu verbreiten. So sind zu erwähnen das „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“ von Hormayr (seit 1812); Fr. von Raumer's „Historisches Taschenbuch“ (seit 1830); Prus' „Literarhistorisches Taschenbuch“ (1843—48); Henneberger's „Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte“ (1854 begonnen). Außerdem gibt es Taschenbücher für Ärzte, Botaniker, Jäger, Bühnenwesen u. s. w. Während diese gesammte Literatur auf der einen Seite leicht flachem Dilettantismus und einseitigem Modeschmack verfällt, hat sie doch auch in einzelnen Theilen wesentlich zur Verbreitung vielseitiger Bildung beigetragen.

Taschenspieler nennt man Leute, welche Kunststücke verrichten, die auf den ersten Anblick in das Wunderbare zu grenzen scheinen, bei genauer Betrachtung aber als das Werk großer, durch lange Übung erprobter Gewandtheit und des Einverständnisses mit einigen Gehülfen und Zuschauern sich darstellen, wobei es besonders darauf ankommt, die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf Nebendinge zu lenken. Auch bedienen sich die Taschenspieler eigens für ihre Kunststücke vorgerichteter Instrumente und vermögen um so mehr zu leisten, je geschickter sie die Chemie und Experimentalphysik bei ihren Künsten anzuwenden verstehen. Eine Menge zum Theil recht anziehender Taschenspielerkünste findet man beschrieben in Martius' „Unterricht in der natürlichen Magie“ (umgearbeitet von Wiegand und Rosenthal, 20 Bde., Berl. 1786—1805) und ähnlichen Werken. Schon im höchsten Alterthume gab es Taschenspieler, die, wie im Mittelalter und noch gegenwärtig unter ungebildeten Völkern, für Zauberer galten. Das eigentliche Vaterland der Taschenspieler, welche daraus ein Gewerbe machten, scheint Aegypten zu sein. In Griechenland und Rom erreichte die Taschenspielerkunst schon einen sehr hohen Grad der Ausbildung; namentlich wurde sie bei den säcularischen Spielen geübt. In die Zahl der Taschenspieler gehört unstreitig auch der berühmte Dr. Joh. Faust (s. d.). In den letzten Decennien des 18. Jahrh. erwarben sich Pinetti, Cartshausen und insbesondere Philadelphia (s. d.), in der neuesten Zeit Bartolomeo Bosco und der Professor Dobler einen Ruf. Verwandt mit den Taschenspielern sind die Jongleurs, sehr verschieden aber die Äquilibristen.

Tasman (Abel), der Entdecker der Insel Vandiemensland und anderer Inseln, war von Geburt ein Holländer; allein weder sein Geburts- noch sein Todesjahr sind bekannt. Als Capitän in holl. Diensten in den Gewässern von China und Japan kreuzend, steuerte er 1642 auf Anregung seines Gönners, des Gouverneurs von Batavia, van Diemen, nach dem Südpol zu und entdeckte 24. Nov. 1642 die Insel, welche er nach jenem benannte. Nachher entdeckte er noch Staatenland, einen Theil Neuseelands, die Dreikönigsinseln und die Prinz-Wilhelmsinseln, worauf er 1643 nach Batavia zurückkehrte. Von einer zweiten Entdeckungstreife, die er in dem folgenden Jahre nach den Küsten von Neuguinea unternahm, ist nicht viel bekannt geworden. Seinen Namen führt eine Halbinsel auf der Ostküste von Vandiemensland und die Insel vor dem Cap Pilar auf jener Halbinsel.

Tasso (Bernardo), ein vorzüglicher epischer und lyrischer Dichter Italiens, dessen Ruhm jedoch von seinem Sohne, Torquato T., verdunkelt wurde, war zu Bergamo 1493 geboren und kamnte aus einem alten adeligen Geschlechte. Er zeigte schon als Knabe viel Anlagen und erhielt von seinen Ältern und nach deren frühem Tode von seinem Onkel, Luigi T., Bischof zu Recanati, eine sorgfältige Erziehung. Nach längern Studien zu Padua und mehrfachem Wechsel der Stellung in Rom, am Hofe von Ferrara, in Venedig, wo er sich als Dichter einen Namen machte, trat er 1531 als Geheimschreiber in den Dienst Ferrante Sanseverino's, Fürsten von Salerno, und begleitete diesen auf dem Zuge nach Tunis, welchen Karl V. unternahm, sowie nach Flandern. Als er nach Salerno zurückgekehrt, heirathete er 1539 die schöne, reiche, durch Geist und Tugend ausgezeichnete Porzia de' Rossi und zog sich nach dem anmuthigen Torrento zurück, wo er bis 1547 höchst glücklich lebte und seinen „Amadigi“ anfang. Das Unglück des Fürsten, der sich der Einführung der Inquisition zu Neapel widersezt hatte, nach Frankreich geflüchtet war und von Karl V. seiner Güter beraubt wurde, brachte auch ihn in die größte Verlegenheit. Er war genöthigt, einen andern Zufluchtsort zu suchen, verlor während

en sollte. Er ertrug dies nur wenige Tage, und seiner selbst nicht mächtig, entfloß er 1577, fast ohne Geld, mit Hinterlassung aller seiner Papiere, zu seiner Schwester nach Sorrento.

Durch die Sorgfalt der Schwester begann T. ruhiger zu werden: er bereute seine Flucht und wendete sich an den Herzog und die Fürstinnen, um seinen Posten, vornehmlich aber ihr Wohlwollen wieder zu erlangen. In der That ging er auch nach Ferrara zurück; aber sein altes Übel kehrte wieder und er entwich zum zweiten male. Vergebens suchte er in Mantua, Padua und Venedig eine Zuflucht; auch in Urbino und Turin, wo er die wohlwollendste Aufnahme fand, verließ ihn seine Unruhe nicht, die allmählig einen schlimmern Charakter annahm. Er sehnte sich nach Ferrara zurück und hielt dazu die Vermählung des Herzogs mit Margareta Gonzaga für den glücklichsten Zeitpunkt. T. kam an; doch sah er sich bitter getäuscht. Allenthalben nahm man ihn mit Gleichgültigkeit, selbst mit Spott und Verachtung auf: weder der Herzog noch die Fürstinnen ließen ihn vor sich. Da verließ ihn die Vernunft und er ergoß sich laut in Schmähen gegen Alfons und dessen Hof, sodaß der Herzog im März 1579 befahl, ihn in das Anstaltshospital zu bringen und als einen Rasenden zu verwahren. Die auffallende Härte dieser Behandlung hat zu der ganz bestimmt falschen Vermuthung Veranlassung gegeben, daß T. durch seine Liebe zur Prinzessin Leonore die Ehre des herzogl. Hauses verletzt habe. Der wirkliche Wahnsinn, welcher den Dichter, wenigstens von Zeit zu Zeit, ergriff, die Plage, die er damit dem Herzoge bereitete, und die gröblichen Beleidigungen, die er gegen ihn ausstieß, sind mehr als hinreichend, das Benehmen von Alfons zu erklären, der ihn nie als einen Verbrecher, sondern stets nur als einen Gemüthskranken behandeln ließ. Der Zustand des Kranken wechselte oft. T. fand auch jetzt ruhige Augenblicke, in denen er sich herrlich bald in Versen, bald in philosophischen Betrachtungen ausdrückte. Ein neuer Schlag für ihn war die Nachricht, daß sein Gedicht in höchst verstümmelter Gestalt zu Venedig im Druck erschienen. Dieser ersten Ausgabe folgten schnell an verschiedenen Orten mehrere andere, und die Unternehmer und Herausgeber bereicherten sich, während der unglückliche Dichter in Gefangenschaft krank und vernachlässigt schmachtete. Erst nach zwei Jahren erhielt er statt seines gefängnißähnlichen Aufenthalts mehrere Zimmer zur Wohnung. Er empfing Besuche und durfte selbst von Zeit zu Zeit, von einer einzigen Person begleitet, ausgehen. Dann trat aber wieder Verschärfung der Maßregeln gegen ihn ein. Literarische Quälereien kamen dazu. Eine Schrift, in welcher T. über Ariosto erhoben wurde, veranlaßte die Akademiker der Crusca zu einem maßlos heftigen Angriff auf die „Gerusalemme liberata“. Mit Würde und Mäßigung beantwortete T. die Angriffe seiner Gegner. Inzwischen beschäftigten ihn die Mittel, seine Freiheit zu erlangen, nicht minder als die Vertheidigung seines Gedichts. Er hatte die mächtigsten Personen zur Vermittelung aufgeboten. Gregor XIII., der Cardinal Albano, der Großherzog von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehrere Fürsten des Hauses Gonzaga hatten sich vergebens für ihn verwendet. Die Stadt Bergamo, T.'s eigentliches Vaterland, hatte in gleicher Absicht einen eigenen Gesandten an den Herzog geschickt. Dieser gab Versprechungen, welche er aber nicht erfüllte. T.'s Zustand verschlimmerte sich so immer mehr: er war an Leib und Seele zerrüttet und litt periodisch an wirklichem Wahnsinn. Endlich ließ sich Alfons erweichen und überließ im Juli 1586 auf dringendes Bitten die Person des Dichters nach mehr als siebenjähriger Gefangenschaft seinem Schwager, Vincenzo Gonzaga von Mantua, welcher ihn so zu bewachen versprach, daß Alfons nie etwas von ihm zu befürchten haben sollte. In Mantua fand T. die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme; aber sein Übel hatte bereits zu tief gewurzelt, um ganz zu weichen. Dessenungeachtet nahm er seine literarischen Arbeiten wieder vor: er vollendete unter Anderm den von seinem Vater begonnenen „Floridante“; auch sein Trauerspiel „Torrismondo“ arbeitete er von neuem um. Im folgenden Jahre besuchte er Bergamo und wendete sich dann, nachdem der Herzog von Mantua gestorben, nach Rom. Hier wurde er nicht nur von Scipione Gonzaga, sondern auch von mehreren Cardinälen und Prälaten so wohl aufgenommen, daß er neue Hoffnungen faßte. Allein nichts ging in Erfüllung, und er begab sich 1588 nach Neapel, um einen Versuch zu machen, das eingezogene Vermögen seiner Ältern wiederzuerlangen. Hier beschäftigte er sich mit einer gänzlichen Umarbeitung seines großen Gedichts „Gerusalemme liberata“, um das für fehlerhaft Erkannte, sowie die Lobsprüche auf das Haus Este wegzuschaffen. Von Neapel kehrte er nach Rom zurück und lebte dann eine Zeit lang in Florenz, Mantua und Neapel, stets unstät und unruhig, sich und Andern mißtrauend, krank und arm. Die Umarbeitung seines Werks als „Gerusalemme conquistata“ (zuerst 1593 gedruckt) und die Dichtung „Le sette giornate del mondo creato“ entstanden in dieser unglücklichen Zeit. Inzwischen hatte Hippolyt Aldo-

Modena, wo er 1635 starb. Seinen Ruhm verdankt er dem komischen Epos „La secchia rapita“ (Par. 1622; deutsch von Kriß, Lpz. 1842), das den Krieg der Modeneser und Bologneser in der Mitte des 13. Jahrh. zum Gegenstande hat. In diesem Kriege wurde einst der Eimer eines Brunnens von einigen Modenesern, die in Bologna eingedrungen waren, aus dieser Stadt weggeführt und als eine Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch heutiges Tages als ein Kleinod aufbewahrt wird. Dieses Ereigniß und die vergeblichen Anstrengungen der Bologneser, den Eimer wiederzuerlangen, besingt L. in zwölf burlesk-epischen Gesängen, denen weder an Aristot'scher Laune und Anmuth, wovon freilich jetzt der vielen Anspielungen wegen Vieles verloren geht, noch auch in einzelnen Stellen an epischem Adel fehlt. Dabei ist die Sprache den echt toscan. Charakter und der Verbbau ist leicht und angenehm. Eine Auswahl von L.'s Briefen hat Gamba (Ven. 1827) herausgegeben.

Taste, **Tangente**, **Clavis** nennt man bei Schlaginstrumenten, wie Klavier, Orgel u. a., den kleinen Holzstreifen, der, wenn er mit dem Finger niedergedrückt wird, sich wie ein Hebel hin- und in die Höhe hebt und so entweder durch den Schlag eines Hammers, wie bei dem Pianoorte, oder auch durch Öffnen eines Ventils, wie bei der Orgel, Phosphharmonica u. dgl., die alte, Pfeife oder Zunge zum Erönen bringt. Sämmtliche Tasten zusammen werden die **Tastatur**, **Claviatur**, auch **Manual** genannt.

Tastfönn (*tactus*), in der weitesten Bedeutung auch Gefühlssinn genannt, ist derjenige Sinn, welcher durch unmittelbare Berührung und die dadurch hervorgebrachten Empfindungen Vorstellungen von dem Berührten erzeugt. Das Organ dieses Sinnes ist das System der genannten Empfindungsnerven (s. **Nerven**), deren Endigungen die dem Gefühlssinn entsprechenden Eindrücke aufnehmen und sie in ununterbrochenem Fortgange durch die Nerven bis zum Gehirn fortpflanzen. Da nun die Nervenendigungen auf der äußern Oberfläche des Körpers, die Haare, Zähne und Nägel ausgenommen, vorzugsweise zum Tasten bestimmt sind, so kann man auch die äußere Haut als Tastorgan ansehen. Indes auch die Haare, Nägel und Nägel können als Tastorgane gelten, indem sie den Widerstand, den sie bei der Berührung eines Körpers finden, auf die nächsten Nervenendigungen als Druck fortsetzen und so die Vorstellung des Harten und Weichen unmittelbar hervorzubringen im Stande sind. Wesentlich ist das Tasten und Fühlen nicht verschieden. Da jedoch die Befähigung zum Fühlen den Organtheils ihres Baues, theils ihrer Lage wegen in sehr verschiedenem Grade zukommt, so nimmt man in engerm Sinne nur diejenigen Organe des thierischen Körpers Tastorgane, welche zur scharfen und absichtlichen Erzeugung feinerer Gefühlsempfindungen besonders befähigt und angewendet werden. Beim Menschen sind hier zunächst die Fingerspitzen zu erwähnen, in denen die theilweise aus feinem Nervengewebe bestehenden sogenannten Gefühlswärzchen am ausgebildetsten und zahlreichsten finden und die parallel verlaufenden spiralförmigen Linien in der Haut bilden; ferner auch die Lippen und die Zunge. Eine große Verschiedenheit der Tastorgane findet sich bei den Thieren. Hier sind es die sich in einen Rüssel endigenden Nasen einiger, die Barthare, die Zunge, die Lippen anderer Säugethiere, die Zunge vieler Vögel und Amphibien, die Fäden am Kopfe mehrer Fische, die Fühlhörner und Fühlorgane mehrer Insekten, die Fühlfäden der Mollusken u. s. w. Sowie der Tastfönn durch Aufmerksamkeit, z. B. bei den Blinden, bis zu einer bewundernswürdigen Schärfe ausgebildet zu werden vermag, so können die Tastorgane auch abgestumpft werden, wie dies namentlich bei Menschen der Fall ist, welche schwere Handarbeit verrichten.

Tastu (*Amable*), franz. Dichterin, wurde 1798 zu Metz geboren. Ihr Vater, Poëart, war Rentverwalter und ihre Mutter eine Schwester des durch Uneigennützigkeit ausgezeichneten Kriegsministers Bouchotte. Noch sehr jung, verlor sie die Mutter durch den Tod; doch ihr Vater gewann als zweite Gattin eine treffliche Frau, die durch mehrer Übersetzungen aus dem Griechischen sowie durch moralische Volksschriften, z. B. „La femme, ou les six amours“, sich einen Namen gemacht hat. Die Tochter zeigte von Jugend auf viel poetische Anlage. Im J. 1816 heirathete sie den Buchhändler Joseph Tastu und lebte mit ihm einige Jahre in Perpignan. Ihre Gedichte erschienen in Musenalmanachen und bei besondern Veranlassungen. Dann ließ sie eine Sammlung ihrer „Poésies“ (Par. 1836; verm. Aufl., 3 Bde., Par. 1838; neuere Aufl. 1841) und „Poésies nouvelles“ (Par. 1834) erscheinen, worin sich sehr anziehende Gedichte, meist in der elegisch reflectirenden Gattung, finden. Sie widmet sich mit besonderm Interesse der Verherrlichung des häuslichen Kreises, dem sie zarte poetische Beziehungen abzugewinnen weiß; nur wo sie einen höhern Schwung anstrebt, erlahmt ihr Flug. So stehen ihre *Œuvres* „*Œuvres de France*“ (Par. 1829), welche epische Dichtungen enthalten, weit hinter ihren

lyrischen Ergüssen zurück. Bemerkenswerth ist, daß sie in Bezug auf Correctheit und Abm-
bung der Sprache alle ihre Mitbewerberinnen um den poetischen Preis übertrifft. Später hat
sie sich noch in verschiedenen Richtungen versucht, auch in der Prosa; als Unterhaltungsschri-
ftstellerin in den „Soirées littéraires de Paris“ (Par. 1832) und als Jugendschriftstellerin in
der „Éducation matérielle; simple leçon d'une mère à ses enfants“ (4 Bde., Par. 1836 und
öfter). Im J. 1839 gewann ihre Lobrede auf Frau von Sevigné bei der Akademie den Preis.
Unter den mancherlei Arbeiten, welche sie, vielleicht durch äußere Verhältnisse veranlaßt, um des
Erwerbes willen geschrieben hat, ist eine gedrängte „Histoire de la littérature allemande“
(Par. 1842) zu erwähnen, welche dem gewöhnlichen Bedürfnisse entspricht. Ihr Gatte, der sich
vielfach mit Untersuchungen über die ältere span. Sprache und Literatur beschäftigt hatte, starb
22. Jan. 1849 als Bibliothekar der Bibliothek St.-Geneviève zu Paris.

Tatarei, fälschlich Tartarei, nannte man im Mittelalter im Allgemeinen das mittlere
Asien, weil man die von dorthier gegen Westen heranstürmenden Horden unter dem Gesamt-
namen der Tataren (s. d.) begriff. Später unterschied man die Kleine oder Europäische von
der Großen oder Asiatischen Tatarei. Unter der erstern begriff man die Theile des russ. Reichs,
welche ehemals die Khanate der Krim, von Astrachan und Kasan ausmachten. Jedoch bezeich-
nete man damit im engeren Sinne des Wortes vorzüglich die Krim (s. d.) und die Gegenden des
untern Dniepr und Don. Die Asiatische Tatarei, welche das weite Gebiet zwischen dem Kaspi-
schen Meere, Sibirien, der Wüste Gobi, Afghanistan und Persien begriff, seit dem 13. Jahrh. nach
ihrem Beherrscher, dem Sohne Dschingis-Khan's, auch Dschagatai (s. d.) oder Tschagatai ge-
nannt und durch den Belurtagh, das westliche Randgebirge des centralen Hochasiens, in Ost-
und West-Dschagatai getheilt wurde, kommt jetzt in den geographischen Werken theils unter
den Namen der einzelnen Gebiete, die sie umfaßt, theils unter dem allgemeinen ethnographischen
Namen Turkestan (s. d.) vor und wird ebenfalls durch den Belurtagh in Ost-Turkestan oder
Turfan (s. d.) und West-Turkestan oder Turkestan schlechthin, wozu Manche auch Turan (s. d.)
rechnen, getheilt. Daneben sind aber aus älterer Zeit auch noch die Namen Chinesische oder Gold-
Tatarei für den östlichen und Freie Tatarei für den westlichen Theil im Gebrauch, obwohl die
Bevölkerung in beiden keineswegs eine tatarische ist.

Tataren, ein Völkernamen von sehr schwankender Bedeutung, der bei den Geschichtschre-
bern und Ethnographen des Morgen- und Abendlandes bald in engerer, bald in weiterer
Bedeutung gebraucht wird. Ursprünglich einen mongol. Volksstamm bezeichnend und mit dem
Namen Mongolen (s. d.) in ethnographischer Hinsicht identisch, wurde in Folge der Eroberungen
der Mongolen im 13. Jahrh. der Name Tataren eine Collectivbenennung, mit der man, gleich-
wie der Name Franken seit Karl d. Gr. und der Herrschaft der Franken zur allgemeinen
Bezeichnung aller westeurop. Völker wurde, nicht bloß die eigentlichen Tataren oder Mongo-
len, sondern auch alle ihnen unterworfenen verwandten und ähnlichen Völker bezeichnet,
und die man in Europa, einem Wortspiele mit dem Tartarus der Alten zu Gefallen, in Tar-
taren, d. h. aus der Unterwelt Gefommene, umwandelte. So wurden hauptsächlich drei in fer-
perlicher Hinsicht zwar verschiedene, in sprachlicher Beziehung aber innig verwandte Völker,
Mongolen, Tungusen und Türken, unter dem Namen Tataren begriffen, in deren Geschichte
somit auch die der Tataren aufgeht. Gegenwärtig wird der Name Tataren noch in doppelter
Beziehung gebraucht: ein mal zur Bezeichnung des hochasiat. Völker- und Sprachstammes,
dann speciell als Name einzelner bestimmter Völkerschaften. Der tatarische Sprachstamm,
auch der altaische, ural-altaische, ugrisch-tatarische oder turanische Sprachstamm genannt,
gehört zu den agglutinirenden Sprachen. (S. Sprachkunde.) Als seine Urheimat wird die
Hochebene in der Gegend des Altaigebirgs vermuthet; sein Gebiet, vom indogermanischen
mehrfach unterbrochen, reicht vom Japanischen Meere bis in die Nähe von Wien und Ger-
mania und vom nördlichen Eismeer bis nach Tibet und der Küste Kleinasien. Von den
ihm gehörigen Sprachen, welche untereinander nicht so nahe verwandt sind als die indoeu-
ropäischen, zeigt die östlichste (Mandschu) die geringste, die westlichste (Finnisch) dagegen die höchste
grammatische Ausbildung. Bei bedeutenden, tief in den grammatischen Bau eingreifenden Un-
terschieden haben die tatar. Sprachen doch mehrere sehr charakteristische gemeinsame Eigen-
schaften. Consonanten und Vocale sind in der Silbe gleichberechtigt, daher dürfen nicht mehr Con-
sonanten in einer Silbe zusammentreffen. Unter den Vocalen herrscht das Gesetz der Harmonie
vor, weshalb harte und weiche Vocale nicht in denselben Worten geduldet werden. Die Arbeit
der Partikeln aber wird ersetzt durch Reichthum an Ableitungsformen, und in der Perioden-
bildung wiederholen sich die Gesetze der Wortbildung, so daß die Sätze nicht, wie in den indoeu-

man. Sprachen, ineinandergefügt werden, sondern jeder Satz fast wie ein Suffix demjenigen andern Satz sich anschließt, dem er zu näherer Beziehung dient. Der tatar. Stamm zerfällt in zwei Hauptgruppen. Die erste umfaßt die tatar. Sprachen im engeren Sinne. Dahin gehört 1) das Tungusische, von den Tungusen auf russ. Gebiete vom Jenisei bis ans Ochotskische Meer gesprochen, und das vielleicht noch niedriger stehende Mandtschu bei den Mandtschuren den Tungusen auf chines. Gebiete. Wenig über der grammatischen Einfachheit des Tungusischen steht 2) das Mongolische, welches a) in einen osttatar. Zweig, das Ostmongolische (in der Mongolei, dem Urfige des Volkes), b) einen westtatar. Zweig, das Kalmückische (auf den weiten Steppen des westlichen Hochasien und an der untern Wolga), und c) einen nördlichen Zweig, das Burätische (im Berglande südlich des Baikalsee), zerfällt. 3) Das Türkische, reichend vom Adriatischen Meere bis jenseit der Lenaemündung, erscheint am reinsten bei den Uiguren, am meisten durch pers., arab. und europ. Einflüsse gefärbt bei den Osmanen in Konstantinopel und zerfällt in drei große Gruppen, welche sich wiederum in etwa zwanzig Dialekte (z. B. Uigurisch, Romanisch, Usbekisch, Turkomanisch, Kirgisch, Baschkirisch, Krimmisch, Nogaisch u. s. w.) scheiden. Daran schließt sich die Sprache der nordöstlich versprengten Jakuten an der Lena. (S. Türkische Sprache und Literatur.) Die zweite Hauptgruppe der tatar. Sprachen bilden die finnischen Sprachen, auch unter dem Namen der tschudischen, ugrischen, uralischen Sprachen zusammengefaßt. Man unterscheidet fünf Zweige: 1) die samojedische Gruppe, in den Mündungen der Petschora, des Ob und des Jenisei, auch am mittlern Ob und obern Jenisei; sie scheint vom finn. Charakter am meisten abzustehen; 2) die ugrische Gruppe, mit den Sprachen der Ostjaken, Bogulen und Magyaren (Ungarn); 3) die bulgarische Gruppe, zu der die Tscheremissen und Mordwinen zählen, während die Tschumatschen zur tatar. Sprache übergegangen sind; 4) die permische Gruppe, welche die Permianer, Syrjänen und Wotsjaken umfaßt; endlich 5) das Finnische im engeren Sinne, mit der Sprache der Finnen oder Suomalainen, ferner der Esthen, Liven, Lappen und Ingrier. (S. Finnen.) Eine eigene bedeutsame Literatur hat nur das Finnische entwickelt; sonst haben nur die unter westeurop. Einflüssen stehenden Magyaren und moslemischen Osmanen eine wirkliche Literatur erzeugt. Von geringerer Bedeutung sind die durch den Buddhismus hervorgerufenen Literaturen der Mandtschu, Mongolen und Kalmücken, sowie die nach arab. und pers. Vorbildern erwachsene der Osttürken und Tataren. Alle diese Völkerfamilien, wie sehr sie auch hinsichtlich ihrer Race, Religion und Sitte verschieden sind, haben außer der Sprache doch ein Gemeinsames in historischer Entwicklung und ihren Schicksalen und größtentheils auch in ihrer mehr oder weniger nomadischen Lebensweise, sodaß die Übertragung des Namens Tataren auf sie ihren zureichenden Grund hat. Die Zahl sämmtlicher zum tatar. Völker- und Sprachstamm gehörigen Individuen wird auf 34 Mill. angegeben. Specieell werden aber auch noch mehrere einzelne Völkerschaften mit dem Namen Tataren belegt, welche, da sie ihrer Körperbildung nach mehr oder weniger zur mongol. Race, ihrer Sprache nach aber zur türk. Völkerfamilie gehören, wahrscheinlich aus einer mehr oder minder starken Vermischung von Mongolen mit türk. Völkern zur Zeit der Herrschaft der ersten entsprungen sind und die man deshalb türk-tatar. Völkerschaften nennt. Es sind diese Tataren im südlichen Rußland und am Kaukasus, bekannt unter dem Namen der Nogaien, Kalmücken u. s. w.; die Wolga-Tataren, mehrere schwache Stämme an der untern Wolga und am Ural, mit vielen ihren Wohnplätzen entnommenen Specialbenennungen, wie kasansche, uralische Tataren u. s. w.; die Türk-Tataren am Ural, Tom, Ischim und Tobol, mit verschiedenen, ebenfalls größtentheils den Wohnplätzen entlehnten Stammnamen, von denen die Baschkiren an der untern Wolga, auf dem Ural und an der Kama und die Karakalpakken in der Nähe des Uralsees die bekanntesten sind; die Kirgisen; die sibir. Türk-Tataren zwischen dem mittlern Ob und dem untern Laufe der obern Angara, mit türk., aber mit mongol. Elementen gemischten Mundarten und mongol. Körperbildung. Auch die Berg-Tataren oder Tschumatschen im mittlern und südlichen Ural, an der Kama und mittlern Wolga sind hier zu erwähnen.

Tatianus, aus Assyrien, einer der sogenannten Apologeten der christlichen Kirche, lebte im 2. Jahrh., wie es scheint zu Rom, als Rhetor. Durch Justinus Martyr zum Christenthum bekehrt, wurde er streng dualistischer Gnostiker, der namentlich durch seine ascetische Sittenlehre viele Anhänger sich erwarb. Wir besitzen von ihm noch eine „Oratio ad Graecos“ (herausgegeben von Wirth, Drf. 1700) und eine „Harmonia evangeliorum“. Vgl. Daniel, „L. der Apologet“ (Halle 1837).

Tatitschew ist der Name einer alterthümlichen Familie in Rußland, welche ihr Geschlecht auf Murik zurückführen kann und von demjenigen Zweige abstammt, welcher vordem in

den Tausenden erschlagen, Menschen und Schweinen reichliche Nahrung. Außer vielen schön, zum Theil metallisch gefärbten ausländischen Arten ist noch anzuführen die in den Ländern des Mitteländischen Meeres wild lebende Feldtaube (*C. Livia*). Sie ist schiefergrau gefärbt und trägt auf dem Rücken zwei schwarze Querbinden. Diese Taube zeichnet sich durch ihre Vorliebe für Küsten und hohe Orte, durch schnellen Flug und ruhige, graziose Bewegungen in der Luft (daher Sphatoren). Von ihr stammt unsere Haus-Taube (*C. Livia domestica*), die in unendlichen Spielarten vorkommt, z. B. Kuppen-, Kropf-, Kragen-, Purzel-, Pfau-, Trommel-, türkische und Karmeliter-Tauben u. s. w. Sie brüten sechs-, acht- und mehrmal im Jahre, legen aber nur zwei Eier auf einmal. Man füttert sie mit Getreidekörnern, besonders Weizen, Gerste, Hafer und Erbsen. Auf dem Felde richten sie oft großen Schaden an. Bedeutend sind an manchen Orten (z. B. in Altenburg, in der Stadt Lähn in Schlesien) die Taubenmärkte, wo der Käufer für das Paar Tauben oft mehrere Thaler zahlen. Das Fleisch der Tauben gewährt eine leicht verdauliche und zugleich sehr nahrhafte Speise.

Taubenpost heißt die Einrichtung, wo Tauben (Brief-Tauben) zur Beförderung von Briefen verwendet werden. Die Tauben wurden schon in den frühesten Zeiten als Boten verwendet, namentlich im Orient, wo man sich dazu der türkischen Taube bediente und selbst noch bedient. In neuerer Zeit wurden die Taubenposten auch in Europa wieder ins Leben gerufen, und namentlich bedienten sich der Tauben als Briefträger die Bankiers auf großen Handelsplätzen, um die Coursdifferenzen schnell weiter zu befördern. Doch hat die Entwicklung der elektrischen Telegraphie in den letzten Jahren auch dieses verhältnismäßig schnelle und leichte Verkehrsmittel gänzlich in den Schatten gestellt. Die zu Briefträgern bestimmten Tauben werden an ihren Bestimmungsort gebracht und dort, nachdem man ihnen den in Wachs getränkten Brief unter den Flügel befestigt, losgelassen. Gewöhnlich legt die Taubenpost 25 M. in einer Stunde zurück. Damit die Nachricht auch an dem bestimmten Orte anlange, pflegt man mehrere Tauben mit Briefen des nämlichen Inhalts abzusenden.

Tauber, ein linker Nebenfluß des Main, entsteht aus dem Taubersee bei dem Dorfe Michelbach an der Haide im würtemb. Jarkreise, tritt alsbald in das bair. Mittelfranken, wo der Fluß seinem nördlichen Laufe Rotenburg (s. d.) berührt, durchschneidet dann, sich gegen Nordosten wendend, die Nordspitze Würtembergs bei Giegelingen und die Südspitze vom bair. Unterfranken bei Röttingen, geht westwärts abermals durch Württemberg über Weikersheim und Lergentheim und zuletzt wieder nordwestwärts durch Baden, wo er Königshofen, Lauda, Taubertshausen berührt und bei Wertheim mündet. Die L. ist 16 M. lang, nicht schiffbar und fließt fortwährend in einem engen, felsigen, meist tiefen Thale, dem Taubergrunde, welcher reich an vorzüglichen Weinen ist, den Tauberweinen, die schon im bair., auch im würtemb., namentlich aber im bad. Antheile, wo ihr Anbau am stärksten, gewonnen werden. Sie zeichnen sich durch einen rheinweinsäuerlichen Geschmack aus und oft zählt man sie mit unter die Neckarweine, denen sie ähnlich sind.

Taubheit (*surditas*, *kophosis*) bezeichnet den Mangel des Gehörsinns und ist bald eine wirkliche, eigentliche Taubheit, bald (und häufiger) nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Hören (*Schwerhörigkeit*, *haryecia*, *dysecoia*). Die verschiedensten Krankheiten der Gehörorgane können diese Zustände herbeiführen, und zwar hauptsächlich folgende: 1) Krankheiten des Gehörnerven und derjenigen Gehirnpartien, in welchen derselbe entspringt; 2) Krankheiten der feinen, im Felsenbein des Schädels versteckten akustischen Apparate (des Labyrinth, der Schnecke u. s. w.); 3) Krankheiten der innern Trommelhöhle und des in die Höhle von der Nasen- und Gaumenhöhle her einmündenden Eustachischen Kanals, sowie der Gehörknöchelchen und des Trommelfells; 4) Krankheiten des äußern Gehörgangs und der äußern Trommelhöhle. Die Krankheiten, von denen diese verschiedenen Organe befallen werden können, sind z. B. Entzündung, Eiterung, Verstopfung, Erweichung, Verhärtung, Lähmung, Verkalkung u. a. m. Hieraus erhellt, daß eine Menge der verschiedenartigsten Uebel, deren Unterbreitung das Verdienst der neuern Ohrheilkunde (s. Ohr) ist, dieses Symptom, die Taubheit oder Schwerhörigkeit, hervorrufen kann, und daß es also Selbsttäuschung oder Betrug und charlatanerie ist, wenn Jemand ein einziges Heilmittel oder Heilverfahren gegen Taubheit im Allgemeinen anpreist. In den meisten Fällen, mit Ausnahme derer, welche den äußern Gehörgang betreffen (wie z. B. die Entzündungen und Eiterflüsse oder trocknen Abschieferungen desselben, die sehr häufige Verstopfung desselben durch harten Ohrenschmalz oder Krankheitsproducte oder Baumwollpfropfe) kann man sogar im voraus annehmen, daß das Gehörübel unheilbar sein wird, besonders wenn es sich herausstellt, daß der Nerv leidet. Zu allen diesen

esto größer ist der auf den Geist. Das Gehör ist der Zeit und dem Werthe nach das erste Mittel zur geistigen Bildung. Die Vorstellungen, welche das Gesicht gibt, sind bei weitem nicht so bildend als die durch das Gehör erzeugten. Während der Blinde durch sein richtiges Gehör die Idee vom Übersinnlichen zu fassen vermag, die ihm von außen zugeführt wird, ja sogar ermöge seines Gebrechens mehr in einer geistigen Sphäre lebt, erhält der Taube durch sein beschränktes Gehör nur Vorstellungen vom Sinnlichen und ist dadurch lediglich auf Sinnliches hingewiesen. Der große Reiz zum Nachdenken über den innern Zusammenhang der Dinge und über das Geistige, der unmittelbare Austausch der Ideen durch die Sprache entgeht ihm gänzlich und sonach muß er erst eine unvollkommene Sprache, die der Geberden, zur Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse und dann erst Lesen oder die ihm ihrem Werthe und Gebrauche nach vollkommen räthselhafte Wortsprache auf rein mechanischem Wege erlernen, bevor er im Felde des Wissens irgendwie Fortschritte machen kann, ein Umstand, der allein schon seine Bildung beträchtlich verspätet. Sogar das eigene Selbstbewußtsein und somit das auch ihm eingepflanzte Sittengesetz bleibt ihm völlig unklar, wenn nicht sorgfältige Pflege und künstliche Mittel an die Stelle der gewöhnlichen Erziehung treten. Hierzu kommt noch die häufige Vernachlässigung und sogar nicht selten schlechte Behandlung taubstummer Kinder, sodaß es kein Wunder ist, wenn ihre Moralität sehr oft durch Leidenschaftlichkeit in Befriedigung ihrer Begierden, Geizhalsigkeit, Mißtrauen, Zorn, Rachgier u. s. w. getrübt ist, ohne daß dafür die Tugenden, welche aus denselben Quellen fließen, gefunden würden. Aus diesem Grunde nimmt auch das Gesetz, welches ohnehin Gebrechliche milder beurtheilt, bei diesen Unglücklichen eine geringere Berechnungsfähigkeit an. Den philanthropischen Bestrebungen der neuern Zeit ist es jedoch gelungen, durch zweckmäßigen Unterricht auch in der dunkeln Seele der Taubstummen Licht zu verbreiten, und eine ziemliche Anzahl derselben gelangt dadurch so weit, daß sie wenigstens der Hauptvorteile der Sprache theilhaftig werden, wenn ihnen auch der Genuß, den das Gehör bietet, auf immer unbekannt bleiben muß.

Taubstummenanstalten sind sowohl für den Unterricht wie für die Erziehung der Taubstummen bestimmt. Sie verdanken ihre Entstehung der Bemühung einer kleinen Anzahl Männer, welche mit Geduld und Muth aus eigenem Antriebe sich an das mühselige Geschäft der Bildung einzelner Taubstummen wagten, was im Anfange um so schwerer war, da es noch an allen Hülfsmitteln und an den Erfahrungen fehlte, welche gegenwärtig den Unterricht der Taubstummen erleichtern. Als erster Taubstummenlehrer ist Pedro de Ponce, ein span. Mönch zu Sahagun, anzusehen, der 1570 vier Taubstummen Unterricht ertheilte. Als andere Taubstummenlehrer sind bekannt in Spanien Ramirez de Carrion, in England Dr. John Bulwer, John Wallis und Wilh. Holder, in Holland der Arzt Joh. Konr. Amman, in Deutschland L. W. Berger zu Liegnitz in Schlesien, Elias Schulze in Dresden, Georg Raphael, Pastor in Lüneburg, u. A. Doch die eigentlichen Taubstummenanstalten sind erst Erzeugnisse des Wohlthätigkeitswesens seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., wo man gleichzeitig in verschiedenen Gegenden solche zu gründen suchte. Dies geschah besonders durch die menschenfreundliche Thätigkeit des Abbé Charles Michel de l'Épée in Frankreich, welcher 1760 das erste Taubstummeninstitut auf eigene Kosten gründete, das erst 1791 zu einer Staatsanstalt erhoben wurde, und Sam. Heinicke's, durch dessen Ruf bewogen der Kurfürst Friedrich August 1778 eine öffentliche Taubstummenanstalt zu Leipzig errichtete. Seit dieser Zeit haben die Taubstummenanstalten immer mehr allgemeine Berücksichtigung gefunden, sodaß es gegenwärtig in den civilisirten Ländern über 150 Taubstummenanstalten gibt, in denen über 5000 Taubstumme unterrichtet werden. Von diesen kommen auf Asien eine (in Kalkutta), auf Amerika 6, auf Europa gegen 150 (Deutschland 69, Italien 12, Frankreich 31, Großbritannien 12, die Schweiz 6 und Belgien 7). Die wichtigsten Taubstummenanstalten sind in Deutschland die zu Leipzig, Wien, Berlin, München und Gmünd; im übrigen Europa das königl. Institut zu Paris und die Anstalten zu Bordeaux, Lyon, Mailand, Gröningen, Kopenhagen, Schleswig, Bermondsey bei London, Edinburg und Claremont, sowie das Connecticut-Asylum zu Hartford in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dessenungeachtet wird auf der gesamten Erde nur etwa der 30. Theil der bildungsfähigen (im Alter von 5—15 J.) Taubstummen in den Anstalten unterrichtet (in Deutschland allein ungefähr der sechste Theil, in Sachsen fast alle, in ganz Europa der zwölfte Theil). Da die bildungsfähigen Taubstummen in den vorhandenen Anstalten nicht alle untergebracht werden können, so hat man den Lehrern auch die Aufgabe gestellt, Schulscholaristen und Lehrer in der Methode des Taubstummenunterrichts zu unterweisen, damit sie in ihrem künftigen Wirkungskreise Taubstumm minde-

stens als Vorbereitung auf den Unterricht in Taubstummenanstalten, unterweisen können, zu diesem Behufe auch mehrfach, namentlich in Preußen, mit den Schullehrerseminaren Unterrichtsanstalten für Taubstumme verbunden. Der Zweck, den Taubstummenunterricht dadurch allgemeiner zu verbreiten, ist aber entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen erreicht worden, da die Lehrer, wenn sie nicht fortwährend in Übung bleiben, die schwierige Taubstummenunterrichtsmethode leicht wieder verlernen, die meisten Lehrer auch schon so sehr beschäftigt sind, daß sie nicht viel Zeit und Muße übrig haben, um die in ihrem Orte befindlichen Taubstummen besonders zu unterrichten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Taubstummen in den Anstalten in wenigen Monaten weiter gebracht werden als in ihrer Heimat durch den Unterricht der Schullehrer in ebenso viel Jahren. Taubstumme Kinder mit vollsinnigen zugleich zu unterrichten, wie John Arrowsmith und Grafer meinten, ist deshalb nicht ausführbar, weil die hörenden Kinder durch den Unterricht der taubstummen sehr aufgehalten werden würden, da diese viel langsamer zu fassen vermögen und überdies einen eigenen Sprachunterricht erhalten müssen. Zweckmäßig ist es jedoch, wenn die taubstummen Kinder, ehe sie in einer Anstalt Aufnahme finden können, oder neben dem in ihrem Wohnorte ihnen zu Theil werdenden besondern Unterricht, die Ortschule wenigstens in den Stunden besuchen, wo technische Fertigkeiten getrieben werden, damit sie besonders auch des bildenden Umgangs mit vollsinnigen Kindern genießen. Selbst im älterlichen Hause schon muß der Unterricht eines taubstummen Kindes beginnen und dasselbe für den nachmaligen Besuch einer Taubstummenanstalt vorbereitet werden.

Taubstummenunterricht ist sehr schwierig und erfordert von Seiten des Lehrers, wie bei den Taubstummen immer zugleich Erzieher sein muß, eine unermüdlische Geduld und Ausdauer, Kenntniß der Sprache und Gewandtheit in der Entwicklung der Begriffe, weil bei ihnen dasjenige Organ fehlt, durch welches in der Regel der Seele Ideen und Kenntnisse zugeführt werden. Der nächste Zweck des Taubstummenunterrichts ist, den Taubstummen dahin zu bringen, daß er Andere verstehe und sich ihnen verständlich machen könne. Wenn dieses nächste Ziel erreicht ist, so geht alsdann der eigentliche Unterricht selbst, d. h. die Bekämpfung und Übung der geistigen Kräfte, die Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten, auf dieselbe Art, wie zum Theil durch andere Verständigungsmittel wie bei vollsinnigen Kindern, vor sich. Die Hauptsache bei dem Taubstummenunterricht sind mithin die Mittel, wodurch der Taubstummenlehrer und die Taubstummen sich gegenseitig verständlich machen, und deren Aneignung. Solcher Mittel gibt es zwei Hauptklassen: Zeichensprachen und Buchstabensprachen. Zu ersterer Klasse gehören: 1) die natürliche Zeichen- oder Geberdensprache, die ein Gemeingut der Menschen, aber bei dem auf sie beschränkten Taubstummen besonders ausgebildet ist. Dieses Verständigungsmittel ist bei dem Taubstummenunterricht unentbehrlich, indem dasselbe den anfänglichen Verkehr der Taubstummen unter sich und mit dem Lehrer allein möglich macht. 2) Die künstliche oder methodische Zeichen- oder Geberdensprache, die fast in jeder Anstalt gebräuchlich ausgebildet, aber schwer zu erfinden und zu erlernen, auch zeitraubend ist, den Taubstummen von dem Studium der geistigen Mienensprache abzieht und außer der Anstalt so wie gar nicht gebraucht werden kann. Zu der zweiten Klasse, den Buchstabensprachen, gehören: 1) die Finger- oder Handsprache, mittels welcher die Buchstaben des Alphabets durch die Bewegungen der Finger oder der Hand dargestellt werden. Sie hat noch weniger Werth als die künstliche Zeichensprache. 2) Die Lippensprache. Sie besteht in der Kunst, durch aufmerksames Beobachten der Bewegungen der Lippen, der Zunge und zum Theil der Gesichtszüge der Sprechenden zu verstehen und sich Andern auf diese Weise mitzutheilen. Sie ist den Taubstummen nicht leicht anzueignen, gewährt aber große Vortheile, und die Taubstummen bringen es in ihr sehr weit, da sie meist mit einem schärfern Gesicht begabt sind. 3) Die Schriftsprache ist ein Hauptmittel des Taubstummenunterrichts. 4) Die Tonsprache oder Lautsprache ist zwar von dem Tauben sehr schwer zu erlangen und erfordert sowohl von Seiten des Lehrers als des Schülers einen großen Zeitaufwand, große Anstrengung und viel Geduld; aber einmal erlernt, ist die Möglichkeit zu jedem fernern Unterrichte im Verhältnisse zu den Schülern des bisherigen so leicht geworden, daß sie überall nicht nur als Mittel, sondern auch zugleich Zweck des Unterrichts angesehen werden sollte. Sie ist unstreitig die höchste Aufgabe der Taubstummenbildung, wenn auch viele Taubstumme nur mit einer eintönigen, undeutlichen Stimme sprechen oder auch nur undeutlich articuliren lernen, und sie nur dazu dienen kann, daß der Taubstumme sich verständlich machen kann, da begreiflicherweise er selbst die Tonsprache nicht verstehen lernt. Eine nicht unbedeutende Anzahl Taubstummer gelangt dadurch zum vollständigen Besitze der Sprache und wird in den Genuß der Vortheile der menschlichen Sprache.

eingesetzt und für das bürgerliche Leben vollkommen brauchbar gemacht. Die angeführten Unterrichtsmittel werden nun vorzüglich nach zwei voneinander abweichenden Hauptansichten zum Taubstummenunterricht benutzt. Außer der von beiden für gleich unentbehrlich gehaltenen natürlichen Geberden- und Schriftsprache hält die eine von ihnen, die deutsche Schule, das laute Sprechen für das wichtigste Mittel zur Bildung des Taubstummen, während die andere, die franz. Schule, die Geberdensprache für die Muttersprache derselben ansieht und sich daher beim Unterricht auf sie beschränkt. Zu der erstern gehören Pedro de Ponce, Bonet, Pereira, Amman, Raphael, Wallis, Holder, vorzüglich aber Heinicke und Grafer. Ihr folgen bei weitem die meisten deutschen Anstalten und unter ihnen insbesondere die in Leipzig unter der Direction Reich's zu Ansehen gebrachte Taubstummenanstalt. Zu der zweiten gehören de l'Épée, Sicard und Huet und ihr folgen die franz., span., portug., ital., russ., poln., holländ., belg., sowie viele engl. und nordamerik. Anstalten. Dieselben bleiben jedoch nicht bei der natürlichen Geberdensprache stehen, sondern wenden eine künstliche Zeichen- oder Fingersprache an. Amman lehrte die Taubstummen dadurch sprechen, daß er sie daran gewöhnte, auf die bei jedem einzelnen Laute eränderte Stellung der Organe des Mundes zu achten, sie mit dem Gesicht aufzufassen und vor dem Spiegel nachzuahmen. Während er einen Ton vorsprach, ließ er des Taubstummen Hand an seine Kehle halten, um die zitternde Bewegung zu bemerken, welche darin entstand, wenn er den Ton von sich gab. Bei dem Nachahmen dieses Tons ließ er dann die Hand an seine eigene Kehle legen und gelangte so zum Aussprechen von Tönen, welche ein Taubstummer durch das bloße Nachahmen der mit dem Gesicht aufgefaßten Mundstellungen nicht würde hervorbringen können. Heinicke hat später diese Methode sehr vervollkommenet. In neuerer Zeit nähern sich jedoch die bessern franz. Schulen sehr den deutschen, indem auch sie die großen Vortheile des Unterrichts der Taubstummen im Sprechen einsehen, und selbst in Paris ist schon seit mehreren Jahren das Lehren der Tonsprache anbefohlen worden; doch wird es bis jetzt aus Mangel an darauf eingeübten Lehrern fast gar nicht ausgeführt. Vgl. Schmalz, „Über die Taubstummen und ihre Bildung“ (Dresd. und Lpz. 1848); Derselbe, „Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten und des Taubstummenunterrichts“ (Dresd. 1830).

Taucherglocke besteht aus einem luftdichten, großen, glockenförmigen Gefäße, welches mit einer Öffnung auf das Wasser gesetzt und versenkt werden kann, ohne daß es vom Wasser gefüllt wird. Die in der Glocke befindliche Luft verhindert den Eintritt des Wassers in dieselbe, und der offene Boden gestattet eine freie Bewegung des Tauchers. Diese Erfindung ist seit dem Anfang des 16. Jahrh. bekannt. In neuerer Zeit hat dieselbe manche Verbesserungen erhalten; dahin gehören Glasfenster in dem obern Theile, Schläuche mit Druck- und Saugpumpen zum Einbringen frischer und zum Wegnehmen der verdorbenen Luft. Doch darf man sich wegen der zu starken Verdichtung der Luft und des daraus entstehenden Drucks auf den menschlichen Körper nicht in sehr bedeutende Tiefen mit ihr wagen.

Taucherkunst nennt man die Fertigkeit, sich in die Tiefe eines Wassers hinabzulassen und da-
 rauf eine Zeit lang zu bleiben, um Perlen, Korallen, Auster und andere unterseeische Erzeugnisse, sowie versunkene Sachen zu suchen und in die Höhe zu bringen. Auch wird die Taucher-
 kunst bei großen Wasserbauten angewendet. Die menschliche Natur ist nicht danach eingerichtet,
 in ein Individuum länger als einige Minuten unter Wasser bleiben kann; die Ausnahmen
 stören zu den Seltenheiten und setzen eine große Übung voraus. Zu allen Zeiten hat man sich
 sehr bemüht, Mittel zu erfinden, durch welche es möglich ist, längere Zeit unter dem Wasser
 zu bleiben. Dahin gehört die Taucherglocke (s. d.), die wasserdichte lederne Hose und Jacke und
 die eiserne, über den ganzen Kopf gehende Helm mit Augengläsern und mit Schläuchen zum
 Atmen, die mit der Oberfläche in Verbindung stehen. Eine dritte Vorrichtung, die man zu
 diesem Behufe gemacht, ist ein cylinderförmiges kupfernes, mit hinlänglicher Luft versehenes
 Faß, in welches der Taucher, dessen Arme jedoch frei sind, gesteckt wird. Weniger angewend-
 et sind die unterseeischen Taucherboote. Den Taucherapparat mit Windbüchsenflaschen, worin
 zusammengedrückte Luft enthalten ist, hat Schultes 1792 erfunden, Beaudouin aber 1827 in
 Paris glücklich versucht.

Tauchnitz (Karl Christoph Traug.), ein rühmlichst bekannter Buchdrucker und Buchhändler,
 wurde 29. Oct. 1761 in Großpardo bei Grimma geboren, wo sein Vater Schulmeister
 war. Durch Armuth verhindert, sich seiner Neigung gemäß den Wissenschaften zu widmen, er-
 lernte er die Buchdruckerkunst in Leipzig und bildete sich in derselben nachher vorzüglich bei
 J. J. G. in Berlin aus. Nachdem er von 1792—96 bei seinem Lehrherrn Sommer in Leipzig

die Stelle eines Factors bekleidet, gründete er eine Buchdruckerei, welche, anfangs sehr klein, im 1798 mit einer Verlagsbuchhandlung, 1800 mit einer Schriftgießerei verbunden ward und mit der Zeit in die Reihe der größten derartigen Geschäfte Deutschlands eintrat. Im J. 1800 erschienen die ersten Bände (Theokrit, Bion und Moschus, von G. H. Schäfer) seiner Sammlung der classischen Autoren, welche durch Eleganz und Wohlfeilheit sich auszeichneten und eine fast europ. Verbreitung erfuhren. Auch Prachtausgaben erschienen von zweien derselben (Tryphiodor, 1809, und Theokrit, 1811), und seine Preisausgabe des Homer (1828), mit Vorrede von G. Hermann, erlangte die größte Correctheit dadurch, daß er auf die Nachweisung eines jeden Druckfehlers den Preis von einem Dukaten setzte. Bereits 1816 errichtete er zuerst in Deutschland eine Stereotypengießerei nach Stanhope's Methode und stereotypirte seine Classiker, sowie seit 1819 mehrer Bibelausgaben für eigenen Verlag und auswärtige Bibelsellschaften. Auch Musikwerke, z. B. Mozart's „Don Juan“, ließ er stereotypiren, was vorher noch nie versucht worden war. Seine Schriftproben (von 1806 und von 1816) zeugen von dem besten Geschmack in allen Schriftarten. In den letzten Jahren seines thätigen Lebens stereotypirte er die hebr. Bibel in zwei Ausgaben, den Koran in der Ursprache (1834) u. s. w. Er starb 14. Jan. 1836. Sein Geschäft ward von seinem Sohne Karl Christian Phil. L. fortgesetzt, der unter Anderm 1840 zum vierten Jubiläum der Buchdruckerkunst die umgearbeitete Ausgabe der hebr. Concordanz von Buxtorf vollendete. Ein Neffe von Karl Christoph Traug. L., Christian Bernh. L., begründete 1. Febr. 1837 zu Leipzig ebenfalls ein Verlagsgeschäft, mit dem er eine Buchdruckerei und Stereotypiranstalt vereinigte. Unter seinen Unternehmungen ist besonders die „Collection of British authors“ hervorzuheben, von welcher seit 1842 bis Ende 1854 ungefähr dreihundert Bände erschienen waren.

Lauenzien oder **Lauenzien** von Wittenberg (Friedr. Boguslaus Emanuel, Graf von) preuß. General der Infanterie, ein Sohn des im Siebenjährigen Kriege berühmt gewordenen Vertheidigers von Breslau, Boguslaus Friedr. von L.'s (geb. 18. April 1710, gest. 20. März 1791), war 15. Sept. 1760 zu Potsdam geboren und stand seit 1775 in preuß. Kriegsdiensten. Auch wurde er frühzeitig zu diplomatischen Sendungen verwendet. Im J. 1806 befehligte er als Generalmajor das in Baireuth aufgestellte Beobachtungscorps. Er leistete trotz des unglücklichen Gefechts vom 9. Oct., des ersten in jenem Kriege, lange Zeit der feindlichen Übermacht tapfern Widerstand und wußte dann seinen Rückzug auf die Hauptarmee glücklich zu bewerkstelligen. Bei Jena befehligte er die Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps unter Lützen. In Folge des unglücklichen Ausgangs der Schlacht mit in die allgemeine Flucht hineingerissen, theilte er bei Prenzlau das Geschick Hohenlohe's. Nach dem Tilsiter Frieden als Chef der brandenburg. Brigade angestellt, arbeitete er thätig für die Reorganisation der Armee. Als Preußen sich 1813 gegen Frankreich erklärte, ward er zum Militärgouverneur von Pommern ernannt und leitete die Belagerung von Stettin. Nach dem Waffenstillstand erhielt er das meist aus Landwehr bestehende vierte Armeecorps, welches der Nordarmee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden als Reserve zugewiesen war. In diesem Verhältnisse trug er namentlich zur Entscheidung der Schlacht bei Dennewitz durch einen geschickt geleiteten Cavalerieangriff und seine tapfere Gegenwehr gegen das vierte franz. Armeecorps, sowie zum Gewinn der Schlacht bei Großbeeren dadurch viel bei, daß er Blankensfelde deckte und den General Bertrand zurückschlug. Als sich nach der Schlacht bei Dennewitz die Nordarmee der Elbe näherte, deckte L. ihren linken Flügel und folgte ihr dann 5. Oct. bei Roslau über diesen Fluß. Da aber die schles. und die Nordarmee vereinigt 11. Oct. über die Saale gingen, um Napoleon auszuweichen, wurde sein Corps, um den Übergang über die Elbe und zugleich Brandenburg, besonders aber die Hauptstadt zu decken, bei Dessau zurückgelassen. Zwei franz. Armeecorps zwangen ihn, mit dem Blockadecorps von Wittenberg nach Baumgartenbrück bei Potsdam sich zurückzuziehen, wo er während der Schlacht bei Leipzig stehen blieb. Als nach dem Siege bei Leipzig die verbündeten Heere nach dem Rhein gingen, wurde ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg, sowie die Blockade von Magdeburg übertragen. Torgau ergab sich 16. Dec. 1813 und die Besatzung wurde zu Kriegsgefangenen gemacht; Wittenberg ward in der Nacht zum 13. Jan. 1814 durch den General von Dobschütz mit Sturm genommen; endlich fiel nach einer engern Einschließung 24. Mai auch Magdeburg. Im J. 1815 erhielt L. das Commando des sechsten Armeecorps, welches anfangs als Reserve an der Elbe stand, nach der Schlacht bei Waterloo aber nach Frankreich zog und als Occupationscorps in die Bretagne verlegt wurde. Schon 1791 in den Grafenstand erhoben, wurde 1814 seinem Familiennamen das Ehrenprädicat „von Wittenberg“ hinzugefügt. Nach Beendigung des

weiten Feldzugs wurde T. noch mit einem ansehnlichen Grundbesitz an der Ober bei Züllichau beschenkt und ihm der Oberbefehl über das dritte Armeecorps übertragen. Er starb als Gouverneur von Berlin 20. Febr. 1824. Sein Sohn ist Heinr. Friedr. Boguslaus von T., geb. 10. Jul. 1789, preuß. Generalmajor außer Diensten.

Tauern ist der gemeinschaftliche Name für die Central- und Hauptkette der Norischen Alpen oder der nördlichen Abtheilung der Ostalpen. (S. Alpen.) Die Tauernkette bildet die Fortsetzung der Centralalpen Tirols, besteht wie diese aus massenhaften Hochgebirgen mit Gletschern und Schneefeldern (hier Reese genannt) und reicht von dem Dreiherrnspiz gegen Osten längs der Südseite des Salzathals bis zu den Quellen der Mur und der Enns, wo die Massenhaftigkeit und Höhe abnimmt. Die höchsten Gipfel erheben sich über 11- und 12000, die Kamminschnitte zu 6—7000 F. Von dem Dreiherrnspiz an, südlich von der Salzaquelle und dem Orte Kruml, stehen hier von Westen gegen Osten der Sulzbacher Rees oder Benediger, 1549 F., der 12158 F. hohe Großglockner (s. Glockner) an der Grenze von Salzburg, Tirol und Kärnten (der höchste Berg Deutschlands und der östr. Monarchie), das Große Wiesbachhorn oder Krummhorn, 11013, der Hochnarr, 10052, das Hochkar, 10347, der Inzögel (bei Gastein), 10014, und die Hafnerspiz, 9425 F. hoch. Weiter ostwärts beginnen die Steirischen Alpen, die sich an den Quellen der Mur und Enns in zwei von der Mur getrennte Ketten gabeln. Die südliche und höhere dieser Ketten hat in ihrem westlichen Theile noch Hochgebirge von 8000 F., die ebenfalls Tauern heißen, aber keine größern Alpenstöcke und Schneefelder mehr aufweisen, dagegen weit tiefere, bis in die Waldregion hinabreichende Kamminschnitte oder Scharten. Es folgen hier die Radstadter Tauern, der Hochgolling, 8804, die Rottenmanner Tauern mit dem Rieseeß, 8232, dem Gamskogel, 6649, dem Bösenstein, 7523 F. hoch. Kunststraßen führen von Radstadt über den Radstadter Tauernpaß (4950 F. hoch) nach St. Michael und von Liezen über Trieben, den Rottenmanner Tauernpaß (etwa 5000 F. hoch) nach Judenburg. Die centrale Hauptkette der Tauern besteht aus krystallinischen Schiefer, Gneis, Glimmerschiefer, Talk- und Chloritschiefer mit Einlagerungen von körnigem Kalkstein und Serpentin, hier und da durchsetzt von Granit. Zu beiden Seiten derselben sind breite und tiefe Längenthäler ihr parallel eingeschnitten oder aufgespalten, welche vorzugsweise den etwas leichter zerstörbaren Gesteinen der Grauwackenformation folgen und beiderseits die nördlichen und südlichen Kalkalpen absondern, deren erstere als Salzburger Alpen bekannt sind.

Taufe. Die religiöse Bedeutung, welche die ursprünglich nur zur Gesundheitspflege vorgeschriebenen Abwaschungen in reinem Wasser bei den Morgenländern von Alters her hatten, ist das Mosaische Gesetz auch den Reinigungen der Juden, und schon in der vorchristlichen Zeit wurde jeder zum Judenthum übergehende Heide nicht nur beschnitten, sondern auch getauft. In dieser süd. Proselytentaufe unterschied sich die Taufe des Johannes durch den Umstand, daß er auch geborene Juden taufte, um sie durch die Reinigung an die Nothwendigkeit einer kommenden Buße und Besserung zu erinnern; denn daß die Wassertaufe ein Sinnbild der Reinigung der Seele vom Bösen sei, war seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Jesus selbst ließ von Johannes taufen, was auch mit mehreren seiner Apostel, welche vorher Jünger des Johannes gewesen waren, geschehen sein mußte. Zudem verordnete er, daß die Anhänger seiner Lehre durch die Taufhandlung in seine Gemeinde aufgenommen und zum christlichen Glauben und Leben eingeweiht werden sollten. Die Taufe wurde daher ein christlicher Religionsgebrauch, ohne den keine Aufnahme in die Christenheit stattfinden kann. Die Apostel und ihre Nachfolger taufte die Täuflinge mit den Worten: „Ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“, in einen Fluß oder in ein mit Wasser gefülltes Gefäß; nur bei kranken Täuflingen fand ein bloßes Besprengen mit Wasser statt, welches Krankentaufe oder klinische Taufe hieß. Die griech. Kirche behielt, wie die schismatischen Christen im Morgenlande, das völlige Untertauchen bei, dagegen wurde in der röm. Kirche seit dem 13. Jahrh. bloßes Besprengen des Kopfes mit Wasser bei der Taufe gewöhnlich und blieb auch bei den protestanten herrschender Gebrauch. Die dreimalige Wiederholung desselben gründete sich auf die Lehre von der Trinität. In den ersten Jahrhunderten, wo gewöhnlich nur Erwachsene zum Christenthum übertraten, wurden die Neubekehrten, die Katechumenen, vor ihrer Taufe in der Religion unterrichtet, und der Glaube an die Kraft dieses Brauchs, den Täuflingen Sündenvergebung zu verschaffen, bewog manchen Katechumenen, die Taufe so lange als möglich aufzuschieben. So ließ sich Kaiser Konstantin d. Gr. erst kurz vor seinem Tode taufen. Die Lehre des Augustinus von der unwiderruflichen Verdammniß der Ungetauften verwandelte diese

als aber die Kindertaufe zur Regel und die Namengebung mit ihr verbunden ward, übten das Recht der Bestimmung die Altern, besonders der Vater, oder deren Stellvertreter, namentlich die Pather, oder auch der taufende Geistliche. Häufig gab man den Erstgeborenen die Namen der Großaltern, oder übertrug auch Namen der Pather auf die Täuflinge. Von ältester Zeit her forderte sowohl die Kirche als auch die in der Sache selbst begründete Sitte passende Taufnamen, und die Mehrzahl derselben sondert sich in einige große charakteristische Gruppen. Viele beziehen sich auf Gott und auf die Pflichten gegen ihn, als Gottlieb, Gottfried, Gottwald, Theodor, Amarus; andere auf den Religionsstifter, doch so, daß der Name Jesus selbst und Ableitungen von ihm vermieden werden; nur bei den Syrern begegnet man Namen wie Jesujab (Jesus dedit), Hebr.-Jesu (servus Jesu). Häufig dagegen sind Ableitungen von Christus, als Christian, Christiana, Christoph; auch Emanuel oder Immanuel ward ohne Bedenken gebraucht. Ferner entlehnte man die Namen der Apostel, Evangelisten, Märtyrer und Heiligen, und hier zeigen sich sowohl confessionelle als geographische Unterschiede, sofern die Heiligennamen überhaupt von der kath. Kirche bevorzugt wurden und weiter in den verschiedenen Ländern sich eine Vorliebe für gewisse National- und Localheilige kundgab. So lieben die Griechen die Namen Basilus, Ignatius, Gregorius; die Italiener Benedictus, Ambrosius, Alysius; die Franzosen Martin, Hilarius, Dionysius; die Spanier Ildefonsus (Alphonso), Ferdinand, Elvira; die Engländer Thomas, Augustin; die Iren Patricius; die Dänen und Schweden Axel (Absalon), Margarius; die Slawen Cyrill, Methodius, Wenceslaus, Kasimir; die Schweizer Beatus, Lacinus, Felix; die Baiern Rupert; die Schwaben Fridolin; die Franken Kilian; die Sachse Ludger; die Preußen Adalbert, Bruno; die Böhmen Nepomuk u. s. w. Wo der Protestantismus mit eifernder Hefigkeit auftrat, wie während des 16. Jahrh. in Frankreich, Holland und England, da verwarf er die Heiligennamen und wählte dafür alttestamentliche: Abraham, Jakob, David, Anna, Susanna u. dergl.; und wiederum in Gegensatz hierzu befahl der Catholicismus Romanus ausdrücklich, den Täuflingen Heiligennamen beizulegen. Nur Martin, Philipp und Ulrich sind stets bei den Protestanten beliebt gewesen, als Vornamen der Reformatoren Luther, Melanchthon und Zwingli, während andererseits bei den Katholiken aus dem Marienkult der wunderliche Gebrauch entsprang, den Namen Maria auch für das männliche Geschlecht zu verwenden. Ferner noch wurden Namen gebildet aus den Benennungen der christlichen hohen Feste und Taufzeiten, als Natalis, Epiphanius, Paschalis; auch solche, die an christliche Tugenden erinnerten, als Eusebius, Pius, Charitas. Ja sogar Thiernamen wählte man, Leo, Asellus, Columba, theils ihre natürliche Bedeutung symbolisch auffassend, theils aus frommlicher Demuth. In Deutschland behielten die alten einheimischen Namen lange das Übergewicht. Fremde kirchliche Namen von hebr., griech. und lat. Herkunft werden häufiger erst seit den Kreuzzügen, und eins der frühesten Beispiele eines deutschen Herrschers mit ausländischem Namen bietet der hohenstaufische Kaiser Philipp. Nach dem Aufkommen bleibender Geschlechter traten die Taufnamen als Vornamen vor dieselben; und aus der seit dem Ende des 15. Jahrh. überhandnehmenden Sitte, zwei und mehr Taufzeugen zu stellen, entsprang der Gebrauch, einem und demselben Kinde mehrere Taufnamen zugleich beizulegen. Die kath. Kirche hat außerdem noch bei der Firmung (s. d.) unpassende Taufnamen durch neue zu ersetzen oder dieselben doch noch einen neuen hinzuzufügen; jedoch besteht über Annahme des Firmnamens über seine Führung im gewöhnlichen Leben kein Kirchengesetz. Die Gewohnheit, bei dem Eintritt von einer Confession zu einer andern den Taufnamen zu ändern, ist nie allgemein gewesen und besteht gegenwärtig als Regel nur in der griech. Kirche. Gegen Ende des 18. Jahrh. führte theils Gleichgültigkeit oder Widerwille gegen kirchliche Formen, theils Neuerungsucht zu mancherlei Wunderlichkeiten in der Namengebung, am auffallendsten in den ersten Zeiten der Französischen Revolution, wo Namen wie Liberté, Egalité, Sansculotte ugl. ganz gewöhnlich vorkamen. Doch schon 1802 ward durch ein Gesetz der alte Brauch Frankreich hergestellt, und auch in Preußen wie im übrigen Deutschland erschienen Verordnungen gegen abenteuerliche und unschickliche Taufnamen. Vgl. Volz, „Die Nomen in den Taufnamen“ (Lpz. 1825); Fleischner, „Onomatologie, oder Versuch eines lat. Wörterbuchs der Taufnamen“ (Erlang. 1826); Sommer, „Die Taufnamen und ihre Bedeutung“ (Berl. Potsd. 1844); vorzüglich aber: August, „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie“ (Bd. 7, Lpz. 1825).

Taufzeugen, s. Pather.

Tauler (Joh.), ein ausgezeichnete deutscher Mystiker und Prediger, geb. zu Strassburg, gest. daselbst 16. Juni 1361, war um 1308, einem bedeutenden Vermögen entsagend,

heben sich der Roffert, 1520, der Stauffen, 1285, der Trompeter, 1483, und die Platte mit dem Jagdschlosse, 1418 F. hoch; weiter südwestlich die Hohe Wurzel, 1781, die Kalte Herberg, 720, die hallgarder Hange, 1710 F. hoch. Das südwestliche Drittel zwischen dem Rhein und dem ördlichen engen und romantischen Wisperthal wird auch das Rheingaugebirge (s. Rheingau) genannt. Der Taunus ist, aus der Gegend von Frankfurt gesehen, ein imposanter Rücken, aber nur schwach undulirt in seinem Profil und, wenn man ihn erstiegen hat, kaum deutlich abzuheben von dem nördlichen dahinter liegenden Grauwackenhochland. Sein innerer Bau zeigt dem des Hundsrück, dessen nordöstliche Fortsetzung er ist, sehr analog. Seine Hauptmasse steht aus versteinungsleerem Thonschiefer, hier und da übergehend in Talkschiefer, auf den öhen überlagert oder nur überragt von Quarzit, während mächtige Quarzgänge hier und da besondere Felsriffe veranlaßt haben. Nördlich grenzen auch hier wie im Hundsrück Grauwackenbildungen an. Dazu gesellen sich basaltische Durchsetzungen, die sich besonders zwischen Wiesbaden und Naurodb finden, mit zahlreichen und verschiedenen mineralischen Quellen, zu den wichtigsten der auf geologischen Ursachen beruhenden Erwerbsquellen des Taunus gehören. Die kupfererzhaltigen Gänge bei Naurodb und Königstein haben sich bis jetzt nicht des Abbaus würdig erwiesen, ebenso wenig die Schwefelkieslagerstätten bei Wildsachsen unweit Wipstein. Erzreich sind dagegen die Lahngegenden. Die starken Waldungen des Taunus bestehen meistens aus Buchen, auf den Hochflächen aus Fichten. Überall, wo es angeht, ist das Gebirg wohl angebaut und an den südlichen Abhängen mit herrlichen Weinpflanzungen, Obsthainen, Kaniemwäldchen und selbst mit Mandelbäumen besetzt. Von seinen zahlreichen Gewässern führen im N. die Ufe über Homburg in die Wetter, im S. die Schwarze über Eppstein direct in den Main, im W. die Wisper bei Lorch in den Rhein, die längern gegen N. in die Lahn, wie die Mar bei Diez, die Ems oberhalb Limburg, die Weil bei Weilburg. Berühmt ist der Taunus durch die herrlichen Aussichten auf seinen Kuppen, die Schönheit und Milde seiner Thäler und Thälerlängen, die Menge seiner Ortschaften, alten Burgen und Überreste röm. Verschanzungen, nützlich aber durch seine zahlreichen Mineralquellen. Der letztern sind über 40 bekannt; die nördlichen sind mehr stahl- und eisenartig, die südlichen reicher an Salz, Schwefel und Wärme. Mehrere derselben haben als Heilquellen und Bäder europ. Ruf, wie Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Selters, Homburg und Soden. Nicht mehr zum Taunus selbst gehören die in der Lahn gelegenen Quellen von Ems, Geilnau und Fachingen, sowie Oberlahnstein und Lahnbad. Die nach dem Gebirge benannte, seit 1840 eröffnete Taunusseisenbahn, $5\frac{1}{4}$ M. verbindet Frankfurt am Main mit Mainz und Wiesbaden, eine Zweigbahn, die von Höchst (1 M. von Frankfurt) abgeht und $\frac{1}{2}$ M. lang ist, seit 1847 mit Soden. Vgl. Sandberger, Nassau. Heilquellen“ (nebst geognostischer Karte des Taunus, Wiesb. 1851); Braun, Geographie des eaux de Wiesbaden“ (Wiesb. 1852); „Wiesbaden, die übrigen Taunus- und das Herzogthum Nassau“ (Kff. 1854).

Taurien, ein Gouvernement in Südrußland, begrenzt im N. von Cherson und Zekaterino-grad, im D. von Isterm und dem Asowschen Meere, im S. und W. vom Schwarzen Meere, umschließt die Halbinsel Krim (s. d.) oder Taurien im engeren Sinn und die mit derselben durch die Isthmus-Landenge von Perekop, welche das sogenannte Todte Meer im Westen von dem Faulen Meer oder Siwasch trennt, zusammenhängende, vom untern Dniepr ostwärts bis zum Küsten-Strand Berda reichende Steppe Nogai und hat ein Areal von 1164 QM. mit Einschluß des Gouvernements von Kertsch in der Krim und mit Ausschluß des Siwasch, der an 47 QM. beträgt, aber als ein Binnengewässer gewöhnlich mit hinzugerechnet wird. Die Bodenbeschaffenheit ist sehr verschieden. Während der Süden der Halbinsel Krim ein reizendes, reiches und kultivirtes Bergland bildet, ist ihr nördlicher Theil und die Nogai eine öde, wasser- und arme Steppe, mit salzigem, daher zum Ackerbau untauglichen Boden, dagegen durch weite Flächen zur Viehzucht geeignet und auch benutzt, sodaß das Gouvernement einen höchst bedeutenden Viehstand hat. Die Bevölkerung, deren Zahl 1846 auf 572200 E. berechnet wurde, besteht der Mehrzahl nach aus mohammedan. Nogaiern (s. d.) und andern Tataren, wozu noch Armenier, Juden, Zigeuner, Russen, Griechen und andere Europäer, besonders Deutsche gehören, indem sowol in der Krim wie in der Nogai seit längerer Zeit von der russ. Regierung Ansiedler aus Süddeutschland, der Schweiz, auch Mennoniten aus Preußen herangezogen sind, die eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Colonien angelegt haben. Namentlich geschah dies bei Kreise Berdiansk und an den Ufern der in das Asowsche Meer fließenden Molotschnaja, deren gemeinsamen Namen des Molotschnaer Colonistenbezirks führen. Das Gouvern. zerfällt seit 1842 in acht Kreise, von denen Melitopol, Berdiansk, Aleschki die Nogai,

Innereasien den Weg über Trapezunt und T. eingeschlagen, ist letzteres zu einem der wichtigsten Handelsplätze Asiens geworden und der Mittelpunkt des Karavanenverkehrs zwischen Trapezunt und Persien. In gewerblicher Hinsicht ist die Verfertigung von Leder, besonders Chagrin, Teppichen, Seiden- und Goldwaaren nicht unerheblich. Die Stadt wurde 790 vor Zobeide, der Gemahlin des Khalifen Harun-al-Raschid, erbaut, war im Laufe der Zeit allen den Stürmen und Wechselln ausgesetzt, welche das westliche Persien betrafen, 1808—35 die Residenz des pers. Prinzen Abbas-Mirza (s. d.) und durch diesen Vermittlerin der Europäisirung Persiens.

Tauroggen (russ. Tawrogi), eine Stadt im Kreise Rossienne des russ. Gouvernements Wilna, am Memelzufluß Jura, 1 M. von der preuß. Grenze und 4 M. nordöstlich von Tilsit, hat ein Grenzzollamt und 2000 E. Sie war sonst die Hauptstadt einer lith. Herrschaft, die außer ihr 34 Dörfer umfaßte, kam 1680 durch Heirath an Preußen und 1795 durch Vertrag an Rußland. Hier unterzeichnete 21. Juni 1807 Kaiser Alexander den Waffenstillstand, der dem Frieden von Tilsit vorausging, und in der Mühle des gegenüber, westlich an der Jura gelegenen Dorfs Posarum, Poscherun oder Poscherau schloß 30. Dec. 1812 der preuß. General York (s. d.) mit dem russ. General Diebitsch die gewöhnlich nach T. benannte Waffenstillstands- und Neutralitätsconvention. Im April 1831 zersprengten bei T. die Russen unter Schirmann die lith. Insurgenten.

Taurus heißt im engern Sinne jetzt, wie im Alterthum, das südliche Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien oder Natolien. Dasselbe zieht, durch den Euphrat von dem armenischen Taurus, als dessen Fortsetzung es anzusehen ist, geschieden, westwärts bis an das ägäische Meer, indem es die Küstenländer Cilicien, Pamphilien und Lycien erfüllt, dieselben von den Plateaulandschaften Kappadocien, Lykaonien und Phrygien trennt und in der vielfach ersplitterten Küste Kariens sein Ende findet. Es bildet in dieser Erstreckung einen ununterbrochenen, ausgezackten, schneeigen Höhenzug von Waldgebirgsketten, fällt gegen S. in kurzen Absätzen oder plötzlich und steil, nur selten, wie in der Gegend von Tarsus und Adalia, in malen Küstenebenen Raum gebend, zum Meere, nordwärts dagegen in sanften Gehängen zu inneren Plateauflächen ab und erreicht im östlichen Cilicien die Gipfelhöhe von 10—12000, öfter westlich von 7—9000 F. Das Gebirge ist sehr unwegsam und war von jeher der Sitz harter und räuberischer Bergvölker. Die wichtigste Tauruspassage, die Cilicischen Pässe bei den Alten, jetzt Gülek-Boghaz genannt, durchseht, auf der großen Heer- und Karavanenstraße zwischen Kleinasien und Syrien gelegen, das Gebirge, welches hier im W. Bulghar-Dagh, im N. Aladagh heißt, in engen Defilées im N. von Tarsus und ist in der Kriegsgeschichte bekannt durch die Züge des jüngern Cyrus mit den 10000 Griechen, Alexander's d. Gr., des Kaisers Alexander Severus gegen Pescennius Niger, der Kreuzfahrer, endlich der Osmanen bis auf den Krieg Mehmed-Ali's von Agypten gegen die Osmanen. Östlich von dieser Passage durchziehen zwei Flüsse den T., nämlich von Norden kommend der Seihün (Sarus oder Psarus der Alten), der unterhalb Adana mündet, und weiterhin, von Nordosten herkommend, der Schihân (Pyramus), der in dessen Nähe sich ergießt und den T. von dem Gebirgszuge Amasus trennt, welcher unter den jetzigen Namen Dschebel-Nür, Durdun- und Giaux-Dagh den östlichen Meerbusen oder Golf von Iskanderun umzieht und das Verbindungsglied zwischen dem T. und dem syr.-paläst. Gebirgslande bildet. Weniger bedeutend sind die zahlreichen übrigen Flüsse, welche der T. gegen Süden dem Meere zusendet, wie der Tarsus-Tschai (Cydnus) Tarsus, der Göc-Su (Calycadnus) bei Selektieh (Seleucia), d. i. der durch Friedrich Barbarossa's Tod bekannte Saleph oder Selef; ferner der Kapri-Su (Curnimedon, bekannt durch Simon's Doppelsieg), der At-Su (Gestrus), der Rodscha-Tschai oder Etschen (Xanthus), Doloman-Tschai oder Gerdenis-Tschai (Calbis oder Indus) u. a. Dürre ist die Nordseite des T. Hier liegen an seinem Fuße mehrere bedeutende, meist salzige Seen. Im Osten des ersten Hauptpasses zweigt sich ein mächtiger Seitenarm des T. ab, welcher, von den Alten Titaurus genannt, anfangs das obere Thal des Seihün einschließend, gegen Norden zieht, dem Kifil Irma (Halys), dann, gegen Nordosten gewendet, dem Euphrat nähert und die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen bildet. Ob und wie er mit dem nördlichen Randgebirge Kleinasien. Halbinsel in Verbindung steht, ist nicht bekannt; sicher aber ist, daß der 12400 F. hohe Erdschisch mit seinen zwei Kratern, unweit der Stadt Kaisarisch (der Mons Argäus bei Strabo), nicht zu ihm gehört, vielmehr isolirt aus der etwa 2400 F. hohen Plateaufläche aufsteigt. In der That ist man jetzt davon abgekommen, die verschiedenen Gebirgsketten und Gebirgsgruppen der Halbinsel, selbst den Nord- und Westrand derselben, als Zweige des T. und Antitaurus

„b. i. Freud auf Leid. Ähnliche Werke sind noch „Mille et une quart d'heures“; „Contes un endormeur“ u. s. w.

Tausendfüße oder **Myriapoden** nennt man eine Insektengruppe, die gleichsam den Vermittler zwischen Insekten, Spinnen- und Krustenthieren bildet und in allen Welttheilen, besonders den wärmern Zonen vorkommt. Sie gleichen kleinen geringelten Schlangen mit zahlreichen, zu zehn Paaren an jedem Gliede befestigten Füßen und haben meist einen plattgedrückten Leib und eine schmutzige Farbe. Sie leben als Raubthiere an dunkeln, feuchten Orten, an Pflanzenwurzeln, unter Blumentöpfen u. s. w. Man findet sie von der Größe eines halben Zolls bis zu der eines Fußes. Letztere, den heißen Himmelsstrichen angehörig, werden ihres schmerzhaften, bisweilen selbst gefährlichen Bisses wegen gefürchtet.

Tausendgüldenkraut (*Erythraea*) heißt eine in Deutschland auf Wiesen häufig vorkommende Pflanzengattung aus der Familie der Enziangewächse mit trichterförmiger, fünfstheiliger Lumentrone und fünf Staubgefäßen. Das gemeine Tausendgüldenkraut (*E. Centaurium*) hat einen vierkantigen, $\frac{1}{2}$ —1 F. hohen, astlosen Stengel mit länglichen Blättern und endständigen Dolbentrauben von rosenrothen Blüten. Neben dem krystallisirbaren Centaurin enthält es einen bitteren Extractivstoff, weshalb es, zur Blütezeit gesammelt, als *Herba Centaurii minoris*, ein Enzian und Fiebertlee, gegen Verschleimung, Verdauungsschwäche und Fieber officinell ist. Auch dient es zur Verbesserung junger Weine, zur Bereitung bitterer Brantweine und zum Färbefarben.

Tausendjähriges Reich, s. **Chiliasmus**.

Tausendschönchen, s. **Gänseblümchen**.

Tautologie heißt in der sprachlichen Darstellung die Bezeichnung eines Gedankens durch ihre gleichbedeutende Ausdrücke. Sie unterscheidet sich vom Pleonasmus (s. d.), indem hier mehr, als zur Deutlichkeit erforderlich ist, in der Tautologie aber gerade Dasselbe noch ein mal, und auch mit andern Worten, gesagt wird. Gewöhnlich nimmt man eine grammatische Tautologie, wie „Pestpeuche“ oder „Schiffsflotte“, und eine rhetorische an, welche in nutzloser Häufung sinnverwandter Worte besteht, wie in dem Sage: Ich bin sehr froh und erfreut über die Worte und Ausdrücke, womit sie mich geehrt und ausgezeichnet haben. Übrigens ist die Tautologie, da sie meist aus Gedankenarmuth oder Nachlässigkeit entspringt, selbst nicht im populären Vortrage zu dulden und höchstens nur im Scherze anwendbar. — **Tautacismus** nennt man die klingende Häufung von gleichen Anfangsbuchstaben in nahestehenden Silben und Wörtern. **Tauwerk** heißen im Seewesen alle aus Hanf gefertigten Seile, sie mögen stark oder schwach seyn. Die dünnsten Seile werden Leinen oder Lienen, die dickern Trossen, die stärksten Kabel genannt. Unter Tau ohne weitem Zusatz pflegt man die Ankertaue zu verstehen, statt welcher man sich aber gegenwärtig fast allgemein eiserner Ketten (Ankerketten, Kettentaue) bedient. Einer Bestimmung nach zerfällt das Tauwerk eines Schiffs in stehendes und laufendes: erstere dient zur Befestigung der Masten u. s. w., bleibt überhaupt ausgespannt an seinem Plage; letzteres wird auf- und abgerollt oder läuft durch Blöcke (über Rollen).

Tabernier (Jean Baptiste), franz. Reisender, geb. zu Paris 1605, war der Sohn eines Goldartenhändlers aus Antwerpen. Er lernte als Juwelier und brachte es in seiner Kunst zu einer seltenen Vollkommenheit. Bereits in seinem 22. J. durchreiste er Frankreich, England, Niederlande, Deutschland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien. Vierzig Jahre durchzogene er sodann die Türkei, Ostindien und Persien in allen Richtungen. Da er sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte und als Protestant in einem freien Staate zu leben wünschte, erliefte er nach der Rückkehr von seiner letzten Reise die Baronie Aubonne am Genfersee. Doch die üble Betragen eines seiner Neffen veranlaßte ihn 1687, seine Baronie dem Marquis du Chesne zu verkaufen, worauf er eine siebente Reise unternahm, auf der er zu Moskau 1689 ankam. Er war ein hellsehender Mann, der in den Ländern, die er besuchte, eine Menge merkwürdiger Beobachtungen machte. Da er nicht selbst die Fertigkeit hatte, dieselben schriftlich zu setzen, so unterzogen sich dieser Arbeit Sam. Chappuzeau und Lachapelle und ließen die *Voyages en Turquie, en Perse et aux Indes* (3 Bde., Par. 1677—79) erscheinen.

Tawastehus oder **Tawasthus** (schwed. Tawastland, finnisch Humeenmaa), ein seit 1831 errichteter Kreis oder Län des russ. Großfürstenthums Finnland, im südwestlichen Theile desselben, ein Areal von 358 $\frac{1}{4}$ QM., wovon 47 auf die zahlreichen Seen kommen, und 152526 G. (350). Das Land theilt die Natur des südlichen Finnland, enthält an der Ostgrenze den 100 M. langen und bis 3 M. breiten Paigäune- oder Päijänesees, welcher 250 F. hoch liegt und durch Vermittelung mehrerer kleinern Seen in den Fluß Kymijoki oder Kymmene-Elf,

lassen bezüglich. Unter die erstern gehören Thon's „Handbuch für Naturaliensammler u. s. w.“ (Jlmen. 1827) und Suckow's „Vademecum für Naturaliensammler“ (Stuttg. 1830).

Taxis, s. Thurn und Taxis.

Taxus oder Eibenbaum (*Taxus*), eine in den nördlichen Theilen beider Continente verbreitete Baumgattung aus der zu den Zapfengewächsen gehörenden Familie der Eibengewächse mit schmal-lanzettigen, nadelförmigen, immergrünen Blättern, die männlichen Blüten in Rispen, die weiblichen einzeln, höchstens zu zweien beisammentragend und ausgezeichnet durch den fleischigen Fruchthalter, der sich ringförmig um die harte Schließfrucht erhebt, sodaß ein steinartiges Gebilde entsteht. Der gemeine *Taxus* (*T. baccata*), ein 30—40 F. hoher Baum, wächst in den Bergwäldern des mittlern und südlichen Europa, sowie in Sibirien und erreicht ein Alter von 3—400 Jahren. Sein sehr hartes, an Güte dem Buchsbaume fast gleichgeschaffenes Holz dient zu feinen Arbeiten, ehemals geraspelt (*Lignum Taxi*) gegen Wasserscheu. Die alte bekannte Giftigkeit des Baums ist sehr übertrieben worden. So wird, während die Schließfrucht narkotisch wirkt, die rothe Hülle ohne Schaden gegessen. Die Eibenblätter (*Folia Taxi*) werden officinell wie Wachholder verwendet.

Taygētus oder Taygeton, jetzt Pentadaktylon, ein hohes und rauhes Gebirge zwischen Sparta und Messenien, dessen Gipfel und Felsspitzen zum Theil mit Schnee bedeckt sind, zieht sich von Norden nach Süden durch Sparta hindurch und endigt mit dem Vorgebirge Tanarum. Der westliche Abhang bildet mit der gegenüberliegenden messenischen Bergkette die fruchtbare, vom Pamisos durchströmte messenische Ebene mit dem schönen Meerbusen.

Taylor (Jeremy), ein berühmter Theolog der engl. Kirche, geb. zu Cambridge 1613, studierte auf der dasigen Universität und später auch mit Erzbischof Laud's Unterstützung in Oxford. Bald darauf wurde er Kaplan des Erzbischofs und Rector zu Uppingham in der Grafschaft Rutland. Auch die Gunst des Königs Karl I. erwarb er sich und schrieb auf dessen Befehl seine Vertheidigungsschrift für das Episkopat. Als der König im Kampfe mit dem Parlamente unterlag, verlor T. sein Amt und lebte nun bis zur Wiederherstellung des Königthums mit theologischen Arbeiten beschäftigt, welche sich durch Beredsamkeit und Stil, vorzüglich aber durch einen zu jener Zeit ungewöhnlichen Geist der Milde und Duldung gegen Andersdenkende auszeichnen. Kurz nach Karl's II. Thronbesteigung wurde er zum Bischof von Down und Connor, später auch zum Mitglied des irischen Geheimen Rathes und zum Kanzler der Universität zu Down ernannt. Mit Eifer erfüllte er auch jetzt seine Berufspflichten und behielt seine frühere Milde und Bescheidenheit bei. Er starb 13. Aug. 1667. Seine zahlreichen Schriften sind vom Bischof Heber in 15 Bänden 1822 gesammelt; unter ihnen sind namentlich berühmt „*Liberty of prophesying*“ (1647); „*The life of Christ or the great exemplar*“ (1648), ein noch jetzt in England vielgelesenes Buch; die „*Treatises on holy living and holy dying*“ und namentlich seine Predigten. Vgl. Willmot, „*Bishop Jeremy T.; his predecessors, contemporaries and successors*“ (Lond. 1846).

Taylor (John), engl. Philolog und Kritiker, geb. 1703 zu Shrewsbury, widmete sich zu Cambridge der Theologie und Rechtswissenschaft, erhielt 1732 eine Anstellung als Bibliothekar an dasiger Universität, wurde später Director der königlichen und antiquarischen Societät und bekleidete mehre geistliche Ämter, zuletzt an der Paulskirche in London, wo er 4. April 1766 starb. Seinen Ruhm begründete er durch die namentlich in Hinsicht des Rechts und der Alterthümer vortreffliche Erläuterung der attischen Redner, besonders des Lysias (Lond. 1739), des Demosthenes, Aeschines, Dinarch und Demades (3 Bde., Cambr. 1748—1757), durch die hiervon getrennte Bearbeitung der Reden des Demosthenes gegen Midias und des Lysias gegen Leokrates (Cambr. 1743); ferner durch die „*Commentatio ad legem decemviralem in ipe debitorum in partes dissecando*“ (Cambr. 1742) und durch die erste Bekanntmachung und Erklärung einer griech. Marmorinschrift, die der Graf Sandwich nach England gebracht hatte, unter dem Titel „*Marmor Sandvicense*“ (Cambr. 1743). Schätzbar sind auch seine „*Elements of civil law*“ (Cambr. 1755; neue Aufl., 1769).

Taylor (Thom.), engl. Philolog und Mathematiker, geb. 1758 zu London, wurde von seinen Eltern für den geistlichen Stand bestimmt, verließ aber die begonnenen Studien und setzte sich mit Eifer auf die Mathematik. Später wurde er wieder als Zögling eines distinguirten Predigers bewogen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Durch die heimliche Verheirathung mit einem Mädchen, das er schon als Knabe geliebt hatte, kam er in eine hilflose Lage. Nachdem er einige Zeit Schulmeister gewesen, wurde er Diener in einem Wechselhause zu London, wo er sich aber kaum den nothdürftigsten Unterhalt er-

en positiven ganzen Potenzen dieser Veränderungen der veränderlichen Größen fortschreitende Reihe entwickeln kann. Sie ist in der Analysis von der größten Wichtigkeit; ebenso die aus ihr ergeleitete Maclaurin'sche Reihe, welche zur Entwicklung der Functionen oder analytischen Ausdrücke in Reihen dient und fast noch häufigere Anwendung findet. Übrigens kommt die Bezeichnung des Taylor'schen Lehrsatzes mit diesem Namen erst um 1786 vor. Der Erfinder desselben ist auch sonst durch seine Untersuchungen über die Capillarität, Schallvibrationen, Strahlenbrechung u. s. w. bekannt.

Teakholz oder **Tikholz** heißt das Holz des in Ostindien wachsenden riesigen Tikbaums (*Tectona grandis*), das als dauerhaftes, den Würmern widerstehendes Schiffsbauholz besonders geschätzt wird. Der schlanke Tikbaum gehört zur Familie der Verbenaceen, hat ovale, ei Zoll lange Blätter, trägt ungeheuerer Rispen, fünf- bis sechsspaltige weiße Blüten und haufgroße vierfächerige Steinfrüchte. Er erreicht eine ungemeine Größe und ein Alter von hundert Jahren. Seine Blüten werden gegen Urinverhaltungen, seine Blätter von den Malayen gegen die Cholera und der mit Zucker daraus bereitete Syrup gegen Aphthen gebraucht. Ueberdies werden mit den Blättern Seiden- und Baumwollstoffe purpurroth gefärbt.

Technik, eigentlich so viel als Kunstlehre, wird immer nur von dem materiellen Theile der Kunst, von der Fertigkeit und Geschicklichkeit in regelrechter Behandlung des Materials gesucht. Ein vollkommenes Kunstwerk setzt eine schöne Idee voraus, welche durch vollkommene Technik zur Erscheinung gebracht ist; selten findet sich Beides zugleich in gleicher Vollkommenheit vereinigt. Man trägt nun den Ausdruck auf das Gebiet der Gewerbe, besonders jener über, auch zwischen der Erfindung neuer Muster, neuer Formen und ihrer technischen Ausführung unterscheiden ist. — **Technisch** heißt alles auf Gewerbe oder den materiellen Theil der Künste zügliche überhaupt. — **Technische Ausdrücke** (*Termini technici*) oder **Kunstausdrücke** solche, die einem Gewerbe zur Bezeichnung seiner Geräthe, Manipulationen u. s. w. eigen sind; doch braucht man diesen Ausdruck auch in wissenschaftlicher Beziehung von *Terminis technicis* der Mediciner, Juristen u. s. w.

Technologie (griech.) würde dem Sinne des Wortes nach Lehre von den Künsten sein. Manränkt die Bedeutung indessen auf das Materielle ein, sodaß von den schönen Künsten nur die Behandlung des Materials hinein gehören kann; aber auch diese pflegt jetzt nicht leicht, mit Ausnahme der allgemeinen Sätze von Behandlung der Steine, Hölzer, Farben u. s. w., speciell in die Technologie aufgenommen zu werden. Bei dieser allgemeinen Bedeutung wird Technologie alle denkbaren materiellen Kunstfertigkeiten einschließen. Um zu einiger Begrenzung zu gelangen, pflegt man nun zuerst den Vortrag auf jene zu beschränken, welche in der That Gegenstand dauernder Beschäftigung und wirklichen Erwerbes werden können, und die Technologie zur Gewerblehre. Doch sind beide nicht ganz identisch. Zuerst nämlich ist die Betriebs-Wirthschaftslehre im privaten und im staatlichen Sinne nicht Gegenstand der Technologie, zweitens sind alle solche Gewerbe auszuschließen, welche es nicht eigentlich mit Be- und Verarbeitung von Materialien zu thun haben. Dadurch trennen sich Landwirthschaft nebst Gartenbau und Handel ab, und so unbestritten diese beiden als producirendes und als umsetzendes Gewerbe in die Gewerblehre gehören, wird es doch Niemandem einfallen, sie in die Technologie zu nehmen. Es gibt nun noch einige Zweige, deren Stellung hiernach zweifelhaft ist. Dahin gehört keineswegs die von Vielen mit dem Bergbau vereinigte Hüttenkunde (dieselbe ist ein unentbehrlicher Theil der Technologie), wol aber Straßenbau, Eisenbahnbau, Schifffahrt, Artillerie u. s. w. Diese Zweige enthalten eine Menge eigentlich technischer, d. h. von der Bearbeitung der Materialien handelnder Sätze mit andern in Verbindung. Man pflegt sie meist zum Vortheile ganz specieller Behandlung zu machen und nicht selten hat man auch Specialschulen für dieselben. Dasselbe gilt von der Baukunst in ihrer technischen Spaltung in Zimmerkunst und Maschinenkunst.

Die Technologie ist keine selbständige Wissenschaft mit eigenthümlichen Principien, sondern eine Anwendung der mechanischen und chemischen Lehrsätze und Erfahrungen auf Verarbeitung der Materialien. Diese Anwendung wird aber modificirt ein mal durch die Natur des Materials, mit dem man zu thun hat, und zweitens durch die als nächster Zweck vorliegende Verwendung des Materials, welche eine besondere Operation erheischt. Eine wirklich wissenschaftliche Eintheilung und Behandlung der Technologie ist daher nur nach den Materialien nach den Operationen möglich. Damit stimmt aber die anscheinend so natürliche Eintheilung nach den durch bürgerliche und gewerbliche Verhältnisse entstandenen und danach benannten einzelnen Gewerben und Handwerken sehr wenig überein, weil die Auseinander-

Tecklenburg, ein Kreis im Regierungsbezirk Münster der preuß. Provinz Westfalen, mit dem Hauptorte gleiches Namens, bildete sonst einen Theil der alten Reichsgrafschaft Tecklenburg, die nach Aussterben der Grafen von Tecklenburg 1556 an die Grafen von Bentheim nebst der damit verbundenen Reichs- und Kreisstimme gefallen war. Die 1609 entstandene Linie Bentheim-Tecklenburg trat 1699 das Schloß und drei Vierteltheile der Grafschaft L. an die Grafen von Solms-Braunfels ab. Diese verkauften L. 1707 an die Krone Preußen, die auch die übrigen Theile der Grafschaft durch Vergleich mit dem Grafen von Bentheim-Tecklenburg an sich brachte, jedoch 1729 dem Grafen den Titel und das Wappen von Tecklenburg zugestand, nebst dem Successionsrechte in der Grafschaft L., wenn Preußen in männlicher und weiblicher Linie ausstirbt, während Preußen, wenn Bentheim-Tecklenburg ausstirbt, in der dem Hause Bentheim gehörigen Grafschaft Hohenlimburg nachfolgt.

Te Deum laudamus, oder noch abgekürzter **Te Deum**, in der deutschen Übersetzung: Herr Gott, dich loben wir u. s. w., ist der Anfang des sogenannten Ambrosianischen Lobgesangs, welchen man bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Siegesfesten, sowie an hohen Festtagen in den kath. und auch in den protest. Kirchen zu singen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den ältesten Tonstücken, die wir haben. Unter den neuern ausgeführten Compositionen sind die von Haffner, Naumann, Haydn, Danzi, Schicht, Händel u. A. berühmt. Der Gesang wird übrigens dem Ambrosius mit Unrecht zugeschrieben, indem er erweislich erst 100 J. später entstand.

Teetotaller ist ein Name, den man in England und Amerika den Mitgliedern der Mäßigkeits- oder vielmehr der Enthaltensamkeitsvereine gegeben hat, d. h. solcher, welche sich nicht nur des Branntweins, sondern überhaupt aller berausenden Getränke, als des Weins, des Biers u. s. w., enthalten. Die Schreibart Tea-totaller (von Thee), die häufig gebraucht wird, ist unrichtig, obwol die Enthaltensamkeitsmänner allerdings, da ihnen die Spirituosen verboten, hauptsächlich auf den Genuß des Thees, respective Kaffees angewiesen sind. Die Entstehung des Wortes wird darauf zurückgeführt, daß einst ein Schmied aus Birmingham in einem Meeting anstatt „I am a totaller“ mit stotternder Stimme gesagt haben soll: „I am a t-t-totaller.“ Dieses Wort des Schmieds ist seitdem stehend geworden und kann auch für eine Verstärkung des Wortes Total (total abstinence) gelten, indem man, gleichsam um die Festigkeit seines Entschlusses zu bezeichnen, dem ersten Buchstaben des Wortes einen so energischen Ausdruck gibt, daß es sich zu einer eigenen Silbe gestaltet. Teetotaller, d. i. Total Abstinenceman, bedeutet so nicht einen Solchen, der nur Thee trinkt, sondern Einen, der ganz und gar (tee-totally) allem, was berauschen kann, entsagt.

Tefnu (Tefnet), eine ägypt. Göttin der ersten Manethonischen Götterdynastie, die Gemahlin und Schwester des Nu, Tochter des Ra (Helios). Sie wird in der Regel löwentöpfig dargestellt und erscheint meistens in Verbindung mit Nu.

Tegäa, eine uralte und beträchtliche Stadt in Arkadien, hatte ein eigenes Gebiet, Tegeatis genannt, welches durch niedrige Berge von dem Gebiete der Stadt Mantinea getrennt wurde und südlich bis an die Grenze von Sparta reichte. In frühester Zeit herrschten hier Könige, und wie mächtig die Stadt mit ihrem kleinen Gebiete war, beweist der Umstand, daß sie 3000 bewaffnete zum Kampfe bei Plataä stellte. Bis zur Schlacht bei Leuktra folgte L. der Politik Spartas, dann trat es an die Spitze des arkadischen Städtebundes, nahm später am Achäischen Theil und erhielt macedon. Besatzung, welche dann von den Römern verdrängt wurde.

Strabo's Zeit gehörte L. noch zu den mittelmäßigen Städten, erhielt sich aber bis ins 3. Jahrh. Die Ruinen der Stadt, von einer verfallenen Kirche Paläo-Episkopi genannt, liegen eine Meile südlich von Tripolisa auf einem durch Anschwemmung erhöhten Boden. In der Nähe der Stadt lag ein prachtvoller, von einer dreifachen Säulenreihe umgebener Tempel der Athene oder Minerva, der als Asyl für alle Arten von Verbrechern diente und von den Römern ihrer Schätze und Kunstwerke beraubt wurde.

Tegernsee, eine königl. bair. Herrschaft von 3 QM. mit 4600 E., nebst dem gleichnamigen Dorfe, sieben M. von München, in Oberbaiern, an dem reizenden, von Waldgebirgen umgebenen, durch die Mangfall in den Inn abfließenden, bis 300 F. tiefen Tegernsee, hat jetzt ein schönes königl. Schloß mit geschmackvoll angelegtem Garten und einem Denkmale des Königs Maximilian Joseph. L. war früher eine gefürstete Abtei, die von den Agilolfingern zu den Zeiten Pipin's gegründet, von den Ungarn zerstört, dann 979 wiederhergestellt und erst in neuerer Zeit aufgehoben wurde. Ihre Geschichte beschrieb Maximilian, Freiherr von Freyberg (Münch. 1822). Schloß und Herrschaft schenkte König Maximilian seiner Gemahlin Karoline.

Das prächtige, mit festungsähnlichen Mauern umgebene Schloß des Schah hat mit seinen herrlichen Gärten drei Stunden im Umfange. Es gibt in T. 150 Karavanserais und ebenso viele Bäder, vier reichlich versehene Bazars und mehrere Seiden-, Baumwollen-, Metall- und Filz- und Teppichfabriken. T. treibt zwar wenig activen Handel, ist jedoch für den europ. Verkehr, der hauptsächlich auf der Straße von Trapezunt über Choi, Kasbin und Tauris hierher stattfindet, von Wichtigkeit, weil hier, wo sich der Hof und die Großen des Reichs nebst den fremden Gesandtschaften befinden, ein bedeutender Theil der fränk. Fabrikate, besonders Luxus- und Gaanteriegegenstände, abgesetzt wird. Zwei M. nordöstlich liegt der königl. Lustsig Nacht-Kadschar, d. h. Thron des Kadschar, ein kühner, von Feth-Ali ausgeführter terrassenartiger Bau. In der Nähe liegen die Trümmer von Ket, dem Rhages der Bibel, unter dem Namen Ragae berühmt zur Zeit Alexander's d. Gr. und als Residenz mohammedan. Fürsten die größte Stadt in Asien, wo Harun-al-Raschid geboren war, zerstört im Anfange des 13. Jahrh. durch Dschingis-Khan. Die Sommerresidenz des Schah ist Sultanabad, 35 M. nordwestlich von T., 14 M. nördlich Kasbin, 1809 vom Schah Feth-Ali angelegt, in der Nähe von Sultanieh, welches als Schloß vom Mongolenkaiser Arghun, als Stadt aber von dessen Sohn Rhodabende Oidschaitu 1305 erbaut, als Residenz des Ilchanidensultans Ahmed 1385 von Timur erobert und zerstört wurde, der nur die noch vorhandene Moschee schonte und dessen Hof hier häufig lagerte.

Tehuantepec, ein Marktflecken (Villa) in dem mexican. Staate Oaxaca, in der Nähe des stillen Ocean und zwar gegen drei M. westlich von einer geräumigen, aber nur für kleinere Fahrzeuge zugänglichen Bucht, in einer sandigen, jedoch durch den Rio de Tehuantepec und andere Flüsse und Bewässerungskanäle fruchtbar gemachten, zwar heißen, aber nicht ungesunden Gegend, steht aus mehreren kleinen Ortschaften, die durch Hügel voneinander getrennt und außer den Wohnungen der Weißen, welche mehrere Straßen einnehmen und die eigentliche Villa bilden, aus Hütten aus Rohrstäben und Palmblättern errichtet sind. Von den 14000 E. besteht die große Masse aus Indianern, die zu den fleißigsten des Staats gehören, besonders Indigo und etwas Cochenille zu bereiten, Salz bereiten und dieses nebst getrockneten Häuten und Fellen versenden, auch mit der Purpurschnecke des nahen Seeufers Baumwolle färben und dieselbe nebst selbsterbauter Seide zu allerlei Geweben verarbeiten. Die flache Einbiegung, welche das Stille Meer an dieser Küste bildet, heißt Golf von Tehuantepec. Diesem nördlich gegenüber liegt der Golf von Goazacoalco, der Hintergrund des Meerbusens von Veracruz. Die Verengung zwischen beiden Meeres- theilen, der Isthmus von Tehuantepec, ist $28\frac{1}{2}$ M. breit. Dieser Verengung oder Einkerbung des Landes entspricht zugleich eine Einsenkung des Bodens, welche, die Hochländer von Guatemala und Anahuac trennend, nur etwa 1100 F. über das Meer sich erhebt und in neuer und neuer Zeit zu Projecten einer hier auszuführenden Verbindungsstraße zwischen beiden Oceanen Veranlassung gegeben hat. Auf einen Kanalbau gingen schon die Vorschläge von Cortez 1521 und Gomara, sowie die auf Veranlassung des Cardinals Alberoni und später wiederholt unternommenen Untersuchungen des Isthmus. Im J. 1842 erhielt endlich der mexicaner Don José Garay von seiner Regierung das Privilegium für diesen Kanalbau, der seine Rechte 1846 an die Engländer Manning und MacIntosh verkaufte, die zwar den Kanalbau begannen, aber das Project abermals 1850 an eine Gesellschaft von Nordamerikanern in Neuorleans veräußerten. Diese Gesellschaft gab den schwierigen Kanalbau auf, unter- nahm jedoch dafür die Ausführung einer Eisenbahn von 29 M. Länge von Minatitlan an bis zu dem geräumigen Hafen Ventoso im Süden von T. Inzwischen machte sich aber bei der mexi- can. Regierung Englands Einfluß so stark geltend, daß die Gesellschaft 1851 ihre Arbeiten auf- geben mußte. Nach langen Unterhandlungen erst kam zwischen England und der nordamerik. Regierung ein neuer Tehuantepecvertrag für die Dauer von 50 J. zum Abschluß, wonach von bei- den Seiten Schutz und Sicherstellung des Unternehmens gewährt wurde.

Teiche sind stehende, nach Belieben abzulassende und anzufüllende Gewässer, in welchen Fische gezogen werden. Man unterscheidet Streichteiche, in die im Frühjahr die Laichkarpfen gesetzt werden; Stredteiche, in die im folgenden Jahre die Brut und dann der einsommerige Saug- und Wachsen gebracht wird; Hauptteiche, die mit starkem Saug besetzt werden, der sich hier zur Laichwaare ausbildet; Winterhaltungen, worin die Fische im Winter lebendig und gesund gehalten werden. Die Güte der Teiche hängt ab von der Beschaffenheit des Wassers und des Bodens und von der Lage der Teiche. Das beste Teichwasser ist Regen-, Thau-, Bach- und Flußwasser. Besteht der Boden eines Teichs aus Torf, Kiesel- oder Lehm-erde, so vermindert das seine Güte, während ein fetter Lehm- oder Thonboden die Güte des Teichs erhöht. Schilf und

die Abenddämmerung, Nebel u. s. w. nicht mit zu berechnen. Durch elektromagnetische Telegraphen wird eine bei weitem größere Geschwindigkeit erreicht, da der elektrische Strom seinen Weg in einem kleinen Bruchtheile einer Secunde auf die beträchtlichste Entfernung hin zurücklegt. Es könnte z. B. (wenn man auf den Zeitunterschied wegen der geographischen Länge Rücksicht nimmt) eine Rede, welche in Petersburg um 11 Uhr Morgens gehalten würde, in Paris um 9 Uhr 12 Minuten signalisirt, also um 11 Uhr pariser Zeit bereits gedruckt sein. Das System der optischen Telegraphen an und für sich ist darauf begründet, daß man für jedes Schriftzeichen ein besonderes telegraphisches Zeichen hat, welches so einfach ist, daß es auf die Entfernung hin, welche man mit einem gewöhnlichen guten terrestrischen Fernrohr übersieht, von dem andern Zeichen unterschieden werden kann. Es werden deshalb auf erhabenen Punkten Thürme oder sonstige Gerüste errichtet, welche, einer in des andern Gesichtsfelde, die verschiedenen Telegraphen tragen. Unter diesen Telegraphen befinden sich Zimmer, in welchen die Beobachter mit festgerichteten Fernröhren die beiden nächsten Telegraphen betrachten, während ein Dritter die erhaltenen Zeichen notirt und dieselben dann an seinen Telegraphen weiter gibt. Die Zeichen für die einzelnen Buchstaben sind willkürlich. Die telegraphische Schrift ist eine Chiffreschrift, und es kann eine Depesche durch alle Stationen gehen, ohne daß an denselben ihr Inhalt bekannt wird, indem der Schlüssel der Schrift sich nur auf den Hauptpunkten befindet. Das anz. Signalsystem beruht auf der Form eines Balkens, an dessen Enden zwei Querbalken sich befinden, sodaß dadurch die Form eines Z gebildet werden kann. Da die Querbalken und der Hauptbalken beweglich sind, so können durch verschiedene Stellungen der einzelnen Theile gegen den Horizont auch sehr verschiedene Zeichen hervorgebracht werden, z. B. —, |, L, LL, □, U, V, W, X u. s. w., deren Zahl sich, Alles in Allem, auf 252 beläuft. Da nun die Buchstaben, Zahlen und Verbindungszeichen nur 70 Signale im Ganzen nöthig sind, hat man nur die auffallendsten Stellungen des Telegraphen aufgenommen und dennoch mehrere Signale übrig behalten, um dadurch ganze Begriffe, z. B. König, Volk, Sieg, Frieden, Aufstand u. dgl. zu bezeichnen. Die Stellung für die einzelnen Theile des Telegraphen wird durch Seil und Schnüre aus dem Beobachtungszimmer nach einem dort aufgestellten Modelltelegraphen, der alle Bewegungen des großen nachahmt, bewirkt und jedes Zeichen bleibt auf dem Modelltelegraphen so lange stehen, bis es der nachfolgende weiter signalisirt hat. Das engl. Signalsystem besteht aus einem Gerüst, welches der Länge nach in drei Theile getheilt ist. In den mittlern laufen die Schnüre zur Direction, die beiden Seitenfelder enthalten je drei achteckige Scheiben, die sich um ihre Achse drehen, also entweder ihre Öffnungen decken oder offen lassen. Aus der Zahl und der gegenseitigen Stellung der offenen oder geschlossenen Felder gehen dann 63 verschiedene Zeichen hervor, mittels deren die Depeschen signalisirt werden können. Der preuß. Telegraph ist von den beiden genannten bedeutend unterschieden. Derselbe besteht aus einem dreieckigen, 20 F. langen Mast, an welchem zu jeder Seite drei einen Fuß lange und 18 Zoll breite Arme hervorsteigen, welche gegen die senkrechte Linie des Mastes und unter sich gegenseitig in der leichtigsten Weise die verschiedensten Stellungen annehmen können. Vorläufig können mit jedem Arm zehn verschiedene Signale gegeben werden, und läßt man den obern Arm die Einer, den mittlern die Zehner und den untern die Hunderte bedeuten, so können die Zahlen von 1—1000 signalisirt, also 1000 verschiedene Zeichen, welche durch diese Zahlen dargestellt sind, gegeben werden; doch könnte man im Nothfalle die Menge der Signale auf 4096 steigern. Die Stellung der Arme wird nicht durch einen Modelltelegraphen, sondern an drei Scheiben gegeben, welche Zifferblätter tragen, auf denen ein Zeiger auf das bestimmte Signal eingestellt wird, der dann mittels der zugehörigen Schnüre den betreffenden Arm des Telegraphen in die geeignete Stellung bringt. Der preuß. Telegraph bringt einen mäßigen Satz in 15 Minuten von Berlin an den Rhein. Des Nachts wird mit Fackeln signalisirt, welche an den fünf Hauptpunkten der Telegraphen befestigt sind. Die optischen Eisenbahntelegraphen haben im Ganzen nur wenige Signale zu geben und sind daher einfacher. Sie sind eine Modification der preussischen und haben nur zwei, höchstens drei Arme, durch deren gegenseitige Stellung die verschiedenen Signale gegeben werden. Die Entfernung, auf welche die verschiedenen Stationen einer Telegraphenlinie untereinander angebracht werden, beruht im Allgemeinen auf der Reichweite eines guten Fernrohrs, und man kann in der Ebene die Telegraphen 6—8 Stunden voneinander abstellen. In gebirgigem oder waldigem Terrain aber müssen diese Entfernungen abgekürzt werden, und man ist oft genöthigt, die Telegraphen einander auf zwei, ja auf drei Stunden Entfernung zu nähern.

Das die elektromagnetischen Telegraphen betrifft, so beruhen dieselben theils auf der Ab-

dann zu dem hochbejahrten Laërtes. So weit geht Homer's Nachricht. Seine übrigen Schicksale werden auf mannichfache Weise erzählt. So soll er von seinem Vater aus Argwohn von Ithaka verbannt worden sein und mit Polykaste, der Tochter des Nestor, oder mit Naustikaa, der Tochter des Alkinoos, den Persepolis gezeugt haben. Nach Andern vermählte er sich mit der Circe, die ihm den Latinos gebär. Die Geschichte des T. ist der Inhalt des berühmten Romans von Fénelon (s. d.): „Les aventures de Télémaque.“

Telemann (Georg Phil.), einer der berühmtesten und fruchtbarsten Componisten seiner Zeit, geb. 1681 zu Hilbesheim, wurde 1701 Organist und Musikdirector an der Neukirche daselbst, später Kapellmeister in Baireuth, dann in Eisenach und 1721 Musikdirector in Hamburg, wo er 1767 starb. Unter seinen Compositionen zeichneten sich die Opern durch treffliche Chöre, sorgfältige Declamation und reiche Instrumentation aus. Auch war er großer Liebhaber der musikalischen Malerei. So wollte er z. B. die Falschheit der Gefinnungen durch falsche Quinten oder Dissonanzen ausdrücken. Seine Opern trugen viel zum damaligen Flor der deutschen Opernbühne in Hamburg bei. Ebenso war er als Kirchencomponist für seine Zeit bedeutend.

Teleologie, von dem griech. Worte telos, d. h. Zweck, wird in der Philosophie die Lehre von den weisen und wohlthätigen Endzwecken genannt, welche die Vernunft in der Natur und Geschichte wahrnimmt und zu Schlüssen benutzt, die von der Betrachtung der Zweckmäßigkeit aller geschaffenen Dinge zur Erkenntniß des Schöpfers führen. Der darauf gestützte Beweis für das Dasein Gottes heißt der teleologische oder physikotheologische. (S. Physikotheologie.) Die gemeine Teleologie abstrahirt aus einseitigen Wahrnehmungen gewisse Zwecke der Dinge und trägt daher auch nur einen einseitigen Verstand auf den Urheber der Natur über. Theils deshalb, weil die Naturbetrachtung auf diese Weise leicht ins Kleinliche verfällt, theils weil während der Herrschaft der Kant'schen Philosophie der Zweckbegriff nur für eine Form des menschlichen Geistes gehalten wurde, von der sich gar nicht nachweisen lasse, ob ihr in der wirklichen Natur etwas entspreche, hat sich in der Philosophie der neuern Zeit häufig eine Geringschätzung der Teleologie überhaupt gezeigt.

Telephos, der Sohn des Hercules und der Auge (s. d.), Gemahl der Argiope, der Tochter des Leuthras, war Nachfolger des Lektors in der Herrschaft über Mysien. Als auf dem Zuge gegen Ilios die Hellenen in Mysien einfielen, kämpfte T. gegen sie und trieb sie zurück, wurde aber dabei von Achilles verwundet. Diese Wunde wollte nicht heilen; T. fragte daher das Orakel und erhielt zur Antwort, daß nur Der, der ihn verwundet, sie heilen könnte. Er begab sich deshalb zu dem Agamemnon, raubte den Drestes und drohte, diesen zu tödten, wenn man ihm nicht helfe. Da den Hellenen von dem Orakel verkündet worden war, daß sie ohne des T. Leitung nicht nach Ilios gelangen würden, so verglich man sich leicht und Achilles heilte die Wunde mit dem Rost seines Speers. In Arkadien wurde T. als Heros verehrt und hatte einen eiligen Hain auf dem Berge Parthenion. Die spätere Kunst, namentlich zur Zeit der Antoinen, hat oft dargestellt, wie Hercules den von der Hirschkuh gesäugten Sohn wiederfindet.

Teleskop, s. Fernrohr.

Tell (Wilhelm), der schweiz., durch Schiller's Dichtung gefeierte Held, war nach der gewöhnlichen Erzählung aus Bürglen im Canton Uri, am Eingang in das Schächenthal, eine halbe Stunde von Altorf, gebürtig und trug das Meieramt zu Bürglen von der Fraumünster-Abtei in Zürich zu Lehn. Dem Bunde gegen den Druck der östr. Landvoigte gehörte auch er an, und dem sich unter der Führung Walter Fürst's von Uri, seines Schwiegervaters, Werner Stauffacher's von Schwyz und Arnold's von Melchthal von Unterwalden die besten Männer der Zeit in ihrer Reichsfreiheit bedrohten Waldstädte 7. Nov. 1307 auf dem Rütli vereinten. (S. Schweiz.) Da T. 18. Nov. zu Altorf dem Hute, den der küßnachter Landvoigt Gefler dort als Zeichen der östr. Hoheit hatte aufhängen lassen, die anbefohlene Reverenz nicht bewies, so ließ ihn Gefler am nächsten Tage vor sich führen und legte ihm, dem berühmtesten Armbrusthüsern, auf, von des eigenen Sohnes Haupte einen Apfel zu schießen; treffe er den Apfel nicht, koste es sein Leben. Nach fruchtlosem Bitten that T. das Verlangte und traf; auf des Voigts Frage aber, warum er noch einen zweiten Pfeil in das Koller gesteckt, bekannte er, nachdem ihm erst das Leben gesichert, daß im Fall des Mißlingens der Pfeil für ihn, den Voigt, bestimmt gewesen. Da führte ihn der Voigt gefangen mit sich fort, um ihn in seiner Feste Küßnacht in den Thurm zu werfen. Als sie aber auf dem Waldstädtersee waren, überfiel sie ein heftiger Sturm. T. als ein erfahrener Ruderer wurde von seinen Banden befreit, um das Schiff zu lenken. Als er es nun nahe ans Ufer, wo der Arenberg sich erhebt, getrieben, ergriff er sein Gewehr, sprang auf eine weit vorragende Felsenplatte, die nach ihm die Tellspalte heißt, stieß

matischen Dichter der Spanier, geb. 1585 zu Madrid, wurde 1620 Mönch im Kloster der armherzigen Brüder zu Madrid. Er bekleidete die wichtigsten Stellen in seinem Orden und wurde 1645 Prior des Klosters Soria. Als solcher soll er 1648 gestorben sein. Er war ein Freund und Schüler Lope de Vega's in seiner dramatischen Laufbahn, die er unter dem Namenonso de Molina betrat. Auch er war sehr fruchtbar, wie er denn selbst in seinen 1621 erschienenen „Cigarrales de Toledo“, einer Sammlung von Novellen und Komödien, die Zahl der von ihm verfaßten Komödien auf 300 angibt. Doch besitzen wir nur 68 Komödien, einige Lustspiele und Autos sacramentales von ihm; nämlich 51 nebst zwölf Zwischenspielen in einer ungemein seltenen Sammlung seiner „Comedias“ (5 Bde., Madr., Valencia und Tortosa 1727 — 36), drei in den „Cigarrales“ (Madr. 1621) und 14 einzeln gedruckte. Die Autos sacramentales in dem unter seinem wahren Namen herausgegebenen „Deleitar aprovechando“ (Madr. 1655 und 2 Bde., 1775). Außerdem erschienen von ihm im Drucke „Un acto de contricion verso“ (Madr. 1630) und „Genealogia de los condes de Sástago“ (Madr. 1640). L. ist nach Lope de Vega und Calderon der größte dramatische Dichter der Spanier und hat mit Bestimmtheit die von Lope eingeschlagene nationale Richtung verfolgt. Wenn er auch selbst sich ausdrücklich als einen Nachahmer Lope's bekennt, so bezieht sich dies doch nur auf die ganz köstliche Auffassungs- und Darstellungsweise; dagegen hat er eine so stark ausgesprochene Eigenthümlichkeit, eine so geniale Originalität, daß er mit Keinem verglichen werden kann. Die hervorragenden Verdienste seiner Dramen bestehen weniger in der Künstlichkeit des Plans als in der Mannichfaltigkeit und dem Reiz der Situationen, in der Frische und Lebendigkeit der Charakteristik, in dem Farbenschmelz der Bilder, in der Fülle des Witzes und in dem glänzenden Glanze der Diction. Besonders sind seine Lustspiele bezaubernd durch witzige Anecdotes, die sich aber oft bis zum sich selbst ironisirenden Humor steigert. Nicht minder groß ist auch in den ernstesten Charaktergemälden, wie in der „Prudencia en la muger“, welches zu den besten Werken der span. Bühne gehört, in dem ergreifenden Stücke „Escarmientos de el cuerdo“ und in dem tief gedachten und mit glühenden Farben ausgeführten mystisch-dramatischen Drama „El condenado por desconfiado“. Noch jetzt gehören zu den Lieblingsstücken der span. Bühne seine meisterhaften Comedias de capa y espada, wie „Gil de las calaveras“ (deutsch von Dohrn im „Spanischen Theater“), „La villana de la sagra“, „No es peor sordo que el que no quiere oir“ und „El vergonzoso en palacio“. Sein Don Juan („El burlador de Sevilla, ó el convidado de piedra“) wurde von Molière nachgeahmt und ebenfalls von Dohrn ins Deutsche übersezt. Erst in neuester Zeit erschien eine solche Dichters würdige Auswahl und Ausgabe seiner Komödien von Don Juan Eugenio Ribera in dem „Teatro escogido“ (12 Bde., Madr. 1839 — 42).

Tellur oder **Sylvan** ist ein seltenes, noch zu keiner Anwendung gelangtes Metall, welches 1781 von Klaproth in mehreren siebenbürg. Goldbergen gefunden wurde. Es hat eine zinnweiße Farbe, ein geradblättriges Gefüge mit stark spiegelnden Bruchflächen, einen starken Metallglanz, die Härte des Wismuths und ist so spröde wie Antimon, schmilzt etwas später als Antimon, aber früher als Antimon. Es hat in chemischer Beziehung Ähnlichkeit mit dem Schwefel, Selen und wird aus diesem Grunde auch von Einigen zu den Nichtmetallen gerechnet.

Tellurium (vom lat. tellus, Erde) wird in der Astronomie eine Maschine zur Veranschaulichung der in der Theorie der Bewegung der Erde um die Sonne vorzutragenden Lehren genannt. Das Tellurium bezieht sich namentlich auf den beständigen Parallelismus der Erdbachse und die daraus entspringenden Folgen für Abwechselung der Jahreszeiten u. s. w.

Tellus (lat.), d. i. Erde im kosmologischen Sinne, daher gleichbedeutend mit der Göttin Terra (s. d.). **Tellurisch** heißt Das, was sich auf die Erde (z. B. Bestandtheile) bezieht. **Tellurisch** wird von Einigen der Thierische Magnetismus (s. d.) genannt.

Telmessos oder **Telmisus**, eine Grenzstadt zwischen Karien und Lycien, mit einem Hafen, im innersten Winkel des nach ihr benannten Telmessischen Meerbusens, in der Nähe des heutigen Fleckens Macri, war schon vor der Herrschaft der Perser blühend, ergab sich dann freiwillig an Alexander d. Gr. und blieb frei, bis die Römer Kleinasien erhielten, seit welcher Zeit es zum pergamen. Reiche kam.

Teltow, eine Kreisstadt im potsdamer Regierungsbezirk der preuß. Provinz Brandenburg, bei Teltow, zwei M. südwestlich von Berlin, hat 1600 E., welche Leinweberei treiben und hauptsächlich mit dem Bau der kleinen weißen schmuckhaften Teltower Rüben beschäftigt sind, die als Zukost beliebt, von dem Orte den Namen tragen und weit und breit verführt werden. Merkwürdig ist der in neuerer Zeit im altdeutschen Stil erbaute schöne Kirchturm.

en Ruf. Am 25. April wurden ihre Thore geschlossen und erst am 9. Aug. wieder geöffnet. Die kais. Besatzung bestand aus 4 Generalen, 188 Stabs- und Oberoffizieren und 8659 Mann. Am 9. Aug. 1849 wurde zwischen L. und Klein-Becskerek die Schlacht Hagnau's gegen die Insurgenten unter Dembinski und Bem geschlagen und durch Letztere verloren. Die nächste Folge davon war der Entsch. L.'s. Zur Erinnerung an die heldenmüthige Vertheidigung der Festung legte Kaiser Franz Joseph I. 15. Juni 1852 eigenhändig den Grundstein zu dem auf dem Paradeplatze errichteten kais. Monumente. Vgl. Preyer, „Monographie der k. Freistadt L.“ (Temesvár 1853).

Temme (Jodocus), Rechtsgelehrter, geb. 22. Oct. 1799 zu Lette in der Grafschaft Rheda in Westfalen, aus einer alten kath. Beamtenfamilie stammend, bezog 1813 das Gymnasium in Paderborn, besuchte von 1814 an die Universitäten Münster und Göttingen und begann 1817 seine juristische Laufbahn. Als Erzieher eines Prinzen von Bentheim-Tecklenburg beehrte er noch 1821—24 die Hochschulen von Heidelberg, Bonn und Marburg. Von 1832 an bekleidete er verschiedene gerichtliche Beamtenstellen, kam 1839 als zweiter Director des Criminalgerichts nach Berlin, ward aber 1844 als Director des Stadt- und Landgerichts aus der Hauptstadt entfernt, weil er gegen das damals projectirte Ehegesetz aufgetreten war und sich in einem Processe wegen angeblichen Nachdrucks zwischen Paulus und Schelling gegen den Letztern ausgesprochen hatte. Bald nach den Märzereignissen von 1848 ward L. als Staatsanwalt nach Berlin berufen und im Juli 1848 als Director an das Oberlandesgericht zu Münster versetzt. Im Wahlkreise Tilsit-Magnit zum Abgeordneten in die preuß. Nationalversammlung gewählt, gehörte L. zu den Führern der entschiedenen Linken. Wegen seiner Beistimmung zum Beschlusse der Steuerverweigerung forderte das Oberlandesgericht Münster die Entfernung L.'s vom Amte. Während einer Untersuchungshaft ward er aber in die deutsche Nationalversammlung und nicht lange nachher von mehreren Wahlkreisen wiederholt in die preuß. Nationalversammlung gewählt. Seiner politischen Überzeugung treu, betheiligte er sich an den Beschlüssen der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt und Stuttgart, weshalb er bei seiner Rückkehr nach Münster 4. Juli 1849 abermals verhaftet und wegen Hochverraths in Untersuchung gezogen wurde. Nach neunmonatlicher Haft sprach ihn zwar das Schwurgericht frei, doch erhielt er auf dem Wege des Disciplinarverfahrens seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er selbst veröffentlichte hierüber die Schrift „Die Processe gegen J. L.“ (Braunschw. 1851). Von 1851—52 übernahm L. die Redaction der „Neuen Oderzeitung“ in Breslau, schuf sich als Rechtsconsulent einen Erwerbszweig und folgte später einem Rufe an die Hochschule Zürich, wo er als Lehrer und Schriftsteller vielfach thätig war. Theils im Gebiete der juristischen Literatur, wo besonders als Criminalist in weitem Kreise Anerkennung fand, theils in dem der Belletristik, veröffentlichte L. zahlreiche Werke heraus. Von seinen juristischen Werken sind besonders hervorzuheben: „Lehrbuch des preuß. Civilrechts“ (2. Aufl., Berl. 1846); „Archiv für die strafrechtlichen Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe Deutschlands. Mit besonderer Beziehung auf die gerichtlichen Erkenntnisse in der Schweiz“ (Erlang. 1854); „Lehrbuch des preuß. Strafrechts“ (Berl. 1853); „Lehrbuch des schweiz. Strafrechts, nach den neuern schweiz. Strafbüchern“ (Aarau 1854).

Tempe ist der Name des durch seine reizende Lage berühmten und von den alten Dichtern vielfach gefeierten Thales in Thessalien, zwischen dem Olympus und Ossa, da, wo der Peneus (d.) durch diese beiden Gebirge sich durchdrängt, in einer Länge von zwei Stunden und einer Breite von 100—2000 F. Am östlichen Ende besonders, wo der Peneus das Gebirge durchdringt, rücken die Berge sehr nahe zusammen; weiterhin aber öffnet sich das Thal östlich und südlich, sodaß der Fluß sanft und in verschiedenen Windungen dasselbe durchströmen kann. Dem Meere näher drängen sich die Felsen wieder zusammen und bilden eine wilde und schwer betretende Schlucht, worauf sich das Thal noch ein mal öffnet und eine herrliche Aussicht auf das fruchtbare Pierien gewährt. Zugleich bildete Tempe aber auch den wichtigsten Paß in Nordgriechenland, der mit geringer Anstrengung und Mannschaft zu sperren war. Als Herkules bei seiner Ankunft den Paß besetzt fand, bahnte er sich eine eigene Straße über die Kamm des Gebirgs. Später kam dieser strategisch wichtige Punkt in die Hände Philipp's von Macedonien, der ihn durch Castelle verstärkte, die nachher zwar wieder verfielen, von den Römern aber im Kampfe gegen Perseus von Macedonien wiederhergestellt wurden. Noch jetzt sind die Überreste eines alten Forts auf dem rechten Ufer des Peneus. Auch die Römer betrachteten mit Tempe eine romantische Thalgegend überhaupt und nannten vorzugsweise so das östliche Thal im Lande der Sabiner bei Reate, durch welches der Fluß Velinus sich schlängelt,

(s. d.), seinen Ursprung den Kreuzzügen (s. d.) verdankte, aber schon im 14. Jahrh. unter furchtbaren Anschuldigungen ein tragisches Ende nahm. Einige Waffengefährten Gottfried's von Bouillon, welche zum Dienste des Heiligen Landes in Jerusalem geblieben, Hugo von Payens und Gottfried von St.-Omer, traten 1118 mit sieben andern franz. Rittern in eine Gesellschaft zusammen, welche zum Zweck hatte, die nach den heiligen Orten wallfahrenden Pilger vor den Einfällen der Sarazenen zu schützen. Der Bund nahm die Regel der regulirten Chorherren an und legte vor dem Patriarchen von Jerusalem das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ab. In den ersten Jahren lebten die Brüder äußerst dürftig. Der König Balduin II. räumte den neuen Rittermönchen einen Theil seines Palastes ein, der, weil er auf der Stelle des Salomonischen Tempels erbaut sein sollte, der Tempel hieß und dicht neben der Kirche des Heiligen Grabes lag. Von diesem ihrem ersten Wohnsitz nannten sich fortan die Ordensmitglieder Templer, und auch ihre Ordenshäuser, z. B. in Paris, erhielten den Namen von Templern. Papst Honorius II. bestätigte den Orden 1127 auf dem Concil zu Troyes und verlieh ihm die ersten Statuten, die aus der Regel des heil. Benedict und den Vorschriften Bernhard's von Clairvaux, der diese Ordensleute sehr eifrig empfahl, zusammengesetzt waren. Der Zweck des Ordens wurde hiermit erweitert, indem die Templer unter kanonischer Disciplin und monchischer Ascese überhaupt ihr Leben im Kampfe gegen die Ungläubigen zur Bewahrung des Heiligen Grabes hinbringen sollten. Einer solchen Aufgabe entsprach aber das Gelübde der Armuth nicht, und bald erhielten die Ritter für ihren Dienst die ansehnlichsten Geschenke und Ermächtigungen in Europa wie in Palästina. Mit dem Reichthum und dem Rufe der Tapferkeit wachte sich indessen ein stolzer, übermüthiger Geist und die Habsucht in dem Orden geltend. Die Templer in dem Streite zwischen Friedrich I. und Papst Alexander III. eifrig für den letztern wirkten, erhielten sie 1162 die Exemption, wurden unmittelbar unter den Papst gestellt und später mit der Steuerfreiheit und dem Zehntrecht dotirt. Die Zucht des Ordens ward in Folge davon früh erschüttert, seine Tendenz ganz weltlich. In Europa kämpften sie eifrig für die päpstliche Hierarchie, in Palästina waren ihre Intriguen und ihre zweideutige Haltung zu den Sarazenen eine wesentliche Ursache des Verfalls der christlichen Herrschaft. Dagegen übertrug der Orden an äußerer Macht und Reichthum bald alle andern. Um die Mitte des 13. Jahrh. stand er in höchster Blüte. Im Besitze von nahezu 9000 Comthureien, von sehr großen Störtern, namentlich in Frankreich, und reichen Einkünften, trieb er Geldgeschäfte wie Bankiers und übte durch seinen Reichthum und dadurch, daß ihm die Blüte des vornehmsten europ. Adels angehörte, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Die Macht und das Ansehen der Templer bewogen überdies viele, oft angesehene Leute beiderlei Geschlechts, als Ritter, Donaten und Oblaten in ein Verhältniß mit dem Orden zu treten. Durch diese Affinitäten, die gewöhnlich auch ihr Vermögen verschrieben, gewann der Orden Einfluß in allen Theilen des bürgerlichen Lebens. Ein Noviziat hielten die Templer nicht. Das Oberhaupt des Ordens war der Großmeister, der fürstlichen Rang besaß und in Gottes Namen seine Befehle ergab. Ihm folgten die Großprioren, welche die Provinzen regierten, dann die Bailiffs, Prior oder Comthure, welche Namen Dasselbe bedeuteten. Außerdem waren die höchsten Würden der Seneschall, der den Großmeister vertrat, der Marschall, welcher den Feldherrn abtrat, der Schatzmeister, der die ganze Ökonomie in sich vereinigte, der Drapier, der für die Kleider sorgte, der Turkopoliier, der die leichte Reiterei oder die Knappen, Turkopolen, anführte. Obwohl die Großmeister bis gegen Ende des 12. Jahrh. sehr despotisch schalteten, war doch die Verfassung aristokratisch. Die höchste Gewalt lag in dem aus den Ordensobern und einigen andern Rittern zusammengesetzten Generalcapitel, dessen Stelle jedoch in gewöhnlichen Fällen und Zeiten das Capitel zu Jerusalem einnahm. Überdies verhandelte jedes große Ordenscapitel, zu welchem sich die Kleinern Häuser hielten, seine eigenen Angelegenheiten in einem eigenen Capitel. Alle Ordensglieder trugen als Zeichen der Keuschheit einen Gürtel von leinenen Fäden. Die Geistlichen führten weiße, die Servienten schwarze oder graue Kleidung. Jeder Ritter besaß zwei Pferde und einen Knappen und trug über seiner Rüstung einen weißleinenen Mantel, mit dem achteckigen rothen Kreuze geziert war, weil sie ihr Blut im Dienste der Kirche vergießen sollten. Man kann wohl denken, daß mit dem Verschwinden des eigentlichen Ordens auch die Sige dieser reichen und organisirten Adelskette, welche die gewandtesten und gebildetsten Weltleute jenes Zeitalters in sich vereinigte, die Schauplätze des Luxus und des Wohllebens verloren. Keine Genüsse, Wein, Weiber und Gesang, Festspiele waren in den Tempelhäusern in der Tagesordnung. In den Capiteln hingegen herrschten Haber und Cabalen. Das Abendland, vornehmlich Paris, war längst der Mittelpunkt des Ordens geworden

Febr. 1312 beim Concil erschien, sprach Clemens V. 3. April 1312 die Aufhebung des Ordens in Strafe des Banns aus, weil sich derselbe schändlicher, mit Stillschweigen zu übergehender Verbrechen schuldig gemacht habe. Zwar fügte Clemens hinzu, daß er dieses Urtheil weniger nach den Acten als kraft seiner päpstlichen Machtvollkommenheit spreche; aber offenbar war diese Wendung eine Rücksicht für die Kirche und eine Verdeckung des ungeheuern Scandals, wenn die Acten durften erst in neuerer Zeit an das Tageslicht treten. Die Templer sollten abgewirrt und in Klöster untergebracht, die Güter des Ordens sollten den Johannitern zum Dienste der Kirche übergeben werden. Dessenungeachtet ließ König Philipp den Großmeister Molay und den Großprior der Normandie, Hugo von Perabo, 19. März 1314 zu Paris bei gelindem Feuer verbrennen, weil dieselben widerrufen und gegen die Rechtmäßigkeit des Urtheils standhaft protestirt hatten. Nach dieser Blutthat starb Philipp und auch der Papst Clemens V. stieg ins Grab. Die Ordensgüter kamen nur zum Theil und gegen Geld an die Johanniter; viele Güter, namentlich in Frankreich, behielten die Fürsten, angeblich zur Verpflegung der Templer. Außerdem griffen Alle zu, die Gelegenheit hatten. In Deutschland konnte die Aufhebung des Ordens nur allmählig und unter Tumulten geschehen, da Niemand die Schuld der Templer kannte und die Ritter oft mit Waffengewalt ihre Besitzthümer vertheidigten. In Portugal und Spanien wurde der Orden 1319 in einen Hoforden, in den noch bestehenden Christorden verwandelt, in welchem jedoch sogleich jede Spur des alten templerischen Geistes erlöschen mußte. Von den Templern selbst, deren Anzahl sich im Beginn des Processes auf 20000 beaufen haben soll, wurde ein sehr geringer Theil lebenslänglich im Gefängnisse oder in Klöstern verpflegt; viele traten in den Johanniterorden; die meisten kehrten in die Welt zurück.

Es ist möglich, daß einzelne Elemente des mächtigen Ordens fortlebten, jedoch sind Spuren davon nicht nachzuweisen. Die Verknüpfung der Freimaurerei (s. d.) mit dem Templerorden scheint als ein Märchen. Wol bemühten sich aber die Jesuiten in die seit dem Ende des 17. Jahrh. auftauchende Maurerei das Templerwesen und manche damit verbundene Spieleien und Gaukeleien einzuführen, um so den Bund in ihrem kath.-hierarchischen Sinn zu halten. Das Jesuitencollegium Clermont in Paris ward der Sitz dieses Systems, das allmählig die Logen aller Länder eindrang. Erst 1782 gelang es auf einer Zusammenkunft der angehenden deutschen Freimaurer, die unter dem Vorfige des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zu Wiesbaden stattfand, sich davon loszusagen und den protest. Charakter der Maurerei wiederherzustellen. Auch der neue Templerorden in Frankreich, der seinen Ursprung auf Molay zurückführen will, hat sein Dasein der Jesuit. Freimaurerloge von Clermont zu verdanken. Im Nov. 1754 verließ eine Menge vornehmer Mitglieder die Loge, um den Orden der alten Templer Wahrheit fortzusetzen. Die Bewahrung des ritterlichen Geistes und das Bekenntniß eines aufgeklärten, in der Zeitphilosophie wurzelnden Deismus waren die Hauptpunkte des neuen Bundes. Die ersten Personen des Hofes und der pariser Noblesse traten dem aristokratischen, mit kostbarem Glitter behangenen Orden bei. Nachdem der Großmeister Bourbon-Conti gestorben, erhielt der Herzog von Coiffé-Brissac 1779 diese Würde, der 1792 starb. Während der Revolution ging der Orden als Adelsbund auseinander. Erst in den letzten Jahren der directorialregierung sammelten sich die Trümmer wieder und man versuchte dem Bunde eine politische Richtung zu geben. Nach der Gründung des Kaiserreichs erwarteten die Templer und wählten den Arzt Fabré de Palaprat, einen einflußreichen Mann aus guter Familie, zum Großmeister, der diese Würde lange bekleidete. Napoleon begünstigte die Vereinigung des neuen Adels mit der Blüte der alten Noblesse und sah darum das Emporkommen und die Ausbreitung der Templerspielerei nicht ungern. Im J. 1808 wurde der Todestag Molay's mit großem Pomp in Paris öffentlich gefeiert. Indessen zerrütteten die lächerlichsten Streitigkeiten den Orden; die Heermeister von Asien, Afrika und Amerika empörten sich, bis endlich 1811 ein neues Statutenbuch zu Stande kam. Die aufgeklärten Tendenzen machten den Orden unter der Restauration sehr verdächtig, sodaß der Großmeister auf Betrieb der Jesuiten hienachmals eingezogen wurde. Um den Orden seinem ursprünglichen Zwecke, dem Kampfe gegen Ungläubigen, entgegenzuführen, trachtete man nach Gewinnung einer Insel im Mittelmeere. Auch schlossen sich die Templer den Griechenvereinen an und einige gingen sogar nach Griechenland, um im Dienste der Religion ihr Blut gegen die Türken zu vergießen. Nach der Revolution von 1830 wagte der Orden wiederholt die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auch der Abbé Châtel, der die sogenannte freie franz. Kirche zu stiften versuchte, wirkte als Coadjutor des Primas von Gallien in dem Orden, wurde aber ausgestoßen. Im J. 1833 trug der Papst bei der franz. Regierung auf die Unterdrückung der Rebersekte an.

Tempera um die Mitte des 15. Jahrh. allmählig aus allen deutschen Malerschulen. In Italien hielt sich die Tempera etwas länger, bis auch hier die Ölmalerei allgemeinere Anwendung fand, sie seit 1500 für Staffeleibilder die beinahe ausschließlich übliche wurde.

Temperamente nennt man die Gemüthsarten, insoweit sie durch den körperlichen Organismus bedingt sind. Gewöhnlich unterscheidet man von Alters her vier Temperamente, das cholerische, phlegmatische, sanguinische und melancholische. Dem cholerischen Temperament legt man eine starke Reizbarkeit und eine dieser Reizbarkeit entsprechende kräftige Thätigkeit bei: heftige Empfindungen und Affecte, schnelle Entschlüsse, rasche energische Handlungen, heftige Leidenschaften, Neigung zur Herrschsucht, zum Zorn, zum Stolz, aber auch Großmuth und Freigebigkeit pflegen als Tugenden angeführt zu werden, woran man dasselbe erkennt. Den Phlegmatiker charakterisirt die Trägheit, die Liebe zur Ruhe, das Verzichtleisten auf Genüsse, wenn sie durch Anstrengungen erreicht werden müssen, die Liebe zur Bequemlichkeit, die Gemüthsruhe, die sich auf Unerregbarkeit gründet, der Mangel an heftigen, großartigen Leidenschaften, aber auch die Besonnenheit, die Freiheit von Illusionen, übereilten Entschlüssen u. s. w. Dem sanguinischen Temperament schreibt man große Beweglichkeit und Erregbarkeit bei geringer und wenig anhaltender Selbstthätigkeit zu, also viel Phantasie bei wenig Tiefe des Gemüths, rasch wechselnde, aber nicht tief gehende Leidenschaften, schnell vorübergehende Affecte, Neigung zur Genussucht, Flatterhaftigkeit und Leichtsin, überhaupt die Neigung, die Dinge und Ereignisse mehr von ihrer heiteren als trüben Seite zu nehmen. Der Melancholiker endlich erscheint mehr mit sich selbst als mit der Außenwelt beschäftigt; was ihn berührt, läßt tiefe Spuren in ihm zurück, er ist ernst, in sich zurückgezogen, treu, beharrlich, sorglich, daher zur Traurigkeit und zum Trübsinn, zur ascetischen Religiosität und zur Menschenfeindlichkeit geneigt. Diese Verschiedenheit der Charaktere suchten sich die Alten zunächst aus der Beschaffenheit und der Mischung (das Wort temperamentum heißt Mischung) der den Körper bildenden Bestandtheile zu erklären. Von dem vermeintlichen Vorherrschen der gelben Galle, des Blutes, der schwarzen Galle und der Lymphe oder des Schleims suchten sie die Ursache der Temperamentsverschiedenheit abzuleiten, und hierdurch entstanden zunächst die Namen cholerisch, sanguinisch, melancholisch und phlegmatisch. Später suchte man diese Unterscheidung auf sehr verschiedene physiologische Gesichtspunkte zurückzuführen. Unbestreitbar ist, daß diesen geistigen Unterschieden meist eine gewisse körperliche Beschaffenheit zu entsprechen pflegt. Der Choleriker ist gewöhnlich braun, fest, aber nicht feist (Beispiel: Napoleon); der Phlegmatiker fett, gedunsen, weich (Beispiel: Falstaff); der Sanguiniker rothblütig, warm, blühend und beweglich (Beispiel: Klärchen in „Egmont“); der Melancholiker mager, schwarzblütig, kalt und langsam (Beispiel: Dranien in jenem Drama). Natürlich gibt es auch viele Mittelstufen und gemischte, d. h. aus zweien zusammengesetzte Temperamente. — Temperamentstugenden und Temperamentsfehler nennt man dem Obigen gemäß solche Tugenden und Fehler, zu welchen der Mensch schon vermöge seines Temperaments disponirt ist. So ist z. B. die Verträglichkeit eine Temperamentstugend des Phlegmatischen, Zähzorn ein Temperamentsfehler des Cholerikers. gl. Dietzen, „Die Lehre von den Temperamenten“ (Nürnberg. 1804).

Temperatur heißt der Wärmezustand der Körper, inwieweit er für das Gefühl merkbar und durch das Thermometer angezeigt wird. (S. Wärme.) Unter mittlerer Temperatur versteht man einen solchen Zustand der Atmosphäre, den man bei guter Gesundheit und ruhigem Verhalten weder kalt noch warm findet, also etwa 12—16° R.; unter der mittlern Temperatur eines Orts aber die Durchschnittstemperatur, die sich als Mittel aus den mehrere Jahre hindurch täglich zu bestimmten Stunden fortgesetzten Beobachtungen ergibt und die mit der Höhe des Orts über der Erdoberfläche, seiner Entfernung vom Aequator und andern localen Verhältnissen sich ändert. Die niedrigste Temperatur, die man überhaupt jemals an einem in der Luft aufgehängenen Thermometer wahrgenommen hat, ist 40° R. unter Null, mithin 8° R. unter dem Gefrierpunkte des Quecksilbers; die höchste mit dem Thermometer in der Luft außerhalb der direct auffallenden Sonnenstrahlen beobachtete Temperatur 36°,2; doch mögen noch höhere nicht gemessene Lufttemperaturen vorgekommen sein. — In der Tonkunst bezeichnet man mit Temperatur die Einrichtung der Tonleiter, nach welcher man bestimmten Tönen selbst etwas von ihrer Reinheit benimmt, damit alle Intervalle in gehörigem Verhältnisse stehen.

Tempeſta oder Cavalier Tempeſta (d. h. Ritter Sturm) war der Beiname des durch seine Werke berühmten holländ. Malers Pet. Molyn (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus) v. d. Kerk. Dritte Aufl. XIV.

angesehensten Regierungsbeamten und Parlamentsglieder, welcher Plan auch zur Ausführung kam. Als Karl II. 10. Jan. 1681 das Parlament auflöste, sprach sich T. sehr heftig gegen diese Maßregel aus und nahm seinen Abschied. Die Universität zu Cambridge wollte ihn in das neue nach Oxford berufene Parlament wählen; allein er schlug dies aus und zog sich, mit allen Parteien unzufrieden, für immer auf sein Gut zurück, wo er sich der Landwirthschaft widmete. Er war ein solcher Fremdling in der politischen Welt geworden, daß er von der Revolution von 1688 keine Ahnung hatte. Vergebens suchte ihn Wilhelm III. wieder auf den öffentlichen Schauplatz zu ziehen. T. starb 1698. Seine durch Stil und Inhalt ausgezeichneten „Works“ erschienen in zwei Bänden (Lond. 1750 und 1814). Swift gab seine „Memoirs“ (2 Bde., Lond. 1709) und „Letters“ (2 Bde.) heraus. Vgl. Luden, „T.'s Biographie“ (Gött. 1808); Courtenay, „Memoirs of the life, works and correspondence of Sir Will. T.“ (2 Bde., Lond. 1836).

Templer, s. Tempelherren.

Tempo oder **Zeitmaß** heißt in der Musik der Grad der Geschwindigkeit, in welcher ein Tonstück vorgetragen werden soll. Gewöhnlich unterscheidet man fünf Hauptgrade des Tempos: Largo, Adagio, Andante, Allegro und Presto; zweckmäßiger ist die Eintheilung in drei Hauptbewegungen: in die langsame, mittlere und geschwinde, welche wiederum mehrere Abstufungen haben, nämlich in der langsamen Bewegung Largo, Lento, Grave, Adagio und Larghetto; in der mittlern Andante, Andantino, Moderato, Tempo giusto, Allegretto u. s. w. und in der geschwinden Allegro oder Allabreve, Vivace, Presto und Prestissimo. Soll der Grad der Langsamkeit oder Geschwindigkeit noch vermehrt oder vermindert werden, so bezeichnet man dies durch Zusätze. Der Ausdruck tempo rubato bezieht sich nicht auf das Zeitmaß, sondern auf den Takt. Oft wird das herrschende Zeitmaß unterbrochen, durch Verzögern (rallentando oder ritardando) oder durch Beschleunigung (accelerando, stringendo oder più strello), oder es wird dem Vortragenden überlassen, eine Stelle im losern Zeitmaße vorzutragen (a piacere), in welchem Falle sich oft die Begleitenden nach ihm richten sollen (colla parte); soll das strengere oder frühere Zeitmaß wieder eintreten, so wird dies durch a tempo oder tempo primo angegeben. Zur feststehenden Bestimmung des Tempos eines Tonstücks dient der Taktmesser (s. d.).

Temporalien (Temporalia bona; temporales praebendae) heißen alle mit der Verwaltung eines bestimmten kirchlichen Amtes verbundenen Einkünfte an Geld, Naturalien oder andern Gefällen. Ihnen gegenüber stehen die **Spiritualia**, die geistlichen Dienstleistungen; doch umfaßt dieses Wort auch die Rechte, welche den einzelnen Graden der geistlichen Weihe zukommen, und die Verhältnisse, in welchen diese Grade zum Kirchenregiment überhaupt stehen. Die Temporalien sollen nach dem kanonischen Rechte wegen der Spiritualia ertheilt werden; sie gehören zu den Pfründen (s. d.) insbesondere und zum Kirchengute (s. d.) im Allgemeinen. Ihre Verleihung kann natürlich nur mit der Übertragung eines Kirchenamtes unter landesgesetzlicher Autorität geschehen. Für die kath. Kirche in Deutschland geben dazu die bestehenden Concordate die Norm ab, nach welchen aber weder dem Papste noch einem Bischöfe ein unbeschränktes Recht der Verleihung zusteht. Da die kath. Kirche überall in Deutschland den bestehenden Landesgesetzen sich unterordnen muß, so können die Temporalien widerspenstigen und ungehoramen Geistlichen zur Strafe durch die Staatsregierung auch entzogen werden; man nennt dies: die Temporalien sperren.

Tempus heißt in der Grammatik diejenige Form des Verbums, durch welche zunächst die Zeit bezeichnet wird, in welche das durch das Verbum Ausgesagte fällt. Nun ist die Zeit an und für sich entweder Gegenwart oder Vergangenheit oder Zukunft. Die durch das Verbum ausgedrückte Handlung, welche in eine dieser drei Zeiten versetzt werden muß, ist aber entweder unvollendet oder vollendet, und nähert sich dieselbe mehr dem Begriffe eines bloßen Zustandes, so erscheint derselbe entweder als noch dauernd oder als vorübergegangen. Indem nun Beides, sowohl die Zeit, in welche die Handlung fällt, als auch die Beschaffenheit der Handlung, durch eine besondere Form des Verbums ausgedrückt wird, so entstehen die sechs sogenannten Tempora desselben, und zwar zunächst für die Gegenwart und Dauer das Präsens (s. d.), z. B.: „Ich schreibe“, d. h. ich bin jetzt mit dem Schreiben beschäftigt, und für die Gegenwart und Vollendung das Perfectum (s. Präteritum): „Ich habe geschrieben“, d. i. ich bin mit dem Schreiben jetzt fertig; ferner für die Vergangenheit und Dauer das Imperfectum (s. d.): „Ich schrieb“, d. i. ich war ehemals mit dem Schreiben beschäftigt, und für die Vergangenheit und Vollendung das Plusquamperfectum (s. Präteritum): „Ich hatte geschrieben“, d. i. ich war mit dem Schreiben fertig, als etwas Anderes stattfand; endlich für die Zukunft und Dauer das

schonkenntniß und großer Einfluß auf ihre Zeit nicht abgesprochen worden. Durch den Umgang mit Literaten wurde sie selbst zur Production angetrieben. Sie schrieb mehrere Romane, von denen die „Mémoires du comte de Comminges“ der bedeutendste ist. Außerdem sind zu nennen: „Le siège de Calais“, „Les malheurs de l'amour“ und die „Anecdotes de la cour et du règne d'Edouard II, roi d'Angleterre“, zu denen Madame Elie Beaumont eine Fortsetzung geliefert hat. In allen diesen Werken spricht sich das dem Gesellschaftstone des vorigen Jahrhunderts eigenthümliche Gepräge aus. Ihre Schriften wurden oft mit denen der Mad. de La Fayette zusammengedruckt, z. B. „Oeuvres de Mesdames T. et La Fayette“ (7 Bde., Par. 1786), mit denen sie offenbar eine große geistige Verwandtschaft besaßen. Unter die neuern Ausgaben ihrer „Oeuvres“ gehört die von Jay und Etienne (5 Bde., Par. 1825).

Tenedos, eine kleine gebirgige, aber fruchtbare Insel an der Küste von Troas, nordwestlich von Alexandria, mit einem Tempel des Apollo, erhielt von dem als Gottheit verehrten alten Könige Teneos oder Tennes, welcher der Sage nach eine Colonie hither führte, ihren Namen und erlangte einen besondern Ruhm durch die Belagerung von Troja, indem die Griechen hier ihre Flotte verbargen und so die Trojaner in dem Glauben bestärkten, daß sie mit Aufhebung ihres feindlichen Vorhabens abgezogen seien. Später befand sie sich abwechselnd in den Händen der Perser, Griechen und Römer und kam zuletzt 1322 unter die Herrschaft der Türken, die sie um Sandschat Bigha im asiat. Dschesair schlugen und noch jetzt theils unter dem alten Namen, theils unter dem Namen Bogdscha-Abassi besaßen. Berühmt war sie im Alterthume durch ihre Töpferwaaren, ebenso durch Weinbau, und noch heutigen Tages wird hier ein lebhafter Handel mit Mustatellerwein getrieben. Von den 6—7000 E., theils Türken, theils Griechen, wohnt etwa ein Drittel in der Hauptstadt Tenedos oder Tinebo, türk. Bogdscha genannt, die, mit ihrem Hafen an der Nordostspitze gelegen und durch eine Citadelle und ein Fort gedeckt, der Sitz eines griech. Bischofs und eines türk. Aga ist und ziemlich lebhaften Handel treibt. Als Schlüssel zu dem nur 3 M. entfernten Westeingang in den Hellespont oder die Dardanellenstraße ist T. in neuern Zeiten von den Türken befestigt und in guten Vertheidigungszustand gesetzt worden. Von den Venetianern wurde die Insel 1656 nach Vernichtung der türk. Flotte erobert, aber schon 1657 nach dem Tode des Admiral Mocenigo wieder gewonnen. Am 21. März 1807 erfochten die Russen unter Sinjavin über Seid-Alli-Pascha und d. Nov. 1822 die Ipsarioten Kanaris und Kyriakos einen Seesieg über den Kapudan-Pascha. Nordöstlich von T. breitet sich die Bafka- oder Besikabai aus.

Tenerani (Pietro), ausgezeichnete ital. Bildhauer, aus Torano bei Carrara gebürtig, studierte zuerst unter Canova's Leitung in Rom und schloß sich dann an Thorwaldsen an, dessen Richtung auf freie, lebendige Auffassung des antiken Schönheitsideals auch die seinige war. Unter den Schülern Thorwaldsen's nahm T. den ersten Platz ein, ohne jedoch seine eigenthümliche, auf einem hervorragenden Talente beruhende Bedeutung zu verlieren. Seit jenes Meisters Tode steht T. in Rom ohne ebenbürtigen Rivalen da. Seine Werke sind ebenso zahlreich als mannichfach, da er ebenso wol in christlichen Stoffen wie in der antiken Mythe Treffliches hervorgebracht. Eine seiner ältesten Arbeiten, vom J. 1819, ist Psyche mit der Büchse der Pandora, im Palaste Lenzi in Florenz. Dieser folgte eine Gruppe der Psyche und Venus, dann eine liegende Venus, welcher Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, und ein junger flöteblasender Faun. Nicht geringen Beifall fand die ausdrucksvolle lebensgroße Figur eines Christus am Kreuze, die 1823 für die Kirche San-Stefano zu Pisa in Silber getrieben wurde. Zugleich half er auch Thorwaldsen bei der Ausführung mehrerer Werke, so besonders am Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in der Michaelskirche zu München. Außer einem Grabdenkmale, welches 1830 die Gattin eines ihrer ihm Gouverneur Giulio Bianchi setzen ließen, fertigte er sodann noch mehrere kolossale Bildstatuen für verschiedene Kirchen Italiens. Im J. 1841 vollendete er das Modell für die in Messina aufgestellte und in München gegossene kolossale Bildsäule des Königs Ferdinand II. von Neapel. Für Columbia entwarf er eine ähnliche Statue Bolivar's. Zu seinen vorzüglichsten Werken, ausgezeichnet durch den Adel des Stils und die ergreifende Wahrheit des Gedrucks, gehört ein großes, 1842 vollendetes Marmorrelief der Kreuzabnahme in der Kapelle Torlonia im Lateran und ein Grabmal in Sta.-Maria sopra Minerva zu Rom, den Endes des Weltgerichts darstellend. Zu allen diesen Arbeiten gesellt sich noch eine Menge von Vorstudien, unter denen nur die vorzüglich fein aufgefaßten Thorwaldsen's und Pius' IX. erwähnt werden können. T. ist Professor der Sculptur an der Akademie von S.-Luca.

Teneriffa oder Tenerifa, bei Plinius Nivaria, die größte, reichste und bevölkerteste der den Spaniern gehörigen Canarischen Inseln (s. d.), umfaßt 41 $\frac{1}{2}$ QM. mit 80—90000 E., meist

Spaniern und Normännern, da die Ureinwohner, die Guanchen, ausgestorben sind. Sie ist sehr gebirgig, nach allen Richtungen hin von ausgebrannten großen Kratern, Kegeln, Basaltmassen und Lavaströmen angefüllt und bei einem milden, gesunden Klima fruchtbar an Dattel- und Cocospalmen, Drachenbäumen, Cacteen, Getreide, Obst, Baumwolle, Zuckerrohr und besonders Wein, wovon jetzt jährlich noch 8—9000 Pipen ausgeführt werden. In der Mitte der Insel erhebt sich der Vulkan Pico de Tenide, 11420 F. über der Meeresfläche, der am Fuße mit Kastanienbäumen und grasreichen Wiesen, höher hinauf aber ganz mit Bimsstein und vulkanischer Asche bedeckt und deshalb äußerst schwer zu besteigen ist. Aus seinen Spalten steigt noch gegenwärtig bisweilen Rauch auf, ein Hauptausbruch aber hat seit 1704 nicht stattgefunden; der letzte Steinauswurf erfolgte 1798. Von der Höhe dieses Bergs, welcher die so berühmte, auf 20—27 M. weit genau sichtbare Landmarke für die Seefahrer ist, übersieht man nicht allein das ganze herrliche Eiland, sondern auch die übrigen Inseln, das Meer in unermesslicher Weite und selbst die Küsten Afrikas mit ihren dichten Waldungen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchsichtiger ist als bei uns. Die Hauptstadt von Teneriffa, wo der Gouverneur seinen Sitz hat, ist Santa-Cruz, mit 8500 E., zwei Forts und einem trefflichen Hafen auf der östlichen Seite, wo vorzüglich die nach Indien bestimmten Schiffe anlegen, um Lebensmittel und frisches Wasser einzunehmen. Höher und kühler als Santa-Cruz ist Laguna oder Christoval de Laguna, die frühere Hauptstadt, gelegen, mit etwa 9400 E., der Sitz eines Bischofs, des Domcapitels, eines Handelstribunals und einer 1817 gegründeten ökonomischen Gesellschaft. Hier wurde 1744 eine Universität gestiftet, die 1825 besser organisiert, 1830 aber auf Befehl Ferdinand's VII. aufgehoben ward. Bemerkenswerth sind noch die Städte Guimar, in deren Nähe sich schöner Bimsstein und Begräbnisse mumificirter Guanchen befinden, mit 4000 E. und trefflicher Weinkelter, und Drotava, in einem schönen Thale, dessen Ostgrenze die Berge Pedrogil, La Florida und La Resbala ausmachen, mit 6800 E. Drei Viertel Stunden davon liegt Port Drotava an einer durch Festungswerke besetzten offenen Rhede, mit 3800 E., einst durch bedeutenden Zwischenhandel nach Europa und Amerika wohlhabend und im Besitze eines interessanten botanischen Gartens, der jetzt nur noch ein Kohlgarten ist; ferner die Orte Chasna oder Villastor, 4008 F. hoch gelegen, in der Nähe von besuchten Mineralquellen, und Arico mit 1875 in vulkanischem Luff ausgehöhlten Wohnstellen.

Tenesmus, Stuhlzwang, nennt man in der Medicin ein Gefühl von Herauspressen aus dem Mastdarm, verbunden mit einem wirklichen Herausdrücken, wobei jedoch oft gar nichts, oft nur ein wenig Schleim oder Blut (kein Roth) entleert, manchmal sogar die Darmschleimhaut hervorgestülpt wird. Der Stuhlzwang ist besonders Symptom der Mastdarmentzündungen, namentlich bei Ruhren, nach starken Abführungsmitteln u. s. w. vorkommend.

Teniers (Dav.), der Ältere, mit dem Beinamen **il Bassano**, weil er Giacomo da Ponte, Bassano (s. d.) genannt, aufs täuschendste nachzuahmen verstand, war zu Antwerpen 1582 geboren und ein Schüler von Rubens. Er hielt sich zehn Jahre in Rom auf und starb in Antwerpen 1649. Am liebsten malte er fröhliche Gesellschaften, Trink- und Rauchstuben, hier und da auch die in jener Zeit beliebten Teufelszenen. — Den Vater übertraf der Sohn, Dav. J., der Jüngere, geb. zu Antwerpen 1610, der sich bei seinem Vater und bei Rubens bildete. Auch er besaß ein bewunderungswürdiges Talent, andere Maler nachzuahmen. Der Erzherzog Leopold von Oestreich ernannte ihn zu seinem ersten Kammerdiener; später wurde er Director der Akademie zu Antwerpen. Er lebte in sehr glücklichen und angenehmen Verhältnissen und starb zu Brüssel 1690. T. ist bei weitem der ausgezeichnetste Genremaler der fläm. Schule und steht auch den besten Holländern kaum nach. Seine Gegenstände sind meist Bauern- und Birthshauszenen, die er mit unwiderstehlichem, trockenem Humor in ihrer ganzen Wirklichkeit zu vergegenwärtigen weiß. Einen höhern phantastischen Flug, der nicht ohne ergreifende Poësie ist, offenbart er in Bildern wie der verlorene Sohn, die Versuchung des heil. Antonius, der Alchymist; auch seine Wachtstuben, seine fette Küche u. dgl. sind voll von Originalität und Frische. Thier- und Seestücke gelangen ihm schon weniger; in heiligen Gegenständen reicht er vollends nicht aus. Sein Colorit ist leicht und natürlich, doch kann seine Ausführung nicht mit der noch zarteren und sorgfältigern eines Dow und Mieris wetteifern, von welchen er auch in der Wahl der Gegenstände abweicht. Seine vorgebliche Gemeinheit ist nie lästern, sondern derb und ehrlich gemeint. Obschon seine Werke sehr zahlreich sind, so stehen sie doch in hohem Preise. Ungemein oft hat man nach ihm gestochen und radirt.

Tennant (Will.), engl. Dichter, geb. 1785 zu Anstruther in der schott. Grafschaft Fife, hatte das Unglück, schon in der Kindheit den Gebrauch seiner Füße zu verlieren, so daß er stels an

rückten gehen mußte. Er erhielt den ersten Unterricht in der anstruther Stadtschule und studierte von 1799 an zwei Jahre auf der Universität St.-Andrews. Vermögensumstände nöthigten ihn die Hochschule zu verlassen; er wurde nun Schreiber, dann Kornfactor zu Glasgow und später zu Anstruther, wo er Muße fand, seine Studien fortzusetzen und sich mit Homer und Virgil, wie mit Ariosto, Camoens und Wieland bekannt zu machen. Außerdem widmete er sich mit Vorliebe dem Hebräischen. Im J. 1812 trat er zum ersten mal als Dichter auf mit „Anster d. h. Anstruther) fair“, einem komisch-epischen Gedichte in ottave rime, welche Versart L. ihre Wiedererweckung in England verdankt. Es behandelt die Heirath der in Schottland berühmten Maggie Lauder und fand entschiedenen Beifall, sodaß es mehrere Auflagen erlebte. Im J. 1813 wurde L. Schulmeister in Denins bei St.-Andrews mit dem geringen Gehalt von 10 Pf. St. des Jahres; hier wendete er seine Mußezeit an, um Arabisch, Syrisch und Persisch zu lernen, worauf er 1819 die Stelle eines Lehrers der classischen und oriental. Sprachen an der Akademie zu Dollar und 1837 die Professur der morgenländ. Literatur in St.-Andrews erhielt. Seinem „Anster fair“ ließ er noch mehrere dichterische Werke folgen, wie „The thane of Rose“, „The dinging down of the cathedral“, das Trauerspiel „Cardinal Beaton“ und „Hecrow dramas“ (1845). Auch gab er 1840 eine syrische und chaldäische Grammatik heraus. Er starb zu Dollar 15. Oct. 1848.

Tennecker (Christian Ehrenfr. Seifert von), ein berühmter hippologischer Schriftsteller, wurde 1770 in Bräunsdorf bei Freiberg geboren, wo sein Vater Rittergutsbesitzer war. Schon von frühester Jugend an zeigte er große Liebe für die Pferde. Zunächst widmete er sich vorzüglich der Hufbeschlagskunde und der Rosarzneikunde; nebenbei studirte er fleißig die Naturlehre des Pferdes. Im J. 1786 ging er auf die Rosaakademie nach Dresden, um hier die Pferdearzneikunde zu studiren. Drei Jahre darauf wurde er kurfürstlicher Unterbereiter, ging aber 1790 zu der Kunstreitergesellschaft des damals berühmten Chiarini, um sich Kenntnisse von der Abzurichtungsmethode der Kunstpferde zu erwerben. Im J. 1791 trat er in kursächs. Dienste, rückte 1792 zum Offizier auf und machte als solcher die Feldzüge am Rhein mit. Nach dem Kriege trat er als Schriftsteller auf. Er errichtete sodann in Leipzig ein Institut der Rosarzneikunde und der Reitkunst, wurde Stallmeister des Herzogs von Sachsen-Koburg, unternahm des Pferdehandels wegen viele Reisen, verlor aber dabei sein Vermögen. Hierauf widmete er sich wieder literarischen Arbeiten und schrieb das „Handbuch über die Erkenntniß und Cur der gewöhnlichsten Pferdekrankheiten“ (3. Aufl., Stuttg. 1828); „Handbuch der praktischen Heilmittellehre für angehende Thierärzte“ (2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1830); auch gab er eine „Zeitung für die Pferdezuucht u. s. w.“ heraus. Im J. 1805 wurde er als sächs. Traindirector und Oberpferdearzt angestellt, in welcher Eigenschaft er 1806 die erste reitende Batterie in Sachsen einrichtete. Er machte nun den ganzen Krieg bis 1813 mit, wurde Rittmeister und Major der Cavalerie und nach Beendigung des Kriegs als Lehrer bei der Thierarzneischule in Dresden angestellt. Er starb 23. Nov. 1859. Von seinen vielen, zum Theil flüchtigen Schriften sind noch anzuführen: „Handbuch der niedern und höhern Reitkunst“ (3 Bde., Lpz. 1805—7); „Lehrbuch der Veterinärchirurgie und Thierwundarzneikunst“ (Prag 1819—20); „Lehrbuch der Gestütwissenschaft“ (Prag 1820); „Unterricht in der thierärztlichen Klinik“ (Prag 1821); „Lehrbuch des Pferdehandels und der Roßtäuscherkünste“ (2. Aufl., Hannov. 1829); „Lehrbuch der Hufbeschlagskunst“ (2 Bde., Altenb. 1822); „Lehrbuch der äußern Pferdekenntniß“ (Altenb. 1823). Mit Weidenkeller gab er heraus: „Archiv für Pferdekenntniß u. s. w.“ (6 Bde., Altenb. 1823—28) und das „Jahrbuch für Pferdezuucht, Pferdekenntniß und Pferdehandel“ (Weim. 1825—38).

Tennemann (Wilh. Gottlieb), deutscher Philosoph, wurde zu Brembach in der Nähe von Erfurt, wo sein Vater Pfarrer war, 7. Dec. 1761 geboren. Frühe Krankheit und die unpassende Unterrichtsmethode des Vaters waren seiner Entwicklung nicht günstig. Seit 1778 besuchte er die Schule zu Erfurt und seit 1779 die dasige Universität, wo die Liebe zu philosophischen Studien ihn von der Theologie abzog. Im J. 1781 ging er auf die Universität zu Jena, wo er durch die Kant'schen Schriften anfangs zum Widerspruch gereizt, sodann aber zum Anhänger der kritischen Philosophie bekehrt wurde, 1788 sich daselbst habilitirte und 1798 eine außerordentliche Professur der Philosophie erhielt. In Jena schrieb er die „Lehren und Meinungen der Sokrater über Unsterblichkeit der Seele“ (Jena 1791) und das „System der Platonischen Philosophie“ (4 Bde., Lpz. 1792—94). Im J. 1804 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie nach Marburg, welche Stelle er bis zu seinem 30. Sept. 1819 erfolgten Tode bekleidete. Auch war er von 1816 an zweiter Universitätsbibliothekar. Er lieferte Übersetzungen

von 862437 auf 933431 Doll. gestiegen; der Überschuss betrug mit dem der frühern Jahre 222772 Doll. Die Staatsschuld belief sich auf 3,651857, der Werth des productiven Staats-
 eigenthums auf 4,128726, der Schulfonds auf 1,321658 Doll. Banken hatte der Staat
 1852 bereits 23, mit einem Capital von 8,405197, einem Notenumlauf von 5,500000 und
 einer Baarschaft von 1,900000 Doll. Das Gebiet des Staats gehörte ursprünglich zu Nord-
 carolina, erhielt jedoch erst seit 1757 weiße Ansiedler, die lange und blutige Kämpfe mit den
 Indianern zu bestehen hatten, ehe sie sich festsetzten. Im J. 1790 trat Nordcarolina das Terri-
 torium an die Bundesregierung ab und 1796 wurde T. als selbständiger Staat in die Union
 aufgenommen. Die gegenwärtige Verfassung ist die 1834 amendirte erste Constitution von
 1796. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus 75 Repräsentanten und 25 Senatoren.
 Beide werden auf zwei Jahre gewählt, ebenso der Gouverneur, der einen jährlichen Gehalt von
 2000 Doll. bezieht. Zum Congress schickt T. zwei Senatoren und zehn Repräsentanten. Der
 Staat wird in den Ost-, Mittel- und Westdistrict eingetheilt, welche zusammen 79 Grafschaf-
 ten umfassen. Die Hauptstadt Nashville, am linken Ufer des Cumberland und der obern
 Grenze seiner Dampfschiffahrt, sowie im Mittelpunkt eines zum Theil noch im Entstehen be-
 griffenen Eisenbahnnetzes für den Handelsverkehr überaus günstig gelegen, ist gut gebaut, hat
 mehrere schöne öffentliche Gebäude, wie das Staaten- und das Gerichtshaus, die Markthalle, die
 1806 gegründete Universität, das Irrenhaus und das Staatsgefängniß, und besitzt ein Blind-
 neninstitut, zwölf Kirchen, drei Banken und mit der Umgegend zusammen eine beträchtliche
 Anzahl Dampfschiffe. Sie ist der Sitz eines kath. Bischofs, dessen Diocese der Staat T. bildet
 und hat, gegen Ende des 18. Jahrh. gegründet, einen schnellen Aufschwung genommen, indem
 sie 1830 erst 5566, 1850 schon 10478 E., darunter 1500 Deutsche zählte. Ebenfalls sehr
 günstig liegt die Stadt Knoxville am Holstonflusse und Knotenpunkte mehrerer Eisenbahnen,
 regelmäßig und hübsch gebaut, mit dem Osttennesseecollege, einer der bedeutendsten Hochschu-
 len des Staats, 1792 gegründet, einem Taubstummeninstitut, 5500 E. und beträchtlichem
 Handel. Die Stadt Memphis, auf einer Terrasse am Mississippi und an der Mündung des
 Wolfesflusses gelegen, ist zwischen der Mündung des Ohio bis nach Vicksburg in Missouri auf
 einer Strecke von 140 M. der einzige zu einem bedeutenden Handelsemporium passende Platz
 am Mississippi, der Endpunkt der theilweise eröffneten Memphis-Charlestonbahn, durch regel-
 mäßige Packetdampfboote mit Neuorleans verbunden, Hauptausfuhrplatz der Producte von
 Westtennessee. Neuerdings ist sie auch durch die in der Nähe angelegten Schiffswerfte der
 Union wichtig geworden und überhaupt in schnellem Aufblühen begriffen, wie die Zunahme
 ihrer Bevölkerung zeigt, die 1840—50 von 2026 auf 8839 Seelen stieg und 1853 bereits
 13000 betrug. Murfreesborough, die frühere Hauptstadt von T., mit 4000 E., ist der Sitz
 des 1848 gestifteten Unioncollege; Clarksville, mit 3000 E., ein bedeutender Stapelplatz für
 Baumwolle und Taback.

Tennyson (Alfred), einer der vorzüglichsten neuern engl. Dichter, ist der Sohn eines Geist-
 lichen in Lincolnshire und um 1810 geboren. Er studirte in Cambridge und trat zuerst 1830
 mit einer Sammlung Gedichte hervor, die von der Kritik höchst ungünstig aufgenommen wur-
 den; eine zweite Sammlung: „Poems chiefly lyrical“ (1833), fand keine bessere Aufnahme,
 was den Dichter bewogen haben soll, alle noch unverkauften Abdrücke den Flammen zu über-
 geben und eine Reihe von Jahren hindurch seine Dichtungen der Öffentlichkeit vorzuenthalten.
 Die Kritik, welche T.'s Gedichte erfuhren, war nicht grundlos, aber dennoch ungerecht; Ge-
 nauigkeit in Bildern und in der Sprache, Unbestimmtheit in der Zeichnung seiner Personen und
 Charaktere sind seine Fehler, aber reiche Phantasie, schöner Versbau und Selbständigkeit in der
 Auffassung und Darstellung seiner Gegenstände sind schon hier seine Vorzüge und viele seine.
 ersten Gedichte finden sich bereits in den obigen Publicationen. Als er daher 1842 eine aber-
 malige Sammlung seiner Gedichte, durch neue vermehrt, unter denen sich besonders „Locksley
 Hall“ auszeichnet, in die Welt schickte, brachen die unleugbaren Schönheiten derselben sich endlich
 Bahn; der frühere Tadel verwandelte sich in ebenso entschiedenen Beifall und in kurzer Zeit
 wurden mehrere Auflagen der „Poems“ vergriffen (9. Aufl., Lond. 1853). T. war von nun an
 der erklärte Liebling des engl. Publicums, das sich ebenso blind für seine Schwächen wie bis
 dahin für seine Vorzüge zeigte. Es erschienen seitdem „The princess, a medley“ (1849), das
 am sorgfältigsten gefeilt seiner Werke, und „In memoriam“ (1851), eine Todtenklage über den
 Verlust eines geliebten Freundes, des Sohns des Geschichtschreibers Hallam, mitunter wahrhaft
 ergreifend, aber im Ganzen etwas monoton. T.'s Dichtungen haben überhaupt wenig Großes
 oder Erhabenes; seine Richtung ist vorherrschend contemplativ, allein trotzdem ist die Tiefe, die

man an seinen Gedanken rühmt, oft mehr scheinbar als reell. Die höchste Meisterschaft bewährt er in den Schilderungen des Naturlebens, die höchste Kunst in der Behandlung der engl. Sprache, die unter seinen Händen einen Wohlklang annimmt, wie ihn fast kein anderer Dichter ihr zu geben vermochte. Die Königin Victoria, die zu den ersten Verehrerinnen L.'s gehört, ernannte ihn im Nov. 1850 an Wordsworth's Stelle zum Poet Laureate, in welcher Eigenschaft er 1852 die Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington schrieb. Eine Anzahl der besten unter seinen Gedichten hat Freiligrath in den „Englischen Gedichten aus neuerer Zeit“ (Stuttg. 1846) übertragen; eine Übersetzung der „Poems“ gab Herberg (Dessau 1854). — Tenyson (Frederick), Bruder des Vorigen, hat ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Days and hours“ (Lond. 1854) veröffentlicht, die von der Kritik eine günstige Beurtheilung erfahren haben.

Tenor (ital. *tenore*) ist eine der vier Hauptgattungen der menschlichen Stimme (s. d.). Er ist die zartere unter den beiden Stimmen, welche dem reifen männlichen Alter zukommen, und hat gewöhnlich den Umfang von d in der kleinen Octave bis f oder g in der eingestrichenen. Zum Solotenor ist eine größere Tiefe und Höhe erforderlich, nämlich von c in der kleinen Octave bis a und b in der eingestrichenen, auch wol bis c in der zweigestrichenen, doch nur selten ist in dieser Höhe Bruststimme, sondern größtentheils Falset. Die angegebenen Eigenschaften des Tenors machen ihn geschickt zum Ausdruck der zarten und feinern Empfindungen des männlichen Charakters. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesange bildet er die zweite Mittelstimme (s. d.), indem er tiefer liegt als der Alt, aber sein Umfang noch über die Melodie des Basses fortsetzen muß; in dem vierstimmigen Gesange aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, führt er als erste Stimme die Hauptmelodie und als zweite die höhere Mittelstimme. Der Schlüssel (s. Notenschlüssel) dieser Stimme ist der C-Schlüssel. Übrigens ist in Deutschland der Tenor seltener als der Bass, weshalb er auch in seiner Vollkommenheit vorzüglich geschätzt und gesucht wird. Die Franzosen nennen ihn *taille*.

Tenos, neugriech. *Tino*, eine der Cycladischen Inseln im Griechischen Archipelagus, nahe südöstlich von der Insel Andros, mit welcher sie die Eparchie Tino bildet, zählt auf 3 1/2 QM. über 20000 E. Von einer gegen Nordwesten gestreckten, meist aus Schiefer bestehenden Bergkette gebildet, die nur an der Südost- und Ostseite Raum für einige Thalebenen läßt, ist sie nicht sehr fruchtbar, aber quellenreich und durch den Fleiß der Bewohner besser bebaut als die meisten griech. Inseln. Eine Culturterrasse reiht sich an die andere bis nahe an die Berggipfel. Die vielen Dörfer mit Getreide- und Bohnensfeldern, Pflanzungen von Maulbeeren, Feigen, Oliven, Drangen, Mandeln, Aprikosen und Weinreben und die zahllosen Laubenthürme, deren Lauben in Essig und Öl gelegt, nach Smyrna und Konstantinopel versendet werden, gewähren den reizendsten Anblick. Auch erzeugt T. allein noch in ganz Griechenland den berühmten Malvosenwein, rothen und weißen. Ein vorzüglicher Ausfuhrartikel ist der Marmor, welcher, mit bloßen Adern durchzogen und *Turkino* genannt, von den Türken gern zu Grabsteinen gebraucht wird. Die Gewerbsthätigkeit der Tinioten besteht in der Erzeugung von Handschuhen und Strümpfen aus Seide, Mützen aus Wolle, Weingeist, Marmorplatten, welche sammt dem Reste der nicht verarbeiteten Rohseide guten Absatz im Auslande finden. Ungeachtet der reichen Production übersteigt indessen die Einfuhr, namentlich an Lebensmitteln und Manufacturwaaren, bei weitem den Werth der Ausfuhr der sehr starken Bevölkerung. Es findet darum eine zahlreiche Auswanderung der Tenier statt, die als brauchbare Handwerker und Dienstboten über alle großen Städte Griechenlands und der Türkei verbreitet sind. Etwa drei Fünftel der Bevölkerung sind röm.-katholisch. An der Südküste liegt, an der Stelle der antiken Stadt Tenos, die einen berühmten Tempel des Poseidon, einen heiligen Hain, eine der ältesten Freisstätten Griechenlands, hatte, die jetzige Haupt- und Hafenstadt Hagios-Nikolaos oder St.-Nicolo, auch wol Tino genannt, eng gebaut, aber mit guten Häusern und 4000 E. Die Kirche der Panagia Evangelistria, welche 1824 erbaut wurde, bewahrt ein wunderthätiges Marienbild und führt alljährlich Tausende von Pilgern aus Griechenland und Kleinasien nach T. Etwa 1 1/2 Stunden von der Hauptstadt liegt auf einer Bergspitze der jetzt verödete Ort Exoburgo oder Kastro, in dessen Burg der venet. Proveditore bis 1714 residirte, wo die Insel sich den Türken ergab.

Tenotomie, s. Schnendurchschneidung.

Tentyrais oder **Tentyra**, s. Dendëra.

Tenzel (Wilh. Ernst), deutscher Literator, geb. 1659 zu Greußen in Thüringen, studierte in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnasium zu Gotha und Aufseher des herzoglichen Münzcabincts und der Kunstammer und 1702 Rath und Historiograph in Dresden, wo er jedoch bald wieder aufgab. Er starb 1707. Unter seinen sehr zahlreichen Werken ist

in das über die sächs. Münzen (Hf. und Lpz. 1714) am meisten berühmt gemacht. Er war der erste deutsche Journalist, der nach dem Beispiele der franz. periodischen Schriften eine Monatschrift „Monatliche Unterredungen“ (Lpz. 1688—98) herausgab, in welcher er die neuen Bücher mit großer Freimüthigkeit recensirte. In dem Streite mit Schellstrate über die Arcanisci-plina (s. d.) seit 1685 bewährte T. viele Gewandtheit.

Tennete, so viel als Fermate (s. d.).

Teocalli (d. i. Gotteshaus) nannten die Azteken in Mexico ihre Tempelbaue, welche sich als riesiger Größe emporgebaute Altäre meist in Gestalt vierseitiger Pyramiden erheben, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet und oberwärts zu einer größern oder kleinern Fläche abgeschnitten sind. Gemeiniglich steigen dieselben in mehreren großen Absätzen empor, die theils besondere Terrassen bilden, theils auch nur durch umherlaufende Gurtungen als solche bezeichnet werden. Zu der obern Fläche, auf welcher sich geringere oder größere Baulichkeiten, Kellern, Tempel, Hallen u. s. w., oft sehr umfangreiche Anlagen bildend, erheben, führen an einer oder mehreren Seiten breite, steile Treppen hinauf; zuweilen, doch nur seltener, sind letztere so angeordnet, daß sie im Zickzack von einem Absatz auf den andern führen (wie z. B. bei der Pyramide zu Teopantepec). Meist waren die Teocallis mit großen Höfen umgeben, welche die Wohnungen der Priester und die andern Räume, die man für die Zwecke des Cultus bedurfte, enthielten. Die Zahl der wenn auch nur im Zustande des Verfalls erhaltenen Bauwerke dieser Art ist nicht gering. Es gab deren zur Zeit der Ankunft der Spanier fast in allen Ort-schaften; die Hauptstadt allein zählte ungefähr 2000, worunter 7—8 von bedeutendem Umfange. Viele derselben datiren schon aus der Zeit der Herrschaft der Tolteken (d. i. aus dem 7. oder 8. Jahrh. n. Chr.). Nennenswerth sind die Pyramiden bei San-Juan de Teotihuacan, von denen die eine (Tonatiuh Utzaqual) in der Basis 645 F., in der Höhe 171 F. mißt. Die in vier Terrassen aufsteigende Pyramide von Cholula ist an der Basis 1350 F. breit und einer Höhe von 166 F. Die Pyramide von Papantla (in Veracruz) erhebt sich in sieben durch breite Bänder bezeichneten Absätzen bis 85 F.; die Breite der Basis mißt 120 F. Andere pyramidale Baue finden sich bei Cuernavaca, Guatusco, Tuxtepec, Xochicalco, Tehuacan, Palenque u. s. w. Unter den Bauten bei Uxmal in Yucatan ist ebenfalls eine Pyramide bemerkwürdig mit oblonger Grundfläche (an der Langseite 213 F.) und einer Höhe von etwa 100 F.; auf dem Plateau derselben befindet sich ein Tempel von 81 F. Länge, 14 F. Breite und 17 F. Höhe, der zu den interessantesten Resten altmexicanischer Cultur gehört.

Teos, eine griech. Colonie an der Küste Joniens, südwestlich von Smyrna, war eine blühende Stadt, die selbst wieder Colonien gründete, bis die Einwohner, des Jochs der pers. Satrapen überdrüssig, größtentheils nach Abdera in Thrazien übersiedelten. Doch blieb sie auch später noch eine nicht ganz unbedeutende Mittelstadt, wie ihre vielen noch vorhandenen Münzen aus der Römerzeit beweisen. Unter ihren Tempeln war besonders einer des Bacchus berühmt. Sie war die Vaterstadt Anakreon's. Aus ihren Trümmern ist das benachbarte Sedschidschik erbaut.

Tepliz, einer der berühmtesten europ. Badeorte, liegt im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, an der Straße von Dresden nach Prag, 8 M. von ersterer, 12 von letzterer Stadt entfernt, 674 F. über dem Meere, in dem weiten Thale, welches im W. und N. vom Erzgebirge, im D. und S. vom Mittelgebirge begrenzt wird. Zwei Stunden von ihr läuft die Dresden-Prager Eisenbahn, welche man, um nach T. zu gelangen, in Ruffig verläßt. Eine freundlich gebaute Stadt von 4000 E., in der Mitte einer reizenden Gegend, beherbergt sie, verbunden mit dem unmittelbar anstoßenden Dorfe Schönau, fast jeden Sommer weit über 4000 Badegäste, welche aus allen Theilen der Erde zusammenströmen. Die Stadt mit der dazu gehörigen Herrschaft gehörte dem Fürsten Clary, ist aber gegenwärtig in Folge der allgemeinen Aufhebung der Patrimonialgerechtsame frei geworden. Von der Entdeckung der teplitzer Heilquellen erzählt die Sage, daß sie 762 durch eine Heerde Schweine, welche in der Erde wühlten, veranlaßt worden sei; allein urkundlich wird der Stadt erst im 12. und der Bäder im 16. Jahrh. gedacht. Ein bedeutsamer Tag für die Geschichte von T. war das Erdbeben von Lissabon 1. Nov. 1755, indem die Hauptquelle einige Minuten gänzlich ausblieb, darauf aber unter heftigem Brausen untergelb gefärbt und in großer Menge wieder hervorstürzte. Gegenwärtig werden elf Quellen genutzt, von denen die Hauptquelle (39,5° R.), auch Ursprung oder Sprudel genannt, und die adeliche Frauen- und Weiberbadquelle (38° R.) in der Stadt, die fürstliche Frauenzimmer- oder Frauenbadquelle (37° R.), die Sandbadquelle (35° R.) und die in vielen Ausgängen zu Tage kommende und deshalb in die Trinkquelle (21° R.), Augenquelle (20° R.) und Badequelle (21° R.) zerfallende Gartenquelle nicht weit von den erstern in der Vorstadt und endlich

nieder und wurde zum Bürgermeister erwählt. Er starb 1681. Mehr als durch seine Porträts ist er wegen seiner Genrebilder bedeutsam. Er ist der Schöpfer und höchste Meister der sogenannten Conversationmalerei. Das elegante, prunkvolle Leben seiner Zeit mit den zierlich-höfischen Formen, dem gemessenen Benehmen und der üppigen Costümvorschwendung weiß er mit unübertrefflicher Feinheit, mit schärfster Charakterisirung und einem wunderbar harmonischen Farbenschnitz zu schildern. Dabei knüpft sich an seine Darstellungen immer ein anekdotisches Interesse, sodaß man nicht unterlassen kann, sich sogleich eine Novelle vor einem dieser kleinen eigenden Bilder auszuspinnen. Keiner der andern Meister hat ihn hierin wieder erreicht. Seine zu hohem Werthe stehenden Bilder sind in verschiedenen Galerien zerstreut. Berühmt durch die Beschreibung Goethe's in den „Wahlverwandtschaften“ ist ein „Die väterliche Ermahnung“ bekanntes Bild im Museum zu Berlin. Andere ausgezeichnete Werke von ihm findet man in den Galerien Englands, zu Dresden, Amsterdam, im Louvre, in der Pinakothek zu München, im Belvedere zu Wien u. s. w. Meistens bildet eine junge Dame mit blondem Haar und in weißem Seidenkleide die Hauptfigur seiner Bilder, und er liebt es, sie dem Beschauer vom Rücken zu zeigen und die höchste Kunst in der Behandlung der kostbaren Stoffe und der zarten Reflexlichter, die von den umgebenden Gegenständen auf dieselben geworfen werden, zu entfalten. Seine Werke sind durch zahlreiche Stiche und Lithographien vervielfältigt.

Terceira, eine der Azoren (s. d.), mit denen sie auch übrigens in jeder Beziehung übereinstimmt, hat einen Flächeninhalt von $10\frac{1}{2}$ QM. und wird von 40000 E. bewohnt. Fast allenthalben von steilen Lavafelsen eingeschlossen, ist sie nur an wenigen Stellen zugänglich, die durch Stufenwerke gedeckt werden. Die ganze Insel ist wie die übrigen Azoren vulkanischer Natur. Im J. 1761 bildete sich im Innern derselben der Vulkan Bagacina-Pic, der noch jetzt Rauch und Gas ausströmt; seit dieser Zeit wird die Insel von Erdbeben heimgesucht. Der Boden ist sehr fruchtbar. Die Hochebenen der Gebirge haben herrliche Weiden und blühende Rindviehhut. Nicht unbeträchtlich ist die Erzeugung von Weizen, Mais und Wein. Letzterer bildet mit dem Bauholz und der Drseille den wichtigsten Ausfuhrartikel. Hauptstadt der Insel ist Angra, mit 18000 E., gutem Hafen, zahlreichen Kirchen und einem Fort, der Sitz des Gouverneurs und des Bischofs der Azoren. Die Insel ist in der Geschichte durch ihre politische Treue berühmt. König Philipp II. von Spanien vermochte sie erst 1583 zu erobern, obwohl er schon 1580 Portugal in seine Gewalt gebracht. In neuester Zeit blieb L. in dem Kampfe zwischen Donna Maria und Dom Miguel um die portug. Krone der Ersten treu und widerstand allen Angriffen des Letztern. Im J. 1829 errichtete deshalb Villafior (s. Terceira, Herzog von) eine Regentschaft im Namen der jungen Königin, und 1832 sammelte hier Dom Pedro die Streitkräfte, mit denen er seinen Bruder Dom Miguel in Portugal angriff.

Terceira (Herzog von), Graf von Villafior, portug. Marschall und Staatsmann, geb. um 1790, trat jung in Kriegsdienste, stieg im Kriege gegen Napoleon bis zum Stabsoffizier und am 1826 Oberst und Brigadier. Er beschwor Dom Pedro's Charte von 1826 und erkannte die Tochter desselben als Königin von Portugal an. Von der Regentin zum Generalmajor ernannt, schlug er den Marquis von Chaves, den Parteigänger Dom Miguel's, vertrieb ihn aus Portugal und wurde nun zum Obergeneral erhoben. Als aber Dom Miguel die Regentschaft angetreten, wurde der Herzog von ihm bloß als Brigadier anerkannt und vom Pöbel so bedroht, daß er sich auf ein engl. Kriegsschiff flüchtete. Sein Versuch, die Bewegung der constitutionellen Partei von Oporto im Juni 1828 zu unterstützen, mißlang. Er kehrte daher nach London zurück, stellte sich aber schon im Juni 1829 auf der Insel Terceira an die Spitze der Constitutionellen. Dom Pedro gab ihm den Oberbefehl über die Streitkräfte, welche er daselbst sammelte, und mit dem Präsidenten der Regentschaft, Palmella, war er hier rastlos für die Interessen der jungen Königin thätig. Nachdem Dom Pedro im Juli 1832 die Expedition von Terceira nach Porto geführt, übertrug er demselben 20. Juni 1833 die Expedition nach Algarbien und ernannte ihn zum Herzoge von Terceira. Er landete dort mit 4000 Mann bei Cavellias und drang nach dem Siege Napier's beim Cap St.-Vincent mit etwa 8000 Mann gegen Lissabon vor, das er, nachdem er das Heer Dom Miguel's bei Almada geschlagen, am 24. besetzte. Hier schlug er im September die Angriffe des miguelistischen Obergenerals Bourmont zurück und drängte ihn endlich nach Santarem. Reibungen mit andern Generalen veranlaßten ihn, seine Entlassung zu nehmen; doch übertrug ihm Dom Pedro schon im März 1834 wieder den Oberbefehl in Porto. Von hier zog er gegen Dom Miguel, vereinigte sich mit dem span. Hülfscorps unter dem General Rodil, schlug den Feind 16. Mai bei Assiceira unweit Thomar und besetzte Santarem 19. Mai, worauf die Capitulation von Evora 26. Mai 1834 der Herrschaft des

Staats verzweifelt; auch wurde ihm noch mehrmals im zweiten Punischen Kriege die Befehlshaberschaft mit proconsularischer und proprätorischer Gewalt anvertraut. Im J. 202 befand er sich unter den Gesandten, die zu Philipp von Macedonien, 200 unter denen, die nach Karthago geschickt wurden. — Durch Adoption ging in das Terentische Geschlecht der Bruder des Lucius Licinius Lucullus, Marcus Licinius Lucullus (s. d.), über, der sich dann Marcus Terentius Varro Lucullus nannte. — Aus dem Terentischen Geschlecht stammte Cicero's erste Gattin, Terentia, eine Frau von entschiedenem, festem, aber auch herrischem und schroffem Charakter, die ihm zwei Kinder, Lullia und Marcus, gebat und von der er sich nach mehr als 30jähriger Ehe 46 v. Chr. trennte, nicht, wie seine Gegner sagten, aus Neigung zu der jungen und reichen Publilia, die er bald darauf heirathete, sondern weil er in seiner Abwesenheit von ihr übertheilt zu sein glaubte. Daß sie sich dann mit Gallustius und nachher mit Messala Corvinus verheirathet habe, ist eine unverbürgte Nachricht. Sie starb in dem hohen Alter von 103 J. — In der röm. Literaturgeschichte sind drei Terentii berühmt, der Dramatiker Publius Terentius Afer (s. d.), der, als ihn sein Herr, der Senator Terentius Lucanus, freiließ, in das Geschlecht eintrat; der gelehrte Marcus Terentius Varro (s. d.) aus Neate und der epische und satirische Dichter Publius Terentius Varro, geb. 82 v. Chr., von seinem Geburtsort, dem Flecken Atax im Narbonensischen Gallien, Atacinus benannt.

Terentius (Publius), mit dem Beinamen Afer, ein berühmter röm. Lustspielsdichter, wurde um 194 v. Chr. zu Karthago geboren, hier in zarter Jugend als Sklave öffentlich feil geboten und von dem röm. Senator Publius Terentius Lucanus gekauft, der ihm in Rom eine sorgfältige Erziehung geben ließ und dann die Freiheit schenkte, daher er als Freigelassener den Namen seines ehemaligen Herrn erhielt. Sehr bald entwickelte er nun sein poetisches Talent und kam in Folge seiner Leistungen mit den gebildetsten Männern Roms, namentlich mit Cajus Lælius und dem jüngern Scipio Africanus, in Umgang und freundschaftliche Beziehung, sodaß Einige sogar diesen Beiden einen Antheil an der Abfassung seiner Komödien zuschrieben. Später begab er sich nach Griechenland, wahrscheinlich um neuen Stoff für das Theater zu sammeln, fand aber hier nach kurzem Aufenthalt um 155 v. Chr. in seinem 39. Lebensjahre den Tod, vielleicht auf der Rückreise zur See durch Schiffbruch, wobei ein großer Theil seiner Lustspiele mit untergegangen sein soll. Von seinen dramatischen Arbeiten sind noch sechs übrig: „Andria“ oder das Mädchen von Andros, „Eunuchus“ oder der Verschnittene, „Heautontimorumenos“ oder der sich selbst Strafende oder Quälende, „Adelphi“ oder die ungleichen Brüder, „Phormio“ oder der Schwarzer und „Hecyra“ oder die Stiefmutter. Diese Stücke wurden, vorzüglich auch wegen der häufig eingestreuten Klugheitsregeln und Sittensprüche, hoch geschätzt und größtentheils mit vielem Beifall in Rom aufgeführt. Ein unbestrittenes Verdienst hat sich T. um die Ausbildung der sprachlichen Darstellung in seinem Zeitalter und um die Elasticität der lat. Sprache erworben, obgleich er an Erfindungskraft dem Plautus nachsteht. Freilich sind seine Stücke meistens nur Nachbildungen oder freie Übertragungen der sogenannten neuern griech. Komödie, besonders des Menander, und in seinen Charakterzeichnungen herrscht bei viel psychologischer Wahrheit doch auch nicht selten Flachheit. Diese Komödien wurden schon von den alten und spätern lat. Grammatikern, besonders von Aulus Donatus, Eugraphius und vielen Andern erläutert, im Mittelalter häufig abgeschrieben und selbst in der neuern Zeit für das Theater, für das französische vorzüglich durch Molière, für das deutsche durch Hildebr. von Giesfeld (2 Bde., Lpz. 1810), bearbeitet. Doch haben die Versuche einer erneuerten Aufführung nicht den gehofften Anklang gefunden, da das antike Leben in Sitten und Gebräuchen überall zu schroff hervortritt. Die besten Ausgaben sind nach der ersten (Straßb. 1470) die von Lindenbrog (Par. 1602), Gronov (Leyd. 1686), Bentley, vorzüglich wichtig in metrischer Hinsicht (Cambr. 1726 und Amst. 1727; wiederholt, Lpz. 1791, und von Vollbehr, Kiel 1846), Westerhof (2 Bde., Haag 1726; im Auszuge, 2 Bde., Haag 1752; verbessert und vermehrt von Stallbaum, 6 Bde., Lpz. 1830—31), Perlet (Lpz. 1827), Reinhardt (Lpz. 1827), Bothe (2 Bde., Manh. 1837—38), die von Reinhold begonnene (2 Bde., Passerwall 1838—39) und die von Kloss (2 Bde., mit den Schollen des Donatus und Eugraphius, Lpz. 1838—40). Ruhnkens's „Dietata in Terentii comoedias“ gab Schopen heraus (Bonn 1825). Gute deutsche Übersetzungen lieferten Kindervater (2 Bde., Jena 1799—1800), Köpke (Lpz. 1805), Volper (2 Bde., Prenzl. 1827—28), Benfen (9 Bde., Lüb. 1837). Von Bedeutung sind für Kritik und Erklärung Ritschl's „Varroga zu Plautus und T.“ (Lpz. 1845).

Terentius Varro, s. Varro.

Termin (vom lat. terminus, d. i. Grenze) heißt in der Rechtssprache eine bestimmte Zeit

and flüchten. Aus Patriotismus weigerte er sich in England wie in Belgien, seine Industrieanstalten fortzuführen. Unter dem Directorium kehrte er nach Frankreich zurück, wählte Paris zum Aufenthaltsorte und begründete nun über das ganze Land Manufacturen und Fabriken. Ingeachtet seiner unermesslichen Geschäfte widmete er sich auch den öffentlichen Angelegenheiten, trat in die Handelskammer und in das Generalconseil für das Manufacturwesen und betheiligte sich an vielen gemeinnützigen Unternehmungen. Wiewol er gegen das Consulat auf Lebenszeit und gegen die Errichtung des Kaiserthrons gestimmt, achtete ihn Napoleon doch und achte ihn auszuzeichnen. Durch die Kriege des Kaiserreichs verlor L. Millionen. Doch verdoppelte er seine Thätigkeit und wußte seinen Credit sowie seine großen Etablissements im Auslande, zu Neapel, Cadix, Livorno, Genua und Petersburg, aufrecht zu erhalten. Nach der Restauration wendete er sich entschieden den Bourbons zu, deren Thronerhebung ihm mehr Sicherheit im Handel und Gewerbe zu gewähren schien. Während der Hundert Tage hielt er es deshalb für gerathen, nach Belgien zu gehen. Nach der zweiten Restauration wurde er von der Regierung bei allen industriellen Fragen zu Rathe gezogen. Als in dem Hungerjahre 1816 die Anlegung von Getreidemagazinen nicht glücken wollte, legte er auf seinen Gütern selbst Anstalt (s. d.) an, die im folgenden Jahre der Bevölkerung sehr zugute kamen. Auch erfand er aus Kartoffelmehl und Knochengallerte eine billige und nährnde Suppe. Im J. 1818 trat L. in das Departement Eure in die Kammer, bewies sich aber so selbständig, daß die Minister 1823 seine Wiedererwählung hinderten. Besonders verwarf er den Feldzug nach Spanien, der ihm auch abermals große Verluste zufügte. Die Hauptstadt sendete ihn 1827 wieder in die Kammer, wo er sich jetzt völlig der Opposition anschloß. Als einer der 221 Unterzeichner der bestimmten Adresse nahm er thätigen Antheil an der Julirevolution von 1830. Die Lage seiner Geschäfte, die bei den Ereignissen außerordentlich gelitten hatten, zwang ihn indessen auf die politische Thätigkeit zu verzichten. Mit großer Ausdauer und Resignation gelang es ihm, binnen einigen Jahren seine Verbindlichkeiten zu erfüllen und die Ordnung herzustellen. Er starb am 2. April 1833. L. führte zuerst in Frankreich Spinnmaschinen ein, verbesserte die Flachszucht, die Weberei in Wolle und Baumwolle und begründete die Fertigung von feinen Geweben, zu welchem Zwecke er sogar tibetan. Ziegen acclimatisirte. Auch verdankt ihm die Mechanik viele treffliche Erfindungen.

Terni, eine bischöfliche Stadt Umbriens in der Delegation Spoleto des Kirchenstaats, im sichtbaren Nerarchale, der Geburtsort des Geschichtschreibers und des Kaisers Tacitus, ist schon gegenwärtig berühmt durch seine Denkmäler aus der Römerzeit. Sie war eine Colonie der Latiner und hieß bei ihnen Interamna von der Lage zwischen zwei Armen der Nera. Etwa 10 Stunden davon ist der 200 F. hohe Fall des Velino in die Nera, der unter dem Namen Cascata delle Marmore als eine der schönsten und großartigsten Cascaden Europas bekannt ist. Schon sieht man in T. das Werk des Marcus Curius Dentatus, der hier 270 v. Chr. einen Felsen durchschneiden ließ, um die Sümpfe auszutrocknen und dem Velino einen freien Lauf zu geben. Clemens VIII. ließ 1596 unter Fontana's Leitung den alten Kanal des Canale wieder eröffnen und erweitern. Die Stadt, welche noch manche Alterthümer, auch eine Kathedrale, mehre Paläste und eine angenehme Lage hat, zählt 8500 E., die viel Ol- und Weinbau treiben. In der Nähe wurden 27. Nov. 1798 die Neapolitaner von den Franzosen geschlagen.

Terpander, einer der frühesten griech. Lyriker, um 650 v. Chr., aus Antissa oder nach Andron aus Methymna auf der Insel Lesbos gebürtig, erlangte durch die Kraft seines Gesangs einen großen Einfluß über die Gemüther seiner Zeitgenossen und übernahm zu Sparta, als dieser bei seiner Zerrüttung durch innere Unruhen auf Befragung des Orakels den Sänger aus Lesbos kommen ließ, die Rolle eines zweiten Orpheus. Wie dieser, soll auch er sich um die Verbesserung der Musik dadurch ein besonderes Verdienst erworben haben, daß er der vorher vierstimmigen Lyra drei neue Saiten hinzufügte. Außerdem, daß er als Verfasser von Proömien und Epoden in Dichtarten genannt wird, machte man ihn auch zum Erfinder der Skolien, obwohl diese früher schon vorhanden waren und T. dieselben wahrscheinlich nur für den Gesang bei Festen in Melodien einkleidete. Seine Melodien, die man im Allgemeinen die lesbischen nannte, haben selbst den folgenden Zeiten noch lange zum Vorbilde. Die unter seinem Namen vorhandenen wenigen Bruchstücke hat Schneidewin im „Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae“ (Abth. 3, Gött. 1839) erläutert.

Terpentin (entstanden aus Terebinthina) nennt man ein mehr oder minder dickflüssiges Harz, das aus verschiedenen Nadelholzstämmen durch Einschnitte gewonnen wird. Er hat eine gelbe oder braune Farbe. Dritte Aufl. XIV.

eine gelbliche oder grünliche Farbe, einen eigenthümlichen Geruch und scharfen, bitteren Geschmack. Man unterscheidet im Handel verschiedene Sorten, deren Güte sich nach dem Baum richtet, von dem sie gewonnen werden. Die billigste und ordinärste Sorte ist der gemeine Terpentin, der von der gemeinen Kiefer (*Pinus sylvestris*) gewonnen wird. Feiner und durchsichtiger sind der strassburger Terpentin von der Weisstanne und der französische oder Terpentin von Bordeaux, den man von der Strandkiefer (*P. maritima*) erhält. Diesen steht nahe der Terpentin von Boston, welchen die langnadelige Kiefer (*P. australis*) liefert. Die feinsten Sorten sind der venetian. Terpentin vom gemeinen Lärchenbaume (*Pinus Larix*) und besonders der canad. Balsam von der Balsamtanne (*P. balsamea*). Die allerbeste Sorte würde der cyprische oder chische Terpentin sein, wenn er im Handel nicht so selten unvermischt vorkäme. Er wird gewonnen von der Terpentinpistacie (s. Terebinthe), die jedoch nicht zu den Nadelhölzern gehört. Die feinen Terpentine sind officinell, werden jedoch selten innerlich, häufiger als reizendes Mittel in Form von Pflastern und Salben angewendet. Außerdem benutzt man die gröbern zu verschiedenen technischen Zwecken. Durch Destillation gewinnt man daraus das flüchtige, farblose, starkriechende Terpentinöl, das ebenfalls als Arzneimittel und zu gewerblichen Zwecken dient. Aus den bei seiner Destillation gebliebenen und geschmolzenen Rückständen erhält man das Kolophonium (s. d.) oder Geigenharz.

Terpsichore, d. h. die Tanzfrohe, eine der neun Musen (s. d.), welcher bei der spätern Theilung der Musenämter die Tanzkunst und der Chorgesang zugetheilt wurde.

Terracina, Grenzstadt des Kirchenstaats gegen das Königreich Neapel, an der Via Appia und an dem Golf von L. des Mittelmeers, wurde als Anxur von den Volstern gegründet. Noch sieht man hier die malerischen Reste eines Castells Theodorich's des Ostgothenkönigs und einer mittelalterlichen Burg in schöner Lage. Die Stadt gehört zur Delegation Frosinone, ist der Sitz eines Bischofs und hat 8000 E. und einen Hafen. Die Nähe der Pontinischen Sümpfe hat auf die Luft einen schlimmen Einfluß, wenngleich seit den großen, unter Pius VI. unternommenen Arbeiten die Umstände sich vielfach gebessert haben und L. sehr gewonnen hat. Die Kathedrale, für welche Canova sein letztes Werk, eine Pietà, arbeitete, steht auf den Trümmern des Jupitertempels, von welchem noch viele Reste vorhanden sind. Nicht weit von L. ist die neapolitan. Grenze mit dem Ortchen Portello. Von L. aus kann man den Monte Circello besuchen, das Vorgebirge der Circe alter Zeit, mit dem Städtchen San-Felice.

Terra cotta ist der gemeinschaftliche Name für eine sehr viel umfassende Classe alter Überreste aus Thonerde geworden, die man erst in neuerer Zeit gehörig beachtet hat. Schon die mythische Kunstgeschichte der Griechen rühmte den Dibutades, Rhöklus und Hyperbios als Meister in Arbeiten aus Thon, ohne genauer anzugeben, ob diese Arbeiten gebrannt oder nur an der Sonne getrocknet gewesen. Auch Homer's „Ilias“ erwähnt bereits der Töpferscheibe und eines der Homer zugeschriebenen Gedichte des Dfens. Wo das Material in Menge und leicht benutzbar sich vorfand, wie in Korinth, Agina, Samos, Athen, erhob sich das Töpferhandwerk in sehr früher Zeit, und Athen gab als Preis bei den Panathenäen nur einen Ostrug von gebrannter Erde. Die verschönernde Hand schmückte früh schon griech. Werke mit künstlerischen Zierath, und durch Zumischung farbiger Stoffe, besonders einer röthlichen Erde zum Thon verstand man namentlich in Samos den Gegenständen des täglichsten Bedarfs Reiz und Anmuth zu geben. Über die Anfänge der Plastik geben außerdem noch belehrendere Aufschlüsse die neuern Auffindungen in den ältesten Städten Etruriens. Hier hat man Gefäßreliefs und Figuren gefunden, die zu den Incunabeln der Kunst zu gehören scheinen. Aus ihnen ergibt sich, daß die Verbindung der Farbe mit solchen Arbeiten ein Fortschritt war. Die scheinbar ältesten mögen die einfarbigen Gefäße mit Relief sein. Die volsker Vasen haben die Kenntniß der alten Plastik bedeutend gefördert. Als samische, therikleische Gefäße machten sie schon Probestücke des Alterthums aus. Runde Bildwerke und Reliefs in gebrannter Erde hat Etrurien und Rom desto mehr aufzuweisen. Diese Arbeiten, meist von nicht sehr großer Ausdehnung, obgleich das Alterthum, besonders bei den Etruskern, ganze Tempelfriesen und Giebelbilder aus Terra cotta kannte, sind uns der Beweis für die Geschicklichkeit der officinae ligulinae, die in Rom und in Italien verbreitet waren. Erst seit des Grafen Caylus (s. d.) Zeit wurden die Überreste aus Terra cotta in Italien mit Eifer gesammelt; H. Charl. Townley brachte an Ort und Stelle eine Sammlung zu Stande, die später in das Britische Museum kam. Seroux d'Agincourt hinterließ die seinige der Vaticana. Vgl. „Bassirilievi volsci in Terra cotta“ (Rom 1785); „Description of the collection of ancient Terracottas in the British Museum“ (London 1810); Seroux d'Agincourt, „Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite“

(Par. 1814). Genauere Untersuchungen der Überreste haben besonders bei Gefäßen eine Mannichfaltigkeit der Anwendung dieses Materials bemerken lassen, die für die Technik manches Belehrende zeigen kann. Man unterscheidet bloß lufttrockene Werke, einfach gebrannte, dann gebrannte mit aufgesetzten, aber nicht fixirten Farben; gefirnißte Arbeiten mit eingebrannten Farben; eine Mischgattung, wo die Farben zum Theil fest, zum Theil bloß aufgemalt sind, und endlich, als kostbarste Art, Arbeiten mit reicher Vergoldung: alle in Rücksicht der Masse unter sich von der verschiedenartigsten Feinheit. Manches, was auf uns gekommen ist, mögen nur Modelle und Abgüsse sein. Erst in neuerer Zeit hat man die german. Anfänge der Töpferkunst höher achten gelernt, welche an die mittelalterlichen Werke dieser Gattung sich anschließen. Gefäße, Ziegel, Urnen sind hier die Anfänge einer bald in die Architektur vielfältig eingreifenden Technik, bald einer selbständigen Kunstübung. Seit dem 16. Jahrh. wurde wieder viel in Terra cotta gearbeitet; Bernard de Palissy (s. d.) war damals für Figuren und Gefäße dieser Art berühmt; ganze Büsten und dergl. wurden in Italien aus Thon gebrannt, und von Michel Angelo sind eine Anzahl der in Thon gebrannten Skizzen zu seinen Meisterwerken erhalten. In den beiden letzten Jahrhunderten abermals etwas vernachlässigt, wurde die Terra cotta erst in neuester Zeit wieder vielfach zu Gefäßen, namentlich in den Kunstwerkstätten dieser Art in Paris und im Museum in Sèvres, und noch mehr zu architektonischen Zierathen und Gliedern angewendet, welche sich auf diese Weise wohlfeil und dauerhaft vervielfältigen und auch in steinernen Ländern anwenden lassen, wie z. B. in Norddeutschland, welches schon im Mittelalter eine reiche Ornamentik in Backsteinen besessen hatte, die theils durch Modellirung, theils durch Glasur das goth. Detail, ja selbst die Sculpturen ausdrückten. Den ausgedehntesten Gebrauch der Terra cotta findet man gegenwärtig an Schinkel's Bauschule und an der Werder'schen Kirche in Berlin. Indessen hat es sich ergeben, daß hohlgegoßene Ornamente in Zink noch wohlfeiler sind als die in Terra cotta ausgeführten.

Terra di Lavoro, d. h., wie Goethe sagt, „nicht Land der Arbeit, sondern des Ackerbaus“, eine Provinz des Königreichs Neapel, begrenzt im S. von den Provinzen Neapel (Napoli) und Principato citeriore, im D. von Principato ulteriore und Molise, im N. von Abruzzo citeriore und Abruzzo ulteriore II., im NW. vom Kirchenstaate, im W. vom Tyrrhenischen Meere, umfaßt den nördlichen Theil des alten Campanien und den südöstlichsten von Latium und zählte mit Einschluß der dazu gehörigen Ponza-Inseln 1851 auf 106 $\frac{3}{4}$ QM. 752000 E. oder über 1446 auf einer QM. Sie bildet mit der Provinz Napoli den fruchtbarsten und cultivirtesten Theil des ganzen Königreichs, entsprechend der Campania felix der Alten, und zerfällt in fünf Bezirke: Caserta, Gaëta, Nola, Sora (nach ihren Hauptstädten benannt) und das am Fuße des Gebirgs gelegene Piedimonte. Die Hauptstadt ist Capua. Außerdem liegen darin Aversa, Fondi, San-Germano und dabei die Abtei Monte-Casino, ferner Arpino, Maddaloni, Teano, Nola und als Enclave das zum Kirchenstaat gehörige Pontecorvo nebst Gebiet.

Terra firma, d. h. festes Land, im Gegensatz der Inseln, ist eine Benennung, die man vorzugsweise zwei verschiedenen Landstrichen gegeben hat. Zuerst hießen Terra firma oder il dominio Veneto alle Landschaften auf dem festen Lande Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten, nämlich das Herzogthum Venedig, die venetian. Lombardie, die treviser Mark, das Herzogthum Friaul und Istrien. Dann verstand man unter Terra firma (im Spanischen Tierra firme) die große Landschaft in Südamerika, welche an das Mar del Nord, an Peru, das Amazonenland, an das Mar del Sud und die Landenge von Panama grenzt und auch unter dem Namen Südamerikanisches Neucasilien bekannt ist. Die Spanier besaßen darin Neuandalusien oder Paria, Venezuela, Rio de la Hacha, St.-Martha, Carthagena, Terra firma im engern Verstande, Popayan und Neugranada. Zu dieser Terra firma hatten die Spanier noch ihren Antheil an Guiana hinzugefügt. Im engern Sinne begreift Tierra firme die Landenge bis nach Panama hin, zwischen dem Meerbusen von Darien am Nordmeer und der Bai von Panama am Südmeer.

Terrain, Gelände, bezeichnet in der Militärsprache den Boden mit allen seinen unbeweglichen Gegenständen. In Bezug auf dessen Benützung zu militärischen Zwecken ist seine Gangbarkeit, Übersicht und taktische Bedeutung zu beachten. Demnach unterscheidet man reines und durchschnittenenes (coupirtes), offenes und bedecktes, ebenes und unebenes Terrain. Diese Formen sind in einer bestimmten Terrainstrecke entweder gleichmäßig oder combinirt und wechselnd, wodurch Terrainabschnitte, welche verschiedenartig begrenzt sein können, Abschnitte im Terrain (Bodenabschnitte, schwer zu überschreitende Gewässer, Vertiefungen u. s. w.) und

Defilées (s. d.) entstehen. Die einzelnen Terraingegenstände sind entweder von natürlicher Bildung (Ebenen, Höhen, Vertiefungen, Gewässer, Weichland, Wälder) oder von künstlicher Bildung (Gebäude und bewohnte Orte; Communicationen: Wege, Straßen, Eisenbahnen, Dämme, Brücken, Kanäle; Hindernisse: Gräben, Gärten, Umfassungen u. s. w.). Die taktische Bedeutung eines Terraintheils wird bedingt durch einzelne Vertheidigungs- oder Stützpunkte, welche ganze Strecken beherrschen oder sperren oder Schutz gewähren, durch Vertheidigungslinien und ihre Übergänge und durch Marschlinien. Für die Taktik von höchster Wichtigkeit ist die Terrainbenutzung; sie besteht darin, die Vortheile des Terrains (Sicherheit der Bewegung und Aufstellung, Deckung gegen feindliche und Begünstigung der eigenen Waffengewirkung und Einsicht) zu gewinnen und dem Feinde nur dessen ungünstige Verhältnisse zu lassen. Diese Kunst ist schwer und kann allein durch Kenntniß der Terrainlehre erlangt werden. Terrainlehre ist die Wissenschaft von der Gestaltung der Erdoberfläche. Sie wird gewöhnlich in reine und angewandte eingetheilt. Erstere lehrt die Classification des Terrains, den Zusammenhang und die gegenseitige Abhängigkeit der verschiedenen Terrainformen und umfaßt die Orographie nebst der Geognosie und die Hydrographie, endlich die Topographie. Die angewandte Terrainlehre gibt die Untersuchung (s. Recognosciren) des Terrains, die Terrainaufstellung durch Karten, Pläne und Berichte und die Terrainbenutzung an und greift daher wesentlich in die Taktik und Strategie ein, sodaß sie als besondere Lehre kaum aufzufassen ist. Als Wissenschaft harret die Terrainlehre noch immer einer dem Standpunkte der Gegenwart vollkommen entsprechenden Behandlung. Anleitung dazu geben, außer den taktischen Werken (s. Taktik), Gomez, „Terrainlehre“ (1. Bde., Wien 1827); Reichlin-Meldegg, „Über Terraingestaltung“ (Münch. 1826); Reinhardt, „Terrainlehre“ (Berl. 1827); D'Etzel, „Terrainlehre“ (2. Aufl., Berl. 1853); Pz., „Praktische Anleitung zur Recognoscirung und Beschreibung des Terrains“ (Adorf 1840).

Terrasse nennt man in der Gartenkunst eine allmählig aufsteigende Erderhöhung, die noch künstlich mit Steinen, Rasen, Blumen und dergl. gefast ist. Auch in der Militärsprache bezeichnet man mit diesem Worte eine höher als andere liegende Ebene, z. B. die obere Fläche eines Thurms, des Donjons u. s. w. — Terrassirte Werke kommen hauptsächlich in Bergstellungen vor, wo der Wallgang der hinterliegenden so beträchtlich höher als der der vorliegenden angelegt ist, daß man von jenen aus über diese hinwegfeuern kann, ohne die Besatzung der letztern zu beschädigen.

Territorialsystem heißt im Kirchenrechte dieselbe Theorie über die Verfassung der Kirche, nach welcher einem Landesherrn die volle Ausübung aller Kirchengewalt als ein Ausfluß seiner Staatsgewalt zukommt, vermöge deren er die Diener der Kirche, die nur als Staatsdiener gelten können, ein- und absetzen, im Kirchenwesen für Liturgie, Lehre und Glauben Alles nach seinen individuellen Ansichten bestimmen und ordnen kann, sofern er dabei nur nicht gegen die Vorschriften des Christenthums handelt. Das Territorialsystem schließt sonach das volle Herrschaftsrecht des Staatsoberhauptes auch in Kirchen- und Glaubenssachen in sich und führt zu dem Grundsatz: Wessen das Land, dessen der Glaube (cujus regio, ejus religio). Es entstand als eine Übertreibung des Episkopalsystems (s. d.) durch Pufendorf und Chr. Thomae noch vor der Mitte des 17. Jahrh. mit der Entwicklung des Staatsrechts und der Erhebung des staatlichen Elements über das kirchliche. Im Westfälischen Frieden fand es Anerkennung und durch denselben eine oft sehr drückende Anwendung. In strenger Consequenz führt das System zu einem weltlichen Papstthume oder zum Cäsareopapat. So wurde es namentlich von Hobbes in den Schriften „De cive“ und „Leviathan“ entwickelt. In Deutschland erhielt es eine wissenschaftliche Begründung durch Pufendorf in der Schrift „De habitu religionis ad vitam civilem“ (Brem. 1687). Es war hier auch im Anfange des 18. Jahrh. vorherrschend, bis es durch den Widerspruch, den es hervorrief, namentlich durch das von Chr. Matth. Pfaff (vgl. „De originibus juris ecclesiastici veraque ejus indole“, Tüb. 1719) aufgestellte Collegialsystem (s. d.) ersetzt wurde. Beide Systeme bestanden im Kampfe nebeneinander fort und übten ihren Einfluß auf die Kirchenverwaltung. In neuerer Zeit wurde das Territorialsystem namentlich durch die philosophische Richtung vertheidigt, indem man die Entstehung des Staats und der Kirche aus dem idealen Begriffe zu entwickeln suchte, hiernach die Kirche nur als die religiöse Bestimmtheit des Staats hinstellte und als eine besondere Gesellschaft verschwinden ließ.

Territorium nannte man im Mittelalter die Amtsbezirke der mit der Verwaltung der kirchlichen Hoheitsrechte betrauten Vasallen oder Beamten. Allmählig gingen diese, wie die Beam-

gen selbst, in den erblichen Besitz ihrer Inhaber über. Dadurch kehrte sich das Verhältniß um: das Amt oder die Gewalt erschien als Ausfluß des Territorialbesitzes, der Beamte ward zum Territorialherrn oder Landesherrn. Früher stießen wol verschiedene solche übertragene Gewalten auf einem Territorium zusammen oder es lebten darauf Individuen und Corporationen, welche der Gewalt des Inhabers dieses Territoriums nicht unterworfen waren, sondern unmittelbar vom obersten Landesherrn, dem Kaiser, ressortirten. Die Territorialherren suchten aber auch diese Ausnahmestellungen auszulösen und ihre Bezirke zu sogenannten geschlossenen Gebieten, *Territoria clausa*, zu machen. Als durch Aufhören des Reichs die einzelnen Landesherrn völlig souverän wurden, erschien diese Souveränität sehr natürlicher Weise als gänzlich auf den Besitz des Territoriums gegründet. Man nennt diese staatsrechtliche Ansicht das Territorialprincip. Aus dem Besitze des Staatsgebiets leitete man dann die Befugniß des Inhabers dieses Gebiets ab, auf dem ganzen Umfange desselben ausschließlich die gesetzgebende und vollziehende Gewalt zu üben, die sogenannte Territorialhoheit. — Territorialpolitik nannte man im alten Deutschen Reiche das oben bezeichnete Streben der einzelnen Landesherrn, ihr Territorium abzurunden, von der Hoheit des Reichs immer unabhängiger zu stellen und zu erweitern. Insofern auch die Wahlkönige zugleich Landesherrn waren, theilten sie nur zu häufig jene Territorialpolitik, statt ihr im Interesse der Reichseinheit entgegenzuarbeiten.

Terrorismus, vom lat. *terror*, d. i. Schrecken, nennt man jenes politische System, das den öffentlichen Gehorsam nicht durch Ausübung der aus dem Volksgeist hervorgegangenen und darum sittlich geheiligten Gesetze, sondern durch Furcht und Schrecken, durch Unterjochung der Gemüther mittels blutiger Härte und Willkür erzwingt. Einem solch furchtbaren Zustande, der eigentlich ein Krieg der Regierung mit den Regierten ist, liegt stets die Gewaltanmaßung und die Verletzung positiver oder allgemein menschlicher Rechte von Seiten der Machthaber zu Grunde. Nicht nur die politische Geschichte, sondern selbst die christliche Kirchengeschichte hat solche Epochen in großer Anzahl aufzuweisen. Als in der Französischen Revolution die Jakobiner durch die Vernichtung der gemäßigten Girondisten Ende Mai 1793 die Oberherrschaft im Nationalconvent erlangt hatten, erklärten sie selbst von der Rednerbühne herab, daß nun der Schrecken zur Rettung der Republik an der Tagesordnung sei. Das Revolutionstribunal, die Gesetze gegen die Verdächtigen, die Proclamation des Kriegrechts, das Institut der Volksrepräsentanten und der Volkscommissionen, die Revolutionsarmeen und eine Menge der blutigsten Strafgesetze waren die Mittel, wodurch jede Regung des Widerstandes gegen die revolutionäre Regierung unterdrückt werden sollte. Robespierre (s. d.) führte dieses System, das anfangs nur den Feinden der Republik galt, zu den letzten Konsequenzen, indem er Freund und Feind, Republikaner und Royalisten hinschlachten ließ, bloß um durch eine Zerrüttung und Verzweiflung der Gemüther zur Ausführung seiner individuellen Zwecke zu gelangen. Als endlich der Dictator am 9. Thermidor (27. Juli 1794) gestürzt wurde, hatte auch die sogenannte Schreckensherrschaft (*Régime de la terreur*) eigentlich ihr Ende erreicht. Vgl. Duval, „*Souvenirs de la terreur*“ (4 Bde., Par. 1843).

Tertiärformationen werden von den Geologen alle diejenigen Flößbildungen genannt, welche neuer sind als die Kreideformation und älter als die Diluvialgebilde. Die Bezeichnung tertiär bezieht sich auf eine Unterscheidung von primären und secundären Formationen; da aber letztere Ausdrücke kaum noch üblich sind, so wird neuerlich auch für Tertiärformationen sehr häufig der zuerst von Brongniart vorgeschlagene Ausdruck Molassegebilde (s. Molasse) angewendet.

Tertie heißt der 60. Theil einer Secunde. — Auch bezeichnet man mit Tertie ein musikalisches Intervall oder den dritten Ton, von einem angenommenen Grundton aufwärts gerechnet. Sie ist groß, wenn sie aus zwei großen Tonstufen, z. B. c-e, klein, wenn sie aus einer großen und einer kleinen Tonstufe besteht, z. B. c-es; übermäßig, wenn sie eine große und eine verminderte Stufe des Linienystems enthält, z. B. c-eis; vermindert, wenn sie zwei kleine Tonstufen umfaßt, z. B. c-eses.

Tertulia (span.) heißt in Spanien wie in Südamerika eine Abendgesellschaft, in der man sich durch Spiel und Tanz unterhält. Man genießt dabei in der Regel wenig mehr als von einem Glas Eiswasser oder Limonade.

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), ein einflußreicher lat. Kirchenlehrer, der ohne eines Hauptmanns zu Karthago, war anfangs Heide und soll früher als Rhetor und Advokat gearbeitet haben. Durch die Standhaftigkeit mehrerer Märtyrer bewogen, wurde er gef. 185 n. Chr. Christ und zugleich ein eifriger Vertheidiger des Christenthums. Seine scharfe Gelehrsamkeit und seine Tugenden erhoben ihn bald zum Priester. Bei der Christenver-



edoch das Innviertel (40 QM.) an Osterreich. Kursachsen wurde für seine Allodialerbschaftsansprüche mit sechs Mill. Gldn. und mit der Souveränität über die Grafen von Schönburg, die Böhmen bisher behauptet hatte, abgefunden. Das Reich bestätigte diesen Frieden 1780 und Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie desselben.

Tessin, einer der Schweizercantone, hat seinen Namen seit 1803 von dem auf dem Gotthard entspringenden Flusse Tessin (Ticino), der nach seinem Austritt aus dem Lago-Maggiore die Grenze zwischen dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche und Sardinien bildet und sich unterhalb Pavia mit dem Po vereinigt. Der aus acht kleinen Landschaften bestehende Canton, im Mittelalter ein Theil der Lombardei und später im Besiz der Herzoge von Mailand, kam nach blutigen Kämpfen von 1466—1512 unter die Herrschaft der Schweizer, die ihn unter dem Namen der Gnetzburgischen Voigteien durch Landvoigte verwalten ließen. Dreihundert Jahre lang wurden die schönen Gebiete über dem Gotthard als Unterthanenländer mißhandelt und nur das Livinerthal hatte für längere Zeit unter der Hoheit von Uri eine allgemeine Landesgemeinde und eine ziemlich selbständige Verwaltung. Im J. 1798 entsagte zuerst Basel, dann Luzern allen Hoheitsrechten, worauf ein Theil der Bewohner die Gelegenheit ergriff, um sich gänzlich unabhängig zu machen. Unter der helvet. Verfassung, die jedoch hier nirgends Wurzel faßte, bildeten die Landschaften die beiden Cantone Bellinz und Lugano und wurden unter der Mediation 1803 als Canton Tessin zu einem der Eidgenossenschaft einverleibten selbständigen Cantone vereinigt. Er enthält auf 53—54 QM. 17760 E., welche, mit Ausnahme der 380 deutschen Bewohner des Dorfes Bosco (Gurin) in der Nähe von Oberwallis, die ital. Sprache reden, sämmtlich, bis auf etwa 50 Protestanten, der kath. Kirche angehören und in kirchlicher Beziehung zum größern Theil unter dem Bisthum Como, zum kleinern Theil unter dem Erzbisthum Mailand stehen. Die Restauration brachte dem Canton eine aristokratische Verfassung und eine demoralisirte Verwaltung, an deren Spitze zuerst Maggi, dann der berüchtigt gewordene Quadri stand. Noch vor der Julirevolution wurde eine Verfassungsreform im gemäßigt demokratischen Sinne und damit die Constitution vom 4. Juli 1830 zu Stande gebracht. Allein auch unter dieser Verfassung wußte sich die corrupte Partei der frühern Gewalthaber der Herrschaft zu bemächtigen, bis endlich durch eine Revolution 1839 eine neue Verwaltung an die Spitze kam, unter welcher im lange verwahrlosten Canton einige heilsame Veränderungen, zumal zur Hebung des im höchsten Grade vernachlässigten Unterrichts, durchgesetzt wurden. Die Constitution selbst aber blieb wesentlich un geändert, da auch eine 1843 vorgenommene und vom Großen Rath vollendete Revision, wonach die Wählbarkeit der Geistlichen in den Großen Rath beschränkt werden sollte, durch die Mehrheit des Volkes verworfen wurde. An der Spitze der gesetzgebenden Gewalt steht ein Großer Rath, in den jeder der 38 Kreise drei Stellvertreter wählt; die höchste vollziehende Behörde ist der vom Großen Rath ernannte Staatsrath von neun Mitgliedern. Der Sitz sämmtlicher Behörden wechselt von sechs zu sechs Jahren zwischen den Städten Lugano (5172 E.), Locarno (2676 E.) und Bellinzona (1926 E.). Die politische Wahlfähigkeit ist noch an ein Alter von 25 J. und einen Census von 200 Frsch. geknüpft. Ein vom Großen Rathe angenommener Gesetzentwurf zur Ausdehnung des Wahlrechts auf alle zwanzigjährigen Staatsbürger wurde vom Volke verworfen. Die Ausweisung der im östr. Italien wohnenden Tessiner und die Anordnung einer 1854 noch nicht völlig beseitigten Grenzsperre gegen den Canton hatte für diesen namhafte Verluste und eine Vergrößerung des Deficits in den Staatsfinanzen zur Folge. Unter der lange dauernden schlechten Verwaltung ist der fruchtbare Boden nicht überall gehörig bebaut worden, wozu auch die Neigung zu periodischen Auswanderungen in Nachbarstaaten beitragen mag, die jährlich dem Canton die Arbeit von oft 11000 männlichen Individuen entziehen. Dazu kommen zwölf Mannsklöster mit 145 Mönchen und neun Frauenklöster mit 193 Nonnen, mit einem Vermögen von mehr als 5,200000 Lire; eine in und außer den Klöstern residirende zahlreiche Geistlichkeit, die sich zum Theil mit vielerlei ungeistlichen Nebengeschäften befaßt, und eine noch immer große Zahl von Advocaten und Notaren, die am Mark des Landes zehren helfen. Auch den Reformen im Unterricht, worüber 1852 ein eingreifendes Gesetz erlassen wurde, setzt noch die einflußreiche, in hohem Grade rohe und unwissende Geistlichkeit einen hartnäckigen und allzu oft erfolgreichen Widerstand entgegen. Eigentliche Gelehrte hat T. im Verhältniß weniger als die andern Schweizercantone hervorgebracht, wofür aber sind aus ihm viele ausgezeichnete Künstler hervorgegangen. Das Land senkt sich ziemlich steil vom Gotthard (8000 F. über dem Meere) zum Luganersee (832 F. über dem Meere und 600 F. tief) und besteht fast ganz aus Urgebirge. In den Gebirgsgegenden wird viel Vieh-

zucht getrieben und guter Käse bereitet, in den untern Gegenden werden Wein, Seide (gegen 36000 Pf.) und Obst gebaut und nebst Holz, Fischen, Marmor, Strohgeflecht, Lavasstein auch ausgeführt. Die beiden Bezirke Lugano und Mendrisio, südlich vom Monte Ceneri haben ein ganz lombard. Klima und nähren auf $7\frac{1}{2}$ QM. gegen 48000 E. Darin sind zu beachten das reizende Maggiotal und der schöne Luganersee; ferner die herrlichen Umgebungen der Städte Lugano, Locarno und Bellinzona, letzteres der Schlüssel des Thals mit drei Schloßern und neuerdings verstärkter Befestigung; die bemerkenswerthe neue Fahrstraße über den Gotthard durch das interessante Livinerthal u. s. w.

Tessin (Karl Gustav, Graf), der Sohn des schwed. Reichsraths und Obermarschalls Aikdemus T., des ersten Baukünstlers seiner Zeit, dessen Hauptdenkmal das nach seinem Plan aufgeführte königl. Schloß zu Stockholm ist, wurde 1695 in Stockholm geboren. Er widmete sich anfangs, wie sein Vater, der Architektur, wendete sich aber dann der Diplomatie zu, die seiner Ehrsucht eine glänzendere Bahn eröffnete. Durch ein gewinnendes Aeußeres, eine feine, wiewol ziemlich oberflächliche Bildung, Geschmac und Talent ausgezeichnet, glänzte er als Gesandter an den Höfen zu Kopenhagen, Wien, Versailles und Berlin, von wo aus er die Schwester Friedrich's d. Gr. als Braut des schwed. Kronprinzen heimführte. Nebst seinen Freunde Gyllenborg stürzte er auf dem Reichstage von 1738, wo er den Landmarschallführte, die seit 1719 herrschende Rügen- oder Horn'sche Partei, wodurch die sogenannten Hirs an's Ruder kamen. Das sofortige Anschließen der Loptern an Frankreich hatte den für Schweden so unglücklichen Finnischen Krieg, 1741—42, zur nächsten Folge. Als Gouverneur des Kronprinzen, nachherigen Königs Gustav III., schrieb T. die ehemals viel gelesenen und viel gepriesenen „Briefe eines alten Mannes an einen jungen Prinzen“. Die Gunst der Königin Luise Ulrike verlor er dadurch, daß er, als Seele des Reichsraths, kurz vor ihrer Thronbesteigung zur Beschränkung der königl. Macht beitrug. Erst 1761 gelang es indeß der Königin, ihre Nachsicht an diesem Feinde zu befriedigen; er wurde bei einer neuen Parteiveränderung in Folge des Kriegs mit Preußen verabschiedet und mußte sich auf ein Landgut zurückziehen, wo er 1770 verarmt starb.

Testacte und Testeid, vom engl. test, d. h. Probe oder Prüfung, nannte man in England ein Gesetz, das 1673 das Parlament von Karl II. erzwang, um das Einschleichen der Katholiken in die Ämter zu hintertreiben. Nach dieser Acte mußte jeder öffentliche Beamte, in Civil und beim Militär, außer dem Supremateid (s. d.) und den damit verbundenen Eiden, noch einen besondern Schwur leisten und unterschreiben, daß er nicht an die Lehre von der Verurteilung des Brotes und Weins in den wahren Leib und das wahre Blut Christi im kath. Glauben glaube. Obschon im Laufe der Zeit die übrigen gegen die Katholiken erlassenen Gesetze an Wirksamkeit geriethen, blieb doch der Testeid bestehen, sodaß sich die Katholiken von öffentlichen Ämtern, namentlich von dem Sitz in beiden Häusern des Parlaments fortwährend ausgeschlossen sahen. Die seit der Union Irlands mit England (1800) immer kräftiger hervortretenden Bestrebungen der liberalen Partei zur Emancipation der Katholiken bezogen sich daher vornehmlich auf die Abschaffung dieses Eides. Ein hierauf berechneter Antrag Lord John Russell wurde 1828 von dem Unterhause angenommen, aber durch die im Oberhause beliebten Amateure in der Hauptsache unwirksam gemacht. Als jedoch das Toryministerium Wellington-Perceval selbst die Nothwendigkeit der Emancipation einsah, ward endlich durch Parlamentsact vom 13. April 1829 der Testeid aufgehoben und nur eine gegen die weltliche Gewalt des Papstes gerichtete Erklärung beibehalten.

Testament (Altes und Neues Testament), s. Bibel.

Testament oder Letzter Wille (ultima voluntas). Es will dem minder entwickelten Rechtsinne nicht einleuchten, daß ein Mensch noch über sein Leben hinaus verfügen könne, da es mit dem Seinigen nach seinem Tode gehalten werden soll. Daher finden wir, daß die Römer in ihrer frühesten Periode Testamente nicht nur in Beziehung auf das Recht, über seinen Nachlaß zu verfügen, einschränken, sondern auch durch Förmlichkeiten erschweren, welche darauf hindeuten, daß eine solche Verfügung nur mit Bewilligung der Volksgemeinde und unter ihrer Autorität gültig getroffen werden kann. In Rom wurde dieses Recht in den Zwölf Tafeln dem Hausvater eingeräumt; aber die älteste Form der Testamente war, seinen Willen entweder in der berufenen Volksversammlung oder in der Zusammenkunft der zum Krieg Ausgehenden (in procinctu) zu erklären. So räumte man das Recht der Verfügung unter den Germanen nur dem freien und noch körperlich kräftigen Manne ein, welcher „ungehabet und ungefahret“ erscheinen konnte, und nur in der Gemeindeversammlung konnte es ausgeübt werden. Es ist

auch stets Beschränkungen dieses Rechts, außer denen, welche aus der Unfähigkeit überhaupt, einen gültigen Willensact vorzunehmen, hervorgehen, stehen geblieben. So waren in Rom die Fremden unfähig zu testiren, was sich auch bis zur Revolution in Frankreich vermöge des *droit d'aubaine* erhielt; ebenso die Unfreien in Deutschland, wo man auch den Freien keine Verfügung über Stammgüter gestattete. Diese Beschränkungen sind in der neuern Zeit immer mehr verschwunden. Nur zum Vortheil der Kinder und Nachkommen und der Ältern, Großältern u. s. w. bestehen sie noch insoweit, daß nicht das Ganze ihnen entzogen werden kann. Wer mündig, seines Verstandes mächtig, kein gerichtlich erklärter Verschwender und seinen Willen bestimmt zu erklären im Stande ist, kann der Regel nach über sein volles, unbestrittenes Eigenthum durch Testament verfügen.

In dem röm. Rechte hing die Lehre von den Testamenten und ihrem Inhalte mit den ältesten Grundlagen des Volkslebens und mit der Religion (durch die *sacra privata*) auf das genaueste zusammen. Daher griff diese Lehre auch in das ganze System so tief ein und wurde von so manchen Eigenthümlichkeiten beherrscht, z. B. daß ein Testament stets den ganzen Nachlaß umfassen muß, was ebenfalls in den neuern Gesetzgebungen in Preußen, Oestreich, Sachsen u. s. w. aufgehoben wurde. Im Übrigen aber ist, aller dieser Eigenthümlichkeiten und Schwierigkeiten ungeachtet, das röm. Recht doch gemeines Recht im neuern Europa geworden und hat selbst nach England seinen Weg gefunden, wo es mit einigen Abweichungen, z. B. über die Form der Testamente, noch gilt. Auch in Deutschland ist das röm. Recht, wo es nicht durch Ortsstatuten und Landesgesetze abgeändert ist, noch gemeines Recht, und zwar mit allen seinen eigenthümlichen Bestimmungen. Nur sind in Deutschland durch die Constitution Kaiser Friedrich's II. auch alle Fremde testaments- und successionsfähig. Die wichtigsten Züge dieser so weit umfassenden Lehre von den Testamenten sind folgende. Die Form der röm. Testamente trägt noch die Zeichen ihres vorerwähnten Ursprungs. Es liegt dabei die feierliche und öffentliche Übertragung des gesammten Vermögens zum Grunde, wodurch ein Anderer als Erbe in alle übertragbaren Rechte und Pflichten des Testators eintreten soll. Dies muß vor sieben ausdrücklich erbeuten Zeugen in einer ununterbrochenen Handlung geschehen. Vor ihnen erklärt der Testator seinen Willen, entweder mündlich, oder indem er ihnen eine selbst geschriebene oder von ihm doch unterschriebene Schrift vorzeigt und für sein Testament erklärt, welche dann auch von allen Zeugen unterschrieben und besiegelt werden muß. Bei dem Testament eines Blinden muß ein achter Zeuge zugezogen werden, und ebenso bei Einem, der nicht schreiben kann, doch nur bei dem christlichen Testamente. Dies gehört zu den äußern Förmlichkeiten, deren Mangel ein Testament ungesetlich macht, so daß es alle seine Wirkungen verliert. Zu den innern Förmlichkeiten dagegen gehört überhaupt die Einsetzung eines Erben und insbesondere der Notherben, nämlich der Kinder oder Enkel u. s. w., und in Ermangelung derselben der Ascendenten; im Enterbungsalle aber die ausdrückliche Erklärung der Enterbung. Die gänzliche Übergehung oder die gegenwärtige Enterbung eines Notherben macht das Testament nichtig, sowie die spätere Geburt eines Notherben einer Zurücknahme des Testaments gleichsteht. Ein Testament, worin ein Pflichttheilsberechtigter übergangen wird (außer Kindern und Ältern gehören auch Geschwister her), ist ein unbilliges, und es kann gegen dasselbe der Pflichttheil (s. d.) gefodert werden. Auch indem der Testator das Recht des Testirens verliert, wird dasselbe kraftlos, sowie wenn er eingesetzte Erbe aus irgend einer Ursache wegfällt und kein anderer an seine Stelle tritt. Von den äußern Förmlichkeiten waren schon früher manche Testamente in besondern Fällen befreit, vor allen die Testamente der Soldaten, welche davon fast ganz, sowie auch in Ansehung der innern Förmlichkeiten entbunden waren; ferner Testamente auf dem Lande, die nur fünf Zeugen fodern; Testamente zur Zeit einer ansteckenden oder gefährlichen Krankheit, wobei es auf die Unterbrechung der Handlung nicht ankommt; endlich das Testament eines Reisenden. Auch wenn Ältern ihr Vermögen nur ihren Kindern vermachen, bedürfen sie keiner andern Sonnität, als daß sie die Verordnung eigenhändig schreiben, insbesondere die Namen der Kinder und das Datum angeben. Zur Zeit der Kaiser, in deren Person sich alle Autorität des Staats vereinte, bedurfte ein Testament keiner andern äußern Form, als daß es persönlich dem Fürsten übergeben wurde, und ebenso galt als öffentliches ein jedes Testament, welches persönlich dem Gerichtsbeamten übergeben und in die öffentlichen Bücher eingetragen wurde.

An diesen Formen hat die neuere Gesetzgebung nach und nach Vieles geändert, obgleich sie in den meisten deutschen Ländern noch immer beobachtet werden müssen. Zunächst zogen nämlich die geistlichen Gerichte im Mittelalter die Testamente fast allenthalben an sich, wie denn noch gegenwärtig in England die Testamentsachen ausschließlich an die bischöflichen Gerichte gehö-

zen, indem man behauptete, daß das Testament überhaupt den Zustand nach dem Tode betreffe, also in den Bereich der Kirche gehöre. Sodann suchte man die Förmlichkeiten der Testamente zu erleichtern, indem man es für hinreichend erklärte, wenn sie vor dem Pfarrer und zwei Zeugen aufgenommen würden; Vermächtnisse zum Vortheil der Kirche aber wurden von allen Förmlichkeiten befreit. Zwar gilt jene Testamentserrichtung vor dem Pfarrer in Deutschland nicht mehr als gemeines Recht, allein sie ist in vielen Orten besonders beibehalten. Auch sind die röm. Vorschriften über die gerichtlichen Testamente nach den deutschen Verhältnissen modificirt. In Sachsen gilt ein Testament als gerichtliches, welches entweder an Gerichtsstelle vor dem Richter und dem Actuar, oder außerhalb der Gerichtsstelle vor dem Richter, dem Actuar und einem Gerichtsbeisitzer (Schöppen) errichtet oder übergeben worden ist. Die Abwesenheit des Richters kann durch einen zweiten Schöppen ersetzt werden. In andern Staaten kann ein gerichtliches Testament vor dem Stadtschreiber und einem Rathsherrn errichtet werden; es gelten aber auch die nach röm. Form errichteten Privattestamente. In Preußen kennt man nur gerichtliche Testamente, indem der Testator entweder an Gerichtsstelle erscheint und da sein Testament schriftlich, oder wenn er will, auch versiegelt, übergibt oder zu Protokoll erklärt, oder zu dem Ende eine Deputation des Gerichts in seine Wohnung erbittet. In Oesterreich gelten sowohl gerichtliche als außergerichtliche Testamente. Bei dem erstern müssen wenigstens zwei veredelte Gerichtspersonen zugegen sein, und wenn der Testator seinen letzten Willen schriftlich übergeben muß die Schrift von ihm eigenhändig unterzeichnet sein. Außerdem ist ein letzter Wille gültig, wenn er entweder von dem Erblasser ganz eigenhändig geschrieben und mit seinem Namen unterschrieben oder, wenn auch von einer andern Hand geschrieben, doch von ihm unterschrieben und vor drei Zeugen anerkannt, oder vor drei Zeugen vorgelesen, oder mündlich erklärt wird. In Frankreich gelten nur zwei Formen des Testaments, die schriftliche, wenn der Testator seine Disposition ganz eigenhändig schreibt, unterschreibt und das Datum beifügt, und die öffentliche, wenn er es vor zwei Notaren und zwei Zeugen oder vor einem Notar und vier Zeugen mündlich erklärt und unterschreibt; kann er nicht schreiben, so muß dies bemerkt werden. Er kann auch dem Notar einen schriftlichen versiegelten Aufsatz übergeben, dann müssen aber sechs Zeugen zu dieser Erklärung zugezogen werden. In England gelten zwar auch mündliche Testamente, doch nur über bewegliches Vermögen und vor vier Zeugen; sie sind aber in verschiedener Beziehung so beschränkt, müssen z. B. binnen der ersten sechs Tage nach der Errichtung niedergeschrieben werden, daß sie sehr selten vorkommen. Schriftliche Testamente müssen vom Testator geschrieben und mit seinem Namen, wenn auch nur im Eingange, bezeichnet sein. Betreffen sie Grundeigenthum, so müssen auch hier drei Zeugen beigezogen werden. Bei dieser großen Verschiedenheit der Formen in den verschiedenen Ländern kann es von großer Wichtigkeit werden, nach welchen Gesetzen die Gültigkeit eines Testaments zu beurtheilen ist. In der Regel wird man dabei auf die Gesetze der Heimat sehen müssen, sodaß der Preusse und der Franzose auch im Auslande nur auf die in ihrem Lande vorgeschriebene Weise ein Testament errichten können. Aber in Ansehung der Form der gerichtlichen Verhandlung und öffentlichen Beglaubigung müssen die Gesetze des Orts entscheiden.

Das Testament ist nach röm. Rechte stets widerruflich, und es kann sich Niemand dem Rechte der Abänderung auf eine gültige Weise begeben. (S. Erbvertrag.) Der Testator kann daher immer sein Testament abändern, indem er das gerichtlich niedergelegte Testament zurücknimmt, das außergerichtliche durchstreicht, zerreißt oder ein anderes errichtet. Aber auch die Gesetzgebungen sehr verschieden. Nach gemeinem Rechte wird die bloße Abänderung des Testaments aus der gerichtlichen Verwahrung nicht als eine Aufhebung des Testaments angesehen, wenn nicht die Absicht, es zu entkräften, klar ist, z. B. die Siegel abgenommen werden. So auch in Sachsen. In Preußen hingegen verliert ein aus der gerichtlichen Verwahrung zurückgefordertes Testament seine ganze Wirksamkeit. Ein späteres Testament geht dem ältern vor; aber wenn sich mehrere Testamente finden, ohne daß ausgemacht werden kann, welches das neuere sei, so gelten beide, und wenn das neuere vom Anfang ungültig war, so bleibt das ältere in Kraft. Durch bloße mündliche Erklärungen läßt sich kein förmlich errichtetes Testament widerrufen; das röm. Recht enthält jedoch die besondere Bestimmung, daß, wenn ein Testament zehn Jahre alt ist, wo es nach dem ältern Rechte von selbst ungültig wurde, es durch eine Erklärung vor drei Zeugen zurückgenommen werden kann. Die neuern Gesetzgebungen fordern zu einer solchen bloß mündlichen Zurücknahme, womit keine factische Vernichtung, Zerreißen, Durchstreichen u. s. w., verknüpft ist, die nämlichen Formalitäten wie bei Errichtung eines neuen Testaments. Von dem Testamente ist das Codicill (s. d.) unterschieden. Im

veröffentlichte unter dem „Choix de testaments anciens et modernes“ (2 Bde., Par. 1829) eine interessante Sammlung von Testamenten.

Teste (Jean Baptiste), franz. Minister unter Ludwig Philipp, besonders bekannt durch seine Verurtheilung wegen Corruption, wurde 20. Oct. 1780 zu Bagnols geboren. Nachdem er mit einem Vater, einem Notar, in der Revolutionsepöche manche Schicksale erduldet, studirte er zu Paris die Rechte und erwarb sich seit 1809 zu Nîmes als Advocat einen großen Ruf. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba versah er mit Eifer das Amt eines Polizeidirectors zu Lyon und mußte deshalb bei der zweiten Restauration nach Belgien flüchten. Er ließ sich zu Lüttich als Advocat nieder, wurde aber wegen einer Vertheidigung des Journals „Le Mercure surveillant“, das auf Anstiften des russ. und östr. Hofes in Anklage versetzt worden war, des Landes verwiesen. Schon nach 22 Monaten durfte er sich jedoch zu Lüttich wieder niederlassen. Nach der Revolution von 1830 ging T. nach Paris, wo sich ihm die glänzendste advocatorische Laufbahn eröffnete. Auch wurde er in die Kammer gewählt und machte hier durch sein seltenes Nebertalent, womit er die Regierung und die Julidynastie unterstützte, großes Aufsehen. In der Sitzung von 1838 schloß er sich der Coalition gegen das Ministerium Molé an. Nach dessen Sturze vertraute man ihm in dem Cabinet vom 13. Mai 1839 das Portefeuille der Justiz an. Diese Verwaltung scheiterte an dem Dotationsgesetze, das die Minister zu Gunsten des Herzogs von Nemours vorlegten, und T. mußte im Jan. 1840 mit seinen Collegien ab danken. Durch eine Coalition der Advocaten, deren Haß er sich als Minister zugezogen, hatte er seine einträgliche Praxis verloren. Der Hof gab ihm deshalb bei der Bildung des Ministeriums Soult-Beuzot im Oct. 1840 das nach Umständen sehr einträgliche Amt eines Ministers der öffentlichen Bauten. Er legte indessen diese Stelle im Dec. 1843 nieder und erhielt dafür das Amt des Präsidenten am Cassationshofe und die Pairswürde. Im Mai 1847 kamen Briefe des Generals Cubières (s. d.) an den Tag, welche T. beschuldigten, daß er während seiner letzten ministeriellen Amtsthätigkeit die Concession einer Actiengesellschaft zur Ausbeutung der Steinsalzminen zu Gouhenans nur auf das Versprechen einer bedeutenden Schenkung an Actien ertheilt habe. Die Sache gelangte zur gerichtlichen Untersuchung vor den Pairshof, der T., weil derselbe in der That eine Schenkung von 100000 Frs. entgegengenommen, zur Rückzahlung der Summe, zu einer Geldstrafe von gleichem Belange und zu dreijährigem Gefängniß mit Verlust aller politischen Rechte verurtheilte. Dieser Fall wurde in Verbindung mit ähnlichen scandälsen Enthüllungen als ein Beweis von der Corruption der Regierung Ludwig Philipp's überhaupt betrachtet und übte auf die Entwicklung der Ereignisse von 1848 keinen geringen Einfluß aus. T. ward 1850 auf Bitten seiner Familie in ein Privatspitals verlegt und erhielt vom Präsidenten Ludwig Napoleon einen Straferlaß von 50000 Francs. Er starb 6. April 1852.

Tetanus, s. Starrkrampf.

Tethys, des Uranos und der Gaea Tochter, eine Titanide, war die Gemahlin des Oceanos, Mutter der Oceaniden und Stromgötter, und Erzieherin der Hera, welche Rhea zu ihr brachte.

Tetrachord hieß bei den alten Griechen eine Scala von vier Tönen. Die Alten theilten nämlich ihr Tonsystem in Tetrachorde statt in Octaven, wie dies die neuere Musik thut. Die Tetrachorde aber waren früher nur diatonisch, später auch chromatisch und enharmonisch.

Tetraeder heißt im weitern Sinne jeder ebenflächige Körper von vier Seitenflächen, mithin die dreiseitige Pyramide, da dies die einzige für solche Körper mögliche Form ist; im engern Sinne derjenige reguläre Körper, der von vier congruenten gleichseitigen Dreiecken eingeschlossen wird.

Tetralogie nannten die Griechen die Verbindung und Aufführung dreier Tragödien oder einer tragischen Trilogie (s. d.) und eines Satyrspiels (s. d.), womit die Tragiker in Athen an dem Dionysosfeste zum dichterischen Wettkampfe auftraten. Diese vier Stücke standen anfangs in einem innern Zusammenhange, wobei das Satyrspiel theils vermöge seiner Munterkeit das durch die vorhergehenden Tragödien düster gestimmte Gemüth der Zuschauer aufheitern, theils dem allmäligen Verschwinden des ursprünglich satyrischen Charakters der Tragödie selbst vorzuziehen sollte. Bei Abschluß, der das Ganze zur höchsten Vollkommenheit brachte, bildeten B. der „Agamemnon“, die „Choëphoren“, die „Eumeniden“ und das dazu gehörige Satyrspiel „Proteus“ eine vollständige Tetralogie, die man „Dreiteia“ nannte, weil darin der Mythos von Drestes die Grundlage der Composition ausmachte. Übrigens war diese Art von Aufführung die üblichste, was schon der Umstand beweist, daß Sophokles zuerst auch den Wettkampf mit einzelnen Tragödien einführte. Doch wurde auch in anderer Hinsicht nicht immer

dieselbe Einrichtung beobachtet, da Euripides sogar vier Tragödien zusammenstellte, von denen die letzte einen heitern Ausgang hatte und die Stelle des Satyrspiels vertrat. Nach diesem Vorgange theilte man wegen ihres dramatischen Gepräges sogar die Dialogen des Plato, um sie in gewisse Classen zu bringen und danach ihre Anordnung zu bestimmen, schon frühzeitig in Tetralogien ab, wie z. B. „Euthyphron“, „Apologie“, „Kriton“ und „Phädon“, und namentlich that dies Thrasyllus, ein Platoniker im Zeitalter des Augustus, dem bald Andere folgten.

Tetrameter, eigentlich vier Maße enthaltend, heißt in der Metrik ein Vers, der aus vier Gliedern oder Takten besteht und zwar im trochäischen, iambischen und anapästischen Rhythmus, wo man zwei Trochäen, Jamben oder Anapästen nur als einen Takt oder eine Dipodie (s. d.) zählte, aus vier solchen Dipodien, in den daktylischen und andern Versen aber aus vier einfachen Füßen. Fehlt die letzte Silbe, so heißt ein solcher Tetrameter katalektisch (tetrameter catalecticus), ist aber der letzte Fuß rein erhalten, akatalektisch (tetrameter acatalecticus). Die deutschen Dichter haben seit Gryphius besonders den iambischen Tetrameter häufig angewendet, den man auch Deconarius nennt. In katalektischen Tetrametern ist z. B. Dingelstedt's „Althessische Sage“ verfaßt:

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben u. s. w.

Ein Beispiel von akatalektischen Tetrametern gibt Platen's „Harmosan“:

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Moslemnenhand das schatzreiche Ktesiphon u. s. w.

Auch den daktylischen und die übrigen Arten von Tetrametern haben die neuesten Dichter, wie z. B. Platen, glücklich angewendet.

Tetschen, böhm. Dieczi, eine Stadt im Böhmischo-Leippaer Kreise in Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, an der Einmündung der Polzen oder Pulsnitz, zwischen der sächs. Grenze und Aussig gelegen, der Hauptort der dem Grafen von Thun und Hohenstein gehörigen Herrschaft (20000 E.) und der Bezirkshauptmannschaft Tetschen (10,43 QM. mit 67255 E.). Die Stadt ist Sitz eines Bezirksgerichts mit Elbzollgerichtsbarkeit und seit 1824 Hauptstapelplatz für die Elbschifffahrt und bildet mit ihren schönen, zum Theil wildromantischen Umgebungen den End- und Glanzpunkt des zur Sächsisch-Böhmischen Schweiz (s. Sächsische Schweiz) gerechneten und im Sommer von Reiselustigen ungemein belebten Theils des Elbthals. Sie ist an der Nord- und Ostseite des Schloßbergs erbaut, besteht aus der eigentlichen Stadt und der Elbvorstadt, hat eine sehenswerthe, 1687 zum Theil auf Felsgrund erbaute Dechanatkirche und zählt 1600 E., deren Hauptnahrungszweige Schifffahrt und Handel, besonders mit Getreide und Obst, starke Branntweinbrennerei und Baumwollspinnerei bilden. Sie ist überragt von dem prächtigen Schlosse Tetschen, welches auf einem 114 F. hohen, schroff aus der Elbe emporsteigenden Sandsteinfelsen liegt und zu dem eine 936 F. lange und 32 F. breite, in den Felsen gehauene Auffahrt und eine über eine Kluft gelegte Brücke anführt. Dasselbe ist 1688 vom Grafen Mar von Thun erbaut und 1788 auf den gegenwärtigen imposanten Stand gebracht worden. Das Schloß ist als fester Punkt und Schlüssel des Elbstroms auch von militärischer Wichtigkeit und wurde oft besetzt und erobert. Bei T. liegt die Mineralquelle Josephsbad am Fuße des Papertsbergs. Auf dem $\frac{1}{4}$ M. entfernten Meierhofs Liebwerd wurde 1850 eine deutsche Ackerbauschule eröffnet. Am linken Elbufer liegt das zu T. gehörige Dorf Bodenbach, böhm. Vodmoky, eine Station der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn.

Tettenborn (Friedr. Karl, Freiherr von), berühmter Parteigänger in den deutschen Befreiungskriegen, wurde 1778 zu Tettenborn in der Grafschaft Hohnstein geboren, kam 1791 als kurfürstlicher Page nach Mainz, studirte dann 1792 zu Waltershausen Forstwissenschaft und bezog das Jahr darauf die Universität zu Göttingen, die er in Folge einer jugendlichen Übereilung mit Jena vertauschen mußte. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1794 auf eigene Rechnung in östr. Militärdienste, nahm an den Kriegereignissen jener Jahre Theil und stieg bald zum Rittmeister auf. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs von 1805 befand er sich dem Heere unter Mack und schlug sich nach der Übergabe von Ulm als Führer des Vortrabs dem Erzherzog Karl durch die Feinde. Im J. 1809 zeichnete er sich in der Schlacht bei Aspern durch seine Tapferkeit so aus, daß er noch auf dem Schlachtfelde vom Erzherzog Karl zum Major ernannt wurde. Nach dem Frieden folgte er dem Fürsten Schwarzenberg, der in der Eigenschaft eines Gesandten nach Paris ging. Vor dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland nahm er seinen Abschied und trat 1812 als Oberstlieutenant in russ. Dienste. Er kam bei

Verfolgung der Franzosen auf ihrem Rückzuge große Kühnheit und Gewandtheit und nahm durch einen kühnen Streich Wilna, wo die Franzosen sich zu sammeln gehofft hatten. Zum Obersten ernannt, setzte er nach Wiedergenesung von einer Krankheit, die ihn in Königsberg eine Zeit lang zurückhielt, mit einem Corps leichter Reiterei über die Weichsel und Oder, nahm nach seiner Vereinigung mit Tschernitschem durch einen kühnen Angriff Berlin und wurde hierauf mit einem Cavaleriecorps gegen Hamburg gesendet, in das er 18. März 1813 einrückte. Auf dem Wege dahin vertrieb er den General Morand und bewog zugleich durch seine Ankunft zu Ludwigslust 14. März den Herzog von Mecklenburg, sich gegen Frankreich zu erklären. Die Erschöpfung aller Streit- und Vertheidigungsmittel nöthigte ihn jedoch, Hamburg nach einem zehnwöchentlichen Aufenthalte 30. Mai dem Feinde wieder zu überlassen. Unter dem Oberbefehl von Balmoden rückte L. nun zunächst gegen Davoust, der ins Mecklenburgische vordrungen war, dann gegen den General Pecheur vor, hielt sich nach dessen Niederlage auf dem linken Ufer der Elbe und zwang 15. Oct. Bremen zur Übergabe. Hierauf folgte er dem Kronprinzen von Schweden auf dessen Zuge gegen Dänemark und brach, als hier die Feindlichkeiten beendet waren, im Jan. 1814 nach dem Rhein auf. In Frankreich leistete er mit seinem Corps leichter Reiterei theils dadurch, daß er die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen der Heere unterhielt, theils durch das Auffangen wichtiger Kuriere und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen den Verbündeten wesentliche Dienste. An dem Feldzuge von 1815 konnte er wegen dessen Kürze keinen Antheil nehmen. Nach dem Frieden erhielt er Urlaub, um die von Napoleon eingezogenen Güter seiner Familie, die er zurückhalten hatte, in Besitz zu nehmen. Dann trat er 1818 aus dem russ. Dienst in den badischen zurück. Er brachte die Territorialangelegenheiten zwischen Baden und Baiern zur Ausgleichung, war bei der Gründung der bad. Verfassung sehr thätig und ging 1819 als Gesandter an den Hof zu Wien, wo er 9. Dec. 1845 starb. Vgl. Varnhagen von Ense, „Geschichte der Kriegszüge des Generals L.“ (Stuttg. 1815).

Tetuan, Stadt in der marokkanischen Provinz Fez (s. d.).

Tejel, Ablasskrämer, s. Tezel.

Teufel oder **Satan**, nach dem Griechischen διαβολος (Verleumder) und dem Hebräischen satan (Feind, Widersacher), bezeichnet die aus dem Alten in das Neue Testament und aus letzterm in die christliche Dogmatik übergegangene Vorstellung von einem bösen Geiste, der durch lange Zeit an der Spitze eines Reichs böser Geister und in beständigem und rastlos thätigem Gegensatz gegen Gott und das Reich Gottes gedacht wurde. Aber nur sehr allmählig war diese Vorstellung entstanden und zu so umfassender Ausbildung und so verderblicher Geltung gelangt. Der Hebraismus in dem Zeitraume vor der Babylonischen Gefangenschaft wußte und lehrte noch nichts von bösen Geistern im eigentlichen Sinne, d. h. von außermenschlichen Wesen, welche in Trennung von Gott und im Gegensatz zu ihm böse wären und Böses bewirkten. Vielmehr ward das sittlich Böse als des Menschen eigene That betrachtet, das Unglück dagegen als eine durch Sünde verdiente Strafe, welche von dem gerechten Gotte verhängt wurde, der unbedenklich für den eigentlichen Ausgangspunkt alles Unglücks galt. Als verkündigende Boten und ausführende Diener seines Willens brauchte Gott nach der Vorstellung des Hebraismus die Engel, von ihm erschaffene und in geistiger Beziehung höher als die Menschen stehende Wesen, welche sich den Menschen in menschlicher Gestalt zeigten, niemals selbständig, sondern stets nur auf Anordnung Jehovah's handelten und auf dessen Geheiß zwar physische Übel, wie z. B. den Tod der Erstgeburt in Aegypten, aber nie moralisch Böses verursachten. Denn auch die Verführung der Eva (1. Mos., Cap. 3) geht nur aus von der Schlange, als dem listigsten Thiere, und aus den Worten des Textes läßt sich durchaus nicht entnehmen, daß der Verfasser sich unter diesem Thiere einen bösen Geist verborgen gedacht habe. Wohl aber kannte der von den eigentlichen religiösen Vorstellungen sich unterscheidende Volksglaube jener Zeit gewisse grausenhafte, gespenstische, in Höhlen hausende Wesen, ähnlich den Faunen, Satyrn und Empusen der Griechen, welche allerdings einer spätern Entwicklung wirklicher Dämonologie als Anknüpfungspunkt dienen konnten. Eine solche Entwicklung ward erheblich gefördert in und nach dem Babylonischen Exil unter medisch-persischem Einflusse. In denjenigen kanonischen Büchern des Alten Testaments, welche dem sogenannten Judaismus oder der religiösen Bildungsstufe dieses nachchristlichen Zeitraums angehören, haben die Engel bereits eine Rangordnung, auch Namen und bestimmte Ämter, z. B. als Vorsteher und Schutzgeister einzelner Länder und Völker, stets aber stehen sie durchaus in Abhängigkeit von Gott. Und nun begegnet uns auch ein Engel mit dem Namen Satan, zwar noch ein dienender Geist neben den andern Engeln und mit ihnen im

Im Neuen Testamente ist theoretisch Dreierlei zu unterscheiden, was sich aber praktisch natürlich nicht immer hinreichend auseinanderhalten läßt: nämlich die gemeinen Volksvorstellungen jener Zeit, die eigenen Aussprüche Christi und die besondere Auffassungsweise der Apostel und der Evangelisten. Nach dem damaligen gemeinen Volksglauben, soweit er sich aus dem Neuen Testamente erkennen läßt, gab es zahlreiche Dämonen oder unreine und böse Geister (δαίμονια, πνεύματα ἀκάθαρτα oder πονηρά), welche auch in Menschen fahren und Krankheiten verursachen konnten (s. Besessene), aber vor der (nicht bloß von Christus geübten) höhern Macht der Beschwörung wieder entweichen mußten. Bei der Austreibung wurden sie in den Abgrund (εἰς τὸν ἄβυσσον, Luc. 8, 31) geschickt, sodaß also ein finsterner unterirdischer Ort ihre eigentliche Wohnung gewesen sein muß, obschon sie, gleich den Dämonen des Alten Testaments, auch auf der Erde und in der Luft verkehren durften. Sie waren nicht, wie die Griechen und Josephus meinten, bössartige Geister verstorbener Menschen, sondern hatten Engelnatur und bildeten eine unter einem Oberhaupte stehende Gemeinschaft. Dieser Herr der unreinen Geister erscheint unter verschiedenen Namen: Satan (Σατανᾶς, Widersacher), Teufel (διάβολος, Verleumder, Verderber, Freundschaftsstörer), Belzebul oder Belzebub (Βεελζεβούλ, Mistgott; Βεελζεβούβ, Liegengott) und Beliar (Βελίαρ) oder Belial (Βελιάλ, nichts-nützig, nichts-würdig). Auch er ist ein gefallener Engel, gleich den Dämonen, welche auch (Matth. 25, 41) Engel des Teufels genannt werden; daß sie aber zu gleicher Zeit gefallen seien, oder daß Satan die Dämonen gar verführt habe, davon wird nichts berichtet, wie überhaupt im Neuen Testamente die Natur des Satans nirgends bestimmter bezeichnet wird, sondern immer nur von seinem Range und von seiner Herrschaft im dämonischen Reiche die Rede ist. Auch braucht die Bibel niemals den Namen Teufel in der Mehrzahl (diaboli oder satanae), und ebensowenig kennt sie Erscheinungen des Satans oder der Dämonen. Auffällig ist nun bei oberflächlicher Betrachtung, daß die Reden Jesu nach der uns vorliegenden Überlieferung zwar in Beziehung auf die Engel sich fast durchaus innerhalb der einfachern Vorstellungsweise des alten Hebraismus, fern von der Vermischung und Überladung des Judaismus halten, dagegen in Beziehung auf den Teufel und die Dämonen sich ganz den damals geläufigen Volksvorstellungen anzuschließen scheinen, und man hat gestritten, ob Jesus hierin sich nur dem herrschenden Sprachgebrauche anbequemt oder ob er wirklich selbst diese Vorstellungen getheilt habe. Allein solcher Streit erscheint schon deshalb überflüssig, weil die Idee des Teufels, als eines Urhebers alles Bösen, eines Verderbers, ja eben im Hebraismus noch nicht vorhanden war, den natürlichen Gegensatz bildet zu der neutestamentlichen Idee des Messias (s. d.), als eines Erretters, eines Heilandes, und Jesus, wenn die letztere Idee sich aneignete, auch die erstere nicht füglich abweisen konnte (Luc. 10, 19; Joh. 12, 31). Die Reden Jesu belehren auch weder über das physische noch über das metaphysische Wesen der Dämonen und des Teufels und stellen noch viel weniger ein Dogma darüber auf, sondern sie fassen das Reich des Teufels stets eben nur nach seiner gegensätzlichen Beziehung zum Reich Gottes und die mit letzterm zusammenfallende Wirksamkeit des Messias. Ob nun Jesus hierüber nur symbolisch gesprochen, oder ob er wirklich an die Existenz von Teufel, Dämonen und Engel geglaubt, und welche bestimmte Meinung er darüber gehabt habe, das können wir aus seinen Reden nicht mit irgend welcher Sicherheit entnehmen und brauchen es auch nicht zu wissen, weil es den Kern des Christenthums gar nicht berührt. Die Schriften der Apostel und Evangelisten halten sich im Wesentlichen an dieselben Vorstellungen und Ausdrücke und gehen nur in einzelnen nicht eben scharf und entschieden hingestellten Andeutungen darüber hinüber, am weitesten die Offenbarung Johannis, welche den Teufel oder Satan auch den großen Drachen oder die alte Schlange nennt. Geknüpft an die Fortbildung der Messiasidee und an die Meinungen von der Wiederkunft Christi (s. Chiliasmus), sowie an einige ältere damit zusammenhängende jüdische Volksüberlieferungen, zeigen sich aber auch schon die Keime der Vorstellung von einem Antichrist (s. d.) und sogar der Name begegnet bereits (1. Joh. 2, 18; 4, 3), freilich noch nicht in der erst später ihm untergelegten Bedeutung.

Diese neutestamentlichen Vorstellungen erfuhren in den nächsten Jahrhunderten nicht nur eine sehr bedeutende Erweiterung ihres Umfangs, sondern auch eine völlige Umgestaltung ihres Inhalts, indem theils eine ansehnliche Zahl heidnischer Vorstellungen hinzutrat, theils unter dem Einflusse des auf Dogmenbildung gerichteten Zeitgeistes andere und sehr wichtige kirchliche Lehren und Meinungen mit ihnen in Verbindung gesetzt, Folgerungen gezogen und Philosopheme ausgesponnen wurden. Festhaltend zunächst an dem Gegensatz des satanischen Reichs zum göttlichen, faßte man Alles, was irgend dem Lichtreiche des Christenthums feindlich entgegen zu stehen schien, physische Übel sowol wie moralische, als Werk des Satans und der Dämonen auf.



Auf die eigenthümliche abendländ. Gestaltung der Vorstellungen vom Teufel und seinem Reiche übte in theoretischer wie praktischer Hinsicht den mächtigsten bestimmenden Einfluß Papst Gregor der Große (s. d.), theoretisch insofern, als in seinen Schriften bereits gelegentliche Äußerungen vorkommen, welche wir später als Grundgedanken der german. Teufelsidee wiederfinden. So nennt er den Teufel ein dummes Thier, da er auf den Himmel hoffe, ohne ihn erreichen zu können, und sich in seinem eigenen Reife fange, gesteht ihm andererseits aber doch eine potentia sublimitatis zu (was mehr besagt, als die unzulängliche buchstäbliche Übersetzung „Macht der Erhabenheit“ wiedergeben kann) und thut den tiefsinnigen Ausspruch, daß der Teufel unsere Gedanken nicht fassen könne. In diesen drei Sätzen aber liegen die wesentlichen Keime des deutschen Faustbuchs. Praktisch zeichnete Gregor der abendländ. Entwicklung die Richtung vor, indem er theils selbst Volksvorstellungen aufnahm, mit andern bereits gangbaren theologischen Meinungen verschmolz und das Ergebnis der Mischung zur Geltung kirchlicher Lehren erhob, wie z. B. die Lehre vom Fegfeuer, theils den Glaubensboten die auch später bei der Bekehrung Deutschlands eingehaltene, unendlich folgenreiche Weisung gab, heidnische Vorstellungen und Bräuche zu schonen und nur in christliche Form zu gießen. Als nun das Christenthum nach Deutschland gebracht wurde, fand nicht nur die kirchliche Lehre vom Teufel in der Gedanken- und Gefühlstiefe des deutschen Charakters einen äußerst fruchtbaren Boden, sondern zu den zahlreichen Vorstellungen von Teufeln und Dämonen, welche, zumeist der erhabten Phantasie von Mönchen und Einsiedlern entsprungen, bereits neben der eigentlichen Kirchenlehre hinliefen, trat nun noch ein Heer altgerman. mythologischer Vorstellungen. Von den neustamentlichen Namen ward $\delta\alpha\mu\omega\nu$ oder $\delta\alpha\mu\acute{o}\nu\iota\omicron\nu$ (Dämon) durch Ulfilas vorwiegend überträgt mit unholdis, die Unholdin, weil die Germanen von Alters her an weibliche dämonische Wesen glaubten, während im christlichen Sprachgebrauche sich bis dahin noch keine Spur von Teufelinnen fand. Die eigenthümlich deutsche Vorstellung von bald böshaftern, bald mildern Teufelinnen lebt bis diesen Tag in Nebenarten, wie: „Der Teufel schlägt seine Mutter“ (wenn Regenschauer mit Sonnenschein rasch abwechseln), oder: „Wo der Teufel nicht hin kann, da schickt er seine Großmutter hin.“ Bald aber gewann als Bezeichnung von jederlei bösen Geistern der Name $\delta\alpha\beta\omicron\lambda\omicron\varsigma$ die Oberhand (denn „Satan“ kam erst in neuhochdeutscher Zeit wieder mehr in Aufnahme) und bürgerte sich vollkommen ein, indem er seine Form kürzte (goth. diabolus, diabolus; altsächf. diubhul, diubhal, diobol; althochdeutsch diufal, tieval, tiubil u. s. w.) und in vielfache Ableitungen (teuflich, Teufelei u. s. w.) und Zusammensetzungen (Teufelsmauer, Teufelszwirn u. s. w.) einging. Die Wohnung des Teufels dachte man sich in der Hölle (in bysso; daher der noch als Ortsname erhaltene Ausdruck Nobisfrug und die alten Benennungen des Teufels: Hellewart, Hellewirth, Hellehirt) und verlegte sie nach altgerman. mythologischer Vorstellung in den Norden. Dort sollte der Teufel freilich wol in Banden liegen bis zum Einsturze aller Verhältnisse durch den Antichrist (daher der in Deutschland, Niederland und Skandinavien geläufige Ausdruck: „Der Teufel ist los“); doch durften die Teufel gleich den alten Göttern und Geistern auch überall auf, über und unter der Erde verkehren. Nach seinem innern Princip hieß man den Teufel den bösen, feindlichen, übeln, leidigen, auch (wie schon Gregor) den alten Feind und sehr gewöhnlich den valant (Verführer; auch valantinne, Teufelin, ist häufig). Erschien er in rein menschlicher Gestalt, so war er wenigstens lahm, gleich dem ebenfalls vom Himmel herabgestürzten Feuergotte Hephästos (s. Vulkan) des griech. und dem Schmiede Wieland (s. d.) des deutschen Mythos, und bekleidet mit grauem, grünem oder rothem Rocke, gleich den Kobolden (s. d.) und Zwergen (s. d.), den Erd-, Haus- und Herdgeistern des verdrängten Glaubens, zuweilen auch schwarz und rußig, seinem Wohnorte und dem Gesange zum reinen Gotte angemessen. Gewöhnlich aber und zumeist wol in Übertragung der german. Göttern inwohnenden Macht der Gestaltwandelung trug er vollkommene oder doch undeutete Thiergestalt, in letzterer den deutschen Waldgeistern und den griech. Satyrn und Faunen sich nähernd. Bald zeigte sich der Pferde-, bald der Geißfuß, die Hörner und der Schwanz; bald erschien er gar als schwarzes Pferd, als Boß, als Sau, als seelenraubender Wolf (schon bei Gregor), als (Höllens-) Hund, als Rabe (schon bei Hieronymus), als Schlange, Wurm, Drache oder Fliege, ja selbst als Hammer (schon bei Gregor, nach Jerem. 50, 23) und (Höllens-) Riegel (auch schon bei Gregor), gemahnend an den Hammer Thor's (s. d.) und an den angelsächf. bösen Dämon Grendel (Riegel), dessen Mutter (Grendoles mōtor) wiederum des Teufels Großmutter entspricht. Die Vorstellung von der Macht des Teufels erfuhr unter dem wirksamen Einflusse aller dieser neuen Elemente eine wesentliche Veränderung. Wurde sie ei-

nerseits durch den Zusatz des in der Person des Teufels nun größtentheils concentrirten heidnischen Glaubens ins Ungeheuerliche und fast wiederum bis zum Dualismus gesteigert, so gingen andererseits doch auch viele milde und freundliche Züge der heidnischen Götter auf den Teufel über und gaben seinem Wesen sogar eine ganz neue, humoristische und selbst spasshafte Seite. Wie noch nach der Einführung des Christenthums nebenbei den alten Göttern, so opferte man auch zuweilen dem Teufel schwarze Pferde, Böcke oder Hühner, und bis heute hat sich der Ausdruck erhalten: „dem Teufel ein Licht anstecken.“ Doch wurden verhältnißmäßig weniger Züge von den großen Göttern nachweislich auf den Teufel übertragen, die meisten noch von Loki und Donar (Thor), den Göttern des Feuers und des Gewitters; daher noch die Redensarten: „Da soll ja der Teufel (Donner) dreinschlagen“; „Die (entlaufene) Gans ist zum Donner (Teufel) gegangen.“ Dagegen überwies man ihm fast Alles, was man früher von Elementargeistern niedern Rangs, von Niesen und Elben oder Wichten (daher Bösewicht, Hellewicht, armer Wicht = armer Teufel) geglaubt hatte. Wie die Elben konnte der Teufel erscheinen, verschwinden, sich verwandeln; wie der Alpritter die Menschen, wie sonst die Elben es Siedchen und Blödsinnigen angethan hatten, so ward jetzt die biblische Ansicht von Teufelsbesitzungen so geläufig, daß wir noch heute von einem „eingefleischten Teufel“ reden. Auch die große, nur freilich jetzt etwas gefährlichere Dienstfertigkeit der Elben übernahm der Teufel, verdingte sich als Knecht und trug seinen Freunden Getreide und andere Güter, als feuriger Drache zum Schornstein hineinfahrend, auch Geld zu. Dieser bei Goethe natürlich zurücktretenden heidnischen, elbischen Fassung gehört die eine Seite des Mephistopheles im Volksbuche vom Faust, während die andere den luth.-christlichen Teufel zeigt. Von den Niesen empfing der Teufel die große physische Kraft und die Lust am Bauen, wobei er nicht selten Steine verlor, die das Volk bis diesen Tag bewundert; zugleich erbte er auch die riesische Tölperei und Dummheit, welche menschlichen List und Schlaueit fast immer unterliegt. Daß gerade nach dieser Seite hin die Vorstellung vom Teufel sich überwiegend ausbildete, dazu trug wesentlich bei die unter dem Schutze des Mönchthums erwachsene und mächtig gewordene Ansicht von der Sündhaftigkeit der Natur. Ihr gemäß steckte der Teufel im gefahrdrohenden Wetter, dem man durch Glockenläuten, und im landverheerenden Ungeziefer, als Mäusen, Käfern u. dgl., dem man durch Processionen, Weihwasser und kirchliche Verfluchung begegnete. In engem Zusammenhange wiederum mit der Herrschaft des Teufels über die Natur stand der Glaube an Hexerei. (S. Hexen und Hexenprocessen.) Verträge mit Göttern kannte schon das german. Heidenthum; Verträge mit dem Teufel, bekräftigt durch blutige Unterschrift, kommen aber erst ziemlich spät vor: wann und wo zuerst, ist noch nicht erforscht; eins der frühesten Beispiele bietet die Legende von Theophilus (s. d.). Praktisch wichtig wurden sie erst durch die Verfolgungen der Albigenser und Waldenser, denen sie dann, als der Reperstoff ausging, die scheußlichen, bis tief in den Protestantismus hineinreichenden Hexenverfolgungen angeschlossen.

Besondert von diesem bunten, unbekümmert um die Vermittelung der Gegensätze bald gewissigen, bald spasshaften Volksglauben, dessen Trümmer sich in Hunderte von Sagen und Märchen gerettet haben, verharrte die officiële Kirchenlehre und die schulgerechte Theologie der Scholastiker im Wesentlichen bei den frühern Bestimmungen, höchstens noch einige Folgerungen ziehend und Einzelnes im Systeme zurechtrückend. Immer aber wurde auch jetzt der praktisch höchst wichtige Satz festgehalten, daß der Teufel keine Christenseele zum Bösen zwingen könne, während er selbst ewig der Verdammniß preisgegeben sei. Und wenn man einerseits auch Hölle und Feuer immer schrecklicher ausmalte, so boten andererseits doch eine stets bereite Hülfe theils die Gnadenmittel der Kirche, theils die fast zum Schrankenlosen gesteigerte Macht Maria's, welche selbst Den, der sich dem Teufel verschrieben, aber dabei nur Gott, nicht zugleich auch ihr, abgesagt hatte, erretten, ja sogar bereits Verdamnte wieder aus der Hölle erlösen konnte. In allen diesen Vorstellungen, kirchlichen wie volksmäßigen, war Luther aufgewachsen. Er kämpfte den Riesenkampf in der eigenen Brust und gegen die halbe Welt; er verwarf die Zwischenstufe des Fegfeuers, verwarf die Gnadenmittel der röm. Kirche, verwarf die Fürbitte der Heiligen und der Maria, und Alles, was seiner feurigen Begeisterung für das reine Gottesreich und Gotteswort widerstrebte, thürmte sich ihm auf zu einem schroffen, unvermittelten Gegensatz, verkörperte sich in einer einzigen Gestalt, dem Teufel, der nun, in fast wiederum dualistischer Fassung, eine so ungeheuerliche Bedeutung erhielt, wie er sie nie zuvor im Christenthum besessen hatte. Allerdings zwar wird auch nach Luther's Ansicht der Teufel mit Gottes Hülfe und durch Gottes Wort überwunden, wie Christus ihn überwunden hatte; aber doch hat er eine wirkliche und sehr gefährliche Macht. Außerhalb Christo regiert der Teufel und hat das

Gottes im Menschen lästerlich verdorben. Er verursacht die kirchlichen Mißbräuche, sucht die Wirkung des Gebets zu hindern, gefährdet Leben und Eigenthum, bereitet Unglück aller Art und tödtet die Menschen auf verschiedene Weise, geht aber auch Bündnisse mit ihnen ein. So wurde nun der Papst zum leibhaften Antichrist, wie es vormem Mohammed und noch früher Nero gewesen war. Die symbolische luth. Kirchenlehre gedachte des Teufels jedoch nur beiläufig, da die Grundvorstellungen von demselben als unbestritten galten, und die Schuldogmatik strebte nach einer Vermittelung der eigenthümlichen Ansichten Luther's mit den ältern scholastischen Bestimmungen, an welchen leptern sie im Wesentlichen festhielt. In der ref. Kirche, die auch den Tauserzismus verwarf, ward zwar der Glaube an den Teufel beibehalten, doch trat er nicht besonders hervor und erhielt sich freier von den Volksvorstellungen.

So stand die binnen zwei Jahrtausenden aus Phantasien und Philosophemen der verschiedensten Länder und Zeiten erwachsene und ihren Grundbestandtheilen nach größtentheils heidnische Lehre vom Teufel als Dogma in den Bekenntnisschriften aller christlichen Religionsparteien so fest gewurzelt, daß selbst die Tausende von Scheiterhaufen unschuldig verbrannter vermeinter Hexen ihre furchtbare Gemeingefährlichkeit noch nicht zu lebendigem Bewußtsein brachten. Nur sehr allmählig und durch angestregten Kampf konnte diese Lehre niedergeworfen werden. Den ersten erschütternden Stoß gab ihr der Jude Baruch Spinoza (s. d.), dem ein Teufel Unsinn sein mußte, der nicht in anderer Beziehung Gott selbst wäre: er ward von seiner Gemeinde ausgestoßen. Den zweiten Streich führte der Prediger Balthasar Bekker (s. d.), indem er vom Cartesischen Standpunkte aus die Einwirkung der Geister auf die Sinnenwelt bestritt und insonderheit die Hexenverfolgungen bekämpfte: er verlor sein Amt. Bald aber mehrten sich die Angriffe. Der Jurist Christian Thomasius (s. d.) zu Halle nahm dem Teufel Pferdeseuf, Hörner und Schwanz (1702) und zerstörte so mit dem mittelalterlichen Bilde des Teufels zugleich das natürliche Volksinteresse an demselben; ferner zeigte er (1712) juristisch die Unzulässigkeit der Hexenprocesse. Endlich bewies der Theolog Semler (s. d.) zu Halle (1760), daß die Lehre von Besetzungen des Teufels nicht wesentlich christlich sei. Die fortschreitende Forschung und Erkenntniß in der Philosophie, Medicin, den Naturwissenschaften, der Geschichte und Ergeße vollendeten das Ubrige. Zwar kehrte sogar der Glaube an leibliche Teufelsbesetzungen und selbst unter hochgebildeten Protestanten zurück, gewöhnlich in Verbindung mit den Erscheinungen des Thierischen Magnetismus (s. Prevorst); doch waren das nur vorübergehende Verirrungen. Auch in der Dogmatik versuchten Einige die ältere protest. Geltung des Teufels wieder zu befestigen, indem sie auf die beiden Sätze sich stützten: die Sünde sei die Grundlage vom Werke Christi; Wesen und Bedeutung der Sünde könne aber nicht verstanden werden ohne die Lehre vom Satan; allein sie hielten es doch nicht für zulässig, die vollständige Schlussfolge dieser Sätze zu ziehen, und wenn sie auch bei dem Glauben an die thatsächliche Wahrheit der im Neuen Testament erwähnten leiblichen Besetzungen des Teufels beharrten, so mochten sie doch deren Möglichkeit in der Gegenwart nicht behaupten. Im Allgemeinen ist die heutige Theologie zu der Ansicht gelangt, daß, wie der wahre Glaube an die Vorsehung nicht der Engel, so auch die wahre Verwahrung vor dem Bösen nicht einer besondern Schutzwehr gegen die Anfechtungen des Satans bedarf; daß die Vorstellung von Engeln und Dämonen zwar nicht der Dogmatik, aber als heiliger, obschon nicht ursprünglich christlicher Sagenkreis dem kirchlichen Cultus und der christlichen Kunst zu belassen ist, weil sie eine Fülle idealer Beziehungen trefflich zu versinnlichen vermag. Dem Volke auf niederer Bildungsstufe darf natürlich die Wahrheit nicht verborgen und vorenthalten werden, aber seine althergebrachten Glaubensmeinungen, soweit sie noch vorhanden sind, erfordern schonende Behandlung, damit nicht mit dem Verschwinden des alten Irrthums auch die Furchtbarkeit des sittlich Bösen selbst vermindert und das Ansehen der Heiligen Schrift verletzt erscheine. Erst einzelne Theile und besondere Seiten der Geschichte der Lehre und Vorstellungen von Teufel und Dämonen haben bis jetzt gründliche und erschöpfende Behandlung gefunden. Eine genügende ausführliche Darstellung des Ganzen gebricht noch. Vgl. Mayer, „Historia diaboli“ (2. Aufl., Lzb. 1780); Horst, „Dämonomachie“ (2 Bde., Kff. 1817); Derselbe, „Zauberbibliothek“ (6 Bde., Mainz 1821—26).

Teufelsbrücke heißt eine steinerne Brücke über die Reuß an dem über den Gotthard führenden Alpenpasse. In einer Reihe donnernder Wasserfälle stürzt sich die Reuß unter dieser Brücke weg, umbüstert von hochragenden nackten Felsen. Höher ist die Straße 200 F. lang durch den Teufelsberg gehauen; die zwölf Fuß hohe und breite Schlucht, das Urner Loch genannt, wird durch eine in der Mitte eingesprengte Öffnung ein wenig erleuchtet. Am Ende des Ganges öffnet

sich das Urserenthal mit seinen grünen Matten. Im Mittelalter war die Brücke unter dem Namen der Stäubenden Brücke bekannt. Von den Franzosen im Revolutionskriege theilweis zerstört, wurde sie von den Östreichern wieder ausgebessert, von den Russen unter Suworow überschritten und später ganz hergestellt. In neuerer Zeit ist unfern der alten eine schöne und bequeme neue Brücke erbaut worden. — Auch die Brücke über die Sihl, zwischen Einsiedeln und dem Berg Esel im Canton Schwyz, wird Teufelsbrücke genannt.

Teufelsdreck, s. *Asa foetida*.

Teufelsmauer, Pfahl, Pfähl, Pfaltrain, Pfalhecke, Pfalranke, Pfalgraben, Pohlgraben, Pfahlböbel, Saustraße, Schweingraben nennt das Volk in Baiern, Schwaben, Franken und der Wetterau die Reste einer zusammenhängenden Befestigungslinie, durch welche die Römer den unterworfenen Theil des südwestlichen Deutschland und namentlich die Decumatischen Acker (s. d.) zwischen Rhein und Donau gegen Angriffe vom freien Germanien her gedeckt hatten. Diese gewaltige Schutzwehr besteht bald aus einer 6—10 F. breiten und mehrere Fuß hohen Steinmauer oder einer Aufschüttung von Steinen verschiedener Größe, über der sich in wechselnden Entfernungen Ruinen von Thürmen erheben und neben welcher, auf der nördlichen gegen das freie Germanien gerichteten Seite, noch an manchen Stellen ein fortlaufender Graben zu erkennen ist, bald auch aus einer Erdschüttung auf steinerner Grundlage. Sie beginnt an der Donau, etwa auf halbem Wege zwischen Ingolstadt und Regensburg bei Hienheim, läuft in fast gerader nordwestlicher Richtung über Altmannstein, dann bei Ripsenberg über die Altmühl und bei Wilzburg über die Rezat bis Gunzenhausen an der Altmühl, wendet sich südwestlich über die Wörnitz bei Wliburgstetten, dann bei Alen am Kocher vorüber und erreicht unweit Lorch ihren südlichsten Punkt. Darauf zieht sie sich wieder nördlich hinab, überschreitet die Lein bei Welzheim und erreicht, über Murhart und Thringen hin, bei Osterburken die befestigten Linien des Odenwaldes und weiter, über Wallthürn und Amorbach hin, den Main bei Freudenberg, östlich von Miltenberg. Sodann folgt sie, nördlich streichend, dem Höhenzuge des Spessart, überschreitet die Kinzig unfern Wächtersbach, läuft nordöstlich bis Gröningen und begleitet darauf, über Uisingen sich südwestlich wendend, die Nordabhänge des Taunus bis gegen Langenschwalbach, worauf sie, wiederum nordwestliche Richtung einschlagend, östlich von Bat Embs die Lahn überschreitet und dann dem rechten Rheinufer in geringer Entfernung bis ungefähr gegen Siegburg hin folgt. Über die Erbauung dieses Walls sind nur höchst dürftige Andeutungen vorhanden. Einzelne Theile der nördlichen röm. Befestigungen mögen sich schon aus der Zeit des Drusus herschreiben; die Decumatischen Felder aber scheinen um 14 v. Chr. noch keinen Schutzwall besessen zu haben. Wahrscheinlich wurde der südliche vom Main zur Donau reichende Hauptwall unter Hadrian vollendet und zerstörte Theile desselben unter Probus wiederhergestellt. Bald nach des Probus Tode aber mögen die Decumatischen Felder von den Römern gänzlich aufgegeben worden sein; unter Konstantin bildete der Rhein die Grenze des Reichs. Noch sind bei weitem nicht alle Theile dieses großen Walls und der übrigen in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihm stehenden röm. Befestigungswerke genauer untersucht; doch ist eine gründliche und vollständige Erforschung derselben allmählig zu erwarten von der ineinandergreifenden Thätigkeit der betreffenden historischen Vereine, welche gerade auch dieser Aufgabe neuerdings ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Vgl. Buchner, „Reisen auf der Teufelsmauer“ (3 Hefte, Regensb. 1821); Mayer, „Genauere Beschreibung der unter dem Namen der Teufelsmauer bekannten röm. Landmarkung“ (in den „Denkschriften der münchener Akademie“, 1835); von Gölz, „Der röm. Grenzwall von der Altmühl bis zur Lahn“ (Stuttg. 1847); Stälin, „Würtemb. Geschichte“ (Bd. 1, Stuttg. 1841); Steiner, „Geschichte und Topographie des Maingebiets und Spessarts unter den Römern“ (Darmst. 1854).

Teukros oder **Teucer**, der Sohn des Flußgottes Skamandros und der Nymphe Idäa, war der erste König von Troas, dessen Bewohner nach ihm Teukrer benannt wurden. Als Dardanus (s. d.) aus Samothrake zu ihm kam, gab er ihm seine Tochter Bateia oder Ariebe und machte ihn zu seinem Nachfolger. Nach Andern ist Dardanus der Einheimische und Skamandros und T. wandern aus Krete in Troas ein. — Teukros, der Sohn des Telamon und der Hespione, Halbbruder des Ajax, war der beste Bogenschütze im hellenischen Heere vor Ilios. Als er von dort zurückkehrte, ohne den Tod seines Bruders gerächt oder seine Gebeine mitgebracht zu haben, ließ ihn Telamon nicht landen. S., gezwungen, ein neues Vaterland zu suchen, fand dieses auf Rhodos, das ihm Belos überließ; hier gründete er ein zweites Salamis.

Teut, s. *Tuisco*.

Teutoburger Wald (*Tantoburgiensis saltus*) nennt Tacitus in den „Annalen“ ein

nicht fern von dem obern Laufe der Ems und der Lippe gelegene waldige Berggegend, in deren Bereiche Varus mit seinen Legionen 9 n. Chr. durch Armin (s. Hermann) den Untergang gefunden hatte. Gegenwärtig führt diesen Namen die nördliche Fortsetzung des Eggegebirgs bis gegen Osnabrück hin oder, wie Andere wollen, nur bis gegen Bielefeld; wann und wodurch sie ihn aber erhalten habe, scheint noch nicht hinreichend erforscht und festgestellt zu sein. Höchst wahrscheinlich ist die Benennung verhältnißmäßig jung, unter gelehrtem Einfluß entstanden und hat einen andern, ältern Namen des Gebirgszugs verdrängt, sodaß der heutige Teutoburger Wald durchaus nicht schlechthin mit demjenigen des Tacitus zusammenfällt. Zu einer genauen Ortsbestimmung des Kampfplatzes reichen die Nachrichten des Tacitus und des Cassius Dio nicht aus; darum haben auch die zahlreichen Untersuchungen und Schriften über die Hermannsschlacht noch zu keinem festen Ergebnisse führen können. Klostermeier („Wo Hermann den Varus schlug“, Lemgo 1822), der das Bedeutendste in dieser Frage geleistet hat, setzt die Schlacht zwischen Salzuflen und Kreuzburg, unfern Detmold im Lippeschen. Effelen („Über den Ort der Niederlage der Römer unter Varus“, Hamm 1853) dagegen sucht nachzuweisen, daß sie weiter westlich vorgefallen sein müsse, im südlichen Theile des westfäl. Kreises Beckum, einige Meilen östlich von Hamm.

Teutōnen (Teutōni oder Teutōnes), ein german. Volk, von den ältesten Schriftstellern stets mit den Cimbern (s. d.) zusammen genannt und nebst diesen von Plinius zu dem Hauptstamme der Ingäbonen (s. d.) gerechnet, scheint sesshaft gewesen zu sein im heutigen Holsteinischen, etwa dort, wo jetzt die Ditmarschen wohnen, die Jakob Grimm für Nachkommen desselben hält. Nach Plinius soll Pytheas dieses Volk bereits im 3. Jahrh. v. Chr. erwähnt haben, als heimisch an der Bernsteinküste. In die Geschichte treten die Teutonen vereinigt mit den Cimbern um 113 v. Chr. in einem gewaltigen, nach Süden gerichteten Zuge, auf welchem sie bis nach Steiermark gelangten und dort, bei Noreja in den Alpen, den röm. Consul Carbo schlugen. Darauf wandten sich beide Völker, verstärkt durch celtische Ambronen und helvetische Tiguriner, nach dem Transalpinischen Gallien, verwüsteten das Land durch mehrere Jahre und schlugen wiederholt die röm. Heere. Endlich 102 drangen sie in zwei Heerhaufen durch die röm. Provinz gegen Italien vor, wurden aber, die Teutonen und Ambronen bei Aquä Sertia (Aix in der Provence), die Cimbern auf der Raubischen Ebene (bei Verona oder Vercelli), von Marius (s. d.) geschlagen und fast gänzlich aufgerieben. Auch der König der Teutonen, Teutobochus oder Teutobodus, der mit geringer Mannschaft entkommen war, gerieth, von den Sequanern aufgefangen, in die Hände des Siegers und half dessen Triumphzug verherrlichen, bei welchem er die neben ihm getragenen Feldzeichen überragt haben soll. Den Römern aber blieb der Andrang dieser durch Anzahl, Körpergröße, Aussehen und Tapferkeit schreckhaften Völkerheere in lebendigem Andenken, als eine der größten Gefahren, von denen Rom je betroffen worden war. In späterer Zeit erwähnen Pomponius Mela, Plinius und Ptolemäus wiederum sesshafte Teutonen unter den Völkern Germaniens, in einem nördlich oder nordöstlich von der untern Elbe gelegenen, niedrigen, sumpfigen und großen Überschwemmungen ausgesetzten Lande, wahrscheinlich Nachkommen Derjenigen, welche an jenen großen Zügen nicht Theil genommen hatten. — Von dem Volksnamen Teutoni hatten die Römer ein Adjektiv *teutonicus* abgeleitet, welches einige ihrer Schriftsteller (wie Martial, Claudian u. A., Cäsar und Tacitus aber nie) auch in gleicher Bedeutung mit *germanicus*, d. h. zur Gesamtbezeichnung aller deutschen Volksstämme oder des ganzen deutschen Volkes verwenden. Und dies aus der lat. Sprache entlehnte Wort brauchen in demselben Sinne seit dem Anfange des 10. Jahrh. auch lateinisch schreibende Deutsche, während im 9. Jahrh. noch das aus der Muttersprache entsprossene *theodiscus* allgemein üblich gewesen war. Aus diesem einheimischen *theodiscus*, nicht aber aus jenem fremdländischen *teutonicus*, stammt unser gegenwärtiger Volksname „deutsch“.

Deutsch, s. Deutsch.

Texas oder **Tejas**, der südwestlichste, größte und volkreichste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt nach einer Congressacte vom J. 1850 zwischen 26 und 36½° n. Br., 76 und 89° w. L. und wird begrenzt von den Staaten Louisiana und Arkansas im O., dem Indian- und Nebraska-Territorium im N., dem Territorium Neumexico und dem mexican. Staate Chihuahua im W., von dem übrigen Mexico, gegen welches überhaupt der Rio Grande del Norte die Grenzscheide bildet, und von dem Golf von Mexico im S. Das Gebiet des Staats, welches allein durch die mexican. Abtretungen von 1848 um nahe 2500 QM. erweitert worden ist und dessen Flächeninhalt in seiner jetzigen Begrenzung 11201½ QM. (fast so groß wie Deutschland) beträgt, bildet seinem größten Theile nach eine ungeheure, wie der Lauf sämt-

nur die Schulden des Landes gedeckt, sondern es bleibt noch genug im Staatschatz, um Unternehmungen, wie Eisenbahnen (1853 war eine Strecke von 7 M. im Bau), Kanalanlagen u. s. w., zu unterstützen. Ende 1849 belief sich die Staatsschuld auf 12,435,982 Doll., nach der Abschätzung durch L. selbst jedoch, nach dem Maße des wirklich Empfangenen, auf 6,847,322 Doll. Für den höhern und den Volksunterricht hat der junge Staat in einer anerkennungswerthen Weise gesorgt, indem die von der Regierung für die Dotirung von zwei Landesuniversitäten, für Confessionscollegien, Primär- und Volksschulen gemachten Verwendungen an Land und Geld überreichlich sind. Bei der Stärke der Einwanderung und der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Landes ist vorauszusehen, daß der Staat L. von ausnehmender Wichtigkeit werden wird. Jetzt allerdings ist der Zustand noch ein primitiver und provisorischer. Der Landbau ist in L., wie in Nordamerika überhaupt, die Hauptgrundlage und seine bedeutendsten Stapelartikel sind Baumwolle und Rohrzucker. Hieran schließt sich die Viehzucht, die durch das natürliche Weideland der größten Entwicklung fähig ist. Der Handel im Innern trägt noch wesentlich den Charakter des Tauschhandels. Der Ausfuhrhandel ist zwar in den letzten Jahren zusehends gestiegen, doch ist auch er noch von untergeordneter Bedeutung, da die Einfuhr durch die Ausfuhr, welche fast ausschließlich in Schlachtvieh und Baumwolle besteht, noch lange nicht gedeckt wird. Die politische Hauptstadt ist Austin oder San-Felipe de Austin, am linken Ufer des Colorado, 13 1/2 M. von dessen Mündung, mit 4000 E., die bedeutendste Stadt und der Haupthandelsplatz aber Galveston (s. d.), welches jetzt 7—8000 E. zählt. Außerdem sind bemerkenswerth: Houston, die frühere Hauptstadt, am Buffalo-Bayou, welcher mit der Galvestonbai zusammenhängt, mit 4000 E.; San-Antonio de Bexar, am Rio San-Antonio, eine alte span. Stadt, einst mit 10000, jetzt mit kaum 2000 E.; Macogdoches, ein Hauptmarkt für den Viehhandel und wichtig für die Verbindung des Innern mit Louisiana, mit 1500 E. und einer Universität; San-Augustine, an einem Arme des Neches, mit einem Methodistencollege, einer Universität und 2000 E.; Washington, am Brazos, mit einer Akademie und 200 E.; Corpus-Christi, an der Bai gleiches Namens, mit 1000 E.; Brownsville, am untern Rio Grande del Norte, gegenüber der mexican. Stadt Matamoros, eine kleine, rasch aufblühende Handelsstadt, welche durch Flußdampfschiffahrt mit Laredo und mit dem Einfuhrhafen Point-Isabel durch eine Landstraße in Verbindung steht. Die Städtchen Neu-Braunfels, am Flüßchen Comal und nahe dem Guadalupe, mit 3000 E., und Friedrichsburg, an einem Zuflusse des Pedernales, mit 2000 E., sind zwei deutsche Ansiedelungen, gegründet vom deutschen Adelsverein und in günstiger Entwicklung begriffen. Nördlicher liegt der Grant, die Landstrecke, welche der mainzer Terasverein ankaupte, ein unbrauchbares, den Überfällen der Indianer preisgegebenes Gebiet.

Das ganze Land gehörte früher zu Mexico, wo es einen Theil der Provinz Tamaulipas ausmachte. Im J. 1816 gründeten hier ausgewanderte Franzosen die Ansiedelung Champ d'Asyle, wurden jedoch schon 1818 von span. Truppen wieder vertrieben. Bald darauf wurde in dem wegen Floridas Abtretung zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrage L. förmlich als ein Theil Mexicos anerkannt. Allein während der Bürgerkriege in Mexico sammelte sich hier eine Menge Abenteurer und wirklicher Ansiedler aus den Vereinigten Staaten. Ein nordamerik. Oberst Austin gründete 1823 die Stadt San-Felipe de Austin, und nach und nach wurden unter immer vergrößertem Zufließen von Ansiedlern aus den Vereinigten Staaten sehr große Strecken colonisirt. Schon damals zeigte die letztere Republik die Absicht, sich das Land zu bemächtigen, sah sich jedoch stets von England verhindert. Im J. 1834 begann indessen von Seiten Mexicos ein Kampf gegen die immer weiter um sich greifenden anglo-amerik. Ansiedler, die sich endlich im Dec. 1835 unter Anführung Houston's für unabhängig und Mexico selbst den Krieg erklärten, den sie auch unter moralischer und materieller Beihülfe der nordamerik. Union mit Glück führten. Ein Zug der Mexicaner unter Santa-Ana im April 1836 endete mit deren Niederlage bei Jacinto. Mehre andere Expeditionen, welche die Mexicaner noch in den folgenden Jahren gegen L. versuchten, scheiterten ebenfalls, sodaß um 1840 L. als völlig consolidirte Republik dastand. Schon war L. 1837 von den Vereinigten Staaten anerkannt worden; dies geschah auch 1839 von Frankreich, 1840 von den Niederlanden und 1841 von England. Trotz aller Entgegenwirkung Englands gelang auch endlich nach mehreren mislungenen Versuchen die Vereinigung des jungen Staats mit der nordamerik. Union, indem die darauf bezügliche Bill im Congresse der Vereinigten Staaten 25. Jan. 1845 von dem Repräsentantenhause und 1. März vom Senate angenommen wurde. Die mexican. Regierung wollte sich nun zur Anerkennung L.s verstehen unter der Bedingung, daß es sich nicht

mit der nordamerik. Union vereinige; allein T. verwarf diesen Plan und ward 29. Febr. 1845 feierlich in die Union aufgenommen. Inzwischen rückten auch Unionstruppen in T. ein, sowohl gegen die Comanchesindianer als auch zum Schutze gegen die Mexicaner. Der hierüber und über die Grenzfrage 1846 zwischen der Union und Mexico (s. d.) ausgebrochene Krieg hatte 2. Febr. 1848 den Frieden von Guadalupe-Hidalgo zur Folge, in welchem Mexico alle Ansprüche auf T. und auf das bis dahin beanspruchte Gebiet zwischen dem Rio Grande del Norte und Rueses definitiv aufgab. Es waren in diesem Kriege von T. aus Gebietstheile von Neumexico erobert worden. Als nun die Bundesregierung den Beschluß vom 7. Sept. 1850 erließ, daß T. diese Eroberungen an Neumexico, welches unterdessen als eigenes Territorium in die Union getreten, zurückgeben sollte, entstand eine solche Aufregung im Lande, daß bereits Vorbereitungen zu gewaltsamem Widerstande getroffen wurden. Erst gegen Ende des Jahres nahm T. die von der Bundesregierung festgestellte Grenzregulirung an und erhielt für das Aufgeben seiner Ansprüche eine Entschädigung von 10 Mill. Doll in fünfprocentigen Staatspapieren, die bis zum J. 1865 vom Staate in jährlichen Raten einzulösen sind. Ein besonderes Interesse hatte in der Zwischenzeit das Schicksal der deutschen Einwanderung erweckt. Der 1844 zu Mainz gestiftete deutsche Adelsverein zur Auswanderung nach T. überließ die Leitung seines vielversprechenden Unternehmens dem Prinzen Karl von Solms-Braunsfels. Dasselbe gerieth aber nach der Gründung der Colonie Neubraunsfels bald wegen örtlicher Schwierigkeiten und Geldmangel so ins Stocken, daß der Prinz T. verließ. Herr von Meusebach, ein Preuße, der ihn ersetzte, kaufte im Herbst 1845 im Norden jener Colonie den Indianern einen bedeutenden Landstrich ab, wo später Friedrichsburg entstand. Jetzt kam ein neuer Zug von mehreren Tausenden Auswanderern an, die jedoch durch den Mangel an Geldmitteln, die Ungunst der Örtlichkeit, den mexican. Krieg und die Krankheiten des heißen Sommers 1846 in die traurigsten Verhältnisse geriethen. Am Neubraunsfels und Friedrichsburg hielten sich in gedeihlichem Zustande. Im J. 1847 legte Meusebach seine Mission nieder und 1848 verabschiedete auch der mainzer Verein alle seine Beamten und Agenten in T. und überließ sein Eigenthum daselbst an den Advocaten Martin aus Freiburg. Das Unternehmen war so völlig gescheitert. Kein besseres Loos als die Deutschen hatten die 1848 unter dem franz. Communisten Cabet (s. d.) angelangten Scariot. Das beste Werk über T. ist das von Römer: „T. mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes“ (Bonn 1849). Vgl. außerdem Karl, Prinz von Solms-Braunsfels, „Texas“ (Hff. 1846); Steinert, „Nordamerika, vorzüglich T.“ (Rudolst. 1846); Paxton, „A stray Yankee in T.“ (Newport 1853).

Texel, eine kleine, zum Königreich der Niederlande gehörige, $1\frac{1}{2}$ M. lange, nur durch das Mars Diep von der Nordspitze Nordhollands getrennte Insel in der Nordsee, ist zum großen Theil eine bloße Sanddüne, auf welcher Seevögel in unzähliger Menge nisten, weshalb auch wegen der Eier derselben der nördliche Theil der Insel, der früher von ihr getrennt war, das Eierland genannt wird. Die Insel wird von ungefähr 6000 E. bewohnt, welche hauptsächlich Schafzucht treiben und den unter dem Namen des Texler Käses berühmten Schafkäse fertigen. Außerdem treiben sie auch Tabaksbau und besonders Fischfang und Schiffferei. Wichtig für die Schifffahrt ist die Insel, welche den Eingang in die Zundersee beherrscht, durch ihre sichere große Rhede auf der Ostseite, wo sich sonst die Flotten der holl. Ostindienfahrer zu versammeln pflegten und die für sich allein auch der Texel genannt wird.

Teyler van der Hülst (Pieter), ein reicher Wiedertäufer zu Harlem, geb. 1702, gest. 1778, hat sich um die Künste und Wissenschaften bleibende Verdienste erworben, indem er den größten Theil seiner Nachlassenschaft zur Errichtung einer gelehrten Anstalt bestimmte. Diese sogenannte „Teyler's Stiftung“ befindet sich in dem von T. bei seinen Lebzeiten bewohnten Hause in Harlem und besteht aus einer namentlich an philologischen und naturwissenschaftlichen Werken sehr reichen Bibliothek, einem trefflichen physischen Apparat, einer ausgewählten Sammlung von Mineralien, nebst einem reichen Schatz von Handzeichnungen und Kupferstichen meist älterer und Gemälden meist neuerer Meister. An bestimmten Tagen der Woche kann Jedermann die Bibliothek benutzen. Die Stiftung zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste der Religionsphilosophie und Theologie gewidmet ist, während die zweite die Natur- und historischen Wissenschaften, die Theorie der schönen Künste nebst der Zeichnen- und Münzkunde umfaßt. Die Leitung des Instituts ruht in den Händen von fünf Directoren. Das Gebäude selbst wird durch einen Aufseher der Kunstsammlungen bewohnt, der nach dem Willen des Erbschafters ein Maler sein muß. Jede der beiden Abtheilungen zählt überdies sechs Mitglieder, die jährlich Preisfragen in den genannten Fächern aufstellen; der Preis, welchen die Directoren

und Mitglieder zuertheilen, besteht in einer goldenen Medaille von 400 Gldn. an Werth. Die Preisschriften beider Abtheilungen bilden seit 1781 an eine zahlreiche Reihe von Bänden. Der freiere Geist, welcher nach des Stifters Beispiele in den Abhandlungen herrscht, hat bewirkt, daß dieselben nicht ohne Einfluß auf die Richtung der Religionswissenschaften in Holland geblieben sind. Auch gehört zu dieser Stiftung ein prächtig eingerichtetes Asyl zur Versorgung von 24 alten Frauen.

Tezel (Joh.), eigentlich Diez oder Diezel, der berühmte Ablasskrämer, geb. zu Leipzig, studirte daselbst Theologie und trat 1489 in den Dominicanerorden des dasigen Paulinerklosters, worauf er die Erlaubniß erhielt, zu predigen. Im J. 1502 wurde er vom röm. Stuhle zum Ablassprediger bestellt und trieb nun 15 J. lang den Ablasshandel, wobei er sich der schändlichsten Mittel bediente, das Volk zu betrügen. Seine Sitten und sein Wandel waren so anstößig, daß er zu Innsbruck wegen ehebrecherischen Umgangs mit einer Frau gefaßt und ersäuft werden sollte. Auf Kurfürst Friedrich's von Sachsen Fürsprache wurde er zu ewigem Gefängnisse verurtheilt und nach Leipzig in den 1834 abgebrochenen Thurm am Grimmaischen Thore gebracht. Auf des Erzbischofs Albrecht von Mainz u. A. Fürsprache wieder freigegeben, wanderte er nach Rom, erhielt vom Papste Leo X. Ablass und wurde sogar zum apostolischen Commissarius und vom Erzbischof von Mainz zum Inquisitor haereticae pravitatis ernannt. Jetzt trieb er den Ablasskram noch unverschämter. Als Untercommissar des päpstlichen Ablasspächters durchreiste er Sachsen in einem Wagen, von Rittersn begleitet und mit zwei großen Kisten versehen, deren einer zur Aufbewahrung der Ablassbriefe, der andere für das gelöste Geld bestimmt war und die Aufschrift gehabt haben soll: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt.“ In vielen Städten wurde er feierlich eingeholt, und hatte fast überall reiche Ernten, indem er für jeden Mord, Meineid, Ehebruch u. s. w. Heilung anbot. Dies trieb er ungeahndet, bis Luther 1517 durch seine Thesen dagegen sich erklärte. L.'s gegen Luther geschriebene Sätze verbrannten die Studenten auf dem Markte zu Wittenberg; er selbst hielt nachher von dem zur Schlichtung des Streits gesendeten päpstlichen Kämmerer, Karl v. Miltitz, einen nachdrücklichen Verweis. Im J. 1518, nachdem er zu Frankfurt a. d. O. die theologische Doctorwürde erhalten hatte, lehrte er in das Paulinerkloster zu Leipzig zurück, wo er bald nach der leipziger Disputation im Aug. 1519 an der Pest starb. Er wurde in der Paulinerkirche, jetzt Universitätskirche, zu Leipzig begraben; allein da 1643 ein Theil dieser Kirche zu Gunsten der Festungswerke abgebrochen wurde und bei dieser Gelegenheit sein Grab außerhalb der Kirche kam, so ist davon keine Spur mehr vorhanden. Vgl. Vogel, „Leben L.'s“ (pz. 1717); Hofmann, „Lebensbeschreibung L.'s“, herausgeg. von Poppe (Lpz. 1844).

Thaarup (Thom.), ein geschätzter dän. Dichter, geb. zu Kopenhagen 21. Aug. 1749, seit 1794 eine Zeit lang Mitglied der Theaterdirection, starb als privatisirender Gelehrter auf einem Gutsgute in der Nähe Hirschholms 1821. In seinen zwei idyllischen Dramen „Das Erntefest“ und „Peter's Hochzeit“ schlug er die tiefsten Saiten des Nationalgefühls an. Mehrere der gelegten Lieder sind noch im Munde des Volkes und werden es immer bleiben. Als Lyriker legte er sich zu sehr zu der rhetorisirend pathetischen Weise hin; doch ist sein „Lied von der Vaterlandsliebe“ durchaus classisch und vollendet. Seine „Hinterlassenen poetischen Schriften“ 1822 Rahbek herausg.

Thaaderay (William Makepeace), berühmter engl. Humorist, ist der Sohn eines höhern Amtes in der Ostindischen Compagnie und wurde 1811 zu Kalkutta geboren. Nach England gekommen, um dort seine Erziehung zu erhalten, lernte er aus eigener Erfahrung das Schulsystem kennen, welches er später in der Weihnachts Erzählung „Doctor Birch and his young friends“ schildert hat. Hierauf brachte er einige Semester auf der Universität Cambridge zu, verließ sie aber beim Tode seines Vaters, ohne zu promoviren, und ging nach London, wo er sich ganz den Streifereien des fashionablen Lebens hingab. Unter solchen Genüssen schmolz bald sein ererbtes Vermögen so zusammen, daß er an einen Broterwerb denken mußte. 1834 sich nach Paris begab, um dort ein künstlerisches Talent auszubilden, das er an sich bemerken glaubte. Eine kurze Lehrzeit in den franz. Ateliers überzeugte ihn von seinem Irrthum; er blieb jedoch in Paris, verheirathete sich mit einer schönen Irländerin und begann seine literarische Laufbahn als Berichterstatter für die von seinem Stiefvater gegründete Zeitung „Le constitutionnel“. Das Unternehmen schlug zwar fehl und mußte bald aufgegeben werden, doch waren Th. dadurch in der londoner Presse bekannt geworden; nach England zurückgekehrt, er mit „Fraser's magazine“ in Verbindung, und die für dieses Blatt gelieferten „Yellow papers“ und „Snob papers“ machten das Publicum auf ein humoristisches Talent auf-

merksam, daß durch seine Schärfe an Swift, durch seine Gemüthlichkeit an Fielding erinnert. Auch für „Punch“ schrieb er zahlreiche größere und kleinere Artikel, die sich durch ebenso heißen als feinen Witz auszeichnen. Seine Berichte über pariser Zustände gab er 1840 unter dem Titel „Paris sketch-book“ heraus, welchem 1842 das mit graphischen, von ihm selbst gezeichneten Illustrationen versehene „Irish sketch-book“ und 1846 die „Notes of a journey from Cornhill to Grand-Cairo“ folgten. Alle diese Schriften, sowie andere Novellen und Skizzen, wie „The great Hoggarty diamond“, „Mrs. Perkins' ball“, „Our street“, die anfangs in Journals veröffentlicht und später einzeln herausgegeben wurden, erschienen unter dem Pseudonym Michael Angelo Titmarsh. Unter seinem eigenen Namen trat er erst 1847 mit „Vanity fair“ hervor, welches Werk ihn auch dem Auslande als einen der ersten Sittenmaler unserer Zeit darstellte. Die Reime dazu sind allerdings schon in seinen frühern Werken vorhanden, hier aber mehr entwickelt und zu völliger Reife gediehen. „Vanity fair“ ist ein frischer, kräftiger, obwol mit etwas zu starken Schlaglichtern ausgestatteter Abdruck engl. Sitten und Eigenthümlichkeiten, in welchem die Welt, wie sie ist, namentlich der selbstsüchtige, herzlose, scheinheilige, pharisäische Theil der Welt geschildert wird. Ein Pendant dazu ist „Pendennis“ (1850), der dasselbe Thema behandelt und wozu die eigenen Erlebnisse T.'s den Stoff liefern halfen. Ein historischer Roman „Esmond“ (1852) hatte weniger Erfolg, woran nicht so sehr die Schwäche der Intrigue schuld war als der Umstand, daß es ihm trotz des sichtlichen Strebens nach geschichtlicher Treue an innerer Wahrheit fehlt; doch läßt sich an manchen Stellen, namentlich in der Charakteristik, die kräftige Feder und markige Darstellungsart des Verfassers nicht verkennen. Viel gelungener sind einige kleinere Skizzen, wie der burleske Roman „Rebecca and Rowena“ (1849) und die Riesennovelle „The Kickleburies on the Rhine“ (1850). Im Herbst 1852 unternahm T. einen Ausflug nach den Vereinigten Staaten, um dort die mündlichen Vorträge über engl. Dichter zu wiederholen, die er bereits in verschiedenen Städten Großbritanniens gehalten und die nachher unter dem Titel „The English humorists of the eighteenth century“ (Lond. 1853) gesammelt erschienen. Im Oct. 1853 begann er die Herausgabe eines neuen Romans in monatlichen Heften, „The newcomes“, der sich in Stil und Tendenz seinen frühern Arbeiten anschließt. T.'s Werke sind fast in alle europ. Sprachen übersetzt worden.

Thais, eine berühmte griech. Hetäre, aus Athen gebürtig, mußte Alexander d. Gr. für sich zu gewinnen und folgte ihm auf seinem Heereszuge nach Asien, wo sie, um sich für die von Xerxes einst gegen ihre Vaterstadt verübten Grausamkeiten zu rächen, den berauschten Geliebten bei einem Gastmahle zu Persepolis veranlaßt haben soll, die alte Königsburg der Perser in Brand zu stecken. Nach Alexander's Tode vermählte sie sich mit dem ägypt. Könige Ptolemäus Lagi und gebat diesem zwei Söhne und eine Tochter, Irene, die nachherige Gattin des Königs Eumostus von Soli.

Thal, Thalbildung. Thäler nennt man bekanntlich die langgestreckten Vertiefungen der Erdoberfläche, die in der Regel von einem Bache oder Flusse durchströmt werden. Je nach der Richtung der Thäler, welche in Gebirgsketten liegen, unterscheidet man Längen-, Quer- und Radienthäler. Die Entstehungsweise der Thäler ist jedenfalls eine verschiedenartige. Einige sind offenbar nur durch Wasserauswaschung gebildet, so die meisten in ebenen Gegenden. Die nennt man Erosionsthäler. Die Auswaschung derselben ist aber nicht immer von der Oberfläche herein, sondern zuweilen unterirdisch erfolgt. So gibt es namentlich in einigen aus Kalkstein bestehenden Gebirgsgegenden, z. B. im Karst bei Triest, Thäler, die dadurch entstanden, daß unterirdische, in Spalten und Höhlen ablaufende Gewässer diese nach und nach so weit ausgewaschen haben, bis die Decke einstürzte und sich dadurch eine Reihe von trichterförmigen Gräben bildete, welche sich nach und nach zu einer Thalrinne verbanden. Viele Gebirgsthäler sind dagegen offenbar durch gewaltigeerspaltung bei Erhebung der Gebirge veranlaßt und dann erst durch das darin abfließende Wasser zu ihrer gegenwärtigen Gestalt und Weite ausgewaschen. Man nennt diese Spaltenthäler, und wenn sich dabei eine Aufrichtung der Schichten zu beiden Seiten der Thalachse erkennen läßt, Erhebungsthäler, oder aber, wenn die Schichten von beiden Seiten der Thalachse zufallen, Senkungsthäler. Dergleichen kommen aber nicht nur in eigentlichen Gebirgen, sondern auch im Hügellande vor. Zwei schöne Beispiele von Erhebungsthälern sind im norddeutschen Hügellande die von Pyrmont und Driburg.

Thalberg (Sigismund), ausgezeichnete Pianofortevirtuos, geb. 1812 zu Genf, ein natürlicher Sohn des 1854 verstorbenen k. k. Oberkammerers Grafen Dietrichstein, bildete sich zu Wien unter Sechter, besonders aber unter Hummel und erregte schon als Knabe durch die ungewöhnliche Fertigkeit und Präcision seines Spiels Bewunderung. Im J. 1830 unter-

nahm er seine erste Kunstreise durch Deutschland, auf welcher er bereits bedeutende Erfolge erlangte. Hierauf 1834 zum kais. Kammervirtuosen zu Wien ernannt, spielte er mehrmals zu Leipzig vor den dort anwesenden Monarchen, die ihn mit Lob und Geschenken überhäuften. Gegen Ende 1835 ging er nach Paris und erlangte allmählig europ. Berühmtheit. Nachdem er einige Monate in London verweilt, kehrte er 1837 nach Wien zurück. Eine abermalige Reise nach England trat er 1839 an, bei welcher Gelegenheit er auch in Leipzig, Berlin und Hamburg Concerte gab. Dasselbe that er 1840 in München, später in Paris. Im J. 1845 mit der Tochter des Sängers Lablache vermählt, lebt T. seitdem abwechselnd zu Wien, Paris und London. Obgleich sein sauberes und glattes Spiel sich durch höchste Eleganz und Noblesse wie durch eine bewundernswürdige Solidität auszeichnet, so machen diese Eigenschaften doch einen fühlbaren Mangel an Geist und eine gewisse Kühle des Vortrags auf die Dauer nicht vergessen. Seine zahlreichen Compositionen für das Pianoforte gehören dem Salongenre an und bestehen meist in eleganten und dankbaren Arrangements nach beliebten Opernthemmen; so lange der Componist reiste und dieselben in seinen Concerten mit seiner bekannten Vollendung vortrug, erfreuten sie sich des allgemeinsten Beifalls, fangen jedoch seitdem an, in den Hintergrund zu treten. Werthvoller sind seine Etuden für das Pianoforte. Weniger Beifall haben seine Liedercompositionen gefunden, wie denn auch seine romantische Oper „Florinda“ (Text von Scribe), die 30. Juni 1851 in London zur Aufführung kam, nur geringen Erfolg erlangte. Mit großen Erwartungen sieht man dem bevorstehenden Erscheinen von T.'s großer Clavierschule entgegen, für deren Manuscript ihm der Verleger das hohe Honorar von 10000 Frsch. zahlte.

Thaler bezeichnet in der Münzwissenschaft jede Silbermünze, welche mehr als ein Loth wiegt. Der Ursprung des Namens liegt in dem Namen des Orts Joachimsthal, wo diese große Münze zuerst ausgeprägt wurde. Ursprünglich Joachimsthaler (s. d.) genannt, ließ man später, wo auch an andern Orten selbige Münze geprägt wurde, das Joachim weg. Im engeren Sinne versteht man unter Thaler alle groben Courant- und Rechnungsmünzen im Werthe von 10 Silber- oder Neugroschen, 24 guten Groschen, 48 Schillingen oder 90 Kreuzern.

Thales, einer der frühesten griech. Philosophen und Stifter der ionischen oder physischen Schule, in der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr., aus Milet in Kleinasien gebürtig, widmete sich, um öffentliche Angelegenheiten wenig bekümmert, ausschließlich speculativen Forschungen und soll noch in seinen spätern Jahren mehre Reisen nach Aegypten unternommen, dort die Höhe der Pyramiden berechnet und den Unterricht der Priester dieses Landes genossen haben. Von seinem politischen Leben wird nur so viel berichtet, daß er den Joniern den Rath ertheilte, durch ein gemeinschaftliches Bündniß sich gegen die drohende Macht der Perser zu schützen und Leos zum Mittelpunkt des Bundesstaats zu machen, ferner, daß er die Milesier von einer Verbindung mit Kroesus gegen Cyrus abhielt. Dem philosophischen Untersuchungsgeiste gab er dadurch zuerst eine bestimmte Richtung, daß er ein Grundprincip aller Dinge aufstellte. Dieses glaubte er im Wasser, das er sich vielleicht als chaotische Flüssigkeit dachte, gefunden zu haben, aus welchem Alles entstanden sei und fortwährend entstehe, sowie Alles auch wieder in dasselbe aufgelöst werde. Ob er aber außer diesem materiellen Principe oder Grundstoffe noch ein höheres formales Princip oder eine Grundkraft unter dem Namen Gott oder Weltseele angenommen und welche Vorstellungen er überhaupt von Gott oder Weltseele gehabt habe, läßt sich bei dem Widerspruche der alten Schriftsteller kaum ausmitteln, obgleich ihm mehre derselben und namentlich viele Kirchenväter bestimmte theistische Erklärungen beilegen. Seine eigenen Lehren pflanzten sich nämlich Jahrhunderte lang nur durch mündliche Überlieferung fort, bis sie spätere Philosophen, besonders Aristoteles, aufzeichneten. Namentlich war dieß auch mit einer Menge trefflicher Gnomen oder Sentenzen der Fall, die man ihm, wie das berühmte „Erkenne dich selbst“, zuschrieb und die ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Sieben Weisen (s. d.) erwarben. Ebenso sind die Nachrichten über den Umfang seiner astronomischen und mathematischen Kenntnisse schwankend. Gewöhnlich nimmt man an, daß er das Jahr auf 365 Tage bestimmte und den Joniern den Eintritt einer Sonnenfinsterniß voraussagte. Letzteres weist nun zwar auf eine genauere Bekanntschaft mit dem Sonnensysteme hin; wahrscheinlich aber gründete sich diese Voraussetzung nicht auf eigene Beobachtung und Berechnung, sondern auf eine vorausgegangene Mittheilung ägypt. Priester. Bemerkenswerth bleibt dabei immer, daß die von ihm gegründete Schule die Gestirne als bloße Körper, nicht mehr als göttliche Wesen, wie sie der Volksglaube nahm, zu betrachten begann. Seine vorzüglichsten Schüler waren Anaximander und Pherecydes. Vgl. Ritter, „Geschichte der ionischen Philosophie“ (Berl. 1821).

Thalia oder **Thaleia**, eigentlich die Blühende, ist eine der neun Musen (s. d.), welche später besonders als Muse der Komödie und als Vorsteherin bei Festschmäusen betrachtet wurde. Von ihr und Apollo sollen die Korybanten abstammen. In der modernen Mythologie gilt sie im Allgemeinen für die Beschützerin des Schauspiels und ihr sind die Theater geweiht. Eine andere Thalia gehört zu den Chariten.

Thamyris oder **Thamyras**, ein berühmter griech. Sänger der mythischen Zeit, aus Ithazien gebürtig, lebte noch vor Homer und wurde der Sage nach in einem Wettstreit von den Musen besiegt und seiner Augen wie seiner Kunst beraubt. Als ausgezeichnet wird sein Spiel und Gesang von den Alten gerühmt, daher auch Plato seine Seele in der Nachtigall fortleben ließ.

Thane (angelsächf. Thegn, wovon thegnian, neuhochdeutsch dienen), im Lat. gewöhnlich mit minister übersetzt, hießen zur Zeit der angelsächf. Herrschaft die die Gefolgschaft (gesid. comitatus) eines Fürsten bildenden Dienstmannen, an welche später, als die Fürsten die Befestigung der früher durch freie Volkswahlen vergebenen Ämter erlangt hatten, mit der weiteren Ausbildung des Feudalstaats auch die verschiedensten Ämter, wie die eines Galdorman, Herzog, Grafen, Richters, ja sogar eines Bischofs übertragen wurden. Mit dem Worte Thane war in England selbst ein bestimmter Rang nicht bezeichnet. Erst nach der normannischen Eroberung erscheinen die Thane des Königs als identisch mit den Baronen, während die niedern, wenig einflussreichen Thane etwa die Stellung der Landed gentry inne hatten. Nach Heinrich II. werden die Thane in England nur noch selten erwähnt. In Schottland jedoch war Thane bis Ende des 15. Jahrh. ein höherer Titel, welcher etwa dem eines engl. Earl entsprach und durch diesen auch später verdrängt wurde.

Thapsacus oder **Thapsacum**, eine alte berühmte Handelsstadt in der Landschaft Palmyrene in Asien, am westlichen Ufer des Euphrat, bildete in frühester Zeit den gewöhnlichen Übergangspunkt über diesen Fluß, der hier auch von Darius und Alexander d. Gr. überschritten wurde. Außerdem wurde sie dadurch wichtig, daß sie Eratosthenes zum Mittelpunkt seiner Messungen wählte. Später erhielt sie von Seleukus Nikator den Namen Amphipolis, und die jetzige Flecken Deir oder Deir soll in und auf den Trümmern der alten Stadt erbaut sein.

Thapsus, eine feste Stadt an der Nordküste von Afrika, südlich von Leptis parva, unter dem Eingang zur Kleinen Syrte, auf einer Halbinsel gelegen, wurde durch die Schlacht berühmt, die hier Cäsar 6. April 46 v. Chr. der Pompejanischen Partei lieferte und durch die er den Afrikanischen Krieg beendete. — Auch auf der östlichen Küste von Sicilien, nördlich von Syrakus, anfangs zu dem Gebiete von Hybla, dann zu dem von Syrakus gehörig, lag eine griech. Stadt Thapsus auf der gleichnamigen Halbinsel, die jetzt Penisola delli Magnisi heißt.

Thaer (Albr.), Gründer der Akademie des Landbaus zu Möglin (s. d.), wurde 14. Mai 1752 zu Celle im Hannoverischen geboren, wo sein Vater Hofmedicus war. Seinen ersten Unterricht erhielt T. durch Hauslehrer. Im J. 1771 bezog er die Universität zu Göttingen, wo er Medicin und Philosophie studirte und 1774 als Doctor promovirte. Er kehrte nun nach Göttingen zurück, wo er zu practiciren anfang. Nach dem Tode seines Vaters trat er in dessen Stelle ein, aber durch Blumen- und Gartenbau wurde er sehr bald der Landwirthschaft zugeführt. Schon 1774 schrieb er eine „Einleitung zur Kenntniß der engl. Landwirthschaft“ (3 Bde., 3. Aufl. Hannov. 1816). Im J. 1799 begann er die Herausgabe der „Annalen der niedersächf. Landwirthschaft“ (3 Bde., 1798—1804). Sein Wunsch, einen größern landwirthschaftlichen Wirkungskreis im Hannoverischen zu erhalten, wurde durch den Krieg zu nichte. Um so bereitwilliger nahm er den Ruf an, der 1804 von Preußen aus an ihn erging. Der König ertheilte ihm den Titel eines Geh. Kriegsraths und einen Landbesitz von 400 Morgen im Oberbruche, den er aber bald gegen Möglin vertauschte. Neben der Einrichtung dieser Wirthschaft beschäftigte er sich auch noch viel mit schriftstellerischen Arbeiten, von denen besonders die „Annalen des Landbaus“ zu erwähnen sind. Im J. 1807 errichtete er die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Möglin. Um diese Zeit schrieb er sein großes Werk „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft“ (4 Bde., Berl. 1809—10), welches in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurde. Bei der Reorganisation des preuß. Staats 1807 wurde T. die Stelle eines Staatsraths übertragen, in welcher Eigenschaft er bedeutenden Antheil hatte an den agrarischen Gesetzen zur Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse. Im J. 1810 wurde er Professor der Landwirthschaft an der Universität zu Berlin und vortragender Rath im Ministerium des Innern. Im folgenden Jahr gründete er die so berühmt gewordene Schäferei, worauf er 1815 Generalintendant der königl. Stammschäfereien wurde. Nachdem er schon 1818 seine Entlassung als Professor an der Universität genommen, wurde 1824 Möglin zu einer königl. Akademie des Landbaus erhoben. T.

arb 26. Oct. 1828. Seine hauptsächlichsten Verdienste um die Landwirthschaft bestehen in der Anwendung der Naturwissenschaften auf die Landwirthschaft, in der Begründung des Calculs über Productionskosten und Gewinn, in der Entwicklung der Begriffe von Roh- und Reinertrag, in der Einführung der Fruchtwechselwirthschaft, der größern Ausdehnung des Kartoffelbaus, der Anwendung der Statik auf den Landbau, der Entfesselung des Grund und Bodens und der genialen Bearbeitung der Schafzucht mit Wollkenntniß. Ihm zu Ehren wurde 1843 von der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Leipzig der Grundstein zu einem Denkmale gelegt, welches, von Riesel entworfen und in Erzguß ausgeführt, 28. Sept. 1850 enthüllt wurde. Außerdem soll ihm von den preuß. Landwirthen ein Denkmal in Berlin errichtet werden. Vgl. Körte, „Albr. L.“ (Lpz. 1839).

Tharand, Städtchen im Königreich Sachsen mit 1900 E., liegt an der Wilden Weiseritz, 1 1/2 M. von Dresden, mit welchem es durch eine Eisenbahn verbunden wird, und 2 1/2 M. von Freiberg. Der romantische Weg durch den ebenso pittoresken wie fruchtbaren und gewerbreichen Lauenschen Grund und das mit schön bewaldeten Bergen eingeschlossene tiefe Thal, worin das Städtchen liegt, macht dasselbe zu einem sehr besuchten Punkte. Der Ort hat eine schwache Ciquelle, die als Heilquelle jedoch wenig benutzt wird, desgleichen eine Kaltwasserheilanstalt und neu errichtetes Kiefernadelbad. Die hauptsächlichliche Erwerbsquelle der Bevölkerung ist jedoch die hier befindliche königl. Akademie für Forst- und Landwirthe. Nachdem Heinr. Cotta (s. d.) 1811 seine Privatforstlehranstalt von Zillbach hierher verlegt hatte, wurde dieselbe 1816 in eine königl. Akademie erhoben und mit ihr 1830 eine landwirthschaftliche Abtheilung verbunden. Die Akademie, die zwischen 70—80 Zöglinge zählt, genießt eines europ. Rufes theils durch den Verein von seltenen Lehrkräften (von Berg, gegenwärtig erster Director, Köhler, Preßler, Stein u. s. w.), theils durch ihre trefflichen Einrichtungen und Lehrmittel. Ihre Sammlungen, die Bibliothek, ein ausgezeichnetes chemisches Laboratorium sind dem 1847—49 erbauten Akademiegebäude vereinigt. Zu der Akademie gehören ein botanischer Garten und der Forstgarten, welcher sehr reich an Pflanzen für die Forst- und Landwirthschaftsbotanik ist. Ohnweit des letztern befindet sich das Grab Cotta's, die sogenannten 80 Heden, und unter den Anlagen der Umgebung sind die Heiligen Hallen, eine alte schöne Buchen-Exposition, die bekanntesten.

Thasos, jetzt Tasso, auch Taschus, eine nicht unbedeutende fruchtbare Insel im Ägäischen Meere, an der Küste von Thrazien, hatte im Alterthume Überfluß an Wein, sowie an edeln Metallen, vorzüglich an Gold. Sie war ein alter Stapelplatz der Phönizier, die hier Bergwerke gruben, welche Herodot noch vorfand, und einen eigenthümlichen religiösen Cultus, besonders des Hercules, einführten. Später wurde sie von Einwanderern aus Paros besetzt und gehört zur europ. Türkei. In neuester Zeit hat man mehrere wichtige Alterthümer daselbst entdeckt, von Prokesch in der Abhandlung „Dell' isola di Taso“ in den „Atti dell' academia romana di scienze e belle lettere“ (Bd. 6, Rom 1835) beschrieben worden sind.

Thasilo, der letzte Herzog in Baiern aus dem Stamme der Agilolfinger (s. d.), war sechs Jahre alt, als er 748 seinem Vater Odilo folgte. Schon im nächsten Jahre wurde er von Grimoald, dem Halbbruder Pipin's des Kleinen, des nachherigen Königs der Franken, vertrieben, jedoch durch Leptern, der sein Vormund war, wieder in sein väterliches Erbe zurückgeführt. Unter ihm machte er den lombard. Feldzug mit und 757 übernahm er selbst die Regierung seines Herzogthums. Er zog hierauf im Gefolge Pipin's gegen den Herzog von Aquitanien, der die Unabhängigkeit strebte, und gewissermaßen durch das Beispiel desselben bewogen, strebte er auch die Selbstständigkeit seines Hauses wiederzuerlangen. L. trennte sich vom Könige, lehrte sein Herzogthum zurück, entriß den Slaven das Pusterthal (in Tirol) und Kärnten, verheiratete sich mit Liutberga, der Tochter des letzten Königs der Longobarden, Desiderius, und erzeugte eigenmächtig seinen ältesten mit ihr erzeugten Sohn Theodo 778 zum Mitregenten. L. Gr., nachdem er die Sachsen besiegt und die Longobarden sich unterworfen, ging indessen zu demüthigen, der aber 781 von neuem dem Könige Treue schwur und Verzeihung bat. Ein Gewaltstreich, den L. 784 verübte, brachte ihn abermals in die Gefahr, sein Herzogthum zu verlieren; doch auch diesmal verzieh ihm Karl, dem er aber nun seinen Sohn Theodo zum Mitregenten stellen mußte. Durch diese Demüthigung erbittert und von seiner Gemahlin aufgereizt, suchte L. einen verrätherischen Bund gegen den König Karl zu stiften. Dieser aber kam zuvor und ließ ihn 788 auf dem Reichstage zu Ingelheim, wohin L. unbedachtsamerweise gekommen war, verhaften. Wegen Hochverrath einstimmig zum Tode verurtheilt, erwirkte ihm sein Sohn das Leben; doch mußte er in das Kloster zu St.-Goar gehen. Es wurde nicht nur das

Herzogthum Baiern als ein verwirktes Lehn eingezogen und von fränk. Grafen verwaltet, sondern auch das Erbgut der Agilolfinger ging auf neue Besitzer über.

Thatbestand (*corpus delicti*) nennt man im Criminalrechte im Allgemeinen den Integrität von Erscheinungen, welche eine strafbare Handlung bilden. Er zerfällt in den subjectiven Thatbestand, d. i. die innere That, wohin insbesondere die Lehre von Dolus (s. d.) und Culpa (s. d.) gehört, und den objectiven Thatbestand, den man auch wol bloß Thatbestand nennt, d. i. die äußern factischen Merkmale, welche zum Begriff eines Verbrechens gehören, z. B. der Tod eines Menschen, welcher durch die Einwirkung eines Andern erfolgt ist, die Entwendung einer Sache aus dem Besiz, ohne Gewalt oder mit Gewalt u. s. w. Diese factischen Merkmale sind bei manchen Handlungen an den hinterlassenen Spuren bemerkbar, z. B. die einem Menschen zugefügten Verletzungen, die geschriebene oder gedruckte Rede; bei andern sind sie ohne solche Spuren nur im Gedächtnisse vorhanden, wie die bloß gesprochenen Worte u. s. w. Ein Criminalproceß muß stets von einem gehörig festgestellten Thatbestand ausgehen, welcher die unentbehrliche Grundlage desselben ist. Gänzlicher Mangel des Thatbestandes wird durch kein Verständniß genügend ersetzt. Das nächstliegende Mittel zur Feststellung (Erhebung) des Thatbestandes ist die Einnahme eines Augenscheins, wo nöthig unter Zuziehung von Sachverständigen. Soweit derselbe aber nicht oder doch nicht vollständig durch unmittelbare Anschauung auszumitteln ist, müssen andere Beweise aufgesucht werden, welche das begangene Verbrechen zur Gewißheit machen, und ohne diese kann von Rechts wegen die gesetzliche Strafe nicht ausgesprochen werden. Zur Ausmittlung des Thatbestandes muß in sehr vielen Fällen, z. B. bei Vergiftungen, bei der Frage, ob ein Kind lebend zur Welt gekommen oder nicht u. s. w., die Arzneywissenschaft der Rechtspflege die Hand bieten.

Thatsache (*res in facto posita*) heißt Alles, was als ein Daseiendes und Geschehenes durch äußere oder innere Wahrnehmung erhärtet werden kann. Thatsachen können daher nur anerkannt oder nicht anerkannt werden. Sie sind nicht wie die Gedanken und Meinungen ein Gegenstand des Streits, der in Beziehung auf sie nur dann entstehen kann, wenn es zweifelhaft ist, ob eine Thatsache geschehen sei oder nicht. Die bewußtvolle Auffassung von Thatsachen ist die Erfahrung; der Grundsatz des Empirismus (s. d.) ist, nichts anzuerkennen, was sich nicht durch Thatsachen belegen läßt. Die Erfahrung ist entweder eigene (Autopsie) oder fremde; darauf bezieht sich der sogenannte Zeugenbeweis, auf welchem alle historische Kenntniß beruht. — In der Jurisprudenz heißt Thatsache die materielle Grundlage eines Rechtsstreits und richterlichen Urtheils. Werden die Thatsachen von der andern Seite nicht zugegeben, so entsteht eine doppelte Richtung des Rechtsstreits: die Thatfrage (*quaestio facti*) und die Rechtsfrage (*quaestio juris*), welche beide einander bedingen. Der Regel nach muß erst die Thatfrage entschieden werden, ehe darauf die rechtlichen Grundsätze angewendet werden können; allein Thatsachen, welche auf die rechtliche Entscheidung keinen Einfluß haben, müssen als unerheblich zurückgewiesen werden. Wer eine Thatsache für sich anführt, muß sie beweisen. Notorische Thatsachen, d. h. solche, welche als allgemeine Ereignisse bekannt sind, bedürfen keines Beweises. Daraus, daß, wenn gewisse Vordersätze entschieden sind, auch die Folgerungen so lange als richtig angenommen werden müssen, bis das Gegentheil dargethan wird, beruht die sogenannte Präsumtion (s. d.), indem hier Derjenige, welcher eine Abweichung von dem Regelmäßigen für sich anführt, Derjenige ist, welcher eine Thatsache behauptet. Wer z. B. Eigenthümer eines Grundstücks ist, muß so lange für einen vollen und in seinen Rechten unbeschränkten Eigenthümer gehalten werden, bis ein Anderer eine Beschränkung, etwa eine Servitut, beweist. Sind hingegen die Grundstücke eines Bezirks im Allgemeinen gewissen Lasten oder Beschränkungen des Eigenthums unterworfen, etwa der Zehntbarkeit, Frohnpflichtigkeit u. s. w., so ist die Befreiung eine Thatsache, welche erwiesen werden muß. Dem Staate liegt daran, daß die Rechtsverhältnisse der Bürger möglichst gesichert sind. Daher wird oft der Beweis einer Thatsache nur in gewissen Fristen und Formen zugelassen; so z. B. der Beweis eines Vertrags über 50 Thlr. nur durch schriftliche Urkunden.

Thau ist ein wässeriger Niederschlag aus der Luft an Pflanzen und andern Dingen, im Sommer in Gestalt von Tropfen, im Winter als Reif sichtbar. Die hauptsächlichsten Umstände und Erscheinungen seiner Bildung sind folgende. Er setzt sich nur in heitern und windstillen Nächten in beträchtlicher Menge ab. In bewölkten, wenn auch ruhigen Nächten, oder bei Nebel, wenn auch der Himmel heiter ist, bemerkt man nur einige Spuren davon, und nie bildet er sich unter dem vereinigten Einflusse von Wind und trübem Himmel. Eine leichte Bewegung der Luft begünstigt indeß vielmehr die Thaubildung, als daß sie ihr entgegen wäre. Der Thau

schlägt sich vorzugsweise an freistehenden Körpern nieder; doch werden einige Substanzen leichter und reichlicher mit Thau bedeckt als andere. Der Thau entsteht, wie Wells gezeigt hat, dadurch, daß in der Nacht bei heiterm Himmel die frei liegenden Körper ihre Wärme gegen den hellen Himmel ausstrahlen und dadurch so weit abgekühlt werden, daß die in der umgebenden Luft befindlichen Wasserdämpfe nicht mehr gelöst bleiben können. Diese schlagen sich dann als Thau oder Reif (letzteres, wenn die Temperatur des Körpers, auf welchem der Niederschlag geschieht, unter dem Gefrierpunkte ist) nieder. Der Thau fällt daher um so reichlicher, je mehr die Luft Wasserdämpfe enthält und je stärker die Abkühlung wird. So fällt er stark in feuchten Küstengegenden, während er im Innern großer Continente, namentlich in den Wüsten Asiens und Afrikas, fast ganz fehlt. Wegen der guten Wärmeleitung und geringen Wärmestrahlung bedecken sich polirte Metalle weniger leicht mit Thau als andere Körper, z. B. als ein Flocken Wolle, dessen an der Oberfläche gelegene Fasern durch Wärmestrahlung rasch erkalten, ohne diesen Verlust durch eine schnelle Zuleitung aus dem Innern des Flockens ersetzen zu können. Man hat daher zuvor abgewogene Flocken Wolle, denen man stets nahe dieselbe Oberfläche gibt, als Thaumesser oder Drosometer vorgeschlagen. Man setzt nämlich einen solchen Flocken dem reinen Himmel aus und bestimmt dann die Zunahme des Gewichts nach einer bestimmten Zeit. Thaumaturg, d. h. Wunderthäter, ist der Beiname mehrerer Heiligen; vorzugsweise heißt so Gregor (s. d.). — Thaumatalogie nennt man die Lehre vom Wunderbaren.

Theano, aus Krete gebürtig, war die Tochter des Pythoxar und erst Schülerin, dann Gattin des Pythagoras, dem sie zwei Söhne (Telauges und Mnesarchus), sowie zwei Töchter Myia und Arignote) gebar. Nach Andern war sie eine Tochter des Brontinos von Eton. L. wird gewöhnlich für die Verfasserin mehrer Briefe und Sittensprüche gehalten, von Gale in den „Opuscula mythologica“ (Amst. 1688), von J. Chr. Wolf in „Mulierum aecarum fragmenta“ (Gött. 1739) und von Grimm zugleich mit Wieland's deutscher Uebersetzung (Duisb. und Lpz. 1791) herausgegeben wurden. In welchem Verhältnisse aber L. zu einigen andern Frauen zu den übrigen Gesellschaftsgliedern der Pythagoräischen Schule gestanden haben, läßt sich nicht bestimmen. Vgl. Wieland, „Über die Pythagoräischen Frauen“ in seinen „Werken“ (Bd. 24).

Theater hieß im Alterthume der Theil des Schauspielhauses, wo die Zuschauer saßen, auch das Gebäude selbst, niemals aber die Schaubühne. Die Schauspielhäuser waren in Griechenland nach den Tempeln die vornehmsten Gebäude, da das Schauspiel nicht bloß zum Vergnügen diente, sondern zugleich einen Theil des Gottesdienstes bildete. Jede ansehnlichere griech. u. röm. Stadt hatte ihr Theater. Früher war dasselbe von Holz, ja bestand sogar nur aus steinernen Gerüsten, erst später wurden steinerne Theater gebaut. Das Prototyp und Muster der steinernen Theater war das Theater des Dionysos zu Athen, zur Zeit des Themistokles gebaut. Dasselbe lag am Fuße der Akropolis, bot die Aussicht auf das Meer und benutzte einen Theil des Felsens als Hinterwand und Unterbau zum Schauspiel. Es enthielt Raum für 30000 Personen und wurde auch zu Volksversammlungen u. s. w. benutzt. Auch die Römer hatten die scenischen Vorstellungen lange Zeit hindurch nur hölzerne Theater, in denen die Zuschauer stehen mußten. Marcus Amilius Lepidus (gest. 13 v. Chr.) war der Erste, der ein Schauspielhaus mit Sitzen für die Zuschauer baute. Bald darauf bauten Scaurus und Curio Theater, die sich zwar durch Größe und Pracht auszeichneten, aber gleichfalls von Holz waren und nach geendigten Spielen wieder abgetragen wurden. Das Theater des Marcus Amilius Scaurus eines Zeitgenossen des Cicero und Cäsar, war überaus prächtig und so groß, daß es 80000 Personen fassen konnte. Das Theater des Curio war ein bewegliches und konnte in ein Amphitheater umgewandelt werden. Pompejus ließ in Rom das erste steinerne Theater aufführen, dessen Trümmern jetzt der Palast Urfini steht. Es wurde nach dem Muster des Theaters von Mitylene gebaut, erst unter Caligula vollendet und faßte 40000 Menschen. Nach Errichtung des Theaters des Pompejus baute man nicht bloß in Rom, sondern auch in andern Städten des röm. Gebiets eine Menge steinerner und stehenbleibender Theater. Auch wurde von jetzt an die Bühne mit Marmor bekleidet und mit marmornen Säulen eingefast, ja auf Nero's Befehl mit Gold überzogen, gleich Allem, was auf die Bühne gehörte. Hinter der Bühne wurden in röm. Theatern, die ohne Bedachung waren, zum Zufluchtsorte der Zuschauer bei üblem Wetter ein Säulengang angelegt. Dies war auch der Fall bei des Pompejus Theater, welches von einem großen, mit Bäumen regelmäßig besetzten und mit Springbrunnen und Statuen verzierten Platz eingeschloß. Schon früher, einige Zeit nach den Punischen Kriegen, war der Gebrauch, das Theater zur Sicherung vor schlechtem Wetter mit einem Tuche zu überspannen, durch Quin-

tus Catulus aus Campanien nach Rom gebracht worden. Diese Tücher waren gewöhnlich mit Purpur und andern lebhaften Farben gefärbt. Später nahm man dazu die feinste und kostbarste Leinwand. Nero ließ sogar einen Teppich dazu nehmen, der mit Gold geschmückt und in dessen Mitte sein Bildniß gestickt war. Zur Linderung der Hitze bediente man sich gleich kostbarer Mittel. Pompejus ließ zuerst die Wege und Treppen zu den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher gebrauchte man dazu eine Mischung von Wasser und Wein, worin man den besten sicil. Safran aufweichte, um einen angenehmen Geruch zu verbreiten. Diese Mischung leitete man in Röhren, die in den Mauern des Theaters hinliefen, und brachte sie von da durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sizen. Man baute die Theater, besonders die griechischen, wo möglich immer an dem Abhange eines Hügels oder Felsens, um hier die Sitze der Zuschauer stufenweise übereinander anlegen zu können. Dies war z. B. bei den Theatern in Athen und Taormina der Fall. War der Platz eben, so mußte für die Sitze ein hoher Unterbau angelegt werden. Die Form des Gebäudes war ein Halbcirkel, dessen beide Enden durch ein Quergebäude verbunden waren. Jedes Theater bestand aus drei Haupttheilen: 1) dem Zuschauerraume in einem halben Cirkel; 2) der Orchestra, dem gleichfalls halbrunden Raume zwischen den Sizen der Zuschauer und der Bühne; 3) der Bühne mit dem Quergebäude. Hierin stimmten die griech. und röm. Schauspielhäuser im Wesentlichen überein, während sie in andern Stücken sich unterschieden. Zwischen den in einem Halbcirkel übereinander laufenden Sitzreihen (Anabathra) liefen breite Gänge (Diazomata) umher, in welche man durch Thüren nach außen gelangte. Treppen führten zwischen den Sitzräumen durch alle Räume des Schauplatzes. Die unterste Reihe hinter der Orchestra (Proedria) war der vornehmste Platz, wo die Kunstrichter, Feldherren und hohen Staatsbeamten saßen. In dem röm. Theater, z. B. in dem zu Pompeji, saßen die Consuln und Vestalinnen an beiden Seiten des Zuschauerraums, nächst der Bühne auf erhöhten Sizen, zu denen besondere Zugänge führten; die obersten Sitzreihen (Cistata) entsprachen den jetzigen letzten Galerien. An den Schauplatz schloß sich die Orchestra, welche sich in die Konistra und Tymele, ein erhöhtes breiteres Gerüst (nicht ein Altar), theilte. Die Tymele war für den Chor und die Flötenspieler bestimmt, die durch zwei besondere Zugänge zwischen der Bühne und dem Zuschauerraume in die Orchestra gelangten. An die Orchestra schloß das Quergebäude (Dromos), welches das Proscaenium und Hypocaustium enthielt, eine mit Stueten gezierte Wand, welche das höher als die Orchestra gelegene Logeion (bei den Römern Pulpitum) trug, denjenigen Theil, in welchem sich die Schauspieler bewegten. Hinter dem Logeion war die Scene, d. i. die Hinterwand der Decoration. Vgl. in Betreff der scenischen Archäologie die ausgezeichneten Forschungen Wieseler's: „Über die Tymele des griech. Theaters“ (Göt. 1847), „Das Satyrspiel“ in den „Göttinger Studien“ (2. Abth., 1847) und „Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenseins bei den Griechen und Römern“ (Göt. 1851). Weinstock über Logeion und Scene s. unter dem Art. Bühne. Die Größe des Raums der antiken Theater gebot auch, den Regeln der Akustik große Aufmerksamkeit zu widmen. In den Trümmern des Theaters zu Tauromenium bewundert man noch gegenwärtig die fast wunderbare Wirkung des Schalls. Zur Verstärkung desselben waren übrigens noch besondere Schallgefäße (Choroi) eiserne Kessel, unter den Sizen angebracht. Außer den genannten waren die vorzüglichsten Theater der Alten die zu Segesta, Syrakus und Katane auf Sicilien. Die Schauspielhäuser zu Sparta, Epidaurus und Megalopolis sollen die prachtvollsten Theater Griechenlands gewesen sein. Von den vielen Theatern in Italien bemerken wir nur die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculaneum und Pompeji. In Rom waren, außer dem Theater des Pompejus, das Theater des Cornelius Balbus und das des Marcellus, welches 22000 Menschen faßte, die vorzüglichsten.

Bei den Griechen wie Römern hatten die theatralischen Vorstellungen keineswegs, wie jetzt, fortdauernd, sondern nur bei Festen statt. Sie gingen vom Staate aus und fielen unter Aufsicht von Staatsbeamten. In Griechenland stand an der Spitze derselben der Archon Eponymos. Derselbe allein hatte die Vorstellungen zu gestatten. Der Staat bezahlte für die Schauspieler, deren drei jedem Dichter zugeloost wurden. Der Chor, der in der Tragödie aus 15, in der Komödie aus 24 Personen bestand, wurde von einem Bürger gestellt, ausgerüstet und während der Einübung unterhalten. Dies war die directe Liturgie der Chorge, eine Abgabe, welche der Staat einem Bürger aus der höchstbesteuerten Classe auferlegte. Der Bürger mußte auch die Costüme stellen. Die Kosten bei einem solchen Feste berechnete man auf 2½ Talent (ungefähr 4—5000 Thlr.). Es war eine Ehrensache jenes Bürgers, möglichst im Glanze jenes Festes beizutragen. Bei dem Feste wurde nicht ein Drama, sondern mehrere

ben, die bis zu zwanzig stiegen und vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend dauerten. Die Dramen wurden in der Tragödie von zehn, in der Komödie von fünf Kunstrichtern beurtheilt, welche der Archon ernannte. Nach ihrem Ausspruche erteilte man die Preise, die sich auf drei beliefen und in namhaften Geldsummen bestanden. Der Ausspruch der Kunstrichter behinderte jedoch die Zuschauer nicht, ihre Meinung auszusprechen. Der Staat baute die Schauspielhäuser. Das Theater mit allem Zubehör, also auch den Decorationen, hatte der Theaterpächter zu erhalten, welcher seine Auslagen durch das Theorikon (Eintrittsgeld) deckte. Dieses betrug zwei Obolen (acht Pfennige) und ward seit Perikles den unvermögenden Bürgern vom Staate gezahlt. Vgl. Wachsmuth, „Hellenische Alterthumskunde“ (2. Aufl., 4 Bde., Halle 1843—46); Bernhardt, „Griechische Literaturgeschichte“ (2 Bde., Halle 1836—45; 2. Aufl., Bd. 1, 1851); Böckh, „Staatshaushaltung der Athener“ (2 Bde., Berl. 1817; 2. Aufl., Bd. 1, Berl. 1851). Bei den Römern wurden von Mächtigen und Reichen, wie z. B. von Lepidus, Pompejus, später von den Kaisern sowol die Schauspielhäuser gebaut als die theatralischen Vorstellungen gegeben, und zwar Alles für ihre Rechnung.

Das moderne Theater unterscheidet sich wesentlich von dem der Alten, wenn auch in manchen Beziehungen, schon wegen des gleichen Zwecks, sich beide gleich oder nahe kommen. Das heutige Theater besteht aus drei Theilen: 1) der Bühne, 2) dem Schauplatz, 3) den Nebenlocalen. Die Bühne ist durch einen Vorhang, der bei den Actschlüssen von oben herab und beim Beginn der Acte nach oben hinauf steigt, vom Zuschauerraume getrennt. Hinter dem Vorhange ist meistens an beiden Seiten der Bühne ein Draperieportal, das bei allen Decorationen unverändert bleibt und dem Zuschauer die Aussicht hinter die Couliissen benimmt. Hinter diesem Draperieportal stehen zu beiden Seiten der Bühne hintereinander bis an die Soffiten reichende Couliissen (s. d.), deren Zahl auf jeder Seite sich auf 6—8 beläuft: sie stellen die Seitenwände der Prospekte vor und werden, so viel als deren bei jeder Decoration vorhanden, durch eine unter dem Podium befindliche Maschinerie zusammen vor- und weggeschoben. Über den Couliissen sind die Soffiten (s. d.), die, von einer Couliisse zur andern quer über die Bühne hängend, das Decorationsbild oben schließen und nach Verschiedenheit der jedesmaligen Decoration in Zimmer-, Feld-, Wald- oder Luftdecken bestehen und mit jeder Decoration wechseln. Zur Verringerung derselben sind bei den meisten Zimmer- und Saaldecorationen Draperiesoffiten eingeführt, die bei diesen Decorationen unverändert bleiben. Den Hintergrund der Bühne bildet und schließt der Prospect, der die Höhe und Breite der Bühne einnimmt, von oben herabkommt und so, wie die Couliissen die Seitenwände, den Hintergrund der jedesmaligen Decoration, sei es Saal, Tempel, Zimmer, Gefängniß, Wald, freie Gegend u. s. w., darstellt. Diese vorbeschriebene Couliissendecoration wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. eingeführt, um die in neuern Stücken häufig vorkommende sichtliche Verwandlung möglich zu machen. Sie zerreißt gewissermaßen, dem natürlichen Bestande entgegen, die Zeichnung des dargestellten Raums, als Saal, Landschaft u. s. w., und vertheilt sie in die Couliissen und den Prospect. Dem abzuhelpen, hat man in neuerer Zeit bei Darstellung von Sälen, Zimmern u. s. w. nach allen Seiten und nach oben zu geschlossene Decorationen eingeführt, die allerdings dem natürlichen Stande viel näher kommen; jedoch sind sie, wenngleich zum Verwandeln eingerichtet, doch nicht immer anwendbar und machen daher die Couliissendecoration nicht entbehrlich. Ebenso hat man bei manchen Landschaftsdecorationen angefangen, die Couliissen abzuschaffen und durch mehrere die Seiten schließende Decorationsstücke und Wände zu ersetzen, sowie den Hintergrund mit dioramartigen Prospecten zu schließen. Dies kommt zwar gleichfalls der Natur viel näher, aber solche Decorationen sind nicht immer anzubringen, namentlich bei sichtlichen Verwandlungen. Ueberhaupt hat man sich neuerdings bestrebt, theils die Bühne naturtreuer darzustellen, theils durch Erhöhungen auf der Bühne und Vertiefungen unter das Podium und durch künstlerische Vertheilung der beschäftigten Personen und Massen auf den Erhöhungen ein schönes Bild zu geben, welches einen Theil der Mise-en-scène ausmacht. Der Boden der Bühne heißt das Podium, der von vorn nach hinten zu sich erhebt, um dem Zuschauer mehr Aussicht zu gewähren, zu welchem Zwecke auch das Parterre nach hinten zu steigt. In und unter diesem Podium befindet sich in mehreren Stücken die Maschinerie der Couliissen, Versenkungen, Kanäle, Freifahrten u. s. w. Die obere Maschinerie befindet sich auf den Schnürböden und den Galerien über und zwischen den Soffiten zur Veranlassung der Prospekte, Soffiten, Flugwerke u. s. w. Die Beleuchtung der Bühne wird durch die Rampe vor dem Vorhange, durch die beweglichen Beleuchtungswagen hinter den Couliissen, durch Beleuchtungsvorrichtungen zwischen den Soffiten und endlich durch ein-

gelne Lampen oder Gasflammen hinter Versessstücken u. s. w. bewerkstelligt. Neuerdings wird in allen größern Theatern die Beleuchtung durch Gas bewirkt. Der zweite Theil des modernen Theaters, der Zuschauerraum, wird von der Bühne durch das Orchester getrennt. An das Orchester schließt sich das Parquet mit gesperrten Siben und an das Parquet das Parterre, welche beide Plätze bald einen größern, bald einen kleinern Raum einnehmen. Das Parterre ward früher als der stimmgebende Platz betrachtet. Jetzt wird derselbe durch das sich immer mehr ausbreitende Parquet beschränkt, was der Richtigkeit und Unparteilichkeit der öffentlichen Stimme über Stücke und Schauspieler Eintrag thut. Um Parquet und Parterre laufen in drei bis fünf Rängen die Logen, vor welchen in mehreren Theatern außerdem noch Galerien mit gesperrten Siben angebracht sind. Über den Logenreihen ist der letzte Platz, meist Galerie genannt. An beiden Seiten der Logenränge zunächst der Bühne befinden sich meist Prosceniumslogen, von denen die des ersten Rangs gewöhnlich für die vornehmsten Personen bestimmt sind. Neuerdings hat man, wie in Paris, London, Berlin, Breslau, diese Prosceniumslogen vermehrt, sodaß z. B. in Berlin sich vier Prosceniumslogen nebeneinander, sonach in drei Rängen an beiden Seiten 24 Logen befinden. Dies ist größtentheils zu dem Zweck geschehen, damit die an das Proscenium stoßenden Logenreihen mehr einen Halbkreis als eine Ellipse bilden. Durch diese Einrichtung wird bewirkt, daß der Schauplatz in Folge des größern Prosceniums, welches zurücktritt, mehr Tiefe, die Bühne aber mehr Breite gewinnt, sowie daß die Zuschauer der im Halbkreis laufenden Logen überall die Bühne übersehen, was bei der elliptischen Form weniger der Fall ist. Aus diesem Grunde wird überhaupt auch die Halbkreisform des Schauplatzes, welche z. B. das berliner Opernhaus hat, neuerdings vorgezogen. Die Theater Italiens unterscheiden sich von denen Deutschlands zuvörderst dadurch, daß im Parterre meistens kein Parquet sich befindet, dann daß die Logen, vor denen nie Galerien laufen, sämmtlich durch Zwischenwände getrennt und geschlossen, während sie in Deutschland meistens und theilweise wenigstens offen sind. Die höchste Zuschauerzahl in Frankreich und Deutschland, z. B. in München, ist 2500, in Italien steigt sie, z. B. in Neapel und Mailand, bis auf 4—5000. Der dritte Theil des modernen Theaters besteht in den Nebenlocalen, theils zum Gebrauche des Publicums, theils der Bühne. Zu den erstern gehören die sogenannten Foyers, worin sich die Zuschauer in den Zwischenacten aufhalten, um Erfrischungen zu sich nehmen. Sie sind neuerdings, besonders in Paris, geräumig und luxuriös eingerichtet. Ferner gehören dazu die um die Logen laufenden Corridors, von besonderer Schönheit in Dresden, die Kassen- und Controlhallen und die Garderoben für die Zuschauer. Zu den zum Gebrauche der Bühne dienenden Nebenlocalen gehören die Magazine für Inventarien der Decorationen, Garderobe, Requisiten, Bibliothek und Beleuchtungsgeräthschaften. Sämmtliche Magazine befinden sich in Rücksicht auf Brandgefahr am besten in einem vom Theater getrennten, wenn auch nicht von demselben entfernten Gebäude. Zu den schönsten Theatern Deutschlands rechnet man das berliner Opernhaus und das münchener Hoftheater, in Frankreich das große Opernhaus, die Theater der Comédie ital. Oper in Paris und die Theater in Bordeaux, Lyon, Marseille; in Italien die Scala in Mailand, San-Carlo in Neapel und Fenice in Venedig; in London die Theater der Königs- und Drury-Lane, die sich aber mehr durch Pracht und reiche Beleuchtung als architektonische Schönheit auszeichnen.

Die Theater in unserer Zeit sind theils Hoftheater, theils städtische Anstalten. Das Schauspielerpersonal der letztern bilden theils ständige, theils ambulante Gesellschaften. Die Hoftheater werden meistens auf fürstliche Rechnung durch Intendanten geleitet und verwaltet, die Stadttheater stehen unter Aufsicht der Stadt, welche die Directoren erwählt, die das Theater meistens für eigene Rechnung führen. Die ambulanten Gesellschaften stehen unter Aufsicht der Regierungsbehörde, welche so viele in ihrem Bereiche zuläßt, als die Verhältnisse erlauben und gestatten. Auch diese führt der von der Regierung concessionirte Director für seine Verwaltung. Die Hoftheater, deren man vorzugsweise viele in Deutschland antrifft, erhalten von den Fürsten Subventionen, ohne welche sie selbst in großen Residenzen nicht bestehen können. Die Stadttheater erhielten früher in Deutschland nicht nur keine Unterstützung von Seiten des Staats oder der Stadt, sondern sie wurden sogar mit Abgaben mancherlei Art belästigt. In der neuesten Zeit erst fangen die städtischen Behörden in Deutschland an, sich von der Wichtigkeit eines guten Theaters für Kunst und Sitte und von der Nothwendigkeit ihrer Unterstützung und Erleichterung zu überzeugen. In Frankreich und in Italien geschah dies schon längere Zeit, wie überhaupt nicht zu leugnen, daß in Allem, was das Theaterwesen betrifft, die Franzosen uns und andern Nationen vorausgegangen sind. Ein wichtiges Mittel für die

Entwicklung des Theaterwesens ist die Theaterstatistik, die namentlich in Frankreich gepflegt wird und nicht nur die innern Kräfte und artistischen Zustände, sondern auch die äußern und finanziellen Verhältnisse der Theater im Auge haben muß. Die administrativen Zustände der Theater sind es vornehmlich, die in Deutschland zum Schaden der Sache immer noch geheim gehalten werden, während man in Frankreich das Publicum von Allem, was zur Theateradministration gehört, auf das genaueste, zum Theil aus officiellen Quellen unterrichtet und dadurch in Stand setzt, die Anstalten richtiger zu beurtheilen und nur gerechte Anforderungen zu stellen. Vgl. Bondot, „Histoire et statistique des théâtres de Paris“ (Par. 1852). Wenn einerseits nicht zu leugnen, daß das deutsche Theaterwesen, wie es gegenwärtig besteht, in artistischer wie in administrativer Hinsicht an Mängeln leidet, so muß andererseits wohl anerkannt werden, daß auch bei uns jetzt wie früher Vieles geschehen ist, um die theatralische Kunst durch Aufstellung eines möglichst guten Kunstpersonals, eines tüchtigen Repertoire und einer geschmackvollen und kunstgemäßen Ausstattung der Stücke auf einen der Nationalbildung entsprechenden Standpunkt zu heben. Wir erinnern nur aus älterer Zeit an die Wirksamkeit Schröder's in Hamburg, Goethe's und Schiller's in Weimar, Iffland's und Brühl's in Berlin, Tied's in Dresden, Klingemann's in Braunschweig, Immermann's in Düsseldorf; aus neuerer Zeit an die Leistungen Laube's in Wien, Küstner's in Berlin, München und Leipzig, Dingelstedt's in München, Devrient's in Karlsruhe u. s. w. Während früher bei allen Hoftheatern die Stellen der Intendanten Hofchargen waren, begann man bereits Männer zu Vorständen solcher Anstalten zu wählen, die durch ihre Bildung und Erfahrung vorzugsweise befähigt sind. Das geistige Eigenthum an den Werken der dramatischen Kunst ward durch Einführung der Censur (s. d.) an den Hofbühnen zu Berlin und Wien, sowie in Preußen durch die Ausdehnung des gesetzlichen Schutzes auch auf die gedruckten Werke mehr gesichert. Das Repertoire wird bei den ersten Theatern, zu Wien, Berlin und München, möglichst von unwürdigen Erzeugnissen gereinigt und den classischen Werken der deutschen und fremden Literatur ein größerer Raum gegönnt. Die Repertoires werden alljährlich bekannt gemacht und so dem Urtheil des Publicums unterbreitet. Bei vielen Hof- und Stadttheatern sind Pensionsanstalten für die dramatischen Künstler eingeführt. Zwischen beinahe allen deutschen Theatern von einiger Bedeutung ist ein Verein geschlossen, um zum Vortheil der Directionen und Künstler die Theatercontracte in Gültigkeit und in Ehren zu erhalten. Vgl. über die gegenwärtigen Zustände und statistischen Verhältnisse unsers Theaterwesens die interessante Schrift Küstner's, „Vierunddreißig Jahre einer Theaterleitung“ (Lpz. 1853).

Theatercoup, s. Coup.

Theaterdichter, bei den reisenden ital. Operngesellschaften Signor Poeta, heißt Derjenige, welcher bei einer Bühne angestellt ist, um für dieselbe Gelegenheitsgedichte, z. B. Antritts- und Abschiedsbreden, Festspiele u. s. w., zu schreiben. Dieses Amt ist fast ganz in Wegfall gekommen, weil für ihre derartigen Bedürfnisse die Directionen jetzt überall Befriedigung finden. Dagegen hat man in neuerer Zeit angefangen, namhafte Dichter als Theaterdichter oder Dramaturgen fest anzustellen, welche theils eigene Werke verfassen, theils die Bearbeitung älterer Stücke übernehmen und überhaupt Alles besorgen, was bei Feststellung des Repertoire, bei der Auswahl und Einübung neuer Dramen, bei der Aufführung selbst und sonst dichterische Thätigkeit verlangt.

Theatermalerei, s. Decoration.

Theatiner, regulirte Chorherren, gestiftet in Rom 1524 von Joh. Peter Caraffa (nachmaligem Papste Paul IV.), Bischof von Theate oder Chieti (daher heißen sie auch Chietiner oder Duletiner, oder nach Paul IV. Pauliner), in Verbindung mit Gactano oder Casetan de Chiene, der später canonisirt wurde (daher heißen sie auch Casetaner), Bonifacius de Colle und Paul Configlieri, bestätigt von Paul III. 1540 und Pius V. 1568. Die Theatiner wurden eine Pflanzschule des höhern Klerus, gelangten, da sie meist aus Adelligen bestanden, zu großem Ansehen, fanden sehr bald Aufnahme in Venedig und Neapel und verbreiteten sich besonders in Italien, Spanien und Polen. Auch in Frankreich und Deutschland gewannen sie Niederlassungen, und die Übernahme von Missionsgeschäften führte sie selbst in die Tatarei, nach Georgien und Circassien. Der Zweck der Stiftung, den der Orden noch jetzt verfolgt, ging auf die Verbreitung einer strengen Klosterzucht durch ein Leben in apostolischer Einfachheit. Daher empfingen die Theatiner auch den Namen Apostolische Kleriker, oder, weil sie Nichts besaßen, weder vom Erwerbe noch vom Betteln, sondern nur davon leben wollten, was durch die göttliche Vorsehung

noch unverfehrt. Der edle, auch hochgebildete Germanicus, der sie „*antiquitalis cognoscendae causa*“ besuchte, bewunderte noch die „*magna vestigia veterum Thebarum*“ und ließ sich die hieroglyphischen Inschriften, welche an den Wänden des großen Reichstempels den alten Ruhm und Glanz verkündeten, von den Priestern erklären. Wir finden noch Erweiterungen und Restaurationen der thebanischen Tempel sowol aus griech. als aus röm. Zeit, bis unter Antoninus Pius. In arab. Zeit bildeten sich vier Orte in dem Umkreis des alten T., Karnak und Lufkor auf dem rechten, Medinet-Habu und Gurnah auf dem linken Ufer. Bei Karnak liegen die noch immer staunenswürdigen Ruinen des alten an 2000 F. langen Reichstempels, dessen berühmter Hypostyl 134 Säulen, zum Theil von 66 F. Höhe, enthielt. Eine halbe Stunde stromaufwärts liegt der Tempel von Lufkor, der von Amenophis III. um 1500 v. Chr. erbaut wurde. Am libyschen Ufer, die Wüstengrenze entlang, liegen die Trümmer einer langen Reihe von Prachtgebäuden, unter denen sich der Tempel von Gurnah, von Sethos I. im 15. Jahrh. v. Chr., der von Ramses II., im 14. Jahrh. gegründet und von Diodor unter der Bezeichnung des Grabtempels des Königs Osymandyas beschrieben, der von Ramses III. bei Medinet-Habu aus dem 12. Jahrh., sowie ein Tempel der Königin Nunt-Amen und ihres Bruders Luthmosis III., der zum Theil in die libysche Felswand eingehauen ist, noch jetzt besonders auszeichnen. Weit in die grüne Thalebene vorgeschoben, erheben sich einsam die beiden Memnonkolosse (s. Memnon), Schama und Lama oder die Idole (Sanamât) von den Arabern genannt, von denen die nördliche als die klingende Säule bekannt ist. Sie bildeten einst die Wächter des Eingangs zu einem jetzt verschwundenen Tempel und stellten den König Amenophis III. dar, welcher den Tempel gegründet oder erweitert hatte. In dem nahe herantretenden libyschen Gebirge liegen die Thäler, in deren Felsen die Gräber der Könige der 18. — 20. Dynastie eingehauen sind, von den Arabern Bab oder Biban-el-moluf (die Königspforten) genannt. In einem südlichen Thale hinter Medinet-Habu befinden sich die Felsengräber einer Anzahl Prinzessinnen der 19. und 20. Dynastie, derselben, welche von Diodor die Pallakiden des Zeus Ammon) genannt werden. Die eigentliche Stadt T. lag an der Ostseite des Nil um die Tempelstadt von Karnak herum. Ihre Ruinen sind jetzt aber, bis auf einen Theil nördlich vom großen Tempel, unter dem jährlich steigenden Thalboden begraben. Der Homerische Beiname der „hundertthorigen“ Stadt (hekatompylos) bezog sich, wenn danach überhaupt zu fragen ist, ebenfalls vielmehr auf die staunenswerthe Menge der hohen Tempelpylonen als auf Stadthore. Der westliche Theil von Theben wurde von den Griechen Memnonia genannt, von der langen Reihe der Prachttempel, die sich vor dem libyschen Gebirge hinzogen und zugleich für den Cultus der königl. Erbauer nach ihrem Tode bestimmt waren. Ein großer sorgfältig gearbeiteter Situationsplan der thebanischen Ebene ist von Wilkinson publicirt worden. In kleinem Formate, doch in den Einzelheiten berichtigt, findet sich ein anderer in dem Werke der russ. Expedition, welches auch die genauen Specialpläne aller einzelnen Tempel enthält.

Theben, jetzt Thiva, die Hauptstadt der Landschaft Böotien und eine der wichtigsten Städte des alten Griechenland, Geburtsort des Pindar, Epaminondas und Pelopidas, wurde auf einer hügeligen und wellenförmigen Ebene am Flusse Ismenus der Sage nach um 1500 v. Chr. von Kadmus durch Anlegung der Burg Kadmea gegründet, in deren Umkreis sich dann allmählig die Stadt mit sieben Thürmen bildete. Die Mauern um dieselbe sollen durch das Lautenspiel des Amphion entstanden sein. Bei ihrer Erweiterung wurde die Stadt mit vielen mächtigen Tempeln, öffentlichen Gebäuden und Bildsäulen geziert, und auch die Umgebungen boten einen reizenden Anblick dar. Die früheste Regierungsform war monarchisch, und es knüpft sich an diese dunkle Zeit das in der griech. Poesie vielfach behandelte tragische Geschick der ersten Herrscherfamilien, besonders der des Oedipus (s. d.), sowie die Erzählung von dem Kampfe der sieben Helden um 1225 v. Chr. und von dem Zuge der Epigonen, der mit der Zerstörung der Stadt endete. (S. Epigonen und Sieben gegen Theben.) Während des Trojanischen Kriegs lag T. noch in Trümmern und wurde erst sechzig Jahre später von Böotern wieder aufgebaut. Zur Zeit der Perserkriege, in denen T. und fast ganz Böotien entschieden auf die Seite der Perser trat, herrschte hier strenge Oligarchie, die auch während des Peloponnesischen Kriegs sich erhielt; in der Folge aber schwankte die Verfassung zwischen Aristokratie und Demokratie. In diesem letztern Kriege leisteten die Thebaner den Spartanern wichtige Dienste und waren auch in den nächsten Kämpfen gegen Athen und Sparta, das sich anmaßend in die athenischen Angelegenheiten mischte, nicht minder glücklich. Endlich aber bemächtigte sich doch der athenische Phöbibas unter Mitwirkung des Hauptes der Aristokraten, des Leontiades, 383 v. Chr. der Burg Kadmea. Mehrere Demokraten wurden getödtet, andere, unter ihnen Pelopi-

das (s. d.), entkamen nach Athen. Dieser muthige Jüngling und eine kleine Anzahl Mitverschworener retteten damals Theben, indem sie 378 v. Chr. die Aristokraten ermordeten, die spartan. Besatzung mit Hülfe der Athener aus der Kadmea verjagten und die demokratische Verfassung herstellten. Um diese Zeit nun erhob sich L. dadurch, daß es die übrigen böotischen Städte in Abhängigkeit erhielt, neben Sparta und Athen zu einem bedeutenden Range, den es aber nur so lange behauptete, als zwei durch Talente, Vaterlandsliebe und Tapferkeit ausgezeichnete Männer, Pelopidas und Epaminondas (s. d.), an der Spitze standen. (S. Böotien.) Als nämlich die Thebaner den allgemeinen Frieden der griech. Staaten, den der König von Persien aus eigenem Interesse zu vermitteln suchte, nicht annahmen, um nicht Sparta preisgegeben zu werden, sollte der Spartaner Kleombrotus mit einem mächtigen Heere die Böoter von der Abhängigkeit von L. befreien, wurde aber von Epaminondas bei Leuktra (s. d.) 371 v. Chr. geschlagen. Dieser glorreiche Sieg verschaffte den Thebanern den Beitritt mehrerer Bundesgenossen, besonders der Peloponnesier, und Sparta fühlte jetzt, Athen fürchtete die Übermacht der Thebaner. Daher kam eine engere Verbindung zwischen diesen beiden Staaten zu Stande, welche wenigstens augenblicklich die weiteren Eroberungen des Epaminondas im Peloponnes hinderte, obgleich in dieser Zeit Pelopidas in Thessalien durch sein Einschreiten gegen die Bedrückungen des Tyrannen Alexander von Pherä und in Macedonien durch Beschüpfung des rechtmäßigen Thronerben den thebanischen Waffen Ansehen und Achtung erwarb. Unterdessen hatten sich aber die Arkadier von Theben gänzlich wieder losgesagt, um in dem Peloponnes selbst zu herrschen. Epaminondas fiel daher in den Peloponnes ein, während ihm die Spartaner entgegenzogen. Endlich entschied die blutige Hauptschlacht bei Mantinea (s. d.), 362 v. Chr., über den Vortrang der streitenden Parteien. Der Sieg war auf thebanischer Seite, aber der große Epaminondas blieb. Seitdem begann L. zugleich mit den übrigen bedeutenden Staaten Griechenlands zu sinken. Das einreißende Sittenverderben trug das Seinige mit bei, und der macedon. König Philipp II. (s. d.) mußte diese allgemeine Kraftlosigkeit für seine herrschsüchtigen Plane klug zu benutzen. Statt daß die Griechen in dieser gefährvollen Lage ihre gesammten Kräfte hätten vereinen sollen, verwickelten sie sich gegenseitig zehn Jahre lang seit 356 in den sogenannten Heiligen oder Phocischen Krieg, wobei die Thebaner Partei gegen die Phocerer ergriffen und, von diesen besiegt, endlich den König Philipp selbst zu Hülfe riefen. Nur zu bald erkannten sie das ihnen drohende Unglück und verbanden sich daher, von Demosthenes aufgefordert, mit den Athenern und andern Griechen gegen den macedon. Eroberer, fanden aber bei Chäroneia (s. d.) 338 v. Chr. den Untergang ihrer Freiheit. Die Thebaner mußten jetzt macedon. Besatzung in ihre Stadt aufnehmen, und als sie sich nach Philipp's Tode gegen Alexander empörten und die Macedonier aus der Burg zu vertreiben suchten, eilte dieser schnell herbei und eroberte und zerstörte die Stadt, wobei 6000 Menschen umkamen und 30000 als Sklaven verkauft wurden. Nur das Haus des Pindar und die Tempel blieben unversehrt. Zwanzig Jahre später stellten zwar Kassander und die Athener die Stadt wieder her, allein im Kriege der Römer gegen Mithridates wurde sie von Erstern wegen ihrer Anhänglichkeit an den pontischen König abermals hart gezüchtigt und sank zu einem bloßen Flecken herab, so daß schon im 2. Jahrh. n. Chr. die untere Stadt gänzlich verschwunden war. Eine genaue Beschreibung der Überreste nebst Plan der alten Stadt gibt Leake in seinen „Travels in Northern Greece“ (Bd. 2 und 4, Lond. 1835); eine ausführliche Topographie Ulrichs in den „Abhandlungen“ der bair. Akademie der Wissenschaften“ (Münch. 1842).

Thee (Thea) ist der Name eines Strauchs aus der Familie der Ternströmiaceen, der, der Camellie sehr nahe verwandt, sich von dieser nur dadurch unterscheidet, daß bei ihm der Kelch nicht abfällt und die Scheidewände der Kapsel beim Aufspringen in der Mitte verbunden bleiben. Der chinesische Theestrauch (*T. Sinensis*) wird 20—30 F., im cultivirten Zustande nur 5—6 F. hoch, hat zahlreiche Äste und 2—6 Zoll lange, lanzettige Blätter. Die sechs- bis neunblättrigen, weißen, wohlriechenden Blüten haben einen fünfstheiligen Kelch, enthalten viele Staubgefäße und entspringen einzeln oder zu zwei bis drei in den Blattachseln. Die Blätter dieses Strauchs geben den Thee, nächst Kaffee und Zucker einer der wichtigsten Artikel des Welthandels. Durch jahrhundertlange Cultur hat man in seinem Heimatlande viele Spielarten hervorgebracht, die zum Theil so constant geworden sind, daß man mehrere Species, namentlich *T. viridis*, *T. Bohea* und *T. stricta* angenommen hat. Von den genannten Arten trägt die erste die längsten, die letztere die kürzesten Arten der Blätter. Nachweislich jedoch haben die Verschiedenheiten der Theesorten vorzüglich in den verschiedenen Methoden der Zubereitung und in der verschiedenen Zeit der Ernte der Blätter ihren Grund. Die Fortpflanzung des Thees geschieht

durch Samen, die Cultur ohne Dünger auf magerem, doch nicht wasserarmem Boden, am besten auf Abhängen von Bergen und Hügeln, die nach Mittag geneigt sind. Der Strauch gewährt erst im dritten Jahre eine Ernte, ist aber dann noch nicht ausgewachsen. Gegen sein siebentes Jahr hin wird er mannhoch, bringt aber dann nur noch spärliches und hartes Laub. Deshalb wird er abgeschnitten, worauf er wieder Wurzelschossen treibt. Dies geschieht abwechselnd, bis er gegen das 30. oder 40. J. hin gänzlich abstirbt. Der Anbau des Thees, welchen die Chinesen in der Mandarinsprache tscha, im Dialekt von Fokien tia (woher der europ. Name tea, thé, thee) nennen, soll sich nach chines. Berichten aus dem 4. Jahrh. aus Korea nach China und von hier im 9. Jahrh. nach Japan verbreitet haben. Um das 6. Jahrh. war das Theetrinken in China schon allgemeingebäulich. Obgleich jetzt in China einheimisch, beschränkt sich die Cultur des Theestrauchs daselbst fast ausschließlich auf die Gegenden zwischen 35—24° n. Br. und 113—120° ö. L. (von Paris), von wo aus allein aller Thee in den Welthandel kommt. Außerdem wird Thee zu einheimischem Gebrauche noch in einigen der südlichen, höher gelegenen Theile Chinas, sowie in Cochinchina und Japan gebaut. Es ist also der Thee recht eigentlich als ein Gewächs der subtropischen Zone zu betrachten, obgleich er auch näher dem Äquator gebaut werden kann. Die Europäer haben die Theecultur in Bengalen, auf Ceylon, auf Java, in Cap, auf St.-Helena und in der Gegend von Rio de Janeiro in Brasilien versucht. An allen diesen Orten gedeiht der Strauch, der schon im südlichen Europa als Gartenpflanze fortkommt, sehr gut, doch ist er zum Schaden des Aroma seiner Blätter ausgeartet. Nur in Assam, wo die Engländer den Theestrauch auch wild gefunden und viel Fleiß auf seine Cultur angewandt haben, ist die Theecultur in neuerer Zeit geglückt. Auch die vor einigen Jahren in Kumaon im nördlichen Hindostan eingeführte Theecultur hat bereits ein vortreffliches Erzeugniß geliefert. Wie auf den Anbau, so wird auch auf die Ernte der Blätter die höchste Sorgfalt verwendet. Das Einsammeln der Blätter erfolgt zwei bis vier mal im Jahre; im letztern Falle Ende Februar, Ende April, im Mai und im August; im erstern Falle nur im Frühling und im Herbst. Hierbei bringt die erste Ernte immer die besten, die letzte die schlechtesten Blätter. Der Strauch liefert im Durchschnitt jährlich etwa zwei Pf. Blätter. Werden die Blätter über freiem Feuer gedrohet und geröstet, so erhält man den Schwarzen Thee; der Grüne Thee wird durch Belüften der Blätter in Dampf und bloße Trocknung gewonnen. Dem für die Ausfuhr bestimmten grünen Thee gibt man häufig betrügerischerweise eine hellere Farbe durch ein Pigment, welches aus einem orangegelben Pflanzenstoffe und Berlinerblau zusammengesetzt ist. Für den Handel unterscheiden die Chinesen sieben bis acht Classen und 36 (nach Andern sogar 57) Theesorten, von denen jedoch die meisten und gerade die besten im Lande bleiben. Die Ausländer erhalten nur Mittelsorten, oft mit Camellien- und andern Blättern versetzt. Unter den grünen Arten sind Hyson, Hyson oder Hysonen, der Perlthee, der Gunpowder, der Tschulong, unter den schwarzen der Bony, der Suchong, der Pekto (Pekao) und Souhay am bemerkenswerthesten. Nicht für die Ausfuhr kommt die edelste Sorte, der Kaiser- oder Blumenthee, welcher aus den zartesten, zartesten und weißbehaarten Blättchen bereitet wird. Unter den schwarzen Sorten steht oben der russ. Karavanenthee, zu dem nur die besten Blätter genommen werden können, da schlechte kostspieligen Landtransport von Kiachta nach Petersburg (6500 Werst) nicht tragen könnten. Die ältern gröbern Theeblätter, Abfälle und Stiele der bessern Theesorten, wie auch andere Blätter, mit dem Serum des Ochsen- oder Schafbluts angemacht und zu viereckigen Bissen geformt, bilden den sogenannten Ziegelthee, welcher bei den Nomaden des mittlern Asiens (den Mongolen und Buräten), dann weiter in Sibirien bis über Astrachan (Kaspien) hinaus so allgemein gebraucht und zum Volksbedürfnis geworden ist, daß man sich Theetaseln in der Mongolei und Daurien allgemein als einer Art Münze bedient. Der Ziegelthee, welchen die Russen Kirpitschnoi-Tschai (d. i. Backsteinthee) nennen, gelangt zu diesen Gegenden aus China, wo das Fabrikat selbst gar nicht gebraucht wird. Der Ziegelthee dient nicht als Getränk, sondern auch als Nahrungsmittel.

Der Gebrauch des Theeaufgusses ist in China ebenso alt wie die Cultur des Strauchs. Die Europäer lernten den Gebrauch erst sehr spät, zuerst durch die Holländisch-Ostindische Compagnie gegen die Mitte des 17. Jahrh. kennen. Im J. 1666 kam der erste Thee nach England. Allgemein üblich wurde der Gebrauch erst seit Mitte des 18. Jahrh. Zu seiner Verbreitung wirkte wie beim Kaffee, namentlich die große Heilkraft bei, die man ihm beilegte. Namentlich wirkte in dieser Beziehung Bontekoe („Korte verhandeling van't menschenleven“, 1684); Molinari (1672), Albinus (1684), Pechlin (1684), Blankaart (1686), Blegna (1687) und viele Andere schrieben bereits im 17. Jahrh. über Pflanze und Getränk, welches

selbst in griech. und lat. Gedichten (z. B. von Franciscus und Herrichen) besungen wurde. Doch hat die Sitte des Theetrinkens außerhalb seiner Heimat bei weitem nicht die Verbreitung gefunden wie die des Kaffeetrinkens. Während dieser in allen Klimaten heimisch geworden ist, hat sich der Thee nur im täglichen Leben der Völker der außertropischen Zonen eingebürgert, und nur innerhalb des Bereichs der Küstenklimate dieser Zonen hat die Theeconsumtion eine große Bedeutung gewonnen. Wirklich zur Volkssitte ist das Theetrinken nur bei den Holländern und Engländern geworden, durch welche dieselbe auch in ihre Colonien nach Nordamerika, Ostindien, das Cap und Australien verpflanzt wurde. Sonst ist der Theeconsum nur noch etwa in Scandinavien und den Küstengegenden des mittlern Europa von Bedeutung; in den innern Landstrichen hat die Sitte nur in Städten und den höhern Schichten der Bevölkerung Eingang gefunden. Die Theeeinfuhr erfolgt nur zum geringsten Theile auf dem Landwege über Rußland; zur See wird der Theehandel fast ausschließlich von England und Nordamerika betrieben. Der Werth der nordamerik. Theeeinfuhr wurde vom 30. Juni 1850 bis dahin 1851 auf 4,684657 Doll. angegeben; in Großbritannien erreichte dieselbe 1852 die Summe von 71,466460 Pf. St., wovon man 5,902433 Pf. St. als Einfuhrzoll bezahlte und für 55,965112 Pf. St. im Lande selbst verbrauchte. Daneben werden noch ansehnliche Massen aus Schlehenblättern, den Blättern der *Stachytarpheta Jamaicensis* (einer *Verbenaceae*) u. s. w. gesammelt.

Ogleich der Thee mäßig genossen die Verdauung befördert und auf Reisen bei trübem, feuchtem, kaltem Wetter nach großer Anstrengung ein treffliches Stärkungsmittel ist, erschläft er doch, häufig genossen, die Verdauung, steigert die Empfindlichkeit der Nerven und wird in höherm Grade als der übermäßig gebrauchte Kaffee der Grund zu mannichfaltigen Nacherien. Namentlich wirksam zeigt sich der Grüne Thee, wol deshalb, weil bei seiner Trocknung mehr Säftbestandtheile zurückbleiben als wie beim Schwarzen Thee. Die Stoffe, welche für die Natur und Wirkung des Thees charakteristisch sind, bestehen in einem eigenthümlichen flüchtigen Öl (welches den Theegeschmack im höchsten Grade besitzt), dem Thein und Gerbstoff. Dem Thein (s. Caffein) ist wol vorzugsweise die kräftigende, erregende Wirkung des Thees zuzuschreiben. Es sind im trockenen Thee etwa 6 Proc. desselben enthalten; vom flüchtigen Öl enthält der Grüne Thee ungefähr 1 Proc., der Schwarze $\frac{1}{2}$ Proc. Der gewöhnliche in herkömmlicher Weise zubereitete Theeaufguss enthält nur einen Theil der in den Theeblättern enthaltenen Substanzen: nach Mulder werden dem Schwarzen Thee durch heißes Wasser etwa 29—38 Procent, dem Grünen Thee 34—46 Procent entzogen. Überhaupt enthält der Aufguss das flüchtige Öl, Thein, an Gerbsäure gebunden, dazu Gummi und andere extractive Theile.

Ein ähnliches Product wie der Thee ist der sogenannte Paraguaythee, welcher in Südamerika, besonders in Paraguay, La Plata, Peru und Quito die Stelle des chines. Thees vertritt. Er liefert eine Art Stechpalme (*Ilex Paraguayensis*), die, in Paraguay, Uruguay und dem Innern von Brasilien einheimisch und wildwachsend, die Größe eines Drangenbaums erreicht, längliche, spatelförmige, 3—4 Zoll lange Blätter trägt und *Yerva maté*, bei den Indianern *Cau-coup* heißt. Der Geschmack ist eigenthümlich, doch den geringern Sorten des chines. Thees gleichkommend; man genießt ihn wie diesen als Aufguss mit Zucker, zuweilen mit Limoniensaft. Er enthält Thein und Tanningensäure (Catechusäure, eine Art Gerbsäure) und bewirkt eine angenehme Aufregung, die durch Opium aufgehoben wird. Vgl. Houffaye, „*Monographie du thé*“ (Par. 1843).

Theer heißt im Allgemeinen das flüssige, aus wässerigen, öligen und harzigen Theilen bestehende Product der trockenen Destillation organischer Körper. Man unterscheidet Holztheer aus Pflanzenstoffen, welcher durch Essigsäuregehalt säuerlich ist; Steinkohlentheer, welcher schwach ammoniakhaltig und alkalisch ist; thierischen Theer, der sehr übelriechend und an Ammoniak reich ist. Der Holztheer wird meist aus den Wurzelstöcken von Nadelhölzern, wie Tannen, Fichten und Krummholz, geschwellt, d. i. trocken destillirt. Die Alten verrichteten diese Schwellerei auf rohe Weise in Erdgruben. Geeigneter ist die Schwellerei in Öfen. Namentlich schon kannte die Theeröfen, die bis in die neuere Zeit mannichfach verbessert worden sind. Die Russen schwellen aus Birkenrinde einen Theer, den sie *Dachert*, *Daggut* oder *Birkenöl* nennen und zur Luftengerberei gebrauchen. Die Anwendung des gemeinen Theers ist bekannt; die Theergalle, d. h. das erste wässerige Product, dient als Essigsäure. Aus der übrigbleibenden Kohle oder Pechgriebe wird in verschlossenen Öfen, die sich in einem langen hölzernen Schornstein endigen und ganz oben mit einem Siebe verschlossen sind, bei langsamem Feuer und abgehaltener Luft Ruß gebrannt. Auch wird viel Theer durch Erhitzung in offenen Kesseln über freiem Feuer zu Pech (s. d.) versotten. Der Steinkohlentheer gibt durch Destillation das

flüchtige Steinkohlentheeröl, welches dem Steinöl sehr ähnlich und ein gutes Auflösungsmittel für Kautschuk ist. Beim Abdampfen bleibt ein schwarzes Harz, der künstliche Asphalt zurück. Beide Theerarten werden zu Anstrichen u. s. w. verwendet. Aus dem Thiertheer gewinnt man das Dippel'sche Öl u. s. w. Die neuere Zeit hat besonders aus dem Holztheer gewisse eigenthümliche Stoffe ausscheiden gelehrt, unter denen das Kreosot (s. d.) und das Paraffin die wichtigsten sind. Letzteres läßt sich aus dem Steinkohlentheer ausscheiden oder auch sogleich als Nebenproduct bei der Bereitung des Steinkohlengases gewinnen. Es ist ein weißer, dem Walrath nicht unähnlicher, durchscheinender, fettartiger Körper, der in der neuern Zeit vielfach zur Fabrication der Paraffinkerzen angewendet wird. Seinen eigenthümlich gebildeten Namen hat dieser Körper von parum, wenig, und affinitas, Verwandtschaft, weil er sich mit andern Substanzen nicht verbindet und daher wenig Verwandtschaft zeigt.

Theilbarkeit nennt man die allgemeine Eigenschaft der Körper, sich in Theile zerlegen zu lassen. Man unterscheidet eine mathematische und physische Theilbarkeit der Körper. Erstere ist die Theilbarkeit derselben ins Unendliche, die wir mit jedem Körper in Gedanken vornehmen können, insofern der Raum, den er einnimmt, sich ohne Grenze in immer kleinere Theile zerlegen läßt. Letztere ist die in der Wirklichkeit gestattete, durch vorhandene Kräfte mögliche Theilbarkeit der Körper, von der es noch fraglich ist, ob sie ins Unendliche gehe oder nicht. Die unendliche Theilbarkeit ist die Ansicht der sogenannten Dynamisten; die beschränkte Theilbarkeit vertreten die Atomistiker, indem diese annehmen, daß die physische Theilbarkeit der Körper zuletzt auf solche kleine Theilchen (Atome) führe, die zwar nicht bloße Raumpunkte sind, sondern auch gegebene und sogar miteinander vergleichbare Massen haben, zu deren fernerer Theilung keine Kräfte vorhanden sind, so daß alle Processe zwischen ihnen als wie zwischen untheilbaren Ganzen vor sich gehen. Die physische Theilbarkeit der Körper geht oft sehr weit. So z. B. färbt ein Gran Kupfer, in Salmiak aufgelöst, gegen 400 rheinl. Kubitzoll Regenwasser. Noch feinere Zertheilungen müssen die Riechstoffe erleiden, z. B. Moschus.

Theilmaschine oder **Theilungsinstrument** heißt eine Vorrichtung oder Maschine, welche zu dient, eine gegebene Linie in gleiche Theile zu theilen. Man unterscheidet Kreistheilmaschinen und geradlinige Theilmaschinen. Die Kreistheilmaschinen dienen zur Eintheilung eines Kreises in 360° und deren Unterabtheilungen. Maschinen dieser Art sind ihrer schwierigen genauen Herstellung wegen sehr kostbar. Zu den berühmtesten gehören die von Ramsden, der er die Sextanten der engl. Marine theilte, die von Reichenbach, Girgensohn, Dretling u. s. w. Eine solche Maschine besteht aus einem großen massiven und sehr genau gearbeiteten Eisen mit einer auf dem Rande aufgetragenen genauen Kreistheilung, in horizontaler Lage stehend, um eine verticale Achse drehbar und so eingerichtet, daß die einzutheilenden Kreise oder Kreisabschnitte darauf gelegt werden können. Die Vorrichtung, mittels welcher die Theilung auf dem zu theilenden Rande eingeschnitten oder eingerissen werden, nennt man das Reißwerk. Geradlinige Theilmaschinen werden zur Theilung von Maßstäben und von Scalas aller Art (für Barometer, Thermometer u. s. w.) angewendet. Die meisten derselben sind mit einer sehr genauen und feinen Schraube (Mikrometerschraube) versehen, mittels welcher ein Schlitten mit dem Reißwerke sanft vor- und rückwärtsbewegt wird, während die zu theilenden Scalas festliegen. Bei ihnen ist im Allgemeinen ein gleich hoher Grad von Genauigkeit schwieriger zu erreichen als bei Kreistheilmaschinen.

Thein, s. **Caffein**.

Verzeichniß

der im vierzehnten Bande enthaltenen Artikel.

S.

- Seelenheilkunde. [1](#).
 Seelenlehre, f. Psychologie. [2](#).
 Seelenmesse. [2](#).
 Seelenverkäufer. [2](#).
 Seelenwanderung. [2](#).
 Seelöwe, f. Robben. [2](#).
 Seemächte. [3](#).
 Seenesseln. [3](#).
 Seerotter. [4](#).
 Seeprotest. [4](#).
 Seeräuberel. [4](#).
 Seerecht. [4](#).
 Seeschlange, f. Kraken. [5](#).
 Seesoldaten. [5](#).
 Seesterne. [5](#).
 Seestücke. [6](#).
 Seetaktik; Seeschlacht. [6](#).
 Seetang, f. Tang. [6](#).
 Seeßen (Ulrich, Jaspar). [6](#).
 Seeversicherung. [7](#).
 Seewissenschaften. [7](#).
 Seewurf. [7](#).
 Segel. [7](#).
 Segeltuch. [8](#).
 Segen. [8](#).
 Segers (Daniel — Veraart). [8](#).
 Segesta. [9](#).
 Segestes. [9](#).
 Segment, f. Abschnitt. [9](#).
 Segovia. [9](#).
 Seguidilla. [9](#).
 Seguiet (Familie — Pierre — Antoine — Pierre — Antoine Louis — Antoine Jean Mathieu, Baron). [9](#).
 Ségur (Familie — Philippe Henri, Marquis von). [10](#).
 Ségur (Joh. Alex., Vicomte de). [10](#).
 Ségur-d'Aguesseau (Louis Philippe, Graf von — Octave, Graf von — Raymond Joseph Paul, Graf von). [10](#).
 Ségur (Paul Philippe, Graf von). [11](#).
 Sehen, f. Gesicht und Auge; Sehsache; Sehweite; Schwinkel. [12](#).
 Sehnen (Flecken); Sehne (Chorde). [12](#).
 Schnendurchschneidung. [12](#).
 Seide; Seidenzeuge; Seidenweberei; Seidenruck; Seidenfärberei. [12](#).
 Seide. [14](#).
 Seidel. [14](#).
 Seidelbach, f. Kellerbach. [14](#).
 Seidenpflanze. [14](#).
 Seidenraupe und Seidenzucht. [15](#).
 Seidl (Joh. Gabriel). [15](#).
 Seidschup; Püllna; Seidli. [16](#).
 Seife. [16](#).
 Seifen; Seifenlager; Seifenwerke. [16](#).
 Seifenkraut. [17](#).
 Selgneur. [17](#).
 Seiler (Georg Friedr.). [18](#).
 Sein. [18](#).
 Seine (Fluß; Departements). [18](#).
 Seltenstehen. [20](#).
 Seitenverwandtschaft, f. Verwandtschaft. [20](#).
 Sejanus (Aulus). [20](#).
 Sejm. [20](#).
 Sekel. [21](#).
 Sekten. [21](#).
 Selam. [21](#).
 Selbstbewußtsein, f. Bewußtsein. [21](#).
 Selbstentzündung. [21](#).
 Selbstherrscher, f. Autokratie. [21](#).
 Selbsthilfe. [21](#).
 Selbstmord. [22](#).
 Selbstverbrennung. [22](#).
 Seldschuken. [23](#).
 Selen. [23](#).
 Selene. [23](#).
 Selenographie, f. Mond. [23](#).
 Seleucia. [23](#).
 Seleuciden. [24](#).
 Seleucus Nikator. [24](#).
 Seligersee. [24](#).
 Seligkeit. [24](#).
 Seligsprechung. [25](#).
 Selim I. [25](#).
 Selim II. [25](#).
 Selim III. [25](#).
 Selinus. [26](#).
 Selke. [26](#).
 Sellak (Grasschaft). [26](#).
 Sellak (Alex.). [26](#).
 Sellerie. [26](#).
 Selterser Wasser. [27](#).
 Selz. [27](#).
 Sem, Ham und Japhet. [27](#).
 Semele. [27](#).
 Semendria. [28](#).
 Semgallen, f. Kurland. [28](#).
 Seminar. [28](#).
 Seminolen. [28](#).
 Semiotik. [28](#).
 Semipelagianer. [29](#).
 Semiramis. [29](#).
 Semiten, f. Sem. [29](#).
 Semitische Sprachen. [29](#).
 Semler (Joh. Salomo). [30](#).
 Semlin. [30](#).
 Semmering. [31](#).
 Semnonen. [31](#).
 Sempach. [31](#).
 Semper (Gottfr.). [31](#).
 Semperfreie. [32](#).
 Sempronius. [32](#).
 Senancour (Etienne Pierre de). [33](#).
 Senar. [33](#).
 Senatus; Senat; Virginitas Senat. [33](#).
 Send; Sendgericht. [36](#).
 Sendomir. [36](#).
 Senebier (Jean). [38](#).
 Seneca (Marcus Annus — Lucius Annus). [37](#).
 Senefelder (Nops — Theobald und Georg). [38](#).
 Senegal. [38](#).
 Senegambien. [39](#).
 Seneschall. [39](#).
 Sens. [40](#).
 Seniorat, f. Majorat. [40](#).
 Senfblei. [40](#).
 Senkenberg (Heinr. Christian Freiherr von — Renatus Freiherr von — Joh. Christian). [40](#).
 Senkrecht, f. Perpendikel. [41](#).
 Sentwage, f. Aräometer. [41](#).
 Senlis. [41](#).
 Sennaar. [41](#).
 Senne. [42](#).
 Sennerei. [42](#).
 Senneblätter. [42](#).
 Senonen, f. Gallier. [42](#).
 Sens. [42](#).
 Sensal, f. Mäßer. [43](#).
 Sensibilität. [43](#).
 Sensitiv und Sensitivität. [44](#).
 Sensitive, f. Mimosa. [44](#).
 Sensualismus. [43](#).
 Sententiarier, f. Lombardstruß). [44](#).
 Sentimentalität. [44](#).
 Separation; Separation. [44](#).
 Separatisten. [44](#).
 Sepia. [44](#).
 Sepiazeichnungen. [45](#).
 Sepp (Joh. Nepomuk). [45](#).
 September. [45](#).
 Septennalität. [45](#).
 Septett. [46](#).
 Septimanien. [46](#).
 Septime. [46](#).
 Septuagesima. [46](#).
 Septuaginta. [46](#).

- Sepúlveda (Juan Olney — Lorenzo de). 47.
Sequaner. 48.
Sequenz. 48.
Sequestration. 49.
Serail; Gaski-Serai. 49.
Seraing. 49.
Serampore. 50.
Seraph. 50.
Serapis. 50.
Seraskier. 50.
Serbien. 50.
Serbische Sprache u. Literatur. 56.
Serbische Woiwodschaft, f. Woiwodschaft Serbien und Herzogthum Banat. 58.
Serenade. 58.
Sereffaner. 58.
Sereth. 58.
Sergeants at law. 59.
Sergel (Joh. Tobias von). 59.
Sergent. 59.
Sergius (Päpste; Patriarch). 59.
Serlingapatam. 60.
Seriphos. 60.
Sermocinatio. 60.
Serös und Serum. 60.
Serour d'Agincourt (Jean Baptiste Louis Georges). 60.
Serpent. 60.
Serpentin. 60.
Serpuchow. 61.
Sertorius. 61.
Serratus, f. Pancratus. 61.
Serset (Michael). 61.
Sersile. 62.
Sersilius (Geschlecht). 62.
Sersis. 63.
Sersiten. 63.
Sersitut. 63.
Sersius (Maurus Honoratus). 64.
Sersius Tullius. 64.
Sesam. 64.
Sesostris. 65.
Sessi (Marianne — Imperatrice — Anna Maria — Vittoria — Karoline — Maria Theresia). 65.
Sesiz. 65.
Sesine. 66.
Sesini (Domenico). 66.
Seth. 66.
Sethi (Göttin; Könige). 66.
Sethual. 66.
Sethue. 67.
Sethume (Joh. Gottfried). 67.
Seth. 67.
Sethenen, f. Gevennen. 67.
Sethern. 68.
Sethus (Cornelius). 68.
Sethus (Lucius Sertimius). 68.
Sethus (Sulpicius). 68.
Sethigné (Marie de Rabutin Chantal, Marquise von — Françoise Marguerite von Brignan — Charles, Marquis von). 69.
Sethilla (Königreich; Provinz; Stadt). 69.
Sethre (Klasse; Depart.). 70.
Sethres. 71.
Sethastopol. 71.
Setherien. 72.
Sethesmaleintheilung. 72.
Sethant. 73.
Sethett. 73.
Sethius (Geschlecht — Lucius — Gaius — Publius). 73.
Sethole. 74.
Sethus Empiricus. 74.
Sethualsystem, f. Geschlecht. 74.
Sethelmann (Joh. Gieszenz — Apollonia — Franz). 74.
Sethelmann (Karl). 75.
Sethlig (Friedr. Wilh. von). 75.
Sethfarth (Gust.). 75.
Sethfried (Ignaz, Ritter von). 76.
Sethmour (Familie — Sir John — Sir Edward — Bopham — Henry S. — Conway — Francis S. — G. — Francis Charles S. — G. — Richard S. — G. — Henry — Sir George Hamilton). 76.
Sethorza (Familie — Francesco — Galeazzo Maria — Giovanni Galeazzo — Maximilian — Francesco — Alessandro — Bosto). 77.
Sethraffito. 78.
Sethesbury (Anthony Ashley-Cooper, erster Graf von). 78.
Sethesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von). 79.
Sethesbury (Anthony Ashley-Cooper, sechster Graf von). 79.
Sethers. 80.
Sethspeare (William). 81.
Sethghae. 85.
Sethannon. 85.
Sethawl. 85.
Seth (Martin Archer). 85.
Sethfield (Stadt). 86.
Sethfield, f. Buckingham (John Sethfield). 86.
Sethil (Richard Lator). 86.
Sethelley (Percy Bysshe — Mary Wollstonecraft — Sir Percy Florence). 86.
Sethridan (Rich. Brinsley). 87.
Sethriff. 87.
Sethland-Inseln. 88.
Sethields. 88.
Sethire. 88.
Sethirley (James). 89.
Sethrapnels. 89.
Sethrebury. 89.
Sethrop. 90.
Sethufowstij (Wassilij Andrejewitsch). 90.
Sethiam. 91.
Sethibern (Frederik Christian). 92.
Sethibrien. 93.
Sethibour (Domenique Auguste — Abbé). 95.
Sethyple; Sethyllinische Bücher. 95.
Sethard (Roch Ambroise Lucaron, Abbé). 96.
Sethem. 96.
Setheres Geleit, f. Salvus conductus. 96.
Setherslampsen. 96.
Sethet. 97.
Sethillane. 97.
Sethillen (Königreich; Insel). 97.
Sethillische Wespel. 108.
Sethillische Weine. 109.
Sethingen (Franz von — Franz Konrad von). 109.
Sethler (Friedr. Karl Ludw.). 109.
Sethler (Joh. Volkmar). 110.
Sethuler. 110.
Sethyon. 110.
Sethbons (Sarah). 110.
Setherallicht. 111.
Setherismus. 111.
Sethert. 111.
Setherographie, f. Stahlstich. 111.
Sethmouth (Henry Addington, Viscount). 111.
Sethney (Algernon). 112.
Sethney (Sir Philip). 113.
Sethney (Stadt). 113.
Sethon. 113.
Sethonius Apollinaris. 113.
Sethen. 114.
Sethen freie Künste, f. Freie Künste. 114.
Sethen gegen Theben. 114.
Sethenbürgen. 114.
Sethengebirge. 116.
Sethengestirn. 117.
Sethenjähriger Krieg. 117.
Sethenmeilenstiefeln. 122.
Sethenpfeiffer (Phil. Jak.). 122.
Sethenschläfer (Säugethier). 122.
Sethenschläfer (Legende). 123.
Sethen Weisen. 123.
Sethen weise Meister. 123.
Sethen Wunder der Welt. 124.
Sethold (Familie — Karl Kaspar von — Joh. Georg Christoph von — Joh. Theod. Damian von — Joh. Barthel von — Adam Elias von — Mariane Theodore Charlotte Heiland, genannt von). 124.
Sethold (Karl Theod. Ernst von — Eduard Kaspar Jak. von). 125.
Sethold (Phil. Franz von). 125.
Sethepunkt. 126.
Sethiel. 126.
Sethelerde. 127.
Sethellunde, f. Sphragistik. 127.
Sethellack. 127.
Sethelmäßigkeit. 127.
Sethen. 128.
Sethenbeef (Matthijs). 128.
Sethfried. 128.
Sethel. 130.
Sethena. 130.
Setherra. 130.
Setherra Leone. 130.
Setherra Morena. 131.
Setherra. 131.

- Sieveking (Karl — Georg Heinr.). [131.](#)
 Sievershausen. [132.](#)
 Sieyès (Emmanuel Joseph). [132.](#)
 Sigalon (Xavier). [132.](#)
 Sigambren. [133.](#)
 Siegebert von Gemblours. [133.](#)
 Sigeum. [133.](#)
 Sigismund (deutscher Kaiser). [133.](#)
 Sigismund I. (König von Polen). [134.](#)
 Sigismund II. August (König von Polen). [135.](#)
 Sigismund III. (König von Polen und Schweden). [135.](#)
 Sigmaringen (Regierungsbezirk; Stadt; Dorf). [136.](#)
 Signal. [136.](#)
 Signatur. [136.](#)
 Signorelli (Luca). [137.](#)
 Sigonius (Karl). [137.](#)
 Sifhs. [137.](#)
 Silbernräthsel, f. Charade. [139.](#)
 Silber. [139.](#)
 Silberarbeiter. [140.](#)
 Silberberg. [141.](#)
 Silberflotte. [141.](#)
 Silberling, f. Sefel. [141.](#)
 Silbermann (Gottfr. — Joh. Andr. — Joh. Heinr.). [141.](#)
 Silen. [141.](#)
 Silefius, f. Angelus Silefius. [141.](#)
 Silhouette. [141.](#)
 Silicium, f. Kiesel. [142.](#)
 Silistria. [142.](#)
 Silius Italicus (Gaius). [142.](#)
 Sillen. [143.](#)
 Sillig (Karl Jul.). [143.](#)
 Silliman (Benjamin). [143.](#)
 Silos. [143.](#)
 Silurisches System. [144.](#)
 Silvanus. [144.](#)
 Simbirsk (Gouvernement; Stadt). [144.](#)
 Simeon. [145.](#)
 Simferopol. [145.](#)
 Simla. [145.](#)
 Simmen (Thal und Fluß). [145.](#)
 Simmer. [145.](#)
 Simmern. [145.](#)
 Simms (William Gilmore). [145.](#)
 Simolin (Karl Gust., Freiherr von — Alexander, Freiherr von — Alexander, Baron — Joh. Mathias, Freiherr von). [146.](#)
 Simon; Simon der Kananiter; Simon Petrus, f. Petrus. [146.](#)
 Simon (Richard). [146.](#)
 Simonianer. [146.](#)
 Simonides (Dichter); Simonides (Jambograph). [147.](#)
 Simonie. [147.](#)
 Simplicissimus. [147.](#)
 Simplicius. [147.](#)
 Simplon. [147.](#)
 Simrock (Karl). [148.](#)
 Simson (Held). [148.](#)
 Simson (Martin Eduard). [149.](#)
 Simulirte Krankheiten. [149.](#)
 Simultaneum. [150.](#)
 Sindai. [150.](#)
 Sinclair (Sir John). [150.](#)
 Sind. [150.](#)
 Sinecure. [151.](#)
 Singapore. [151.](#)
 Singhalesen, f. Ceylon. [151.](#)
 Singkunst, f. Gesang. [151.](#)
 Singmethoden. [151.](#)
 Singschulen; Singakademien. [152.](#)
 Singspiel. [152.](#)
 Singvögel. [152.](#)
 Sinigaglia. [153.](#)
 Sinking fund, f. Tilgungsfonds. [153.](#)
 Sinn und Sinne. [153.](#)
 Sinnbild. [156.](#)
 Sinngedicht, f. Epigramm. [156.](#)
 Sinnlichkeit, f. Sinn und Sinne. [156.](#)
 Sinnpflanze, f. Mimose. [156.](#)
 Sinope. [156.](#)
 Sinsheim. [157.](#)
 Sintenis (Christian Friedr. — Joh. Christian — Karl Heinr. — Joh. Christian Sigism. — Wilh. Franz). [157.](#)
 Sintenis (Karl Friedr. Ferd.). [158.](#)
 Sinter. [158.](#)
 Sinus. [158.](#)
 Siour. [159.](#)
 Siphnos. [159.](#)
 Sipoy. [159.](#)
 Sipperschaft. [159.](#)
 Sir. [159.](#)
 Sirach (Jesús). [159.](#)
 Siragosa, f. Syrakus. [160.](#)
 Sirani (Giovanni Andrea). [160.](#)
 Sirenen. [160.](#)
 Sirius. [160.](#)
 Sirocco. [160.](#)
 Sirventes. [160.](#)
 Sismondi (Jean Charles Léonard Simon de). [160.](#)
 Siskowa. [161.](#)
 Sistrum. [161.](#)
 Sisyphus. [161.](#)
 Sittka (Insel; Stadt). [161.](#)
 Sitte. [162.](#)
 Sitten (Sion). [162.](#)
 Situation. [162.](#)
 Situationszeichnen. [163.](#)
 Siva, f. Indische Religion. [163.](#)
 Siwah. [163.](#)
 Sirtinische Kapelle, f. Rom. [163.](#)
 Sirtus (Päpste). [163.](#)
 Sjöberg (Grif). [165.](#)
 Sjögren (Andreas Johann). [165.](#)
 Skager-Rack (das). [165.](#)
 Skalde. [165.](#)
 Skamander. [166.](#)
 Skanderbeg. [166.](#)
 Skandinavien. [167.](#)
 Skandinavische Sprache und Literatur. [169.](#)
 Skarbel (Friedr. Florian, Graf). [174.](#)
 Skarga (Piotr Paweł). [175.](#)
 Skarpanto. [175.](#)
 Skazon. [175.](#)
 Skelet. [175.](#)
 Skepsis und Skepticismus. [176.](#)
 Skiagraphie. [177.](#)
 Skien. [177.](#)
 Skiron. [177.](#)
 Skirrhus, f. Krebs. [177.](#)
 Skizze. [177.](#)
 Sklaventräfte, f. Guinea. [177.](#)
 Sklaverei und Sklavenhandel. [177.](#)
 Skoda (Joseph). [187.](#)
 Skolien. [188.](#)
 Skopas. [188.](#)
 Skorbut, f. Scorbut. [188.](#)
 Skorpione. [188.](#)
 Skrofeln. [189.](#)
 Skrzpnecki (Joh.). [190.](#)
 Skutari. [191.](#)
 Skylar. [191.](#)
 Skymnus. [191.](#)
 Skyro. [191.](#)
 Slawen. [191.](#)
 Slawische Literaturen. [194.](#)
 Slawische Mythologie. [196.](#)
 Slawische Sprachen. [197.](#)
 Slawonien. [198.](#)
 Sleidanus (Joh.). [200.](#)
 Slibowiza. [200.](#)
 Sligo (Grafschaft; Stadt). [200.](#)
 Slingeland (Pieter van). [200.](#)
 Sloane (Hans). [201.](#)
 Slofa. [201.](#)
 Slowacki (Julius). [201.](#)
 Slowaken. [201.](#)
 Slowenzen. [202.](#)
 Smala. [202.](#)
 Småland. [202.](#)
 Smalte. [203.](#)
 Smaragd. [203.](#)
 Smidt (Joh.). [203.](#)
 Smith (Adam). [204.](#)
 Smith (James — Horace). [204.](#)
 Smith (Sydney). [205.](#)
 Smith (Sir William — James Spencer). [206.](#)
 Smithsonian Institution. [206.](#)
 Smolensk (Gouvernement; Stadt). [207.](#)
 Smollet (Tobias). [207.](#)
 Smyrna. [208.](#)
 Snell (Ludwig — Christ. — Friedr. Wilh. David — Wilhelm). [208.](#)
 Snellaert (Ferdinand August). [210.](#)
 Snellius (Willebrord). [210.](#)
 Sniadecki (Andrzej). [211.](#)
 Sniadecki (Jan). [211.](#)
 Snorri Sturluson. [211.](#)
 Snyders (Franz). [212.](#)
 Soane (Sir John). [212.](#)
 Sobieski, f. Johann III. Sobieski. [212.](#)
 Soccus. [212.](#)

- Socialismus, Socialisten. [213](#).
 Socialreformer. [215](#).
 Societät, f. Gesellschaft. [217](#).
 Socinianer (Cälius — Faustus). [217](#).
 Soda, f. Natron. [218](#).
 Sodbrennen. [218](#).
 Soden (Dorf; Stadt). [218](#).
 Soden (Friedr. Jul. Heinrich, Graf von). [218](#).
 Sodom und Gomorrha. [218](#).
 Sodomia, f. Razzi (Giovanni Antonio). [218](#).
 Soest. [219](#).
 Soala, f. Mozambique. [219](#).
 Soßiten. [219](#).
 Soßia. [219](#).
 Soßismus, f. Süßismus. [220](#).
 Soßl. [220](#).
 Sohn (Karl Ferdinand). [220](#).
 Soho, f. Birmingham. [220](#).
 Soiron (Alexander von). [220](#).
 Soissons (Stadt; Grafen von — Charles von Bourbon — Louis von Bourbon, Graf von — Eugène Maurice von Savoyen — Olympia Mancini, Gräfin von). [220](#).
 Soja. [222](#).
 Sofotora. [222](#).
 Sofrates. [222](#).
 Sofratiker. [225](#).
 Sol, f. Helios. [225](#).
 Solaneen. [225](#).
 Solanum, f. Nachtschatten. [226](#).
 Sold. [226](#).
 Soldat. [226](#).
 Solbo. [226](#).
 Solenhofen. [226](#).
 Solfatara. [227](#).
 Solfeggio. [227](#).
 Solger (Karl Wilh. Ferd.). [227](#).
 Solicitor-general, f. Staatsanwaltschaft. [228](#).
 Solibarisch. [228](#).
 Solibus. [228](#).
 Soliman II. [229](#).
 Solingen. [229](#).
 Solinus (Gajus Julius). [230](#).
 Solipsen. [230](#).
 Solis y Ribadeneira (Antonio de). [230](#).
 Soling. [230](#).
 Solohub (Wladimir Alexandrowitsch, Graf — Alexander). [230](#).
 Solmisation. [231](#).
 Solms (Geschlecht — Ludw.). [231](#).
 Solo. [232](#).
 Solcismus. [232](#).
 Solon. [232](#).
 Solothurn (Canton; Stadt). [233](#).
 Solstitium, f. Sonnenwenden. [234](#).
 Solstikow (Geschlecht — Praskowja Feodorowna — Semen — Peter Semjonowitsch — Iwan Petrowitsch — Nikolai Iwanowitsch — Alexander — Sergéi — Alexei). [234](#).
 Solov. Der letzte Aufl. XIV.
- Soltyß (Roman). [234](#).
 Somatologie. [235](#).
 Somerset (Grafschaft). [235](#).
 Somerset (Grafen- und Herzogstitel — Fitzroy James Henry, Lord Raglan — Lord Granville Charles Henry — Robert Ker, Viscount von Rothesay, Graf von — Edward Seymour, Herzog von — Edward — William Seymour — Charles, Herzog von — Algernon, Herzog von — Sir Edward Seymour — Edward Adolphus Seymour, Herzog von — Edward Adolphus, Lord Seymour). [235](#).
 Somers-Inseln, f. Bermudas-Inseln. [238](#).
 Somerville (Mary). [238](#).
 Somerville (Will.). [238](#).
 Somina. [238](#).
 Somme (Fluß; Depart.). [238](#).
 Sommer. [238](#).
 Sommerfleder. [239](#).
 Sommering (Sam. Thom. von). [239](#).
 Somnambulismus. [239](#).
 Somnus. [240](#).
 Somnich (Paul). [241](#).
 Sonate. [241](#).
 Soncinaten. [241](#).
 Sonde. [241](#).
 Sonderbund, f. Schweiz. [242](#).
 Sonderburg. [242](#).
 Sonderland (Joh. Bapt.). [242](#).
 Sondershausen. [242](#).
 Sonett. [242](#).
 Sonne. [242](#).
 Sonneberg. [243](#).
 Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Maria, Freih. von). [244](#).
 Sonnenfels (Jos., Reichsfreiherr von). [244](#).
 Sonnenferne und Sonnennähe, f. Aphelium und Perihelium. [244](#).
 Sonnenfinsterniß. [244](#).
 Sonnenflecken. [245](#).
 Sonnenglas, f. Helioskop. [246](#).
 Sonnenmikroskop, f. Mikroskop. [246](#).
 Sonnenrose. [246](#).
 Sonnenstein. [246](#).
 Sonnensich. [246](#).
 Sonnensystem. [247](#).
 Sontentafeln. [247](#).
 Sonneuhr. [247](#).
 Sonnenwenden. [248](#).
 Sonnenzeit. [248](#).
 Sonntag. [248](#).
 Sonntagsbuchstabe. [249](#).
 Sonntagschulen. [249](#).
 Sonora. [250](#).
 Sontag (Henriette). [251](#).
 Soolbäder. [251](#).
 Sophia Alexejewna. [251](#).
 Sophie Dorothea. [252](#).
 Sophienkirche. [252](#).
 Sophisma. [253](#).
 Sophisten. [253](#).
 Sophokles. [253](#).
 Sophonisbe, f. Maslissa. [255](#).
 Sopran. [255](#).
 Soracte. [255](#).
 Sorau (Städte). [255](#).
 Sorben. [255](#).
 Sorbet. [256](#).
 Sorbonne. [256](#).
 Sordino, f. Dämpfer. [256](#).
 Sorel (Agnes). [256](#).
 Sorghogras, f. Moorhirse. [257](#).
 Sorites. [257](#).
 Sorde. [257](#).
 Sorrento. [257](#).
 Sortimentshandel, f. Buchhandel. [257](#).
 Soster. [257](#).
 Sotto voce. [257](#).
 Soßmann (Dan. Friedr. — Joh. Dan. Ferd.). [257](#).
 Sou. [258](#).
 Soubise (Geschlecht — Benjamin von Rohan, Herr von — Charles von Rohan, Fürst von). [258](#).
 Soubrette. [259](#).
 Souffleur. [259](#).
 Soulié (Melchior Frédéric). [260](#).
 Soulouque, f. Faustin I. [260](#).
 Soult (Nic. Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien — Napoléon — Pierre Venoit. [260](#).
 Soutane. [261](#).
 Southampton, f. Hamp. [261](#).
 Southampton (Stadt). [262](#).
 Southcote (Johanna). [262](#).
 Southey (Robert — Charles Cuthbert). [262](#).
 Souverän und Souveränität. [263](#).
 Souvestre (Emile — Ninine). [264](#).
 Souza (Adèle, Marquise von). [264](#).
 Sozomenos (Salamanes Peremias). [265](#).
 Spaa. [265](#).
 Spagnoletto, f. Ribera. [265](#).
 Spahis. [265](#).
 Spalatin (Georg). [266](#).
 Spalatro. [266](#).
 Spalbing (Joh. Joach. — Georg Ludw.). [266](#).
 Spallanzani (Lazaro). [267](#).
 Spandau. [267](#).
 Spangenberg (Aug. Gottlieb). [267](#).
 Spangenberg (Cyriacus). [268](#).
 Spangenberg (Ernst Pet. Johannes). [268](#).
 Spanhelm (Gzechiel — Friedr.). [268](#).
 Spanien (geographisch-statistisch). [269](#).
 Spanien (Geschichte). [277](#).
 Spanischer Erbfolgekrieg, f. Erbfolgekriege. [299](#).
 Spanische Fliege. [299](#).
 Spanische Kunst. [300](#).

- Spanischer Pfeifer, f. Pfeifer. [302.](#)
 Spanische Reiter. [302.](#)
 Spanisches Rohr. [302.](#)
 Spanische Sprache und Literatur. [302.](#)
 Spanische Weine. [316.](#)
 Spannung. [317.](#)
 Spargel. [317.](#)
 Sparkassen. [317.](#)
 Sparks (Jared). [318.](#)
 Sparr (Otto Christoph, Freiherr von). [318.](#)
 Sparta. [318.](#)
 Spartacus. [321.](#)
 Spartianus (Alius). [321.](#)
 Spasmus, f. Krampf. [322.](#)
 Spatencultur. [322.](#)
 Spath. [322.](#)
 Specht. [322.](#)
 Specialinquisition. [323.](#)
 Specialwaffen. [323.](#)
 Species (die). [323.](#)
 Species (der). [323.](#)
 Specifisch. [323.](#)
 Specifische Mittel. [324.](#)
 Specifische Wärme, f. Specifisch und Wärme. [324.](#)
 Speckbacher (Jos.). [324.](#)
 Speckstein. [325.](#)
 Speckter (Erwin — Otto). [325.](#)
 Speculation. [326.](#)
 Expedition. [326.](#)
 Spee (Friedr. von — Franz Joseph Anton von). [326.](#)
 Speichel. [327.](#)
 Speier. [327.](#)
 Speiseröhre. [328.](#)
 Spelz, f. Dinkel. [328.](#)
 Spencer (Georg John, Graf). [328.](#)
 Spencer (John Charles, Graf — Frederick, Graf — Georg — William Robert). [329.](#)
 Spener (Phil. Jak.). [329.](#)
 Spenser (Edmund). [330.](#)
 Sperausky (Graf Michael). [331.](#)
 Sperber. [331.](#)
 Spergel. [332.](#)
 Sperling. [332.](#)
 Spormacoti, f. Walrath. [332.](#)
 Speffart. [332.](#)
 Speziale (Jacopo). [333.](#)
 Spezzia (La). [333.](#)
 Sphäre; Sphärengefang; Sphärisch. [334.](#)
 Sphäroid. [334.](#)
 Sphärometer. [334.](#)
 Sphinx. [334.](#)
 Sphragistik. [335.](#)
 Sphygmologie, f. Puls. [335.](#)
 Spilauter. [335.](#)
 Spiegel (der). [335.](#)
 Spiegel (Friedrich). [336.](#)
 Spiegelserfant, f. Sertant. [336.](#)
 Spiegelteleskop, f. Fernrohr. [336.](#)
 Spieker (Christian Wilh.). [336.](#)
 Spiel. [337.](#)
 Spielart. [337.](#)
 Spielberg, f. Brunn. [337.](#)
 Spielarten; Kartenspiele. [337.](#)
 Spieluhren. [339.](#)
 Spielwaaren. [340.](#)
 Spieß (Christian Heinr.). [340.](#)
 Spieß (Phil. Ernst). [341.](#)
 Spießganz, f. Antimon. [341.](#)
 Spießruthenlaufen. [341.](#)
 Spise, f. Lavendel. [341.](#)
 Spill. [341.](#)
 Spillgelder, f. Nadelgeld. [341.](#)
 Spillmagen, f. Cognaten. [341.](#)
 Spinat. [341.](#)
 Spindler (Karl). [341.](#)
 Spinell. [342.](#)
 Spinett. [342.](#)
 Spinnen. [342.](#)
 Spinnerei und Spinnmaschinen. [343.](#)
 Spinola (Ambrosius, Marquis — Friedrich). [344.](#)
 Spinoza (Baruch). [344.](#)
 Spira (Johannes de — Wendelin von). [347.](#)
 Spirale. [347.](#)
 Spiralgefäße. [347.](#)
 Spiritualen. [348.](#)
 Spiritualismus. [348.](#)
 Spiritus. [348.](#)
 Spithead, f. Portsmouth. [348.](#)
 Spitta (Karl Joh. Phil.). [348.](#)
 Spittler (Eudw. Timotheus, Freiherr von). [348.](#)
 Spitzbergen. [349.](#)
 Spitzbogen, f. Bogen. [349.](#)
 Spitzen. [349.](#)
 Spitzkugeln. [350.](#)
 Spix (Joh. Bapt. von). [350.](#)
 Splanchnologie, f. Eingeweide. [350.](#)
 Spleen. [350.](#)
 Splint. [350.](#)
 Splügen. [350.](#)
 Spohn (Friedr. Aug. Wilh.). [351.](#)
 Spohr (Louis). [351.](#)
 Spoleto. [351.](#)
 Spolien. [352.](#)
 Spondeus. [352.](#)
 Sponheim. [352.](#)
 Sponsalien. [353.](#)
 Spontaneität. [353.](#)
 Spontini (Gasparo). [353.](#)
 Sporaden. [354.](#)
 Sporadisch. [354.](#)
 Sporen. [354.](#)
 Sport. [354.](#)
 Sporteln. [354.](#)
 Spottvogel, f. Drossel. [354.](#)
 Sprache. [355.](#)
 Sprachenkunde. [360.](#)
 Sprachgebrauch. [366.](#)
 Sprachlehre. [367.](#)
 Sprachreinigung. [368.](#)
 Sprachrohr. [369.](#)
 Spree. [370.](#)
 Spreewald. [370.](#)
 Spremberg (Stadt; Dorf). [370.](#)
 Sprengel (Karl). [370.](#)
 Sprengel (Kurt — Wilhelm — Anton). [371.](#)
 Sprengel (Matth. Christian). [371.](#)
 Sprengen. [372.](#)
 Sprenger (Alons). [372.](#)
 Sprengwerk. [372.](#)
 Sprichwort. [373.](#)
 Springbrunnen. [374.](#)
 Springflut, f. Ebbe und Flut. [374.](#)
 Springhase, f. Känguru. [374.](#)
 Spring-Rice (Thomas). [374.](#)
 Sprosser, f. Nachtigal. [374.](#)
 Sprottau. [374.](#)
 Sprotte. [374.](#)
 Sprudelstein. [375.](#)
 Spruner (Karl von). [375.](#)
 Spulwurm. [375.](#)
 Spurinna (Vestricius); Spurinus (Wahrsager). [376.](#)
 Spurzheim (Rasp.). [376.](#)
 Squatters. [376.](#)
 Squier (Gyphraim G.). [377.](#)
 Süßismus, f. Süßismus. [377.](#)
 Staal (Karl von). [377.](#)
 Staal (Marguerite Jeanne Gerdier, Baronin). [377.](#)
 Staar (Vogel). [378.](#)
 Staar (Augenkrankheit). [378.](#)
 Staat. [379.](#)
 Staatenbund, f. Bundesstaat. [381.](#)
 Staaten-Glandern. [381.](#)
 Staatenkunde, f. Statistik. [381.](#)
 Staatsanleihen, f. Anleihen. [381.](#)
 Staatsanwaltschaft. [381.](#)
 Staatsarzneikunde. [382.](#)
 Staatsbankrott. [383.](#)
 Staatsbürger. [383.](#)
 Staatsdienst und Staatsdiener. [384.](#)
 Staatsgefangene. [385.](#)
 Staatsgerichtshof. [385.](#)
 Staatsgrundgesetz. [385.](#)
 Staatshandbuch. [385.](#)
 Staatspapiere. [386.](#)
 Staatspapierhandel. [387.](#)
 Staatsrath. [388.](#)
 Staatsrecht. [388.](#)
 Staatschatz. [389.](#)
 Staatschuld. [390.](#)
 Staatsstreich, f. Coup. [390.](#)
 Staatsverbrechen. [390.](#)
 Staatsverfassungen, f. Verfassungen. [390.](#)
 Staatsverwaltung, f. Administration. [390.](#)
 Staatswirtschaftslehre, f. Nationalökonomie. [390.](#)
 Staatswissenschaften. [390.](#)
 Stab (Maß). [391.](#)
 Stab (militärisch). [391.](#)
 Stabat mater. [392.](#)
 Staberle. [392.](#)
 Stabia. [392.](#)
 Stabilität. [392.](#)
 Stablo. [392.](#)
 Staccato. [393.](#)
 Stachelbeere. [393.](#)
 Stachelberg. [393.](#)
 Stachelschwein. [393.](#)
 Stachelschweinausatz. [393.](#)

- Stäckelberg (Geschlecht — Georg von — Karl Adam von — Berend Otto von — Wolter Reinhold von — Otto Magnus von — Gustav Ernst von — Otto, Graf von — Ernst, Graf von — Alexander, Graf von — Reinhold Johann von — Reinhold Andreas von). [394](#).
 Stäckelberg (Otto Magnus, Freiherr von). [394](#).
 Stade. [394](#).
 Stadel'sches Kunstinstitut. [395](#).
 Stadion (Geschlecht — Walther von — Christoph von — Joh. Kasp. von — Joh. Phil. von — Friedrich von — Hugo Phil. von — Phil. Franz Emmerich Karl von). [395](#).
 Stadion (Joh. Phil. Karl Joseph, Graf von — Friedrich Lothar, Graf von — Franz Seraph von). [396](#).
 Stadium. [397](#).
 Stadler (Martin). [397](#).
 Städte. [397](#).
 Städteordnung. [398](#).
 Stadtrechte. [399](#).
 Stärl-Holstein (Anne Louise Germaine, Baronin von — Auguste Louis, Baron von). [400](#).
 Staffa. [402](#).
 Staffage. [402](#).
 Staffelei. [402](#).
 Staffeln, f. Echelons. [402](#).
 Stafford (Grafschaft; Stadt). [402](#).
 Stag. [403](#).
 Stagemann (Friedr. Aug. von). [403](#).
 Stagira. [403](#).
 Stagnelius (Grif Johan). [403](#).
 Stahl (Metall). [404](#).
 Stahl (Friedr. Julius). [405](#).
 Stahl (Georg Ernst). [406](#).
 Stahlstich. [406](#).
 Stahlwasser, f. Mineralwasser. [406](#).
 Stahr (Adolf Wilh. Theod.). [406](#).
 Stainer (Jak. — Marcus). [407](#).
 Stair (James Dalrymple, Viscount — John Dalrymple, Graf von — Joh. Dalrymple, Graf von — John Hamilton Dalrymple, Graf von — North Dalrymple, Graf von — John, Viscount Dalrymple). [407](#).
 Stalaktit. [408](#).
 Staley-Bridge. [408](#).
 Stallbaum (Gottfried). [408](#).
 Stambul, f. Konstantinopel. [409](#).
 Stammbaum. [409](#).
 Stammeln und Stottern. [409](#).
 Stammgüter. [410](#).
 Stammeslobie. [411](#).
 Stammtafel. [411](#).
 Stämpfli (Jakob). [411](#).
 Standarte. [412](#).
 Standbild, f. Statue. [412](#).
 Ständchen, f. Serenade. [412](#).
 Stände. [412](#).
 Standeserhöhung. [412](#).
 Standesherrn. [413](#).
 Standrecht. [415](#).
 Stangenkunst, f. Gefänge. [415](#).
 Stanhope (James, Graf von — Alexander — Charles, Graf von — Phil. Henry, Graf von). [415](#).
 Stanhope (Lady Esther Lucy). [416](#).
 Stanislaw (Heiliger). [417](#).
 Stanislaw I. Leszczyński (König von Polen). [417](#).
 Stanislaw II. August (König von Polen). [417](#).
 Stanley (Lord), f. Derby (Graf von). [418](#).
 Stanniol. [418](#).
 Stanze. [418](#).
 Stapel. [419](#).
 Stapf (Friedr.). [419](#).
 Staraja-Russa. [419](#).
 Stargard (Städte). [419](#).
 Starhemberg (Geschlecht — Erasmus von — Georg Adam — Adam von). [420](#).
 Starhemberg (Ernst Nüdiger, Graf). [420](#).
 Starhemberg (Guido, Graf). [420](#).
 Stark (Joh. Aug., Freiherr von). [421](#).
 Starke (Gottlieb Wilh. Christoph). [421](#).
 Stärkemehl. [422](#).
 Stärkende Mittel. [422](#).
 Starnberg. [423](#).
 Starosten. [423](#).
 Starrkrampf. [423](#).
 Starrsucht. [424](#).
 Staffart (Goswin Jos. Augustin, Baron von). [424](#).
 Staszyc (Xawery Stanislaw). [425](#).
 Stater. [425](#).
 Statif. [426](#).
 Statisten, f. Figuranten. [426](#).
 Statistik. [426](#).
 Statius (Publius Papinius). [428](#).
 Statthalter. [428](#).
 Statue. [429](#).
 Status causae et controversiae. [430](#).
 Statut. [430](#).
 Staubgefäße. [430](#).
 Staudenmaier (Franz Ant.). [431](#).
 Stäublin (Karl Friedr.). [431](#).
 Staufen, f. Hohenstaufen. [432](#).
 Staunton (Sir George Leonard). [432](#).
 Staunton (Sir George Thomas). [432](#).
 Staupenschlag. [432](#).
 Staupitz (Joh. von). [432](#).
 Stauung. [433](#).
 Stavanger. [433](#).
 Stawropol (Städte). [433](#).
 Stearin. [433](#).
 Stechapfel. [433](#).
 Stechpalme. [434](#).
 Steckbrief. [434](#).
 Stecknadeln. [434](#).
 Stechnik. [435](#).
 Stedinger. [435](#).
 Steele (Sir Richard). [435](#).
 Steen (Jan). [435](#).
 Steenwijk (Hendrik, der Ältere — Hendrik, der Jüngere — Nikolaus). [436](#).
 Steeple Chase. [436](#).
 Steffens (Hendrich). [436](#).
 Stehendes Capitel. [438](#).
 Stelbelt (Dan.). [438](#).
 Steier. [438](#).
 Steiermark. [439](#).
 Stelgentesch (Aug., Freiherr von). [442](#).
 Steiger. [443](#).
 Steigerwald. [443](#).
 Stein (Mineral). [443](#).
 Stein (Gewicht). [443](#).
 Stein (Krankheit). [443](#).
 Stein (Christian Gottfr. Dan.). [444](#).
 Stejn (Heinr. Friedr. Karl, Freiherr vom und zum). [445](#).
 Stein (Joh. Andreas). [446](#).
 Stejn (Ludwig). [447](#).
 Stein der Weisen, f. Alchemie. [447](#).
 Steinbart (Gottlieb Sam.). [447](#).
 Steinbock. [448](#).
 Steinbrück (Eduard). [448](#).
 Steinbutt, f. Scholle. [448](#).
 Steinbrud. [448](#).
 Steinsfurt. [450](#).
 Steingut. [450](#).
 Steinhudermeer. [450](#).
 Steinflee, f. Melote. [450](#).
 Steinkohlen. [450](#).
 Steinla (Moriz). [451](#).
 Steinle (Joh. Eduard). [452](#).
 Steinmasse. [452](#).
 Steinmörser. [452](#).
 Steinöl, f. Erdöl. [452](#).
 Steinoperationen. [452](#).
 Steinpappe. [453](#).
 Steinsalz. [453](#).
 Steinschneidekunst. [454](#).
 Steinwein, f. Bockbeutel und Frankenweine. [455](#).
 Stellionat. [455](#).
 Stellung, f. Attitude. [456](#).
 Stellvertretung. [456](#).
 Stelzen. [456](#).
 Stempel (botanisch), f. Pflanz. [456](#).
 Stempel. [456](#).
 Stempelschneidekunst. [456](#).
 Stempelzeichen. [458](#).
 Stenbock (Magnus). [458](#).

- Stendal (Stadt). [459](#).
 Stendal, f. Beyle (Henri). [459](#).
 Stenographie. [459](#).
 Sten Sture — Swante Nilsson
 Sten Sture — Sten Sture,
 der Jüngere. [461](#).
 Stentor. [461](#).
 Stenzel (Gust. Adolph Haralb). [461](#).
 Stephan (Päpste). [462](#).
 Stephan Bathori, f. Bathori. [462](#).
 Stephani (Heinr.). [462](#).
 Stephanie (Christian Gottlob —
 Gottlieb). [463](#).
 Stephanus (Heilige). [463](#).
 Stephanus von Byzanz. [463](#).
 Stephanus (Robertus — Hen-
 ricus — Paulus). [463](#).
 Stephenson (George — Robert).
[465](#).
 Steppe. [466](#).
 Sterbefassen. [466](#).
 Sterbelehn. [466](#).
 Sterblichkeit, f. Mortalität. [466](#).
 Stereochromie. [466](#).
 Stereometrie. [466](#).
 Stereotomie. [466](#).
 Stereotypie. [467](#).
 Sterling (Münze). [468](#).
 Sterling (John — Edward). [468](#).
 Sternberg (Stadt). [469](#).
 Sternberg (Geschlecht — Jaros-
 law von — S. Manderscheid
 — Franz von — Johann, Graf
 von — S. Serowitz). [469](#).
 Sternberg (Alex., Freiherr von
 Ungern). [469](#).
 Sternberg (Kasp. Maria, Graf).
[470](#).
 Sternbilder. [471](#).
 Sterndeutkunst, f. Astrologie.
[471](#).
 Sterne, f. Fixsterne; Kometen;
 Planeten. [471](#).
 Sterne (Lorenz). [471](#).
 Sternkammer. [472](#).
 Sternkarten. [472](#).
 Sternkataloge. [473](#).
 Sternkunde, f. Astronomie. [473](#).
 Sternschnuppe. [473](#).
 Sternwarte. [474](#).
 Sternzeit. [474](#).
 Steschorus. [475](#).
 Stethoskop. [475](#).
 Stetigkeit. [475](#).
 Stettin. [476](#).
 Steuben (Karl). [476](#).
 Steuer. [477](#).
 Steuern und Abgaben. [477](#).
 Steuerbewilligung und Steuer-
 verweigerung. [477](#).
 Steuerfreiheit. [478](#).
 Steuermann. [478](#).
 Steuerverein. [479](#).
 Steven. [479](#).
 Stewart (Sir Charles), f. Con-
 donberry. [479](#).
 Stewart (Dugald). [479](#).
 Sthenelos. [480](#).
 Sthenie. [480](#).
 Stichomantie. [480](#).
 Stichometrie. [480](#).
 Stickerei. [480](#).
 Stickfluß. [481](#).
 Stickstoff. [481](#).
 Stiefgeschwister, f. Halbgeschwi-
 ster. [481](#).
 Stiefmütterchen. [481](#).
 Stieglitz (Vogel). [482](#).
 Stieglitz (Christian Ludwig —
 Christian Ludwig von). [482](#).
 Stieglitz (Heinrich — Charlotte
 Sophie). [482](#).
 Stieglitz (Joh.). [483](#).
 Stieglitz (Ludwig, Baron von —
 Alex. von — Nikolai von —
 Bernh. von). [483](#).
 Stieler (Adolf). [484](#).
 Stiergefächte. [484](#).
 Stift. [485](#).
 Stifter (Adalbert). [486](#).
 Stiftshütte. [486](#).
 Stiftung. [487](#).
 Stiglmair (Joh. Bapt.). [487](#).
 Stigma. [487](#).
 Stil; Stilistik. [487](#).
 Stillfer Joh. [488](#).
 Stillcho. [488](#).
 Stilles Meer, f. Südsee. [489](#).
 Stilling, f. Jung (Joh. Heinr.).
[489](#).
 Stillleben. [489](#).
 Stilpon. [489](#).
 Stimme. [489](#).
 Stimmung. [490](#).
 Stimulus und Contrastimulus.
[491](#).
 Stint. [491](#).
 Stipendien. [491](#).
 Stirling (Grafschaft; Stadt). [492](#).
 Stirn. [492](#).
 Stirner (Max). [493](#).
 Stoa. [493](#).
 Stobäus (Johannes). [493](#).
 Stöber (Daniel Ehrenfried —
 Aug. — Adolf). [493](#).
 Stöchiometrie. [494](#).
 Stockerau. [494](#).
 Stockfisch, f. Kabeljau. [494](#).
 Stockfleth (Niels Joach. Chri-
 stian Vibe). [494](#).
 Stöckhardt (Jul. Adolf). [495](#).
 Stockholm. [495](#).
 Stockport. [497](#).
 Stock. [497](#).
 Stockton upon Tees. [498](#).
 Stoffwechsel. [498](#).
 Stoicismus. [498](#).
 Stola. [499](#).
 Stolberg (Stadt). [500](#).
 Stolberg (Grafschaft; Stadt). [500](#).
 Stolberg (Geschlecht — Heinr.
 von — Ferdinand von — Ant.
 von — Christian Ernst von
 — Andreas von). [500](#).
 Stolberg (Christian, Graf zu).
[501](#).
 Stolberg (Friedr. Leop., Graf
 zu). [501](#).
 Stolgebühren. [502](#).
 Stolle (Ludw. Ferd.). [502](#).
 Stollen, f. Grubenbau. [503](#).
 Stolpe (Fluß; Stadt). [503](#).
 Stolze (Heinr. Aug. Wilh.). [503](#).
 Stolzenfels. [503](#).
 Stonehenge. [504](#).
 Stör. [504](#).
 Storar. [505](#).
 Storch (Vogel). [505](#).
 Storch (Ludwig). [505](#).
 Storchschnabel. [506](#).
 Storchschnabelgewächse, f. Ger-
 nien. [506](#).
 Stormarn. [506](#).
 Störthing. [507](#).
 Störungen (astronomisch), f. Per-
 turbationen. [507](#).
 Story (Joseph). [507](#).
 Stosch (Phil., Baron von). [507](#).
 Stoß (der). [508](#).
 Stoß (Zeit). [508](#).
 Stottern, f. Stammeln. [509](#).
 Stourdja (Famille — Sandul —
 Gregor — Johann — Michael
 — Gregor). [509](#).
 Stourdja (Alex.). [509](#).
 Stowe (Dorf). [510](#).
 Stowe (Harriet Beecher — Cal-
 vin G.). [510](#).
 Strabo. [511](#).
 Strack (Joh. Heinr.). [511](#).
 Strabella (Alessandro). [512](#).
 Strafanstalten. [512](#).
 Strafbills. [512](#).
 Strafcolonien. [512](#).
 Strafcampagnien. [513](#).
 Strafe. [513](#).
 Strafford (Thom. Wentworth
 Graf von). [514](#).
 Strafrecht, f. Criminalrecht. [515](#).
 Strafrechtstheorien. [515](#).
 Strahlenbrechung. [515](#).
 Strahlthiere. [516](#).
 Stralsund. [516](#).
 Stramin, f. Canवास. [517](#).
 Stranden, f. Scheitern. [517](#).
 Strandrecht. [517](#).
 Strange (Robert). [518](#).
 Stranguliren. [518](#).
 Straßburg. [518](#).
 Straß. [520](#).
 Straßenbau, f. Chausseen. [520](#).
 Straßenbeleuchtung. [520](#).
 Straßenraub, f. Raub. [520](#).
 Strategie. [520](#).
 Stratford on Avon. [521](#).
 Strato Lampfacenus. [522](#).
 Stratonike. [522](#).
 Straubing. [522](#).
 Strauß (Vogel). [522](#).
 Strauß (Dav. Friedr.). [523](#).
 Strauß (Gerh. Friedr. ~~Abel~~).
[523](#).
 Strauß (Joh.). [524](#).
 Strebepfeiler. [524](#).
 Streckbett. [525](#).
 Streckfuß (Adolf Friedr. ~~Karl~~).
[525](#).

- Streckwerke, f. Walzwerke. [525](#).
 Streitart. [525](#).
 Streitwagen. [526](#).
 Streliß, f. Neustreliß. [526](#).
 Strelißen. [526](#).
 Streufügelchen. [526](#).
 Strick von Einschnitten (Varon). [526](#).
 Stricken. [527](#).
 Stricker (der). [527](#).
 Strickland (Agnes — Jane — Major — Sir George — Hugh Edwin). [527](#).
 Strictur. [528](#).
 Strigel (Victorin). [528](#).
 Strike. [529](#).
 Strinnholm (Anders Magnus). [529](#).
 Ströbeck. [530](#).
 Strobel (Adam Walther). [530](#).
 Stroganow (Familie — Anisa — Jakow — Grigorij — Semen Anikitsch — Grigorij — Alexander — Nikolaus — Sergei — Alexander — Grigorij Alexandrowitsch — Sergei — Alexander — Alexei). [530](#).
 Stroh; Strohflechtere; Strohhüte. [532](#).
 Strohsiedel. [532](#).
 Strom; Stromengen; Stromschnellen; Strommesser; Stromprofil; Stromfreiheit. [532](#).
 Strombeck (Friedr. Karl von). [533](#).
 Strombeck (Friedr. Heinr. von). [534](#).
 Stromboli, f. Liparische Inseln. [534](#).
 Stromeyer (Georg Friedr. Louis — Christian Friedr.). [534](#).
 Strömung, f. Meer. [534](#).
 Strontianerde. [534](#).
 Strophe. [535](#).
 Stroud. [535](#).
 Strozzi (Bernardo). [535](#).
 Strudel. [535](#).
 Struensee und Brandt — Joh. Friedr., Graf von — Adam — Gnevold Brandt). [536](#).
 Struensee (Karl Aug. von). [538](#).
 Strumpfwirkerei. [538](#).
 Struve (Friedr. Adolf Aug.). [539](#).
 Struve (Friedrich Georg Wilh. von — Otto Wilh. von). [539](#).
 Struve (Georg Adam — Burkhard Gotth.). [541](#).
 Struve (Gustav). [541](#).
 Struve (Heinr. Christoph Gottfr. von). [542](#).
 Stryp (Abrah. van — Jakob). [542](#).
 Strypchin. [542](#).
 Strymon. [543](#).
 Stuart (Geschlecht). [543](#).
 Stuart de Rothesay (Charles Stuart, Lord). [545](#).
 Stücken. [546](#).
 über. [546](#).
 Saccaturarbeit. [546](#).
 Sackgießerei. [547](#).
 Studenten, f. Universitäten. [547](#).
 Studer (Bernhard). [547](#).
 Studium. [548](#).
 Stufenjahre. [548](#).
 Stuhlweißenburg (Comit.; Stadt). [548](#).
 Stuhr (Pet. Feddersen). [549](#).
 Stüler (Aug.). [549](#).
 Stumm; Stummies Spiel; Stumme Rollen; Stumme Consonanten. [550](#).
 Stunde. [550](#).
 Stunden der Andacht. [550](#).
 Sturluson, f. Snorri Sturluson. [551](#).
 Sturm (der); Sturmfluten. [551](#).
 Sturm (militär.). [551](#).
 Sturm (Christoph Christian). [551](#).
 Sturm (Johannes von). [551](#).
 Sturmbach, Sturmhafen, Sturmbrücke, f. Kriegsmaschinen. [552](#).
 Stürmer (Ignaz, Freiherr von — Bartholomäus, Graf von — Karl, Freiherr von). [552](#).
 Sturmhut, f. Aconit. [552](#).
 Sturmvogel. [552](#).
 Sturz (Friedr. Wilh.). [553](#).
 Sturz (Helfrich Pet.). [553](#).
 Sturzbäder. [553](#).
 Stuttgart. [553](#).
 Stupbüchse. [554](#).
 Stüve (Joh. Karl Bertram). [554](#).
 Styl, f. Stil. [556](#).
 Styliten. [556](#).
 Stymphaliden. [556](#).
 Styptica. [556](#).
 Styr (Nymphe; Fluß). [556](#).
 Suabebissen (Dav. Theod. Aug.). [556](#).
 Suada. [557](#).
 Suard (Jean Baptiste Antoine). [557](#).
 Subhastation. [557](#).
 Subiaco. [557](#).
 Subject. [558](#).
 Sublimat. [558](#).
 Subordination. [558](#).
 Sub rosa. [559](#).
 Subscription. [559](#).
 Subsidien; Subsidia charitativa. [559](#).
 Substantivum. [559](#).
 Substanz. [559](#).
 Substitution. [560](#).
 Subtraction. [560](#).
 Succession, f. Erbrecht und Erbfolge. [560](#).
 Succumbenzgelber. [560](#).
 Suchenwirt (Peter). [560](#).
 Sucher. [561](#).
 Suchet (Louis Gabr., Herzog von Albufera — Napoleon). [561](#).
 Suchtelen (Joh. Pet., Graf — Paul). [562](#).
 Suchum-Kalé. [562](#).
 Suchow (Karl Adolf). [562](#).
 Sucre (Antonio José de). [562](#).
 Südamerika. [563](#).
 Sudán. [569](#).
 Südastralien. [571](#).
 Südcarolina. [573](#).
 Süden, f. Mittag. [574](#).
 Südermanland. [574](#).
 Subeten. [574](#).
 Südlicht, f. Nordlicht. [575](#).
 Südpolarländer. [575](#).
 Südpreußen. [576](#).
 Sudras. [576](#).
 Südsee. [576](#).
 Sue (Eugène — Pierre — Joseph — Jean Joseph). [577](#).
 Suetonius (Gaius C. Tranquillus). [578](#).
 Sueven. [578](#).
 Suez. [579](#).
 Suffeten, f. Karthago. [580](#).
 Suffolt (Grafschaft). [580](#).
 Suffolt (Grafen- und Herzogstitel — Michael de la Pole — Michael, Graf von — William de la Pole, Herzog von — Jack, Herzog von — Jack de la Pole, Herzog von — Edmund de la Pole, Graf von — Charles Brandon — Henry Gray, Marquis von Dorset, Herzog von). [580](#).
 Suffragan. [582](#).
 Suffragium. [582](#).
 Suffren de St.-Tropez (Pierre André — Louis Jérôme C. de St.-Tropez). [582](#).
 Süßsmus. [582](#).
 Suggestivfragen. [583](#).
 Sugillation. [583](#).
 Suhl. [583](#).
 Suhm (Ulrich, Friedr. von). [584](#).
 Suhm (Pet. Friedr. von). [584](#).
 Suibas. [584](#).
 Sujet. [585](#).
 Sulina. [585](#).
 Sulloten. [585](#).
 Sulkowski (Familie — Alex. Josef von — Ant. Paul, Fürst — Josef). [586](#).
 Sulla (Familie — Lucius Cornelius — Faustus Cornelius — Publius Cornelius. [586](#).
 Sully (Maximilian de Béthune, Baron von Rosny, Herzog von — Marquis von — Margarethe de Béthune). [588](#).
 Sulphurete, f. Schwefel. [589](#).
 Sulpicia. [589](#).
 Sulpicius (Geschlecht — Servius S. Galba — Gaius S. Gallus — Gaius S. Petrus — Servius S. Rufus — Servius S. Rufus — Publius S. Rufus). [590](#).
 Sulpicius Severus, f. Severus. [590](#).
 Sultan. [590](#).
 Suluinseln. [591](#).
 Sulzbach. [591](#).
 Sulzer (Joh. Georg). [591](#).
 Sumach. [592](#).
 Sumarokow (Alex.)

Sumatra. [592](#).
 Sümegh (Comitat; Marktflecken). [594](#).
 Summarischer Proceß. [594](#).
 Summe. [595](#).
 Summum jus summa injuria. [595](#).
 Sumpfe. [595](#).
 Sumpffieber. [596](#).
 Sumpfluft. [596](#).
 Sumpfvogel, f. Wadvogel. [596](#).
 Sund. [596](#).
 Sundainseln. [597](#).
 Sünde. [597](#).
 Sunderland. [598](#).
 Sundewitt. [598](#).
 Sündflut. [598](#).
 Sundzoll, f. Sund. [599](#).
 Sunium. [599](#).
 Sunna und Sunniten. [599](#).
 Süntel. [599](#).
 Supercargo, f. Cargo. [600](#).
 Superfötation. [600](#).
 Superintendent. [600](#).
 Superlativ. [600](#).
 Supernaturalismus. [600](#).
 Supinum. [600](#).
 Suplinburg. [600](#).
 Suppenanstalten. [600](#).
 Supplement; Supplementardreieck. [600](#).
 Supplicationes. [601](#).
 Supremat; Supremateid. [601](#).
 Surate. [601](#).
 Suren, f. Koran. [601](#).
 Surinam (Colonie; Fluß). [601](#).
 Surlet de Chotier (Grasm. Louis, Baron). [602](#).
 Surowiecki (Laurenz). [602](#).
 Surrey (Grafschaft). [602](#).
 Surrey (Henry Howard, Graf von). [603](#).
 Surrogat. [603](#).
 Surville (Glotilde). [603](#).
 Susa (in Persien). [604](#).
 Susa (in Sardinien). [604](#).
 Susanna. [604](#).
 Südbál. [604](#).
 Suso (Heinr.). [604](#).
 Suspension. [606](#).
 Susquehannah. [606](#).
 Suffer (Grafschaft). [606](#).
 Suffer (Augustus Frederic, Herzog von). [606](#).
 Süß-Dypenheimer. [607](#).
 Süßholz. [607](#).
 Süßmeyer (Franz Xaver). [607](#).
 Sutherland (Grafschaft). [607](#).

Sutherland (Geschlecht — George Granville Leveson-Gower, Herzog von — George Granville Leveson-Gower, Herzog von — George Granville William, Marquis von Stafford). [608](#).
 Suzos (Familie — Alex. — Michael — Alex. — Panagiotis — Konst. — Dimitrios). [608](#).
 Suwórow-Rymnikski (Graf Alex. Wassiljewitsch), Fürst Italijski — Alexander Arkadjewitsch S. Rymnikski, Fürst Italijski. [610](#).
 Svanberg (Jóns). [611](#).
 Swammerdam (Jan). [611](#).
 Swanevelt (Herm. van). [612](#).
 Sweaborg. [612](#).
 Swedenborg (Emanuel von). [612](#).
 Swenborg. [615](#).
 Sweenyheim, f. Pannark. [615](#).
 Swieten (Gerard van — Gottfr., Freiherr van). [616](#).
 Swift (Jonathan). [616](#).
 Swinden (Jan Hendrik van). [617](#).
 Swinemünde. [617](#).
 Swir. [617](#).
 Swoboda (Wenzel Aloys). [617](#).
 Syagrius. [618](#).
 Sybaris. [618](#).
 Sydenham (Thom.). [618](#).
 Sydenham (Ort). [618](#).
 Syene, f. Assuan. [619](#).
 Syenit. [619](#).
 Sykomore. [620](#).
 Sykophant. [620](#).
 Sylbe. [620](#).
 Sylburg (Friedr.). [620](#).
 Syllepsis. [620](#).
 Syllogismus. [620](#).
 Sylphen. [621](#).
 Sylvester (Päpste). [622](#).
 Sylvius (Franz — Jak.). [622](#).
 Symbol. [622](#).
 Symbolik. [623](#).
 Symbolische Bücher. [624](#).
 Symmachus (aus Samaria). [626](#).
 Symmachus (Quintus Aurelius). [626](#).
 Symmetrie; Symmetrische Functionen. [627](#).
 Symmitta. [627](#).
 Sympathetische Curen. [627](#).
 Sympathetische Tinten. [628](#).
 Sympathie. [628](#).
 Sympheropol, f. Simferópol. [628](#).
 Symphonie. [628](#).
 Symplegaden. [629](#).
 Symplegma. [629](#).

Symploke. [629](#).
 Symposion. [629](#).
 Symptome; Symptomata. [629](#).
 Synagoge. [630](#).
 Synalöphe, f. Krais. [630](#).
 Synchronismus. [630](#).
 Syndesmologie, f. Rinder. [630](#).
 Syndicus. [630](#).
 Synedrium. [631](#).
 Synekdoche. [631](#).
 Synergismus und Synergistik; Streitigkeiten. [631](#).
 Synesis. [631](#).
 Synesius. [631](#).
 Synope. [632](#).
 Synfratie. [632](#).
 Syncretismus. [632](#).
 Synodal- und Presbyterialversammlung. [632](#).
 Synode. [634](#).
 Synodisch. [634](#).
 Synonymen; Synonymie. [634](#).
 Synopsis. [634](#).
 Syntagma. [634](#).
 Syntar. [634](#).
 Synthesis. [635](#).
 Syphar. [636](#).
 Syphilis. [636](#).
 Syra. [637](#).
 Syrakus. [638](#).
 Syrien. [639](#).
 Syrinx. [642](#).
 Syrische Christen. [642](#).
 Syrische Sprache, Schrift und Literatur. [642](#).
 Syrjänen. [643](#).
 Syrmien. [643](#).
 Syrtén. [643](#).
 Syrup. [644](#).
 Syrus (Publius). [644](#).
 System. [644](#).
 Systole. [645](#).
 Syzygien. [645](#).
 Szabolcs. [645](#).
 Szalab. [645](#).
 Szalay (Ladislau von). [645](#).
 Szathmár (Comitat); Szathmár-Némethy (Stadt). [646](#).
 Széchényi (Stephan, Graf von — Franz von). [647](#).
 Szegebin. [648](#).
 Szekler; Szeklerland. [648](#).
 Szemere (Bartolom. — Paul — Nikolaus). [648](#).
 Szigeth (Stadt; Marktl.). [649](#).
 Szigligeti (Joseph). [649](#).
 Szolnok. [650](#).

T.

T. 650.
 Taback. [650](#).
 Tabackcollegium. [653](#).
 Tabago. [654](#).
 Tabasco. [654](#).

Tabernakel. [655](#).
 Tableaux, f. Lebende Bilder. [655](#).
 Labor. [655](#).
 Laboriten. [655](#).
 Labu. [655](#).

Tabulatur. [655](#).
 Tachygraphie, f. Stenographie. [655](#).
 Tacitus (Publius Cornelius). [655](#).
 Tacitus (Marcus Claudius). [657](#).

- bolini (Adam). [657.](#)
 el. [657.](#)
 felgüter. [657.](#)
 folrunde. [657.](#)
 felwerk, f. Parquet. [658.](#)
 flet. [658.](#)
 fka. [658.](#)
 ffelet. [658.](#)
 g. [658.](#)
 ganrog. [659.](#)
 gesbefehl. [660.](#)
 gesordnung. [660.](#)
 gsfalter, f. Schmetterlinge. [660.](#)
 gfil. [660.](#)
 gkreis. [660.](#)
 gliamento. [660.](#)
 glioni (Familie — Philipp — Marie — Paul — Marie). [660.](#)
 gfabung. [661.](#)
 giti, f. Otahetti. [661.](#)
 illandier (St.-René). [661.](#)
 jo. [662.](#)
 fel. [662.](#)
 ft. [662.](#)
 ftif. [663.](#)
 ftmefter. [663.](#)
 alar. [664.](#)
 alavera de la Reyna. [664.](#)
 albot (John). [664.](#)
 alent (Geld). [664.](#)
 alent. [665.](#)
 alfourd (Sir Thom. Noon). [665.](#)
 alg. [666.](#)
 algbaum. [666.](#)
 algdrüfen, f. Drüfen. [666.](#)
 alion. [666.](#)
 alisman. [666.](#)
 alk. [666.](#)
 allart (Gamille, Graf von). [666.](#)
 alleyrand (Geschlecht — Augustin Marie Elie Charles de — Charles Daniel de — Alexandre Edmond, Herzog von — Augustin Louis, Vicomte von L.-Périgord — Alexandre Angélique, Abbé Périgord — Louis Marie Anne — Auguste, Graf von — Ernest — Alexandre Daniel, Baron von — Charles Angélique). [667.](#)
 alleyrand = Périgord (Charles Maurice, Fürst von). [668.](#)
 allien (Jean Lambert). [670.](#)
 alma (François Jos. — Karoline Vanhove). [671.](#)
 alnud. [671.](#)
 alon. [672.](#)
 alos. [672.](#)
 alvi, f. Robinson (Therese Luise Albertine). [672.](#)
 amán. [672.](#)
 amarinde. [673.](#)
 amaulipas. [673.](#)
 ambour. [673.](#)
 ambów (Gouvernement; Stadt). [674.](#)
 amburin. [674.](#)
 amburinftikerei. [674.](#)
 amerlan, f. Timur. [674.](#)
 amfana. [674.](#)
 amtam. [674.](#)
 amulen. [675.](#)
 anagra. [675.](#)
 anaros; anarum. [675.](#)
 anereb. [675.](#)
 ang. [676.](#)
 angente. [676.](#)
 angentialkraft. [676.](#)
 anger. [677.](#)
 angermünde. [677.](#)
 anhäuser. [677.](#)
 anjore. [678.](#)
 annahill (Rob.). [678.](#)
 anne. [679.](#)
 anflmat. [679.](#)
 antal. [679.](#)
 antalus. [679.](#)
 antième. [679.](#)
 anzer. [680.](#)
 anzunft. [680.](#)
 anzmuft. [682.](#)
 aormina. [682.](#)
 apeten und Teppiche. [683.](#)
 apferkeit. [683.](#)
 apia (Don Eugenio de). [684.](#)
 apir. [684.](#)
 ara; artren. [684.](#)
 arantel; arantella. [685.](#)
 arascon; arascon-sur-Ariège. [685.](#)
 arbes. [685.](#)
 ardiou (Nicolas Henri — Jacques Nicolas — Jean Charles — Pierre Alexandre — Jean Baptiste — Antoine François — Pierre — Ambroise). [686.](#)
 arent; aranto. [686.](#)
 argowizer Gonföderation. [687.](#)
 argum. [687.](#)
 arif. [687.](#)
 arn (Fluß; Depart.); arn = Garonne (Depart.). [687.](#)
 arnopol. [688.](#)
 arnow (Stadt). [688.](#)
 arnow (Fanny). [688.](#)
 arnowiz. [688.](#)
 arnowfti (Jan). [689.](#)
 arof. [689.](#)
 arpeja. [689.](#)
 arquini. [690.](#)
 arquinius Priscus (Lucius). [690.](#)
 arquinius Superbus (Lucius). [690.](#)
 arragona. [691.](#)
 arfus. [691.](#)
 artan. [691.](#)
 artane. [691.](#)
 artarei und artaren, f. artarei und artaren. [691.](#)
 artarus. [691.](#)
 artini (Giuseppe). [691.](#)
 artifche. [692.](#)
 artufe. [692.](#)
 artchenbuch. [692.](#)
 artchenfpierer. [693.](#)
 artman (Abel). [693.](#)
 artfo (Bernardo). [693.](#)
 artfo (Torquato). [694.](#)
 affoni (Alessandro). [696.](#)
 affe. [697.](#)
 affinn. [697.](#)
 affu (Amable). [697.](#)
 atarei. [698.](#)
 ataren; atarifcher Sprachftamm. [698.](#)
 atianus. [699.](#)
 atiffchew (Familie — Waffilji Nifitiffch — Nikol. — Alex. — Dmitri Pawlowitfch). [699.](#)
 atius (Titus). [700.](#)
 atowiren. [700.](#)
 atra, f. Karpaten. [700.](#)
 alti (Jacopo), f. Sanfovino. [700.](#)
 au, f. auwerk. [700.](#)
 aube. [700.](#)
 aubenpoft. [701.](#)
 auber. [701.](#)
 aubheit. [701.](#)
 aubmann. [702.](#)
 aubftumm. [702.](#)
 aubftummenanftalten. [703.](#)
 aubftummenunterricht. [704.](#)
 aucherglocke. [704.](#)
 aucherfunft. [705.](#)
 achniß (Karl Chriftoph Traug. — Karl Chriftian Phil. — Chriftian Bernh.). [705.](#)
 auenzien (Friedr. Boguslaus Emanuel, Graf von — Heintr. Friedr. Boguslaus von). [706.](#)
 auern. [707.](#)
 aufe. [707.](#)
 aufgefünfte, f. Wiedertäufer. [708.](#)
 aufname. [708.](#)
 aufzeugen, f. Pathen. [709.](#)
 auler (Joh.). [709.](#)
 aunus. [710.](#)
 aurien. [711.](#)
 auris. [712.](#)
 auroggen. [713.](#)
 aurus. [713.](#)
 aushandel, f. Baratthandel. [714.](#)
 aushend und eine Nacht. [714.](#)
 aushendfüße. [715.](#)
 aushendgüldenkraut. [715.](#)
 aushendjähriges Reich, f. Chiffasmus. [715.](#)
 aushendfchönchen, f. Gänseblümchen. [715.](#)
 autologie. [715.](#)
 auwerk. [715.](#)
 awaftehus. [715.](#)
 awernier (Jean Baptiste). [715.](#)
 are; aration. [716.](#)
 aridermie. [716.](#)
 aris, f. Thurn und aris. [717.](#)
 arus. [717.](#)
 aragetus. [717.](#)
 aylor (Jeremy). [717.](#)
 aylor (John). [717.](#)
 aylor (Thom.). [717.](#)
 aylor (Bachary). [718.](#)
 aylor'scher Lehrfah. [718.](#)
 eakholz. [719.](#)
 echnik; echnifch; echnifche Ausdrücke. [719.](#)

- Technologie. [719](#).
 Tef. [720](#).
 Teflenburg. [721](#).
 Te Deum laudamus. [721](#).
 Teetotaller. [721](#).
 Teinu. [721](#).
 Tegea. [721](#).
 Tegernsee. [721](#).
 Tegnér (Gaias). [722](#).
 Teheran. [722](#).
 Tehuantepec. [723](#).
 Teiche. [723](#).
 Tejo, f. Tajo. [724](#).
 Tefmessa. [724](#).
 Telamon. [724](#).
 Telegonos. [724](#).
 Telegraphie. [724](#).
 Telemach. [726](#).
 Telemann (Georg Phil.). [727](#).
 Teleologie. [727](#).
 Telephos. [727](#).
 Teleskop, f. Fernrohr. [727](#).
 Tell (Wilhelm). [727](#).
 Teller (Wilh. Abrah.). [728](#).
 Telley (Gabriel). [728](#).
 Tellur. [729](#).
 Tellurium. [729](#).
 Tellus; Tellurisch; Tellurismus. [729](#).
 Telmessos. [729](#).
 Teltow. [729](#).
 Temes; Temeser Banat. [730](#).
 Temesvar. [730](#).
 Temme (Jodocus). [731](#).
 Tempe. [731](#).
 Tempel. [732](#).
 Tempelherren. [732](#).
 Tempelhoff (Georg Friedr. von). [736](#).
 Tempera. [736](#).
 Temperamente; Temperaments-
 tugenden und Temperaments-
 fehler. [737](#).
 Temperatur. [737](#).
 Tempesta (Pet. Molyn — Anto-
 nio). [737](#).
 Tempiren. [738](#).
 Temple (ber). [738](#).
 Temple (Sir Will.). [738](#).
 Tempier, f. Tempelherren. [739](#).
 Tempo. [739](#).
 Temporalien. [739](#).
 Tempus. [739](#).
 Tenaille. [740](#).
 Tencin (Glaudine Alexandrine
 Guérin de). [740](#).
 Tenedos (Insel; Stadt). [741](#).
 Tenerani (Pietro). [741](#).
 Teneriffa. [741](#).
 Tenesmus. [742](#).
 Teniers (Dav., der Ältere —
 Dav., der Jüngere). [742](#).
 Tennant (Will.). [742](#).
 Tennecker (Christian Ehrenfr. Sei-
 fert von). [743](#).
 Tennemann (Wilh. Gottlieb). [743](#).
 Tennes. [744](#).
 Tennessee. [744](#).
 Tennyson (Alfr. — Freder.). [745](#).
 Tenor. [746](#).
 Tenos. [746](#).
 Tenotomie, f. Sehnen durchschnei-
 dung. [746](#).
 Tentyrais oder Tentyra, f. Den-
 dera. [746](#).
 Tenzel (Wilh. Ernst). [746](#).
 Tenute, f. Hermate. [747](#).
 Teocalli. [747](#).
 Teos. [747](#).
 Tepliz. [747](#).
 Teppiche, f. Tapeten und Tep-
 piche. [748](#).
 Terbium. [748](#).
 Terburg (Gerhard). [748](#).
 Terceira (Insel). [749](#).
 Terceira (Herzog von). [749](#).
 Terebinthe. [750](#).
 Terel; Terelsche Steppe; Terel-
 sche Linie. [750](#).
 Terentianus Maurus. [750](#).
 Terentius (Geschlecht — Gaius
 L. Varro — Terentia — Pu-
 blius L. Varro). [750](#).
 Terentius (Publius). [751](#).
 Terentius Varro, f. Varro. [751](#).
 Termin. [751](#).
 Terminismus. [752](#).
 Terminologie. [752](#).
 Terminus; Terminiren. [752](#).
 Termiten. [752](#).
 Ternate, f. Molukken. [752](#).
 Ternaure (Guill.) Louis, Baron [752](#).
 Terni. [753](#).
 Terpander. [753](#).
 Terpentin. [753](#).
 Terpsichore. [754](#).
 Terracina. [754](#).
 Terra cotta. [754](#).
 Terra di Lavoro. [755](#).
 Terra firma. [755](#).
 Terrain. [755](#).
 Terrasse; Terrassirte Werke. [756](#).
 Territorialsystem. [756](#).
 Territorium; Territorialpolitik. [756](#).
 Terrorismus. [757](#).
 Tertiärformationen. [757](#).
 Tertie. [757](#).
 Tertulia. [757](#).
 Tertullianus (Quintus Septi-
 mius Florens). [757](#).
 Teruel. [758](#).
 Terzett. [758](#).
 Teschen (Fürstenth.; Stadt). [758](#).
 Tessin (Canton). [759](#).
 Tessin (Karl Gustav, Graf). [760](#).
 Testacte und Testeid. [760](#).
 Testament, f. Bibel. [760](#).
 Testament (juristisch). [760](#).
 Teste (Jean Baptiste). [763](#).
 Tetanus, f. Starrkrampf. [763](#).
 Tethys. [763](#).
 Tetrachord. [763](#).
 Tetraeder. [763](#).
 Tetralogie. [763](#).
 Tetrameter. [764](#).
 Tetschen. [764](#).
 Tettenborn (Friedr. Karl, Frei-
 herr von). [764](#).
 Tetuan, f. Fez. [765](#).
 Tezel, f. Tezel. [765](#).
 Teufel. [765](#).
 Teufelsbrücke. [771](#).
 Teufelsdröck, f. Asa foetida. [772](#).
 Teufelsmauer. [772](#).
 Teufros. [772](#).
 Teut. f. Luisco. [772](#).
 Teutoburger Wald. [772](#).
 Teutonen. [773](#).
 Teutsch, f. Deutsch. [773](#).
 Texas. [773](#).
 Terel. [776](#).
 Teplervan der Hüft (Pieter). [776](#).
 Tezel (Joh.). [777](#).
 Thaarup (Thom.). [777](#).
 Thackeray (Will. Makepeace). [777](#).
 Thais. [778](#).
 Thal; Thalbildung. [778](#).
 Thalberg (Sigismund). [778](#).
 Thaler. [779](#).
 Thales. [779](#).
 Thalia. [780](#).
 Thamyris. [780](#).
 Thane. [780](#).
 Thapsacus. [780](#).
 Thapsus. [781](#).
 Thaer (Albr.). [781](#).
 Tharand. [781](#).
 Thasos. [781](#).
 Thassilo. [781](#).
 Thatbestand. [782](#).
 Thatfache. [782](#).
 Thau. [782](#).
 Thaumaturg; Thaumatalogie. [783](#).
 Theano. [783](#).
 Theater. [783](#).
 Theatercoup, f. Coup. [787](#).
 Theaterdichter. [787](#).
 Theatermalerei, f. Decorativa. [787](#).
 Theatiner. [787](#).
 Thebaïs. [788](#).
 Theben (in Aegypten). [788](#).
 Theben (in Griechenland). [789](#).
 Thee. [790](#).
 Theer. [792](#).
 Theilbarkeit. [793](#).
 Theilmaschine. [793](#).
 Thein, f. Caffein. [793](#).



